Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Siebenundsechzigster Band.

~~Heft 24 p 393–432 fehlt.~~

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1909.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. April 1909.

Das Balkanrennen.

Edward hat versucht:

a) Oesterreich einzuschüchtern
(Helfer: Mensdorff in London, Iswolskij in Petersburg, Barrère in Rom)
b) Deutschland aus dem letzten Bündniß zu locken
(Mittel: Konferenzschrecken, Besuch in Berlin, Marokkovertrag)
c) Dadurch als unzuverlässig und muthlos zu erweisen und
d) auch in Osteuropa völlig zu isoliren
(nächste Ziele dann: franko-deutsche Versöhnung; Rumänien nach Karls Tod und Dänemark mit der starken Seefestung unter Briteneinfluß)
e) Rußland einen Erfolg zu schaffen, der Britanien nichts kostet
(Mittel: Diplomatischer Russensieg über den austro-deutschen Bund)
f) Rußland in Südosteuropa, wie in Ostasien, den Weg zu sperren
(Mittel: Meerengenverschluß, Stärkung der Türken und Balkanslaven)
g) Den Musulmanen die britische Hegemonie zu beweisen und sie
h) zum Schutz Indiens um den Union Jack zu schaaren.

hat erreicht: Die erste sichtbare Niederlage seines Regentenlebens.

Iswolskij hat versucht:

a) Rußland als genesen und zur Aktion fähig zu zeigen
b) Der russischen Flotte die Meerengen zu öffnen
c) Rußlands Prestige auf dem Balkan wiederherzustellen
d) An Aehrenthal die Finte, an Bülow die Abfuhr zu rächen.

hat erreicht: Den Ruf eines boshaft wüthenden Narren.

Clemenceau hat versucht:

a) Zwischen Englands und Rußlands Wünschen sich durchzuschlängeln
b) Die nach Osteuropa verliehenen Milliarden zu schützen
c) Die Kriegsgefahr zur Minderung innerer Schwierigkeit zu nützen
d) In Edwards Concern zu bleiben, ohne ihm Etwas zu leisten
e) In der Wirrniß Frankreichs Herrschaft über Marokko zu sichern
f) Briten, Slaven, Türken sich als starken Freund zu empfehlen
g) Dem Deutschen Reich ein zweites Algesiras zu bereiten.

hat erreicht: Alles sub a, b, c, d, e; nichts sub f und g.

Tittoni hat versucht:

a) Den Anspruch auf italienischen Balkanbesitz anzumelden
b) Erweisliche Wahlhandlung zu meiden und
c) sich den Weg (oder Rückweg) ins Lager des Sieges offen zu halten.

hat erreicht: Was er wollte (wenn die Dreibundpartner blind bleiben).

Aehrenthal hat versucht:

a) Franz Josephs Abend mit dem Ruhm des Reichsmehrers zu erhellen
b) Franz Ferdinands Morgen von der Pflicht zu rascher Expansion zu entlasten
c) Oesterreichs Recht auf aktive Politik vor dem Thronwechsel zu sichern
d) Das Selbstbewußtsein der verstimmten Völker zu stärken
e) Habsburg durch einen Südostwall gegen Magyarentrotz zu schirmen
f) Rußlands Ohnmacht auch im europäischen Orient zu erweisen
g) Minen vor die Balkanküste der Adria zu streuen
h) Serben und Bulgaren den Glauben an Rußland und Italien zu nehmen
i) Vom berliner Schlepptau loszukommen und lavirfrei zu werden.

hat erreicht: Alles (nur um höheren Preis, als er gehofft hatte).

Bülow hat versucht:

a) Zu zeigen, was er in der Aera der „Zurückhaltung“ vermag; und
b) daß ihm zu tapferer Politik vorher nur die Freiheit fehlte
c) Den Glauben an Deutschlands Macht, Muth, Treue zu erneuen
d) Den Bund der Westmächte da zu lockern, wo der Knoten nie fest war
e) Die Katholiken durch den Kampf für Oesterreichs Recht zu versöhnen
f) Den Balkanlärm zu stiller Bestattung der Scherifenschmach zu nützen
g) Den Blick der Nation von der Hauptgefahr, dem Flottenfieber, abzulenken
h) Als gekrönter Sieger erst den Riß im Block zu enthüllen
i) Sich als unentbehrlichen Meister der Diplomatie zu bestrahlen
k) Und als treusten Vasallen der verkannten Majestät anzutragen
l) Die Möglichkeit des Bleibens also und guten Abganges vorzubereiten.

hat erreicht: Alles; und den Ruf des bequemsten Dieners wiedererlangt.

Der Kampf um Taine.

I.

Es ist nicht nöthig, ein lautes Geschrei zu erheben, wenn die Kritik das Lebenswerk eines allgemein geschätzten oder gar berühmten Mannes zum Objekt strenger Zergliederung macht. In der Ideenbewegung, die den Kulturgang begleitet, ist die Kritik ein mächtiger Hebel. Sie schafft dem Leben Geltung. Rücksichtlosigkeit gegen traditionelle Werthe ist oft ihre oberste Pflicht. Denn sie peitscht die produktiven Energien wach und verhindert, daß der Historismus, das Sichabfinden mit Gewesenem und nicht selten Verwestem, über das Leben triumphirt. Man kann auf dem Kulturacker nicht bauen, ohne Schutt wegzuräumen. Darüber können nur Romantiker greinen, Menschen mit angenagtem Lebensmuth; Menschen, deren Gehirn bis zur Trübung der Sehschärfe mit Literatur und Papier angefüllt ist. Nur wünschen wir, daß die kritischen Werkzeuge, um nicht Reichthümer zu zerstören, in gewissenhafte und geweihte Hände gerathen. Es giebt kaum ein größeres Weh, als wenn durch Seelenblindheit echte Seelenwerthe zerstört werden.

Von einem solchen Fall blinder Werthzerstörung will ich hier sprechen. Der sie verübt, ist Max Nordau; ihr leidendes Objekt ist Hippolyte Taine, der Kritiker, Aesthetiker, Philosoph, Essayist, Historiker, Humanist, dem bisher, nach der Schätzung durch Berufene, ein hoher Rang unter den schöpferischen Geistern des neunzehnten Jahrhunderts angewiesen war. Im französischen Schriftthum galt er, bis auf Nordau, als König. Er hatte Gegner; natürlich. Er hatte sie seit den ersten starken Erfolgen als Kritiker und Literaturhistoriker. Er hatte sie als metaphysikfeindlicher Philosoph, der, in dem Buch über die menschliche Intelligenz (De l'Intelligence), eine literarisch meisterhafte Darstellung des auf Erfahrung und wissenschaftliche Thatsachenbearbeitung sich gründenden Positivismus gegeben, aber früher schon gegen die eklektische Buchweisheit Victor Cousins eben so erfolgreich wie energisch Opposition gemacht hatte. Und er hatte sie als Methodiker der Literatur- und Kunstgeschichte. Das war weiter nicht erstaunlich. Dem kritischen Scharfblick konnten die Schwächen seiner berühmten (übrigens von Hegel beeinflußten) Milieutheorie nicht entgehen; denn abgesehen von den schwankenden, ja, nebelhaften Bestimmungen der Begriffe „milieu“, „race“, „moment“, mit deren Hilfe das literarische oder künstlerische Werk erklärt werden sollte, war der Versuch vermessen, naturwissenschaftliche Methoden auf den künstlerischen und literarischen Zeugungprozeß (das dunkelste Gebiet menschlicher Lebensäußerungen) bei dem heutigen Stande der Psychologie anwenden zu wollen. An dieser méthode scientifique nahmen besonders die Künstler Anstoß. Flaubert schrieb nach dem Erscheinen der „Geschichte der englischen Literatur“: „Es giebt etwas Anderes in der Kunst als die

Umgebung, in der sie ausgeübt wird, und als die physiologischen Voraussetzungen des Arbeiters. Nach diesem System kann die Gruppe erklärt werden, niemals aber die Individualität, die besonderen Umstände, die uns zu jenem Besonderen machen. Diese Methode führt nothwendig dazu, daß man sich um das Talent gar nicht kümmere. Das Kunstwerk hat nur noch als historisches Dokument Bedeutung." Aber wundervoll war und bleibt der titanische Drang des jungen Taine, den Subjektivismus, Impressionismus, Feuilletonismus der Kritik einzudämmen; und kein Kritiker und Literaturhistoriker wird die Essais de critique et d'histoire (1858) und die „Geschichte der englischen Literatur" unbereichert aus der Hand legen. Manchmal ermüdet das mit unerbittlicher Strenge durchgeführte Verfahren, ein literarhistorsches Problem als Problem der Mechanik behandelt zu sehen. „Hier giebt es", heißt es in der berühmten Vorrede zur Englischen Literaturgeschichte, „überall nur ein Problem der Mechanik: die Gesammtwirkung ist ein durch die Größe und Richtung der sie erzeugenden Kräfte bestimmtes Kompositum". Und in der Anwendung mechanisirt dieser methodologische Panzer oft das Unbestimmbare der Persönlichkeit. Aber trotzdem: Taines Studien, wie die über Balzac, über La Bruyère, über Carlyle, über Prosper Mérimée, brachten den theoretischen Gegner zum Beistummen; statt des verniedlichenden Dilettantismus der Schöngeister wird hier das Lebenswerk einer großen literarischen Persönlichkeit aus den elementarsten Grundkräften ihrer Seele, aus den subjektiven und sozialen Bedingungen ihres Wachsthumes mit überwältigender Folgerichtigkeit abgeleitet, so daß es nicht eigentlich erklärt, wohl aber verstanden wird.

Gegner erwarb Taine sich vor Allem, Gegner in allen Lagern, als er, im Zenith seines gefestigten Ruhmes, das Riesenwerk zu schreiben anfing, durch das er einen dauerhaften Nachruhm begründete: die Ursprünge des zeitgenössischen Frankreich. Es kam in zwanzig Jahren heroischer Arbeit zu Stande und blieb ein Torso. Taine war kein „gelernter" Historiker, er hatte bis dahin nie in Archiven gearbeitet, er hatte nie historische Quellenkritik getrieben, er mußte für die Aufgabe, wie er sie verstand, sich Methoden ersinnen, wie sein natürlicher Scharfsinn und seine eminente logische Schulung sie ihm eingaben: aber als der erste Band die Presse verließ, bewiesen Stürme jubelnder Zustimmung und entrüsteter Abwehr, bewies die Erregung aller am öffentlichen Leben bewußt theilnehmenden Franzosen, daß ein Lebensbuch geschrieben war. Kein Buch, bestimmt, in den Katalogen der Bibliotheken zu figuriren oder die rasch verflauende Sensation einer Zunftclique zu sein; kein Buch, das bloßem intellektuellen Arbeitbedürfniß seine Entstehung dankte; kein der reinen Erkenntnißsphäre gehöriges Elaborat, sondern ein Buch, das über das Morgen die Augen öffnet, indem es das Gestern verstehen lehrt. Kurz: ein Lebensbuch. Beim Fortgang der Veröffentlichung wuchs der öffentliche Antheil; nur kamen

bei jedem neuen Bande, der erschien, die Jasager und die Neinsager aus anderen Lagern. Ein gutes Zeichen für den Werth des Werkes: Taine gestaltet nicht aus der verzwergenden und verzerrenden Optik des Parteimannes. Freundschaften lockerten sich, liebgewordene Beziehungen (wie zur Prinzessin Mathilde) zerrissen, der Volksfreund von gestern wird der Volksfeind von heute: aber von Haß und Gunst der Parteiblinden unberührt, entrückt in die erhabene Sphäre seiner als Schicksal empfundenen Aufgabe, lebte der große Schriftsteller hinfort nur seinem Werk.

So hatte dieser Mann wohl Zweifler und Gegner die Fülle, solche aus Instinkt und solche aus Prinzip, aber sie behandelten ihn mit respektvoller Vorsicht und Behutsamkeit; so sucht man sich, bevor man einen Bergriesen fällt, ja auch sorgsam die Stelle aus, an die man die Axt legt. Aber für die große Gemeinde seiner Bejaher war und ist er der Entfesseler geistiger Energien, der, mit dem blendenden Scheinwerfer seiner historischen Intuition, die letzte große Wegstrecke unserer geschichtlichen und geistigen Entwickelung beleuchtete. Das ganze neuere Geschlecht von Literaturhistorikern, Kritikern, Publizisten hat er, nicht nur in Frankreich, mit erzogen; Die gerade, die am Meisten von ihm abwichen und seine Auffassungen und Werthungen ablehnten, denen seine Methodik zu eng erschien, gerade sie haben ihm den Reichthum seiner Anregungen und die charaktervolle Kraft der Darstellung besonders herzlich gedankt. Ich konstatire jetzt nur; weder prüfe noch beurtheile ich. Neben Ernest Renan stand und steht Taine. Zu beiden Humanisten suchen die neu in die Gemeinschaft der Geister Geborenen ein inneres Verhältniß zu gewinnen. Ihre Lebens- und Weltformeln sind natürlich von der Kritik schon angenagt, Einzelnheiten bröckeln ab, aber ihrem Werk, als Einheit genommen, ist der Odem noch nicht entschwunden: noch greift es auf das Leben über. Brunetière (Evolution de la critique), Monod (Renan, Taine, Michelet), Faguet bestätigen dieses Faktum ihres ungeheuren Einflusses. Davon war hier auszugehen.

II.

Ists nöthig, über Max Nordaus organische Unfähigkeit zur Beurtheilung wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Vorgänge heute noch Worte zu verlieren? Der Mann war längst gezeichnet, ehe Bernard Shaw die Muße fand, ihn als Falschmünzer der Kritik dem Gelächter der Europäer preiszugeben. Sein Buch über die „Entartung“ ist längst als der frechste Versuch erkannt, die Kulturbaumeister des neunzehnten Jahrhunderts als pathologisch geartete Werthzerstörer abzuthun; es wird höchstens noch als abschreckendes Dokument für philisterhafte Ueberhebung, dreiste Moralheuchelei und absolute Kunstfremdheit Nutzen stiften.

Aber sein Urheber lebt noch, wirkt noch; noch späht seine blinde Zer-

störungwuth nach Objekten der Zerfleischung. Kaum hatte daher Nordau (der in Paris lebt) von dem Buch gehört, in dem Professor Aulard von der Sorbonne Taine als Historiker der französischen Revolution (Taine historien de la révolution française) in Grund und Boden kritisirt, als er sich beeilte, die mit aller Vorsicht aufzunehmende Zunftkritik in einen unwiderlegbaren Beweis für Taines Unvermögen als Historiker umzufälschen und in einem Strom aufgeregter Worte deutschen Lesern also zu denunziren:

„Taine macht glauben, daß er Urkunden gelesen hat, und er hat sie größten Theiles nie gesehen und nur in seltenen Fällen flüchtig darin geblättert; er führt Werke von Bouillé, Necker, Bachaumont, Mercier, Boileau an und die von ihm mit scheinbarer Gewissenhaftigkeit angegebenen Seiten enthalten nichts von Dem, worauf er sich beruft: er giebt Stellen zwischen Gänsefüßen wieder und sie sind nicht nur von ihm stilistisch geändert, verkürzt, verstümmelt, umgestellt, sondern häufig in ihr Gegentheil umgekehrt; er verblüfft bei jeder Gelegenheit durch Statistiken und sie sind ausnahmelos aus der Tiefe des Gemüthes geschöpft; er faßt zu einem scheinbar realistischen Bild Züge zusammen, die zeitlich um Jahrzehnte, räumlich um den ganzen Durchmesser Frankreichs auseinander liegen; er greift aufs Gerathewohl eine einzige Thatsache heraus, erfindet sie auch wohl eigens für seinen Bedarf, nicht ohne sie mit gefälschten Hinweisen in Fußnoten zu begründen, und verallgemeinert sie dreist; er läßt royalistische Geheimagenten der fremden Höfe, wie Mallet du Pan, als Gewährsmänner für Vorgänge gelten, die sich vierzig Meilen von ihnen abgespielt haben; er beruft sich fast nur auf erklärte Feinde der Revolution, die alle Verleumdungen der parteifanatischen Schandmäuler ihrer Zeit zusammentrugen, und hat nie die Gewissenhaftigkeit, ihre boshaften Angaben nachzuprüfen, auch wo Dies sehr leicht war. Mit dieser Methode gelangt er dazu, die Männer, die Frankreichs Geschicke von 1789 bis 1798 geleitet haben, als eine Bande Dummköpfe, Strolche und Gauner, als Zwitter von Tiger und Affen, als barfüßiges, lesens- und schreibensunkundiges Gesindel und als Taschendiebe und Gurgelabschneider hinzustellen. Wie dieser Auswurf der Menschheit im Stande war, Großthaten zu vollbringen, die den Zeitgenossen die höchste Bewunderung abnöthigten, siegreiche Kriege zu führen, weise Gesetze zu geben, einen Staat, eine Gesellschaft aufzubauen, die sich durch alle Stürme seit einem Jahrhundert unerschütterlich behaupten: Das versucht er nicht zu erklären. Es konnte nur ein Wunder sein, wenn die Schöpfer der neuen Ordnung wirklich die rohen und verworfenen Bestien waren, die er schilderte Aulard zeigt, wie Alles mit natürlichen Dingen zugegangen ist. Die Bestien der Revolution sind eine zugleich alberne und nichtswürdige Erfindung Taines.“

Nordau giebt Dies, mit schnalzender Genugthuung, als die Summe von Aulards Untersuchung, als die Schlußfolgerung dieses Historikers; aber der Leser, der unseres Schriftstellers Stil kennt, wird sofort den Kern von den unverschämt übertreibenden Zuthaten zu unterscheiden und den objektiven Sachverhalt zu ahnen wissen. Nordau sagt: Aulard hat Taine als bewußten Lügner und Fälscher entlarvt. Aulard sagt: Taines historische Methode war rührend dilettantisch. Er benutzte Quellen, ohne deren objektiven Werth zuvor unter-

sucht zu haben, beruft sich auf Gewährsleute, die Parteimänner waren, auf Zeugen, ohne deren Glaubwürdigkeit zuvor geprüft zu haben; citirt falsch, liest falsch, macht falsche statistische Angaben, natürlich nicht aus triebartig wirkender Unaufrichtigkeit, sondern, weil er das Geheimniß wissenschaftlicher Bearbeitung historischer Quellen nicht erkennt und sich zur strengen Objektivität des Historikers nicht erzogen hatte. Das klingt schon anders. Und dann meint Aulard: Taines historische Beurtheilungen sind vorschnelle Verallgemeinerungen; unsere Kenntniß der Quellen für die Geschichte der Französischen Revolution ist noch ganz minimal, vorläufig existiren erst die Vorarbeiten zu den Vorarbeiten; und Taine hat zu seinem Riesenunternehmen, zu dem in fünf dicken Bänden vorliegenden Fragment der „Ursprünge" „nur" zwanzig Jahre gebraucht.

Das ist der springende Punkt in Aulards Kritik des Historikers Taine: das Urtheil über die Französische Revolution ist noch nicht spruchreif. Erst müßte eine unabsehbare Reihe von Aulards die unabsehbare Reihe von Vorarbeiten erledigt haben, ehe wir ein Recht haben, über den historischen Prozeß, den wir mit dem Sammelnamen der Französischen Revolution belegen, eine Meinung zu haben. Aulard spricht als Quellenforscher und Quellensichter und hat als solcher Recht. Aber der Nachweis, daß Taine kein Archivrath war, ist eben so alt wie der, daß seine literarische Methode in den Händen eines interessanten Mannes höchst interessant, aber nicht, im Kärrnersinn des Wortes, wissenschaftlich ist. In dem vor zehn Jahren geschriebenen achten Band der von Petit de Julleville herausgegebenen Histoire de la Langue et de la Literature française (den der Alleswisser Max Nordau nicht zu kennen braucht) sagt der bekannte Historiker Seignobos von Taine: „Bevor Taine sich ans Studium der Revolution machte, hatte er nur nach gedruckten Dokumenten gearbeitet, und zwar nach solchen, die die Literatur betreffen Sein Vorhaben zwang ihn, Materialien jeder Art zu sammeln. So kam er ins Archiv und hat dort den Rausch der Inedita gekostet (wovon die Vorrede zum Ancien Régime ein Zeugnis rührender Naivetät ablegt); dort hat er sich in einen Archivarbeiter verwandelt: aber in einen unzuverlässigen. Er besitzt keine Methode. Bis auf die verworrenen und lückenhaften Angaben an der Spitze einiger Bände giebt er überhaupt keine Bibliographie. Eben so dilettantisch ist seine Methode der Verweisungen. Ganz abgesehen von der Häufigkeit ungenauer Citate (Taine ist wohl der ungenauste französische Historiker des Jahrhunderts), sind die Verweisungen am Fuß der Seiten so unordentlich vertheilt, daß man zuerst gar nicht weiß, auf welche Textstelle sie Bezug nehmen. Statt jeder Textstelle die Note zuzuweisen, die ihr zum Beweis dienen soll, begnügt er sich oft damit, Bündel von Anmerkungen zu machen, die er, am Seitenende, von Zeit zu Zeit anhängt. Oft ist eine Angabe so unbestimmt, daß sie lächerlich wird. Das Ancien Régime liefert dafür kaum glaubhafte Beispiele. Seite 5:

‚Vergl. passim Gregor von Tours und die Sammlung der Bollandisten.‘ Passim bedeutet hier eine Sammlung von sechzig Seiten in Groß-Folio. Seite 369: ‚Galiani, Korrespondenz, passim.‘“ „Was das Schlimmste ist: er prüft nie den Ursprung der Quellen und die historische Zuverlässigkeit ihrer Verfasser. Erinnerungen und Memoiren giebt er fast den Werth zeitgenössischer Dokumente; zum Beispiel: den sogenannten Mémoires de Bourrienne. So hat er dem Portrait Napoleons Züge beigemischt, die von Phantasieberichten herstammen. Apokryphes Gerede und Anekdotenkram, dramatische Erfindungen, Streit- und Parteischriften und nachgeborene Erinnerungen werden unkritisch als Quellen für den Thatsachenverlauf und die Personencharakteristik verwerthet; der Historiker Taine besitzt eben eine robuste Leichtgläubigkeit.“ In diesen Worten (die, bei diesem Gelehrten, schließlich doch eingeschränkt werden durch die Bewunderung vor dem Werk als Ganzem, vor der historischen Synthese) steckt ungemeine Uebertreibung. Die Berge von petits faits oder faits divers, auf die die Synthese sich gründet, sind kaum ersteigbar Den Quellenwerth im Einzelnen zu prüfen, ging über die menschlich mögliche Arbeitleistung eines Einzelnen; die streng wissenschaftliche Forschung war, auf diesem Gebiet, erst in den Anfängen. Die Benutzung der Archivschätze durch Taine war darum keineswegs willkürlich, denn seine Wegweiser durch dieses Labyrinth war die lebendige Anschauung der ihm von der Jugend her vertrauten Menschen des ancien régime, der Jakobinerherrschaft und des Empire und die beinahe erschöpfende Kenntniß ihrer Literatur, ihrer Philosophie, ihrer Wissenschaft, ihrer Kunst, ihrer Zeitungen, ihrer Korrespondenzen, ihrer Erinnerungen. Man ann sich vorstellen, welche Stütze der wieder aufbauenden historischen Phantasie solche Anschauung und solche Kenntniß sein mußten; und es erscheint nicht übertrieben, wenn Taine erklärt, daß ihn, mitten unter den vergilbten Papieren des Archivs, beim Lesen ihrer verblaßten Schriftzeichen manchmal die Lust anwandelte, mit den Schreibern laut zu sprechen.

III.

Aber es sei. Wir geben Taines archivalische Unzulänglichkeit zu und wissen, was seine Revolutiongeschichte nicht geben kann. Aber was konnte Taine geben? Was geben seine „Ursprünge“ thatsächlich? Ein Psychologie der Revolution. Eine Zergliederung der Seelenverfassung von Volk, Volksführern, Volksverführern, die alle Phasen des staatlichen Umwandlungprozesses begleitet, von der Auflösung der alten Ordnung bis zur Auflösung jeder Ordnung, bis zur Errichtung der neuen Ordnung. Eine Zurückführung aller äußeren Vorgänge auf den Urquell aller gesellschaftlichen Lage- und Gleichgewichtsverschiebungen: den menschlichen Willen und seine unterirdischen Zuflüsse. Alles materielle, sinnfällige Geschehen, nach dessen Raum und Zeit lückenlos erfül-

lender Summe der „eigentliche“ Historiker strebt, ist zunächst doch Pantomime, die aus jenem Urquell verdeutlicht, verlebendigt werden muß, damit das, trotz allen Worten, stumme Spiel als Produkt der Vernunft oder der Unvernunft erscheint. Ein Historiker, der aus den Schutthaufen des „Materials“ die Pantomime nicht herauszuarbeiten versteht, ist . . keiner; ist nur ein Handlanger des Historikers. Einer, der in das Mosaik der Pantomime nicht die symbolischen Züge und Einzelheiten hineinzuarbeiten versteht, ist weder Psycholog noch Künstler, sondern ein Kärrner. Und Einer, der von dem wirren Knäuel der Oberfläche und der krausen Mannichfaltigkeit der Erscheinung den Weg nicht findet bis zum Sitz jener höchsten Vernunft oder Unvernunft, die, je nachdem, über die Geschichte das Licht der Freiheit oder Unfreiheit breitet: Dem fehlt die letzte Weihe des Historikers, nämlich die Gemüthslage, in der der Philosoph der Geschichte wurzelt. Ich weiß nicht, ob es unter allen Geschichtschreibern des neunzehnten Jahrhunderts einen gegeben hat, der von den wesentlichen Eigenschaften seines Berufs, der vom historischen Künstler mehr besessen hat als Hippolyte Taine. Seine archivalische Technik war, trotz zwanzigjährigem heroischen Bemühen, im Handwerkssinn mangelhaft; aber es ist leicht möglich, daß einem Menschen mit Taines Blick für die Symbolik der geschichtlichen Thatsachen, mit seiner Gabe psychologischer Divination, mit seinem Instinkt für die staatbildenden und staatzersetzenden Kräfte niemals die an sich wünschenswerthe mikroskopische Genauigkeit im Einzelnen erreichbar ist. Die ganz großen Historiker sind in den allerseltensten Fällen auch tüchtige Archivräthe, weil in der Natur, um ein drastisches Wort zu brauchen, das Genie und das Talent kaum je vereinigt sind. Die meisten Kritiker Taines fordern im Grunde dieses Unmögliche. Sie weisen ihm nach, daß seine Zettelsammlungen lückenhaft und einzelne Zettel mit ungenauen Angaben versehen waren. Aber Keinem ist der Nachweis gelungen, daß Taines Charakteristiken von Einzelpersönlichkeiten und sozialen Gruppen, seine Art, die Verkettung der Ereignisse dar- und klarzulegen und seine Werthurtheile geschichtlich zu begründen, von den Lücken und Mängeln irgend wesentlich betroffen werden: daß die innere Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit seiner Auffassung und Darstellung davon berührt wird. Woher kommt es, daß „trotzdem“ keiner von seinen unbefangenen Kritikern sich diesem Eindruck entziehen konnte? Es ist nicht wahr, wenn man sagt, dieser Eindruck gehe von Taines Stilkünsten aus. In diesem Riesenbuch von einigen tausend Seiten ist kein Wort, kein Bild, kein Gleichniß Selbstzweck, es enthält keine einzige unsachliche Pointe oder Antithese; wer, statt von diesem bezwingenden Willen zur Sachlichkeit ergriffen zu werden, das eitle Gespreiz des farceur à idée aus Taines Worten abliest, ist einfach sachunverständig oder böswillg. Eben so wenig wahr ist aber die Angabe, diesem Eindruck unterliege nur, wer Taines Tendenzen billige. Nein, er ist auch da wirksam,

wo Einzelheiten, etwa die Charakteristik des Jakobiners und des Jakobinerthums, gemißbilligt werden oder in das Schema der politischen Ueberzeugungen nicht hineinpassen. Das wäre ja unmöglich, wenn die Eindruckskraft einer historischen Darstellung von der unsinnigen Forderung einer lückenlosen Induktion abhinge. Ein Charakter wird nicht begriffen, ein Mensch nicht „erkannt", sein Wesen nicht verstanden, sein Werth nicht gerecht beurtheilt, wenn ich die Summe seiner Handlungen in Händen habe, in denen er sich äußert, sondern, indem ich die gleichgiltigen von den wesentlichen Zügen scheide. Die Summe, die (möglichst vollständige) Induktion trübt den Guckkasten in den Seelenraum; das Verständniß der Geschehnisse, in die der personale Faktor des Universums als Agens eingeht, der Geschichte also, beruht auf einer Induktion und Deutung des qualitativ Wichtigen. Ich brauche nicht sämmtliche Personalakten sämmtlicher Jakobiner zu kennen, um „den" Jakobiner zu erkennen . . Der Geschichtforscher kann, durch seine unverständliche Uebertragung naturgeschichtlicher Methoden auf die Geschichte, dem Geschichtschreiber leicht lästig werden: der Eine sucht Häufung von Kenntnissen, der Andere Erkenntniß. Taine, der naturwissenschaftlich unvergleichlich geschulter als die meisten seiner Kritiker war, rettet die wahrhaft geschichtliche Methode gegen die Pseudomethode, wonach die Geisteswissenschaften zu einem gigantischen Materialspeicher ohne Dach ausgebaut werden.

IV.

Die Auflehnung gegen Taines Geschichtwerk gründet sich aber viel weniger auf seine Methode als auf seine Tendenzen. Der Streit um die Methode ist immerhin noch ein wissenschaftlicher; bei dem Streit um die Tendenz kämpfen einäugige Leidenschaften gegen einander. Dabei haben natürlich die Meister des Bluffs durch große Worte, wie Max Nordau, die meiste Aussicht, die Oeffentliche Meinung in Sachen Taines zu verdunkeln. Seien wir auf der Hut.

Das berühmte Kapitel über die Jakobiner im dritten Band des Werkes ist das beliebteste Kampfobjekt. „Dem" Jakobiner Taines wollen die Kritiker nirgends in Wirklichkeit begegnet sein. Er sei eine böswillige, grotesk übertreibende Verdichtung von Charaktereigenschaften, wie sie sich bei allen möglichen Sorten schwacher oder schadhafter und mit Verbrecherinstinkten begabter Individuen wohl finden mögen, aber nie und nirgends bei einem der führenden Jakobiner thatsächlich sich gefunden haben. Hier trete die sonst eher verschleierte reaktionäre Tendenz des berühmten Schriftstellers grell zu Tag. Diesen Vorwurf halte ich für durchaus ungerecht. Reaktionär sein, heißt: das Gesetz des Lebens, nämlich das Gesetz der Entwickelung, leugnen; bedeutet, ins Politische übersetzt, den Versuch, Rechts- und Staatsformen über die natürliche Dauer ihrer Nützlichkeit hinaus festhalten zu wollen, wodurch das Dasein in der

sozialen Gemeinschaft beengt, geknebelt, gefesselt, verkrüppelt, die Fugen im Bau gelockert, wodurch, statt auf Erhaltung und Befestigung, auf Abbruch gearbeitet wird; bedeutetet, ins Historische übertragen, Vergangenes und Verwestes in der ganzen Zufälligkeit seiner Erscheinungsform, in seiner ganzen Zeitgebundenheit der Gegenwart und Zukunft als Ideal vorhalten und dieses Ideal als Werthmesser gebrauchen. Das soll Taine je gethan haben? Im Leben sicherlich nicht; ihm, dem der Pseudoimperialismus Napoleons des Dritten eine böse Farce war, der er (als Lehrer) die Gefolgschaft versagte, schwebte als Ideal immer die englische Auffassung der politischen Freiheit, der englische Begriff der persönlichen Freiheit vor. Politisch lebte er in der Vorstellungwelt des älteren englischen Liberalismus, der, als Methode der organischen Fortbildung von einem sozialen Zellkern aus, auch der heutigen Demokratie des Inselreiches zu Grunde liegt. Wenn in Frankreich in achtzig Jahren dreizehnmal die Verfassung geändert, die Fundamente des Staatsbaues zerstört und neu gelegt wurden, so ist Das kein Beweis für die Güte der französischen Methode. Die englische Verfassung geht immer von jenem Zellkern aus (noyau primitif et massif nennt ihn Taine); um ihn herum ist das Centralgebäude errichtet; und es wird erweitert oder verändert, je nach den Bedürfnissen seiner Bewohner. Edmund Burke meint, die englische Verfassung sei nie ganz alt und nie ganz neu; und darin liege die Gewähr ihrer Dauerhaftigkeit und Anpassungfähigkeit zugleich. Taine theilt diese Auffassung; Das ist seine einzige Tendenz, wenn wir eine Denkrichtung so nennen wollen, die alle historische Erfahrung und Vernunft für sich hat . . . Die absolutistische Vielregirerei, die Allgegenwart und in die private Sphäre übergreifende Allmacht des Staates waren ihm verhaßt; und in diesem Haß wurzelte seine tiefe Abneigung gegen die Tyrannei der Masse wie des Einzelnen. „Sucht nicht“, sagt er, „in dem Programm der (Jakobiner-) Sekte die beschränkten Vorrechte, die ein stolzer Mensch im Namen der Selbstachtung für sich fordert, nämlich die vollständigen Bürgerrechte sammt ihrem Gefolge politischer Freiheiten, die ihnen als Wächter und Beschützer dienen: die Sicherheit des Gutes und des Blutes, die Stetigkeit des Gesetzes, die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe, die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz und dem Steuerfiskus, die Abschaffung der Vorrechte und der Willkür, die Wahl der Abgeordneten und die vernunftgemäße Verwendung der öffentlichen Gelder, kurz, die kostbaren Bürgschaften, die aus jedem Bürger einen innerhalb seines beschränkten Lebenskreises unverletzlichen Souverain machen, die seine Person und sein Eigenthum vor Bedrückung oder öffentlicher oder privater Brandschätzung schützen, die bewirken, daß er inmitten von Mitstrebern und Gegnern ruhig und ungebeugt seinen Beruf übt, daß er aufrecht und erhobenen Auges seinen Richtern, ja, dem Staate selbst gegenübertritt. Mit einem so kümmerlichen Geschenk (mince cadeau) mögen An-

hänger der englischen Verfassung und der parlamentarischen Monarchie sich zufrieden geben; daraus macht sich die jakobinische Theorie verzweifelt wenig; im Nothfall tritt sie darauf wie auf gemeinen Staub . ." Das soll nach Reaktion schmecken? Das klingt nach der bitteren Beklemmung des in seinem Freiheitstraum Enttäuschten: die Sehnsucht schweift nach England, nicht nach Rußland. Wenn ein solches Bekenntniß seinen Bekenner zum Reaktionären stempelt, dann sind wir alle Reaktionäre; dürfen uns aber des Vorzugs rühmen, den bedeutendsten radikalen Denkern Europas (sofern sie wirkliche Denker sind) beigesellt zu werden. Daß Taine Rousseau, den Verfasser der revolutionären Bibel, zu ihnen nicht gezählt hat, wird parteiisch verzerrt genannt; aber es ist ganz dumm, ihn darum zu den Verkleinerern des hinreißenden genfer Rhetors aus Voreingenommenheit zu rechnen (à la Lemaître etwa); ein politisch so radikaler Denker wie John Morley, Minister für Indien im Kabinett Asquith, einer der intimsten Kenner des vorrevolutionären Frankreichs, muß zugeben, daß keins der großen Schlagworte in Rousseau, die wie Blitze einschlugen, sachlich anständig begründet war. Auf die Impressionen eines leidenschaftlichen Herzens läßt sich ein Staat nicht gründen. Ein Soziologe, der grundsätzlich eine übergangslose Neuordnung im Verhältniß von Natur und Kultur, von Regirern und Regirten für möglich hält, erscheint mir historisch und politisch gerichtet. In der Pädagogik gab Rousseau Anregungen; da wirkte er wohlthätig. Seine Staatslehre war überhastig entworfen und wurde ein Zerrbild des Wirklichen und Möglichen; sie wurde zu einem Pulvermagazin, in das mit der glimmenden Lunte ihrer Leidenschaft Kinder und Erwachsene stürzten. Die Souverainetät des Volkes, die Centralidee des Contrat Social, hat darum (Taine hat Recht, es zu sagen) wie ein schlechter Schnaps ganz Frankreich berauscht („la mauvaise eau-de-vie du Contrat Social"). Sie organisirte sich nicht, wie in England, langsam aber stetig, in Form einer indirekten und nur zeitweilig eingreifenden Kontrole der Regirung durch das Volk, gab sich nicht kund in der Form einer Vertheilung von Vollmachten an ein abgestuftes System von Ausschüssen und Stellvertretungen, sie kristallisirte sich von vorn herein in dem Unbegriff des direkten Mitregirens der ganzen sich souverain gebärdenden Masse und ächtete dadurch jede Unterordnung unter die Sachverständigkeit der selbst gewählten Vertreter und Beamten. So glitten, gleich nach der Einnahme der Bastille, die Zügel der Regirung aus den Händen des wurmstichigen, scheinmächtigen Königthums, das aufgehört hatte, eine Realität zu sein, nicht in die Hände der Nationalversammlung, sondern unter das namenlose Gewimmel der Straße. Die englische Revolution hat keinen Augenblick zur Auflösung aller Regirung, zu asozialen, zu vorsozialen Zuständen, zu Anarchie und Chaos geführt; vielmehr rangen zwei mächtige Realitäten mit einander, der absolutistische, der stuart-centrische Staatsgedanke und die

puritanische Theokratie, der, nach sehr kurzen Geburtwehen, Cromwell das Organon schuf. Das Jakobinerthum aber war die abenteuerlich zusammengewürfelte Intelligenz der Straße, gewaltthätig, grausam, feig, mißtrauisch, eitel; es sog alle individuellen Sonderfreiheiten auf, es machte den Staat zum Vielfraß Leviathan und erstickte durch die Allgegenwart seiner moralischen und politischen Censur jeden freien Athemzug. Seine grausame Strenge und der pedantische Begriffsfanatismus seiner großen Trias Marat, Danton, Robespierre verdeckten einen Abgrund von Frivolität. Selbst der seltsam originale und interessante Danton ist doch nur ein „grandseigneur de la sansculotterie"; maßlos und unbeherrscht, mit einer Stimme, die wie eine Sturmglocke über die Häupter der Masse dröhnt, mit den drohenden Gesten seiner Cyklopenglieder, mit seiner bald wilden und leidenschaftlich glühenden, bald kynischen Beredtsamkeit beherrscht er die Straße doch nur, so lange er ihr dienert. Man kennt ja die Darstellung Taines. Wenn er zeigt, wie die Revolution von allem Anfang die Richtung auf das Jakobinerthum, auf die Straße einschlug, so giebt ihr im Caesarismus endigender Kreislauf und ihre organisatorische Ohnmacht ihm Recht. Es ist kein Verrath an den Ideen der Aufklärung und Humanität (die Taine geliebt hat), der Freiheit und Brüderlichkeit (denen Taine als Idealen gehuldigt hat), wenn gezeigt wird, sie seien durch Verkoppelung mit der Gleichheitraserei um allen Segen gebracht worden. Man nenne solchen Nachweis, der sich auf ein erdrückendes Material und eine luchsäugige Psychologie stützt, tendenziös, aber ein echter Geschichtschreiber, der seine Gesellschaftphilosophie im Kopf trägt und mit der Naturgeschichte des Gesellschaftsthieres vertraut ist, kann gar nicht umhin, das geschichtliche Geschehen nach seinen unmittelbaren Erfolgen und den letzten Lebenszwecken abzuschätzen; doch nur, wenn seine Tendenz die verzwergende eines Parteimannes ist, fällt sie uns lästig. Taine war zum Parteimenschen organisch unfähig; sein Blick war auf früheste Anfänge und fernste Ziele gerichtet, auch wenn seine wissenschaftliche Aufgabe der unmittelbarsten Gegenwart galt. Darum lebt in seinem monumentalen Geschichtwerk ein Geist, der uns packen und lenken wird, auch wenn viel ehrlichere Advokaten als der unselige Nordau die Sache der Archivräthe gegen ihn führen werden.

Dr. Samuel Saenger.

Taine a employé quarante ans d'un labeur ininterrompu à ramener ce qu'il avait le plus cruellement raillé dans l'éclecticisme, c'est-à-dire la subordination de la critique et de l'histoire à la morale. (Brunetière.)

Nachmittag in Florenz.

Täglich fahr ich mit Pietro,
Meinem wohlbeleibten Kutscher
(Und mit seinem Pferdchen Palle,
Welches auch nicht mager ist),

Täglich, nachmittags um Dreie,
Fahr ich auf der alten Straße,
Die sehr steil ist und sehr holprig,
Erst nach San Domenico

Und sodann, vorbei der Villa,
Wo Herr Dante einst verliebt war,
Zwischen hohen Gartenmauern
Nach Florenz. Dort trink ich Thee.

„Wie? Und der Palazzo Pitti?
Accademia? Uffizien?
Biblioteca Laurenziana?
Hast Du nicht nach Schönheit Durst?"

Oh ja. Aber für Museen
Bin ich selten nur in Stimmung.
Denn es sind Konservenbüchsen;
Ihre Schönheit schmeckt nach Blech.

„Wie? die himmlische Tribuna?
Alessandro Botticelli?
Cimabue? Donatello?"
Alle schmecken dort nach Blech.

Lieber wandre ich durch dunkle
Kirchen mit dem Operngucker
Und verrenke Hals und Kopf mir
Nach der dort versteckten Kunst.

Da nur wirkt sie noch ins Leben,
Thront sie noch auf ihrem Throne,
Frei, gebietend, nicht gefangen:
Athmet aus und athmet ein.

Denn ein Kunstwerk braucht den Athem,
Braucht die Luft des thätigen Lebens;
Seine Schönheit wird zum Schemen,
Sperrt man sie vom Leben ab.

Stünde David noch im Freien,
Dort, wohin ihn schuf sein Schöpfer,
Wohl, er wäre nicht so glänzend
Weiß wie jetzt und „fast wie neu";

Aber, grau vielleicht und rissig,
Mitgenommen von Frost und Feuchte,
Leidend, wie das Leben immer
Leiden muß, um ganz zu sein:

Stünd er heldenhaft lebendig,
Sterbend stünd er noch lebendiger,
Herrlicher, strahlender da als jetzt im
Abgemessenen Oberlicht.

„Und verdürbe." Freilich. Alles
Leben muß einmal verderben.
Aber leben soll es, leben:
Wirklich leben, bis es stirbt.

Denkt nicht immer an die Enkel!
Denkt an Euch, wie Jene thaten,
Die ihr Leben sich verschönten,
Bildner ihrer Gegenwart

Dann erst hättet Ihr ein Recht, sie
In die heiligen Leichenkammern
Eurer Pietät zu stecken,
Brauchtet Ihr für Eignes Platz.

Doch genug! Ich geh zu Gilli,
Trinke Thee und esse Kuchen.
Leider bin ich manchmal schwach und
Lese Zeitungen dazu.

Heiliger Marsyas! Noch immer,
Simson Deutschland, sind Philister,
Ach, und was für eine Sorte,
(Frech und bieder) über Dir.

Deine Delila heißt Wohlstand.
Ueppigst hast Du zugenommen.
Wohl bekommt Dein Fett dem Bauche,
Doch dem Hirn bekommt es schlecht.

Und der Seele, ach, der edlen
Deutschen Seele fehlts an Raume,
Scheint es, in dem kolossalen
Corpus, der ganz Masse ist.

Bocke, bocke nicht, Trochäus!
Jetzo mußt Du Zahlen tragen.
Schwer fällt wohl dabei das Tanzen,
Doch Dein Keuchen kündet Ruhm:

Seit dem Jahre achtzehnhundert-
Achtzig stieg von einunddreißig
Theilen unser Kohlenkonsum
Bis auf hundert heut. Respekt!

Der Verbrauch von Weizen hat sich
In der selben Zeit verdoppelt;
Apfelsinen ißt man ditto
Doppelt mehr als dazumal.

Und nun gar der Heckepfennig,
Symbolum des höheren Lebens,
Hat um zweiundachtzig Hundert-
Theile löblich sich vermehrt.

Simson! Simson! Wahr die Haare!
Delilachen liebt die Glatzen!
Selbst die Haare auf den Zähnen
Putzt sie, fürcht ich, Dir noch weg.

Schon hast Du das Byzantinern
Allzu rasch gelernt, schon zieht Dein
Bauch Dich tiefer auf die Erde,
Als es Ehrerbietung heischt.

Treibe andere Gymnastik,
Als nach vorn die Rückenbeuge!
Steige, Simson, wie Du stiegst, als
Michel Deutsch noch mager war.

Cameriere! Cameriere!
„Subito!“ Pagare! „Grazie!“
So. Jetzt geh ich zum Lungarno,
Schöne Damen anzusehn.

Warum nicht? Ich kanns vergnüglich,
Denn ich habe eine Schönre.
Treue ist für Den kein Kunststück,
Der bei jedem Tausch verliert.

Ah, die Gräfin Montignoso!
Na, so, so. Da: die Geliebte
Des viel schönren Gabriele.
(„Rübchen" heißt er eigentlich.)

Nun, nicht übel: Rasse, Feuer,
Gertenbiegsam, große Augen,
Wie sie für die weite Bühnen-
Perspektive nützlich sind

Dort: Amerika. Das ist nun
Nicht mein Fall. Protzt Hygiene.
Resultat der Speisekarte.
Wenig Anmuth, viel Effekt.

England. Aoh! Noch immer schwärmt die
Miß für „ihren" Botticelli.
Engelhaft und englisch giebt ein
Wunderliches Mischprodukt.

Endlich kommt, der ich schon lange
Aufgelauert habe, kommt die
Große Modecourtisane,
Die Bellezza von Florenz.

La Signora Millelire
Heißt man sie. Deß zum Beweise
Trägt sie eine Perlenkette,
Die gewiß nicht billig ist.

Sonst: ich danke. Blos Bellezza.
Ansichtkartenschönheitstypus.
Gut genug für jene Beutel,
Die voll mille lire sind.

Aber nun: o theure Heimath!
Kommt da nicht das süße Gretchen,
Das, weils seinen Hans gefunden,
Schleunigst nach Florenz gemußt?

Ja, sie kommt und, ja, sie lächelt,
Ja, sie ist ganz hin vor Selig-
Keit und großem Glücke, weil sie
Wirklich in Italien ist.

Spotte nicht, verruchter Knabe!
Laß ihr auch das jugendstilig
Künstlerisch empfundene, aber
Praktische Reformkostüm

Ist sie trotzdem nicht recht niedlich?
Frage Dich: wie viele solche
Mündchen, Aeugelchen und Näschen
Haben ehmals Dich entflammt?

Außerdem: „Frühlings Erwachen“
Hat auch Diese tief begriffen
Und sie ist durchaus kein Gretchen
Wie das alte Gretchen mehr.

Neue Jugend! „Jugend“! Präge
Tief es Dir in Dein Gemüthe:
Von der alten „Gartenlaube“
Sind wir absolut befreit.

Auf und greife in die Harfe!
Unser Gretchen ist verwandelt,
Unser Gretchen ist ästhetisch,
Unser Gretchen ist modern.

Sieh, sie geht in einen Laden,
Wo man schöne Marmorsachen
Billig kauft. Nun: Was erstaud sie?
Ha! Ein nacktes Frauenbild!

Schlag die Harfe! Schlag die Harfe!
Denn Germanien ist gerettet.
Zwar: sie kaufte einen Kitsch, doch,
Heil, es war ein nackter Kitsch

Vetturino! „Sissignore“
Nach Fiesole! . . . Die Gäulchen
Brauchen, Gott sei Dank, zwei Stunden,
Bis ich wieder oben bin.

Denn es ist ein schönes Fahren,
Langsam, langsam bis zur Höhe.
Unten liegt wie eine Muschel,
Rosafleischig überhaucht,

Traumhaft, wesenlos, ein sanftes,
Zages Blinken, liegt phantomisch
Diese Stadt der alten, edlen
Phrasenfeindlichen Kultur.

München. Otto Julius Bierbaum.

Die Luftschlacht.*)

Smallways erwachte in der Nacht wieder. Die Kabine lag im Dunkel, ein Luftzug wehte durch und Kurz redete mit sich selber Deutsch. Bert sah ihn undeutlich durchs Fenster, das er aufgeschraubt und geöffnet hatte, hinunterspähen. Das kalte, klare, dünne Licht, das weniger Licht ist als ein Schwinden der Dunkelheit, das tintige Schatten aufs Gesicht wirft und in hoher Luft den Tagesanbruch verkündet, lag auf seinem Gesicht.

„Was ist los?" fragte Bert.

„Still!" sagte der Lieutenant. „Hören Sie nicht?"

Durch die Stille kam das wiederholte Donnern von Kanonen: ein Schuß zwei; dann eine Pause; dann in rascher Reihenfolge drei.

„Alle Wetter!" sagte Bert, „Kanonen!" Im nächsten Augenblick war er neben dem Lieutenant. Das Luftschiff flog noch sehr hoch und drunten das Meer war von einem dünnen Wolkenschleier verhüllt. Der Wind hatte sich gelegt. Bert folgte der Richtung von Kurzens Finger und sah schattenhaft durch den farblosen Schleier erst einen rothen Schein, dann einen raschen rothen Blitz und dann, in einiger Entfernung davon, einen zweiten. Eine Weile schienen es stumme Blitze; erst Sekunden später, wenn man schon aufgehört hatte, darauf zu warten, kam der verspätete Knall. Bum! Bum! Ein Hornruf klang durch das Luftschiff.

Kurz fuhr auf, sagte in aufgeregtem Ton Etwas (immer noch Deutsch) und ging nach der Thür.

„He! Was giebts?" rief Bert. „Was ist?"

Der Lieutenant blieb einen Augenblick unter der Thür stehen. Seine Gestalt hob sich dunkel von dem erleuchteten Gang ab. „Sie bleiben, wo Sie sind, Smallways! Sie bleiben hier und thun gar nichts. Wir kommen in Aktion," erklärte er; und verschwand.

Berts Herz begann, hastig zu schlagen. Er fühlte sich selbst über den kämpfenden Schiffen da unten in der Tiefe hangen. Ob sie wohl im nächsten Augenblick hinabschießen würden wie ein Habicht, der auf einen Vogel stößt? „Alle Wetter!" flüsterte er endlich mit scheuer Stimme.

Bum! Bum! . . . Ganz fern entdeckte er einen zweiten röthlichen Schein, der dem ersten antwortete. Dann fühlte er, daß Etwas auf dem „Vaterland" anders war als bisher; was, konnte er sich nicht erklären. Und plötzlich merkte er, daß die Maschinen zu einem fast unerhörbaren Pochen abgestoppt hatten. Er zwängte seinen Kopf durchs Fenster (es ging gerade noch zur Noth) und sah in der frostigen Luft auch die anderen Luftschiffe zu einer fast unmerklichen Bewegung zurückgestoppt.

Ein zweites Signal ertönte und wurde von Schiff zu Schiff aufgenommen.

---

*) Der Titel klingt ein Bischen zu „aktuell": und das Buch, in dem das hier veröffentlichte Kapitel stehen wird, weicht dem Vorwurf, allzu zeitgemäß zu sein, nicht ängstlich aus. Aber es ist sehr interessant, liest sich leicht und giebt eine klare Vorstellung von Möglichkeiten, die heute überall die Massenhirne beschäftigen. Was dran romanhaft ist, Kleid und Zier, braucht man nicht zu kennen, um den Hauptinhalt des Schlachtenkapitels zu verstehen. Deshalb wars möglich, ein Romanfragment zu veröffentlichen. Das Buch heißt „Der Luftkrieg" und wird bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinen.

Die Lichter erloschen; die Flotte ward zu einer Masse schattenhafter, dunkler Körper in einem intensiv blauen Himmel, der da und dort noch einen vereinzelten Stern zeigte. Lange Zeit, so schien es ihm, hingen sie so; dann kam das Geräusch von Luft, die in das Ballonet gepumpt wurde, und langsam, langsam sank das „Vaterland" hinab zu den Wolken.

Er reckte den Hals, aber er konnte nicht sehen, ob der Rest der Flotte ihnen folge; die überhängenden Gaskammern versperrten ihm den Blick Für eine Weile wurde das Dunkel noch tiefer; der letzte verbleichende Stern schwand vom Horizont und Bert spürte die kalte Nähe der Wolken. Dann, plötzlich, nahm der Schein unten deutliche Umrisse an, ward zur Flamme und das „Vaterland" hielt in seinem Abstieg und hing, beobachtend und selbst unbeobachtet, dicht unter einer treibenden Wolkenschicht, vielleicht tausend Meter über der Schlacht da unten.

In der Nacht waren Gefecht und Rückzug in eine neue Phase getreten. Die Amerikaner hatten die Flügel ihrer zurückgehenden Linie geschickt zu einer Kolonne zusammengezogen, die sich südlich von den langsam sie verfolgenden Deutschen hielt. Dann hatten sie, in der Dunkelheit vor dem Tagesanbruch, gedreht und dampften jetzt in gedrängter Ordnung nordwärts, in der Absicht, die deutsche Schlachtlinie zu durchbrechen und die Flottille anzugreifen, die zur Unterstützung der deutschen Luftflotte auf New York zuhielt. Vieles hatte sich geändert seit dem ersten Zusammenstoß der Flotten. Der amerikanische Admiral, O'Connor, war jetzt vollkommen über die Existenz der Luftschiffe unterrichtet und wandte seine Hauptaufmerksamkeit nicht mehr auf Panama, da er Nachricht hatte, daß die Unterseeflottille aus Key West dort eingetroffen und der „Delaware" und der „Abraham Lincoln", zwei mächtige und ganz moderne Schiffe, schon in Rio Grande, auf der Pacifikseite des Kanals, waren. Eine Kesselexplosion an Bord der „Susquehanna" verzögerte jedoch sein Manöver und der Tagesanbruch fand dieses Schiff so dicht bei der „Weimar" und „Bremen", daß diese Kreuzer sofort das Gefecht eröffneten. Wollte O'Connor sie nicht im Stich lassen, so mußte er mit der ganzen Flotte angreifen. O'Connor wählte die zweite Möglichkeit. Es war kein hoffnungloser Kampf. Die Deutschen standen, obwohl viel zahlreicher und stärker als die Amerikaner, in einer von Flügel zu Flügel fast fünfundvierzig Meilen messenden zerstreuten Linie; ehe sie sich zum Kampf sammeln konnten, hatte die Kolonne von sieben Amerikanern sie vielleicht von einem Ende zum anderen gesprengt.

Der Tag brach grau und umwölkt an und weder die „Bremen" noch die „Weimar" bemerkten, daß sie nicht nur mit der „Susquehanna" zu thun hatten, bis die ganze Kolonne in einer Entfernung von kaum einer Meile oder weniger hinter diesem Schiff aufzog und zum Angriff vorging. So war die Lage der Dinge, als das „Vaterland" in der Luft erschien. Der rothe Schein, den Bert durch die Wolkenwand gesehen hatte, kam von der unglücklichen „Susquehanna"; sie stand fast augenblicklich in Flammen und legte sich auf die Seite, focht aber noch immer mit zwei ihrer Kanonen und dampfte langsam südwärts. „Bremen" und „Weimar", Beide an verschiedenen Stellen getroffen, entfernten sich nach West bei Süd von ihr. Die amerikanische Flotte, an der Spitze der „Theodore Roosevelt", kreuzte hinter ihnen durch und schnitt ihnen den Weg ab, indem sie sich zwischen sie und den großen modernen „Fürst Bismarck" stellte, der von Westen her kam.

Bert kannte natürlich die Namen all dieser Schiffe nicht und hielt, verleitet

durch die Richtung, in der die Kämpfenden vorgingen, lange die Deutschen für die Amerikaner, die Amerikaner für Deutsche. Er sah (wie er glaubte) eine Kolonne von sechs Panzerschiffen drei andere verfolgen, die durch einen Neuankömmling unterstützt wurden; bis schließlich der Umstand, daß die „Bremen" und die „Weimar" auf die „Susquehanna" feuerten, seine Berechnungen über den Haufen warf. Eine Weile war er jetzt ganz verwirrt. Auch betäubte ihn der Lärm der Kanonen; bei jedem schwachen Blitz zitterte sein Herz in Erwartung des darauf folgenden Schlages. Auch sah er diese Kriegsschiffe nicht, wie er gewohnt war, Kriegsschiffe auf Abbildungen zu sehen, im Profil, sondern von oben und sonderbar verkürzt. Fast überall zeigten sie leere Decks; nur da und dort hielten kleine Trupps von Menschen sich hinter stählernen Bollwerken verschanzt. Die langen, beweglichen Mündungen der Kanonen und die ihre dünnen, durchsichtigen Feuerstrahlen ausspeienden Schnellfeuergeschütze der Breitseiten waren so von der Vogelschau aus die Hauptzüge im Bilde. Die Amerikaner, die Turbinendampfer waren, hatten zwei bis vier Schornsteine; die Deutschen gingen tiefer im Wasser und hatten Explosivmaschinen, die jetzt aus irdendeinem Grund ein dumpfes Grollen von sich gaben. In Folge ihrer Dampfpropulsion waren die Amerikaner größer und von eleganterem Bau. Und all diese verkürzten Schiffe sah er da unten schlingern und rollen und ihre Kanonen über riesige, niedere Wellen, unter dem kalten, scharfen Licht des jungen Tages, gegen einander feuern. Das ganze Schauspiel schaukelte sachte mit dem rhythmischen Steigen und Sinken des Luftschiffes hin und her.

Zuerst tauchte von der ganzen fliegenden Flotte nur das „Vaterland" über der Bildfläche drunten auf. Es schwebte hoch über dem „Theodore Roosevelt", indem es mit der vollen Geschwindigkeit des Schiffes Schritt hielt. Es mußte vom Schiff aus manchmal durch die treibenden Wolken deutlich sichtbar sein. Der Rest der deutschen Luftflotte blieb in einer Höhe von sechs- bis siebentausend Fuß über dem Wolkenzelt und unterhielt durch drahtlose Telegraphie einen lebhaften Verkehr mit dem Flaggschiff, ohne sich aber der Artillerie unten auszusetzen.

Es ist ungewiß, zu welchem bestimmten Zeitpunkt die unglücklichen Amerikaner die Gegenwart dieses neuen Faktors im Kampf bemerkten. Kein Bericht darüber ist vorhanden. Wir müssen uns so gut wie möglich vorzustellen versuchen, was es für einen des Kampfes müden Seemann gewesen sein muß, als er beim Emporblicken plötzlich über seinem Kopf diese riesige, lange, stumme Erscheinung erblickte, die bei Weitem größer als jedes Kriegsschiff war und von deren Hintertheil eine große deutsche Flagge wehte. Dann, als der Himmel sich aufhellte, tauchten durch die abziehenden Wolken immer mehr Schiffe im Blau auf, alle in stolzer Verachtung, ohne jede Armirung, ohne Kanonen, und alle in raschem Flug dahineilend, um mit dem Kampf unten Schritt zu halten.

Von Anfang bis zu Ende wurde nicht eine Kanone auf das „Vaterland" abgefeuert; nur wenige Gewehrschüsse. Ein unglücklicher Zufall wars, daß ein Mann an Bord getötet wurde. Das Luftschiff betheiligte sich auch nicht direkt am Kampf; bis zum Schluß. Es schwebte über der dem Untergang geweihten amerikanischen Flotte, während der Prinz (der Kommandeur der deutschen Flotte) durch drahtlose Telegraphie die Bewegungen der anderen Luftschiffe dirigirte. Jetzt eilten der „Vogelstern" und die „Preußen", jedes Luftschiff mit einem halben Dutzend Drachenflieger im Schlepptau, mit voller Fahrgeschwindigkeit herbei, stellten sich an die Spitze und

sanken dann, als sie den Amerikanern etwa um fünf Meilen voraus waren, durch die Wolken abwärts. Der „Theodore Roosevelt“ feuerte sogleich mit seinen großen Kanonen in ihre vordere Barbette; aber die Granaten krepirten weit unter dem „Vogelstern“; und gleich darauf senkte sich ein Dutzend Ein-Mann-Drachenflieger herab, um den Angriff zu beginnen.

Bert, der noch immer den Hals zum Kabinenfenster hinausstreckte, sah diesen ersten Zusammenstoß zwischen Aeroplanen und Panzerschiffen. Er sah die seltsamen deutschen Drachenflieger mit ihren breiten, flachen Flügeln und viereckigen, schachtelförmigen Köpfen, ihren auf Rädern laufenden Rümpfen und ihrem einzelnen Reiter gleich einem Flug Vögel durch die Luft niederstoßen. „Alle Wetter!“ sagte er. Einer rechts kippte plötzlich um, schoß senkrecht in die Luft hinauf, zerplatzte mit einem lauten Knall und flackerte brennend in das Meer hinunter. Ein Anderer stürzte kopfüber ins Wasser und schien, als er die Wellen berührte, in tausend Stücke zu zerspringen. Auf dem Deck des „Theodore Roosevelt“ sah er jetzt kleine Menschen umhereilen, die von oben nur wie Köpfe und Beine aussahen; sie machten sich bereit, auf die Anderen zu schießen. Jetzt schoß die erste Flugmaschine zwischen Bert und das Deck des Amerikaners. Ein Krach: und ihre Bombe schmetterte mitten in die Vorderbarbette. Ein dünnes, kleines Geknatter von Gewehrfeuer antwortete. Bum, bum, bum gingen die Schnellfeuerkanonen der amerikanischen Batterie; und da kam als Antwort auch schon eine Granate vom „Fürst Bismarck“. Dann kam eine zweite, eine dritte Flugmaschine zwischen Bert und das amerikanische Panzerschiff; beide warfen ihre Bomben. Eine vierte, deren Reiter von einer Kugel getroffen war, taumelte abwärts und zerschmetterte in tausend Stücke, explodirte zwischen den Schornsteinen und zertrümmerte sie. Bert sah in einer Sekunde ein kleines schwarzes Wesen von der brennenden Flugmaschine abspringen, gegen den Schornstein anprallen und leblos niederstürzen.

Krach! Eine ungeheure Explosion im Vordertheil des amerikanischen Flaggschiffes. Ein Riesenstück Metall schien sich daraus emporzuheben und in die See zu stürzen. In die Lücke, die es hinterließ, scheuderte ein Drachenflieger eine feuersprühende Bombe. Und dann, einen Augenblick lang, sah Bert, im immer heller werdenden, erbarmunglosen Tageslicht, nur allzu klar: eine Anzahl winziger krampfhaft sich bewegender Animalkula, die im schäumenden Kielwasser des „Theodore Roosevelt“ kämpften. Was war da? Doch nicht Menschen? Doch sicherlich keine Menschen? Mit ihren klammernden Fingern rissen und zerrten die zerschmetterten, ertrinkenden Lebewesen an Berts Seele. „O Gott!“ rief er. Und noch einmal, fast wimmernd: „O Gott!“ Er blickte wieder hin; sie waren verschwunden und der schwarze, durch den letzten Schuß der sinkenden „Bremen“ leicht entstellte Rumpf des „Andrew Jackson“ theilte die Wasser, die sie verschlungen hatten, in zwei gleiche symmetrische Wellenlinien. Ein paar Sekunden lang sah Bert vor blindem, hilflosen Entsetzen überhaupt nichts mehr von der Verwüstung da unten.

Dann flog, mit einem weithin donnernden Getöse, die „Susquehanna“, die einen ganzen speienden Vulkan krachender kleiner Explosionen auf ihrem Rücken zu tragen schien und jetzt drei Meilen oder mehr ostwärts lag, auf und verschwand unmittelbar darauf in kochendem, dampfendem Gischt. Nur aufgewühlte Wasser sah man; dann warf mit furchtbarem Gurgeln die Tiefe Wirbel von Dampf und Luft und Petroleum und Bruchstücke von Segeltuch und Holzwerk und Menschen aus.

Eine Pause entstand jetzt im Gefecht. Eine lange Pause, wie es Bert schien. Er sah nach den Drachenfliegern aus. Die abgeplatteten Trümmer des einen schwammen im Kielwasser des „Monitor“, die anderen waren, Bomben in die amerikanische Kolonne schleudernd, vorbeigezogen. Ein paar waren im Wasser; offenbar unverletzt. Und drei oder vier waren noch in der Luft und kehrten eben in weitem Bogen zu ihren Mutterluftschiffen zurück. Die amerikanischen Kriegsschiffe waren nicht mehr in Kolonnenformation. Der „Theodore Roosevelt“ hatte sich, schwer beschädigt, nach Südosten gewandt; und der „Andrew Jackson“, zwar sehr mitgenommen, aber in seinen Gefechtstheilen unverletzt, schob sich zu seiner Deckung zwischen ihn und den noch frischen und kampffrohen „Fürst Bismarck“. Im Westen erschienen der „Hermann“ und der „Germanicus“; sie kamen in Aktion.

In der Pause nach dem Untergang der „Susquehanna“ vernahm Bert ein schwaches Geräusch; wie das Knarren einer schlechtgeölten, verrosteten Thürangel beim Oeffnen: das Hurrageschrei der Mannschaft des „Fürst Bismarck“. Und dann, noch immer während dieser Pause im Aufruhr, stieg die Sonne empor. Die dunkeln Wasser wurden leuchtend blau und ein Strom goldenen Lichts verklärte die Welt. Es war wie ein plötzliches Lächeln in einer Szene voll Haß und Entsetzen. Der Wolkenschleier war wie durch Zauber verschwunden; und die ganze Unermeßlichkeit der deutschen Luftflotte zeigte sich am Himmel, der Luftflotte, die jetzt auf ihre Beute herabstieß.

Krach! Bum! Krach! Bum! Die Kanonen hoben wieder an. Aber Panzerschiffe waren nicht für den Kampf mit dem Zenit gemacht und das Einzige, was die Amerikaner vermochten, waren da und dort ein paar glückliche Schüsse in einem sonst völlig wirkungslosen Gewehrfeuer. Ihre Kolonne war jetzt ganz gesprengt; der „Theodore Roosevelt“ war, als Wrack, mit kampfunfähigen Verdeckkanonen, hinter der Linie zurückgeblieben; die „Susquehanna“ war gesunken und der „Monitor“ in ernstlicher Gefahr. Er und der „Theodore Roosevelt“ hatten ihr Feuer ganz eingestellt, eben so die „Weimar“ und die „Bremen“. Alle vier Schiffe lagen, in einem Waffenstillstand wider Willen, auf Schußweite neben einander und alle vier hatten noch ihre Flagge aufgezogen. Nur vier amerikanische Schiffe, an der Spitze der „Andrew Jackson“, hielten noch ihren Kurs nach Südosten. Parallel mit ihnen, unter stetem Feuer, dampften der „Fürst Bismarck“, der „Hermann“ und der „Germanicus“ und versuchten, sie zu überholen. In der Luft erhob sich langsam das „Vaterland“ und bereitete sich auf den Schlußakt des Dramas vor.

Jetzt nahmen etwa zwölf Luftschiffe Aufstellung hinter einander und ließen sich dann rasch, aber ohne Hast, in Verfolgung der amerikanischen Flotte durch die Luft nieder. Sie blieben in einer Höhe von zweitausend Fuß oder mehr, bis sie über oder etwas vor dem letzten Panzerschiff standen; dann schossen sie rasch, inmitten eines Kugelregens, nieder und warfen, indem sie ein Wenig schneller gingen als unten das Schiff, einen Hagelschauer von Bomben auf seine mangelhaft geschützten Decks, bis diese eine einzige große Fläche voll detonirender Flammen waren. So zogen die Luftschiffe, eins hinter dem anderen, über die amerikanische Kolonne weg, die noch immer versuchte, den Kampf gegen den „Fürst Bismarck“ den „Hermann“ und den „Germanicus“ fortzusetzen; und jedes Luftschiff brachte neue Verheerung und Verwirrung zu der alten, die sein Vorgänger angerichtet hatte. Das Kanonenfeuer der Amerikaner hörte fast ganz auf; aber noch immer dampften sie

weiter, hartnäckig, unbesiegt, blutig, zerschlagen, in grimmem Widerstand, Kugeln nach den Luftschiffen, speiend und verfolgt von den deutschen Panzerschiffen.

Dann fiel es plötzlich auf, daß die Schlacht ferner rückte und immer kleiner und unhörbarer wurde. Das „Vaterland“ erhob sich durch die Luft, langsam und stumm, bis das Donnern der Kanonen nicht mehr das Herz traf, sondern nur noch, gedämpft durch die Entfernung, ans Ohr schlug und bis die vier stumm gewordenen Schiffe im Osten kleine, ferne Punkte waren. Waren es auch vier? Bert sah nur noch drei der schwimmenden, schwarzen, rauchenden Schiffruinen in der Sonne dort unten. Aber die „Bremen“ hatte zwei Boote ausgesetzt; und auch der „Theodore Roosevelt“ ließ Boote herab, auf die eine Masse von winzigen, kämpfenden, mit den breiten, großen Wellen des Ozeans steigenden und fallenden Pünktchen zutrieb. Das „Vaterland“ folgte der Schlacht nicht länger. Und der ganze hastende Tumult da unten trieb davon, südostwärts, wurde kleiner und kleiner, verstummte mehr und mehr . . . Eins der Luftschiffe lag brennend auf dem Wasser wie ein ferner riesiger Flammenwirbel und weit im Südwesten tauchte erst eins, tauchten dann drei andere deutsche Panzerschiffe auf, die ihren Kameraden zu Hilfe eilten. Ruhig und sicher stieg das „Vaterland“ wieder empor (und mit ihm die ganze Luftflotte) und nahm seinen Kurs auf New York zu. Die Schlacht wurde etwas ganz Kleines, weit Entferntes; ein zufälliges kleines Erlebniß vor dem ersten Frühstück. Sie schrumpfte zusammen zu einer fernen Kette von dunkeln Formen und einem rauchenden gelben Feuerschein, der bald darauf nur noch ein undeutlicher Fleck im weiten Horizont, in dem neuen, hellen Tag und schließlich ganz verschwunden war.

So sah Bert Smallways den ersten Kampf des Luftschiffes und den letzten Kampf der seltsamsten aller Dinge in der ganzen Kriegsgeschichte: der Panzerschiffe, deren Laufbahn mit den schwimmenden Batterien des Kaisers Louis Napoleon im Krimkrieg begann und bei einem ungeheuren Aufwand an menschlicher Energie und an Kosten siebenzig Jahre lang dauerte. Während dieses Zeitraumes produzirte die Welt über zwölftausendfünfhundert dieser seltsamen Ungeheuer, in Klassen, in Typen, in Serien, jedes größer und schwerer und tötlicher als seine Vorgänger. Jedes wurde zuerst als ein Wunder seiner Zeit begrüßt; die meisten werden zuletzt als altes Eisen verkauft. Nur etwa fünf Prozent von allen kämpften jemals in einer Schlacht mit. Einige gingen unter, andere strandeten und sanken, wieder andere rannten einander aus Versehen an und gingen unter. Das Leben zahlloser Menschen, das wundervolle Genie und die Geduld von Tausenden von Ingenieuren und Erfindern, unermeßliche Schätze an Geld und Material wurden in ihrem Dienst verbraucht; verkommene, verhungerte Existenzen auf dem Land, Millionen von Kindern, die zu harter Arbeit gezwungen waren, unzählige unausgenützte, verlorene Gelegenheiten kostbaren Lebens haben wir ihnen zu verdanken. Für sie mußte um jeden Preis Geld beschafft werden: Das war das Gesetz für die Existenz einer Nation in jener seltsamen Zeit. Sie waren die unheimlichsten, die unheilvollsten und kostspieligsten aller Riesenfaulthiere in der ganzen Geschichte der mechanischen Erfindung. Und dann machten billige Apparate aus Gas und Drahtgeflecht, die aus der Luft nach ihnen zielten, ihnen ganz und für immer ein Ende.

Noch nie hatte Bert Smallways so der Vernichtung ins Auge geschaut, noch nie waren ihm Verschwendung und Verherung des Krieges so zum Bewußt-

sein gekommen. Langsam begriff sein aufgeschreckter Geist: auch Dies war Leben! Aus all dem leidenschaftlichen Sturm der Empfindung löste sich, als Haupteindruck, ein Bild: das Bild der Mannschaft des „Theodore Roosevelt", die nach der Explosion der ersten Bombe mit den Wellen gerungen hatte. „Herrgott!" sagte er bei der Erinnerung. Und Das hätten gerade so gut ich und Grubb sein können! Man schlägt um sich und Wasser läuft Einem in den Mund, denke ich mir. Lange wirds ja nicht dauern, glaube ich."

Es drängte ihn, zu sehen, wie das Alles auf Kurz gewirkt habe. Auch fühlte er, daß er hungrig war. Zögernd ging er nach der Thür der Kabine und spähte hinaus in den Gang. Ganz unten, vorn, wo es zur Kantine abging, stand eine kleine Gruppe von Luftschiffern und besah Etwas, das eine Nische ihm verbarg. Einer von ihnen war in dem leichten Taucheranzug, den Bert schon in der Gaskammermansarde gesehen hatte, und er bekam Lust, hinzugehen und sich den Mann und den Helm, den er unter dem Arm trug, näher zu betrachten. Aber als er zu der Nische kam, vergaß er den Helm. Vor ihm auf dem Boden lag der Leichnam des Jungen, den eine Kugel vom „Theodore Roosevelt" getötet hatte. Bert hatte nicht bemerkt, daß überhaupt Kugeln bis zum „Vaterland" emporgedrungen waren; er wußte gar nicht, daß es im Feuer gewesen war. Eine ganze Weile begriff er nicht, was den Jungen getötet hatte; auch erklärte Keiner es ihm.

Der Junge lag noch ganz so, wie er gefallen und gestorben war: die Jacke zerrissen und versengt, das Schulterblatt zerschmettert und vom Rumpf gerissen und die ganze linke Seite des Körpers zerfetzt und zermalmt. Er war voll Blut, Die Leute hörten dem Mann mit dem Helm zu, der Allerlei sprach und auf das runde Loch im Boden und die klaffende Holzverkleidung des Ganges wies, an denen das noch immer bösartige Geschoß den Rest seiner Kraft ausgelassen hatte. Alle Gesichter waren ernst und nachdenklich: Gesichter von blonden, blauäugigen, nüchternen Männern, die an Gehorsam und geordnetes Leben gewöhnt waren und denen dies vernichtete, nasse, jammervolle Etwas, das noch vor Kurzem ihr Kamerad gewesen war, eben so fremd und seltsam schien wie Bert.

Den Gang herab, von der Richtung der kleinen Galerie her, erscholl jetzt lautes Lachen; Jemand sprach (Deutsch) in Tönen höchsten Triumphes. Andere Stimmen von leiserem, respektvollerem Klang antworteten. „Der Prinz!" sagte Einer; und all diese Männer wurden steifer und weniger natürlich. Den Gang herab kamen ein paar Seeoffiziere. An der Spitze Lieutenant Kurz mit einem Pack Papiere in der Hand.

Als er das Ding in der Nische erblickte, stand er stockstill und sein frisches Gesicht ward weiß. „Oh!" sagte er bestürzt. Der Prinz kam dicht hinter ihm und redete über die Schulter weg mit dem Kapitän und dem General von Winterfeld. „He?" sagte er zu Kurz, indem er sich mitten im Satz unterbrach und der Bewegung von Kurzens Hand folgte. Er starrte den zerfetzten Gegenstand in der Nische an und schien einen Augenblick zu überlegen.

Dann machte er eine leichte Handbewegung nach dem Leichnam und wandte sich zum Kapitän. „Fortschaffen!" sagte er und ging weiter, während er in dem eben unterbrochenen Satz fortfuhr.

H. G. Wells.

Gelsenkirchen & Co.

August Thyssen giebt der Welt Räthsel auf. Ende Oktober 1908 hieß es, Thyssen sei totkrank. Als die Verschmelzung Nordstern-Phoenix in die letzte Phase vor dem Guß eingetreten war, lag Thyssen im kölner Augustinerspital. Man zweifelte an seinem Aufkommen; aber er genas. Auch im vorigen Jahr ist der Schloßherr von Landsberg wieder auf die Beine gekommen; und das Erste, was man von ihm seitdem hörte, ist: er scheidet aus dem Aufsichtrath der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft. Vater und Sohn haben, so wird gemeldet, ihre Mandate niedergelegt, weil sie mit dem Handeln der Leiter des Unternehmens nicht einverstanden seien. Das kann sich wohl nur auf die Beschaffung neuen Kapitals für Gelsenkirchen beziehen. Eine andere Version spricht von der Absicht Thyssens, die Gewerkschaft „Deutscher Kaiser", den Stammsitz des mülheimer Stahlkönigs, zu einem großen Concern auszubauen. Deshalb sei er schon vor einigen Monaten von seinem Aufsichtrathsposten beim „Phoenix" zurückgetreten. Nöthig wäre dieser Schritt nicht gewesen. Thyssen brauchte, wenn er wirklich neue Trustpläne hegt, nicht aus den beiden großen Montanconcerns zu scheiden. Die Stellung im Aufsichtrath ist von einem bestimmten Aktienbesitz nicht abhängig; Thyssen könnte also einen Theil seiner gelsenkirchener Aktien abgeben, ohne sich ganz von dem Unternehmen zu trennen. Doch über die Motive wissen wir nichts Genaues. Die Hauptfrage bleibt: Hat August Thyssen, den wir als den stärksten Vertreter des Trustgedankens kannten, wirklich, aus freiem Entschluß, den beiden Montantrusts den Rücken gekehrt?

Von Thyssen selbst wissen wir, daß er bei der Vereinigung der Gesellschaften Nordstern und Phoenix keine „führende Rolle" gespielt hat. Er hat bestritten, als spiritus rector dabei gewirkt zu haben. Die Zusammenschweißung von Gelsenkirchen, Schalke und Rothe Erde galt bisher als ein Werk Augusts des Großen. Sollte man auch da geirrt haben? Sind die Banken, die im Reich der schweren Industrien die Oberherrschaft hatten (man muß sagen „hatten"; denn die Dresdener Bank hat in ihrem letzten Geschäftsbericht festgestellt, daß die Abhängigkeit der Industrie von der Großfinanz der Vergangenheit angehört), stärker gewesen und haben sie ihren Willen gegen die Absichten des Mülheimers durchgesetzt? Kohlensyndikat, Phoenix, Gelsenkirchen: immer hats mit einer Resignation Thyssens geendet; und wer auf diese Etapen zurückblickt, kann annehmen, daß der Wille des Selbstherrschers im Reich der Schächte und Hochöfen anderen Zielen zustrebt, als man bisher vermuthete. In der Aktienwelt herrscht nur, wer sich dauernd die Majorität zu sichern vermag. Dazu gehören bei einem trustartigen Unternehmen sehr große Mittel. Der Amerikaner ersetzt sie manchmal durch den Bluff. Damit kommt man aber bei uns nicht aus. Meist siegen die Finanzriesen, mit ihrer Gefolgschaft von eigenen und erborgten Aktien. Die „Persönlichkeit" kann sich nur dann voll zur Geltung bringen, wenn sie Außenseiter ist. So etwa wie Guido Henckel-Donnersmarck. Der hat sich sein Bollwerk allein aufgebaut und von Bündnissen oder Interessengemeinschaften nie viel erwartet. Vielleicht holt Thyssen jetzt, nachdem er sich von allen Beziehungen zu den vom Großkapital finanzirten Verbänden befreit hat, zum großen Schlag aus. Qui vivra, verra. Jedenfalls ist er seine gelsenkirchener Aktien zu rechter Zeit losgeworden. Eine Kapitalsvermehrung um nominal 46 Millionen (26 Millionen Aktien und 20 Millionen Obligationen) ist keine

Kleinigkeit. Und daß die Ankündung der neuen Finanztransaktion der Börse zugleich mit der Dividendenerklärung von 9 Prozent (gegen 12) gemeldet wurde! hat das Urtheil über die gelsenkirchner Politik nicht gerade gemildert. Der Diskontogesellschaft wurden einige Komplimente versetzt; und wenig schmeichelhafte Vergleiche mit Dortmunder Union und Bochumer Bergwerk wuchsen aus der allgemeinen Erregung hervor. Das war ja noch nicht dagewesen. Mitten in Kriegund Konjunktursorgen platzt ein Koloß mit so unbescheidenem Geldhunger hinein! Die spekulirenden Peripathetiker konnten sich lange nicht beruhigen, obwohl der Ukas der Verwaltung deutlich durchblicken ließ, daß man zur Kapitalserhöhung gezwungen sei. Ende Oktober 1908 deutete ich hier schon an, daß man von Gelsenkirchen Ueberraschungen zu erwarten habe. Fünf Monate mußten wir warten. Vielleicht wollte man dem alten Thyssen Zeit lassen, sich in Ruhe seines Aktienbesitzes zu entledigen, oder erst der Dividendenziffer sicher sein Denn der Kapitalbedarf stammt nicht von heute und gestern. Der Rückgang der Dividende um 3 Prozent war nicht so schlimm wie der Blick auf die Papiermassen des gelsenkirchener Concerns. Nach der neuen Emission werden es 156 Millionen Aktienkapital und 70 Millionen Anleiheschulden sein. Zusammen 226 Millionen. Vornan steht die Firma Friedrich Krupp mit 264 Millionen und hinter Gelsenkirchen kommt Phoenix mit 135 Millionen. Der Trust Gelsenkirchen rangirt also, dem Kapital nach, neben den größten D=Banken. Welche Wandlung in fünf Jahren! In fast beängstigend raschem Tempo ists im Montangewerbe vorwärts gegangen. Sind wir nun schon am Ende? Auf eine Steigerung der Rentabilität ist kaum zu rechnen. Man war bei Gelsenkirchen mit 9 Prozent zufrieden, weil man nur 8 erwartet hatte. Nachdem Jahre lang höhere Dividenden gezahlt worden waren. Das zeigt, wie die Zukunft der Industriewerthe beurtheilt wird. Gelsenkirchen hätte zunächst für die neuen Aktien bis zum Jahr 1912 eine Dividende von je 6 Prozent herauszuwirthschaften. Von 1912 ab sollen die Aktien volle Dividende beziehen. Die nächste Verpflichtung ist also in der Nothwendigkeit eines Mehrgewinnes von 1½ Millionen ausgedrückt, die allein zur Verzinsung der neuen Aktien aufzubringen wären. Die Schuldverschreibungen sollen nach Bedarf ausgegeben werden. Nimmt man an, daß jedes Jahr 10 Millionen bringt, so ergiebt sich eine Zinsenlast (zu 4½ Prozent) von 450 000 Mark im ersten, 900 000 Mark im zweiten und 1,35 Millionen im dritten Jahr. Mit der Aktienrente also 2 bis 3 Millionen, für die der Gesammtertrag aufzukommen hätte. Man sieht, daß es der Gesellschaft nicht leicht werden wird, ihren Aktionären auch nur die Dividende von 9 Prozent auf die Dauer zu sichern. Wenn nicht etwa bei der geplanten Ausdehnung der Verarbeitung eigener Rohstoffe die Betriebsunkosten sich merkbar verringern. Auch werden Perioden guter Konjunktur natürlich die Einnahmen heben. Einstweilen aber wächst nur die Kapitallast beträchtlich. Der Dividendenrückgang bedeutet, bei dem zu verzinsenden Aktienkapital von 130 Millionen, ein lucrum cessans von 3,9 Millionen; die Entwerthung der Aktie (seit Anfang Januar 1909) um rund 12 Prozent aber ist ein damnum emergens von 15½ Millionen. Mit diesen 19½ Millionen bezahlen die Leute, die seit einem Jahr Aktionäre sind, die „Betriebserweiterung".

Die sechzig bis siebenzig Millionen, die jetzt gebraucht werden, sind durch die Umwandlung der Kohlengesellschaft Gelsenkirchen in einen „gemischten" Concern bedingt. Im Anfang produzirte die Gesellschaft nur Kohle und Koks. Seit der

Vereinigung mit Schalke und Rothe Erde ist sie auch Produzentin von Roheisen, Stahl, Halbzeug, Schienen und Trägern. Der Schwerpunkt liegt zwar noch immer beim Kohlensyndikat, wo Gelsenkirchen mit der größten Ziffer betheiligt ist. Nun soll aber auch die Eisenseite verstärkt werden. Die neuen Mittel sollen zur Errichtung neuer Hochöfen und eines neuen Stahlwerkes dienen, damit die Gesellschaft ihre Kokereianlagen und ihre Eisenerzgruben in Luxemburg und Lothringen möglichst rationell ausnutzen kann. Die Ansammlung von Lagerbeständen an Rohstoffen, die bei jedem Konjunkturwechsel fühlbar war, soll dadurch unmöglich gemacht werden, daß alles Roheisen und aller Koks in eigenem Betrieb weiter verarbeitet wird. Diese Vervielfältigung der Großbetriebsproduktion bringt den Werken, die auf die Verfeinerung von Rohstoffen angewiesen sind, eine starke Konkurrenz. Der Gegensatz zwischen den trustartig angelegten Etablissements und den Einzelbetrieben, wie, zum Beispiel, den reinen Walzwerken, wird zu noch schärferem Ausdruck kommen. Die Weiterexistenz der nicht gemischten Unternehmen wird unter den neuen Verhältnissen kaum zu sichern sein. Auch da wird noch viel Kapital verloren gehen, das man zu den Verlusten, die der Konzentrationprozeß mit sich gebracht hat, hinzurechnen muß. Da Gelsenkirchen mit dem Ausbau seiner Anlagen bis zum Jahr 1912 fertig sein will, so ist die künftige Stellung zur Frage der Verlängerung des Stahlwerkverbandes schon skizzirt. Dessen Vertrag läuft am dreißigsten Juni 1912 ab. Der erweiterte gelsenkirchener Concern aber wird natürlich im neuen Vertrag eine wesentlich höhere Betheiligung fordern, als er heute hat. Auch die anderen Gemischtbetriebe werden gezwungen sein, im Lauf der Zeit die Schritte Gelsenkirchens nachzumachen. Vielleicht bewirkt das neue elektrische Verfahren in der Stahlerzeugung und die dadurch möglich gewordene Ausnutzung der in Luxemburg und Lothringen lagernden Minetteerze, daß die Hauptstätten der deutschen Stahlproduktion vom Westen mehr nach dem Südwesten verlegt werden. Das würde das Vorgehen der Gelsenkirchener erklären, aber auch die Vermuthung bestätigen, daß das Finanzgeschäft von Gelsenkirchen nur der Anfang einer ganzen Reihe ähnlicher Transaktionen sein wird. Dem Stahlwerkverband wird, rebus sic stantibus, der Kampf ums Dasein nicht leichter gemacht, als er bei der Erneuerung des Vertrages war. Denn die Tendenz, Einzelconcerns zu schaffen, verschäft sich, wenn die Leistungfähigkeit der einzelnen Betriebe steigt. Im Uebrigen sind die äußeren Umstände, unter denen sich der Wechsel in der Ausgestaltung des Montangewerbes vollzieht, sehr ungünstig. Die Halbjahresabschlüsse der Laurahütte und der Dortmunder Union genügten kaum bescheidenen Ansprüchen. Und die Erläuterungen, die von der Verwaltung der Laurahütte gegeben wurden, klangen nicht heiter. Dann sehe man sich einmal die Kurse an:

	2. Januar 1908	2. Januar 1909	24. März 1909	Dividende
Harpener	194,25	194,75	183,50	11
Gelsenkirchen	184,30	191,60	177,90	9
Phoenix	168,25	178,25	158,30	11
Rheinstahl	160,25	167,30	155,50	11
Laurahütte	216,75	199,90	186,50	10
Bismarckhütte	279,–	257,—	212,—	18
Donnersmarckhütte	289,50	306,—	343,75	17
Kattowitzer	233,—	205,50	241,25	14

Bei den westfälischen Papieren findet man erhebliche Kurseinbußen, die nur zum kleinsten Theil durch politische Sorgen zu erklären sind. Von den Ostelbiern fallen Kattowitzer und Donnersmarckhütte durch starke Mehrbewerthung auf; sie haben sich die Gunst der Spekulation zu erwerben gewußt. Neben der Qualität der beiden Gesellschaften, die in gutem Ertrag (Kattowitz hielt seine Dividende aufrecht; Donnersmarck zahlt drei Prozent mehr als im vorigen Jahr) und in einer sicheren finanziellen Struktur zum Ausdruck kommt, haben Gerüchte über eine angeblich beabsichtigte Fusion mitgewirkt. Bei der Donnersmarckhütte ist auch der Austausch Jarislowsky gegen Deutsche Bank von Bedeutung gewesen. So lange der Bankier Jarislowsky die Geschicke der Hütte lenkte, blühte das Unternehmen im Verborgenen; gewann dadurch vielleicht an innerer Kraft und häufte Offene und Stille Reserven. Dann kam die allgewaltige Deutsche Bank: und die Donnersmarckhütte wurde „modernisirt", die Aktie zur Favoritin der Spekulation und von Konzentrirung und Thesaurirung war seitdem nicht mehr die Rede. Nun wird das Kapital erhöht; und die Donnersmarckhütte bleibt, bis auf Weiteres, der feinste Tip der östlichen Ecke Deutschlands. Oberschlesien ist zu neuem Leben erwacht. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden großen Gruppen, der Oberschlesischen Stahlwerkgesellschaft und der Schlesischen Montangesellschaft, währen schon Wochen lang und man erwartet noch immer große Ueberraschungen. Oberschlesien hat, wie ich hier schon sagte, noch manche Chance vor sich, die für Rheinland-Westfalen nicht mehr gilt. Aber die Basis ist im Osten weniger breit als im Westen und besteht fast nur aus Kohle. Ladon.

Gogol.

„Puschkin stammt aus zwei Wurzeln", sagt Gogol. Die eine nennt er „Lösung von der Erde und der Wesenheit, Streben nach dem Reich körperloser Visionen"; er meint damit das Prinzip des Geistigen, des Körperlosen, Dessen, was man, im Gegensatz zum Heidenthum, mit „Christenthum" bezeichnet. Die andere nennt er: „Gebundensein an die Erde und an den Leib, an die greifbare Wesenheit"; es ist das Prinzip des Körperlichen, Dessen, was man heute noch, im Gegensatz zu „christlich", „heidnisch" nennt. Ob Gogol ahnte, daß diese Analyse auch auf ihn zutrifft? Ob er wußte, daß auch er auf diesen beiden Urprinzipien fußt? „Noch nie habe ich solche heitere Seligkeit gekostet. O Rom! O Italien! Dieser Himmel! . . Diese Luft! . . Ich trinke: und kann mich nicht satttrinken, ich sehe: und kann mich nicht sattsehen. Noch nie war ich so froh, so glücklich."

Gogols Freunde erzählen: Als er in Rom in der Villa Wolkonskij beim alten römischen Aquaedukt lebte, pflegte er ganze Tage unbeweglich, mit glühenden Wangen, auf einer Arkade zu liegen und in den blauen Himmel, auf die herrliche tote Kampagna zu schauen. „Italien ist mein! Rußland, Petersburg, der Schnee, die Schurken, Ministerien, Katheder, Theater: das Alles war nur

ein Traum. Jetzt bin ich in meiner Heimath erwacht." Einen seiner Briefe, datirt er nach der altrömischen Zeitrechnung, statt nach der christlichen: „Im Jahr 2588 nach Roms Erbauung". Er wollte wohl für einen Augenblick die Geburt Christi vergessen und die 1835 Jahre des Christenthums waren für ihn, wie „Rußland, Petersburg, Schnee und die Ministerien", nichts als ein Traum. Natürlich war es nur ein Scherz; wenn wir aber an das damalige Verhältniß Gogols zum Christenthum denken, so bekommt dieser Scherz eine ganz eigene Bedeutung. In dem Brief heißt es weiter: „Als ich Rom zum zweiten Mal sah, hatte ich das Gefühl, es sei meine Heimath, die ich vor Jahren verlassen hatte, in der aber meine Gedanken immer wohnten. Oder so: es ist nicht meine Heimath, sondern die Heimath meiner Seele, das Land, in dem meine Seele noch vor meiner Geburt gelebt hat."

Weder Bethlehem noch Golgatha, sondern „die herrliche tote Kampagna" war die Urheimath Gogols. Das heidnische Alterthum hat er nicht nur erfaßt und gefühlt: er hat in ihm gelebt. So haben wohl nur noch zwei Menschen im neuen Europa, zwei große Apostaten des Christenthums, Goethe und Nietzsche, gelebt. Rom, ῥώμη bedeutet Kraft, körperliche Stärke. Rom ist die größte und letzte Verkörperung eines der zwei Urprinzipien, von denen Gogol bei seiner Beurtheilung Puschkins spricht: Rom ist das stärkste Band, das den Menschengeist an „Erde und Leib, an die greifbare Wesenheit" fesselt: Alles, was früher und später war, erscheint in Vergleich zu Rom gespensterhaft, unkörperlich, imaginär. In Rom zuerst sprach ein Mensch die Worte: „Noch nie habe ich solche heitere Seligkeit gekostet" (Gogol) oder die Worte des goethischen Prometheus. Jedes Geschlecht und jeder Stamm brachte nach Rom, als einen Baustein für das weltumfassende Gebäude, eine besondere Stärke seines Leibes und eine besondere Lust am Sein mit; sie alle kamen mit ihren Göttern unter den irdischen Himmel des heidnischen Pantheons; zum Schlußstein der mächtigen Kuppel aber wurde das Wort: „Die Erde ist ein Himmel, der Mensch ist ein Gott."

In der Tiefe seiner kleinrussischen Kosakenseele, in den Urelementen seines Stammes und seiner Sprache ahnte Gogol, trotz allen „körperlosen Visionen" des Christenthums, Etwas, das dem Christenthum vom Uranfang entgegengesetzt ist: die Lebenslust und die Leibeskraft des Heidenthums, die unerschütterliche Feste des „irdischen Himmels". Aus Petersburg, der Stadt „des Schnees, der Schurken und der Ministerien", schrieb er einmal seinem kiewer Freund Maximowitsch: „Bei Gott, wir sind den Urelementen ganz schrecklich entfremdet! Wir können jetzt das Leben nicht mehr so leicht nehmen wie die alten Kosaken. Hast Du jemals versucht, morgens beim Aufstehen im Nachthemd einen Tanz aufzuführen? Höre, Bruder: wenn all das Traurige und Freudlose, das in unseren Seelen aufgespeichert liegt, herauskönnte, weiß der Teufel, was dann geschähe! Je stärker die alte Trauer an der Seele rührt,

desto lauter sei der neue Jubel. Etwas Vorzügliches giebt es in der Welt: eine Flasche guten Weines. Entkorke sie und gleich nach dem ersten Glas wirst Du neues Leben in Dir spüren. Am anderen Tag aber rühre Dich und arbeite mit eiserner Kraft." Diese „eiserne Kraft" heißt in der Sprache des vollendeten Weltbewußtseins ῥώμη, Rom; in der Sprache des Elementar-Unbewußten „Gebundensein eines jeden Volkes an sein Land und an seinen Leib", an seine heidnische Urnatur. Gogol scherzt freilich auch hier; doch klingt auch in diesem Scherz die selbe Sehnsucht nach seiner alten Heimath, die Sehnsucht, mit der er in die herrliche tote Kampagna blickt.

Aus diesen Urquellen kommt Gogols Lachen. „Die ausgelassene Lustigkeit, die in meinen ersten Werken bemerkt wurde, entsprach einem seelischen Bedürfniß. Mich überfiel oft eine unerklärliche Trauer. Um mich selbst zu zerstreuen, erfand ich nun all das Komische, das ich überhaupt erfinden konnte. Ich erfand komische Personen und Charaktere und brachte sie in komische Situationen, ohne dabei an den Zweck und den Sinn dieses Thuns zu denken. Meine Jugend reizte mich." Später, als er diesen Urquellen ferner war, wurde sein Lachen zu einem „Lachen durch Thränen", zu einem grausamen Werkzeug eines grausamen Wissens, zu einem Anatomenmesser, mit dem er das Leben wie eine Leiche aufschlitzt. Im Anfang war es aber nur ein Lachen des Lachens wegen, ein Ueberfluß an Leben, Jugend und Freude. Er berauschte sich an seinem Lachen wie an Wein; er wärmte sich an ihm bei der petersburger Kälte, wie an den Strahlen seiner heimathlichen kleinrussischen oder römischen Sonne. Jedenfalls ist Gogol als junger Kosake, der im Hemd einen lustigen Tanz aufführt, eben so echt und bedeutend wie als griesgrämiger Mönch, der von den körperlosen Visionen und von den Schrecken des Jenseits predigt.

Aus diesem Urheidenthum stammt auch seine sonderbare teuflische Wollust, die so graß von unserem christlichen Begriff des geheiligten Ehebettes absticht.

Ein Biograph sagt: „Ich glaube, daß Gogol nie Etwas von der Liebe zu einem Weibe gewußt hat." Man kann auch wirklich in der ganzen Lebensgeschichte Gogols nichts von Liebe oder Verliebtsein entdecken. Der Arzt, der ihn vor seinem Tode behandelte, bezeugt: „Er hat seit langer Zeit keinen Geschlechtsverkehr gehabt und behauptet, nie ein besonderes Verlangen nach noch eine große Befriedigung in solchem Verkehr gefunden zu haben." Der junge Gogol schrieb einmal an einen verliebten Freund: „Ich verstehe recht gut Deinen seelischen Zustand und fühle mit Dir, obwohl mich das Schicksal bisher vor ähnlichen Erlebnissen bewahrt hat. Und ich bin ihm dankbar: hätte ich Feuer gefangen, so wäre ich im Nu zu Asche verbrannt." In der Erzählung „Wij" finden wir eine charakteristische Stelle. Das schöne Hexenfräulein kommt in den Stall, wo der Knecht Mikita gerade ein Pferd putzt. „Laß einmal, Mikita", sagt sie zu ihm, „ich will mein Füßchen auf Deinen Nacken setzen." Der dumme Mikita

freut sich und sagt: „Nicht nur Dein Füßchen darfst Du draufsetzen: kannst auch ganz aufsteigen." Das Fräulein hob den Fuß, und als er das nackte, stramme weiße Bein sah, war er wie behext. Der Narr krümmte den Rücken, faßte mit beiden Händen ihre nackten Beine und begann, wie ein Pferd zu galopiren; wo sie mit ihm bei diesem Ritt überall hinkam, wußte er nicht mehr; doch als er heimkam, war er halbtot und von diesem Tag an ging es mit ihm bergab, er magerte ab, glich bald einem Spahn, und als man einmal im Stall nach ihm suchte, fand man nichts als ein Häuflein Asche und einen leeren Eimer: er war verbrannt, ganz von selbst verbrannt!" Klingt es nicht wie eine Wiederholung des Bekenntnisses Gogols: „Ich wäre im Nu zu Asche verbrannt", wie der arme Knecht Mikita? „Zu meinem Glück", fährt Gogol fort, „hatte ich Willenskraft genug, um der Versuchung, in den Abgrund zu schauen, widerstehen zu können." Die Macht, die ihn den Frauen fern hält, ist keine Schwäche, sondern eine ganz besondere Form orgiastischer Wollust; ein Schweigen bedeutet nicht den Tod, sondern eine übermäßige Fülle, eine schwüle Ruhe, eine Gewitterspannung des Geschlechtes. „Als der Philosoph Choma Brut mit der Hexe auf dem Nacken durch die Lüfte flog, sah er tief unten im Teich ein Nixlein auftauchen, er sah ihren Rücken und ihr Bein, sie war voll herrlicher Rundungen, ganz elastisch, wie aus zitternden Lichtstrahlen geboren. Ihre weichen Brüste leuchten matt wie ungebranntes Porzellan, ganz diaphan im Sonnenlicht. Sie bebt und lacht im Wasser. ‚Was ist denn?' denkt der Philosoph im Vorbeifliegen. Schweiß rinnt von ihm in Strömen, er hat ein teuflisch-süßes Gefühl einer durchdringenden, quälenden Wollust." „Die Jungfrau leuchtet im Wasser wie in einem gläsernen Hemd; ihre Lippen lächeln, ihre Wangen glühen, ihre Augen locken Einem die Seele aus dem Leibe . . . Sie verbrennt in Liebe, sie küßt Dich tot . . . Entfliehe, Du Christenmensch!" Das ist doch die äußerste Grenze der Wollust, die eben so schrecklich ist wie die äußerste Grenze des Lebens. „Im zarten silberweißen Nebel huschten Mädchenleiber, leicht wie Schatten. Wie aus durchsichtigen Wolken waren sie gemeißelt und der silberne Mond durchleuchtete sie." („Mainacht"). Diese weißen durchsichtigen Mädchenleiber verfolgen Gogol überall; selbst auf dem Gouverneur-Ball in den „Toten Seelen" taucht neben Tschitschikow ein junges Mädchen auf: „sie war allein weiß und durchsichtig in der trüben und undurchsichtigen Menge, wie eine Vision aus einer anderen Welt, wie ein Nixlein im trüben, dunklen Teich". Diese „durchsichtigen, leuchtenden, aus Wolken gemeißelten" Nixenleiber sind von der selben Art wie die Leiber der alten Götter; es ist das selbe mystisch-wirkliche, beseelte Fleisch, der stärkste Gegensatz zu der „christlichen" fleischlosen Geistigkeit; leicht und doch unvergänglich fest, wie die „Feste" des Himmels. Dies ist auch die eine der zwei „Urquellen", die sich in Gogol vereinigen; es ist das Prinzip des Fleisches.

„Bei einer Nixe", fährt der Erzähler fort, „war der Leib nicht so durchsichtig wie bei den anderen: in seinem Innern war ein schwarzer Kern." Auch in Gogol, in der heidnischen Urquelle seiner Lustigkeit und seines Lachens steckt ein solcher schwarzer Kern. Es ist der schwarze Punkt, in dem sich die beiden Welten, die beiden Pole berühren und den grenzenlosen mystischen Schrecken gebären. Einen solchen Punkt giebt es auch schon im alten Hellas: auch dort erklingt in der heitersten, seligsten Stunde des Mittags ein entsetzlicher Schrei, ein geheimnißvoller Ruf: die Stimme Pans, vor der alles Lebende in namenlosem Grauen entflieht. Gogol kennt diese Stimme: „Ich habe diesen Ruf schon oft in meiner Kindheit gehört: manchmal hörte ich hinter mir ganz deutlich meinen Namen nennen. Das geschah in den heitersten sonnigen Tagen, als sich kein Blatt rührte, keine Grille die Ruhe störte und kein Mensch in der Nähe war. Aber selbst die wildeste Gewitternacht im Walde mit der ganzen Hölle der Elemente könnte mich nicht so erschrecken wie diese grauenhafte Stille unter dem wolkenlosen Himmel. Ich lief keuchend und zitternd aus dem Garten und beruhigte mich erst, wenn ich irgendeinem Menschen begegnete, dessen Gegenwart mich von der schrecklichen seelischen Leere befreite." („Gutsbesitzer der guten alten Zeit.")

Der Sinn des „panischen" Schrecken wurde erst an dem Tag offenbar, an dem Christus geboren wurde und der große Pan starb. Das Ende des Heidenthums ist der Anfang des Christenthums; das Ende des Irdischen der Anfang des Himmlischen: das Ende des Fleisches der Anfang Dessen, was jenseits vom Fleische liegt.

Den schrecklichen „geheimnißvollen Ruf" hört Gogol auch in Puschkins Dichtung. Er sagt: „Der Dichter war ganz vom Anblick des Kasbek, auf dessen Gipfel ein Kloster liegt, hingerissen; das Kloster erschien ihm als eine im Himmel schwebende Arche:

O Hafen, heiß ersehnt und fern!
Ich strebe zu der Gnadenquelle,
Will aus den Schluchten mich befrein
Und in der lichten Wolkenzelle
Dem Schöpfer ewig nahe sein!"

(Puschkin: Das Kloster auf dem Kasbek.)

Hier liegt die zweite der Urquellen, die er in Puschkin fließen hörte. Sie kam auch später in Gogol zum Durchbruch; und mit viel größerer Wucht als bei Puschkin. Im Jahr 1842, am Vorabend seiner Bekehrung zum Christenthum, schrieb er: „Ich bin nicht für den Lärm des Alltags bestimmt; mit jedem Tag und mit jeder Stunde bin ich mehr davon überzeugt, daß es kein besseres Los auf Erden giebt als das Los des Mönches." Es zog ihn in Puschkins „lichte Wolkenzelle" hin. In der Stille des heidnischen Sommertages hört er plötzlich, wie Jemand seinen Namen nennt; schrecklich war dieser Ruf aus der anderen Welt, denn er bedeutete Gogols Tod.

Moskau. Dmitrij Mereschkowskij.

II.

Mit dem Herbst zog 1829 ein junger Bursch in Petersburg ein. Er zählte kaum zwanzig Jahre, war klein und unscheinbar, mit kurzen Beinen und langem Rumpf und einem Gesicht, in dem auf den ersten Blick nur die große Nase und eine dicke Haarsträhne merkwürdig erschienen; die ungeberdige Strähne verdeckte fast immer die Stirn und später erst, bei genauer Betrachtung, sah man in den kleinen bräunlichen Augen einen unruhigen Feuerschein blinken, den Reflex nagender Neugier und sehnsüchtiger Schwärmerei, der das Fuchsgesichtchen des Kleinen gar seltsam bestrahlte; dazu eine unappetitliche Kleidung und die Leuteschеu des ängstlichen Provinzialen, der nach der Hauptstadt gekommen ist, um Bekanntschaften anzuknüpfen und sein Glück zu machen, und der nun schüchtern doch vor jeder Berührung mit Fremden erzittert. Kein Held also für galante Händel, kein Hätschelhündchen für müßige Damen; nur ein armer, blöder Junge, der in der Residenz des schrecklich großen Nikolaus einen Tshin, irgend ein Aemtchen erhaschen wollte. Er kam vom Süden, aus der Ukraine, dem Wunderlande, das Türken und Polen beherrscht und verhaust haben und das die Spuren orientalisch lärmender Prunkherrlichkeit bis heute bewahrt hat. Da war, in der Gegend von Poltawa, unser Nikolaus Wassiljewitsch Gogol geboren worden, da hatte er, ein Kind kriegerischer Kosakenhorden, die Jugendjahre verlebt: im Sommer auf der duftenden Steppe, die der Blick weithin übersieht, im Winter im armsäligen Häuschen, hinter verkitteten Fenstern. Nun suchte er staunend sich in der künstlichen Schöpfung Peters zurecht. Alles war ihm fremd: das Klima, die Stadt, die Menschen und Sitten. Nur die Einheit im orthodoxen Griechenglauben hält Kleinrussen und Moskowiter zusammen; und allzu viel Frömmigkeit brachte der Enkel der wilden Saporoger aus der Heimath nicht mit. Er war nicht heiter, eher für die Nachtseite des Lebens bestimmt; aber aus der süßen Melancholie, in der ihm am Wohlsten war, flackerte mitunter doch eine flüchtige Ausgelassenheit auf, eine Lust an boshaftem Spaß und grinsender Vergnüglichkeit. Der Großrusse, der von Europens Kultur nicht betünchte, ist schwerfällig und bedächtig und seine zähe Bauernschlauheit weicht nur in den langen Räuschen und wüsten Wollüsten der Festtage, die der Kirchenkalender oder der Branntweindurst ihm bezeichnet; der Kleinrusse ist südländisch leichtsinnig und launenhaft, immer zu jähen Entschlüssen bereit, um den nächsten Morgen stets unbekümmert, ein Phantast, dem in das letzte Kichern schon die erste Thräne rollt, nicht ein ruhig rechnender Geschäftsmann. Nikolaus Gogol hatte sich den jungen Kopf mit glänzenden Soldatengeschichten und roman-

tischen Kosakenabenteuern vollgepfropft, mit Familiensagen, die ihm die einbildnerische Kraft mächtig erregten: und sollte nun Akten schreiben und im Verwaltungdienst langsam die Leiter erklimmen; er war unter frohen Menschen am Asowmeer ein freier Bursche gewesen und sollte im Großrußland des Schreckenspatriarchen nun ein kümmerlicher Tshinownik sein.

Das ging nicht lange. In das eintönige Federgekratze der Schreibstube summten die Volksweisen der Steppenrhapsoden lockend hinein und schmeichelten den Gefesselten aus dem engen Gefängniß. Die bunte Bühnenwelt schien auch diesem Lechzenden zuerst eine Stätte phantastischer Freiheit: Erscheinung und Stimme reichten zum Schauspieler nicht aus. Er wollte Erzieher werden: in den Häusern des Adels wurde der Scheue nicht heimisch; der Suchende konnte kein Führer sein. Von der Katheder, dachte er, kann Jugend auf Jugend wirken: nach der Antrittsvorlesung war sein Feuer verflackert. Was nun? Ein Nothhafen nur winkte dem Schiffbrüchigen, ein Beruf, der die Freiheit des Geistes und die Möglichkeit weiter Wirkung vereinen konnte: die Literatur; sie ist immer das letzte Asyl, die Zufluchtstätte der Verzweifelnden; sie nährt, redlich oder auch unredlich, Schaaren von Deklassirten und krönt aus der Masse den Einen, der für die Sendung auserwählt ist. Eines schönen Tages war Nikolaus Gogol ein bei den Zeitunglesern beliebter Geschichtenerzähler geworden, Shukowskij und Puschkin nahmen sich des Kosakensprossen an, — und nun ging es in raschen Sprüngen bergauf: er war nach Petersburg gekommen, um ein kleiner Beamter zu werden, und wurde ein großer Dichter.

Ein Dichter war damals, in den dreißiger Jahren, ein wüster, ein höchst genialischer Herr, der die Weiber am Narrenseil führte, die Nächte am Spieltisch verschlemmte und bei Tage neben dem Absynthglas rasch ein paar rasselnde Verse hinkritzelte. Byron und Musset waren die großen Muster, denen die Kleinen nacheifern mochten und von denen auch die Ausgewachsenen sich in allen Landen bethören ließen. Ein Dichter von 1830 mußte den romantischen Helmbusch tragen, mit Göttern und Helden auf Du und Du stehen und die Sittengrenzen der Bürgerlichkeit herrenmoralich verachten; sonst wurde er nicht für voll angesehen. Es war die Zeit des Kainszeichens und des Künstlermartyriums: der vom düster drohenden Verhängniß Betroffene trieb sich als Seher und Künder traurig umher und die besten Weine und die schönsten Mädchen waren gerade gut und schmackhaft genug, um dem unter der Genielast Keuchenden die Erdenwanderung zu erleichtern. Nationale Verschiedenheiten wurden, da man von der Geburt Rousseaus und des Liberalismus eine neue Aera für die beglückte Menschheit datirte, nicht anerkannt und die Romantiker-

uniform verbarg wirklich dem an der Oberfläche haftenden Blick die Unterschiede im Wuchs und im Wesen. Die nationalen Merkmale verschwimmen jedesmal, wenn ein großes, ein, wie man früher gern sagte, allgemein menschliches Ziel die Geister verlockt, ein politisches oder soziales; wir suchen sie heute, im Zeitalter der internationalen Klassenkämpfe, wieder vergebens und die Franzosen lächelten leise, als sie in dem Dichter der Weber einen unter dem Germinaleichen gezeugten Landsmann erkannten. In den dreißiger Jahren hatten Chateaubriand, die Sand und Heine der Romantik noch nicht die Wendung ins Sozialreformatorische gegeben; um politische Ideale, die wir heute kühl belächeln sehen, tobten damals noch hitzige Kämpfe und die Gedankenwelt der Encyklopädisten und Robespierristen wirkte durch ganz Europa als große Gleichmacherin. Alten Vorurtheilen und entsittlichter Sitte wurde der Krieg erklärt, auf feudale Verschanzungen der Sturm gewagt und die neue Botschaft vom herrlichen Leben in Freiheit und Gleichheit verkündet. Die Poeten schritten in schillernder Pracht den Kämpfern voran und zeigten in bunten Bildern die gewandelte Welt. Eine Welt, die selbst in der Dichtung nur nach Bonaparte möglich erschien; Lakaien freiten da Prinzessinnen, blasirte Lords höhnten Gott und den Teufel und lüstern welkenden Dirnen wurde eine neue Jungfernschaft angeliebt. Die europäische Dichtung sah aus wie eine Stube beim Großreinmachen: kunterbunt war der Hausrath durcheinandergethürmt, an den Fenstern fehlten die Gardinen und der Fußboden verschwand fast in lauem Thränengewässer. Die Dichter aber lachten der Verwirrung und meinten, sie fänden sich schon zurecht, viel besser sogar als in der ordentlichen Korrektheit, und die Anderen, die Nichtgenialen, sollten eben sehen, wo sie blieben. Als sie Das vernahmen, wurden diese Anderen doch ein Bischen unruhig, weil sie merkten, daß es mit der Gleichheit wieder einmal nichts war, daß seit den Tagen der Feudalherrschaft und der Klassiker nur der Kleiderschnitt sich verändert hatte und daß statt des Rechtes der Legitimität nun das Recht des Genies und der Leidenschaft gelten sollte. Und diese Anderen waren die Mehrheit.

Da begann, ganz leise zuerst, die Abkehr von der Romantik. Victor Hugo merkte in seiner Gottähnlichkeit nichts davon, als er Cromwell und Hernani schrieb und in pathetischen Vorreden dem Erdkreis meldete, die einzig wahre, einzig beglückende Dichtung sei jetzt erst erfunden. Ihn trug der Zaubermantel des lyrischen Magus noch bis zum höchsten Ruhmesthron in den Wolken empor; unten aber, im nächtigen Reich der Schwarzalben, rüsteten schon die Erben und zwangen, nicht sehr viel später, auch den Prunksüchtigen, von Maria Tudor und Don Carlos den stilleren Pfad zu den Travailleurs de

la mer und den Misérables zu suchen. Man war mit romantischen Abenteuerlichkeiten überfüttert worden: nun wollte dem müden Gaumen die gepfefferte Kost nicht mehr munden; von den Großen und Genialen hatte man lange genug Ueberschwängliches gehört: nun heischten die Kleinen und Mittelmäßigen ihr Recht; eine geputzte Menschheit war durch die Dichtung stolzirt: nun sollte der wattirte Romantikerrock in die Rumpelkammer wandern und die Volksindividualität in natürlichem Wuchs sich enthüllen. Die Großindustrie und die Bourgeoisie waren, in frühen Formen vorläufig, entstanden, die Hörigen mußten, um brauchbar zu sein, jetzt Etwas lernen und das demokratisirte Gewimmel mochte von Helden und Fürsten und Geniemärtyrern einstweilen nun nichts mehr hören. Dickens und Balzac wurden die Deuter der neuen Zeit in Europa; und in Rußland erwuchs der erste russische Dichter. Rußland hatte bis dahin die literarische Mode Europas mitgemacht; unter Katharina war der Encyklopädistengeist in die dünne Oberschicht des Zarenreiches eingedrungen, Wisins leichte Lustspielsatiren fanden rasche Erfolge und Dershawin hatte auf Kommando ein Hofodendichtung geschaffen; dann waren zwei starke und feine Lyriker erstanden, Puschkin und Lermontow, die sich romantisch vermummten und zu früh starben, um aus den Banden des europäischen Liberalismus ihre russische Seele retten zu können. Jetzt erst, als in Europa das Sehnen nach schlichter Wahrhaftigkeit und deutlich bestimmten Zuständen die parfumirte Literatur einer Fabelwelt über den Haufen wehte, jetzt erst erwachte auch der slavische Genius aus seinem Schlummer und neben dem großen Kritiker Bjelinskij reckte der große Dichter Gogol sich auf.

Es roch in Rußland damals garnicht nach neuer Literatur. Zwar, ganz so schlimm war der erste Nikolaus nicht, wie er jetzt durch die Legende schreitet: er schwang nicht nur das Stöckchen, sondern liebte auch die Ilias, die in manchem modernen Lande manchem Minister wohl ein Buch mit sieben Siegeln ist, und es geschah ihm, daß er im Kreis der homerischen Helden den Beginn eines Hofballes verträumte. Behaglich war aber die Atmosphäre nach dem Dekabristenaufstand und dem Türkenkrieg im Zarenreich gerade nicht; die feineren Geister kränkelten in der Wurzel und über den Höhen der Gesellschaft zogen sich dräuende Ungewitter zusammen. Die geistig nach Westländermode Gekleideten, die Sapadniki, schämten sich, Russen zu sein; sie hatten den Duft der europäischen Kultur gierig eingesogen: und die Mischung aus Juchten, Schafpelz und Wodka stieg ihnen nun unangenehm in die Nase; sie hatten in Frankreich, während der Invasion, die Wonnen eines frohen Leben in Freiheit kennen gelernt: der enge Zwang ward ihnen nun, als sie von der Loire

an die Newa heimkehren mußten, doppelt lästig und ihr Sehnen langte, wie einer der Dekabristen später schrieb, nach der Möglichkeit, Frankreich nach Rußland zu importiren. Diesem Versuch war das nikolaitische Zeitalter nicht günstig und deshalb geschah, was immer geschieht, wenn zwischen dem Willen der Herrschenden und dem Anspruch der Gebildeten eine Kluft sich aufthut: es gab eine Entfremdung, eine leise Lösung von allem vaterländischen Wesen. In einem Volk von Analphabeten konnte der harte Druck auf vorwärts drängende Geister nicht eine Massenerkrankung bewirken; in der Oberschicht aber, die seit Iwans und Peters Tagen zu Gunsten der Selbstherrlichkeit immer mehr erniedert und atomisirt worden war, nistete die Unzufriedenheit sich ein, die Unlust am trägen Beharren im Sumpf und die bohrende Sehnsucht nach den neuen Heilsgütern der Freiheit und Gleichheit. Lyrisch gestimmte Seelen, wie Puschkin, suchten in hitzigen Leidenschaften den Trost, betteten sich, wenn sie müde waren, dann in die wärmende Decke des Byronismus und belächelten vornehm die altmodische Mummerei, die von den Söhnen Ruriks bei strenger Strafe amtlich noch immer gefordert wurde. Andere, denen politischer Groll die Galle überlaufen ließ, sagten in schriller Rede sich von der Heimath los und verkündeten lärmend, dem Russenvolk sei in der Menscheitgeschichte keine Zukunft beschieden. Von dieser Art war Peter Tschaadajew, der Verfasser des berühmten Philosophischen Briefes, der die Russen den unehelichen Kindern verglich, weil ihnen mit ihren Nebenmenschen jede Verbindung fehle. Tschaadajew war als Persönlichkeit unbeträchtlich und seine Urtheile sind heute werthlos, aber er ist als der früheste Träger einer Zeitstimmung interessant, die für die Arbeit der Nihilisten damals die ersten Maulwurfshügel aufwarf.

Im Jahr 1836, als Tschaadajews Brief im Teleskop erschien und zum Kriegsmanifest der frondirenden Jugend wurde, hatte Gogol eben die Kette abgestreift, die ihn noch an das längst nicht mehr geliebte akademische Aemtchen band, und war, jauchzend rief ers durch die Straßen, wieder ein freier Kosak geworden. Ein Kosak und ein Dichter, aber nicht ein Politiker. Unkluge Leute, die aus staubigen Literaturgeschichten um Mitternacht eilig Bazarweisheit sammeln, haben ihn zu einem Genossen Tschaadajews gemacht und sein ragendes Werk zu einer politischen Satire heruntergeputzt, die das System des schlimmen Nikolaus mit tötlichem Streich treffen sollte. Das klingt immer gut, ist billig und schmeichelt dem freien Bürgerstolz sich sehr freundlich ins Ohr; leider ists nur nicht wahr. Gogol war immer ein Dichter, der Menschliches menschlich sah, und die satirische Grundstimmung seines Wesens ließ sich niemal in maulheldischen Radikalismus locken; er hat, wie jeder rüstig

Schaffende, auch politisch gewirkt, aber nicht in der Richtung des Nihilismus; Tolstoi, nicht Turgenjew, hat sein Werk fortgeführt und mit besserem Recht als Tschaadajew kann selbst Katkow sich seinen Verwandten nennen. Es war ein Glück für das Land, daß in dem Augenblick gerade, wo dumpfe Verzweiflung die Besten ergriff und alle Leuchtfeuer der Hoffnung ausgelöscht schienen, ein Dichter erstand, der aus dem Volke kam, an das Volk glaubte und selbstempfundene Lust und selbst erlittenes Weh in wundersam summende Weisen zu lösen vermochte. Rußlands nationalste Dichtung drang aus Gogols „Mantel" ans Licht.

Die Weise war neu und sie brachte bald, trotz der dünnen und zarten Instrumentirung, alle anderen Töne zum Schweigen. Orgiastische Wonnen und Weltenekel, Mondscheinschwärmerei und Menschenverachtung, heiße Leidenschaft und tückischer Verrath: die Saiten der glitzernden Lyra waren allgemach abgespielt und ein neues Stück wollte sich nicht gestalten. Die Maskenfeste, bei denen eine schwarzäugige Schöne entführt und ein Herzensbund hastig, in einer Syringenlaube, geschlossen wurde, waren ja herrlich gewesen und den Dichter, der zur Laute die pomphaften Abenteuerlichkeiten sang, hatte lange reicher Beifall belohnt. Nun aber war des festlichen Lärmens genug; die Nachahmer verstümperten die Serenaden und Trauermärsche, die Maskenanzüge erschienen beim Sonnenaufgang fahl und verschlissen. Die Welt war bürgerlich geworden, blanke Schwerter und Bojarenkoller sah man nicht mehr und das Gekribbel im dunklen Kleid heischte in der Poesie nun das Heimathrecht. Die Aelteren suchten vergebens den volksthümlichen Ton; sie wurden den romantischen und rhetorischen Ueberschwang nicht mehr los und das Bemühen Puschkins, vom Parnaß in die russische Ebene herunterzuklettern, erlahmte auf halbem Wege. Auch Gogol brachte aus der bunten Steppe und aus den Erinnerungen an kriegerische Familiensagen einen balladesken Ton mit, der deutlich das Epos von Taraß Bulba durchklingt, das Heldenlied vom Roland der Ukraine. Es war nicht mehr der Romantikerton, eher ein Echo aus der fernen Welt alter Heroengedichte; aber dieses erste große Werk, dessen homerische Fülle und rabelaisische Derbheit den Feinschmecker Mérimée entzückten, war zugleich auch ein Abschied, eine Trennung von den Träumen der Jugend. Wie um die Kosakensteppe Süden und Norden streiten, wie da dem prangenden Orientsommer rasch ein eisiger Winter folgt, so hatten um die Dichterseele Gogols auch zwei Welten gestritten, so war in den lachenden Lenz seines frohen Schaffens der erste nordische Reif gefallen. Der unter den Polenstreichen hinsterbende Taraß sieht prophetisch die Zeit, wo der großrussische Islam die erwürgte Kosakenfreiheit rächen wird, und der Dichter sendet der

Heldenmär und der Heimath den letzten, klagenden Gruß. Jetzt ists mit der Abenteuerlichkeit vorbei, vorbei mit dem wilden Leichtsinn des Saporogers: Feiertagsstimmung lagert sich um ihn, evangelische Frömmigkeit und der Kleinrusse zieht aus, dem großrussischen Menschen poetische Tröstung zu bringen.

Er findet zwei gute Führer: Cervantes weitet ihm die Weltanschauung, Puschkin schenkt ihm den für seine Eigenart passendsten Stoff. Der große Lyriker, der selbst die neue Weise nicht vermochte, wußte doch ganz genau, wie sie klingen sollte, und erkannte das merkwürdige Genie des jungen Genossen sogleich; er sah, daß in Gogol der Messias der unendlich Kleinen erstanden war, der Dichter der Kümmerlichen aus dem Durchschnitt, die der Poetenhochmuth bisher vernachlässigt hatte, weil sie trivial waren, Warzen hatten und fleckige Röcke trugen. Schon waren dem Novellisten in dieser engen Welt, die ihm fremd war und die er deshalb neugieriger als der Eingeborene durchforschte, Prachtgestalten gelungen, wie der traurige Held des „Mantels"; jetzt sollte er den Rahmen weiter spannen und Puschkin, der immer hilfreiche, gab ihm den Stoff zum „Revisor" und zu den „Toten Seelen". An beiden Werken hat Cervantes, den schon der zwanzigjährige Tshinownik leidenschaftlich liebte, unsichtbar mitgearbeitet; die tiefsinnige Menschlichkeit, die wir im Don Quijote mit immer erneuter Freude bewundern, regt sich auch hier, nicht richtend, nur suchend, und in einer phantastisch verzerrten Welt mischt ein blitzblanker Spott sich mit wehem Schluchzen zu niemals und nirgends versagendem Zauber.

Als der „Revisor" nach langer Pause wieder auf einer deutschen Bühne erschien, wurde er mit hellem Jubel begrüßt, wie eine lustige Posse, die gegen die Beamtenkorruption im Zarenreich klatschende Streiche führt, und eine wohlweise Kritik hatte diesem Urtheil kaum etwas Wesentliches hinzuzufügen. So ganz einfach liegt die Sache nun doch vielleicht nicht. Als Theaterstück wiegt Gogols Komoedie nicht schwer und als satirische Darstellung öffentlicher Sitten kann sie den Vergleich mit Figaros Hochzeit nicht vertragen; die Fabel ist arm und ohne Bewegung und die politische Satire dringt nicht bis zu den Wurzeln der Schäden. Zar Nikolaus hätte den Dichter auch gewiß nicht mit Geld unterstützt (heimlich sogar, damit der Beschenkte die sichere Selbständigkeit nicht verliere), wenn das Stück so furchtbar gefährlich gewesen wäre. Das erste Schriftdenkmal der russischen Sprache, eine bischöfliche Verordnung aus dem Jahre 1036, warnt die geistlichen und weltlichen Beamten schon vor der Bestechung und seitdem ist diese Warnung niemals verstummt; genützt hat sie freilich nicht. Vielleicht trägt die halborientalische Natur des Russen an der schweren Erkrankung des Staatsorganismus die Schuld, vielleicht muß der Despotis-

mus in einem Riesenreich durch Korruption gemildert werden: jedenfalls stimmt der Anblick der Beamten, die durch Trinkgelder ihre kargen Einkünfte vermehren, die Russen eher zu Heiterkeit als zu grimmer Empörung. Gogol aber war auch hier kein zürnender Richter, sondern ein mitleidiger Dichter; und er zeigt uns nicht verfratzte Possenungeheuer, sondern lebendige, schwache und in ihrer Schwäche verseuchte Menschen. Herr Chlestakow, der Petersburger der dreißiger Jahre, der ganz in Romanillusionen lebt und auf seinen erborgten Europäeraufputz sehr stolz ist, lacht über diese armsälige Menschheit und nimmt lachend ihr Geld; aber der Dichter stimmt in dieses Lachen nicht ein und sein letzter, mitleidiger Seufzer gilt den schmählich Enttäuschten, die den Falschen bestochen haben. Die Leidensgeschichte des edlen Junkers aus La Mancha ist nicht eine Schnurre von dem geprellten Narren, Gogols Tragikomoedie ist nicht ein derber politischer Schwank: sie ist das Bild einer Zeitstimmung, ein Panorama, das Menzel gemalt haben könnte und hinter dessen feinem Gestrichel ein unendlicher Horizont sich dehnt. Auf der Suche nach dem großrussischen Menschen war der „Revisor" die erste Etape: so lebte, so verkam, so verängstete sich der Tshinownik, so bedrückte er den Schwachen und wedelte vor dem nur scheinbar Starken. Der Dichter hatte, nach eigenem Geständniß, das frohe Lachen schon damals verlernt, und als er sein Werk auf der Bühne sah, mochte sein Empfinden dem wohl sehr ähnlich sein, das Puschkin, nach der Lecture der Toten Seelen, ausrufen ließ: „Gott, wie namenlos traurig ist doch unser Rußland!" Sehr ähnlich dem, das aus Nekrassows Versen kreischt.

Nikolai Wassiljewitsch Gogol hat das verlorene Lachen nicht wiedergefunden. Er sah den russischen Menschen, sah ihn in jeder Gestalt: und überall vernahm er das Stöhnen und Aechzen eines verlöschenden Lebens. Der russische Mensch schien ihm gut, für ein friedliches Glück ganz geschaffen und doch zermorscht unter dem lastenden Druck der Verhältnisse, der unabänderlichen. Das Allheilmittel der Liberalen hatte der zärtliche Steppensohn nicht in der Tasche und sein gebrochener Wille bewahrte kaum noch ein schwaches Erinnern an den gewaltthätigen Räubergeist der Ahnen vom fernen Dnjepr. Er war ausgezogen, um einer Menschheit poetische Tröstung zu bringen, und mußte mit leeren Händen nun an dem Strohlager der Leidenden stehen und erkennen, daß ihnen vor dem Dämmern eines neuen Morgens keine Hilfe zu bringen war. Die Nutzlosigkeit seines Thuns, das bange Gefühl, nur tote Literatur zu schaffen, zehrte an dem schwächlichen Manne, der mit seiner Arbeit auch künstlerisch niemals zufrieden wurde und der sich an dem Mühen um Frische und Fülle des Ausdruckes zerrieb. Der Gedankenkreis der Evangelien bot ihm

den einzigen Trost: er ging den Weg, den nach ihm Dostojewskij und Tolstoi beschritten, und wurde der Stifter der slavischen Mitleidensreligion. Als er von der Pilgerfahrt nach Jerusalem ins Vaterland heimgekehrt war und von den Rationalisten als halbirrer Mystiker verspottet wurde, schrieb er in seine Bekenntnisse den Satz: „Ich habe das Leben aufmerksam verfolgt, das Leben in seiner grausamen Wirklichkeit, nicht in Träumen der Einbildung, und ich bin so zu Dem gelangt, der allein die Quelle des Lebens ist." Die ganze Geschichte der russischen Dichtung ist in diese paar Worte zusammengedrängt, — und vielleicht die Geschichte aller modernen Dichtung, die vom Promethidentrotz immer zu Faustens Puppenstand führt und vom Venusberg zum Karfreitagszauber. In der Romantikerzeit gehts allenfalls noch mit der frechen Losung Ni dieu ni maître; aus der Betrachtung der grauen Wirklichkeit aber sehnt sich das vom Jammer verstörte Auge in höhere Lüfte und das alte Menschenbedürfniß nach himmlischem Trost wird wieder wach. Der arme Enkel der Saporoger verlor im traurigen Dunkel des Zarenreiches das Lachen und lernte dafür das christliche Lieben. Großrußland erdrückte ihn; und dem Typhus, der den Dreiundvierzigjährigen hinwegnahm, blieb nicht mehr viel Arbeit. Er selbst aber, der sich zerquälte, weil er dem Nächsten nicht wirksamen Trost finden konnte, starb nicht ungetröstet und den letzten Blick, der im Gewölk den Erlöser suchte, durfte die Hoffnung verklären, daß er in seinem Volk als der Erste unter den Mitleidigen fortleben werde, als der Revisor des weltgeschichtlichen Dichterprozesses, der die Großen ohne Erbarmen entthronte und dem Gewimmel der Kleinen den Eingang ins Himmelreich der Dichtung nicht mehr verschloß.

Nicht ungetröstet starb er. Dreiundvierzigjährig erst; und schon ein erschöpfter Mann. Auch ein fast vergessener. Die Hofgunst war ihm entzogen; der Gouverneur von Moskau erhielt auf dem Dienstweg eine Rüge, weil er mit allen Orden hinter dem Sarg des Dichters bis an die Gruft geschritten war; und Turgenjew wurde auf sein Landgut verbannt, weil er in einem Offenen Brief Nikolai Wassiljewitsch einen großen Mann genannt hatte. Nun, nach hundert Jahren, huldigt ihm Rußland, dem er eine Dichtung aus kaum noch gedüngtem Boden gestampft hat; huldigt ihm eine Welt, die ihm, mehr als irgendeinem Anderen, die Erkenntniß des russischen Islam zu danken hat: die Kenntniß einer vorher unentdeckten Menschheitprovinz. Der Kosak hat Großrußland erobert und die Europäer das Genie Großrußlands empfinden gelehrt. In hellen und dunklen Stunden denkt das Volk der schwarzen Erde, der Steppe, der Wolgaufer seines Dichters. Und in der Geschichte der Weltliteratur lebt er, als ein Sämann und Ahn, und seines Wirkens Spur ist nicht wegzuwischen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. April 1909.

Dreadnought.

Admiral Penrose Fitzgerald: „Die Frage, die von uns Antwort fordert, ist nicht, ob wir ein paar Dreadnoughts mehr haben müssen als Deutschland. Nach meiner seemännischen Ueberzeugung sind wir herausgefordert worden und müssen den hingeworfenen Handschuh aufheben. Wir dürfen nicht das Gesicht wegdrehen und thun, als sähen wir ihn nicht. Als ich ein Knabe war, sagte man mir, wer zu lange warte, stehle sich selbst die Zeit. Heute fürchte ich: Wer zu lange wartet, bringt sich selbst um die Herrschaft, um die Macht des Weltreiches." Admiral Kennedy: „Wenns nöthig ist, werden wir noch fünfzig Millionen Pfund für unsere Flotte ausgeben. Das Geld wird leicht zu finden sein. Wir hätten ja noch viel mehr auszugeben, wenn diese Schufte (those scoundrels) unsere britische Küste beträten." Admiral Percy Scott: „Wir müssen nicht nur auf dem Meer, sondern auch in der Luft stärker sein als ein Zweibund der stärksten Mächte." Herr Barlow von der Navy League: „Was würde aus den Heimstätten der Briten, wenn die Macht, die den Elsaß eingesteckt hat, wenn der schnurrbärtige deutsche Riese in dieses Land käme?" Der Observer: „Eine fremde Macht hat heimlich die Ziffern ihres Flottenprogramms verdoppelt und einen Vorsprung von sechs Monaten erreicht. Das ist eine Verschwörung gegen unsere Existenz. Solches Handeln mißachtet alle Grundsätze der Sittlichkeit und giebt uns das Recht zu schneller Vergeltung mit Waffengewalt." Morning Post: „Das Parlament war immer zufrieden, wenn es auf dem Papier las, wie viele Panzerschiffe, Kreuzer, Zerstörer wir haben. Die Marine schien nur bestimmt, den Abgeordneten hübsche Tabellen zu lie-

fern; meldeten die einen großen Tonnengehalt und Kanonenbestand, dann war Alles in Ordnung. Jetzt muß die Kammer, muß das Volk der Thatsache ins Gesicht sehen, daß unsere Flotte nicht für den Krieg organisirt ist." Asquith, der Premierminister: „Jeder Brite muß sich schämen, wenn er der Worte gedenkt, die er in diesen Tagen sinnloser Panik gehört und gelesen hat." Trevelyan, der Sekretär des Erziehungamtes: „Wie ein Orkan hat, nach den Debatten über das Flottenbudget, der Schrecken an Englands Küste gewüthet." Marinesekretär Macnamara: „Ich bin ein Bischen besorgt um John Bull; er, der einst Alles mit würdiger Ruhe aufnahm, verliert jetzt bei der leisesten Reizung den Kopf und ähnelt einem vom Schlage Getroffenen." Das sind ein paar Proben britischer Lenzstimmung. Einer Stimmung, die England noch nicht erlebt hat. Die Flottenpanik von 1859 scheint der Erinnerung nur ein blasses Flämmchen neben einem Feuermeer. Die Konservativen, die ans Steuer und an die Krippe zurück möchten, haben das Feuer geschürt. Der Wunsch, die Balkanschlappe nicht lange beschwatzt zu hören, hat das neue Thema empfohlen. Das erklärt noch nicht Alles. Großbritanien, das seine Schiffstypen Dreadnought, Inflexible, Invincible nennt, sich also für furchtlos, unbeugsam, unbesiegbar ausgiebt, zittert vor dem deutschen Angriff. Und birgt die Furcht nicht den Verbündeten; nicht einmal den Kolonien. Nie gab es in der Geschichte dieser großen Nation eine so kleine Stunde. Daß die Welt eines Tages über Englands Mangel an Entschlußfähigkeit staunen werde, sagte Bismarck voraus (er brauchte nur zu bedenken, daß Einer, der viel zu verlieren hat, sich nie leicht zum Wagniß entschließt); hat aber nicht geahnt, daß die Inselrömer sich je so schwach zeigen würden. Was sollen die Freunde in Paris, Petersburg, Rom, Madrid, Tokio, was in Kanada, Australien, Indien, Egypten, Südafrika die fest oder lose dem Britenschicksal Verbundenen denken, wenn sie solches Gewinsel hören? Daß dem Weltreich die Nacht naht? Oder daß die von den Pathologen des Völkerlebens erforschte Hysterie der Hellenen sich auf dem Eiland der einst so männlich lustigen Angeln erneut?

Besuche und Beschwichtigungen sind ertraglos geblieben. Das war vorauszusehen. Wir sind nicht weiter als vor den Amusirreisen der Stadtverordneten, Pfarrer, Zeitungschreiber; haben heute mit viel ärgerer Verstimmung zu rechnen als vor Edwards Einzug durchs Brandenburger Thor. Die deutschen Kriegsschiffe, sagt der Brite, sind für den Kampf im Kanal und in der Nordsee gebaut. „Sonst sähen sie anders aus und hätten größere Bunker; denn die Deutschen werden nicht, wie Nikolais Admirale, Kohlenkähne nach Ostasien mitschleppen. Sechzig Millionen sind sie; in drei Jahrzehnten fast hundert.

brauchen breiteren Nahrungspielraum und wollen ihn aus dem Leib unseres Weltreiches schneiden. Noch können wir die starken Geschwader in der Nordsee vereinen. Nicht lange mehr. Die Kolonien wollen den Union Jack nicht nur über allen Kasten sehen. Und wenn der Panamakanal eröffnet ist, müssen wir auf beiden Meeren, die er verbindet, anständig vertreten sein. Ein Seemann spricht von fünfzig Millionen Pfund wie von einem Pappenstiel. Doch die Reichsfinanzen haben die Nachwirkung des Burenkrieges und der Geschäftskrisis noch nicht überwunden; und selbst Balfour würde sich hüten, dem Volk ungeheure Summen abzufordern. Fitzgeralds Rath, morgen loszuschlagen, klingt recht gut. Nur: ohne Bundesgenossen? Frankreich will nicht. Rußland kann nicht. Die deutsche Flotte wäre, wenn sie sich am Angriffspunkt nicht stark genug fühlte, nicht aus dem Hafenschutz zu locken; und jede Landung brächte sicheres Verderben. Was also bleibt uns? Dürfen wir warten, bis Deutschland noch mächtiger, die Möglichkeit ausreichender Bemannung für uns noch geringer geworden ist? Als die Flotte Louis Napoleons uns unbequem wurde und die Hoffnung auf einen zweiten Trafalgartag schrumpfte, haben wir uns mit Frankreich verständigt. Was 1859 gelang, kann 1909 wieder gelingen. Der Konkurrent, der nicht niederzurennen ist, muß unser Freund werden."

Die Gelegenheit ist günstig. Und wer sie müßig verpaßt, den Volksgenossen für die Versäumnißschuld haftbar. Morgen abschließen? Nein. Aber vorsorgen. Untersuchen, ob der Gefechtswerth der Schlachtschiffe nicht beträchtlich überschätzt worden ist; ob die Sachverständigsten nicht heute schon ganz anders darüber denken als noch vor zwei Jahren; ob das Deutsche Reich sich den Luxus erlauben darf, für unerprobte Typen Riesensummen auszugeben. Ernsthaft untersuchen; Herren, denen Bau und Armirung der Schiffe Gewinn bringt, dürfen nicht mitrathen. In England thut die Admiralität, als sei das vor der ersten Dreadnought Gebaute kaum noch der Rede werth. Ist diese Schätzung richtig, dann müssen wir, ohne reiche Kolonien und mit einem Soldatenbudget von achthundert Millionen, uns schnell zur Umkehr entschließen. Trotzdem der Bau der Schlachtflotte als die größte Leistung Wilhelms des Zweiten gepriesen wird. Der Kaiser kann nur wollen, was dem Reich nützt. Um ihm die Entschleierung eines Irrthums zu ersparen, dürfte die Finanzkraft des Reiches nicht nutzlos geschwächt, die Ruhe des Reichslebens nicht gestört werden. England wird erst aufhören, uns ringsum Feindschaft zu stiften, wenn es eine leidliche Verständigung über die Flottenziffer erlangt hat; und würde lieber verbluten als eine ihm schädliche Aenderung der Relation hinnehmen. Auch wir dürfen nur thun, was unser Interesse heischt; nichts Anderes. Können

wir als Landmacht stärker bleiben als der franko-russische Zweibund und als Seemacht zugleich so stark werden wie England plus Frankreich? Nein. Dann nützt uns die Ueberrüstung nicht. Ein Krieg moderner Seemächte ward noch nicht erschaut (Spanien hatte hölzerne Kähne, Rußland eine hastig zusammengestümperte, mit Landratten als Mannschaft hinausgeschickte Flotte); wer weiß, welche Ueberraschungen er brächte? Fast sieht es aus, als werde die Menschheit bald merken, daß die für den Bau großer Schlachtschiffe verwendeten Summen ins Wasser geworfen sind Torpedo, Unterseeboot, Minen, Luftschiff: von allen Seiten sind die Kolosse bedroht. Prüft genau, ehe Ihr auch nur im alten Tempo weiterbaut. Nicht den Briten zu Liebe: dem Deutschen Reich. Vernunft ist nie ein Schwachheitsymptom. Gründliche Untersuchung kann lehren, daß die Zeit der Panzerzuversicht schon wieder vorbei ist; und die Basis schaffen, auf der eine Deutschlands würdige Verständigung mit Britanien möglich wird.

Die Gelegenheit ist günstig. Eduards System, irgendwo ein Geschwür offen zu halten (Marokko, Makedonien, Serbien), mit dessen Eiter das Blut der armen Europa am locus minoris resistentiae vergiftet werden kann, kommt im Augenblick nicht zu rechter Geltung. Indien ist nicht beruhigt und Kitchener, in dem die Heimath jetzt ihren Scharnhorst zu finden hofft, war nicht sicher, ob die Mohammedaner diesmal mit dem selben fanatischen Eifer wie 1857 gegen die Hindus fechten würden. Trotz den tönenden Meetingreden ist das Reich auch der Geldopfer, die ihm die Seerüstung aufzwingt, schon ein Bischen müde. Und es hat erkannt, daß Deutschland die Kraftprobe nicht scheut. Das ist die Hauptsache. Flottenbautempo, Werftleistung, Luftschifferkunst waren im Herbst schon bekannt. Dünkten den Vetter aber ungefährlich, weil er sich gewöhnt hatte, uns mit einem billigen Bluff einzuschüchtern. Zum ersten Mal ists ihm nun mißlungen. Deshalb der Lärm. Eine Marineenquete, eine offene Verhandlung mit England kann das Deutsche Reich nicht demüthigen; heute noch weniger als je vorher. Nur jetzt keine süßen Worte über den Kanal säuseln; keine Monarchenbegegnung im Mittelmeer; kein Prinzenbesuch in London. Die helfen nicht; nähren nur wieder den Wahn, auf dem Weg über den Hof könne zu holen sein, was an der Amtspforte nicht zu erlangen war.

Wir sind noch nicht am Ende. Der Balkanstreit war eine Etape auf dem Marsch, der Deutsche und Briten vereinen oder zum Kampf um die Hegemonie gegen einander reihen wird. Frohlockt nicht zu früh! Nach Delcassés Sturz sah es ungefähr so aus wie heute; ängstliche Nachgiebigkeit hat uns dann in die unbequemste Lage gescheucht, die das Reich je kennen lernte. Solche Erinnerung mahnt zu steter Wachsamkeit. Vergeßt auch nicht, daß der Geg-

ner von gestern (und vielleicht von morgen) weder territorial noch finanziell geschwächt worden ist; daß wir nichts Greifbares erobert, nur eine neue Ansehensschmälerung vermieden haben; daß Oesterreich-Ungarn mindestens eine halbe Milliarde ausgeben mußte, um einen Besitz zu sichern, der ihm seit den reichstatter Tagen oft zugesagt war; und daß Rußland, ohne schlagfertiges Heer, ohne die Möglichkeit, einen Krieg zu bezahlen, zwei Großmächte, die über vier Millionen Menschen ins Feld stellen konnten, vier Monate lang beunruhigt und der nächstbetheiligten eine schwere Last aufgebürdet hat. Das Spiel geht bald weiter. Remis: ist jetzt die Losung. Und wir würden wieder belächelt, wenn wir uns allzu laut des vor der Pause gemachten Stiches rühmten und thäten, als hätten wir Grund, uns in neuem Siegesglanze zu sonnen.

Osterstimmung. Der Glaube an einen Frühling ist auferstanden; auf dem Acker bleibt aber noch die wichtigste Arbeit zu thun. Getrosten Muthes mag sie begonnen werden. Das Schicksal deutscher Zukunft wird nicht durch die Zahl der Panzerschiffe entschieden; auch uns kann, wie dem Vaterlande des Admirals Fitzgerald, schließlich gleichgiltig sein, ob wir drei Dreadnoughts mehr oder weniger haben. Dread nought, nichts fürchten: Das muß fortan wieder die Parole deutscher Politik werden, wie sies in Bismarcks Tagen war. Wir brauchen nichts zu fürchten, wenn wir entschlossen sind, dem Drang nicht zu weichen. Der Balkanstreit hat uns gelehrt, daß heutzutage schon die Farbe der Entschließung den Feind schreckt; daß Einer, der sich zum Krieg entschlossen zeigt, rasch einzuheimsen vermag, was einst nur auf blutiger Walstatt zu ernten war. Auch um Marokko wäre kein Krieg entbrannt, wenn wir fest geblieben wären; und das Deutsche Reich hätte sich Demüthigung und den Abfall unzuverlässiger Genossen erspart. Nicht immer wirds uns so leicht gemacht werden wie in der Haemuskomoedie, in der ein eitler Pfuschdiplomat und ein cerebrasthenischer Bengel Hauptrollen spielten. Wer gewinnen will, muß auch wagen. Doch der Bann ist gebrochen. Deutschland wieder als die starke und muthige Militärmacht angesehen, die nicht durch Schrecken zu bändigen, nicht mit Rosenketten zu fesseln ist: die man niederringen oder mit der man sich anständig abfinden muß. Dread nought! Blickt um Euch: wen hat der Deutsche zu fürchten? Er ist unüberwindlich, wenn er sich nicht selbst aufgiebt. Und seit ers weiß, ist er auch entschlossen, nicht eine Stunde lang noch eine Regirung zu dulden, die unwürdige Zumuthung vom Fremden wehrlos hinnimmt.

Ein leidliches Quartal deutscher Politik liegt hinter uns. Und fröhlicher als seit zwanzig Jahren klingt das Geläut der Lenzfestglocke ins Ohr.

❧

Der letzte Kondottiere.*)

Ehe, wie alles von der Nothwendigkeit Geschaffene und durch die Zeit Bedingte und Erschöpfte, das Kondottierethum nieder- und unterging, stellte es sich der Welt noch einmal in einer Persönlichkeit dar, die Alles, was den Kondottiere zu einer charakteristischen Individualität macht, in sich vereinigt. Der letzte der großen Kondottieri ist Giovanni de' Medici, berühmt als der Führer der Schwarzen Banden.

Sein kurzes Leben fällt in eine der schicksalschwersten Zeiten Italiens. Frankreich und Spanien bekämpfen einander auf der Halbinsel und kämpfen um ihren Besitz. Die italienischen Mächte, unter ihnen der Papst, ergreifen bald für die eine, bald für die andere Großmacht Partei, statt einmüthig sich gegen die Fremden zu wenden. So kommt denn Italien schließlich unter die Botmäßigkeit Spaniens; seine Fürsten, unter ihnen der Papst, müssen mit dem Kaiser paktiren, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht: der Fremde ist Herr im Land.

Giovanni hat nur noch den Anfang dieses Endes erlebt. Was er thun konnte, um sein Vaterland vor der Knechtschaft zu bewahren, that er unermüdlich und mit aller Kraft. Er diente Leo dem Zehnten, König Franz, Kaiser Karl, diente Dem, der ihm den größten Vortheil bot, die glänzendsten Versprechungen machte, aber sein Streben ging doch dahin, keinen der Fremden zu mächtig werden zu lassen. Deshalb ging er wohl meist von den Kaiserlichen zu den Franzosen, von Diesen zu Jenen; er wollte eine Art Gleichgewicht der Mächte herstellen. Viele und nicht die thörichtesten der politischen Köpfe Italiens sahen in Giovanni das Heil der Halbinsel und das Bollwerk gegen die Fremden; das einzige, das man ihnen entgegenstellen könnte. Man wußte, daß, wenn er die Werbetrommel rühren ließ, ihm die Soldaten von allen Seiten zuströmten und daß ihn die Spanier am Meisten fürchteten und schätzten. Jeder hielt ihn für kühn und feurig, traute ihm große Gedanken und große Entschlüsse zu.

Ein Brief Macchiavellis an Francesco Guicciardini vom März 1526 giebt die allgemeine Auffassung von der Persönlichkeit Giovannis treu wieder. Es geht das Gerücht, der Kondottiere wolle eine Schaar von Leuten zusammenbringen, um Krieg zu führen, wo es ihm am Besten scheine; der florentiner Staatsmann malt sich aus, wie man diesen Gedanken für ganz Italien nutzbringend verwirklichen könne. Von Allen und Jedem müßte Giovanni unterstützt, ihm Fußvolk und Reiter, so viele wie möglich, unterstellt werden: dann würde er bald den Spaniern das Hirn herumtreiben und ihre Pläne durchkreuzen, die darauf zielen, Toskana und die Kirche zu ruiniren; dann würde er dem König von Frankreich den Sinn ändern, wäre er im Stande, über Krieg und Frieden zu beschließen.

In der Aufstellung eines Nationalheeres unter Giovanni sieht Macchiavelli das einzige Mittel, der fremden Mächte sich zu erwehren. Wünsche und Hoffnungen, die sich bei der Zwietracht und eigennützigen Politik der italienischen Fürsten nie erfüllen konnten, auch wenn Giovanni ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Es war noch immer wie früher, daß Jeder im Schutz der Mächtigen empor

*) Ein Abschnitt aus dem (hier schon als interessante und lehrreiche Studie erwähnten) Werk „Die Kondottieri", das bei Eugen Diederichs in Jena erscheint.

und weiter kommen wollte und Alles daran setzte, die Anderen niederzuhalten und zu unterdrücken. Giovanni selbst trug sich mit dem Gedanken, eine Herrschaft zu gründen. Wie alle Kondottieri will auch er für sich und seine Nachkommen Land erobern, eine Heimath haben. Er ist nur so lange, wie er es sein muß, ein Nomade, dessen Haus das Kriegszelt ist.

Er will in der Stadt herrschen, in der die Wiege seines Vaters stand. Wenn er auch nie davon sprach, wenn auch keine Miene seinen Wunsch bekundete, steht doch fest, daß er nach der Herrschaft über Florenz strebte. König Franz gewann ihn dadurch für sich, daß er ihm die Herrschaft über das einst von seiner Mutter Katerina Sforza regirte Imola und Forli und über Florenz in Aussicht stellte.

Giovannis Verwandte, die Medicäer, voran die Päpste Leo X. und Klemens VII., suchten den Rastlosen und stets von großen Plänen Bewegten von Florenz, von Toskana immer von Neuem abzulenken. Clemens setzte ihn schließlich als Gouverneur nach Fano, an den Rand der Adria, als könne er ihn nicht weit genug von Florenz bringen. Auch hier aber stirbt nicht in thatenloser Muße die Kraft und das Feuer des Kondottiere, der in der Blüthe seiner Jahre steht und noch ungezählte Tage vor sich sieht. Der Papst hat ihm eine Galeone geschenkt; Giovanni kauft drei Fusten hinzu, bemannt sie mit seinen Leuten, den Dienern seiner Soldaten, aus denen er in kurzer Zeit tüchtige Matrosen gebildet hat, und will Ankona nehmen, es zu seinem Waffenplatz machen und von dort seine Macht über See und Land ausdehnen. Doch Ankona erfährt von seinem Anschlag, ist auf der Hut und Giovanni zieht König Franz zu, der ihn mit reichem Sold in seinen Dienst ruft.

Hat Ankona sich selbst vor der Eroberung durch ihn bewahrt, so schützt drei Jahre früher nur der nachdrückliche Einspruch des Kardinalkollegiums Perugia vor ihm, als er gegen die Stadt zieht, nachdem er in wenigen Tagen Francesko Maria de la Rovere vom florentiner Gebiet verjagt und Montefeltro erobert hat.

Ehe er nach Fano geschickt ward, hatte er sich in der Lunigiana festgesetzt, wo er einen Platz La Vula gekauft hatte und eine Festung bauen wollte. Das brachte die Markgrafen Malaspina, die Mächtigsten dort, gegen ihn auf. Als sie Ernst machten, rückte er mit dreitausend Mann und einigen Geschützen gegen sie; hätten sich nicht Genua, Florenz und zwei Kardinäle ins Mittel gelegt und Frieden gestiftet, so hätten die Malaspina es theuer büßen müssen.

Wieder und wieder sucht er festen Fuß zu fassen: immer umsonst. Ihm gelingt nicht, was seinem einzigen Kinde, Kosimo, beschieden ist, der mit achtzehn Jahren die Herzogskrone von Florenz sich aufs Haupt setzt und das Reich Toskana schafft, von dem Giovanni träumte.

Jeder, Frankreich wie Spanien, der Papst und die italienischen Mächte, hatten ein Interesse daran, zu verhindern, daß der Medicäer sich irgendwo festsetze; er wäre eine Gefahr für sie Alle geworden. So verging denn dem Kondottiere sein Leben in Plänen, Entwürfen, fruchtlosen Mühen im Feldlager, unter Kämpfen, die seinen Ruhm mehrten, aber keinen Gewinn für die Zukunft brachten.

Er ist der erste und der einzige Medici, der als Soldat und Feldherr sich einen großen Namen macht, der einzige Medici auch, der Kunst und Wissenschaft gleichgiltig gegenübersteht. Wohl ist er mit Pietro Aretino freundschaftlich verbunden, aber was ihm den „Göttlichen“ nah bringt, ist nicht dessen literarische

Größe, sondern seine gefürchtete Feder, die jeden Kronenträger rücksichtlos kritisirt, die Welt in Athem hält und brandschatzt: er sieht in Aretino einen Kondottiere der Feder, wie ihn Italien bisher nicht hervorbrachte und auch nicht in den folgenden Jahrhunderten hervorgebracht hat. Er auch nannte Pietro die Geißel der Fürsten. In Giovanni ist das Blut der Sforza stärker als das der Medici. Er ist der Sohn, den sich Katerina, Franceskos des Ersten Enkelin, so lange gewünscht hat, in dem die Größe ihres Geschlechtes wieder auf- und fortlebt. Was sind neben ihm die Söhne, die sie Girolamo Riario, Giacomo Feo geboren hat! Sie hat ihres „Giannino" Großthaten nicht mehr erlebt, aber früh erkannt, welche Gaben ihm die Natur verliehen hatte, erkannt, daß ihre besten Eigenschaften sich auf ihn vererbt haben.

In seiner frühen Kindheit war er für sie ein Sorgenkind. Er ist oft und schwer krank und mehr als einmal geben ihn die Aerzte auf. „Ich weiß nicht, was ich von unserem Ludovico*) sagen soll. Das Fieber ist heute etwa zwölf Stunden früher gekommen und heftiger als beim letzten Paroxismus gewesen. Laßt zu Gott beten, daß er uns ihn erhalte, wenn es für sein Bestes ist", schreibt Katerina einmal ihrem Schwager Lorenzo. Giovanni ist noch nicht zwei Jahre alt, da vertreibt Cesare Borgia die kühne Sforza, „die erste Frau Italiens", wie die Chronik von Venedig sie nennt, aus Imola und Forli. Sie muß ihm als Gefangene folgen und wird in die Engelsburg gesetzt. Vor ihrem Sturz hat sie aber ihren Giannino flüchten können. Als sie wieder frei ist, muß sie um ihr Kind mit ihrem Schwager kämpfen. Lorenzo hat das Erbe Giovannis verludert und ihn selbst in seine Gewalt bekommen. Katerina gewinnt durch gerichtlichen Spruch ihren Sohn wieder und bringt ihn zu seiner Sicherheit in das Frauenkloster von Annalena, wo Giovanni, in Mädchenkleidern, unter den Nonnen weilt, bis seine Mutter ihren Prozeß gewonnen hat und Lorenzo „aus Angst und Aerger darüber" gestorben ist.

In der Medicäervilla von Kastello wächst Giovanni heran, von der zärtlichen Mutter behütet, von Antonio de' Rumai und Antonio Baldraccani belehrt, „ein großer, munterer und schöner Junge", ein trotziger, wilder, kecker Knabe, der von den Büchern nichts wissen will, der, statt zu studiren, reitet, ringt, ficht, schwimmt, der ein Kriegsmann werden will wie Attendolo Sforza und Francesko. Wenn er früher die Amme und den ersten Lehrer geschlagen, hinter Hunden und Katzen her gewesen, ihnen Ohren und Schwänze zu seinem höchsten Vergnügen abgeschnitten, sich mit seinen Altersgenossen gerauft, geprügelt, mit Steinen, Stöcken, Fäusten bekämpft hat, so treibt er es später noch ärger. Kein Lehrer hält bei ihm aus, und selbst wenns einer thäte, wäre es doch umsonst; Giovanni interessirt ein kleines flinkes Pferd mehr als Vergil und Cicero. Nach Katerinas Tode kann ihn Niemand mehr lenken. Sie hat ihn Francesko Fortunati, dem Pfarrer von Kascina, Kanonikus von San Lorenzo in Florenz, und Giacomo Salviati anvertraut, der ihm später seine Tochter Maria zur Gattin giebt.

Seine Jugend ist von zahllosen Händeln erfüllt. Florenz zittert vor ihm.

---

*) Der Sohn Katerinas Sforza und Giovannis de' Medici ward erst nach Katerinas Oheim, dem Herzog von Mailand, Lodovico genannt, nach des Moro Ende aber und seines Vaters frühem Tod nach Diesem.

Er giebt Tag und Nacht nicht Ruhe, bindet mit Allen, mit den ersten Degen der Stadt, an. Der Gonfaloniere Pietro Soderini sieht sich endlich genöthigt, ihn für eine Weile aus Florenz zu verbannen.

Papst Leo X. hat von Giovanni genug gehört, um ihn nicht für ungefährlich zu halten. Mußte man nicht von ihm, der, kühn, muthig, tapfer, durch seine Freigiebigkeit sich viele Freunde und Anhänger gewonnen hatte, für die Medicäerherrschaft fürchten?

In Rom, wohin er auf Wunsch des Pontifex kommt, treibt er es wie in Florenz. Leo X. hat Giovannis Schulden bezahlt und seine verpfändeten Güter eingelöst. Bald hat der jetzt Neunzehnjährige wieder Geld in Fülle und eine Gefolgschaft wie in seiner Vaterstadt. Auch in Rom unaufhörlich Händel und Streit. Bei der Engelsbrücke greifen ihn die Orsini einmal mit zweihundert Mann an; er hat nur zwanzig Getreue bei sich und schlägt sich mit ihnen durch, obwohl er sich leicht in die Engelsburg zurückziehen könnte.

Giovannis Ehrgeiz ist größer geworden; die Kämpfe mit florentiner und römischen Stadtwachen haben ihn nur kurze Zeit gereizt, auch die Händel mit feindlichen Adeligen genügen ihm nicht mehr; er will sich jetzt als Soldat versuchen.

Wer ihn, der so viele hervorragende Krieger gebildet hat, in militärischen Dingen unterwies, ist uns nicht bekannt Bei seinem ersten Zug, gegen Francesko Maria de la Rovere, den der Papst aus seinem Herzogthum Urbino vertrieben hat und der jetzt sein Land wieder erobern will, hat er den Befehl über hundert Reiter. Er ist der Einzige, der sich unter den Offizieren Lorenzos de' Medici auszeichnet. Obwohl der Papst sich über die militärischen Qualitäten Lorenzos keinen Augenblick täuscht, stellt er ihn doch an die Spitze des Heeres. Welch ein Abstand zwischen ihm und Giovanni, dem geborenen Krieger! Leo X. weiß trefflich die junge Kraft zu nutzen. Giovanni hilft ihm, der kleinen Fürsten von Fermo, Recanati, Fabriano und Benevent, die dem Papst unbequem sind, Herr zu werden, hilft dem Herrn von Sermoneta wieder zu seinem Besitz. Doch all Das ist für Katerinas Sohn nur Vorspiel zu dem Kampf, der im Jahr 1521 anhebt zwischen Kaiser, König und Papst und den er bis zu einem schneeschweren Novembertag des Jahres 1526 mitkämpft, bald unter den französischen Fahnen, zuletzt unter denen der Liga gegen den Kaiser.

In diesen fünf Jahren wächst mit jedem Feldzug sein Ruhm; überall wird sein Name mit Bewunderung genannt. Seine Schaaren, die Schwarzen Banden*), sind überall bekannt. Als nach Giovannis Tod der florentiner Gesandte Folko de' Portinari nach England kam, konnte er König Heinrich dem Achten nicht genug von Giovanni und seinen Soldaten erzählen. Die verblüffende Schnelligkeit seiner Märsche, die ungeahnte Rapidität seiner militärischen Evolutionen trug ihm den Beinamen „Kriegsblitz" ein. Frundsbergs Landsknechte, die er nicht zur Ruhe kommen ließ, nannten ihn in bewundernder Verzweiflung den „großen Teufel". „Italien" ward er zubenannt, weil in ihm sich die Ehre und der Ruhm der italienischen Waffen verkörperte.

Giovanni ist selbst für diese Zeiten ungewöhnlich schnell emporgekommen

---

*) So genannt, seit sie nach Leos Tod ihre weißen Feldzeichen mit schwarzen zur Bekundung ihrer Trauer vertauschten.

und zu den höchsten militärischen Stellen gelangt. Von Jahr zu Jahr wächst seine Macht; und fünf Jahre waren ihm überhaupt nur vergönnt. Papst Leo giebt ihm erst den Befehl über hundert, dann über zweihundert Reiter; als Leo sich mit Kaiser Karl 1521 verbindet, kommandirt Giovanni bereits vierhundert Reiter. König Franz wirbt den Medici 1522 mit viertausend Mann Fußvolk und vierhundert Reitern an und giebt ihm achttausend Dukaten Sold für seine eigene Person. Mit der selben Anzahl Truppen wird er zwei Jahre später wieder von Frankreich angeworben. In seinem letzten Feldzug ist er Generalkapitän des gesammten Fußvolkes der Liga.

Die Feldherren, unter und mit denen er kämpfte, sind keine Vorbilder für ihn gewesen. Wenn man von Lorenzo Medici überhaupt absehen muß, der ja auch nicht mehr als nomineller Oberbefehlshaber des gegen den Rovere ziehenden Heeres war, kommt allein Prospero Kolonna in Betracht. Aber auch er ist größer im Vermeiden von Niederlagen als im Gewinnen von Schlachten und keine Spur in ihm von Giovannis Initiative. Lautrec, Bonnivet, Lannoy: tüchtige, tapfere Soldaten, aber keine Feldherren. Francesko Maria de la Rovere, einst Herzog von Urbino, ist wohl, neben Giovanni gehalten, die kläglichste Karikatur eines Soldaten und Generals. Daß man den Rovere an die Spitze des Ligaheeres stellte, zeugt mehr als alles Andere für die Unfähigkeit der gegen den Kaiser Verbündeten, der spanischen Macht einen wirklichen Könner entgegenzustellen. Neben Giovanni kann sich aber auch nicht der Marchese von Péskara, Ferdinand d'Avalos, behaupten. Der Medici ist nicht nur der tapferste und kühnste, er ist auch der begabteste Kondottiere dieser Zeit. Was die Liga in ihm verliert, erkennt sie erst ganz nach seinem Tode.

Giovanni ist kein Mann der vielen Worte; er hält nicht lange Kriegsrath: er handelt. Während die Anderen noch sammt dem König im französischen Lager hin und her überlegen, ob man ein Haus, das die Feinde besetzt haben, erstürmen soll, springt Giovanni voll Ungeduld auf, ruft seine Soldaten und nimmt die feindliche Stellung. Als es gilt, über die Adda zu setzen, und der alte Kolonna noch eine Ansprache an die Soldaten hält, wirft sich Giovanni „wie ein neuer Horatius“ in voller Rüstung auf seinem türkischen Schimmel Sultan in die hochgehenden Wogen, die Seinen hinter ihm; sie kommen glücklich ans Land und die Franzosen ziehen sich eilig zurück, denn er fällt über sie mit seinem gewohnten Ungestüm her und ihm am Meisten hat es sein Vetter Francesko zu danken, wenn er den mailänder Herzogsthron wieder besteigen kann.

Sein Muth und seine Schnelligkeit vornehmlich verhelfen ihm zu seinen Erfolgen und Siegen. Wie oft hat er nicht mit viel geringerer Truppenzahl dem Feind gegenüberstanden und ihn doch geschlagen! Eben hat er mit Peskara Robecco genommen, woraus sich nur im Hemd der fieberkranke Bayard retten konnte, da hört er, fünftausend Grisonen sind im Gebiet von Bergamo und wollen sich mit dem Heer Venedigs vereinigen. Sofort bricht er gegen sie auf und zwingt sie durch unaufhörliche Angriffe, sich wieder zurückzuziehen.

Die Macht der Feinde ist nie für ihn ein Grund, sich ihnen unterlegen zu glauben. Er denkt noch, wie er in Florenz gedacht hat, als er sich mit seinen treuen Genossen der großen Stadtwache gegenübersah. Da wandte er sich und zählte seine Begleiter: „Zwölf sind wir, — los auf sie!“

Er weiß, wen er hinter sich hat: eine Schaar, von der er jeden Einzelnen kennt; denn Jeder, der bei ihm unterkommen will, wird einer strengen Prüfung unterzogen. Es ist eine Auslese der Besten. Wer faul ist, wird aus dem Lager gejagt, wer feig, bezahlts mit dem Kopf, wer ein Verräther, muß Spießruthen laufen. Kleine Leute nimmt der Medici nicht gern, denn die Niccolo Piccinino sind selten. Wie er selbst das Kopfhaar geschoren und nur einen kleinen Bart hat, dürfen auch seine Soldaten keine langen Haare und Bärte tragen. Entweder, sagte er, sind es Nester für Läuse oder der Feind kann sie im Kampf packen oder, wenn man sie pflegt und parfumirt, verbringt man die Zeit. Sauber muß der Soldat sein, nichts mehr, ausdauernd, tapfer, kühn, enthaltsam, kein Spieler, kein Säufer, kein Schürzenjäger; nach des Medici Meinung ist ein Soldat, gut gewaffnet und gut zu Pferde, der in der Schlacht gesiegt hat, der größte Mann der Welt. Wie kann man ihn aber mit dem Kaiser und dem König von Frankreich vergleichen? fragt man Giovanni. Doch, antwortet er, ein einfacher Soldat hat ja den König gefangen genommen.

Ein wirklicher Soldat kann nach seiner Ansicht nicht zu hohen Jahren kommen. Als er eines Tages einen damals sehr bekannten Krieger sah, der nun vierundsiebenzig Jahre zählte, meinte er: „Wenn an ihm Etwas gewesen wäre, würde er heute nicht mehr leben.“ Der Soldat muß nach ihm sich nicht auf die Gerechtigkeit der Sache verlassen, für die er kämpft, sondern auf Herz und Hand.

Giovanni kennt nicht die manöverartigen Kondottiereschlachten; er schont seine Leute nicht. Als Prospero Colonna ihm deshalb Vorwürfe machte, entgegnete er heftig und auf des Generals Worte, „In einem Walde würdet Ihr nicht so zu mir sprechen“, erwiderte er: „Da würde ich Euer schwarzes Barett roth färben.“ Noch mehr ließ er den Grafen Guido Rangone abfallen, der ihm vorhielt, daß er so viele tüchtige Soldaten in den Kämpfen sterben lasse. „Wenn ich sie sterben lasse, kann ich auch andere wieder schaffen; Ihr versteht weder das Eine noch das Andere.“

Er war mit seinen Schaaren eng verwachsen. Wer ihnen zu nah trat, forderte ihn heraus. Er war streng, aber nie hart und ungerecht. Bei Widerspenstigen und Feigen übte er in früheren Jahren sogar selbst Justiz. Er sprach und vollzog das Urtheil. Wenn er auch sonst die Zügel nicht zu straff hielt, verlangte er doch unbedingten Gehorsam. Als er in Fano wieder und wieder Streitigkeiten unter den Seinen schlichten mußte, obwohl er sie nachdrücklich zur Ruhe gemahnt hatte, sperrte er, um endlich ein wirksames Beispiel zu geben, zwei seiner fähigsten Hauptleute, die ihren Handel hatten ausfechten wollen, bewaffnet, wie sie waren, in eine Kammer, sagte ihnen, nur einer von ihnen werde sie lebend verlassen, verschloß sie und ging davon. Die Beiden, Giovanni da Torino und Amiko da Venafro, hieben auf einander ein, bis sie blutbedeckt und halbtot niedersanken. Aber erst nach langen Bitten öffnete Giovanni die Thür, ließ sie aufheben und verbinden. Seitdem war Friede unter seinen Leuten.

Wie er der Erste zu Pferde war, wenn es in die Schlacht ging, wollten auch die Seinen zuerst den Feind angreifen. Er übernahm willig die schwierigsten Aufgaben und deckte die Heere beim Rückzug in einer Weise, daß die Feinde bald von der Verfolgung abließen. Als die Truppen der Liga Mailand, dessen Kastell dank der elenden Führung des Rovere sich dem Kaiser ergab, fluchtähnlich verlassen wollten, setzte er sich ihnen entgegen: „Wer jagt uns denn?“

Wie sich selbst, muthete er auch den Seinen das Aeußerste zu. Mäßig in Speise und Trank (er färbte das Wasser nur schwach mit Wein), einfach in der Kleidung (nur Gang, Haltung, Geberde unterschied ihn vom gewöhnlichen Soldaten, nie reiches Gewand, prunkvolle Rüstung und kostbare Waffen), tapfer bis zur Tollkühnheit (wie oft ward ihm nicht das Pferd unter dem Leib erschossen, wie oft rettete ihn aus dem Hinterhalt nur seine Unerschrockenheit!), ein Meister in allen Leibesübungen (zweimal durchschwamm er in voller Rüstung den Po), war er das Muster und Vorbild, das unerreichte, der Seinen. Ein stattlicher Mann, mehr als mittelgroß, mit schöngeformten Beinen, kleinen Füßen; sein Gesicht war auffallend bleich, sein starkes Kinn, seine prachtvolle Hautfarbe erinnerte an seine Mutter Katerina Sforza. Ein Mann, schnell auffahrend im Zorn, aber auch bald wieder besänftigt, rasch im Entschluß, noch rascher in seiner Ausführung, ein Mann, freimüthig im Wort wie in der That (Heuchler sind Feiglinge, erklärte er), ein Mann, ganz auf sich selbst gestellt, der keine Protektion braucht. Mochte ein Guido Rangone Briefe über Briefe an den Papst schreiben, um ihm im Gedächtniß zu bleiben: Giovanni redet nur durch die That.

Seine Name, seine Anwesenheit im Feldlager wiegt Regimenter auf. Die Kaiserlichen sagten vor Mailand einmal zu den Franzosen: „Entfernt Herrn Giovanni aus Eurem Lager und wir wollen mit Euch in offener Feldschlacht kämpfen, obwohl wir weniger zählen als Ihr.“ König Franz erklärte selbst, er hätte Schlacht und Freiheit nicht bei Pavia verloren, wenn er Giovanni bei sich gehabt hätte, und Du Bellay und Montluc versichern das Selbe in ihren Memoiren.

Von den Thaten des Medici erzählen sich Alle voll Bewunderung. Einem spanischen, fest gewappneten Ritter hat er die Lanze durch die Rüstung gerannt, daß sie auf der anderen Seite herausgedrungen ist. Seinen Hauptmann Paolo Luciasco hat er allein aus den Feinden herausgehauen. Seinen Neffen, den Grafen von San Secondo, den Spanier und Schweizer auf der Straße von Marignano angegriffen und übel zugerichtet haben, hat er furchtbar gerächt. Er ist den Feinden nachgesetzt, hat sie niedergehauen, Jeden gepackt, der sich nicht rettete, die Gefangenen in einige Häuser sperren lassen und diese Häuser angezündet.

Manchmal überfällt den Medici die Wildheit und er wüthet wie seine Mutter, die an den Mördern ihres zweiten Gatten Giacomo Feo so schreckliche Rache nahm und selbst Kinder nicht schonte. So läßt er einmal aus Wuth, um einen gefallenen Hauptmann zu rächen, zweihundert Schweizer niedermachen, obwohl sie sich auf Vertrag ergeben haben.

Er ist aber nicht nur ein tapferer Soldat, ein kühner Reiterführer, sondern auch ein Feldherr, von dem man sich das Höchste verspricht. Es ist ihm nicht vergönnt, in einer großen Feldschlacht sein Können zu zeigen; ehe es zu der für Franz den Ersten so unglücklichen Schlacht von Pavia kommt, wird Giovanni von einer Arkebuse im rechten Schienbein verwundet und nach Piacenza, dann in die Moorbäder von Albano gebracht. Er kämpft nur in zahllosen Gefechten und macht manche Belagerung mit. Jeden Platz, wo er einmal gewesen, kennt er genau, jede Art der Befestigung ist ihm bekannt, er kennt das Terrain wie kein Anderer.

Er bringt die Leichte Reiterei wieder zu Ansehen und Ehren; überall läßt er, zu höchsten Preisen, spanische und türkische Pferde kaufen, denn sie sind die besten. Begegnet ihm ein Mönch zu Pferde, so nimmt er ihm seinen Gaul und

giebt ihm einen schlechteren: „Der trägt Euch auch ins Kapitel, ehrwürdiger Vater!" Die Soldaten erhalten bequeme Röcke und Sturmhauben nach burgundischer Art. Seine Arkebusiere nimmt er auf Kleppern mit sich; wenn es zum Kampf kommt, steigen sie ab. Dadurch schafft er sich eine unglaubliche Bewegungmöglichkeit. Die Albanesen und Levantiner hält er für die besten Reiter und nimmt sie, wo er kann, in seinen Sold.

Mit seinen Leichten Reitern setzte er Frundbergs Landsknechten besonders zu, die von den Alpen in die Lombardei niederstiegen, „um den Kaiser und sein Volk zu erretten, weil offenkundundig und am Tage sei, daß der Papst den Kaiser, das ehrliche Kriegsvolk und die Kolonna unterdrücke"; ihnen voran der alte Söldnerführer, dem von seinem Sattel Schnüre aus Gold und Seide hingen, mit denen er den Papst und den päpstlichen Hof henken wollte. Die Feldherren der Liga wissen sehr wohl, daß man in offener Feldschlacht diesen Landsknechten nicht begegnen kann. Man muß sie unaufhörlich angreifen und durch fortwährende Scharmützel und Gefechte aufreiben. Giovanni geht gegen sie, plagt sie, läßt sie nicht zur Ruhe kommen. Die Landsknechte nennen ihn voll Grimm den großen Teufel. Wie sollen sie sich seiner erwehren? Was sie nicht können, thut für sie der Zufall. Giovanni meint, Frundsberg habe keine Geschütze; er weiß nicht, daß der Herzog von Ferrara ihm einige Stück geschickt hat. Mitten im Kampf trifft ihn ein Falkonettschuß in den rechten Oberschenkel und zerschmettert ihm den Knochen.

Von Borgoforte wird er nach Mantua gebracht. Die Sänfte kommt im Schnee nur langsam vorwärts; die Flocken wirbeln in dichten Schwärmen zur Erde. Endlich ist er in der Stadt und im Hause seines Freundes Luigi Gonzaga. Er denkt nicht an seine Wunde, nur an die Seinen, die weiterfechten. Seines getreuen Lukantonio erinnert er sich in herzlicher Liebe. Aretino, der immer um ihn ist, sagt: „Wir wollen ihn holen lassen!" „Soll Einer wie er", fragt Giovanni, „den Kampfplatz verlassen, um einen Kranken zu sehen?" Seines Neffen, des Grafen von San Secondo, gedenkt er: „Wäre er wenigstens hier! Daß ihm meine Stelle verbliebe!" Er denkt immer an den Krieg: „Wie wird es werden?" Die Aerzte dringen auf eine Operation und Aretino spricht ihm davon: „Laßt Euch den Schaden, den das Geschoß machte, beseitigen und in acht Tagen könnt Ihr Italien, das jetzt eine Sklavin ist, zur Königin machen!" „Es soll geschehen", erwidert der Medici. Die Aerzte geben ihm Medizin und bereiten Alles zur Operation vor. Da es Essenszeit ist, überfällt ihn Uebelkeit, er erbricht sich: „Die Zeichen Caesars!" sagt er zu Aretino. Mit verschlungenen Händen gelobt er, zum Apostel von Galizien zu pilgern, wenn er gerettet wird.

Die Aerzte kommen; sie haben acht bis zehn Leute gefunden, die ihn halten werden, während ihm das Bein abgesägt wird. „Auch zwanzig würden mich nicht halten können", sagt er lächelnd. Er selbst nimmt das Licht, um den Aerzten zu leuchten. Aretino kann während der Operation nicht im Zimmer bleiben. Obwohl er sich die Ohren zuhält, hört er ihn doch zweimal aufschreien. Als er wieder zu ihm kommt, ist Giovanni heiter: „Ich bin geheilt!" Er läßt sich das abgesägte Bein bringen, lächelt, als die Anderen nicht sehen wollen, was er hat dulden müssen, denkt, wenn er nicht mehr zu Fuß kämpfen kann, so wird er es zu Pferde thun, denkt aber nicht daran, daß er sterben kann und wird. Er muß sterben, denn zwanzig Stunden hat er keinen Arzt gehabt und jetzt hat ihm Meister Abraham,

der jüdische Arzt, das Bein nicht hoch genug abgesägt, in dem Stumpf sind Knochensplitter zurückgeblieben, und der Brand wird kommen und Giovanni wird sterben, noch nicht neunundzwanzig Jahre alt.

Einstweilen sind die Schmerzen gewichen, doch zwei Stunden vor Tag kommen sie mit allen Qualen wieder. Er ruft und Aretino springt auf, wirft sich in die Kleider und eilt zu ihm. Sobald Giovanni ihn sieht, sagt er, daß ihn mehr als sein Schmerz der Gedanke an die Feiglinge quäle; er plaudert mit Aretino und vergißt darüber seine Leiden. Mit dem Morgen kommt eine Todesahnung über ihn. Er vertheilt an seine Getreuen und Diener viele Tausend Dukaten in barem Geld und Gewändern; für sein Begräbniß setzt er vier Julier aus. Er will einfach bestattet werden, er wünscht keinen Prunk, dem er im Leben abhold war, bei seinem Begräbniß. Am ersten Abend in Mantua schon hat ihn der Rovere, als er ihn besuchte, auf seine Christenpflicht verwiesen. Jetzt kommt der Beichtiger, obwohl Giovanni keinen braucht. Während der Schmerzen, die er bei der Amputation litt, hat er gefragt, ob man für eine Sünde zweimal bestraft werde, und da man ihm antwortete: „Nein!", gesagt: „Dann bin ich sicher!"

„Als Soldat habe ich gelebt, wie Soldaten zu leben pflegen; hätte ich Euer Gewand getragen, dann hätte ich wie ein Mönch gelebt!" spricht er zu dem Beichtiger; „obwohl es nicht erlaubt ist, will ich in Aller Gegenwort beichten, denn ich habe nichts meiner Unwürdiges gethan." Dann sagt er das Confiteor, in dem, wie er glaubt, Alles enthalten ist. Das ist seine Beichte.

Nach der Vesper kommt zu ihm der Marchese von Mantua, Federigo II. Giovanni und er haben einander auf den Tod gehaßt. Federigo hat dem Medici zwei treffliche Hauptleute weggelockt und das Gerücht nicht totgeschwiegen, das besagte, Giovannis Kraft und Erfolge beruhten nur auf seinen Offizieren. Aber der Medici hat wieder und wieder gezeigt, daß er Herz und Kopf und Hand der Seinen ist und ihre Seele. Federigo hat wüthend gesagt, er werde ihn töten lassen, Giovanni hat geantwortet: „Ihr werdet es befehlen und ich werde es thun." Und der Marchese hat es nur seinem Glück zu danken, wenn er Giovanni nicht in die Hände fällt. Jetzt aber ist der Medici krank und der nahende Tod versöhnt nun die beiden Feinde. Der Marchese umarmt ihn und spricht ihm liebevoll zu: „Bittet mich um eine Gunst, die Euch und mir geziemt!" sagt er ihm zuletzt. „Liebt mich, wenn ich gestorben bin!" erwidert Giovanni.

Seine Diener umstehen trauernd das Lager. Seine Hauptleute kommen; er mahnt sie, seine Ehre hochzuhalten. Sein Neffe, der Graf von San Secondo, soll der Führer der Schwarzen Banden werden. Man fragt den Sterbenden, ob er nicht ein Testament machen wolle; er braucht es nicht, die Armuth und die Gesetze haben es schon für ihn gemacht. Sein Sohn erbt den Ruhm des Vaters und seine vielen Schulden. Giovanni hat nie Geld gehäuft, immer es mit vollen Händen ausgegeben, Güter verpfändet, jetzt noch wie in seiner stürmischen Jugend in Florenz und Rom. Seine Soldaten haben immer mehr gehabt als er, der nichts für sich braucht.

Er will noch einmal vor seinem Tode den kleinen Kosimo sehen, denn er weiß, daß er sterben muß. Der Marchese tröstet ihn und sagt ihm, er werde wieder gesunden, aber Giovanni erwidert: „Ihr verliert heute Euren größten Freund und treusten Diener." Dann spricht er vom Krieg, der ihn mehr als alles Andere

bewegt. So geht es bis zur neunten Stunde der Nacht; es ist die Vigilie des Heiligen Andreas. Da quälen ihn die Schmerzen so, daß er Aretino bittet, ihm vorzulesen, bis er einschläft. Aretino liest und Giovanni schlummert ein. Nach einer Viertelstunde fährt er auf: „Ich träumte, ich sei gesund und kämpfe Wenn es mir erst besser geht, will ich den Deutschen zeigen, wie man kämpft und wie ich mich zu rächen weiß.“

Er empfängt die Letzte Oelung und kommt wieder etwas zur Ruhe. „Ich will nicht unter diesen Pflastern sterben“, sagt er. Man legt ihn auf ein Feldbett, er schläft ein und im Schlaf kommt zu ihm der Tod. Das Sterben verändert seine Züge nicht, die stolz, kühn und herrisch wie im Leben sind, seine Augen nicht, die noch blicken, wie sie im Leben geblickt haben. Auf Wunsch Aretinos nimmt Giulio Romano von ihm die Totenmaske, die der Göttliche ehrfurchtvoll bewahrt und nach der Tizian das Bild des Kondottiere malt. Auf Herzog Kosimos Befehl, der Giovannis Gebeine später in die Grabkapelle der Medici bringen ließ, schafft Bandinelli sein Denkmal, das den großen Reiterführer sitzend zeigt und vor dem die Florentiner sagen: „Herr Giovanni dalle bande nere, des langen Reitens überdrüssig und müde, ist vom Pferde gestiegen und hat sich gesetzt.“

Das Volk Mantuas füllt die Straßen, die Frauen die Fenster, als man ihn zur letzten Ruhe trägt. Die Bahre haben seine Hauptleute auf die Schultern gehoben, der Marchese mit allen Gonzaga, mit seinem Hofstaat, mit den Behörden folgt ihr nach San Francesko, wo man den Medici niederlegt in voller Rüstung, mit seinen Waffen, als ginge es wieder in die Schlacht.

Ein großer Kriegsmann wird zu Grabe getragen; mehr noch: die Hoffnung Italiens in dieser schweren Zeit; mehr noch: der letzte Kondottiere.

Traunstein Dr. Alfred Semerau.

Selbstanzeigen.

Tagebuch einer anständigen Frau. Verlag von Albert Langen in München.

Als ich 1906 die „Beichte einer Gefallenen“ veröffentlichte und damit auch literarisch einen Strich unter den traurigsten Abschnitt meines Lebens zog, ahnte ich nicht, daß das „Tagebuch einer anständigen Frau“ einmal nothwendig werden würde. Auch dieses Buch ist ein Versuch der Selbstbefreiung von etwas unendlich Widrigem. Trug das erste Werk mehr den Charakter einer Beichte, so ist das Tagebuch einer anständigen Frau eine Anklage, die im öffentlichen Interesse erhoben wird. Mehr gegen ein System als gegen die Personen, die dieses System vertreten. Darum wurde in dem Buch selbst (obwohl es nur erweisliche Wahrheiten enthält) jede Andeutung der Stadt, in der diese Ereignisse sich zutrugen, vermieden. Die Stadt ist Frankfurt am Main. Aber Alles hätte sich eben so gut in einer anderen Stadt Deutschlands (oder wenigstens Preußens) abspielen können. Aber wie man mich hetzte, wie mein Gatte ein Opfer dieser Privatrache wurde, wie man ihn, den Mann von nicht nur unantastbarem Charakter, sondern auch von unantastbarem Ruf und Vorleben, in dem selben Staat, in dem unter Umständen zuchthauswürdige Verbrecher mit der größten Höflichkeit behandelt werden, auf eine

Denunziation hin verhaftete und nicht nur mit Strolchen und Stromern zusammensperrte, sondern sogar zusammenfesselte: Das, scheint mir, ist selbst für Preußen nicht gerade typisch. Und darum scheint mir auch mein Buch, das absolut keinen Anspruch auf „künstlerischen“ Werth macht, ein Interesse zu haben, das über das eines rein persönlichen Menschenschicksals weit hinausgeht. Wenn das Buch dazu beiträgt, die Aufmerksamkeit auf Mißstände zu lenken, die zur öffentlichen Gefahr geworden sind, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Frankfurt am Main. Hedwig Hard.

❦

Christenthum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. E. Haberland in Leipzig, 1900.

Die Leser der „Zukunft“ haben einige meiner Meinungen über religiöse Dinge kennen gelernt. Dem Einen oder dem Anderen mag ein Buch nicht unwillkommen sein, das diese Ansichten in geordnetem Zusammenhang und einigermaßen vollständig vorträgt. Die Kapitelüberschriften lauten: I. Die Vergangenheit. 1. Die Zeit der Apostel und der apostolischen Väter. 2. Die altkatholische Kirche. 3. Die Kirche als politische und Geistesmacht. 4. Die Kirche in der Völkerwanderung. 5. Die Eingliederung der Germanen in die Kirche. 6. Die Deutschen retten und erhöhen das Papstthum. 7. Das Papstthum auf der Höhe seiner Macht und die Blüthe der katholischen Wissenschaft. 8. Verderbniß und Niedergang der abendländischen Kirche. 9. Das Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation. 10. Der Tridentinische Katholizismus. 11. Die innere Entwickelung des evangelischen Christenthumes und sein Einfluß auf die äußere Gestaltung des Lebens. II. Die Gegenwart. 12. Rationalismus und Aufklärung. 13. Die Romantik, die Restauration und die katholische Renaissance. 14. Der Ultramontanismus besiegt den Romantizismus. 15. Protestantische Theologie und evangelische Kirche in Deutschland. 16. Der gegenwärtige Kampf der Konfessionen in Deutschland. 17. Religiös-kirchliche Zustände in den übrigen Ländern. III. Die Zukunft. 18. Kann der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben? 19. Der Offenbarungcharakter des Christenthumes. 20. Es giebt keine unfehlbare Lehrautorität; der Dogmatismus und der Orthodoxismus sind Verirrungen. 21. Kritik der wichtigsten Dogmen. 22. In welchem Sinn die katholische Kirche zu reformiren ist. 23. Katholische Ethik. 24. Askese und Mystik. 25. Ausblick in die Zukunft.

Erst nach vollendeter Korrektur ist in der Druckerei der Schluß der letzten Anmerkung auf Seite 723 durch Weglassung einer Zeile und Verdoppelung einer anderen zu völliger Sinnlosigkeit entstellt worden. Er soll lauten: „Die geforderte Aufhebung der eigenen Persönlichkeit, des endlichen, psychischen Ich endlich beweist gleich vielen anderen Aeußerungen Schmidts seine Verwandtschaft mit dem Pessimismus, der in der Individuation das Böse sieht. Dazu hat, von Fichte an, trotz Hegels optimistischem Temperament, der gesammte sogenannte Idealismus geneigt; erst der an Leibniz anknüpfende Lotze hat der deutschen Philosophie den Weg gezeigt, auf dem der Sturz in den Abgrund vermieden werden kann, und dieser Weg führt ganz nah ans Christenthum heran.“

Reisse. Karl Jentsch.

❦

Die junge Generation.

Der metaphysische Tick erregt die Seelen. Man hat sich mit der Literaturströmung von heute abgefunden, indem man sie als „Neuromantik" popularisirt hat. Und da nun dieses Wort einmal in einer Atmosphäre von Jugend und Leichtsinn schwimmt, fühlt sich der besonnen Zeitgenosse verpflichtet, sich aus diesem Chaos zu einer ernsten Lebensgestaltung durchzuringen. Man naht sich der Kunst mit einer michelangelesken Geberde: Wir haben Verpflichtungen. Wir stehen vor der Epoche des „ernsten Menschen". Um den Namen ist man nicht verlegen: Neuklassizismus.

Im Schatten dieses heroischen Wortes brüten die Fanatiker der Regel. Die Entdecker seltsamer Gesetzlichkeiten, die alle Räusche und Erregungen mit Rezeptnamen belegen. Die ästhetische Schöpfung so von Regeln abhängig machen, daß alle zufällige Heiterkeit wie mürber Staub abfällt. Bebrillte Piraten, die Alles nehmen, was an Ueberschwang und Reichthum erinnert. Nur das Nothwendige ist durch das Gesetz gerechtfertigt. Natürlich: der große Zug. Der ernste Mensch hat immer das Bedürfniß nach Großzügigkeit. Transpirirend sollst Du schaffen. Wie gesagt: die klassische Tragoedie. Voll Strenge und Unerbittlichkeit; mit einem Wort: Hebbel.

Franz Servaes, der auch einmal jung war (und ein Goethebüchlein geschrieben hat, das ihm jetzt wahrscheinlich sehr unangenehm ist) empfahl in einem Aufsatz neulich Hebbel als Erzieher. Es „schauen heute auf Hebbel fast alle jene jungen Leute, die, mit Zukunftsdrang und schöpferischem Willen begabt, ein Herauskommen aus der gegenwärtigen Unzulänglichkeit ersehnen und fest entschlossen sind, ihre Kräfte zu hohen Zielen zu spannen". Welche trostlosen Perspektiven! Und weiter lobt er als ernster Mensch die durch Hebbel erzogenen Paul Ernst und Wilhelm von Scholz. Das langsame Emporwinden der neuweimaraner Klassik beweist von Neuem, wie der Deutsche um den Preis seines Bildungbedürfnisses (Nietzsche hat ein anderes Wort dafür) zu jeder Qual bereit ist, selbst zur peinvollsten Langeweile. Wie trockenes Holz, das der Wind aufstört, prasselt der Rhythmus der ernstischen Verse in meiner Erinnerung. Hebbel als Erzieher einer jungen Generation! Welch reifes Alter gehört dazu, Das mit ernstem Feuer zu verkünden, welch ein endgiltiges Vergessen der eigenen Jugend. Welch Vergessen Goethes.

Eckermann erzählt: Das Gespräch wendete sich auf den Tasso, und welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht. Idee? sagte Goethe; „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso . . . Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und

Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei! So habt doch endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben!" Ja, Goethe! Was wußte Der von deutschem Bildungbedürfniß? Wie kann ein Kunstwerk vollkommen sein, dessen Dichter sich nicht bewußt war, die letzte Essenz des Daseins und aller Erfahrung in seinen Versen eingefangen zu haben? Hebbel, sehen Sie, da vermißt man nie den großen Ernst, das Ringen des Künstlers. Schweiß! Schweiß! Das Abwerfen der Gedankenschalen, das rauchige Aufblitzen und Steigen der Gedanken, die uns in den Strudel hineinreißen: Das ist die peinliche Unklarheit der jungen Leute. Hebbel ist bis zum letzten Grunde seiner Seele klar, bis zu dem Punkt, wo Alles als eine mathematische Konstruktion erscheint. Hebbel ist der Heros der Unsinnlichen, die durch seine schwer aus gedanklichem Ringen sich lösenden Reliefs ihre Denkkraft angetrieben fühlen und die Leichtigkeit, das Freiwerden von Gedanken als Befreiung durch die Kunst ausgeben. Die Kunst hat wenig mit der glasklaren Helle zu thun, die gleich einer chemisch erzeugten Atmosphäre um die Verse Hebbels ruht, die wie mit hydraulischer Kraft aus widerspenstigem Material gestanzt scheinen. Nie überrieselt den Leser bei Hebbel das plötzliche Blühen der Dinge, das Quellen neuer Schönheit, wenn der Dichter sie berührt. Nie dieses tiefe Gefühl, daß der Dichter vom Licht der Welt entzündet war und ihre Schönheit im seligen Schauen aussprach. Hebbel trifft, was Goethe von Schiller sagt: „Es war nicht Schillers Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflektiren." Und: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten."

Hier berührt Goethe (den ich in dieser Abhandlung noch oft sprechen zu lassen gedenke, weil er ein erlauchter Mensch und Feind aller schlechten Musik war) den wunden Punkt: die Stellung des Dichters zur Wirklichkeit. Goethe spiegelte sich gern in einem Wort, das er sehr liebte: Schauen. Der Dichter hat kein höheres Interesse als das, die Wirklichkeit dazustellen, die er geschaut hat. So dachte sich Goethe die Dichter der antiken Tragoedien, fernab von jedem „sentimentalen" Versuch, Ideen in Versen auszudrücken. „Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgendeine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, diese für das Theater so gut und wirksam wie möglich darzustellen." Mit der dichterischen Gestaltung der Wirklichkeit muß die Idee gleich mitgestaltet sein: außerhalb ihrer befindliche Ideen kennt der Dichter in Hinsicht auf sein Schaffen nicht Die spekulative Aesthetik der deutschen Romantiker, die Paul Ernst auch allerdings für hoffnunglose

Dilettanten hält, mündet in diese Forderung, daß der Dichter nur seine Wirklichkeit darzustellen habe, daß jedes Kunstwerk sein eigenes Ideal in sich trage. Und den tiefsten Schatz goethischer Erfahrung durch alle verschlungenen Gänge sorgsam achtend, erklären sie immer wieder: der Künstler habe nur die Besonderheit darzustellen, alle Verallgemeinerung geschehe aus unkünstlerischen Absichten. Das trifft Hebbel, wie es Schiller trifft. Hebbel mißachtete die Besonderheit der Erscheinung, der Wirklichkeit. Er sah nicht, daß die künstlerische Erscheinung der Idee erst durch den Reichthum empirischer Zufälligkeiten, Einzelheiten möglich ist. Seine Menschen führen das Leben der Maschinen, deren Schönheit darin besteht, in möglichster Vereinfachung möglichst viele Funktionen zu vollziehen. Aber die ästhetische Wirkung beruht, elementar ausgedrückt, auf dem Schein der Wirklichkeit, auf der Suggestivkraft des Einzelnen.

Es mangelt an Raum, über Hebbel erschöpfend abzuhandeln. Daß er ein großer Mensch war, einer, der in letzte Tiefen mit schmerzhafter Kraft und Zartheit blickte, daran denke ich nicht zu zweifeln. Ich erwähne seine Schauensarmuth, weil ein unbedenklicher Schriftsteller ihn beispielhaft für ein junges Geschlecht empfand. Warum er gerade als Erzieher verherend wirken kann, sagt ein anderes Wort Goethes: „Ich habe mir die ästhetische Ansicht der Welt, die landschaftliche, durch die wissenschaftliche ganz verdorben und dabei kommt endlich auch nicht viel heraus.“ Wenn eine junge Generation denkbar wäre, deren Blutumlauf so träg, deren Sinnlichkeit so muthlos wäre, daß sie gerade dem Beispiel Hebbels folgen würde: sie müßte in einem tobenden Gallert verwirrter Spekulationen enden. Was diese Art ästhetischer Betrachtung zu Tage fördert, zeigt das von Servaes belobte Werk Paul Ernsts „Der Weg zur Form“, zeigen die Dramen der „Neuklassik“, zeigt, wenn Sie wollen, der Essay von Franz Servaes, den ich noch nie mit so tötlich ernstem Munde und in die Ewigkeit gerichteten Augen doziren hörte.

Das Verwirrende ist die Vorstellung der „Form“. Damit sind wir im Centrum des weimarischen Irrgartens. Der Begriff der Form ist seit Schiller ein sprudelnder Brunnen von Verwirrung. Die Form ist die Bestimmung, unter der wir eine Erscheinung überhaupt als künstlerisch empfinden. Ist ihrem Inhalt nach ein Verhältnißgesetz, unabhängig und unwandelbar. Veränderlich ist, was der Künstler in dieses Gesetz einordnet. Bei Servaes verselbständigt sich die Form in seltsamster Weise. Sie muß „organisch ausreifen“ oder er empfindet gar: „Die Form ist der höchste Inhalt.“ Diese Unverständlichkeit der Begriffe entspringt der Methode, allgemein giltige ästhetische Gesetze durch Beobachtung und Vergleichung von Kunstwerken zu finden. Allgemein giltige Gesetze vermag dieser Psychologismus natürlich nicht zu gewähren; nur eine von persönlichsten Eindrücken erfüllte Unklarheit der Begriffe. Bei Servaes tritt diese Methode noch naiv und anspruchslos auf; mit aufsaugender Linge-

weile und magistralem Ernst beherrscht sie die neuklassische Gemeinschaft. Ich denke hier vor Allem an Ernsts „Weg zur Form", das fatale Produkt eines nicht unbegabten Menschen, dem sich „das landschaftliche Bild verdorben hat" und der nun mit der Leidenschaft seines Wirkungtriebes in ästhetischen Untersuchungen Ausdruck zu finden hofft, ohne sich in die Abstraktionen der Wissenschaft hineinzufinden. Der Rest ist Verwirrung.

Paul Ernst ist um ähnliche Ziele wie Hebbel bemüht Aber ohne dessen quälende Witterungsgabe. Einer, dem nicht, wie Hebbel, die Revolte im Blute blitzt. Was bei Diesem der starre Wille eines Einsamen ist, ist bei Ernst die erarbeitete Ueberzeugung eines nachdenklichen Menschen. Ich halte es aber nun einmal für eine unglückliche Veranlagung, sich bei vorwiegend dichterischer Begabung um ästhetische Spekulationen bemühen zu müssen, während das an Anschaulichkeiten gebundene Denken selbst bei qualvollster Askese es nur zu einer unreinen Abstraktion bringt. Steht ein Mensch großen Formates dahinter, so sind seine Aeußerungen eben an sich werthvoll. Ernst ist von dem Gedanken einer absoluten Gesetzlichkeit so hingerissen, daß sich ihm die logische Struktur der Erscheinung unwiderstehlich in den Vordergrund drängt Es stachelt dieses überreizte Bedürfniß nur noch mehr, daß ihn sein Psychologismus zwingt, alle Erscheinungen als Relativitäten, durch zeitliche Einflüsse bedingt, aufzufassen. So bringt er selbst das Sittengesetz in der kantischen Formulirung um seine Allgemeingiltigkeit; es ist ihm nur „Formel für die damalige Sittlichkeit". Nun sieht die kantische Formulirung des Sittengesetzes von jeder empirischen Erscheinung ab und konstatirt nur, unter welcher Bedingung Menschen mit Bewußtsein ihrer Würde in Gemeinschaft leben können. Jede zeitliche Moral zeigt sich als durch die besonderen Bedingnisse geformte Erscheinung dieses Gesetzes. Damit ist zugleich die Definition der Tragoedie gegeben, bei der alle auf ihre Analyse abzielende Aesthetik erst beginnen kann und zu der Ernst vermöge seines Relativismus nicht kommt. Das Individuum, das, seine persönliche Freitheit entwickelnd (seine individuelle Auffassung des Sittengesetzes), sie auch gegen das Sittengesetz durchzusetzen sucht, ist Objekt der Tragoedie.

Ernst sieht die Tragoedie von Zeitlichkeiten abhängig und vergißt, daß es sich dabei nur um ihren veränderlichen Inhalt handeln kann. Aber sein Trieb zum Allgemeingiltigen muß nun das Absolute an anderer Stelle suchen und er findet es in der Situation. Diese soll „objektiv" sein. „Jede Handlung, die rein aus dem Charakter entspringt, nicht aus der Nothwendigkeit einer objektiven Situation, in die jeder Charakter hineingerathen kann, ist im letzten Grunde willkürlich." Das ist der Gipfel des Begriffslyrismus. Die Situation ist die Beziehung der Charaktere auf einander innerhalb eines gegebenen Stoffes, die sich in der Erscheinung als status quo zeigt: in der

Tragoedie ist sie, ihrer Dynamik nach, gemäß ihrer Definition eindeutig bestimmt. Die zeitliche Besonderheit hängt vom Dichter ab. Ernst scheint sich unter Situation etwas Beharrliches vorzustellen, in das bald Der, bald Jener eintritt, wie der Mensch in Blakes mythologischem System in seine Zoas. Aber diese objektiven Situationen haben entscheidende Wirkungen: Shakespeare, zum Beispiel, weiß, daß sie im „Othello" fehlen, und „deshalb hat er seine Figuren mit so wundervollen Leben ausgestattet, daß er uns doch wenigstens während der Darstellung das Gefühl der Nothwendigkeit suggerirt". Und als Ernst die Brauchbarkeit seiner ästhetischen Theorie an Shakespeare erprobt, sieht er endlich ein, daß Shakespeare keine Tragoedien schreiben konnte. Das, was auf uns wirkt, ist „dramatische Lyrik". Hieraus (aus der dramatischen Lyrik) entsteht Shakespeares Reichthum; es gehört schon, meint Ernst, „der ganze Dilettantismus unserer Romantischen Schule dazu, diesen Zusammenhang nicht zu durchschauen!"

So wirkt das bloße Hinsehen auf die logische Struktur der Tragoedie. Ernst weiß nicht, daß der vollkommenste logische Organismus erst als Kunst empfunden wird, wenn er mit dem ganzen Reiz der Einmaligkeit auftritt, also als historisches Geschehen wirkt. Seine dramaturgische Kritik beginnt immer damit, daß sie die Tragoedie ihrer Einmaligkeit entkleidet und sie ganz naturalistisch für etwas Allgemeingiltiges nimmt. Es zeugt von dieser ästhetischen Barbarei, eine solche Learbetrachtung niederzuschreiben, wie es Ernst gethan hat. Zeugt von einer abgestorbenen Epidermis, von zuchtloser Brutalität des ästhetischen Empfindens, wenn er Lear als die Tragoedie eines thörichten Greises behandelt. Ein Schauspieler, der Lear so darstellen würde, wäre vor thätlichen Beleidigungen nicht sicher. Die Tragoedie Lears ist eben nicht die des typischen alten Mannes, sondern die Tragoedie Lears, die nur in diesem Rhythmus des Geschehens in so düsterer Gluth aufleuchtet. Das ist das Tragische, daß sich dieser König als die Macht empfindet, die er repräsentirt. Die Abgabe der äußeren Zeichen berührt ihn nicht. Er bleibt für sein Empfinden Das, was Kent von seinem Antlitz liest: Hoheit. Hoheit, die Jeder, der ihr wie einem Menschen naht (wozu sich Lear durch seine Abdankung vor der Welt gemacht hat), als einen Beleidiger empfindet. Die Umwandlung Lears zum Menschen, ein gewaltiges Schicksal sagenhafter Könige, löst die Energie der Tragoedie. Ein Fanatiker greift blind durch Blüthen und Glorie, um die „objektive Situation" zu suchen.

Die Tragoedie auf ihr logisches Schema zu bringen, es in sehr bedeutungvollen, konzentrirten Versen auszudrücken, die kein Feuer der Seele geschmolzen, kein heiterer Sonnenstrahl berührt hat: Das ist das Ideal des Neuen Weimar. Wer hier die neue Generation sieht, beweist sein Ruhebedürfniß. Wir aber, die wir uns unsere Freunde an der Erscheinungen wechselndem Spiel, unsere Heiterkeit nicht rauben lassen wollen, uns froh den Einflüsterungen

unseres Dämons ergeben und heiter gestaltend leben: an uns ists, Protest zu erheben gegen ein Dogma, das uns Alle mit seinem Medusenhaupt ängstet: mit qualvollster Langeweile. Feierlich soll erklärt werden: Man stirbt bei diesen im Frost erstarrten Versen. Mir schauert vor dem Tiefsinn, den ich aus der künstlerischen Gestaltung herauslesen muß, um als anständiger Mensch fortan zu vegetiren. Dann lockt schon reicher eine andere Stimme: Gestalten im Anblick der erhabenen Wirklichkeit, bewegt vom Wellenschlag eines heiteren Herzens, aufschäumend in den Stürzen eines hingegebenen Enthusiasmus. Der Alte aus Weimar, der so die Kunst sah, scheint mir ein besserer Führer zu sein als Hebbel, der nur in Posen Rodins in meinen Träumen erscheint. Gewiß: es giebt eine junge Generation; es ist höchste Zeit, Das zu betonen. Es wühlt dumpf wie Sturm und Aufruhr, die sich durch die fette Breite der Zeitgenossen keine Kanäle schaffen kann. Es giebt noch unbekümmerte Menschen, die angstvoll die Zumuthung abweisen, ihre Kunst mit tiefsinnigen Ideen zu laden. Unsere Zeit, verfettet in träger Selbstachtung, abgestumpft durch militärisch geregelte Belustigungen, bedarf anderer Antriebe, um epileptische Zuckungen zu verspüren. Man lasse die Hände von klassischer Bearbeitung urzeitlicher Tragoedien und gebe sich athmend dem Leben hin, wie es Goethe nur je gewünscht hat. Es ist die Anmaßlichkeit kühn gewordener Pedanterie, dem Künstler seine Form vorzuschreiben. Revenons à la nature.

Die junge Generation. Sich äußern, darstellen, die Welt seines Innern in einem Sturm von Begeisterung hinausschreien, sich ergießen in die trübdunkle Fülle der Gestalten, strahlend voll siegreicher Empörung: so läuten sich junge Generationen ein. Darstellen im Feuer des Enthusiasmus, der die Last einer trägen Zeit mit lachender Revolte von sich schleudert; sich darstellen, das Spiel seiner Seele wiederfinden im leuchtenden Strom des Geschehens: Das dünkt mich eher eine Begeisterung schauenstiefer Menschen zu sein als die chemischen Bemühungen aus Neuweimar, deren Verse dem Schauspieler im Mund erfrieren. Es giebt andere Dramen in der zeitgenössischen Literatur, die von frischeren Kräften zeugen. Und dann, die Boten der Zukunft: das Werk Johannes V. Jensens, der das äußerste Kap unserer Zeit beschritten hat und leuchtend aus Dampf und Rauch die Götterstatue des neuen Menschen hebt, mit elektrischer Gewalt nach unserer Seele zuckend, der sich in weiter Fülle strahlend eine neue Lichtung des Lebens öffnet. Und schon hat die junge Generation, von der ich spreche, das erste Werk hervorgebracht: ein Trompetenstoß über blache Felder, eine schillernde Schale, in der das Meer unserer Sehnsucht spielt, blühender Sturm in einer Nacht der Feuersbrünste: „Der Fremde", Roman von René Schickele.

Niederschönhausen. Rudolf Kurtz.

Karfreitagslegende.

Das Furchtbare war geschehen. Ein bluttrunkener Pöbel schleifte den Heiland der Welt zur Richtstätte.

In der Mitte des heulenden Volkes aber weilte Einer, dessen düsterer Schatten die hereinbrechende Sonnenfinsterniß noch verdunkelte, dessen Gegenwart bei diesem gräßlichen Triumphzug unentbehrlich war. Satan führte seine Getreuen heute selber an. In ihren todheischenden Schrei mischte sich seine Stimme in einem grollenden Donnerton, der grauenhafter war als alles Brüllen verthierter Menschheit.

Nun war das Opfer beinahe vollendet. Die bleiche, blutüberströmte Gestalt des Heilandes lag mit ausgebreiteten Armen auf das Kreuz hingestreckt und der Henker griff nach dem Hammer . . Da blickte sich der Mann suchend um. Wo waren die Nägel? Keiner seiner Gehilfen reichte sie ihm. Wo waren sie? In dem offenen Korb, in dem sie bei anderen Geräthschaften gelegen hatten, nicht mehr. Vermuthlich waren sie beim Tragen durchs Gedränge verloren worden.

Ein Schrei getäuschter Wuth entrang sich allen Kehlen. Den Verurtheilten nur mit Stricken an sein Kreuz festzubinden wie die beiden Anderen, erschien den Wolfsherzen viel zu mild. Nägel mußten es sein, die ihm Hände und Füße durchbohrten; und recht scharfe, lange.

Schon wollten einige Dienstbeflissene nach der Stadt zurückeilen, um das Nöthige zu holen, während ihr Opfer inzwischen in seiner peinvollen Lage blieb: da drängte sich ein Mann nach vorn und hielt triumphirend eine Handvoll großer, spitzer Nägel in die Höhe „Ich habe gesehen, wie sie aus dem Korb fielen, und habe sie aufgehoben!" stammelte er ganz athemlos vor Hast und Eifer. Allseitiger Beifall lohnte ihm; der Henker aber klopfte ihm auf die Schulter.

„So Einen wie Dich kann ich gebrauchen! Du kannst mir nachher auch das Kreuz aufrichten helfen, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin. Da sind willige Arme nöthig. So ein Kreuz mit einer Last daran ist schwer."

Der Mann nickte bereitwillig und stand gleichgiltig dabei, während der Henker nun die schlanke Hand des Hingestreckten aufriß, sie wider den Kreuzbalken drückte und mit harten Schlägen den ersten Nagel hindurchtrieb. Das Blut spritzte hochauf und ein krampfhaftes Zittern lief durch die Glieder des Heilands. Die wohlthätige Betäubung, die auf ein paar Minuten seine Sinne umfangen hatte, wich der Gewalt der Schmerzen. Sein Mund verzog sich, er öffnete die Augen. Ihr Blick traf den freiwilligen Helfer. Der machte eine rasche Bewegung rückwärts und schob einen der Knechte vor sich.

„Wird Dir übel? Kannst Du kein Blut sehen?" höhnte der Henker, während er die linke Hand des Heilands annagelte. Der Angeredete erwiderte etwas Undeutliches, blieb aber in seiner gedeckten Stellung. Da rief eine gellende, unschön heisere Weiberstimme aus dem Gedränge heraus: „Der hat auch alle Ursache, den Blick des Rabbi zu meiden! Hat ihn Der doch vor sechs Monaten vom Aussatz geheilt! Und nun schleppt er ihm zum Dank die Nägel der Marter herbei!"

Diese Undankbarkeit überraschte sogar den Pöbel. „Ists wahr, was das Weib sagt? Warst Du krank? Hat er Dir geholfen?" klang es von allen Seiten.

Der Gefragte richtete sich trotzig auf. „Sie lügt! Wie kann ich krank gewesen sein? Ihr seht doch, daß ich gesund bin!"

„Deshalb könntest Du doch früher krank gewesen sein? Dieser da hat Manchen geheilt!“ meinten Einige.

„Aber mich nicht! Ich war nie unrein!“

Da kreischte die gellende Stimme wieder auf und überschrie das Geräusch der Hammerschläge, mit denen der Heiland vollends angenagelt wurde. „Es ist doch wahr! Ich weiß es! Dieser hier, Abner, Sohn des Hadidja, war ausgestoßen und aussätzig. Mit den Unreinen wohnte er in leeren Gräbern und mit den Hunden stritt er sich um den Fraß vor Hunger. So war er. Und der Rabbi hat ihn geheilt, hat ihn wieder Mensch sein lassen! Nun lohnt er ihm so!“

Ein dumpfes Murren erhob sich im Volk und der Mann, dem die Blicke nicht gefielen, mit denen er gemustert wurde, fing zu zittern an. Dann aber raffte er all seinen Muth zusammen. „Sie lügt!“ rief er frech. „Hört Ihr denn nicht an der Stimme, daß es eine Aussätzige ist, die da spricht? Eine Unreine, die sich gegen das Verbot unter uns geschlichen hat, um ehrliche Leute zu verleumden? Da, seht selbst!“ Mit diesen Worten nahm er einen Soldatenspeer vom Boden und riß dem Weib damit auf rohe Weise den Kopfschleier herunter, um die Unreine nicht mit den Händen zu berühren. Das entstellte Angesicht einer Aussätzigen wurde sichtbar und Alles prallte zurück. Der Instinkt der Selbsterhaltung wachte auf. Drohende Rufe erschallten und die Hände hoben Steine zum Wurf.

Die Frau aber ließ sich nicht abschrecken. „Und wenn ich gleich gesteinigt werde: ich sags doch und Ihr werdet mir glauben. Dieser Abner hier ist mein Nachbar in der Höhle gewesen, wo wir zusammen hausten. Unrein wie ich war er, bis ihn der Rabbi geheilt hat.“

Sie schrie so laut, wie sie konnte; doch jetzt achtete Niemand mehr auf ihre Anschuldigungen; Alle waren nur auf die eigene Sicherheit bedacht.

„Was gehts uns an? Mach Deine Sache mit ihm allein aus! Wer hieß Dich aber das Gesetz übertreten und unter uns kommen?“ grollten Alle.

Da trat in das entstellte Antlitz ein Zug, der es beinah schön machte. „Warum ich gekommen bin? Nicht wegen dieses Elenden, den ich nur zufällig wiedererkannte: Nein, ich habe dem Tode getrotzt wegen Eines, der mich nicht geheilt hat, zu dem ich nicht hinkommen konnte, als er noch unter uns wandelte, und den ich doch so sehr liebe. Den wollte ich noch einmal sehen. Den Ihr jetzt kreuzigt . . .“

Sie wollte noch mehr sagen, da traten einige Soldaten mit eingelegten Speeren auf sie zu. „Hinweg, Weib!“ riefen sie streng.

Einen Augenblick stand die Aussätzige noch still; ihr Antlitz wendete sich nach dem Gekreuzigten, der auf dem Marterholz am Boden lag. „Rabbuni!“ flüsterte sie und der unendliche Schmerz verlieh ihrer Stimme einen Hauch des früheren Wohlklanges. „O Rabbuni!“

Da drängten die kalten, scharfen Speerspitzen auf sie zu. „Hinweg mit Dir!“

„Ich bin fertig!“ sprach sie kurz, hüllte sich in die Fetzen ihres Schleiers und schritt, von Speeren umstarrt, von Männern mit Steinen in der Hand verfolgt, durch die Gasse, die ihr das Volk ängstlich freiließ . . . Bald danach lag sie erschlagen, abseits vom Wege unter einem Haufen von Steinen, den man über den noch warmen Körper gehäuft hatte, und ihr Blut sickerte zwischen den Ritzen hindurch.

Während das Weib gesteinigt wurde, richteten die Henker das Kreuz auf. Es stieg langsam empor, mit dem Angenagelten daran, es schwankte hin und her, von

kräftigen Armen gehalten und geschoben, bis es in die bereitete Grube hineingestoßen und mit Keilen fest angetrieben worden war, so daß es nicht umfallen konnte. Nun stand es als ein Merkzeichen, hoch und düster in dem grauen Dunst des Tages; und ein so tobendes Brüllen des Volkes begrüßte den Anblick, daß die schwere Luft darunter erbebte.

Dicht am Kreuz, mitten unter dem rasenden Pöbel, stand der Mann, den die Aussätzige Abner genannt hatte, und schrie mit Allen um die Wette. Breitspurig, die Hände in die Seiten gestemmt, stand er da; doch hatte er seinen Platz so gewählt, daß ihn der Gekreuzigte nicht ansehen konnte. Mußte dieses Weib auch gerade hier losbrüllen! Als er unter den Ausgestoßenen lebte, da war sie ihm recht gewesen, denn sie theilte jeden erbettelten Bissen mit ihm. Aber dann, nachdem er in ihrer Abwesenheit durch den Wunderthäter geheilt worden war, dessen Weg an seiner Höhle vorbei führte, wollte er nichts mehr von der Genossin seines Elends wissen. Er hatte sie verlassen, ohne sich um sie zu kümmern, sich den Priestern gezeigt, um rein befunden zu werden, und dann war sie vergessen. Niemand sollte wissen, daß er einmal unrein gewesen war. Das hätte ihm schaden können. Deshalb ging er allen Aussätzigen aus dem Weg. Auch durfte Niemand ahnen, daß er mit dem Verurtheilten da je zu thun gehabt hatte oder gar von ihm geheilt worden war. Es ging ja ums Leben, wenn die Priester solche Dinge erfuhren.

Unter diesen Gedanken war Abner unwillkürlich vorgetreten; eben so hastig aber ging er wieder zurück . . .

Der Henker lachte und hielt ihm eine Kürbisflasche voll Dattelbranntweins hin. „Da; trink einmal auf den Schrecken."

Abner that einen tiefen Zug. „Was meinst Du? Ich habe keinen Schrecken gehabt", meinte er leichthin, als er die Flasche wiedergab.

Sämmtliche Henkersknechte fingen zu lachen an. „Stelle Dich nicht so, als ob es Dir gleichgiltig gewesen sei, was die Aussätzige sagte. Sie wird wohl Recht gehabt haben! Aber uns kümmert es nicht."

„Nein, sie hat nicht Recht gehabt! Ich war immer gesund! Und auch wenn ich krank gewesen wäre, hätte ich nicht Diesen da um Hilfe gebeten. Ich bin ein Rechtgläubiger, dem das Gesetz über Alles geht!"

„Bist ein Schriftgelehrter? Ich dachte, Du seiest ein armer Teufel wie wir."

„Das bin ich auch. Aber trotzdem eifere ich für das Gesetz und hasse Alle, die dagegen freveln!"

Alles lachte aus vollem Hals. Abner hörte den Hohn und die Verachtung der Herzen in dem Klange. Das machte ihn rasend. „Es ist nicht wahr, nicht wahr, daß Dieser hier mich geheilt hat!" schrie er mit zitternder Stimme.

„Warum kannst Du ihm denn nicht in die Augen sehen?"

„Das kann ich wohl!" Abner wandte sich nach dem Kreuz und blickte stier, mit sichtlicher Ueberwindung, zu Dem hinauf, der mit geschlossenen Augen daran hing. „He Du, Mesith, Gesetzbrecher, schau mich einmal an!" schrie er dabei.

Langsam hoben sich die Lider von den totwehen Augen des Dornengekrönten. Da machte Abner wieder eine Bewegung, als wolle er sich verstecken. Die Leute neben ihm kicherten. Einige kleine Buben johlten. Das riß ihn wieder nach vorn.

„Verflucht seist Du!" schrie er, am ganzen Leibe bebend vor Scham und Wuth, und schleuderte eine Handvoll Gerölls, das er aufgehoben hatte, nach dem

bleichen, blutüberströmten Haupt hinauf. Dann blieb er steif stehen und glotzte ins Leere hinein, denn vor ihm tauchte aus dem zunehmenden Dunkel ein Antlitz auf, bei dessen Antlitz ihm das Blut zu Eis gerann.

Es war ein schreckliches Antlitz. Menschenähnlich, größer und gewaltiger, dabei aber doch auch wieder niedriger und thierischer. In fahlem Eigenlicht stand es vor dem Entsetzten. Der Körper, der dazu gehörte, verschwand im Schatten. Hatte das Antlitz Augen oder lohten gedämpfte Flammen in den Kraterhöhlen unter den finsteren Brauen? Die Nüstern der scharfen Nase bebten vor grausamer Gier. Das Gebiß fletschte wie die Giftzähne einer Viper. Auf der hohen Stirn thronte furchtbare Macht. Und dieses Angesicht lachte. Es lachte in grauenhafter Freude und nickte dem Zitternden, wie einem alten Bekannten, beifällig zu.

Abner wandte sich mit schlotternden Knien an seine Umgebung. „Da ... da ... seht Ihr nichts ...?!“ röchelte er und wies ins Leere.

Schallendes Gelächter antwortete ihm; und als er scheu nach der Stelle hinblickte, wo das fürchterliche Gesicht ihm zugewinkt hatte, war es verschwunden. Er stammelte: „Mir ist nicht wohl“; und lief fort, so schnell ihn seine wankenden Beine tragen wollten ... Im tiefen Dunkel fand er kaum seinen Weg; überall stieß er auf Menschen, die gleich ihm in ihre Häuser flohen, und Alles redete von der unerklärlichen Finsterniß.

Endlich war das kleine Haus erreicht, das er bewohnte. Er riß den Schlüssel aus dem Gürtel, öffnete die Hausthür und erschrak aufs Neue. Alle die vielen gefüllten Oelkrüge, die in dem dämmernden Gewölbe standen, sahen aus wie eine Reihe von mißgestalten Zwergen, die ihn höhnisch angrinsten.

Bebend vor innerem Frost, daß ihm die Zähne zusammenschlugen, zündete er ein Lämpchen an; noch eins und wieder eins, bis der ganze Raum hell war. Dann schloß Abner die Fensterladen, um die Nacht nicht zu sehen, und kauerte sich auf dem Lager zusammen, wie ein geschlagener Hund.

Was war ihm wiederfahren? Welch ein Gesicht hatte er gesehen?

Es war ja richtig, daß ihn der Nazarener geheilt hatte. Aber wußte er denn damals schon, daß dieser Wunderthäter ein Gesetzbrecher, Zauberer, Gotteslästerer war? Hätte er Das damals schon gewußt, so wäre er nicht zu Diesem gegangen. Er war im Grund ein Betrogener, ein Getäuschter! Er hatte zu klagen, daß er unwissentlich von einem Zauberer geheilt worden war und nun Theil an dessen Schuld hatte, ohne es zu wollen. Da war es nur Sühne und Buße, wenn er der Hinrichtung beiwohnte und dabei half, wo er nur konnte. Und die Aussätzige? Hatte er nicht Unrecht gethan, sie der Verfolgung preiszugeben? Gewiß nicht! Es war seine Pflicht, die Menschen vor Ansteckung zu warnen und ihnen die Gefahr zu zeigen, in der sie schwebten. Die Frau traf die gerechte Strafe für die Uebertretung des Gebotes, Gesunden zu nahen. Außerdem hatte sie sich ja öffentlich als Anhängerin des Nazareners bekannt.

Sie war aber doch früher gut zu ihm gewesen und hatte ihm in seinem Elend geholfen; er aber hatte sie verlassen. Das war nicht so gemeint gewesen. Er wollte ihr schon zu rechter Zeit Nahrung und Kleidung schicken; nur eben nicht gleich, so lange seine Spur noch zu ihr hinführte. Später! Warum hatte sie nicht gewartet? Warum war sie unter die Menschen gegangen? Warum hatte sie ihn verklagt und ihn zur Nothwehr getrieben? Alles war ihre eigene Schuld!

Als Abner so weit in der Selbstrechtfertigung war, fühlte er sich beruhigt und erleichtert. Die Dunkelheit kam gewiß von einer Sonnenfinsterniß . . .

In diesem Augenblick schlugen die Töne einer Handpauke an Abners Ohr, die ihm sagten, daß Straßenmusikanten vor der Thür waren. Er rief sie herein; es war ein blinder Jüngling mit seiner Schwester. Abner kannte sie und bewirthete sie mit Allem, was er hatte. Dafür sollten sie ihm ihre Künste vormachen.

Die Beiden freuten sich des Verdienstes und gingen auf all seine Späße ein, so daß bald darauf das stille Gewölbe von Singen und Lachen widerhallte. Endlich hielt Abner dem Mädchen eine gefüllte Weinflasche hin und rief: „Trink, schöne Rahab, trinke Dir Feuer an, um Dein bestes Lied zu singen!“

Rahab brachte ihm lächelnd ihr sinnliches Gesicht mit den rothen, dürstenden Lippen ganz nah . . . Da verzerrte es sich jählings, er schrie auf und stieß das Mädchen von sich. Es war kein Frauengesicht mehr, das ihn aus ihren schwarzen Flechten hervor angrinste. Es war das fürchterliche Antlitz von vorhin. Und jetzt rollten die Doppeldonner von Gewitter und Erdbeben über die wankende Erde. Abner verlor das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, lag er allein in seinem Gewölbe auf dem Boden. Die Thür stand weit offen, die schrägen Strahlen der Spätnachmittagssonne fielen hindurch. Der Himmel draußen war blau, die Leute gingen auf den Straßen ihren Geschäften nach. Alles war wie an jedem Tag.

Zuerst dachte Abner, er habe geträumt, als er sich schwerfällig erhob und seine Sinne zu sammeln suchte. Dann aber sah er die Weinschalen auf dem Tisch stehen; und er hörte die Vorübergehenden von der Finsterniß und dem Erdbeben sprechen. Da merkte er, daß er nicht geträumt habe. Weil ihm aber die Sonne und der blaue Himmel das Selbstbewußtsein wiedergegeben hatten, ließ er sich diese Erkenntniß nicht viel anfechten. Kein Zweifel: er war betrunken gewesen und hatte dabei die selbe Sinnestäuschung gehabt wie auf dem Richtplatz. Trotz dieser Zuversicht konnte er es aber in seinem Gewölbe nicht aushalten. Es waren so dunkle Ecken darin. Er wollte lieber hinausgehen und Bekannte aufsuchen. Hastig schloß er sein Haus wieder ab und eilte auf die Straße. Beim dicken Ezechiel droben in der Oberstadt gabs guten Wein und lustige Kameraden; dahin wollte er.

Seltsam: obwohl das Weinhaus an der anderen Seite lag, war er bald wieder auf der Richtstätte, wo die drei Kreuze in die Luft ragten. Zuerst erschrak er, daß ihm das Herz fast stillstand; dann aber packte ihn eine unheimlich zwingende Neugier, die ihn Schritt vor Schritt näher an die Stätte heranzog. Ob der Verurtheilte noch lebte?

Er war tot, war sogar schon vom Kreuz abgenommen und Leidtragende waren um seine Leiche beschäftigt. Abner brauchte nicht mehr vor seinem Blick zu bangen. Er athmete auf. Und schritt einer nahen Schänke zu, die ihm bekannt war.

Gejohl und Gelächter schallte ihm daraus entgegen. Römische Soldaten zechten in dem Wirthshaus. Abner wäre am Liebsten wieder umgekehrt, weil es Leute aus der Kohorte waren, die am Kreuz die Wache hatten. Doch der Wirth hatte den Gast schon gesehen und nöthigte ihn herein. „Tritt ein, guter Freund, es ist noch Platz da. Ich habe den besten Cypernwein heute erhalten. Versuche den Tropfen!“

Abner nahm sich zusammen und trat in das enge, rauchige Gelaß, in dem es nach den fettgebackenen Speisen roch, die auf dem Kohlenfeuer in der Ecke be-

reitet wurden. Die Soldaten würfelten und zechten und achteten des einsamen Gastes nicht. „Sie machen sich einen guten Abend“, schmunzelte der Wirth, indem er Abner Wein vorsetzte. „Ich habe ihnen Alles abgekauft, was sie von den Hingerichteten an Kleidern und Sachen erbeuteten; nun wird der Gewinn vertrunken. Etwas Besonderes war nicht dabei, außer einem Stück, das unter Brüdern noch zweimal mehr werth ist, als ich dem pockennarbigen Gallier dafür gab, der es erloste. Ein wirklich gutes Stück. Willst Du es haben, Abner? Ich lasse es Dir billiger als Anderen.“

Abner wollte nicht sehen und machte eine abwehrende Handbewegung; aber schon hatte der Andere einen Rock, wie ihn die Rabbiner tragen, vom Gesims genommen und breitete ihn auseinander.

„Schau nur! In Einem gewebt, ohne Naht, tadellose Arbeit, schön in der Farbe. Was sagst Du dazu?“

Eine dunkle Macht zog Abner den abgewendeten Kopf herum; er mußte hinsehen, ob er wollte oder nicht. Purpurfarbig war der Rock und einige Flecke von noch tieferem Purpur waren darauf.

„Die Blutspuren gehen heraus; dann ist der Rock wie neu“, meinte der Wirth und schaute lachend über das ausgespannte Gewand hinweg, das er in beiden Händen hoch hielt, auf Abner hin. Und da verzerrte sich dessen Gesicht. Wars wieder Satan, der den Entsetzten anlachte?

... Abner wußte nicht, wie er in das einsame Thal gekommen war, in dem er sich plötzlich wiederfand. Er mußte sinnlos fortgelaufen sein und einen weiten Weg querdfeldein gemacht haben, denn seine Kleider waren von Dornen zerrissen und seine Füße vom Geröll blutig. Es war Nacht. Der Mond schien bleich und kalt. Nur zerklüftete Felsen ringsum, kein Baum, kein Strauch, kein Grashälmchen wuchs in dieser Oede. Er ächzte. Aber hatte er denn so Schlimmes gethan? Ein Jeder würde in seiner Lage so gehandelt haben. Es war nur berechtigte Nothwehr und die Sorge ums eigene Leben, die ihn zu Allem trieb.

Da stieg ihm eine Erinnerung auf. Hatte nicht Der, von dem er geheilt worden war, neulich erst im Tempel gesagt: Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren? Und Abner hatte damals gerufen: Hosianna!

Abner fühlte plötzlich, daß er nicht allein war. Etwas, Jemand war in seiner Nähe. Er sah sich um ... Neben ihm ragte ein sonderbar gebildeter Fels in die Höhe mit einem Abschluß, der einem Menschenhaupt glich. Der Mond schien hell darauf. Und jetzt wars kein Fels mehr, sondern eine ungeheure schattenhafte Gestalt und das Antlitz dieser Gestalt kannte er nur zu gut. Jetzt lachte es aber nicht. Der Mund war zusammengekniffen, die finsteren Brauen waren gerunzelt und die lohenden Augen blickten ihn starr und unverwandt an. Jetzt wußte er, daß es keine Rettung für ihn gab. Stumm hockte er da, bis ihm sein gräßlicher Herr mit den Augen ein Zeichen machte. Da stand er auf und ging. Er wußte nicht, welchen Weg er einschlug, noch, wohin sein Fuß trat. Er taumelte wie ein Trunkener, er kroch wie Einer, den eine Centnerlast erdrückt, aber er ging vorwärts und die schattenhafte Gestalt mit dem furchtbaren Antlitz ging neben ihm her.

Endlich kam er in der Einöde an ein tiefes Loch, das mit schlammigem, brackigem Wasser gefüllt war. Da winkte sein Herr: Abner warf sich hinein und ertrank darin wie ein unreines Thier, das ersäuft wird.

Düsseldorf. Anna Freiin von Krane.

Wiegand.

Im Sommer des Jahres 1904 hatte ich Gelegenheit, mit dem Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Dr. Heinrich Wiegand, zu sprechen. Es war das Jahr der nordatlantischen Tarifkämpfe, unter denen die bremer Gesellschaft mehr als das hamburger Schwesterunternehmen zu leiden hatte. Dem winkten damals außerdem beträchtliche Extragewinne aus Rußland, dessen Regirung es Schiffe verkaufte, und es konnte für 1904, während Bremen nur 2 Prozent gab, 9 Prozent vertheilen. Das war, als ich Wiegand aufsuchte, noch nicht vorauszusehen; trotzdem verbarg er die Sorge um das Kommende nicht. Die Dividendenfrage war ja nicht so wichtig wie die weltpolitische Aufgabe der großen Rhedereien. Ich erinnere mich eines Satzes, den Wiegand sprach und der seine Denkart erkennen läßt. „Es wäre thöricht, zu leugnen, daß wir Erwerbsinteressen haben. Die Aktionäre geben ihr Geld nicht um einer Idee willen her, sondern, weil sie es gut verzinst haben wollen. Uns großen Rhedern ist aber eine ideale Aufgabe gestellt, die sich in nüchternen Zahlen nicht ausdrücken läßt. Nur schade, daß unserem Wollen durch die tyrannische Macht des Kapitals so enge Grenzen gezogen sind." An Temperament und Beweglichkeit fehlte es Wiegand nicht; aber er wollte draußen immer der kühle bremer Patrizier scheinen, der Bürger der Weserstadt, in deren Mauern der Typus des königlichen Kaufmannes noch zu finden ist. Man hat Wiegand oft vorgeworfen, daß er sich nicht nur von kaufmännischen Grundsätzen leiten, sondern von der Hoffnung blenden lasse, Bremen könne wieder mächtiger werden als Hamburg. Der durch diese Hoffnung entstandene Wettkampf habe den Lloyd schließlich in die unbequeme Lage gebracht, in der er beim Tode seines Generaldirektors war. Wir wollen nicht abwägen, wie groß die Schuld des Einzelnen sein mag; je reicher der Mensch an Ideen ist, desto leichter stößt er sich an den rauhen Kanten der Wirklichkeit. Daß Wiegand für die Bremer viel geleistet hat, ist unbestreitbar. Doch unter den Trauerkundgebungen, die in ungewöhnlicher Fülle dem Lloyd zuströmten, war die werthvollste der Nachruf, den Ballin dem bremer Konkurrenten widmete. „Wir betrauern sein Hinscheiden aufs Schmerzlichste, nicht nur, weil er der Leiter einer uns befreundeten und auf vielen Gebieten eng verbündeten Gesellschaft war, die unter seiner Führung eine hochangesehene Stellung in der ganzen Schiffahrtwelt gewonnen hat; wir richten vielmehr unseren Blick auf die Verdienste, die Dr. Wiegand sich um die deutsche Schiffahrt erworben hat, und auf Das, was seine Arbeit, die weit mehr als die Grenzen seiner Vaterstadt umfaßte, für das ganze deutsche Vaterland bedeutete. Viel zu früh hat ein tragisches Geschick ihn aus unserer Mitte gerissen; und doppelt schwer ist ein solcher Verlust in einer Zeit, wo die Schiffahrt mit ungewöhnlich widrigen Verhältnissen zu kämpfen hat." Diese Worte, die die Aktionäre der Hamburg-Amerika-Linie stehend anhörten, sagen mehr als das übliche Beileidsgerede. Heute ist eine ernste Zeit für die Schiffahrtgesellschaften. Eine Zeit, die Köpfe verlangt. Wenn da über einem starken Hirn sich der Sargdeckel schließt, fühlt auch der Gegner im Wettbewerb den Verlust des Zählers. Wer konnte ahnen, daß der scheinbar so Rüstige die Grenze des Greisenalters nicht erreichen werde? Aber vielleicht ward der Lebensfaden gerade zur rechten Stunde abgeschnitten; vor der Schwelle, hinter der schlimmere Enttäuschung harrte.

An dem Tag, der Wiegand sterben sah, war an der Börse erzählt worden

daß zwischen Direktion und Aufsichtrath des Lloyd Differenzen über die Aufstellung der Bilanz entstanden seien und der Generaldirektor aus der Gesellschaft scheiden werde. Dem Gerücht wurde widersprochen; aber wenige Stunden danach war der Direktor für immer aus seinem Amt geschieden. Die Schwierigkeiten, mit denen der Norddeutsche Lloyd im vorigen Jahr zu kämpfen hatte, haben die Kräfte des verantwortlichen Leiters wohl schneller verbraucht, als sonst zu erwarten gewesen wäre. Was die Bilanz für 1908 bringen werde, war noch unbekannt; man wußte nur, daß hier, wie in Hamburg, auf Dividende nicht zu rechnen sei. Heinrich Wiegand schied aus einer Zeit, die an Möglichkeiten weit hinter den Tagen zurückblieb, da der junge Syndikus die Leitung der bremer Rhederei übernommen hatte. Als Nachfolger Lohmanns konnte er, in Gemeinschaft mit seinem an die Spitze des Aufsichtrathes berufenen Freund Geo Plate, schon am Anfang seiner Direktorialthätigkeit zeigen, was er zu leisten vermochte. Das Jahr 1892 brachte schwere Tarifkämpfe unter den großen transatlantischen Linien, die sich dann zu dem Nordatlantischen Dampferlinienverband zusammenschlossen. Bremen hatte eine weniger günstige Position als Hamburg. Und Wiegands etwas zurückhaltende Art soll, namentlich bei den Konferenzen in New York, die Verhandlungen nicht immer erleichtert haben; Ballins Energie und Klugheit mußte oft nachhelfen. Einer der amerikanischen Konkurrenten hat über Wiegand gesagt: „He is a gentleman; but he is only gentleman and thats a little inconvenient.“ Er glich eher einem Staatsmann als einem Geschäftsmann; war vom Beamtentypus aber sehr fern. Wer die Welt mit seinen Gedanken umspannt, hat keinen Respekt vor dem Grünen Tisch. Und die Ministerherrlichkeit galt ihm nicht als der Güter höchstes. Er wollte nicht Kolonialdirektor, nicht Schatzsekretär sein, sondern von Bremen aus für das Reich wirken.

Nicht Alles, was er that, ist seiner Gesellschaft gut bekommen. Der Bau der Riesendampfer wäre wohl nicht so beschleunigt worden, wenn die Bremer nicht Ballins Pläne für den Bau von Doppelschraubenschnelldampfern verkannt und deshalb selbst falsch disponirt hätten. Ballin konnte manchen Werftauftrag noch zurückziehen, während der Lloyd gezwungen ist, die bestellten Schiffe abzunehmen. Durch die Bauschulden und Bauverpflichtungen sind die finanziellen Verlegenheiten der Schiffahrtgesellschaften entstanden; in Bremen noch ärgere als in Hamburg. Ende 1907 waren für die bremer Rhederei drei große Passagierdampfer für den nordatlantischen Verkehr von zusammen 60000 Registertons im Bau. Der Preis dieser Riesenschiffe ist auf 35 Millionen veranschlagt worden. Ferner waren drei Reichsdampfer abzunehmen, die 10 bis 12 Millionen kosten. Das giebt zusammen 45 bis 47 Millionen, die der Lloyd aufzubringen haben wird. Ende 1907 waren erst 3½ Millionen bezahlt. Durch die Neubauten wurde das Schuldkonto des Generaldirektors besonders schwer belastet. Mehr als einmal kam es im bremer Verwaltungsgebäude zu ernsten Auseinandersetzungen mit den Finanzmännern der Gesellschaft, die Wiegands Ansehen aber nicht zu schmälern vermochten. Namentlich Geo Plate, der Aufsichtrathsvorsitzende, hielt stets zu seinem Freund; manche Leute sahen nicht nur in Ballin, sondern auch in Plate den stärkeren Kopf (und den eigentlichen Leiter der bremer Gesellschaft, den Mann, der die produktiven Gedanken gab). Ob es wirklich, wie behauptet wurde, auch zwischen Aufsichtrath und Direktion zu einem Konflikt gekommen ist: diese Frage könnte man jetzt, nach Wiegands Tod, unbeantwortet lassen.

Wenn man Wiegand auch das Streben nach Expansion nachsagte und ihn

für die „Verwässerung“ des Lloydkapitals verantwortlich machte (das Kapital des Lloyd beträgt heute rund 237, das der H-A-L 226 Millionen): für die Vereinigung Bremen-Hamburg war er nicht zu haben. „Wenn Sie eine Fusion wollen, können Sie doch nur daran denken, daß die Packetfahrtgesellschaft im Lloyd aufgeht.“ Das war nicht nur scherzhaft gemeint; der bremer Großkaufmann lebte und starb in der Ueberzeugung, daß der Lloyd das erste Schiffahrtunternehmen der Welt sei. Um den Herrschaftgelüsten Hamburgs entgegenzutreten, ließ Wiegand immer neue Riesendampfer bauen. Im Urtheil der Börse steht die Packetfahrt über dem Lloyd. Das beweist noch nichts; über die finanzielle Grundlage der beiden Gesellschaften wird sehr verschieden geurtheilt. Solche Betriebe, die allen Schwankungen der Konjunktur ausgesetzt sind, passen eigentlich nicht in die Aktienform. Eine stetige Verzinsung des Kapitals können sie niemals verbürgen, weil die Last der Abschreibungen allein schon die Rentabilität gefährdet. Das normale Durchschnittsalter eines modernen Ozeanriesen beträgt nur acht Jahre. Danach kann man sich vorstellen, wie hoch die Abschreibungen sein müssen, wenn der Buchwerth der Schiffe dieser raschen Abnutzung entsprechen soll. Kluge Berather warnen deshalb vor diesen Werthen.

Unbestritten ist Wiegands Verdienst um den Ausbau des Reichspostdampferverkehrs, der dem Lloyd anfangs unrentable Geschäfte brachte. Jede Persönlichkeit, die verschwindet, läßt eine Lücke; das Individuum kann nicht ersetzt werden. Deutschlands Größe beruht ja auf der Stärke seiner wirthschaftlichen Intelligenzen; und man sieht nicht gern einen von diesen Pfeilern sinken. Wiegand war mit seinem Nationalgefühl und dem Bewußtsein hanseatischer Kraft eine stattliche Gestalt im Gesammtbild der deutschen Wirthschaft. Und wer den Werth dieser Persönlichkeit ehrlich zu erkennen sucht, darf die Frage sparen, ob der Tod dieses Mannes auch für die Hinterbliebenen selbst, für den Norddeutschen Lloyd, als ein Verlust zu buchen ist.

Ladon.

Ein paar Tage nach Wiegands Tod wurde die Lloydbilanz bekannt. Sie übertraf die schlimmsten Befürchtungen. Im vorigen Geschäftsbericht war gesagt worden, die Einigung der transatlantischen Schiffahrtgesellschaften lasse eine profitable Verkehrsentwickelung hoffen; besonders sei von der Verständigung über die Zwischendeckpreise Nützliches zu erwarten. Wo bist Du, Sonne, geblieben? Heute wäre die Lloydanleihe nicht einmal mehr zu $1\frac{1}{2}$ Prozent unterzubringen. Erneuerung- und Reservefonds völlig aufgezehrt; Betriebsverlust $17\frac{1}{2}$ Millionen. Das ward kaum je erlebt. Wenn der Schreckenskunde von der bremer Katastrophe nicht schnell die Nachricht gefolgt wäre, die Diskontogesellschaft habe ihr Schmerzenskind, das Popp-Engagement, mit ansehnlichem Nutzen losgeschlagen (wobei Oppenheim im nobelsten Stil verdient haben soll), wäre die Wirkung wohl noch stärker geworden. Immerhin werden Wiegands Erben am vierundzwanzigsten April in der Generalversammlung keinen leichten Stand haben. Was soll geschehen? Dem unbefangenen Blick bietet sich ringsum nur eine Möglichkeit: die Vereinigung mit der Hamburg-Amerika-Linie. Schon an Miethen, Reklame- und Betriebskosten aller Art könnten dann Riesensummen erspart werden. Wozu brauchen beide Gesellschaften überall getrennte Bureaux? Sie müssen sich einigen. Den Bremern bleibt auf der Trümmerstätte keine Wahl. Und Ballin wird sich nicht als Knicker erweisen

Zwei Briefe.

Hochgeehrter Herr Harden,

Im vorigen Jahre machte in französischen Blättern der Selbstmord eines dreizehnjährigen Mädchens von sich reden, das einen viel älteren Mann liebte und, weil es ihn nicht heirathen konnte, Strychnin genommen hatte. Der Leitartikler der pariser „Annales“ nahm den Fall zum Ausgangspunkt einer Betrachtung über Kinderselbstmorde, aus der wir erfahren, daß die Statistik in unserem Nachbarlande in den letzten fünf Jahren 1630 zählt. Der Verfasser fährt wörtlich fort: En Allemagne, c'est pis encore: des milliers d'écoliers mettent fin à leur jours pour échapper à la brutalité d'une discipline de fer, et puis parce que leurs cerveaux ne peuvent résister à l'effroyable amas de connaissances qu'ils emmagasinent sans les digérer. Le surmenage les tue. Der Franzose hat als Gewährsmänner seiner ungeheuerlichen Uebertreibung offenbar die Verfasser einiger Brochuren und Artikel, die gerade im vorigen Jahr nach einzelnen Schulkatastrophen bei uns Verwirrung und Unruhe in die Offentlichkeit trugen. Zahl und Motive sind in seinen Angaben zu beanstanden. Bald danach veröffentlichte er denn auch eine ihm aus Deutschland zugegangene Mittheilung, die auf Grund einer Statistik einen jährlichen Durchschnitt von 121 (die Feder sträubt sich, ein „nur“ hinzuzusetzen) Selbstmorden, freilich nur von Kindern unter fünfzehn Jahren, berechnet, gegen die „brutalité de discipline“ aber protestirt. Nach Professor Eulenburgs amtlichem Material (Zeitschrift für pädagogische Psychologie) kamen auf allen preußischen Schulen in den Jahren 1880 bis 1903 an Selbstmorden von Kindern 1117 Fälle vor; nach der von Gebhardt in der Monatschrift für höhere Schulen veröffentlichten Statistik fallen davon auf die höheren Schulen Preußens 416, die Selbstmordversuche mit einbegriffen. Da Gebhardts Aufsatz nicht nur trockenes Zahlenmaterial bringt, auch den Eindruck strengster Objektivität und Wahrhaftigkeit macht, so mögen hier einige weitere Angaben aus ihm mit Nutzen über die Fachkreise hinaus vorgetragen werden, wenn sie auch, zum Leidwesen manches vorschnellen Anklägers, eine glänzende Rechtfertigung der „Schultyrannen“ bedeuten. Wir treffen hier zunächst auf eine wesentliche Korrektur der eulenburgischen Statistik, die noch summarisch anführte, daß von den 1117 Fällen 324 aus Furcht vor Bestrafung von Schulvergehen oder wegen geringen Schulerfolges stattgefunden hätten, aber darauf aufmerksam zu machen unterließ, wie oft die Bestrafung nicht von der Schule, sondern vom Elternhaus drohte, wie oft Enttäuschung und Erbitterung über den nicht erreichten Erfolg, auch Wuth über eine erlittene Strafe, die in vielen Fällen nicht den geringsten Zusammenhang mit der Schule hatte, den Schüler in den Tod trieb und unter wie traurigen, ganz außerhalb der Schule liegenden Verhältnissen manche der Unglücklichen zu leiden hatten. Gebhardt hat aus den über die 1903 bis 1908 an Preußens höheren Schulen vorgekommenen 104 Schülerselbstmorde und -Selbstmordversuche eingeforderten amtlichen Berichten zu ermitteln gesucht, „welche Mächte an den jugendlichen Seelen ihre schändliche Arbeit getrieben, die Katastrophe vorbereitet und langsam herbeigeführt haben“. Da entrollen sich uns die Bilder von Familienverhältnissen so grauenhafter und erschütternder Art, daß das daran genährte taedium vitae der verirrten und führerlosen Jugend in manchen Fällen wohl begreiflich wird; in anderen (sie machen

den achten Theil aus) wurde die Phantasie durch eine elende Schund- und Hintertreppenlitteratur ungesund erregt, auch durch die unverdaute und betäubende Lecture der Schopenhauer, Nietzsche, Düring, Darwin, Tolstoi, Ibsen, Zola, Häckel aus dem Gleichgewicht gedrängt; nicht selten ließ sich die ansteckende Wirkung eines in der nächsten Umgebung erlebten Selbstmordes nachweisen; in zehn Fällen kamen Liebesverhältnisse ins Spiel; in einigen Furcht vor Entdeckung schrecklicher Krankheiten; in anderen Kummer nach Todesfällen in der Familie; in zehn Fällen standen Schule und Familie vor einem Räthsel. Das Ergebniß lehrt, wie der Vorsitzende des Schulkollegiums der Provinz Brandenburg mehrfach öffentlich und mit Nachdruck erklärt hat, daß die Schule auch nicht in einem einzigen Fall die Schuld trägt; man müßte denn, wie es für den oberflächlichen oder übelwollenden Beurtheiler so nah liegt, den Anlaß mit den Motiven verwechseln. Allerdings ist hier und da ein Selbstmord auch auf eine Schulstrafe gefolgt: aber entweder stand der Schüler unter dem Druck der geschilderten Verhältnisse und Einflüsse oder die Schule unter dem Zwang der ihr zur Durchführung ihrer Aufgaben und zur Erreichung ihrer Ziele gesetzlich zustehenden Zuchtmittel. Die Schule soll ja in diesem femininen Jahrhundert nicht mehr das Motto, das noch Goethe vor seine Selbstbiographie setzte, über ihre Thür schreiben. Ludi magister parce simplici turbae! schallt es in allen Tonarten und Tonstärken; das Heldenthum der kleinen Pflichten, das Rousseau preist, zu dem die Schule erziehen soll, schilt man jugendfeindliche Pedanterie; daß (um noch einmal Goethe zu citiren) Ehrfurcht das letzte Ziel aller sittlichen Bildung ist, wird als Beschränkung kräftiger Individualität geleugnet. Ich kann hier nur wiederholen, was ich schon öfter betont habe: nicht die Art der Arbeit und nicht der Inhalt der dem Schüler auferlegten Pflicht ist es, was so manchen Reformer böse Worte gegen das System und gegen den Lehrerstand schleudern läßt, sondern die Arbeit an sich und das Pflichtgefühl widerstreben vielen Kindern und werden durch allerlei oft gut gemeinte, oft rücksichtlos hämische und entstellende Kritik in Familie und Oeffentlichkeit diskreditirt. Freilich ist der Bildungstoff, den wir der Jugend reichen, nicht gleichgiltig, nicht gleichwerthig, ist die Art, wie wir ihn reichen, nicht unfehlbar und immer noch der Verbesserung fähig. Aber auf den Streit der Fakultäten und Weltanschauungen, auf Didaktik und Methodik brauche ich hier gar nicht einzugehen; ohne Gewöhnung an Disziplin, an Ordnung, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Fleiß („er ist die Hauptsache", sagt Schiller von ihm; „denn er giebt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er giebt ihm auch seinen alleinigen Werth") hat die Schule ihren Beruf als Erzieherin des künftigen Lebenskämpfers und Staatsbürgers verfehlt. Wir wollen Luft und Licht im Schulhaus, wir wissen, daß Dem, der das Bündel zu fest schnürt, der Riemen reißt, wollen deshalb Nachsicht, Geduld, Liebe beim Lehrer, Freude beim Schüler, ein auf gegenseitiges Vertrauen und Verstehen gegründetes Verhältniß zwischen Beiden, zwischen Schule und Haus, wir unterstützen besonders das Streben nach Beseitigung jeder körperlichen Züchtigung in der Schule (was in außerdeutschen Ländern nicht nur, sondern auch in manchen deutschen Bundesstaaten möglich ist, sollte es auch in Preußen sein); aber wie die menschliche, zumal die kindliche Natur einmal ist: ganz ohne Strafen wird auch der humanste Lehrer nicht auskommen und er muß sie verhängen auf die Gefahr, daß sie bei einem überempfindlichen, steuerlosen, des Daseins überdrüssigen Menschenkind zu einem unseligen

Ausgang führen. Hier gilt, bei allem herzlichen Mitgefühl gegenüber der Tragik des Einzelfalles, das harte Wort des Kaiphas aus Johannes 11, 50.

Aus solchen Erwägungen heraus habe ich Herrn Professor Gurlitts Artikel „Der Retter“ hier mit Betrübniß gelesen. Er kritisirt die Brochure Lewinnecks über „Schülerselbstmorde und Elternhaus“, in der der Verfasser (ähnlich wie auch Budde in seinem Heftchen „Schülerselbstmorde“) dem Milieu des Selbstmörders die größere Hälfte der Verantwortung für dessen unheilvollen Schritt zuschiebt, nicht ohne scharf gegen Die vom L. der zu ziehen, die heutzutage Eltern und Schüler in ihrer nach seiner Ansicht grundlosen und gefährlichen Feindschaft gegen die Schule bestärken. Als ich die Brochure zuerst las, machte sie auf mich den Eindruck einer kräftigen Einseitigkeit (Gebhardts Untersuchungen waren noch nicht bekannt), die ich als Seitenstück zu gegnerischen, eben so einseitigen Pamphleten für nicht unangebracht und taktisch zulässig hielt. Und an der bona fides des Verfassers glaubte ich um so weniger zweifeln zu müssen, als er jedenfalls kein Schulmann, sondern, wie es scheint, Journalist ist. Solche Stimme, die diesmal nicht nur aus der Reihe der „Pflichtbanausen“ und „geistig Armen“ kommt, müßte Herr Professor Gurlitt, der doch sonst dem Urtheil und den Wünschen des Laienstandes mehr Gehör in Schulfragen verschaffen will, nicht deshalb von oben herab abthun, weil sie mit seinen eigenen Ansichten nicht zusammenstimmt. Schließlich nehmen wir Pädagogen das Gute, wo wir es finden; auch von Laien. Lewinneck kann als Journalist wohl über eine gewisse Erfahrung in Schulfragen verfügen, kann allerlei Elternstimmen gehört haben, Vater schulpflichtiger Söhne sein, kann sich für Schulfragen besonders interessiren und was sonst einen Nichtfachmann in diesem Fall legitimiren kann. Was mir so wenig an Gurlitts Kritik gefällt, ist ihre stark persönliche Note, über der die Sache zu kurz kommt. Es ist ja oft bequem, auch für den Leser unterhaltend, sich mit der Person des Gegners zu befassen, aber vornehmer und zweckdienlicher bleibt es doch, sich einzig an die Sache zu halten; eine lange Reihe von Erfahrungen, eine Fülle von Anregungen, eigene Praxis und eigenes Nachdenken geben uns ja genug Mittel an die Hand, die Gründe des Gegners zu prüfen und, wenns noththut, zu verwerfen. Herr Lewinneck ist vielleicht nur ein Kirchenlicht; ich halte mich gewiß nicht für mehr: aber es mag auch der kleine Lichtstumpf dem Wegsucher zuweilen von Nutzen und willkommen sein. Die Wahrheit geht uns allemal, mit Platon, über den Mann. Uebrigens ist ja zum Glück Lewinneck nicht der einzige Laie, der der Schule in dem schweren, ihr heute aufgedrängten Kampfe beigesprungen ist, und schon aus Lewinnecks Brochure hätte Herr Gurlitt sehen können, daß ihm durchaus nicht, wie er andeutete, alle Preßstimmen zu Gesicht gekommen sind: hätten wir Schulmänner wirklich die ganze Laienwelt gegen uns, so wäre unsere Position nicht mehr zu halten. Aber ich kann, zum Beispiel dem Brief des Studenten, der an Herrn Gurlitt schrieb, eine stattliche Reihe von Aeußerungen ehemaliger Schüler verschiedenster Berufsklassen entgegenstellen, die längst alle kleinen Schulleiden vergessen und ihren ehemaligen Lehrern und der von ihnen besuchten Anstalt ein dankbares Andenken bewahrt haben und die ihre Kinder und Kindeskinder, auch wenn sie nicht schweißlos und unzerschunden den Weg der zwölf Klassen zurücklegen, der alten, liebgewordenen Schule wieder zuführen. Ein gewissenhafter Lehrer und Vater wird nicht alle Wege der heutigen Erziehung willen- und urtheillos mitgehen, die Pädagogik nicht als ehrwürdiges Petrefakt, ihre Vertreter nicht als sakrosankt ansehen; aber

bis zu „ganz erbärmlicher Abrichterei zu Frömmigkeit, Fürstenliebe, Unterthanendemuth", wie Herr Professor Gurlitt schreibt, ist es denn doch in unseren Schulen noch nicht gekommen, und wenn der verlästerten Institution ein Anwalt ersteht, sollte man ihn ritterlich hören oder widerlegen. Ich komme auf das Kapitel der Schülerselbstmorde zurück; Herr Professor Gurlitt hat in seiner über sie handelnden Brochure maßlos gegen „den öden Schuldrill", den er mit den „Soldatenschindereien" auf eine Stufe stellt, geeifert: wird er nach Gebhardts Darstellung seine Ansicht revidiren und das Konto der Schule entlasten? Freilich hält er ja nichts von „gewissenhaften amtlichen Erhebungen"; aber hinter Zahlen können doch Thatsachen stehen, deren Menge und Beweiskraft sichere Schlüsse erlauben. Gurlitt hat ferner lange genug in der Praxis gestanden, kennt auch Pestalozzi zu genau, um nicht zu wissen, daß, mit W. Münch zu reden, die wärmsten Jugendfreunde nicht immer die besten Erzieher werden. Und so zeige er denn immerhin weiter jede Wunde des Erziehungwesens, schelte auch die „hochmüthigen Philologen" tüchtig aus, damit sie noch mehr auf sich achten, aber er sehe und male nicht zu schwarz, damit nicht auf seine Reformarbeit die ihm wohlbekannte ciceronianische Briefstelle Anwendung finde: Nescio quomodo imbecillior est medicina quam morbus.

Professor Dr E. Grünwald.

* * *

Verehrter Herr Jentsch,

in dem tiefgedachten und warm empfundenen Aufsatze, den Sie in der „Zukunft" dem Andenken des siebenbürgischen Sachsenbischofs Daniel Georg Teutsch widmen, fand ich nebst Accenten eines unverhüllten Unwillens wider Volksart, Staatskunst und Sprache des ungarischen Volkes historische Lücken und thatsächliche Unrichtigkeiten, auf die ich im Folgenden Ihre Aufmerksamkeit hinlenken möchte, in der sicheren Zuversicht, daß der hohe Sinn und die Wahrheitliebe, die Sie in Ausübung Ihres publizistischen Berufes stets bekundet haben, auch in diesem Falle die Berufung „ad melius informandum" wirksam machen werden.

Sie erzählen, wie die siebenbürgischen Sachsen, obwohl sie auf dem letzten siebenbürgischen Landtag für die Union mit Ungarn gestimmt hatten, im Sturmjahr 1849 sich dennoch treu an die Seite des Kaisers schlugen; aber Sie brechen Ihre Erzählung am Tag nach der Waffenstreckung des ungarischen Revolutionheeres bei Világos ab, wo der kaiserliche General Clam-Gallas die schäßburger Nationalgarden und ihren Hauptmann Teutsch mit Worten wärmster Anerkennung entließ. Da klafft die erste Lücke in Ihrer Darstellung. Denn was nach der Niederwerfung der Revolution geschah, welches Los der kaisertreuen Sachsen in dieser Epoche harrte, ist außerordentlich wichtig; nicht allein für die spätere politische Stellung des Bischofs Teutsch: es ist von ausschlaggebender Bedeutung auch für das politische Verhältniß, in das sich das Sachsenvolk zu dem im Jahr 1867 wiedererrichteten ungarischen Staat stellte, und für die Beziehungen, die zwischen Sachsen und Magyaren auch heute noch bestehen. Um diese Lücke auszufüllen, ertheile ich mit Ihrer geneigten Erlaubniß einem Geschichtschreiber das Wort, den Sie, verehrter Herr, und mit Ihnen wohl auch das ganze deutsche Volk als eine für magyarisch nationale Anwandlungen durchaus unnahbare Individualität gern anerkennen werden. Was war nach diesem Gewährsmann das Schicksal der Sachsen unter der unumschränkten Herrschaft der siegreichen Kaisergewalt, die ihren Sieg

zum nicht geringen Theil eben der sächsischen Tapferkeit zu danken hatte? Unglaublich schnöden Undank mußten sie ernten. Das wiener Regime griff mit schonunglosen Händen in ihre Selbstverwaltungrechte ein, die sie durch sechs Jahrhunderte unter der Magyarenherrschaft sich in nie angetasteter Vollständigkeit bewahrt hatten. Zuerst nahm man ihnen die Befugniß der autonomen Rechtsprechung; dann sprengte man den nördlichen Theil ihres Gebietes vom hermannstädter Kreis ab, um es zum deeser Kreis zu schlagen; und schließlich verstümmelte man die altehrwürdige Stellung des „Sachsengrafen" zu der eines einfachen Kreispräsidenten, der nicht mehr das Selfgovernment zu leiten, sondern allen Befehlen der wiener Centralgewalt blindlings zu gehorchen hatte. Und das Alles schon wenige Wochen nach dem kaiserlichen Erlaß vom zweiundzwanzigsten Dezember 1849, der feierlich versprochen hatte, den Sachsenboden als selbständiges Kronland auszugestalten. Der Geschichtschreiber, dem ich diese und noch einige nachfolgende Daten entnehme, ist Dr. Heinrich Friedjung. Und das Werk, woraus ich das Material zum Ausfüllen der Lücke Ihrer geschichtlichen Darstellung schöpfe, ist der erste Band seines meisterhaften, von der gesammten deutschen Kritik mit verdientem Lob empfangenen Buches „Oesterreich von 1846 bis 1860".

Wollen Sie aus Friedjungs Mund noch mehr über die Leidensgeschichte der Sachsen unter dem kaiserlichen Absolutismus hören?

Dem zum bloßen Kreispräsidenten erniederten Sachsengrafen Salmen wurde, weil er gegen solche Politik des Undanks in Wien Vorstellungen zu machen wagte, gar übel mitgespielt. Er wurde zur Strafe als Hofrath an den Obersten Gerichtshof nach Wien versetzt. „Er verwahrte sich in einem würdigen, an den Gouverneur gerichteten Schreiben dagegen, daß er damit Etwas von den alten Rechten seines Volkes preisgebe, und behielt sich die Würde des Sachsengrafen vor, in der er nach altem Brauch unabsetzbar war. Mit der Autonomie der Sachsen war es jedoch gerade so zu Ende wie mit der der ungarischen Komitate und Freistädte." Friedjung schildert das Schicksal der Sachsen dann weiter: „Vor seinem Abschied aus der Heimath wohnte Salmen einer Versammlung des historischen Vereins der Sachsen bei, wo ihr trefflicher Geschichtschreiber Teutsch den Abschnitt seines Buches vorlas, in dem das Schicksal des Sachsengrafen Markus Pempflinger aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts erzählt wird, wie er für den Kaiser und für sein Volk alles Leid erfuhr, wie die Seinigen durch Hunger und Krieg hingerafft wurden und wie ihn die Sorge um das Vaterland grau gemacht. Da wandten sich Aller Augen auf Salmen, der, unter ähnlichen Sorgen früh ergraut, sinnenden Hauptes dasaß. Tiefe Wahrheit birgt sich in dem Spottwort, das einem Ungarn in den Mund gelegt wird, als sich ein Kroate bitter über die Regirung beschwerte; der Magyare habe ihm in seinem gebrochenen Deutsch und in dem eigenthümlichen Tonfall seiner Sprache den Trost zugesprochen: „No jo, was wir als Straf habn, Das habt Ihr als Belohnung."

So ist denn die Lücke, die Sie, verehrter Herr Jentsch, in Ihrer historischen Skizze offen ließen, durch die gründliche Geschichtkenntniß und die muthige, nach allen Seiten hin unerschrockene Wahrheitliebe Friedjungs ausgefüllt. Behaupte ich zu viel, wenn ich sage, daß durch diese Ergänzung Ihrer Darstellung der deutschen Oeffentlichkeit ein neues Licht aufgehen werde, ein Licht, in dessen historischem Glanz die Zähigkeit, mit der die Sachsen sich seit dem Jahr 1867 in den Dienst

der ungarischen Staatsidee gestellt und in dieser Stellung trotz allen entgegengesetzten Impulsen von außen standhaft ausgeharrt haben, als ein Produkt empirischer, am eigenen Volksleib erprobter Staatsweisheit erscheint? Gerade der Bischof Teutsch, der 1851 unter Thränen die Abschiedsgrüße seines Volkes an den verabschiedeten Sachsengrafen Salmen verdolmetscht hat, gerade er hat bis ans Ende seines reich begnadeten Lebens die bittere Lehre der Epoche, die Friedjung schildert, niemals vergessen wollen. Wenn Teutsch, wie Sie, verehrter Herr, selbst offen zugeben, „die guten Eigenschaften des Magyarenvolkes und den Geist seiner Staatsmänner stets zu schätzen wußte und die Schuld an den Mißhelligkeiten hauptsächlich den untergeordneten Organen zuschrieb", so war die Wurzel solcher Einsicht sicherlich die Erinnerung an die düsteren Tage, da die siegreiche wiener Centralgewalt sich an den Rechten der Sachsen vergriff, die, nach Friedjungs Zeugniß, von den Magyaren durch sechs Jahrhunderte niemals angetastet worden waren.

Auch bin ich sicher, daß Bischof Teutsch, den ich noch persönlich zu kennen die Ehre hatte, der Allererste wäre, sich gegen eine solche Reorganisation des Habsburgerreiches zu verwahren, wie sie von Ihnen, geehrter Herr, am Anfang Ihres Artikels empfohlen wird. Zunächst würde er, der Historiker, eine „Kombination von Centralismus und Föderalismus" als eine Quadratur des Zirkels betrachtet und abgelehnt haben. Die Centralisation der öffentlichen Gewalten schließt ja in der That das gleichzeitige Walten des Föderalismus völlig aus. Nach der Niederringung der Revolution des Jahres 1848 ist ja Aehnliches im Donaureich versucht worden. Aber mit welchem Ergebniß? Der Centralismus erwies sich als ein neuer Chronos, der seine föderalistischen Kinder, eins nach dem anderen, verschlang. Friedjung weist nach, wie die Selbstverwaltung des Sachsenvolkes zum ersten Happen wurde, den dieser neue Chronos verschlang. Ungarn war damals (Herz, was willst Du mehr?) in fünf selbständige Bruchtheile zerstückt und jeder dieser fünf Theile sollte zu einem selbständigen Kronland werden. So hatte es die siegreiche Kaisergewalt versprochen; und Niemand darf zweifeln, daß dies Versprechen in der ehrlichsten Absicht gegeben worden war. Aber die centripetale Kraft des kaiserlichen Centralismus war stärker als der ehrlichste föderalistische Wille. Die Kronländer wurden bald zu Provinzen, die Provinzen eben so bald zu bloßen Regirungbezirken, die nach einheitlicher Schablone verwaltet werden mußten und deren historische Sonderrechte den centralistischen Bedürfnissen auf der ganzen Linie weichen mußten.

Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß seitdem sechzig Jahre verstrichen sind und daß die damals noch völlig unorganisirten, von der Nationalitätenidee noch kaum berührten, mit einander ohne jegliche Fühlung dahinvegetirenden Slavenmassen in der Zwischenzeit zu einer organisch ausgestalteten, vom Solidaritätbewußtsein fanatisch durchdrungenen, der vereinheitlichenden Kraft des allslavischen Gedankens unterworfenen Volksindividualität emporgewachsen sind, die (auch Das bitte ich mit in Rechnung zu stellen) im Donaureich überdies die Mehrheit hat. Der Versuch eines föderalisirenden Centralismus würde also auch diesmal kläglich versagen. Nur würde jetzt die slavische und die in der slavischen Idee einheitlich organisirte Mehrheit sich als Konkursverwalter des bankerot gewordenen Föderal-Centralismus einsetzen und diesseits von der Leitha die Deutschen, jenseits von der Leitha die Magyaren unter ihre Botmäßigkeit beugen. Daß dabei die Deutschen des Königreiches Ungarn gleich beim Beginn des Versuches am Schlimmsten fahren

würden, liegt so klar auf der Hand, daß es kaum noch eines Beweises bedarf. Das Deutschthum in Ungarn bildet nicht ein fest umgrenztes Sprach- oder Landgebiet, wie die Utopisten des centralistischen Föderalismus zu glauben scheinen. Quer durch das ganze Königreich zieht sich vielmehr das deutsche Element von Preßburg bis an den Rothenthurmpaß als ganz dünner Volksstreifen hin. Wie wollen Sie, verehrter Herr, aus diesem dünnen Streifen einen gesonderten landständischen Regirungbezirk machen? Und wenn Sie Das nicht können, wie wollen Sie die deutschen Diasporen vor der Ueberfluthung durch die slavisch-rumänischen Massen bewahren? Die kompakteste Masse bildet das Deutschthum Ungarns wohl auf dem Sachsenboden Siebenbürgens. Und dennoch umfaßt es selbst da kaum Dreißig vom Hundert der vorwiegend rumänischen Bevölkerung. Auch wenn sie also aus dem Gebiet der Sachsen eins Ihrer „gesonderten, landständisch verwalteten Gebiete“ machen wollten, würde das Deutschthum dort von den Rumänen majorisirt werden. Und was es für die Sachsen heißt, von der rumänischen Mehrheit majorisirt zu werden, darüber kann Ihnen Herr Lutz Korodi, sicherlich auch kein in magyarischem Vorurtheil Befangener, wenn er sich der Aera Pacurariu im urdeutschen Städtchen Mühlbach noch erinnert, einen erschüttert beweiskräftigen Aufschluß ertheilen. Sächsische Frauen und Kinder wurden in dieser Zeit und in dieser Stadt von rumänischen Polizisten verhaftet und auf die Polizeiwache gebracht, wenn sie die Kühnheit hatten, auf offener Straße ein deutsches Wort zu sprechen.

In ganz Siebenbürgen finden Sie nicht einen einzigen Deutschen, der in irgendeinem Sinn magyarisirt worden ist. Wohl aber zeige ich Ihnen (leider) zu Dutzenden Ortschaften, wo noch vor zwei Jahrzehnten eine rein sächsische Bevölkerung lebte und wo heute eine ausschließliche rumänische Einwohnerschaft sich breitmacht, die das angestammte und erbgesessene Deutschthum zäh und rücksichtlos verdrängt hat. Und zeigen kann ich Ihnen ganz in der Nähe Hermannstadts eine Bevölkerung, die noch den evangelischen Glauben bekennt, der aber das Wort Gottes, soll es überhaupt verstanden werden, in rumänischer Sprache gepredigt werden muß.

Zum Schluß nur noch Eins. „Das Völkchen, das nekünk, nektek, nekik konjugirt“, so wird an einer Stelle Ihres Artikels das Ungarvolk genannt. In dieser „nekünk, nektek, nekik“-Sprache aber hat Petöfi seine feurigen Lieder gesungen, Baron Josef Eötvös seine „Leitenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts“ geschrieben, Jókai seine herrlichen Romane verfaßt. In dieser Sprache auch hat Graf Julius Andrássy Hohenwarts Fundamentalartikel, die Oesterreich slavisiren und zum Rachekrieg gegen Preußen organisiren sollten, vernichtet und die Politik des innigsten Zusammengehens mit dem eben erst erstandenen Deutschen Reich verkündet. In dieser Sprache haben Parlament und Presse Ungarns die deutsch-österreichisch-ungarische Bündnißpolitik Bismarcks und Andrássys im Verlauf dreier Jahrzehnte immer und immer wieder gegen die Anstürme der österreichischen Slaven vertheidigt. In dieser Sprache hat erst jüngst wieder die Oeffentliche Meinung Ungarns gefordert, daß die Donaumonarchie die anglo-französisch-russischen Einkreisungbestrebungen gegen Deutschland mit allem Nachdruck zurückweise. Das Völkchen, das „nekünk, nektek, nekik“ konjugirt, hat, so meine ich, allen Grund, von der deutschen Publizistik nicht en canaille, sondern, als natürlicher und zuverlässiger Bundesgenosse im Kampfe wider das Slaventhum, freundlich behandelt zu werden.

In aufrichtiger Hochachtung bin ich, sehr geehrter Herr, Ihnen ergeben

Josef Vészi Königlich Ungarischer Ministerialrath a. D.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. April 1909.

Der Block.

Von einer Mixtur wird Heilwirkung erwartet. Wenn die beiden konservativen und die vier liberalen Fraktionen sich verbünden, dann, heißts, kann die schwere Schlacht noch gewonnen werden. Warum soll dieses Bündniß unmöglich sein? Die Freisinnigen weigern das für Heer und Flotte Erforderliche ja nicht mehr. Die Handelsverträge laufen lange Jahre; für Tarifkämpfe ist also kein Raum; und über das den amerikanischen Staaten zu Gewährende kann man sich verständigen. ‚Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum‘. Die Konservativen waren Jahre lang des Centrums Bundesgenossen; warens gestern noch: und sollen heute die Partei bekriegen, die sie für ihre Agrarpolitik nicht entbehren können? Unter einem Banner mit Denen marschiren, die ihnen seit dreißig Jahren mit steigender Wuth Brotwucher, Fleischwucher, Schnapswucher und andere Todsünde vorwerfen? Etwa im Reichstag kosen und im Landtag Kugeln wechseln? Knabenpolitik. Bis Eins war Kurt Räuber; dann geht er, weil dem dicken Emil die Nase blutet, zu den Stadtsoldaten über. Wenn das Land die bourgeoisen Parteien so treulos, von laut gerühmten Grundsätzen so abtrünnig sähe, könnten die Sozialdemokraten sich freuen... Nach emsiger und geräuschloser Vorarbeit wäre eine Verständigung denkbar; wenn ein Staatsmann präsidirte. Der würde zu den Konservativen sprechen: ‚Ihr müßt über den Tag hinaus vorsorgen. Bleibt Ihr die preußische Junkerpartei, blind vor allen großen Zeichen der Zeit, dann entwaffnet Euch nächstens der Haß. Auf das Centrum könnt Ihr nicht lange mehr sicher rechnen.

Das ist übermorgen vielleicht eine demokratische Partei, der die Adeligen gern entliefen, wenn sie der Gefolgschaft sicher wären. Habt Ihr nie an die Nothwendigkeit einer Modernisirung gedacht? Die reiche Bourgeoisie ist auf dem Marsch zur Macht; steht schon dicht vor der Höhe. Wollt Ihr mit ihr regiren oder warten, bis der Belagerer Euch eine Schanze nach der anderen abtrotzt? Auch die Großindustriellen und Großhändler wollen Bestehendes erhalten. Das, was sie brauchen, natürlich nur. Zaudert nicht träg vor der Frage, was Ihr thun sollt. Seid brünstig im Geist, mahnt der Apostel, und schicket Euch in die Zeit. Wozu dient all der alte Stapelkram, der Euer Lager füllt? Geht ins Volk; die Tage der Privilegirung sind dahin. Sichert Euch die Klassenexistenz und fragt nicht, was Andere lernen und wie oft sie beten. Haltet Euch nicht bei der Sehnsucht nach Staatsstreichen und Rechtsbeschränkungen auf. Das Klima, das Europa jetzt hat, ist solchen Plänen nicht günstig. Habsburg selbst hats eingesehen. Ihr sollt den Ekelnamen der Reaktionäre loswerden und ungefährdet fortan im Agrarbesitzrecht wohnen. Pflichten internationaler und nationaler Politik heischen das Opfer; das Euch ja nicht allzu schwer werden kann. Zur Stillung Eures metaphysischen Bedürfnisses wirds noch reichen, auch wenn Religion offiziell für Privatsache erklärt ist. Müßt Ihr denn immer als die Feinde der Bildung verschrien werden? Als die Leute, die den Hut gegen den Strich bürsten? Wollt Ihr Fossilien werden, daß im Reich der Großindustrie der Fremde bittet, nach alten Kirchen und Schloßruinen ihm auch einen überlebenden hobereau zu zeigen? Ihr habts nicht nöthig. Seid starke Kerle, die in jedem Beruf rasch was vor sich bringen, in jedem bald vornan sein können. Blickt nach England hinüber. Ist da der Adel ohnmächtig? Arm? Verhaßt? Aergerts ihn, daß auch Andere vorwärtskommen und die Welt unter Alberts Sohn nicht mehr aussieht wie unter Karl Stuart? ... Ihr wollt die Leute der nouvelles couches nicht ins Helle lassen, weil sie Euch an den Kragen möchten, Euch die Lebensmöglichkeit kürzen. Das thun sie, weil sie glauben, nur auf diese Art mit Euch fertig werden zu können; und fertig werden wollen: denn Ihr sperrt ihnen ja den Weg und möchtet die Quellen ihrer Bildung, ihres Reichthumes, ihrer Macht am Liebsten verschütten. Schließet Frieden! Beeilt Euch! Auch mir gefiele ein luftiger Bauernstaat mehr als einer mit Kohlenstaub und Proletarierkasernen. Aber all unser Sehnen ruft ihn nicht zurück. Wenn wir reich sein wollen, müssen wir unsere (viel zu enge) Welt für die Kulturform der Industrie einrichten. Und nobler ists, Eure Söhne mitmachen als sie Bankiertöchter heirathen zu lassen, die Euch die Rasse verderben. Eure Rolle ist noch nicht ausgespielt. Große Aufgaben warten. Ihr könnt im

Ersten Glied bleiben, wenn Ihr nicht gouvernemental und nicht rückständig seid. Konservativ möchten Viele sein. Alle, die an der Erhaltung des Reiches interessirt sind. Ermöglicht ihnen, mit Euch zu gehen: Ihr habt sie.'

... Der Block, der unterm Christbaum beschert werden sollte, stammt aus dem Spielzeugladen. Nach stiller, emsiger Vorarbeit könnte eine Verfassungpartei entstehen, die dem Reich giebt, was ihm gebührt, die so konservativ und so liberal ist, wie ein verständiger Realist heute sein kann, und im Kleinen so duldsam, wie eine große Partei sein muß. Die Hitzköpfe beider Lager sollen mit ihrem Groll draußen bleiben. Die Verbündung der Besonnenen genügt.

Die Einigung ist nur möglich, wenn vom Ziel her die Macht winkt. Mancher Streit ist schnell geschlichtet worden, als die Suppe aufgetragen war. Dem Reich fehlt der Pulsschlag politischen Lebens. Warum? Erstens, weil die Bourgeoisie, die nun einmal das Hirn kapitalistischer Staaten ist, so viel Geld verdient, daß sie für Politik nicht Zeit hat (und völlig vergißt, daß diese Politik ihr, wenns noch eine Weile so weiter geht wie seit 1890, das Geschäft gründlich verderben wird). Zweitens, weil keine Partei hoffen kann, sich zur Herrin der Staatsgewalt zu machen. Das ließ unser Elend zu hohen Jahren kommen. Wer setzt Alles an einen Kampf, der als Siegespreis nur die Genugthuung verheißt, den Gegner mit der Spitze der Lanze und Bayonnette unliebsam gekitzelt zu haben? Als Land und Machtzuwachs zu erobern war, haben die deutschen Fürsten alten Zwiespalt geschlossen, hat der Wittelsbacher sogar auf das erträumte Alternat im Kaiseramt verzichtet. Wenn ein ungewöhnlicher Gewinn reizt, verbünden sich Aktiengesellschaften, die gestern verfeindet waren. Die Hoffnung auf Profit überwindet alle Gefühlswiderstände. Wir werden große Parteien und starke Koalitionen haben, sobald man sich entschließt, solchen Gebilden die Möglichkeit des Regirens zu geben. Entschließt man sich nicht: Parliamentary Government kann erzwungen werden.

Die Sicherung dieser Regirungform muß das nächste Ziel politischen Trachtens sein. Unser Reichsparlament redet den Regirenden ins Handwerk drein und knickert ihnen die Pfennige ab. Dieser unwürdige Zustand darf nicht noch länger dauern. Die Entwickelungstufe des Parlamentarismus läßt sich nicht überspringen. In England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Belgien, Skandinavien, in Oesterreich und den Balkanstaaten sogar regirt das Parlament. Soll auf unser Herrngebot die Sonne über Gibeon, der Mond über Ajalon stillstehen? Die Fraktionen sähen anders aus, wenn sie darauf gefaßt sein müßten, morgen zur Ausführung des Programms berufen zu werden, das sie gestern opponirend verfochten. Die Führer der einander in der Herrschaft

ablösenden Gruppen würden die Interna der Reichsgeschäfte kennen lernen und allmählich ein politisches Personal bilden, das weiß, worauf es ankommt, und den Gang der Maschine sachkundig kontroliren kann. Allzu lange gebundene Kräfte, die für die res publica brauchbarsten, würden entfesselt und kämen zu nützlicher Geltung. Auch das Centrum müßte zeigen, daß es sich im Land Luthers nicht nur als heimlich regirende Partei zu behaupten, sondern für sein Handeln und Hindern die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen vermag. Und die Sozialdemokratie würde durch die Hoffnung, als Theil einer Koalition und eines Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigsten Wünsche des Proletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäftigen Müßiggang eines Sektenlebens aufzugeben, den modernden Papierwall des Kommunistischen Manifestes zu räumen und den Weg der Lassalle, Seddon, Burns, Millerand zu gehen. Wenn die Päpstlichen und die Marxischen erst einmal regirt hätten, zur Staatsraison gekommen wären, ließe sich bequemer mit ihnen leben.

... Ein Triumph des Centrums und keine sichtbare Stärkung des Liberalismus. Das ist der Ertrag eines Wahlkampfes, der nach amerikanischem Muster vorbereitet und für den mehr Geld verwendet wurde als je noch für einen im Deutschen Reich. Hat der große Aufwand den erhofften Nutzen gebracht? ... Die neue Mehrheit wird, so jubeln die Dienstwilligen, aus Konservativen, Agrariern, Antisemiten, Nationalliberalen, Freisinnigen bestehen. Auf dem Papier stimmts; in der Praxis des Reichsgeschäftes nur, so lange nichts Beträchtliches unternommen wird. Eine wirthschaftliche Vorlage, die Herrn von Oldenburg behagt, kann Herrn Kaempf nicht gefallen. Ein sozialpolitisches Gesetz, dem die Kröcher und Normann zustimmen, muß Herr Schrader verwerfen. Die drei freisinnigen Fraktionen müßten vom Dinstag auf den Donnerstag ihre Grundsätze völlig ändern, um mit den verhaßten Junkern, mit den Herren Kreth, Roesicke, Hahn friedlich zusammenarbeiten zu können. Im Stillen wird ja auch auf das Centrum gerechnet. Das verheißt, sachliche Politik treiben zu wollen, wird ohne Rachsucht also den ihm genehmen Vorlagen ins Leben helfen. Möglich. So unklug wird aber der Kluge wohl nicht sein, daß er sich als Puffer gebrauchen läßt. Wenn das Centrum nicht alle Taktikerkunst verlernt hat, wird es jede Erörterung des Vergangenen meiden und in Ruhe zunächst die Leistung der neuen Mehrheit abwarten; lächelnd vielleicht nur zeigen, mit welchen Ueberzeugungopfern sie erkauft ward. In frostiger Einsamkeit wird es nicht lange bleiben. Für eine ihm widrige Kulturpolitik wären die neunzig Männer der konservativen Partei und der Wirthschaftlichen Vereinigung nicht leicht zu haben. Und stimmt es, als wäre gar nichts ge-

schehen, einfach nach des Herzens Neigung, überbietet es die Freisinnigen, die sich nicht ohne Vorbehalt hingeben können, dann ists, mit seinen hundertzehn Mandaten, auf dem Mehrheitmarkt bald wieder als Großmacht umworben."

Das sind Fragmente aus Artikeln, die vor zwei Jahren hier veröffentlicht wurden. Die innere Einigung der Parteien ist seitdem nicht ernstlich versucht, der Weg, der zu Parlamentarischer Regirung führen könnte, nicht beschritten worden. Am letzten Märztag hat im Reichshaus der Kanzler über das Gebild geredet, dessen Name einst dem Sprachschatz des Abgeordneten Clemenceau entlehnt ward. Er ist noch immer stolz darauf. „Der Gedanke, der der Bildung des Blocks zu Grunde lag, war der, durch Milderung der Parteigegensätze die besten Kräfte der Konservativen und der Liberalen, die sich so lange und oft in unfruchtbaren Kämpfen gegenseitig aufzehren, zu verbinden und dadurch fruchtbar zu machen für die Lösung großer politischer und nationaler Aufgaben. Daß zwischen der Rechten und der Linken, namentlich in wirthschaftlichen Fragen, Gegensätze bestehen, die nicht in jedem Augenblick beseitigt werden können, habe ich vom ersten Tag an gewußt. Der Gedanke aber war doch ein zu gesunder und hat im Land zu festen Boden gefaßt, als daß er durch vorübergehende Schwierigkeiten wieder erstickt werden könnte. Die Ideen haben ihr eigenes Dasein und ihre eigene Berechtigung; und diese ist nicht immer abhängig von den oft wandelbaren und oft mangelhaften Formen, in denen sie in die Erscheinung treten. Darum glaube ich, daß der Gedanke nicht tot ist; ich bin überzeugt, daß er in dieser oder jener Form wiederaufleben, daß er uns Alle überleben wird." (Ein Gedanke, der einer Blocksbildung zu Grunde liegt, Gegensätze mildert, Kräfte fruchtbar macht, festen Boden faßt und nicht erstickt werden kann.) Wie magst Du Deine Rednerei nur gleich so hitzig übertreiben? Der Gedanke, Fraktionen für eine Weile zum Verzicht auf Forderungen, die sie allein nicht durchsetzen könnten, zu bestimmen und so (durch Kompromiß oder Kartell) eine Mehrheit zu schaffen, ist ja nicht ganz neu. Bismarck hat, je nach Bedarf, mit einer konservativ-nationalliberalen oder mit einer konservativ-klerikalen Mehrheit gearbeitet und die Erfüllung solcher Alltagspflicht (unter „dreihundert Schafsköpfen" die für ein Gesetz ausreichende Stimmenzahl finden) nie als das Ergebniß eines Schöpfergedankens gepriesen. Und als im Februar 1881 der Wunsch auftauchte, Windthorsts Leuten den Weg ins Reichstagspräsidium zu sperren, trafen Christoph Tiedemann und Udo Stolberg einander in der Erkenntniß der Nothwendigkeit, Konservative und Nationalliberale für die nächsten Aufgaben zu einen. Graf Stolberg (der jetzt dem Reichstag präsidirt) sah sofort aber auch die Haupt-

schwierigkeit und schrieb an Tiedemann, den Chef der Reichskanzlei: „Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß das Zusammengehen mit dem Centrum in der Zollfrage, dessen Unvermeidlichkeit ich zugebe (obwohl mir die Sache gleich damals außerordentlich unsympathisch war), ein Wendepunkt in der Entwickelung der Konservativen Partei gewesen ist. Durch die gemeinsam erkämpften Kornzölle ist der Appetit geweckt worden." Neu ist nur der (erst nach Richters Tod möglich gewordene) Versuch, auch das Häuflein der Freisinnigen, das in dem Kartell die zweite Schmach des Jahrhunderts bezetert hat, in den Mehrheitpferch zu locken, und der Glaube, diese schlecht Gepaarten könnten dem Reichsgeschäft auf die Länge Ertrag sichern. Man schämt sich schon ein Bischen, darüber noch zu reden. Strategische Stellung oder pädagogisches Trachten (der Katholikenpartei zu zeigen, daß es im Nothfall über ein Streckchen hin auch ohne sie geht): dafür ließe sich immerhin Einiges sagen; und wenn der deutsche Kanzler durchaus französeln will, mag er sein Angstgebild bloc nennen (trotzdem innere Einheit, Kohäsion, Wucht fehlt: dem Gebild wie dem Bildner). Aber wir wollen vorwärts. Müssen. Und auf einem Wagen, dessen Pferde rechtwärts, linkwärts auseinanderstreben, kommt man nicht weit; kostet die Fahrt mehr Zeit, als ihr ziemt. Strategische Stellungen und Pädagogenmittel werden für Stunden und Tage gewählt; nicht für die Ewigkeit.

Fürst Bülow ist als Personalpolitiker von unüberbietbarer Geschicklichkeit; schlüpft durch die engsten Maschen, sonnt sich im Glanz, wenn die Feinde ihn schon eingeurnt wähnen, und findet den Fragen, an denen sein Amtsleben hängt, stets die ausreichende Antwort. (Wer ihn für tot erklärt, sollte bedenken, daß noch aus dem zerstückten Aal das Leben erst weicht, wenn das Rückgrat von einer Stricknadel durchstoßen ist. Und wenn die Nadel das Rückgrat vergebens sucht? Also geduldig warten, bis der neue Mann im Reichsanzeiger steht.) Fürst Bülow kann immer auch anders. Einstweilen letztes Beispiel: Im Dezember muß der Kanzler, weil er die Verantwortung nicht zu tragen vermag, gehen, wenn der Kaiser sich nicht zu völligem Wandel der Wesensbethätigung entschließt; im März muß er bleiben, „so lange ihm das Vertrauen Seiner Majestät zur Seite steht". Dieser Behende, der gestern als Mandatar des Volkswillens auftrat und heute, unter nicht geringerem Beifall, den bis in die Vendée getreuen Vasallen spielt, muß längst eingesehen haben, daß er sein Schicksal nicht an einen „Gedanken" ketten darf, der aus dem Nachlaß des Kolonialprinzen Erni stammt: an den Knabengedanken, die stärkste und unschwächbarste Fraktion fortan von der Mitwirkung am Reichsgeschäft auszuschließen. Er will das Machtbewußtsein und den Komfort des Kanzlerhauses

noch nicht entbehren und ist zu schlau, um nicht zu merken, daß er Beides nur durch die Sicherung neuer Möglichkeit sich erhalten kann. Das Reich, sagt er, braucht die Finanzreform; braucht sie sofort; und will sie nur von der konservativ-liberalen Mehrheit. Nur von ihr? Was morgen unentbehrlich sein wird, nimmt der kluge Haushalter heute aus jeder nicht allzu unsauberen Hand. Daß es just diese Mehrheit sei, heischt des Reichskanzlers Wohl; nicht des Reiches. Und ein Kanzler, der bleiben (wenigstens bis zu dem Herbsttag, wo die Villa Malta beziehbar wird) und nicht ohne Schlußapplaus abtreten will, dürfte sich nicht selbst die Leistungmöglichkeit schmälern. Müßte also (ungefähr) sprechen: „Als eine große Partei von vorher oft bewährtem Patriotismus in Tagen nationaler Noth ihre Hilfe weigerte, war ich verpflichtet, ihr, unbeirrt von Neigung und Abneigung, zu beweisen, daß die Reichspolitik nicht unter fraktionelle Herrschsucht zu beugen ist. Darum that ich, was jeder Staatsmann in solcher Lage gethan hat und immer thun wird: ich schweißte mir eine Reservemehrheit. Nie aber konnte mir auch nur der Wunsch nahen, die von einem großen und ehrenwerthen Theil meiner Mitbürger Gewählten zu ächten. Ich bin ein zu guter Schachspieler, um muthwillig auf ein Drittel der Felder zu verzichten; bin auch als Politiker zu erfahren, um in der Ausschaltung der Centrumspartei ein Ziel zu sehen, das zu erreichen lohnt. Wer mitarbeiten will, ist willkommen. Und will das Centrum, weil die Amtspflicht mich gezwungen hat, es zu bekämpfen, zwar die Sache, aber nicht die Person, so werde ich keine Minute zögern, mich, als das Hinderniß nützlicher Arbeit, aus dem Weg zu räumen. Wer unserem Reich zu dem nöthigen Geld hilft, ist einerlei; wichtig nur, daß ihm schnell und auskömmlich geholfen wird. Eben so unpersönlich, scheint mir, müssen aber auch große Parteien denken. Und die Herren im Centrum sollten daneben noch erwägen, ob ich ihnen nicht gerade im Winter ihres Mißvergnügens draußen mehr gegeben habe, als ich ihnen daheim zu nehmen vermochte. Ich denke an die Entwirrung des Balkanknäuels. Der Politikerinstinkt meiner verehrten Gegner ist zu kräftig entwickelt, als daß sie verkennen könnten, wie rasch sich in den von Slaven bewohnten Ländern die Stoßgewalt der griechischen Orthodoxie steigert. Die Nachwirkung des Schismas war in der politischen Geschichte Osteuropas nie fühlbarer; nie vielleicht auch für Rom gefährlicher. Sie sehen, welche Krämpfe den Islam schütteln und mit welcher Hast im Restgebiet und an der Peripherie des Osmanenreiches die Willensrichtung gesucht und wieder verlassen wird. Sie sehen Slavenstaaten bereit, sich gegen römisch-katholische Mächte den Mohammedanern zu verbünden; das Griechenkreuz als Schutzgebälk vor den Halbmond zu pflanzen. Und Sie

haben erlebt, für welche Glaubensgemeinschaft unter meiner Leitung und Verantwortlichkeit das Deutsche Reich optirt hat. Meinen Sie, daß dieser Kanzler, selbst wenn er sonst dazu Lust hätte, in der Heimath Kulturkampf und Katholikenächtung planen könne, während er draußen die Solidarität mit der römisch-slavischen Großmacht lauter betont als je ein Vorgänger? Nur die salus publica darf ihm Leitstern sein; er wäre ein Verräther am Reich, wenn Rachsucht oder Ehrgeiz ihn zur Arbeit willige Elemente abstoßen hieße."

Nach solcher Rede wären wir endlich über den Blocksberg und hätten die Wege frei. Vor solcher Rede giebts nur ein Plätzchen, auf dem die Heerde, mit Lockpfeife und Peitschenstiel, zusammenzutreiben ist. Noch ists ja immer gelungen; kann auch bei den Steuergesetzen wieder gelingen. (Ob die vorgeschlagene Spiritussteuer nothwendig oder schädlich ist, mögen Sachverständige beurtheilen. Doch als die Konservativen sich den Liberalen verbündeten, konnten sie nicht voraussetzen, daß der Bundesgenosse ihnen die Kartoffelrente kürzen wolle. Eine Interessengemeinschaft darf nicht damit beginnen, daß der eine dem anderen Partner das Geld abnimmt. Sie muß auf allen Seiten die Anerkennung des status quo fordern; auch schlecht Gepaarte dürfen einander weder den Verzicht auf Selbstverwaltung und Standesamt noch die Hergabe des Branntweinbenefiziums zumuthen.) Vierhundert Millionen sind schon gesichert; das fünfte Hundert wird, spätestens im Herbst, zu haben sein. Ein Weilchen kommt der Kanzler mit seinem System wohl noch aus. Monate lang läßt er die Dinge gehen, wie es Gott gefällt; nicht etwa, weil er vor allen Fragen des Rechtes und der Wirthschaft rathlos steht, sondern, weil er fühlt, daß nur diese Ermüdungtaktik ihm zum Sieg helfen kann. Ist der Brei tausendmal beschnüffelt und beleckt, auf der Zungentenne kein armes Hälmchen mehr zu dreschen, dann findet der furchtsamer Schwachheit gesellte Ekel irgendeine leidliche Ausflucht. Ein verdammt gescheites System; das einzige, von dem der auf eine knappe, inkohärente Mehrheit Angewiesene Etwas zu hoffen hat. Muß es aber so bleiben? Weiter auf den heißen Stein tröpfeln? Erzählt doch nicht, die „Weltanschauung des Centrums" werde bekämpft! Soll ja gar nicht bekämpft werden. Das Centrum ist in den Tagen der Blocksherrlichkeit, die ihm das Odium der Steuerbewilligung abnimmt, so erstarkt, daß es sich ungestraft prachmatische Dummheiten gestatten darf. Und kann warten. Das Reichsgeschäft aber leidet. Der Finanzjammer beweists. Den Hyperkonservativen, deren Blick nie über die Elbe drang, den Krieg erklären? Wäre populär; ist in der Zeit des Blocks aber nicht zu machen. Also muß der Kanzler ihnen Komplimente drechseln und, der vom preußischen Junker keinen Blutstropfen in sich hat, den der Scholle verschriebenen Landmann mimen.

Monopole? Der bloße Gedanke müßte den Block sprengen. Der hielte auch nicht, wenn versucht würde, die Steuersysteme der Bundesstaaten endlich einander anzupassen. Das aber wäre nöthig, ehe von einer Reichsfinanzreform ernsthaft geredet werden könnte. Wer träumt denn davon, auf Mauern von verschiedener Höhe und Dicke ein haltbares Dach zu setzen? Zunächst müßten die Bundesstaaten sich über das Steuerwesen einigen (will Bayern noch nicht, so können die Anderen einen Vertrag mit ihm schließen): dann erst läßt sich weiterfühlen. Wobei Mancherlei zu bedenken wäre. Das Reich ist kein Einheitstaat, ist staatsrechtlich nicht viel mehr als ein Vertragsbegriff (der den Ewigen Bund sichert und wehrfähig erhält) und dürfte weder mit Schulden noch mit Steuern allzu schwer bebürdet werden. Wenn zwei Aktienreiche eine Betriebsgesellschaft gründen, müssen sie dieses Kind ernähren, mag es bald auch an Kraft und Geltung die Eltern überragen. Das Reich ist (ökonomisch) die Betriebsgesellschaft der Einzelstaaten und müßte von ihnen ernährt werden. Für Gemeinde, Staat und Reich steuern: Das macht böses Blut. Zweitens muß man sich ohne Demagogenangst wieder in die alte Erfahrung bequemen, daß nur von den Massenverbrauchsartikeln das nöthige Geld zu holen ist. Das Gerede von den „schwachen Schultern", denen man nicht mehr aufpacken dürfe, taugt in die Sitten des Caesarismus; und daß der Reiche dem Fiskus zu wenig abgebe, dürfte man in einem Land nicht behaupten, das von einem Einkommen von hundertzwanzigtausend Mark, auf verschiedenen Pfaden, fast zehn Prozent in seine Amtskassen harkt. Drittens soll man von der Sparpflicht löblicher Behörden nicht nur schwatzen, sondern diese Pflicht gewissenhaft erfüllen. Wir haben zu viele Prunkbahnhöfe, Postpaläste, Bureaukratenburgen; mehr als irgendein anderes Land. Wir zahlen für die Reichswehrversicherung in diesem Jahr zwölfhundert Millionen Mark. Wir müssen Offiziere und Beamte viel besser stellen (die Zahl der civilen Staatsdiener könnte dann freilich verringert werden) oder uns mit den zu starker Leistung Untauglichen begnügen. Wie lange wird die halbe Milliarde denn reichen, um die unter dem neunten Mond nun fruchtlos gehadert wird? Und darf man die Nation wie ein Schandenkind schelten, weil sie das geistlose Produkt eines unpolitischen Schreibstubenhirnes nicht mit gehorsamem Hurraruf hingenommen hat?

Ob der Block morgen oder erst übermorgen bröckelt, ob ein konservativliberales oder ein konservativ-klerikales Kartell Wehmutterdienst leistet, braucht das Reich nicht allzu arg zu bekümmern. Wir wollen vorwärts. Schnell. Und schon Lagarde hat gesagt, der Führer einer Lokomotive habe sich nicht als Konservativen oder als Liberalen zu erweisen, sondern als Sachverständigen. Wir müssen vorwärts. Deutschland ist durch die von Wissenschaft und Technik be-

diente Industrie reich geworden und muß nach dem Bedürfniß der industrialistischen Kulturform regirt werden. Nicht nach dem Wunsch hinterpommerscher Landwirthe noch nach dem Langen niederbayerischer Kapläne. Die mögen ihren achtbaren Interessen Geltung schaffen; zur Reichstyrannis sind sie nicht berufen. Neigung und Abneigung füllt Keinem die Scheune. Liebt oder haßt Agrarier, Centrum, Bankdirektoren, Parlamentarismus: aber gebt dem Reich, was es braucht. Ein Volkshaus, in dem nicht jeder Dutzendkanzler noch die Parteiführer um Hauptes länge überragt und dessen Koryphäen züchtig oder zornig erröthen, wenn ihnen Sehnsucht nach dem Bundesrathstisch nachgesagt wird. Wer nicht ernstlich trachtet, als Kanzler, Minister, Staatssekretär seine Politik durchzuführen, wer nur nach Rednererfolgen und Mächlereffekten lüstern ist, mag zu Haus hocken oder seine Talente in den Bezirksverein tragen. Laßt Steuern und Zölle von den Fraktionen vorschlagen, die entschlossen sind, sie, unter voller Verantwortlichkeit für alle Folgen, dem Volkswillen abzuschmeicheln oder abzutrotzen. Sorgt für ein zur Regirung fähiges, für die politische Arbeit vorgeschultes Personal und erspart dessen Spitzen die Last kleinlicher Alltagsfron Unsere Minister und Staatssekretäre arbeiten sich meist bald müde und morsch, müssen sich mit dem winzigsten Quark der Verwaltungpraxis abquälen und merken oft gar nicht, wie ihnen der Sinn für das Wesentliche schrumpft. Im März kam ein deutscher Kaufmann nach Berlin, um für Port Sudan, wo er Interessen hat (und wo eine neue Britenwelt entsteht) einen deutschen Konsul zu erbitten. Den Werth des Transvaal, dachte er, hat ein Deutscher (Schmeisser) erkannt, den sudanesischen Bodenreichthum ein Deutscher (Russegger) gewittert. Muß Britanien uns stets überholen? Wenn in Port Sudan ein kluger Vertreter des Deutschen Reiches sitzt, ist vielleicht noch Manches zu retten. Doch Freiherr von Schoen (dem Herr von Kiderlen doch die wichtigste Arbeit abgenommen hatte und der in seiner Villa von der Nachfolge Radolins träumt) hat keine Zeit, den Mann zu empfangen; fordert ihn auf, den Wunsch „auf schriftlichem Wege" vorzubringen. Dann würde ein Aktenstück angelegt, jedem Dezernenten „zur Aeußerung" in die Mappe gesteckt: und vielleicht käme schon im vierten Monat der Bescheid. So leben wir. Da die Herren Rathenau und Fürstenberg für jeden halbwegs ernsthaft scheinenden Besucher zehn Minuten haben, muß es eine Aktenexcellenz auch können. Minister und Staatssekretäre sollen Politiker sein und dem Krimskrams ihr Zimmer verriegeln. Sir Edward Grey ist zu sprechen; Baron Schoen „bedauert". Entschließt Euch, das Reichsgeschäft nach modernem Muster zu organisiren: dann steigt der Ertrag, stärkt Eures Wirkens Basis und Ihr braucht nicht mit der Mörtelkelle kostbare Stunden vor dem Bröckelblock zu vertrödeln.

Die Tragoedie des Baalschem.*)

Ich wurde in einem kleinen Städtchen Ostgaliziens geboren und habe von da her noch manche Erinnerung bewahrt. Vor Allem an meine Eltern. Wir wohnten in einem kleinen Haus mit verhängten Fenstern und manch einem Treppchen; und wenn die Mutter mich in dem Schlafzimmer mit den großen gelben Möbeln zu Bett gebracht hatte, saß sie noch neben mir und murmelte das Abendgebet, in dem auch von König Salomo die Rede war; und jenes Wort von ihm war das erste, bei dem sich ein romantischer Schauer in mir zu regen begann. Denn es erzählte von den sechzig gewappneten Reitern, die, wenn er schlief, zu seinen Häupten standen, und den sechzig zu seinen Füßen, den je sechzig zu seiner Rechten wie zu seiner Linken; und über ihm schwebte, stärker als Alles, der Name, den Keiner ausdenkt und der Alles in sich begreift. Noch andere große und mystische Bilder stiegen vor uns auf, so besonders, wenn wir am Neujahrs- und Versöhnungtag die hohe graue Synagoge betraten, in der die hundert Kerzen brannten und aberhundert in weiße Sterbehemden gekleidete Männer den Einen anriefen, der immer gegenwärtig und nie sichtbar war. Manchmal stiegen wir an diesen Tagen zum Hain über der Stadt empor, von dem man auf die grüne und wasserreiche Tiefe unten herab sah, und plötzlich drangen von unten in einem einzigen furchtbaren und leidenschaftlichem Aufschrei die schluchzenden Stimmen aus der Synagoge zu uns empor. Mitten dazwischen gab es natürlich auch viel Komisches, worüber wir lachten, so die seltsame chassidistische Sekte, die so gar nicht zum scharf rationalistischen Judenthum paßt. Das sind die Kabbalagläubigen, die fanatisch an ihrem Wunderrabbi hängen und an Uebungen und Gebräuchen festhalten, die das übrige Judenthum verwirft. Und wenn sie vor den Festtagen aus den umgebenden Dörfern in die kleine Stadt kamen, gab es unter den „Aufgeklärten" des Spottes und Gelächters genug. Diese Aufgeklärten kannten schon Boerne, Schiller und Heine, sie hatten Mendelssohns „Phaedon" gelesen und besprachen die Reden von Napoleon, Crémieux und Palmerston. Und kamen nun die Chassidim, sechs, acht und zehn auf einem Wagen, die zerfressenen Pelzmützen auf dem Kopf und die Gesichter von der Noth zerzaust und dem frühzeitigen Denken, und sahen wir sie, wie sie da oben rechts und links die Beine über den Wagenrand herabbaumeln ließen, mit den kurzen Kniehosen und schmutzigen Strümpfen und die zerfetzten Pantoffel kunstvoll balancirend auf den Spitzen der Füße, dann lachten wir Jungen. So allgemein war dieses Lachen, daß um das Ende der sechziger Jahre Einer sogar wagen konnte, den Spott in Verse zu bringen. Er hieß Wolf Zbarazer und die Spottlieder, die er schrieb, wirkten wie ein Feuerbrand. Da wurde die Lokomotive in

*) „Die Legende vom Baalschem." Von Martin Buber. Rütten & Loening

Bann gethan, der erste jüdische Doktor in Bann gethan, der unjüdische Kleiderschnitt und das erste Rasirmesser, das über das Gesicht eines Juden fuhr, in Bann gethan. Ein Lied aber war besonders gelungen; es traf die Sekte in dem Mittelpunkt ihrer Liebe, indem es von Verhöhnung ihres Begründers, des Rabbi Israel-ben-Eliefer — des „Baalschem" — und seiner Wunderthaten überquoll. Denn es erzählte von seiner Zauberfahrt über das Meer, wie er dahinflog, ohne Segel, ohne Mast, und wie er bei ausbrechendem Sturm mit der Spitze seiner Pelzmütze oben die Wolken, unten die Wogen berührte, und im Nu war wieder Sonnenschein . . . Doch wozu das Alles ausmalen? Als mich Beruf und Leben in andere Horizonte führten und Alles so lächerlich gering ward, was einst Gegenstand täglicher Komik und Sorge gewesen, da bildete ich mir groß was ein, als es mir einmal bei einer Gelegenheit klar wurde, was für eine Gabe es ist, die verachtete und im Bettelgewand einherschreitende Größe zu erkennen, trotz der Maske, die sie entstellt. Und da kommt nun Martin Buber daher, dem diese Gabe verliehen ist, und je öfter ich in seinem Buch lese, in dem er das Wesen und die Erscheinung dieses einst so verhöhnten Baalschem schildert, desto mehr stehe ich unter dem Zauberbann.

Da ich selbst niemals Philosophie getrieben habe, kann ich über die Art, wie Buber die Lehre des Baalschem erläutert, nichts Anderes sagen, als daß sie mich gleich bang hallenden Gesängen, die in mir und um mich sind, berührt. Irgendwo in Wolhynien, so erzählt er, in engen Straßen und kleinen strohgedeckten Häuschen, wo die Leute mit den angstvollen Salamandergesichtern hoffnunglos und unselig herumgingen, erhob sich ein Mann, der sah mit brennenden Augen über die Lebensnoth hinaus, die Aller Theil war, und begann, zu suchen, wo der Sinn dieses wüsten und traurigen Lebens sei. Die Bibel sagte: Es giebt einen Gott; und die apathischen Geschlechter verblieben durch siebenzehn und mehr Jahrhunderte bei der dumpfen Konstatirung und der daran sich schließenden scholastischen Erörterung, bis eben dieser Mann kam. Denn er fragte (dafür war er ein Jude: er fragte): Wenn dieser Gott ist, was ist er und welches ist unser und aller Erscheinungen Verhältniß zu ihm? Es war ein gefährlicher Weg; so Viele vor und nach Faust, die ihn gingen, gelangten zur Verneinung. Dieser Mann in Wolhynien aber bejahte, und zwar in einer Weise, daß sein Gottesbekenntniß zugleich eine Weltanschauung voll hohen Trostes war. Gelangte er zu seiner Philosophie kraft eigenen Geistes oder sprachen auch aus ihm verborgene Ströme, wie sie, zum Beispiel, im Mittelalter unsichtbar von Kloster zu Kloster rieselten? Mehr als je Einer vor ihm trug er jedenfalls neue Funken in das Leben seines Volkes; und die von Buber mitgetheilten Legenden, die von dem Mann bis auf den heutigen Tag im Osten umgehen, zeigen, daß schon sein erster Schritt ins Leben ein solches Novum im Umkreis des jüdischen Denkens und Fühlens war.

Zu jeder Zeit, so erzählt nämlich die erste Legende, gab und giebt es Einen, den seine Inbrunst und das ekstatische Gottfühlen zum Besitz des Geheimnisses dieser Welt erhebt. Der letzte solche Mann vor dem Baalschem war ein Rabbi, Adam mit Namen, der, als er seinen Tod nahen fühlte, selbstlos gleich Mose, seinem Sohn und Erben sagte: Nicht Du, sondern ein Anderer, Israel der Sohn des Eliezer, ist zum Erben meiner Wissenschaft bestimmt. Und nun fand der Sohn in irgendeinem Städtchen einen vierzehnjährigen Knaben dieses Namens, in dem sich trotz dem Düster seines Lebens früh zwei seltene Kräfte ankündigten: das Genie und eine nie rastende bange Sorge um Alles, was ihn umgab. Und zwar flossen in ihm Eigenschaften zusammen, die man sonst nur getrennt findet. Er liebte die Einsamkeit und liebte die Menschen, er liebte das Sinnen und liebte die Arbeit, er liebte (in der Ghettozeit!) Wald und Berg und alles Fließende, den Wolkenzug, das Thier und Blumen und Flur. Und wie er aus allen Poren das Elend der Seinigen in sich sog, so trieb es ihn, der Dumpfheit zum Trotz, ihnen zu sagen, daß Verzicht auf die Gegenwart auch schon ein Verzicht auf das Recht und darum Todsünde ist. Gleich dem Schauspieler und dem Dichter sucht auch die Legende gewöhnlich die Gestalt, mit der sie sich beschäftigt, in große Situationen zu bringen und sie dadurch für das Interesse zu erhöhen. Drüben in Wolhynien ist diese Stilkunst noch fremd; und darum erzählt die Legende in einer gerade durch ihre Schlichtheit anmuthenden Weise, wie da der kleine Israel seinen Kampf um die Entlastung von dem frühen psychischen Druck und um die Wiedergewinnung des Lebensmuthes begann. Er that es in dem selben Zeichen, in dem einst bei Genezareth und am See Tiberias das Wort „Lasset die Kindlein zu mir kommen" erscholl. Er sah die früh abgemagerten Gesichter mit den bangen, nach Feinden ausschauenden Augen, und wie die von Kind auf verkrüppelten Geister in einem Leben dahinkränkelten, in dem ihnen der weltenferne Gott da oben nichts als eine Wirrniß völlig plan- und zusammenhanglos zusammengeworfener und ewig von einander geschiedener Dinge gab. Wie Mensch zum Menschen nicht gehörte, so das sonst Lebendige nicht zu dem umgebenden Toten, Thier nicht zu Pflanze, Pflanze nicht zum Stein, Luft, Hauch und Farbe nicht zu Bewegung, Thätigkeit und Zweck. Da führte er denn die Kinder, wenn er sie zur Schule abholte, zuerst auf einem Umweg auf den Gipfel eines nahen Berges mit seinem Wald und dem rauschenden Quell und den unten sich dehnenden Wiesen und sagte, auf Alles weisend: In dem Allen ist Gott; und Sonne, Licht, Farbe ist auch ein Theil von dem Ganzen und zu Euch gehörig, denn Ihr seid auch ein Theil davon. Und so geschah das Wunder, daß in der Ghettozeit und hier in einem verworfenen Winkel kleine Knaben, geführt von einem kleinen Propheten, entgegen dem blutigen Zwang der Wirklichkeit, das Lebensrecht und das Recht der Freude

bekannten und der Welt zuriefen: „In Dir ist Einheit und Alles ist Gott.“ Da tauchte (was ja nie ausbleibt), ein Wärwolf auf, der ihnen das Lachen wieder abgewöhnte; und es würde sich von selbst verstehen, auch wenn der Dichter es verschwiege: der Wärwolf hatte ein doppeltes Gesicht. Die Bestie in ihm schrie: Wie, statt zu zittern und bang zu sein, sind die Judenknaben heiter? Dann wieder wüthete, wenn sie aus Wald und Sonne in das Elend der Gassen und Stuben zurückkehrten, der Rabbinismus mit seinem Wie und Wieso und seinen pathetischen Frage- und Ausrufungzeichen: Alles wäre Einheit und Emanation des Alleinen und kein Unterschied zwischen Starrem und Beseeltem und in Allem wäre Seele und Gott? Also giebt es nicht eine nach Form, Farbe, Gewicht und Größe differenzirte Materie und unser Auge und Verstand trügt? Man kennt die Art dieser Logik und ihren Endschluß: wahr ist die Zerrissenheit und Zusammenhanglosigkeit des Vorhandenen; nur durch einen außerweltlich leitenden Willen gebannt und in vorgeschriebenen Gleisen gehalten, schwebt es, läuft es, wälzt es sich und verendet seine Tage im Raum. Und was der Wärwolf mit der mordenden Faust begonnen, vollendete der Wärwolf mit den finster und fanatisch immer nur auf ein Buch blickenden Augen; das Bischen Freude verglomm und die Rebellion der Jugend erstarb.

Um diese Zeit also war es, daß der Sohn und Bote des Adam in dem Ort erschien und den jungen Israel zu seinem Genossen machte und ihn in Stunden behorchte, da der Knabe in seltsamen Ausathmungen seine Seele erschloß. In einer Nacht, da der Kleine schlief, legte er ihm ein Blatt aus dem vom Vater hinterlassenen Zauberbuch auf die Brust. Da begannen die Buchstaben zu leuchten und das junge Herz begann seltsam zu schlagen und der Mund des Kindes öffnete sich zu geheimnißvoll schaurigen und wohlthuenden Offenbarungen. Da erkannte Adams Sohn: Das ist der Prädestinirte; und übergab ihm das Buch. Und das Buch gab dem Kinde Weisheit, das Kind gab dem Buch Leben, und wie der von den Menschen einst verrathene Gott dem naiven Geist Simsons als letztem Freund seine Sache anvertraute, so war umgekehrt Gewesenes und begraben Geglaubtes hier jetzt in das Herz eines jungen Kindes zur ersten Hut gelegt. Aber gleich hier, an der Schwelle, verkündet die Legende des Mystikers auch sofort ihren Glauben, wem das Mysterium des Seins und des Werdens sich überhaupt enthüllen kann: ob dem Herzen oder dem hungrig spürenden Verstand. Und zwar gehört Das, was Buber darüber sein Buch sprechen läßt, auch erkenntnißtheoretisch zu dem Zutreffendsten, was in unserer Zeit zur Psychologie der ekstatischen Zustände gesagt worden ist. Eines Tages flehte Adams Sohn: „Mach meinem Auge den Geist der Thora gegenwärtig, aber nicht in Deduktionen, sondern in Wirklichkeit, wie er ist.“ Der Knabe erwiderte zitternd: „Er ist erreichbar nur der herzgeborenen Ekstase, die aus dem Grunde tiefster inbrünstiger Liebe quillt,

und Weh Dir, wenn Du Dich mechanisch, mit der Kraft Deines Willens, in Zustände versetzest, die Ekstase zu sein scheinen und doch nur Rauschzustand sind." Der Rabbi bestand auf seinem Willen, kasteite sich, nannte dieses brennende Sehen- und Erkundenwollen Liebe und Hingabe; aber was er dann erblickte, war nicht der Geist, sondern das Feuer der Thora, das ihn verehrte. Und Israel stand wieder allein.

Nun ein Sprung in dieser in Legenden, statt in Kapiteln, geschriebenen Biographie einer Seele. Jahre verfließen. Israel ist aus der Welt verschwunden und die erste Revolution, die er als Knabe entzündet, aus der Erinnerung ausgelöscht. Man weiß nicht genau, was mit ihm vorging; sicher ist nur, daß er, die Rabbinen meidend, mit dem jungen Weib, das er geheirathet hatte, irgendwohin nach einem Winkel der östlichen Karpathen floh. Dort findet man noch heute an der Landstraße elende jüdische Gasthäuser, in denen ein Dienstbote schuftet und eine arme abgehärmte Frau die magere Suppe aufträgt. Und fragt man nach dem Mann, so tritt plötzlich ein langer, dürrer Geselle ins Zimmer, der auch Hand anlegt und hinter dem Geflügel auf dem Hof und der Kuh auf der Weide her ist und dabei mit weltverlorenen Augen in eine Unsichtbarkeit hinaus zu schauen scheint. Solches Leben führte offenbar Jahre lang auch der Baalschem. Sein Wirthshaus stand am Fuße eines Hügels, überschattet von Bäumen, und oben auf dem Hügel war sein liebster Aufenthalt. Da war es einsam, er sah Feld, See und Flur unten wie in seinen Kindheitstagen und „der farbige Zauber des Meeres war darin und der weiße Zauber der Sterne und der unbegreiflichste von allen, das zarte Wunder der unendlichen Luft." Und noch eine Lieblingstätte hatte er, eine Höhle, die der dichte Baumwuchs vor fremden Augen verhüllte; drin träumte er auch gern, bis gesammelt und geordnet endlich seine Weltenvision vor ihm stand. „Das Wissen kam leise zu ihm, wie ein Kind sich rückwärts zum Vater schleicht, die Arme um seine Schläfen und die Finger vor seine Augen zu pressen." Da erschwieg die Unruhe und der Baalschem löste die Stirn aus den verschlungenen Händen und schaute. Und erkannte: Alles ist Gott und Alles hat die Möglichkeit der Rückkehr zu Gott. Und zwar jetzt schon, in der Zeit und dem Zustand, der von uns Leben genannt wird, im Wege der ekstatischen Hingabe. Und auch das scheinbar Tote und Unbewußte um Dich ist nicht tot und entbehrt nicht des Bewußtseins. Sondern Alles, selbst der Ort und der Stein und der Strauch vor Dir, hat seine Seele; und Dich treibt es unbewußt zu dem Ort hin, der nach der Bestimmung für Deine Erlösung nöthig ist, und mit hundert ungesehenen Kräften ersehnt auch der in der toten Materie eingeschlossene Funke den Menschen, der ihn aus der Starrheit lösen und ihm die Rückkehr zu Gott geben soll. Denn Alles wartet und in Allem ist ein Splitter der Göttlichkeit, die einst herabkam, um Alles sich gleich

zu gestalten, bis das Böse kam. Das zerschlug das Eine, so daß nun überall ein Durst und ein bebendes Verlangen der zersprengten und zerschlagenen Ganzheit nach neuem Zusammenschluß ist.

Das waren seine Träume. Da kam eines Tages ein Rabbi, der sah verächtlich auf den nicht einmal nach der Vorschrift gekleideten Dorfjuden, der barhaupt und im Bauerngewand vor ihm stand. Und man muß wissen, daß nicht einmal die Ueberlegenheit, mit der ein geradbeiniger Graf Pückler auf einen Juden herabsieht, an die Verachtung heranreicht, mit der der schriftkundige Rabbi noch heute auf den Dorfjuden als den Typus aller Unwissenheit blickt. Nun aber sah der Rabbi, da er verweilen mußte, einmal auch die wundervollen Augen des Mannes und hörte seine leise Rede; und ein Zauber that sich mit einem Mal auf. Denn als er scheiden wollte, brachten ihn die gebannten Pferde wieder und abermals zurück nach der stillen Herberge, und als er zu sinnen begann, was Dies bedeute, stiegen ihm aus den Augen seines Wirthes seltsame Räthsel auf. Immer hatte sich sein Wissen und seine Arbeit in den trägen Exegesen toter Bücher und Buchstaben ausgegeben: was die Bibel sagt, was Ibn Esra bemerkt und was Tossefoß dieser Bemerkung antwortet; und immer hatte er sich in diesem dürren und dem Leben abgekehrten Wagnerthum groß und wichtig gedünkt. Aber jetzt, nachdem er den Mann gesehen, folgten Nächte, in denen ihn maßlos und ungeheuer die Frage des Seins überkam. Und er sah hier eine zerrissene und getheilte Welt, ledig jedes zusammenhaltenden Bandes, und sich mitten drin, wie er vergebens um Hilfe zu seinen Büchern floh. Und dort, dem inneren Auge greifbar und alle Wunden des suchenden Herzens kühlend, ein Ganzes, das schön und beglückt war durch eine herrliche Einheit und durchsprüht von Millionen Funken, die sich zu einem Feuer sammelten. Ja, „Alles schien einfach und bestimmt und er umfing die Welt mit den Augen, wie mit den Armen der Seele"; und da stand ein Mann. Er hatte Bauerngewand an, das blonde Haar flatterte im Wind; seine Füße ruhten tief unten im Abgrund, er schlang seinen Arm um gewaltige Bäume und legte sein Ohr an den Mund der Ewigkeit . . . Und dieser Rabbi wurde der erste Bekenner des Baalschem.

Und nun ist es psychologisch eben so wahr wie dichterisch ergreifend, wie die Legende ihren Helden jetzt sich selbst suchen und alle Wandlungen des Willens und Vorsatzes durchmachen läßt, bevor ihm bewußt wird, was er eigentlich mit seiner Idee soll. Zunächst ist es, wie bei allen großen Entdeckern des Gedankens, diese seine Entdeckung, seine Gottvorstellung, die er liebt und zu der es ihn aus allen Kräften zieht. Am Abend löst sich die Seele des Baalschem, streift Ort und Dauer ab, enthebt sich den Grenzen und jagt dahin ganz, ganz so wie Schillers Phantasie auf ihrem Weltenflug: Zum Gestade seiner Welt, meine Pfade, bis wo der Weg stirbt und randlos in die dunkle Nacht eine

Wand aufragt. Denn hier ist die Grenze und aus dem Jenseits rufts: „Willst Du mich und soll ich mich Dir öffnen, dann mußt Du von den Lebendigen unten scheiden, denn hier geht kein Leben vorbei.“ Und schon will der Mund das Wort sprechen: „Ja, um Dich zu sehen, will ich sterben“, da hört er eine zweite Stimme: „Israel!“ Und sieht erwachend sein Weib, das in Thränen sich über ihn beugt und flüstert: Willst Du mir Das anthun? Es giebt eine Liebe auch hier unten; und er bleibt.

Aber um was zu thun? Ist der Himmel so unwirthschaftlich, daß er Einen mit allen Kräften des Zaubers ausstattet und Geisterheere ihm zum Dienst giebt, ohne von ihm eine Aufgabe zu fordern? Denn Alles auf Erden ist ihm unterthan. Alles Vorhandene spricht zu ihm deutlich und schleierlos; er versteht die Vogelsprache; sein Gespann bringt ihn mitten durch den Silbernebel, der ihm vorausläuft, auf seltsamen Wegen, vielleicht durch die Luft, vielleicht auf unterirdischen Gängen, wo der Klang der Hufe auf dem Boden aufhört, mit Windeseile da und dort hin. Und in den Nächten seiner Ekstase webt um ihn ein Feuerzauber, wo Farben über Farben lodern, bis zu der reinen und magischen Helligkeit oben, in die sein Haupt eintaucht. Denn er ist der Prädestinirte, die Erzväter nennen ihn Bruder, in den Himmeln ist er zu Haus und auf Erden verwaltet er die Gerechtigkeit.

Aber was beginnt er mit dieser Macht? Nun, es ist klar, nicht wahr, für Einen seines Stammes kann es nur eine große Aufgabe geben: zu rächen und zu befreien. Darum versammelt er die großen Abgeschiedenen und fordert: „Für das Schlagen und Stechen, für das langsame Morden, für das Schänden durch ihre Hände, für den Stoß ihrer Füße, für das Ducken und Erniedrigen und für die Noth des Schlechtwerdens (wie gefällt Euch Das: für die Noth unseres Schlechtwerdens?) in die sie uns gestürzt haben, nehmet Rache!“ Aber es wurde nichts daraus; und wir wissen ja, warum. Die Pharaonen haben sich geändert, sie sind praktischer geworden und ihre Plehwes morden die Juden lieber an Ort und Stelle, statt zu riskiren, sie erst ziehen zu lassen und dann anzugreifen, wo die Fluth vielleicht wieder über den Nachsetzenden zusammenbrechen könnte. Die Legende, die immer optimistisch ist, weiß es aber anders und sucht, klug in ihrer Naivetät, statt an der Zauberkraft ihrer Lieblinge zu zweifeln, nach anderen Erklärungen, warum Einer, der es könnte, doch keine Rache nimmt. Nebenbei ist es charakteristisch für ein Volk, ob seine Phantasie in solchen Fällen Plumpheiten aussinnt, um die Unthätigkeit zu maskiren, oder ob ihm das Motiv, nach dem es sucht, im letzten Grunde aus dem zarteren ethischen Fühlen erblüht. Alle Dahingeschiedenen ruft der Baalschem zur Rache auf und sie müssen gehorchen und sie haben auch die Kraft, zu siegen, wenn er bei seinem Befehl beharrt. Aber (hört Hamlet nicht zu?) um auf Erden zu wirken, müssen sie auch zur Erde zurück-

kehren und das Schmutzigste, das das Leben den Juden brachte, Das, was schlimmer war als alles Andere, nämlich eben die Noth des Schlechtwerdens wieder auf sich nehmen; und der arme Inaktive mit dem großen Herzen (denn Das ist ja die Tragik: der Inaktive!) bringt es nicht über sich, so viel Reinheit wieder mit dem Schicksal des Engelsturzes zu beladen. Und auch für Dich, Jerusalem, kam noch nicht die Zeit. Geh nicht nach Jerusalem, ruft es, Das ist nicht Deines Werkes. Dennoch geht er; und hier erhebt sich das Buch zu biblischer Größe. Der Mann macht sich auf den Weg und der ungeheure Leib der Erde schüttelt den uralten Schlaf ab und in den blauen Nächten der Erwartung wachsen die Sterne über dem alten Land. Es ist „das gute, gute Land", von dem Moses gesprochen und das er nie gesehen hat, und das Herz der Erde flattert vor Angst und Aufregung, in Erwartung des Mannes. Aber wie die Zeit vergeht und er noch nicht kommt, fragen die Stimmen der lebendig Begrabenen aus der Erde hervor, die Luft und die Bäume und die schlagenden Wellen und spähenden Sterne: Was höret Ihr? Warum zögert er? Kommt er denn immer noch nicht? Da antworten die Stimmen aus der Luft, den Wellen und Sternen: Er wendet sich, er kehrt zurück. Darauf spricht die alte Erde: So will ich mich hinlegen und sterben, denn die befreiende Schwertthat, die That der Rache und des Gerichtes, war diesem Inhaber der Geheimnisse, der auch ein Herz besaß, versagt. Nun weiß die Legende freilich für das Land einen Trost. „Du hadere nicht mit ihm, meine Freundin; er wird zu Deiner und seiner Zeit wiederkehren, der Herr wird ihn wiederbringen"; und hat man seit Titus gewartet, so wartet man eben noch. Aber der Baalschem, was ists mit ihm und was bleibt ihm, da ihm auch diese That versagt ist? Und freilich ist es eine Qual, nach solchem Flug des Genies ein elendes kleines Leben im Unbekannten auf sich zu nehmen. Er steigt zu dem darbenden Volk herab und bringt ihm wenigstens Trost.

Was war die nächste und unmittelbarste Bedeutung der lutherischen Bibelübersetzung? Daß sie den Menschen in ihrer Noth den ihnen ferngehaltenen und durch Ceremonien verhüllten Gott als ganz Nahes und Vertrautes und mit ihnen persönlich Mitfühlendes wiedergab. Und es hatte auch schon seinen Sinn, warum die Kirche Luther darob bannte; denn die Bibel übersetzen: Das war, weil es diesen Gott zu Jedermanns, auch des Ungelehrten Freunde machte und Alle zu Unterthanen des Gewissens stempelte, eine ungeheure demokratische That. Aehnlich wurde der Baalschem in den Bann gethan, als er eines Tages die Thür seines Hauses weit öffnete und, aus dem Kreis der Schriftgelehrten heraustretend, zum Volke zu sprechen begann. Buber erzählt von diesen leisen, von Geheimnissen schwingenden Predigten des Meisters; sie waren aber noch etwas mehr als Predigten. Ich, der ich auf einem engen Gebiet mitangesehen habe, was Scholasten und Kommentatoren verderben, ich

weiß, was es heißt, wenn Einer sich von dem Geschäft wegwendet, aus Spinnenfäden Seile zu flechten und Deutungen auf Deutungen aufzubauen. Von ganz anderen Dingen als die Rabbinen sprach der Baalschem, von Dingen der Seele, Jedem vertraut und ans Herz greifend; und wenn er (noch im hundertsten Geschlechte der zu Orientalen sprechende Orientale) von diesen Dingen begann, die er in das Kleid der Geschichte zu hüllen wußte, dann lauschten ihm ... Wer? Die Gelehrten? Nein; sondern die Mägde mit den Wasserkrügen in der Hand, die kleinen Handwerker mit Nadel und Scheere, die Frauen mit ihren Kochlöffeln; und die Kaufleute mit Elle und Waare drängten sich auch zum Lauschen herbei. Und die Synagogen leerten sich, während tausend Augen und Herzen an seinem Mund hingen, und er führte sie an dem Gängelband seines Wortes zu Tröstungen, die ihnen verschlossen gewesen, zum Bewußtsein, Etwas zu sein, zur Fähigkeit, sich der Resignation zu entwinden, zur psychischen Wiedergeburt der Quellen der Aktivität, zu ihrem Gott. „Es war aber die Erzählung des Baalschem nicht wie Eure Erzählungen, Kinder der Zeit, die krumm wie ein kleines Menschenschicksal oder rund wie ein kleiner Menschengedanke sind. Sondern Jedem erwachte darin die heimliche Melodie, die verschüttete, tot gewähnte, und Jeder empfing die Botschaft seines verlorenen, vergessenen Lebens, daß es noch da und ihm offen und nach ihm bang sei." Und seltsam: immer lächelte der Mann, wenn er sprach, und immer, wenn er zu sprechen begann, war es von dem Nächsten, was gerade schmerzte: und Das that so wohl. Warum zitterst Du? Brich nicht zusammen und ergieb Dich nicht, Bruder, und glaub nicht der Schule, daß es Tugend ist, in Sack und Asche herumzugehen, weil Jerusalem einmal zerstört worden. Sondern hege die Fähigkeit, heiter zu bleiben und nicht zu verzichten, denn Das ist die Medizin und Das setzt sich im Umschwung der Zeiten in lebendige Thatkraft um. Man wird sagen: Das ist ein Bischen visionär-zionistisch; ob nicht am Ende dieser wohlhynische Prophet in seinem Geiste schon den jüdischen Schläger sammt Theodor Herzl, Kappe und Band sah? Gewiß nicht. Aber als Der von Nazareth zu den Armen und Beladenen sprach, dachte er auch noch nicht an die Programme von Bebel und Singer, sondern fand zunächst nur das Anaesthisirungmittel für die Seelen, die das Lebensungemach gefaßter ertragen sollten. Alles Geschehen ist nur äußere Erscheinung; versuchs: und Du wirst finden, daß die Schmerzen schweigen und daß Dein Wille Dich unabhängig machen kann von den Nerven. Heute sagen wirs ja Alle nach Kant und Charcot. Nur steigerte die religiöse Ekstase die Kraft, es zu versuchen, und die Unabhängigkeit des Menschen vom Körper und den körperlichen Gefühlen noch; und der neue Prophet nahm, süß und unendlich beruhigend, von der indischen Seelenwanderunglehre Etwas herüber, das besonders wohlthat, weil es die Scham der Armuth und der Erniedrigung von den Gedemüthigten wegnahm und,

in ihre Ahnungen und geheime Träume eindringend, ihnen den Glauben an die einstige Aristokratie ihrer Ahnen wiedergab. Einst, so erzählte er, war im Himmel eine Seele, die war durch ihre Reinheit schon von der Nothwendigkeit, wieder in das Grauen des Lebens hinabzusteigen, befreit. Da erschollen verzweifelte Rufe von unten, die flehten um einen Sohn für einen König, der geschworen hatte, sie bis aufs Blut zu peinigen, wenn nicht ihr Gebet ihm einen Nachfolger warb. Von Mitleid bewegt, meldete sich die Seele freiwillig zum nochmaligen Leben. Doch als der eidbrüchige König nun den Sohn hatte, setzte er die Verfolgung fort, bis der Sohn entfloh und im Verborgenen zum Judenthum übertrat. Das ist etwas stereotype Schulphantasie; aber nun folgt eine Entwickelung ungewöhnlicher Art. Im Zustand höchster Innigkeit entschwebt dem Prinzen die Seele zur Stätte der letzten Geheimnisse und kehrt innerlich gebrochen wieder zur Erde zurück. Denn dort oben hört er, daß die Art, wie er durch seine Flucht den Vater strafte, ihn selbst wieder schuldig gemacht hat; und nun bleibt nur ein Mittel der Lösung: wenn Jemand mit ihm freiwillig stürbe, aber nicht, um dann für immer auszuruhen in Reinheit, sondern um erst recht wieder mit ihm hinabgestürzt zu werden in die Lebensqual. Nun ist es klar, wie es gehen wird; es wird sich ein treues Weib finden, das mit ihm lächelnd den gemeinsamen Tod stirbt; und die Nüchternheit wird sagen: Sehr nett, aber ein Bischen sentimental. Richtig! Aber es kommt noch was. Nämlich: jahraus, jahrein erscheint beim Baalschem ein armes Weib, dem Jugend und Jugendreize schwanden und ihr Sehnen ist ungestillt; sie ist kinderlos. Da tröstet er sie endlich; ihr wird ein Sohn werden; und so geschieht es auch. Doch nach einer Flucht von Jahren kommt sie wieder und berichtet bebend, daß ihr geliebtes Kind sich so gar nicht zu den Eltern finde und so seltsam sich über sie und ihren Mann erhebe. So tiefsinnig ist es, adelig in seiner Erscheinung und still athmend in Ahnungen und Gedanken von einer lichteren, zu ihnen gar nicht passenden Welt. Da nickt der Meister und läßt sich den Knaben bringen und zieht ihn als seinen Liebling unter den Schülern auf. Und wie dann Reiche dem Baalschem die Hand ihrer Töchter für den Knaben anbieten, antwortet der Meister immer nur: Nein; bis er eines Tages an einem fernen Ort um die Tochter des allerärmsten Einwohners für seinen lieben Schüler wirbt. Aber bei dem Hochzeitmahl erzählt er, wer Braut und Bräutigam eigentlich sind: er der Prinz, der einst aus Mitleid das Opfer brachte, wieder zu leben und schuldig zu werden, sie die Seele, die das Leben aus Liebe ihrem Mann opferte und wieder ins Leben zurückgekehrt ist. „Und ihre Kindheit und die Jahre ihrer Jugend waren ein langes unbewußtes Suchen nach dem Vergessenen, das ihnen im Grunde des Herzens lag.“ Und nun haben sie einander wieder gefunden, der von einer Demüthigen in der armen Hütte Geborene und das

Weib, das von der Mutter nach der Geburt auf ein Bündelchen Stroh gelegt wurde, weil es in dem Haus der Bedürftigen selbst an Linnen gebrach.

Solche Geschichten also erzählte der Baalschem seinem Volk und solche und noch andere erzählt es noch heute von ihm. Der Arme, der die Hand nach einem Almosen ausstreckt: Das ist Dein in einem früheren Leben von Dir mit Undankbarkeit behandelter Bruder, der an Deiner Hartherzigkeit starb. Und als Ihr Euch vor dem ewigen Richter trafet und Du zur Verdammniß verurtheilt werden solltest, da flehte er: Laß mich in einem neuen Leben noch einmal Erniedrigung und Noth auf mich nehmen und ihn mach wieder glücklich und reich. Und da will ich bei ihm betteln und, ist er hart, mich an ihn klammern und mit ihm ringen, bis er fühlt, daß es nicht um mein Almosen, sondern um seine Seele geht. Und noch Anderes. Versöhnungtag ist und das Gebet Aller kraftlos, eine Schuld lastet auf ihnen und oben steht der Feind, der den flehenden Worten entgegentritt und sie nicht empordringen läßt. Da erbleicht er und muß den Weg frei geben, weil ein Kind dahergekommen ist, das nicht einmal der Sprache kundig ist, in der der Rabbinengeist seine Gebete schrieb. Und Dessen schämt sich das Kind und öffnet das Buch, das es nicht versteht, und spricht schluchzend: Ich kann ja gar nichts, Himmel, nimm das ganze Buch statt des Gebetes! Und dieses Gebet, das eine Hinrichtung allen Formelkrams und wieder einmal, wie zu Luthers Zeiten, die Wiedergeburt und der Sieg des reinen Herzens und seines unmittelbaren Verhältnisses zu Gott ist, dieses Stammeln eines Kindes nimmt die kraftlosen Gebete all der Gelehrten auf seine Fittiche und trägt sie hin vor Gott . . . Und so in immer neuen Formen, immer anmuthigeren und sinnvolleren Geschichten, Protest gegen jede Art von Unrecht, gegen jede Art von Unsinn, gegen die Unfreiheit des Herzens, gegen den Buchstabengeist. Und nach einander zwingt dieser Mann im Osten den Rabbi, der ihn einst verachtete, ihn zu bekennen; den zweiten, der an seiner scheinwissenschaftlichen Arbeit schreibt, ohne je fertig zu werden, das Geschriebene zu verbrennen. Und dem Dritten stürzen die Thränen aus den Augen, als er den Mann zum Volk sprechen hört, so edlen Herzens und gar nicht gelehrt; und in der stillen Kammer sagt ihm der Meister: Aus Buchstaben willst Du Welt und Recht und Leben konstruiren? O Narr, kindischer und wildwüthiger Narr! Und so geht er durch das Leben des Ostens als Einer, der es innerlich erneuert und aufwühlt und die Gemüther ledig macht von den pressenden Banden der Tradition. Und statt der alten dumpfen Apathie zieht in die Unterdrückten etwas Neues ein: eine freudige Verachtung augenblicklicher Leiden und der Glaube an sich selbst und an den gegenwärtigen und unmittelbaren Zusammenhang jedes Lebenden mit der Vergangenheit und mit einem Gott. Und dieser ihr Gott ist weise; und er ist! Er ist! Heute weiß Jeder, welche schlechten Keime auch diese

Lehre enthielt. Aber an dem Mann, der sie schuf, ist nicht zu zweifeln. Dieser arme Inaktive, dem seine Legende entschuldigen mußte, daß er kein Bar-Kochba war, um sein Volk zu rächen, er hatte am Ende doch eine Mission. Und zwar sage ich Das nicht einmal mehr aus der Betrachtung seiner Zeit heraus, sondern als Einer, der heute lebt und die heute wirkenden Kräfte bis zu ihrem Ursprung zurückzuverfolgen sich bemüht. Sein Einfluß ergriff das ganze Leben: jedes Alter, jedes Geschlecht und den Menschen jeden damals bekannten Berufes und jeder Schicht, innerlich ihn an einen ewig präsenten Gott bindend und äußerlich mit einem überraschenden Gegenwartsinn. Und da seine Lehre besonders in Rußland, das heute sieben Millionen Juden zählt, zündete, darf man wohl sagen: Wenn diese neuen Geschlechter für neue Zwecke und neue Gedanken und auf einem anderen Grunde als dem der Religion so viel Todesverachtung und ekstatischen Opfermuth aufbringen, wer weiß, so parador es klingt, wie viel zu dieser Disposition der Geister der stille Erziehungsgang durch diese Schule beigetragen hat? Heute, wie gesagt, ist die vom Baalschem gestiftete Sekte selbst eine dumpfe und obskurantische Heimstätte blinden Aberglaubens und wüsten und abstoßenden Formelkrams. Aber so war das Schicksal auch mancher anderen Baldurlehre; was dieser Sektenstifter hier war, kündet deutlich die letzte Legende des Buches. Eine Irrlehre ist aufgetaucht und der Baalschem ruft die Geister, sie zu bekämpfen; doch wie damals beim Rachevorhaben kommt es wieder nicht zur That. Denn von den Geistern hatte der eine ein Glück betreut, der andere eine Noth gelindert, der einen Schmerz gekühlt, der wieder Sehnsuchtfiebern Beruhigung zugesungen; und alle diese Thätigkeiten verlassen, hieß, die Menschen arm machen, ihnen das letzte Bischen Sonne nehmen und sie wieder in die Möglichkeit des Schlechtwerdens stürzen.

Und da siegte wieder das Herz über die Kraft. Und der große Inaktive sah: eine neue Zeit war gekommen und seine Rolle war ausgespielt und auf einen Anderen wies der Schicksalsspruch. Der sollte die Rettung bringen. Und der Baalschem suchte ihn, fand ihn auch und sprach zu ihm. Aber der Mann hörte und verstand ihn kaum; vielleicht, weil die Jugend das Alter wirklich nicht versteht, vielleicht, weil der Thatenmensch überhaupt nicht gern allzu lange lauscht und ihm der Ethiker, der Mann der Kontemplation darum langsam und überflüssig scheint. Einerlei. Wohl aber ist der Junge von heute, der sich Martin Buber nennt, ein Dichter, da er auch diesen letzten Augenblick einer großen Psyche verstand. „Der Baalschem wurde still und die Trauer kam auf seine Stirn und er beugte sich vor der Vernichtung. Da fühlte er einen Arm um seinen Nacken und sah, da er sich wandte, den Engel des Kampfes mit strahlender Stirn. Aber nun der Engel auch den anderen Arm um seinen Nacken legte und ihn küßte, erkannte Israel ben Elieser, daß es der Engel des Todes war, der da heißt der Wiederbringer. Und dieses Erkennen tröstete ihn."

Wien. Adolf Gelber.

✱

Die Fahrt ins Blaue.

Dem deutschen Lesepublikum ist ein entzückender Reiseroman beschert worden. Rudolf Lothar hat ihn geschrieben.

Seit der Zeit, da Seume seinen wenig kurzweiligen Spaziergang nach Syrakus unternahm, eine Wanderschaft, die so mit lehrhaften Steinen gepflastert war, daß dem modernen Nachfolger nach wenigen Schritten die Füße schmerzen müssen, seit dieser Zeit ist eigentlich nur ein einziges Mal ein göttlich-freies Wanderbuch in unbekümmerter und losgelöster Vagantenlust verfaßt worden: Heines Italienische Reise. Diesem losen und freien Geist schien es wohl unmöglich, gewiß aber banal zu sein, mühsam den gewaltigen Fußspuren Goethes nachzutappen, des deutschen Gottes, der mit eherner Sohle dem Lande seiner Sehnsucht seine Wegmale eingeprägt hat. Und Das ist ja gerade das Schönste und Froheste an diesen entzückenden Drosselliedern, die der spöttische Poet unter den Pinienhainen pfiff und schmetterte, daß sie so frei sind von all Dem, was Gelehrsamkeit, die keuchend und schwitzend mit einem großen Sack auf dem Rücken dieses Weges gezogen war, mit näselnder Stimme weisen konnte. Nie eine Jahreszahl, nie eine Kunsttabelle, nie ein Bauriß. Und doch hinter all diesen scheinbaren Leichtfertigkeiten, mitten in dem Rauschen von Franceskas Ballerinenröckchen der volle, helle, nicht zu überhörende Ton der italienischen Volksseele, die von einem Begnadeten umfaßt und erlauscht wird.

Das war einstmals. Seitdem haben leider die Söhne der deutschen Gründlichkeit, die Enkel Seumes, über Leichtfertigkeit und Wanderlust von Neuem gesiegt. Die Aktenmappe triumphirte über Rucksack und Knotenstock.

Ein elend Leid. Gott Lob: da klingts plötzlich unerwartet und unvermuthet um die nächste Waldecke, als wenn der alte, von griechischem Wein bethörte Zecher Anakreon sich mit seinen tollsten Liedchen auf den Marsch gemacht hätte, und zwei rosige Schätzchen hängen ihm dabei in den Armen. Cynthia rechts und Chloë links. Nur, Gott Lob, mit dem Unterschied, daß es gar kein schulstaub-muffiger Griechenpoet ist, sondern der frische, lebende und das Leben bejahende Oesterreicher Rudolf Lothar, der uns diesmal das Hohe Lied von griechischem Himmel und griechischer Liebe zu singen und zu künden weiß. Und was das Allermerkwürdigste bleibt: dieser neuste klassische Poet des Wanderns faßt in seiner Eigenart Seume und Heine zusammen. Welch ein freier und moderner Standpunkt des Urtheiles, der Ansichten, mögen sie sich nun über Politik oder geistreich und originell über das innerste Wesen des Weibes und der Liebe ergehen; und, auf der anderen Seite, welch eine unauffällig und wahrhaft dichterische Einführung in Das, was an diesem ewigen Lande göttlich und unsterblich bleibt, wenn seine Götter und seine Unsterblichen auch unter rosenbesponnenen Marmorquadern begraben liegen. In diesem Reiseroman giebt es ein Kapitel, das uns bei strahlender Morgensonne zu den gelben Höhen des delphischen Orakels hinaufführt; dieser Absatz in seiner wahrhaft malerischen Plastik, in seiner ungeheuren Bildmäßigkeit, wo Alles brennt, prunkt und leuchtet, dürfte in allem Aehnlichen seinesgleichen suchen. Was verschlägt es dagegen, wenn man dem Dichter in Bezug auf seine Personen, die übrigens bis zum letzten Drittel des Buches ungewöhnlich treffsicher und fein durchgeführt sind, gegen das Ende hin etwas zögernder folgt, was verschlägt es, wenn man gegen alle diese Vorzüge schließlich den Vorwurf erheben wollte, daß das letzte Drittel

des Buches, das uns wieder in die Alltäglichkeit nach Wien zurückversetzt, nicht mehr die selbe Morgenröthe und den selben Mondesglanz des Anfangs besitzt?

Vielleicht aber war auch diese Abhebung von dem Dichter beabsichtigt. Vielleicht wollte er stark und gegenständlich die beiden entgegengesetzten Pole unseres Lebens von einander kontrastiren. Ideal und Wirklichkeit. Und weil man zum Schluß die Wirklichkeit wie einen staubigen Weg empfindet, ohne Quellen und kühlende Gebirgsluft, das idealisirte Land der Griechen uns dagegen wie ein auf flammenden Bergeshöhen ruhender Garten herüberschimmert, deshalb gerade wird Rudolfs Lothar schönes Buch auch seinen Kulturzweck in unseren Tagen erfüllen; denn alle Wegweiser zeigen wieder nach oben.

Georg Engel.

Verse.

I. Gedichte. Verlag von Heller & Co., Wien.

Nacht.

Rings in der sternklaren, schlafenden Runde
ich allein, der noch grübelt und wacht.
Laß mich in dieser einzigen Stunde
ganz mich in Dich versenken, Nacht.

Tausend Fäden weben und ranken
hin- und herüber wunderbar,
tausend mimosenscheue Gedanken
rühren leise ihr Flügelpaar.

Ewiger Räthsel unendliche Fülle
gährt und brodelt wie junger Wein
und in der großen, schweigenden Stille
lausche ich tief in mich hinein . . .

Stille.

Hörst Du, wie die Stille singt?
Lärm der Dinge ist nur Mauer,
über die ihr Laut nicht dringt.
Jenseits liegt sie auf der Lauer,
daß sie Dich mit seidnem Schauer,
wenn Du drüben bist, umschlingt.

Hymnus.

Schön bist Du, Welt, und tief wie ein Ozean!
Schwingend streck ich den Arm und breche mir Bahn
durch die Wellen mit breiter, keuchender Brust,
tief aufathmend, zitternd, jubelnd vor Lust.

Rasenden Pferden gleich stürzt sich schäumenden Kamms
rings über mich, spottend jeglichen Damms,
Deiner Qualen brandender Wellendrang,
Deiner Versuchungen süßer Sirenengesang.

Stürmend reißt es mich hin im Wirbelorkan.
Zündet in mir verherenden Gluthvulkan,
lüsterne Wünsche, die gleich befreiten Lenn
ungebändigt und unzähmbar dräun

Tausend Gedanken, irrend und hastend und groß,
ringen, nach stammelnden Worten tastend, sich los;
und im Tiefsten die kämpfende Lebenskraft
tobt und flammt in lodernder Leidenschaft.

Nimm mich, Ozean! Führ mich dem Sturme zu,
wende mein Ziel vom trägen Hafen der Ruh,
gieb mir . . . wenn auch nur einen Sommertag,
aber zündend und hell gleich einem Wetterschlag!

Helsingfors. Johannes Oehquist.

II. Wintersaaten. Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Pflugwind.

Ein Tag des Sturmes, der wie ein Spiegel gleißt!
Du sagst, Du wärest krank vom Wehn und Blenden,
Und weißt nicht, was dies holde Kranksein heißt!
Die Sonne trägt den Demantspeer in Händen,
Mit dem sie bald den letzten Wall zerstößt
Vorm Lenzglück. Und der Wind in diesen Tagen
Ist kräftger Pflugwind, der die Schollen löst,
Daß sie die Pflugschar williger ertragen.

Mach mir aus Deiner lieben Noth kein Hehl.

Mach mir aus Deiner lieben Noth kein Hehl
Und höre recht, was ich Dir lächelnd sage.
Verklärte Trauer glänzt wie ein Juwel
An der geweihten Kette dieser Tage.

Dich so wie mich durchzuckt der Widerhall
Von jäh für Ewigkeit geschlossnen Thoren.
Und unsrer Scherze feines Eiskristall
Sind unsre Thränen, glitzernd festgefroren.

Abendlied.

Die Sonnenrosse weiden
Auf dunkelblauem Veilchenplan

Es hält der Tag vorm Scheiden
Im raschen Jagen lächelnd an.

Zwischen zwei ewigen Reichen
Ein Traumeslächeln. Die Dämmrung fällt.
Von den ruhenden goldenen Speichen
Strömt Friede in die Welt.

Der heiße Stein.

Als sie im Garten Frühlingsfeuer brannten,
Wärmtest Du in der Gluth mir einen Stein.
In die Gedanken, die vom Frost gebannten,
Drang Deine heiße Güte seltsam ein

Ich suchte heut mit ernster, bittrer Mühe
Im Morgengraun zusammen, was noch mein.
Nichts in der eisigkalten grauen Frühe
Erschien so kalt wie der einst heiße Stein.

Frida Schanz.

III. Die Rosenlaute. Egon Fleischel & Co. in Berlin.

Zwei Sonette.

Im Garten, der noch keusch und winterkühl,
Doch schauernd schon dem Lenz sich will bereiten,
Hoch in verträumten, weißen, blustbeschneiten
Baumwipfeln zittert dieses Harfenspiel

Von Weg zu Weg, von Rosenstrauch zu Strauch
Spannt' ich, ein Wandelnder, die goldnen Saiten.
Nun hör' ich, wie die Winde drüber gleiten,
Und bin beseligt und erschüttert auch

Ist Dies denn, was so abendschwermuthbang
In Lüften klingt wie Wandern weißer Schwäne,
Noch meiner Jugend frohgestimmter Laut?

Und spricht mein Mund den traurigsüßen Klang,
Davon der Abend seine stille Thräne
Mondsilbern auf die Wege niederthaut?

Ich fühle der Gestirne Auf- und Niedergang
Den Kreis um meine alte Harfe schließen.
Mein Athem nicht — der Knospen schwellend Sprießen,
Der Duft von Wein und Frucht ist ihr Gesang,

Goldklare Bäche, die im Schatten fließen,
Sacht und bezaubert, und der Thiere Gang,
Das Rund des Kiesels, der Libelle Schießen:
Von Ding wie Blut ein Schwang und Ueberschwang.

Es hängt das Spiel mit tausend Silberfäden
Erbebend zwischen Strauch und Rosenstrauch,
Zu Häupten das Gezelt, das tiefdurchblaute.

Und jede Blüthe, die sich aufbricht, jeden
Im Abend zweimal süßen Frühlingshauch
Vernimmt die windgewiegte Rosenlaute . . .

Wien Hans Müller.

IV. **Pierrot, der Spaßvogel. Deutsch von Franz Blei und Max Brod. Verlag von Axel Juncker in Berlin.**

Die erste Nacht.

Wohlan, es naht der Abend, geiler Greise Freund.
Mein Kater Murr, wie eine Sphinx heraldisch, kauert
An meinem Fenster und mit wirren Aug belauert
Er den bleichsüchtgen Mond, der überm Haus erscheint.

Dies ist die Stunde, da die Kinder betend zittern
Und das Bordell Paris Fraun auf die Boulevards
Mit kalten Brüsten auswirft, die im bleichen Gas
Umgehn und nach dem Männchen ihres Zufalls wittern.

Doch neben meinem Kater Murr, der aufwärts stiert,
Denk ich an alle Kinder, die man heut gebiert,
Denk ich an alle Toten, die man heut verscharrt,

Und als bedeckte mich schon Friedhofserde hart,
Wähn ich mich an die Stelle Jener, die, begraben,
Dort ihre erste Nacht jetzt zu verbringen haben.

Die Cigarette.

Ja, diese Welt ist platt; die andre . . . Dumme Phrasen!
Drum geh ich hin und hoffe nicht auf meinen Theil.
Den Tod erwartend, rauche ich aus Langeweil
Den Göttern feine Cigaretten in die Nasen.

Ihr Lebenden, Ihr künftige Skelette, eilt von dannen.
Mich taucht der blaue Rauch, der sich mäandergleich
Zum Himmel dreht, in Schlaf, ins süße Zauberreich
Wie sterbende Parfums von tausend Räucherpfannen.

Im Paradiese nun, bekränzt mit lichten Träumen,
Schau ich, wie zu phantastisch wilden Walzerklängen
An brünstge Elephanten sich Moskitochöre drängen

Und schließlich, wenn ich dann erwache, um zu reimen,
Betracht ich meinen lieben Daumen, der zur Frist
Geröstet — ach entzückend! — wie ein Gänseschenkel ist.

Jules Laforgue.

Anzeigen.

Homers Ilias und Odyssee. In deutscher Uebersetzung von Johann Heinrich Voß. Herausgegeben von Hans Feigl. Verlag von Karl Konegen in Wien.

Homer in neuem Gewande! Bedarf es angesichts der Thatsache, daß uns die Neudrucke und Neueditionen der letzten Jahre nebst manchem Guten eine große Anzahl Druckwerke oft minderwerthigen, bedeutunglosen, ja, sogar recht zweifelhaften Charakters aus allen möglichen und unmöglichen Kulturkreisen gebracht haben, hingegen das gewaltige Epos Homers bei all diesen für den Bücherfreund berechneten und bestimmten Ausgaben leer ausging, bedarf es da noch einer Begründung, warum endlich das armsälige Aschenbrödelkleid, in dem man den Ewigkeitsang in deutscher Sprache fast allein kennt und erblickt, durch eine des königlichen Inhaltes würdige Gewandung ersetzt wurde? Der Kreis der echten und wirklichen Bücherfreunde wird mit jedem Jahr größer, die Bibliophilie in des Wortes guter Bedeutung (also nicht in ihrer snobistischen Ausartung) zählt heute auch unter den Deutschen eine stattliche Gemeinde, in deren Mitte wir Namen von Klang und Ansehen, und zwar, was hier die Hauptsache ist, literarischen Rufes antreffen. So möge nicht nur die Neugewandung des alten Homer Denen willkommen sein, die sich längst nach einer würdigen Ausstattung des Heldensanges sehnten, sondern ihm vielleicht auch manchen neuen Freund gewinnen, manches bisher von dem homerischen Lied noch nicht entzündete Herz höher schlagen machen, da es von Achilleus und Agamemnon, von Hektor und Priamos, von Helena und Andromache, von des erfindungreichen Odysseus Leiden und Irrfahrten, von den Helden und Göttern einer wunderbaren Welt singen und sagen hört. Und Mancher, dem einst öde grammatikalische Exerzitien und die Angst vor der Prüfung Alles verleidet, das Ohr taub, das Auge blind gemacht haben für den gewaltigen Sang, mag jetzt erst in die reiche Schatzkammer der Weltdichtung eindringen. Ich habe, ohne eine Minute zu schwanken, für diese Ausgabe die vossische Uebersetzung beibehalten. Fern sei es von mir, die anderen Uebertragungarbeiten herabzusetzen; aber Vossens Leistung hat im Verlaufe von mehr als einem Jahrhundert ihre hohen Vorzüge vor allen anderen Versuchen, dem Originale nah zu kommen, bewahrt. „Dieses deutsche Gedicht", sagt Herman Grimm, „ist unter allen Uebersetzungen des Homer, so weit ich sie kennen gelernt habe, die schönste, ich möchte sagen, die nationalste. Ausgerüstet mit dem feinen Sprachgefühl des vorigen Jahrhunderts, hat Voß einen wahren Schatz deutscher Worte und Wendungen aus homerischem Golde neu geprägt, die zum Theil heute schon so sehr unserem Ohr und unseren Lippen vertraut geworden sind, daß wir sie, wie die große Fülle lutherisch-biblischer Sprachschöpfungen, als dem unbewußt sich fortbildenden Geist der deutschen Sprache entflossen ansehen." An vereinzelten sprachlichen und stilistischen Unmöglichkeiten wird sich immer nur der philologische Pedant stoßen. Die übrige Menschheit wird sich an der Pracht des Ganzen ergötzen. Zu Grunde gelegt ist der Text der ersten Ausgabe (der Odyssee von 1781, der Ilias von 1793), deren leuchtende Sprache und künstlerische Höhe die späteren, „verbesserten" Auflagen der vossischen Uebersetzung nicht mehr erreichen sollten. Ich habe daran nichts geändert; nur

da, wo die Orthographie und die Interpunktion hinter unseren heutigen Anforderungen allzu weit zurückblieben, habe ich den kaum merkbaren Stift angesetzt. Aeltere, von Voß noch gebrauchte Sprachformen und Wendungen, auch wenn sie längst schon auf ihren Altentheil gesetzt oder außer Gebrauch sind, habe ich respektirt. Die Ilias hat in der selben Ausstattung schon ihren Weg gemacht. So mögen denn, da nun, nach der neuen Herausgabe der Odyssee, das Gesammtepos des hellenischen Sängers in neuem Kleid unter das deutsche Volk tritt, die Helden und Götter des versunkenen und dennoch ewig leuchtenden Griechenthumes aufs Neue die Herzen erfreuen.

Wien. Hans Feigl.

Bibliothek werthvoller Memoiren. Herausgeber Dr. Ernst Schultze. Im Gutenberg-Verlag in Hamburg.

Memoirenwerke haben von je her lebhaftes Interesse erregt. Nicht nur da, wo sie der Neugier einer nach Sensation lüsternen Zeit entgegenkamen, sondern überall, wo man der Geschichte und Kulturgeschichte vergangener Zeiten Interesse entgegenbrachte, hat man gern nach Aufzeichnungen gegriffen, die sich in das Gewand von Memoiren kleideten. Goethe hat von der starken Anziehungskraft gesprochen, die „alles wahrhaft Biographische“ auf ihn übe. In jeder Selbstbiographie sah er eine willkommene Bereicherung unseres Wissens vom Menschen und über den Benvenuto Cellini, den er selbst bearbeitete, sagte er: „Er ist für mich, der ich ohne unmittelbares Anschauen gar nichts begreife, von größtem Nutzen: ich sehe das ganze Jahrhundert viel deutlicher durch die Augen dieses konfusen Individui als im Vortrag des klarsten Geschichtschreibers.“ Und auch Schiller hat den Werth guter Memoiren ungemein hoch veranschlagt. Viele Jahre seines Lebens hat er eine bändereiche „Sammlung historischer Memoires“ herausgegeben. Um so merkwürdiger ist, daß in keinem Lande der Welt der Versuch unternommen wurde, die werthvollsten Memoiren aller Zeiten und Völker zusammenzustellen. Denn es wäre ein schlimmer Irrthum, anzunehmen, daß interessante Memoirenwerke nur etwa in den letzten hundert oder hundertfünfzig Jahren entstanden seien. Gewiß hat die Memoirenschreiberei niemals so geblüht wie in diesen letzten Menschenaltern; aber auch frühere Zeiten haben Memoiren von unvergänglichem Reiz hervorgebracht. Das klassische Alterthum ist freilich arm an dieser Literaturgattung und von dem Wenigen, was es dazu beigesteuert hat, sind uns die beiden wichtigsten Werke (Xenophons Anabasis und Caesars Gallischer Krieg) durch die Schule verleidet. Aber vom Mittelalter an besitzen wir zahlreiche Memoirenwerke und namentlich seit dem vierzehnten Jahrhundert sprudelt dieser Literaturquell so reichlich, daß die Vergessenheit, in die manche der schönsten alten Memoirenwerke gerathen sind, nur Dem erklärlich ist, der weiß, welche Zufälle und Merkwürdigkeiten über das Schicksal so vieler Bücher entscheiden. Aus den Memoiren aller Zeiten und Völker das Werthvollste herauszugreifen und der Gegenwart wieder zugänglich zu machen, soll der Zweck der von mir herausgegebenen „Bibliothek werthvoller Memoiren“ sein. Zu meiner großen Freude konnte ich die Sammlung mit den Reisen des Venezianers Marco Polo eröffnen, die in Deutschland schon fast zu den sagenhaften Büchern gehörten. Denn eine deutsche Ausgabe war seit dem Jahr 1844 nicht

erschienen und selbst im Antiquariatsbuchhandel war sie nur durch Zufall und zu kaum erschwinglichem Preis zu erhalten. Der Kommentar dieser Ausgabe aber (und ohne Kommentar kann man dem alten Marco Polo auf seinen Reisen durch Innerasien und an den Hof des Tatarenkaisers kaum folgen) ist in den sechzig Jahren der Zwischenzeit völlig überholt worden. Haben wir doch Asien eigentlich erst im letzten halben Jahrhundert etwas näher kennen gelernt. Die Aufgabe der Herstellung eines neuen Kommentars hat Dr. Hans Lemke in Berlin geschickt und mit peinlicher Genauigkeit gelöst. Der zweite Band der Sammlung führt zwei Gestalten aus den Kreisen des deutschen Bürgerthumes und des deutschen Adels im sechzehnten Jahrhundert vor. Gustav Freytag hat auf Beide (den stralsunder Bürgermeister Bartholomäus Sastrow und den schlesischen Ritter Hans von Schweinichen) oft hingewiesen und Schweinichen ist auch schon mehr als einmal ans Licht gekommen. Von Sastrows Erinnerungen aber besaßen wir noch keine Ausgabe, die dem gebildeten Laien genügte; denn das Original ist plattdeutsch geschrieben und mit Aktenstücken übermäßig belastet. Der Bearbeiter des zweiten Bandes der „Bibliothek werthvoller Memoiren", Dr. Max Goos in Hamburg, hat all dieses Beiwerk herausgeschnitten (auch beim Schweinichen) und die Bücher dadurch viel lesbarer gemacht, als sie in der ungekürzten Form sind. Der dritte Band der Sammlung führt den Leser nach Rußland. Der Dekabristenaufstand wird von drei Theilnehmern dargestellt. Bekanntlich wurde der Militäraufstand vom Dezember 1825 schnell erstickt und die Theilnehmer, eine Handvoll idealgesinnter Gardeoffiziere, die während der Befreiungskriege auf ihren Feldzügen in Deutschland und Frankreich mit den Ideen des Westens bekannt geworden waren, mußten in Sibirien büßen. Die drei Offiziere, die in dem (von Fräulein Ada Goldschmidt bearbeiteten) Buch zum Wort kommen, waren grundverschiedene Persönlichkeiten, die sich jedoch über alle innere Verschiedenheit hinüber in der den Russen eigenthümlichen bedingungslosen Hingabe an eine große Idee zusammenfanden. Jakuschkin, ein abgeschlossener, in sich gefestigter Charakter, für den es kein Schwanken und kein Zaudern giebt; Obolenskij, ein weicher, idealer Schwärmer, der von Zweifeln hin und her geworfen wird und der in der Verbannung Trost in der Religion findet; Wolkonskij, ein in vielen Kämpfen erprobter Krieger, der in der Nähe des Kaisers gelebt hatte und trotzdem so stark von den neuen Ideen gepackt worden war, daß er allen Ehren entsagte, um seine neu gewonnene Ueberzeugung in die That umzusetzen. Alle Drei berichten ihre Schicksale in ganz verschiedener Art. Der vierte Band bringt von den eigenhändigen Berichten, die Ferdinand Cortez über die Eroberung von Mexiko an Kaiser Karl den Fünften erstattete, die drei interessantesten. Sie sind schon in allen möglichen Sprachen herausgegeben worden (in deutscher seit 1834 nicht mehr), aber sie wurden noch niemals mit einem zureichenden kritischen und kulturhistorischen Kommentar versehen, dessen sie doch so sehr bedürfen. Ich habe als Bearbeiter dieses Bandes versucht, diesem Mangel abzuhelfen und auf Grund anderer Schilderungen von Zeitgenossen über die Eroberung Mexikos und mit der Hilfe der modernen kulturhistorischen Forschung über die Civilisation der alten Azteken und ihrer Nachbarn die temperamentvollen Schilderungen des Cortez mit Anmerkungen begleitet, die nicht nur zur Feststellung der Wahrheit dienen, sondern auch über den Kulturstandpunkt der alten Indianervölker Mittelamerikas näheren Aufschluß geben sollen. Einige Bilder und Pläne sind dem Buch beigegeben. Ich

hoffe, daß diese Sammlung, der noch viele werthvolle Gaben zugedacht sind, das Interesse an der Memoirenliteratur auch in Deutschland steigern wird.

Hamburg-Großborstel. Dr. Ernst Schultze.

Der Thor. Roman von Bernhard Kellermann. S. Fischer in Berlin.

Das neue Werk von Bernhard Kellermann ist eine Dichtung, in der das Zarteste und Unsagbarste schwingt. Sein Werthvollstes ist nicht die Geschichtlichkeit des Aufbaues noch der Reiz und Geist der Dialoge (Das haben Andere auch gekonnt); es ist die edle ragende Poesie seiner Hauptgestalt, des Thoren. Der Vikar Grau, der Thor, der jünglinghafte Mann mit den goldenen Augen, ist Jesus Christus. Jesus Christus im zwanzigsten Jahrhundert. Er ist Platoniker, er ist Spinozist, er kennt die neusten Eroberungen der Technik, die letzten naturwissenschaftlichen Hypothesen und sämmtliche sozialen Utopien. Durch all dieses Wissen ist er zum Nichtwissen emporgestiegen, über den Zweifel weg, zum transszendenten Ahnen. Er bringt das ewigalte Räthsel Welt auf eine neue Formel: die Liebe Mit Leid und Armuth, mit lebendiger und lebloser Natur feiert er Liebesstunden voll Uebersinnenseligkeiten. Ihm verwischt sich die Grenze zwischen Ich und Du, zwischen Mensch und Universum; er lebt die Einheit: Geist und Körper; von der Stirnlocke bis zu den Sohlen seiner Füße ist er Seele: sie lenkt seine alltäglichsten Bewegungen. Dabei ist er jung und fröhlich, er lacht, er tanzt und er begehrt. Und seine Güte ist ohne jeden Beigeschmack von Ethik. Unbewußt und ziellos wirkt sie, wie die Sonne, wie die Luft. Wo sie weht und leuchtet, lockert sie das Erdreich: Blumen blühen auf und Früchte reifen in dem unfruchtbarsten Boden. Der Zauber dieses Buches wird sicher in die Herzen jedes Lesers strömen. Das Mitleid der Hilfbereiten wird sich erhöhen, die Lauen und Verstockten werden sich für einen Augenblick erwärmen. Und (wer weiß?) wenn in diesem Augenblick eine Noth des Leibes oder des Gemüthes an sie herantritt, ergeht es ihnen vielleicht wie dem feisten Herrn, dessen Geiz den goldenen Augen Graus nicht widerstehen konnte; sie öffnen vielleicht die mißtrauisch bewachte Habe und spenden eine Tröstung oder eine Gabe. Freilich: wenn dieser Thor, der Sohn des Gottes, zu dem sich alle wahrhaft Gottlosen bekennen, in Wirklichkeit mitten unter uns erschiene, kreuzigen würden wir ihn doch. Wie auch Vikar Grau, der Verkünder der dogmenlosen Religion der Liebe und Barmherzigkeit, von seinen Mitmenschen gekreuzigt wird. Sein Schicksal spricht es aus: Wer sich seines Ichthumes ganz entblößt, wer sein letztes Hemd, seinen letzten Bissen und sein letztes Fühlen mit dem Anderen theilt, Der muß verhungern und erfrieren und jung zu Grunde gehen. Nur der Thor (Das heißt: der Märtyrer, der zum Opfer Auserwählte) hat dieses dichterische kosmische Empfinden. Er berauscht sich an den Herrlichkeiten und den Wundern der Schöpfung und will nicht wissen, daß es nicht die Liebe, daß es die unbewußte Grausamkeit, der Instinkt der Selbsterhaltung ist, der jedes geschaffene Atom erfüllt und die Welt im Innersten zusammenhält.

Darf ich an diese Anzeige eine persönliche Berichtigung knüpfen? In ihrer Besprechung meines Romans „Die Familie Lowositz" hat Frau Hedwig Dohm einen anderen Roman von mir erwähnt, den Titel aber nicht richtig angegeben. Dieser Roman, der das böhmische Weberleben behandelt, heißt „Zwischen den Zeiten".

Auguste Hauschner.

Fastenfreuden.

Wenn die Börse kein nahrhaftes Futter hat, lebt sie von Schlagwörtern. Eine Weile hieß das Trostwort: „Politik". Wer nach der Ursache des schlechten Geschäftsganges fragte, bekam die Antwort: „Sobald die südöstlichen Stänkereien vorüber sind, giebt es die schönste Hausse." Ungefähr so ists ja auch gekommen. Aber auch ohne Aehrenthal und Iswolskij, Peter und Georg wäre im Winter nicht Frühling geworden; und nach dauerndem Lenzvergnügen siehts noch immer nicht aus. Nun soll das „billige Geld" das Heil bringen. Zuerst dem Baumarkt; wenn da nur unternehmunglustige Leute zu finden sind! Manchmal hört man von Verkäufen, die an große Zeiten erinnern. Das troplowitzische Grundstück in der Potsdamerstraße ist von der Deutschen Bank an eine Saalbaugesellschaft verkauft worden, die da für das Vergnügen der Berliner sorgen will. In Schöneberg ist ein großes Grundstück von den Erben der Bengemann und Richnow an die Grundstückerwerbsgesellschaft Groß-Berlin verkauft worden. Das ist aber auch beinahe Alles. Denn die paar Hausverkäufe, von denen die Wochenchronik berichtet, sind kaum der Rede werth und die neuen Terraingesellschaften umfassen nur einen engen Kreis. Noch immer bieten sich viel mehr Bauarbeiter an, als gebraucht werden; und für Erste Hypotheken werden noch immer $4^1/_2$ Prozent bezahlt. Das scheint mir mindestens eben so wichtig wie die Ermäßigung des englischen Bankdiskonts auf $2^1/_2$ Prozent. Von der britischen Bankrate wird bei uns viel gesprochen; ihre Einwirkung pflegt aber nicht ganz so beträchtlich zu sein. In der Generalversammlung der Darmstädter Bank wurde die Lage der Industrie leidlich beurtheilt und im Uebrigen auch vom „Baumarkt" und vom „billigen Geld" geredet. Daß der Ueberfluß der Zahlungmittel in der Brust der Bankenkönige nicht allzu freundliche Gefühle weckt, hörten wir im Versammlungsaal der Deutschen Bank Der Zinsenertrag leidet und Ersatz für solche Ausfälle liegt nicht auf der Straße.

Die Banken veröffentlichen jetzt alle zwei Monate eine Bilanz; zur gefälligen Beschnüffelung. Hinter dem Vorhang machen sie sich über den Eifer lustig, mit dem die „Kritik" über die paar Brocken aus der Küche herfällt. Die ersten Zweimonatkinder brachten immerhin eine kleine Sensation, die W. T. B. über den Erdball verbreitete. Das Ergebniß der Untersuchung hing von der Stimmung des Untersuchers ab. Die relativ starke Zunahme der Acceptverbindlichkeiten, die allen Banken (die Handelsgesellschaft macht, wie ich hier schon sagte, den „Unsinn" nicht mit) gemeinsam war, erhöht die Verschuldung und zeigt, wie willig man heute Kredit gewährt. Daß die Debitoren der Deutschen Bank sich um 46 Millionen vermehrt haben, kann erfreuen oder verstimmen; wie mans nimmt. Günstig ist die Verminderung der eigenen Engagements. Die Deutsche Bank hatte am letzten Februartag auf Effekten- und Konsortialkonto rund 12 Millionen weniger als am Jahresschluß; bei der Diskontogesellschaft waren die Konsortialbetheiligungen um 11 Millionen niedriger, die Effektenbestände um 3 Millionen höher. Ueber die Liquidität (die Dividende ist ja nun bezahlt) werden wir am ersten Mai Näheres hören.

Die Subskription auf die neuen russischen Eisenbahnprioritäten war kein Mißerfolg. Der Preis von $88^1/_2$ und die Verzinsung mit $4^1/_2$ Prozent haben selbst ängstliche Gemüther herangelockt. Rußland ist dem Geldmann kein Schreckbild mehr. Es lebt noch und ist den Gläubigern keine Kopeke schuldig geblieben. Die Banken

suchen, wenns daheim nicht so recht geht, im Ausland Ersatz; daß auch da aber manche Schwierigkeit droht, lehrt die Geschichte der neuen chinesischen Anleihe, für die unsere Deutsch-Asiatische Bank verantwortlich ist. Engländer und Franzosen werfen der deutschen Finanzgruppe vor, sie habe bei dieser Transaktion unkorrekt gehandelt. Warum? Die deutsch-französisch-englischen Konsortialen für die Uebernahme chinesischer Anleihen waren übereingekommen, mit China nur Effektengeschäfte zu machen, deren Sicherheit durch europäische Kontrole verbürgt wird. Diesen Vertrag soll die Deutsch-Asiatische Bank gebrochen haben, als sie eine Anleihe von 3 Millionen Pfund für die Kanton-Hankau-Bahn übernahm. Die Engländer behaupten, sie hätten die chinesische Regirung, weil sie nicht die Gewähr europäischer Kontrole bot, abgewiesen; von den Deutschen aber sei die Sache à tout prix gemacht worden. Auch die Franzosen sind ärgerlich; betheiligen sich aber nicht an dem britischen Schimpfkonzert. Wer Recht hat, ist noch nicht klar zu erkennen; wohl aber, wie hitzig auch in der Fremde der Konkurrenzkampf wüthet. Daß der Diskontogesellschaft gelungen ist, ihr Popp-Engagement los zu werden, wäre ihr schließlich beinahe verdacht worden. Weil sie das Geschäft nicht früh genug ans Licht gebracht hatte. Die Betheiligung an Popps pariser Druckluft- und Elektrizitätgesellschaft gehörte zu den Engagements, deren Ende man herbeisehnt. Der jetzt gezahlte Preis deckt die alten Verluste und muß angemessen genannt werden. Wie oft hat man die Diskontomänner Popps wegen gehöhnt und gescholten! Jetzt können sie sich auf das Wort Georgs von Siemens berufen: „Gute Sachen kann Jeder mal haben; aber auf schlechten so lange sitzen, bis sie gut werden: Das ist meine Force."

Allmählich, sagte ich hier, wird die Obligation der Aktie den Rang streitig machen; weil sie ihren Inhabern „sicheres Geld" bringt. In der elektrotechnischen Industrie wurde ja, durch die Schaffung der Treuhandbanken, der Obligation schon offiziell die Gleichberechtigung zuerkannt. Bergmanns Elektrizitätwerke in Berlin, deren Thatendrang sich in rasch aufeinanderfolgenden Kapitalinvestirungen geäußert hat, wollen fürs Erste nicht das Aktienkapital vergrößern, sondern sich durch eine Anleihe neue Betriebsmittel schaffen. Die Gesellschaft will hinter den bekannten Firmen der Branche nicht zurückbleiben und betheiligt sich an der Ausarbeitung der meisten großen Projekte. Ob sie in diese Geschäfte hineinkommen wird? Rathenau und Siemens sind stark. Aber wer heute nicht wagt, kann nicht gewinnen.

Allerlei Symptomatisches. Als die „Vereinigung von Spezialgeschäften aller Branchen" das Passage-Kaufhaus gründete, schien es ein Ereigniß. Der Gedanke, selbständige Spezialgeschäfte unter einen Hut zu bringen, sollte in einem Stadtviertel ausgeführt werden, dessen kaufkräftigstes Publikum die Studenten sind. Zu den Gründern gehörten die Firma Karl Neuburger, die Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft und die Möbelfirma M. Markiewicz. Ob sie dabei verdient haben, ist zweifelhaft. Das Kaufhaus aber soll unter der neuen Flagge des Waarenhauses versuchen, außer den Hypothekenzinsen auch noch eine Dividende für die alten Aktien und die neuen Antheile einzubringen. Jede Kapitalvermehrung zehrt an der Dividende; diese Erfahrung hat schon mancher Aktionär gemacht. Von einer stabilen Rente kann man nur noch in finanziell zusammengehaltenen Betrieben sprechen. Aber die paar Gesellschaften, die noch patriarchalisch geleitet werden, sind rasch herzuzählen (Bertholds Messinglinienfabrik und die Aktiengesellschaft für Kartonnagenindustrie gehören dazu). Auch die im üppigsten Garten schwelgenden Unternehmer lernen irgendwann einmal das Kapital von seiner

schlechten Seite kennen. Den Chemikalienconcerns, dachte man, wird die Dividende sicher nicht geschmälert. Nun zahlen Beide, Ludwigshafen und Elberfeld, weniger als im vorigen Jahr, wo es 30 und 36 Prozent gab; Grund: geringere Einnahme und die Pflicht, ein erhöhtes Aktienkapital zu verzinsen. Wie eine Botschaft aus anderer Welt klingts, wenn mal öffentlich erklärt wird, hohe Dividenden seien nicht der Wünsche letztes Ziel. Die Vereinigten Glanzstofffabriken in Elberfeld zahlen seit Jahren 30 bis 40 Prozent. Das ging, weil man keine Agiotage trieb und das Aktienkapital nicht erhöhte. Jetzt soll es verdoppelt werden (von 2½ auf 5 Millionen). Erstens brauche man größere Betriebsmittel und zweitens verleite die hohe Dividende leicht zu falscher Schätzung des Geschäftsertrages. Solche Worte dringen nicht oft an unser Ohr. Der Aktionär braucht nicht zu trauern: die Schmälerung der Dividende wird dadurch ausgeglichen, daß er die neuen Aktien zu 100 beziehen kann; die alten haben einen stolzen Kursstand: 730.

Zu rechter Freude kommt die Börse nicht, weil die Berichte aus der Montanindustrie gar zu häßlich klingen. Die geehrten Yankees thun, als gehe es mit der Stahlproduktion zu Ende. Charles M. Schwab bläst Trübsal und die Fachblätter überbieten einander in Hiobsposten. Woher der Umschwung? Der Zolltarif soll revidirt werden: da muß das Volk hören, wie gefährlich es wäre, die Schutzmauern niederzureißen. Das weiß man bei uns; und glaubt dennoch dem Gerede. Kupfer klingt diesmal heller als Stahl. Trotzdem es auf dem Kupfermarkt auch nicht nach Hausse aussieht. Die Vorräthe wachsen rascher als der Verbrauch; da ist auf bessere Preise nicht zu rechnen. Einen hat das Vertrauen auf die Hausse nicht getäuscht: James Patten in Chikago. Den neuen Weizenkönig; den Nachfolger der Hutchison, Gates und Leiter. Patten hat den Weizenpreis auf Gipfelhöhe getrieben und verkauft nun seine Vorräthe mit riesigem Gewinn. Das glückt ihm, weil Weizen nicht nur in Amerika, sondern auch auf dem Kontinent knapp ist. In Berlin stieg er im Mai bis auf 240 Mark. Vielleicht hat James Patten mehr Glück als Joe Leiter. Sicher ists aber nicht. Und wenn ihn der Teufel holt, werden wir drüben wieder was erleben. Wer der Wirthschaft das Horoskop stellen will, darf diesen neusten amerikanischen Kometen nicht übersehen. Wann wird er fallen?

Die Männer von Darmstadt, sagte ich, sehen die Zukunft aus ziemlich zufriedenem Auge. Generalversammlungpolitik. Die nicht viel bedeutet. In Privatgesprächen äußert sich oft der grämlichste Pessimismus. Die Industrie, heißts da, geht eigentlich überall schlecht. Die Bildung neuen Kapitals dauert eben doch länger, als man erwartet hatte; auch Amerika erholt sich langsamer, als unsere Ehrfurcht vor den unbegrenzten Möglichkeiten annahm. Und daß man der deutschen Wirthschaft nun auf einen Schlag fünfhundert Millionen mehr als bisher (fünfhundert alljährlich) entziehen will, ist nicht solche Kleinigkeit, wie der patriotische Ueberschwang braver Professoren wähnt. Diese halbe Milliarde wird dem Privatgeschäft nun auch noch entzogen. „Wir Alle sollen uns nach der Decke strecken; Reich und Staat aber fordern das Vorrecht, die Einnahmen den Ausgaben anpassen zu dürfen." In Amerika Tarifänderungen, in England Schutzzollpläne. Und Sir Edward Grey erinnert mit Recht mahnend an die ungeheuren Summen, die Europa für Rüstungen ausgiebt. Das Gesammtbild deutscher Wirthschaft ist auch im Vorlenz nicht heiter; und die Glücksmomente ähneln noch immer allzu sehr den hastig geschlürften Fastenfreuden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. April 1909.

Disjunktur.

„Ich traue meinen Augen nicht: Sie hier an der Charlottenburger Chaussee! Ich denke, Sie athmen im rosigen Licht der Riviera?"

„Seit gestern zurück Aber sehen Sie nur, was hier vorgeht. Lichtung geschaffen, Umzäunung abgesteckt, Boden ausgehoben, alle Vorbereitungen zu einem Denkmal. Heiliger Korfuzius! Ich hätte doch unten bleiben sollen."

„Hatten Sie gutes Wetter? Hier wars schändlich. Nichts als graue Tage, da ‚form- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu spähn, tief in Betrachtung versank'."

„Donnerwetter, haben Sie ein Gedächtniß! Noch dazu eine so verschmitzt konstruirte Stelle. Ja, Ihr Literaturmenschen seid Alle so sensibel."

„Na, ein Geschäftsmann muß doch auch witterungempfindlich sein. Ist Das nicht die partie divine Ihrer Thätigkeit, dieses irrationelle Ahnen der Richtung, in der die Reise geht?"

„Schon richtig; aber sagen Sie, mein Lieber, was Sie von der politischen Konjunktur halten?"

„Daß die Konjunktur eine Disjunktur ist."

„Ich danke Ihnen für das Bonmot; mit Ihrer Erlaubniß werde ich es in Kommission nehmen. Aber darf ich um Näheres bitten? Einstweilen muß ich noch sagen: Herr, dunkel ist der Rede Sinn."

„Disjungere: auseinanderbinden. Meinetwegen können Sie auch ‚entbinden' sagen, weil ein Neues entsteht . . .

„Ja, übrigens diese arme Königin! Die Situation ist doch sehr delikat und das lange Gerede sehr undelikat. Ich bin schon ganz nervös."

„Obwohl Sie doch nicht direkt betheiligt sind."

„Leider nein; aber bitte, Sie waren eben etymologisch geworden."

„Entschuldigen Sie die Pedanterie. Unsereiner ist immer glücklich, wenn er die internationale Situation in eine Formel gebracht hat Nun, Sie können an Alles Mögliche denken "

„So. Wo sehen Sie denn die Disjunktur? In Eduards Ententesystem?"

„Gewiß. Auch darin. Sie wissen, daß ich den King bewundere. Er hat kaufmännische Grundsätze in den internationalen Verkehr eingeführt. Will ich heute Geschäfte machen, hat er sich gesagt, dann muß ich reell sein oder mir wenigstens den Ruf der Reellität erwerben. Das ‚Veni, vidi, vici' überlasse ich Anderen: ich halte mich an das ‚Do ut des'. Es klingt simpel, fast anrüchig, aber es zieht die Kundschaft herbei. Für Frankreich Marokko und einen fetten Bissen in Siam, für Rußland einen Theil in Persien und die Hoffnung auf die Oeffnung der Dardanellen, für Japan einen siegreichen Krieg und Prestigeverstärkung, für Alle die bons offices meiner geschickten Vermittelung und, wenns noththut, pounds, shillings, pence. Sind keine wirklichen Werthe da, dann illusionäre. Langfristige Wechsel. England hat sich ja überall Ansprüche geschaffen, die es zu Kompensationen benutzen kann. Aber die Hauptsache ist, als solide Firma zu gelten. Leben und leben lassen. Ich bin nicht umsonst ci-devant viveur. Mit der vormärzlichen Taktik der Diplomatie gehts nicht mehr; die Zeit der metternichtigen Kniffe, der persönlichen Ueberlistungen und Ueberrumpelungen ist vorüber."

„Stimmt. ‚Die Politik des Finassirens', sagt Bülow."

„Ja, er hat wohl während der Marokkosache ein Haar darin gefunden. Erst desinteressirter Gentleman, dann, als nach Mugdin, die Gelegenheit günstig schien, ‚giepig', dann wieder Seelenadel markiren: so gehts natürlich nicht. Eduard hats übrigens schwerer; das Kabinet ist immerhin eine Belastung Und dann funktioniren die Exekutivorgane nicht glatt genug. Auf dem Balkan wurde in der ersten Zeit des Serbenrummels zu heftig geputscht und die londoner Presse war lauter als nöthig. Der König hats bald gemerkt und nach Kräften abgewiegelt. Mißgriffe wie die des Sir Thomas Barclay in Wien sind natürlich fatal. Die englische Politik gilt jetzt schon ein Wenig als Ferment der Dekomposition für Europa. Beinahe als wilhelminisch."

„Erste Periode, heißt Das. Liegt weit hinter uns."

„Hoffen wir das Beste. In Konstantinopel übte auch mal Jemand weise Zurückhaltung und jetzt haben wir den Salat. Der Fall Schlieffen und die Depesche an Radolin mahnen zur Vorsicht. Und ist Ihnen nicht aufgefallen, wie viele Kaiserretter erstehen? Nie ist ein Herrscher so oft gerettet worden. Stein, Martin, Praschma, Spee . . . wer nennet ihre Namen? Und schließlich noch, etwas post festum, Bernhard selbst. Kein Mensch hatte vernehm-

lich von Wilhelm dem Zweiten gesprochen; da ruft er plötzlich mit dröhnender Entrüstung: ‚Meine Herren, lassen Sie den Kaiser aus der Debatte!‘ Und der Reichstag, der wiehert, wenn ein Redner sich verspricht, bleibt stockernst. Was wohl der alte Wilhelm gesagt haben würde, wenn Bismarck ihm vor versammeltem Volk ‚Großherzigkeit‘ attestirt hätte? Also: wir wollen den Tag nicht vor dem Abend loben.“

„Besser ists aber doch geworden. Das werden Sie selbst als gewerbmäßiger Nörgler nicht leugnen.“

„Gewiß nicht. Die Stille ist sehr wohlthuend. Und die Wendung der auswärtigen Politik hat bewiesen, daß die November-Auseinandersetzung nothwendig und heilsam war. Zum ersten Mal seit langen Jahren eine Aktion mit festem Ziel und klaren Richtlinien, einheitlich geleitet und ohne ‚Impulse‘. Die ganze Nation wußte, was die Leitenden wollten, und Diese wußten es auch. Und sehen Sie: nun wurde die englische Politik impulsiv. Unsere Ruhe erzeugte jenseits des Kanals Unruhe. Man kann auch den Willen zur Anpassung zu weit treiben; mir schien manchmal, die britische Diplomatie sei nicht elastisch, sondern labil. Sie will jeder Wendung folgen und so entsteht der Zickzack, der die Nation verblüfft. Die Panik, die jetzt drüben die Köpfe umnebelt, ist zum Theil auch ein Ergebniß der Empfindung, daß der Steuermann nervös geworden ist.“

„Ueberschätzen Sie diese angebliche Panik nicht? Es liegt in unserer Zeitungtechnik, daß sie übertreiben muß. Und sie übertreibt hier besonders kräftig, weil der Gedanke, daß John Bull sich vor uns fürchtet, Michels unsicherem Selbstgefühl sehr schmeichelhaft ist. ‚Die Kinder, sie hören es gerne.‘ Man darf nicht vergessen, wie viel unionistische Mache ist. Wer weiß, ob nicht die Meldung von Japans Kündigung aus dem Lager Balfours stammte?“

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich, denn die Wirkung ließ sich zu leicht paralysiren. Immerhin scheint die japanische Staatskunst einen psychologischen Moment zu wittern. In der englischen Psyche geht eine gewisse Disjunktur vor (Sie sehen: ich tummle mein Steckenpferd). Dies ist der Augenblick, um bessere Bedingungen zu erzielen. Die Demonstration einer Kündigung mag wohl geplant sein; ob die englischen Staatsmänner sich bluffen lassen, ist eine andere Frage. Sie werden sich schwerlich einreden lassen, daß Japan sich nach einer splendid isolation sehne. Immerhin liegen solche freundschaftschaftlichen Erpressungversuche im Wesen der Ententepolitik; sie ist nun einmal, um mit Caprivi zu sprechen, komplizirt, und der Mörtel der haine commune allein kittet nicht fest genug. Politische Geschäftsleute großen Stils stellen natürlich auch völkische und dynastische Sympathien und Antipathien in ihre Rechnung ein: aber schließlich muß immer Etwas dabei herausschauen.“

„Sind Sie nicht der Ansicht, daß Japans Vorgehen für uns lehrreich werden könnte? Ist jetzt nicht vielleicht der Augenblick gekommen, wo sich

eine billige Verständigung mit England herbeiführen ließe? Schließlich giebt es doch für uns nur eine wirkliche Gefahr, die natürlich für England nicht minder gefährlich ist. Oder finden Sie auch, daß es für uns demüthigend wäre, in Verhandlungen über den Rüstungmodus einzutreten?"

„Als wir das Metermaß einführen wollten, schrieb die Kreuzzeitung, die Thatsache, daß wir uns dieses Maß von Frankreich aufdrängen ließen, sei eine große sittliche Demüthigung. Mehr brauche ich Ihnen zur Kennzeichnung des Argumentes kaum zu sagen. Wir haben, wenn wir der ausländischen Presse glauben dürfen, soeben einen überzeugenden Beweis unserer Macht erbracht; König Eduard hat gesehen, daß er ‚auf Granit beißt'; das englische Volk erkennt uns als vollwerthig an: warum sollten wir nicht über die Möglichkeit verhandeln, ein Rüstungverhältniß zu finden? So gehts ja doch nicht weiter: dem Schrecken ohne Ende muß das Ende mit Schrecken folgen. Die ganze europäische Politik steht im Zeichen der deutsch-englischen Rivalität. Lesen Sie die Meldungen vom Balkan: jedes neue Ereigniß wird entweder deutschen oder englischen Einflüssen zugeschrieben. Nicht unser Verhältniß zu Frankreich: unser Verhältniß zu England ist der Pivot. Vielleicht war es gar nicht so unklug, jede Debatte über die Rüstungfrage abzulehnen, wie es in Kronberg geschah, wenn man eine Verbesserung unserer Situation abwarten wollte. Heut wäre es geradezu frivol, sich unentwegt zu geberden. Wir trachten danach, uns realpolitische Allüren zu geben, und bestreben uns, die Politik als Geschäft zu behandeln. Nun, wer findet es denn demüthigend für ein Syndikat, mit einem Konkurrenzunternehmen ein Abkommen zu schließen, das den Markt sichert und die Produktionkosten verbilligt? Niemand. Das ist cant und schlechter cant dazu, weil er einen Phrasenschleier über Dinge deckt, die wir sehen müssen, wie sie sind, wenn wir die Selbstverblendung nicht theuer bezahlen wollen."

„Ganz meine Ansicht; aber sprechen Sie nicht etwas leichthin von Frankreich? Ich meine, die Republik ist doch telle quelle eine imponirende Macht, mit der man gern in gutem Einvernehmen lebt."

„Ich bin gewiß der Letzte, der Etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn die Renanstimmung (vor anno 70) drüben wiederkehrte. Aber ich sehe keine Anzeichen und gebe Ihnen zu bedenken, ob es vom Standpunkt der sogenannten großen Politik aus wünschenswerth wäre. Nehmen Sie an, wir wären mit Frankreich ein Herz und eine Seele, unsere Differenzen mit England aber dauerten und eines unschönen Tages überfiele die britische Armada unsere Flotte und blockirte unsere Häfen. (Angekündet ist uns ja eine solche Ueberraschung bereits.) Wie sollten wir uns schadlos halten als dadurch, daß wir Frankreich mit Krieg überzögen? Bellum inferre alicui, sagten wir in der Tertia, wenn wir dem Nachbar das Diarium um die Ohren schlugen. Das klingt brutal und ein Diplomat dürfte es nicht aussprechen, doch läßt sich gegen diese Rech-

nung sehr wenig einwenden: wir dürfen uns mit Frankreich nicht versöhnen, wenn wir nicht vorher mit England ein sicheres Abkommen vereinbart haben."

„Und Sie glauben nicht, daß wir von Frankreich bedroht werden?"

„Ich glaube auch dort an eine innere Disjunktur. Der Flirt der Beamten mit den Arbeitern, die Disziplinwidrigkeiten in Armee und Marine, die Verachtung der quinze mille-Parlamentarier: das Alles sind doch Anzeichen der Zersetzung. Clemenceau, der Mann, der ‚Les plus forts' geschrieben hat, weiß genau, warum er sein Temperament zügelt. Auch um Marokko hätten die Franzosen nicht die Plempe gezogen. So lange die Kolonialtruppen ausreichen, wird Fanfare geblasen. Wenn aber das Volk aufstehen und der Sturm losbrechen soll, dann schweigen alle Flöten. Unsere Nachbarn sind charmant, aber müde. Die Skeptiker, von Montaigne bis auf Anatole France, haben nicht umsonst gelebt."

„Mag sein, aber sehen Sie nicht in Deutschland ganz die selben Entartungsymptome? Millionen Egoismen drängen sich im Daseinskampf und die Rücksicht auf das gemeine Wohl ist nur noch eine Valeur für Leitartikel Die Richter haben einen Verein gebildet und die Beamten schließen sich zu einem Beamtenwahlverein zusammen. Offiziell, um die heiligsten Güter zu wahren; in Wirklichkeit aber doch nur, um ihre materielle und soziale Lage zu verbessern. Das ist berechtigt; aber wohin führt diese Entwickelung? Frankreichs Gegenwart ist unsere Zukunft."

„Verzeihen Sie, aber Das ist doch nicht sicher. Daß die Tendenz vorhanden ist, gebe ich Ihnen zu. Ob aber das Tempo der Bewegung eben so schnell sein wird, ob sie nicht innehält und wo sie vielleicht innehält? Das hängt von vielen Faktoren, von Tradition, Volkscharakter, Wirthschaftlage und dem Grade der staatlichen Fürsorge ab. Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich in die Ruhmesposaune stoße, aber wir müssen uns auch unserer Vorzüge bewußt bleiben; und dürfen es um so mehr, als wir ja nicht vergessen, daß wir les défauts de nos vertus haben. Wir besitzen doch noch mehr innere Konsistenz. Und Eins ist sicher: daß bei einer Mobilmachung der nationale Apparat prompt funktioniren wird."

„Und der Gedanke an einen Krieg mit zwei Fronten schreckt Sie nicht? Aengstliche Patrioten prophezeien doch, daß sehr bald der Ruf ‚Revanche für Buchlau!' ertönen werde. Und wenn man jetzt die russische Presse liest..."

„Ohnmächtiges Toben, das uns nicht schrecken kann. Der Zar wird sich hüten, die kaum in Banden geschlagene Hydra des Terrorismus zu entfesseln. Wenn England nicht mitmacht, ist nichts zu befürchten. Ceterum censeo..."

„Sie mögen Recht haben, aber die Situation wechselt doch jetzt zu sehr, um eine immerhin heikle Aktion zu beginnen. Das ist ja das reine Kakoskop, dieser Balkan."

„So sehr verwunderlich sind die Ereignisse doch nicht gerade. Konnte

ein unbefangener Beobachter glauben, daß sich eine Jahrhunderte alte Theokratie über Nacht in eine Demokratie umwandeln lasse? Daß der Glaubensstolz und der Rassenhochmuth der Mohammedaner den Christenhunden gegenüber in eine Bruderkußpolitik willigen werde? Die hat selbst in Schleswig abgewirthschaftet. Ließ sich erwarten, daß die mohammedanischen Soldaten sich dem Kommando christlicher Offiziere unterordnen würden? Daß die Serben auf die großserbische, die Griechen auf die großgriechische „Idee" verzichten, die Bulgaren den Traum von San Stefano aufgeben würden? Um aus diesem Chaos einen Kosmos zu schaffen, dazu hätte es der klügsten und stärksten Politik bedurft. Die Mitglieder des Komitees waren Verschwörer, aber keine Politiker. Und die Gedanken der ‚Liberalen Union‘ sind vollends unsinnig; die Decentralisirung würde in kürzester Frist zum Zerfall des Reiches führen."

„Sie glauben also nicht mehr an das Erstehen einer starken Türkei?"

„Ich glaube an eine Periode der inneren Guerilla, der militärischen Pronunziamentos und an die Auflösung des Osmanischen Reiches. Der Sultan hat geschickt gespielt, fein die Drähte gezogen (denn die ‚Revolution des gemeinen Mannes‘ ist ein Schlagwort, das sich allzu sehr an die äußere Erscheinung hält), aber er ist alt, krank und seiner Göttlichkeit ein für alle Mal entkleidet Ob von den Agnaten viel zu erwarten ist? Das Parlament ist buntscheckig, unerfahren und undisziplinirt. Die Regeneration aber müßte rasch erfolgen, denn die Türkei liegt nicht auf einer seligen Insel mitten im Weltmeer. Schon schielt Serbien nach dem Sandschak, der neuen Chance froh; schon bedrohen die Bulgaren Makedonien. Und die Mächte? Den meisten könnte, quoiqu'on die, wie Alcest sagt, eine starke Türkei nur sehr unbequem sein. Die wird der Donaumonarchie den südöstlichen Expansiondrang hemmen und hier liegt Oesterreichs weltwirthschaftliche Zukunft; sie würde den Italienern die Hoffnung rauben, je das östliche Ufer des Adriatischen Meeres zu gewinnen, das sie heute schon „mare nostro" nennen; sie würde Rußlands Hoffnungen auf die Oeffnung der Dardanellen endgiltig vereiteln; sie würde durch ihre Existenz allein die panislamische Bewegung kräftigen und den Engländern in Indien und Egypten Schwierigkeiten bereiten."

„Wenn Sie Recht haben, dann ist es noch ein Glück, daß Eifersucht und Furcht die Mächte lähmen. Man nennt Das ja wohl neuerdings das System der Gegengewichte."

„Mag sein, daß es ein Glück ist. Das ist ein weites Feld. Für uns aber gilt es, die Disjunktur zur Konjunktur zu machen."

„Gut, daß Sie mich ans Geschäft erinnern. Ich habe mich ganz verschwatzt; jetzt muß ich aber ins Joch. Bete und arbete oder blos arbete, sagt der Berliner."

„Strenuous life! sagt der bierehrliche Teddy. Den sollten Sie als Chef der Reklameabtheilung anstellen. Guten Morgen!"

* * *

Die Luftschiffahrt und das Recht.

Wenn die Luftschiffahrt mit dem Recht in Zusammenhang gebracht wird, so ist die erste Frage auf vielen Lippen wohl die eines Zweifels; Viele werden sagen, diese modernste Technik des Luftfluges und des Luftfahrens habe mit der Rechtswissenschaft wohl kaum Etwas zu thun. Doch der Zweifel ist unbegründet Das Recht ist bei allen menschlichen Geschäften interessirt, weil aus ihnen sofort Fragen juristischer Art entstehen können, und sein Einfluß ist um so größer, je weniger die Gesetzgebung eingegriffen hat. Das Recht ist im Gegensatz zur Gesetzgebung völlig lückenlos und allgegenwärtig; und so darf man sich nicht darüber wundern, daß auch die Juristen sich um die Luftschiffahrt kümmern. Sie ist ja mehr als eine bloße Liebhaberei des Sports, sondern erscheint juristisch als das modernste Theilstück des Verkehrsrechtes. Freilich giebt es sogar in der Zunft der Juristen Leute, die auf das moderne Recht, das sich gerade und speziell auch mit den Schöpfungen der heutigen Technik beschäftigt (man denke auch an das Patentrecht), stolz herabsehen, giebt es auch heute noch Leute, die literarische Arbeiten darüber nicht beachten oder in trockenem Ton sympathielos erwähnen Das sind die selben Juristen, die in eine Art Verzückung gerathen, wenn ein rein historisches Thema abgehandelt wird; ihre enthusiastische Stimmung steigert sich dabei oft um so mehr, je geringer die praktische Bedeutung solcher Ausführungen für das Leben ist. Den wesentlich historisch angelegten Juristen klingt eben bei der Erörterung einer antiquarischen oder einer Pfahlbauten-Frage die gleichgestimmte Seele mit und das Recht, das unter ihren Augen geboren wird, flößt ihnen kein Interesse ein: es ist zu jung, es trägt gewissermaßen noch kein Altenzeichen und auf ihm lagert kein Archivstaub. Aber wie es zweifellos Sache der Rechtswissenschaft ist, die Thatbestände der früheren Jahrhunderte, die daraus hervorgegangenen Beziehungen juristischer Art und den ganzen Ablauf der Rechtsgeschichte zu untersuchen und sorgsam zu studiren, so muß es auch als ihre Aufgabe bezeichnet werden, die rechtlichen Fragen zu beantworten, die im modernen und modernsten Leben entstehen Und dazu gehören auch die Verhältnisse, die durch die Benutzung und den Betrieb von Luftschiffen geschaffen werden. Daher giebt es mit gutem Grund neben den Paläontologen, die gewissermaßen die ausgestorbenen Lebewesen der Jurisprudenz (einzelne Spezialisten bleiben besonders gern an dem Kirchengemäuer des Mittelalters stehen) pflegen, auch solche, die, ohne das Studium der geschichtlichen Humusschichten zu vergessen, den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Neuzeit verlegen. Unter diesen Juristen kommen auch solche vor, die sich bemühen, ihr Augenmerk auf die gewaltigen Aenderungen des Verkehrsrechtes und auf die Bedürfnisse des internationalen Rechtes zu richten. Und dabei kann es geschehen, daß sogar Fragen

geprüft werden, bevor sie überhaupt praktisch werden: Dies ist ein Umstand, der die Rechtsantiquare besonders peinlich berührt. Doch ich meine, daß in Ausnahmefällen die Jurisprudenz auch vorschauend arbeiten und wirken dürfe.

Welche Berührungen hat denn nun die Luftschiffahrt mit dem Recht? Sie sind geradezu zahllos; denn jede neue Erscheinung gelangt, sobald sie im Verkehr praktisch wird, in ein juristisches Schema, das für alle Fälle parat steht, und die Frage ist nur die, ob es für sie auch passe Die Luftschiffahrt interessirt das Privatrecht, Verwaltungrecht, Strafrecht, Völkerrecht Aber da erhebt sich sofort eine gewichtige Vorfrage. An welche Institute des bisherigen Rechtslebens soll man sich hier anlehnen, sobald das Leben „schöne Fragen" aufwirft, wie die Juristen dann zu sagen pflegen, wenn neue und doch noch nicht definitiv erledigte Probleme an sie herantreten? Giebt es, zum Beispiel, ein Recht des Fliegens in der Luft? Kann man ohne Erlaubniß das Luftmeer des fremden Staates betreten? Welche Folgen entstehen, wenn ein Mensch auf Flugmaschinen oder in Luftschiffen verletzt wird, wenn Rechtsgüter auf der Erde aus der Höhe der Luft oder auf der Erde beim Landen zerstört oder beschädigt werden? Und welchem Strafrecht unterstehen verbrecherische Handlungen, die von oben aus der Luft gegen die Erde (und deren Einwohner und Rechtsgüter) verübt werden? Schon die Vorfrage, aus welchen Quellen die Entscheidung zu schöpfen sei, reizt zur Diskussion; sie greift, wie man beinahe sagen kann, an die Wurzel des Rechtes heran. Ist der Richter auf die Paragraphen des bestehenden Gesetzes (etwa des Bürgerlichen Gesetzbuches) eingeschworen, muß er also die neuen Thatbestände der Luftschiffahrt den bestehenden, generell aufgestellten Schemata anpassen oder kann er sagen, daß er aus der Tiefe seines Rechtsgefühls auf sie das Recht anwende, das ihnen nach der modernen Anschauung entspricht? Das neue schweizerische Civilgesetzbuch (das am ersten Januar 1912 in Kraft treten wird) kennt ein sehr einfaches Mittel, das den Richter zum modernen Gesetzgeber erhebt, sobald er sich vom Gesetz oder vom Gewohnheitrecht verlassen fühlt: er steigt vom Richterstuhl auf den Stuhl des Gesetzgebers; denn Artikel Eins sagt: „Der Richter entscheidet dann nach der Regel, die er als Gesetzgeber aufstellen würde". Die gewissenhafte Ausführung dieser nach meiner Ansicht sehr gewagten Vorschrift (gegen deren Annahme ich geschrieben habe) setzt fein gebildete Richter voraus und meine Zweifel, daß es in der Schweiz und an einzelnen anderen Orten manchmal daran fehle, sind nicht gehoben Doch lassen sie sich wohl (wenn nicht beseitigen, so doch) mildern, wenn die Personen, denen die Lösung der schweren Aufgabe zufällt, sich mit dem nöthigen Wissen, großer Lebenserfahrung und detaillirten Kenntnissen ausrüsten. Ich kann nur wünschen, daß diese nöthigen Voraussetzungen für eine glückliche Ueberwindung der betonten Schwierigkeiten wirklich geschaffen werden; auch im Interesse der durch die Aeronautik herbeigeführten Rechtsfragen und Prozesse.

Wenn wir einmal von der besprochenen Vorfrage und der Art ihrer Beachtung absehen: wie muß sich denn der Beamte und der Richter helfen, wenn er sich mit der Luftschiffahrt korrekt auseinandersetzen will? Ein Recht des Fliegens in den Lüften oder eines allgemeinen Fahr- und Wegrechtes für Luftschiffe giebt es nicht. Der Staat hat das Recht, aus Gründen seiner eigenen Sicherheit und der seiner Einwohner Beschränkungen aufzulegen, also das Polizeirecht gelten zu lassen. Nur ist die Ausübung dieses Rechtes hier nicht ganz einfach, da die Polizeisoldaten in der Luft nicht so leicht Posto fassen können. Bezeichnend ist denn auch, daß von Anfang an ein privater Verein (der Internationale Luftschiffer-Verband) die Ordnung einzelner Fragen versucht hat. Unter dem angegebenen Namen ist eine Vereinigung gegründet worden, die allerdings die Luftschiffahrt zunächst als Sport behandelt. Dabei wird für jedes Land nur „eine einzige Sportmacht" anerkannt. Die Satzungen bieten bestimmte Vorschriften, die unter dem Vorbehalt nationaler Reglements gelten. Sie sind sehr interessant und juristisch besonders beachtenswerth, weil man sagen kann, daß ein internationaler Verein die Bewältigung einer Aufgabe versuchte, die für den Staat oder die Staaten zunächst zu schwierig erschien. Später wird aber die staatliche Polizei genöthigt sein, selbst Reglements auszuarbeiten; dann wird die Vorarbeit der Vereinigung als gute Basis zu benutzen sein. Diese in Sicht stehende Bildung neuen Rechtes auf Grund privater Vorgänge verdient gewiß Beachtung.

Wie ist die privatrechtliche Stellung der Inhaber von Ballons und Luftschiffen, wenn diese Fahrzeuge zu Transportfahrten oder Luftausflügen dienen? Man muß genau unterscheiden. Wer auf Ballons, auf Aeroplanen, auf Flugmaschinen mitfährt (als Gast oder als zahlender Reisender), muß angesehen werden wie Einer, der auf eigene Gefahr handelt. Warum? Die Flugmaschinen sind wenigstens heute noch sehr unsicher; wer sie dennoch benutzt, muß wissen, daß er Etwas wagt. Juristisch müßte man den Gedanken korrekt so ausdrücken: in dem Gestatten des Mitfahrens oder Mitfliegens liegt nicht der Abschluß eines (obligationenrechtlichen) Vertrages, sondern eine nur thatsächliche Handlung. Die Frage machte in Deutschland Schwierigkeiten, als Jemand, der aus Freundlichkeit die Bewilligung erhalten hatte, auf einem Fuhrwerk mitzufahren, unter Berufung auf § 833 BGB eine Entschädigung für einen dabei erlittenen Unfall forderte und durch Gerichtsspruch erhielt. Der „Thierparagraph" wurde dann durch die Novelle vom dreißigsten Mai 1908 abgeändert (hier ist bekanntlich das erste Loch, das in das neue BGB gebohrt wurde). Die Novelle spricht natürlich nicht etwa von Flugmaschinen; aber ich meine, der Gedanke, der zur Modifikation des Gesetzbuches führte, müsse auch für die auf Flugmaschinen Mitfahrenden gelten, sogar, wenn sie ein Fahrgeld entrichten Gewiß läßt sich darüber streiten und meine Meinung entspricht durch-

aus nicht dem Formular, das nach dem bestehenden Recht maßgebend wäre Man könnte höchstens noch an den Fall denken, daß der Inhaber des Ballons oder der Flugmaschine arglistig oder fahrlässig handelt; in anderen Fällen würde ich eine Haftpflicht für Tötung und Verletzung nicht als dem Recht entsprechend ansehen. Ganz anders würde ich entscheiden, wenn es sich um eine entgeltliche Fahrt auf Luftschiffen handelt, zu der, nach staatlicher Prüfung, das Publikum eingeladen worden ist. Hier handelt sichs um reguläre moderne Verkehrseinrichtungen, zu denen man nach den Probefahrten vollkommenes Vertrauen haben kann. Deshalb ist in diesem Fall grundsätzlich anders als in den vorhin erwähnten zu entscheiden.

Wie steht die Sache, wenn Rechtsgüter auf der Erde von den neuen Fahrzeugen von der Luft herab beschädigt oder Menschen verletzt oder getötet werden? Die gewöhnlichen Normen außervertraglicher Schädigungen sind anzuerkennen. Das ist gewiß richtig; aber sofort entsteht die Frage, ob dieser Rechtsschutz nicht auszudehnen sei, gerade wie es bei den Eisenbahnen geschah und wie es auch bei den Automobilen mehrfach versucht wird. Ich würde die Frage bejahen.

Man muß übrigens nicht glauben, daß nur das eigentliche Verkehrsrecht an den Luftschiffen interessirt sei. Auch die Civilstandsverhältnisse der Geburt und des Todes können in der Aeronautik zu praktischer Bedeutung kommen; einstweilen sind freilich Todesfälle in Flugmaschinen öfter zu verzeichnen als Geburten. Immerhin darf darauf hingewiesen werden, daß ein französischer Jurist (Fauchille) gewissenhaft und sorgsam genug war, auch die Geburten in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Ferner kann die luftrechtliche Verschollenheit und Todeserklärung in Betracht kommen, da man in Luftballons nach gemachten Erfahrungen für immer verschwinden kann, ohne daß die Welt weiß oder anzugeben vermag, wohin. Dann entsteht die Frage, ob die Bestimmungen des gewöhnlichen Privatrechtes für das Luftrecht passen oder ob namentlich nicht die Fristen abgekürzt werden müssen. Endlich können Ballons oder Ballonbestandtheile gefunden werden. Darf dann der Finder von dem Werthe der Sache den Finderlohn beanspruchen, der, zum Beispiel, in § 971 BGB vorgesehen ist? Das würde doch kaum passen.

Die Luftschiffahrt kann auch mit dem Patentrecht in Berührung kommen. Wenn Aeroplane, Ballons, Luftschiffe in den Luftkreis fremder Staatsgebiete hinüberfliegen und dort sich für kurze Zeit auf die feste Erde niederlassen, so fragt es sich, ob in diesem Gebiete ertheilte Patente auch gegen solche Einrichtungen ausländischer Provenienz verwerthet werden können. Die Frage ist zu verneinen. So haben denn auch verschiedene Patentgesetze (auch das Gesetz des Deutschen Reiches) ausdrücklich bestimmt, daß die Wirkung der Patente sich nicht auf Einrichtungen von Fahrzeugen erstrecke, „welche nur vorübergehend

in das Inland gelangen". Darunter fallen auch die Motore, Signale, Beleuchtungeinrichtungen, Feuerlöschapparate. Solche Fahrzeuge nehmen das Recht des Staates, in dem ihre Inhaber wohnen oder „den Sitz haben", gewissermaßen in das Ausland mit sich. Der Gedanke läßt sich auch anders ausdrücken: diese modernsten ausländischen Fahrzeuge, die in einem andern Staat nur einen Besuch abstatten, haben eine Art gesetzlicher Lizenz, die ihnen gestattet, ohne Gefahr auch solche Einrichtungen zeitweilig zu benutzen, die dort patentirt sind. Von ähnlichen Gesichtspunkten sind auch Bestimmungen einzelner Patentgesetze ausgegangen, wenn sie die Wirkung inländischer Patente gegenüber solchen Objekten und Einrichtungen ausschlossen, die in internationalen Ausstellungen dem Publikum gezeigt werden. Das that das nordamerikanische und das schweizerische Patentgesetz. Auch diese Frage kann bei Ausstellungen von aeronautischen Einrichtungen praktisch werden.

Die geringsten Schwierigkeiten wird die Unterstellung strafrechtlicher Handlungen aus Ballons und Luftschiffen bereiten. Man muß besonders den Luftschiffen eine Nationalflagge vorschreiben und dann das in ihrer Heimath geltende nationale Recht anwenden.

Komplizirter ist die Stellung des Völkerrechts zu der Luftschiffahrt. Darf man zu ihren Gunsten ohne Weiteres von einer Luftfreiheit sprechen? Da im Lauf der Zeiten die Freiheit des Meeres proklamirt worden ist, scheint die Luftfreiheit nur eine von der Natur gebotene Parallele des selben Gedankens zu sein. Mit ernster Miene wird nun aber hier verkündet, daß diese Luftfreiheit noch kein positives Völkerrecht sei; und in der That muß anerkannt werden, daß ein solcher Satz noch nicht zu ausdrücklicher Anerkennung gelangt ist. Sehen wir heutzutage aber nicht oft, daß neue Rechtssätze geboren werden? Wir stehen (dank der Technik) so zu sagen an der Wiege der modernsten Jurisprudenz. Und die Ordnung, die in der internationalen Telefunkenkonvention (die vom ersten Juli 1908 ab gelten sollte) eingeführt wurde, ist als eine wirkliche Vorstation zu dem neuen Dogma von der Luftfreiheit anzusehen. Mit der Proklamation der Luftfreiheit zu Gunsten der Aeronautik ist die Sache aber noch nicht erledigt. Warum? Jeder Staat hat sehr weitgreifende Interessen, die er auch gegenüber Flugapparaten und Luftschiffen wahren muß; und um es zu können, muß er den Luftraum beherrschen. Man denke an die sanitären Interessen, an die der Vertheidung, an die Zollinteressen. Wie ist hier vorzugehen, wenn man auch international der Luftschiffahrt Freiheit gewähren will? Unterdrücken läßt sie sich wahrlich nicht. Man hat an die Analogie mit dem Küstenmeer gedacht und in Ausweitung dieses Gedankens (Dreimeilentheorie) die Luftschicht in einer bestimmten Höhe der ausschließlichen Souverainität des internen Staates unterworfen. Aber eine mathematische Abzirkelung des Raumes (der Luftzone) ist hier nicht möglich,

weil die Staaten unter Umständen auch in höheren Sphären Interessen zu wahren haben und weil die Aeronautik neben dem Aufstieg und Abstieg (Aufflug und Abflug) auch auf untere Luftzonen für die Fahrt Anspruch erheben muß. So wird man wohl dazu kommen, einen Mittelweg einzuschlagen und einander Konzession zu machen. Die aus fremden Staaten kommenden („fliegenden") Luftschiffe werden das Luftgebiet benützen dürfen, aber der interne Staat kann in jeder Höhe staatliche, verwaltungrechtliche, polizeiliche, sanitäre Vorschriften erlassen und ausführen. Wie dies Alles im Einzelnen gut zu ordnen ist, kann nur durch eingehende Prüfung festgestellt werden. Es handelt sich dabei um Probleme, deren Lösung zunächst die Techniker vorzubereiten haben. Dann muß eine Internationale Konferenz einberufen werden. Dabei wird auch nöthig sein, das Luftstraßenrecht zu regeln (man denke an die Signale, an Vorschriften zur Verhütung von Zusammenstößen), die Bedingungen für die Tüchtigkeit der Luftschiffe, über die Lichter auch der Flugmaschinen aufzustellen. Auch muß angeordnet werden, daß jedes Luftschiff eine nationale Fahne hisse, wie jedes Seeschiff. So kommt denn endlich auch der schweizerische Admiral doch zu seinem Recht als Beherrrscher einer Luftmeerflotte wenigstens in Friedenszeiten: was bisher nur in Operetten belacht wurde, wird wenigstens hier Ereigniß. Ferner ist hinzuweisen auf die Nothwendigkeit, die Analogie der Seenoth auch für die Luftnoth zu sichern: den Luftschiffen muß das Recht der Landung in der Noth (droit de relâche forcée) ähnlich wie den Seeschiffen gestattet werden.

Besonders schwer wird die Beantwortung der Frage sein, wie die Luftschiffe im Krieg zu behandeln sein werden. Im Haag hat man sich hierüber bekanntlich auf der zweiten Friedenskonferenz noch nicht zu einigen vermocht. Während die erste Friedenskonferenz das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen für fünf Jahre verbot, wurde diese Erklärung von der zweiten Konferenz nicht erneuert. Manche Staaten, die ihr beim ersten Mal zugestimmt hatten, lehnten sie jetzt ab: Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland, Spanien, Japan. Das Verbot hat also die praktische Bedeutung verloren. Großbritanien, das der ersten Erklärung nicht beigetreten war, hatte sich bekehrt und willigte nun ein. Das Verbot gilt für die Staaten, die sie annehmen, bis zum Schluß der dritten Friedenskonferenz. Dabei ist zu beachten, daß Artikel 25 der Konvention über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges bestimmt: „Es ist untersagt, unvertheidigte Städte, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude, mit welchen Mitteln es auch sei, anzugreifen oder zu beschießen." Für die Staaten, die diese Konvention annehmen, aber die Erklärung in Sachen der Luftschiffe ablehnen, gilt die eben citirte Bestimmung natürlich auch, weil sie eben einen Theil der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges ausmacht. Im Uebrigen aber ist die Zeit zur Ordnung dieses kriege-

rischen Völkerrechtstheiles offenbar noch nicht gekommen. Die Studien müssen fortgesetzt werden und man muß dann mit ernstem Willen zur Lösung vor diese Probleme hintreten.

Diese kurze Darstellung zeigt schon, daß der Rechtswissenschaft beim Fortschritt der Technik, im internationalen Leben unserer Zeit, immer wieder neue Aufgaben zufallen. Deshalb muß die juristische Theorie auf dem Wachtposten stehen und dafür sorgen, daß die Neuschöpfungen der Technik auf ein für sie geleitetes Rechtsgleis gebracht werden, auf dem sie sich ruhig, sicher und ohne Anstoß vorwärts bewegen können. Wer solche Probleme löst, führt der Jurisprudenz wieder frisches Blut zu und schützt sie damit vor Erstarrung. Darum darf man sagen, daß die Juristen nur ihre Pflicht thun, die nach dem Blick auf die Vergangenheit auch die Gegenwart, die nächste Zukunft und deren Bedürfnisse scharf ins Auge fassen. Und ich habe immer die Empfindung, daß jede neue technische Großthat auch die Jurisprudenz um ein gutes Stück vorwärts bringt, wenn man sich mit solcher That ernstlich abgiebt und ihr den wissenschaftlichen Civilstand anweist. Dies ist der hohe Werth der Technik für die Jurisprudenz. Das Band, das Beide umschlingt, kann ohne Gefahr für Beide nicht zerrissen werden.*)

Zürich. Professor Dr. Friedrich Meili.

*) Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit auf meine Schrift „Das Luftschiff im internen Recht und Völkerrecht" (Zürich, 1908), auf meine Abhandlung „Die Luft in ihrer Bedeutung für das modernste Verkehrs- und Transportrecht" in Seufferts Blättern für Rechtsanwendung, München 1909, und auf meinen in Berlin gehaltenen Vortrag „Das Luftschiff und die Rechtswissenschaft" (abgedruckt in den Blättern für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftlehre, 1909) hinweisen. Einzelne rechtliche Fragen, die im Gebiet der Luftschiffahrt vorkommen, habe ich auch in der Schrift: „Die drahtlose Telegraphie im internen Recht und Völkerrecht" (Zürich, 1908) behandelt.

Le droit des gens est naturellement fondé sur ce principe, que les diverses nations doivent se faire dans la paix le plus de bien et dans la guerre le moins de mal qu'il est possible, sans nuire à leurs véritables intérêts. (Montesquieu.) Im Staat sind die Gesetze von Zeit zu Zeit zu verändern. Denn es steht nicht in der Macht des Staatsbeherrschers, den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, auf den doch die Gesetze zu berechnen sind, unverändert zu erhalten; kein Sterblicher kann sagen: Sonne, stehe still! Oder: Bis hierher und nicht weiter! (Zachariae.)

Ein neuer deutscher Shakespeare.

Seit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts tobt der Kampf um die Uebersetzung von Schlegel-Tieck, ein Meisterwerk sprachschöpferischer Begabung, das unseren dramatischen Vers beeinflußt hat wie vielleicht nur noch Goethes „Iphigenie" und „Tasso". „Los von Schlegel!" war mit einem Male die Parole im Philologenlager. Gegenüber den heftigen Angriffen der Revisionisten blieb die deutsche Shakespeare-Gesellschaft auf einem diplomatisch abwartenden Standpunkt: sie bezeichnete die Verbesserung des Textes als ein dankenswerthes Privatunternehmen, konnte sich aber nicht dazu verstehen, die Arbeit eines einzelnen Mannes mit ihrem Namen zu decken. Offenbar hielt sie es mit Falstaffs Grundsatz: „Das bessere Theil der Tapferkeit ist Vorsicht." Das weniger gute hatte Professor Hermann Conrad erwählt: er korrigirte die, „nehmt Alles nur in Allem" (so darf man von Rechts wegen nicht mehr sagen, da die Stelle falsch wiedergegeben ist), beste Uebersetzung der Deutschen wie den Aufsatz eines lichterfelder Kadetten und glaubte, seinen Namen an die Sterne geschrieben zu haben. Aber jetzt vermochte der Shakespeare-Generalstab noch weniger als vorher sich zu entschließen, seine segnenden Hände auszubreiten. Die große Frage war nicht nur nicht beantwortet, sondern nach all dem unnützen Wortgefecht kaum vom Fleck gerückt. Wir hatten einen wissenschaftlich geflickten Schlegel-Tieck.

Und nun kommt die That. Nicht aus dem Generalstab und zum Glück nicht von einem Nur-Philologen. Friedrich Gundolf, ein Jünger Stefans George, will der deutschen Nation einen neuen Shakespeare schenken. Der erste Band der im Ganzen auf zehn Bände berechneten Ausgabe ist bei Georg Bondi in Berlin erschienen. Der Verleger war ihr ein hochherziger Maecen, der für eine sehr splendide Ausstattung sorgte. Melchior Lechter hat den Druck überwacht und in seinem Sakralstil Zierleisten beigesteuert; aber mit weniger Zier könnte man für meinen Geschmack mehr leisten: der zweifarbige Druck hat (für mein Auge wenigstens) etwas Flackeriges und die auf jeder Seite angebrachte Umrahmung des Schriftsatzes wirkt auf die Dauer nicht beruhigend.

Soll man nun Hosianna oder Pereat schreien? Vorläufig weder das Eine noch das Andere. Obwohl wir bis jetzt nur einen kleinen Bruchtheil des Gesammtwerkes haben, stehen sich die Meinungen schon gegenüber wie Schwarz und Weiß. Julius Bab urtheilt begeisterungtrunken: „Wenn das deutsche Volk noch in irgendeinem Grade ästhetische Lebensinteressen hat, so ist die That Friedrichs Gundolf ein Nationalereigniß." Und der Shakespeare-Biograph Max J. Wolff verurtheilt drakonisch: „Ein großer Aufwand, schmählich! ist verthan." Hyperbel rechts, Hyperbel links; die Wahrheit in der Mitten.

Gundolfs erster Band enthält die Römerdramen: Schlegels „Julius

Caesar" überarbeitet, den „Coriolanus" und „Antonius und Kleopatra" völlig neu übersetzt. Daß Dorothea Tieck, die den „Coriolanus", und Baudissin, der „Antonius und Kleopatra" übersetzt hat, ersetzt werden mußten, versteht sich von selbst. Sie waren allzu weit hinter Schlegel zurückgeblieben; mußte er sich seine Technik selbst schaffen, so übernahmen sie die seine als etwas Fertiges, Gegebenes; war ihm Shakespeare Erlebniß, so war ihnen Schlegels Uebertragung das Erlebniß. Sie sind Schlegelianer. Alle, die nach ihnen kamen, haben sie eigentlich übertroffen; und nur der Umstand, daß sie mit einem Großen so eng liirt waren, mag sie vor früherer Depossedirung bewahrt haben. Wenn Gundolf sie also in den Schatten stellte, so wäre Das allein noch kein Grund, allzu viel Aufhebens von seiner Arbeit zu machen Es wäre fast ein Kunststück gewesen, sie in unseren Tagen nicht zu überbieten Daß er es so spielend leicht that, ist zum großen Theil das Verdienst der deutschen Sprache, die heute über ganz andere Möglichkeiten des dramatischen Ausdruckes verfügt und die reichste Entwickelung aus der Sphäre des Abstrakten zum Konkreten hin durchgemacht hat. Heil Dir, daß Du ein Enkel bist!

Aber wie verhält sich der neue Mann zu Schlegel? Das muß den Ausschlag geben. „Schlegels Antheil durfte beibehalten werden Er läßt sich wohl verbessern, aber nicht übertreffen." Gundolf will sagen: Schlegel läßt sich wohl in Einzelheiten verbessern, seine Gesammtleistung jedoch nicht übertreffen. Daß er ihn in Einzelheiten verbessert hat, mag eine Auslese zeigen.

Shakespeare: Nor heaven nor earth have been at peace to-night
Schlegel: Zu Nacht hat Erd' und Himmel Krieg geführt
Gundolf: Nicht Erd' noch Himmel war heut nacht in Frieden

Es ist ein ziemlich belangloser Vers (Caesar II, 2); für Gundolfs Verfahren ist er aber charakteristisch. Man sieht auf den ersten Blick, daß seine Lesart dem Original näher kommt als die Schlegels. Das Deutsche und das Englische decken sich jetzt wie zwei kongruente Dreiecke. Gundolfs erstes Prinzip heißt: die Wörtlichkeit so viel wie irgend möglich zu wahren. „Es handelte sich darum, ganz einfach zu sagen, was dastand, nicht, was auch hätte dastehen können Darum folgte ich Shakespeares Wort so treu, wie die deutsche Sprache überhaupt heute zuließ" Er hat Recht: von zwei inhaltlich und formal gleich guten Versionen verdient die wörtlichere immer den Vorzug, weil sie mehr vom Original giebt Ich greife noch zwei Beispiele heraus, die schlagend beweisen, daß Gundolf seinen erlauchten Vorgänger in der Wörtlichkeit übertrifft.

Shakespeare: To you our swords have leaden points, Mark Antony
Schlegel: Für Euch sind unsre Schwerter stumpf, Anton
Gundolf: Für Euch sind unsrer Schwerter Spitzen Blei

Indem er den Namen Anton in die vorhergehende Zeile wirft, kann Gundolf

das Bild des Originals wortgetreu festhalten, während sich Schlegel mit dem farblosen „stumpf“ begnügen muß.

Shakespeare: Thorough the hazards of this untrod state
Schlegel: unter den Gefahren | Der wankenden Verfassung
Gundolf: Durch dieses ungebahnten Zustands Fährniß

Schlegel paraphrasirt das Original und entfernt sich von seiner konkreten Bildhaftigkeit, indem er „state“ (Zustand) abstrakter als „Staat“ auffaßt; Gundolf kehrt mit Glück zu der ursprünglichen Bedeutung zurück und bleibt Shakespeare auf diese Weise nicht das Geringste schuldig.

Dieses Prinzip der Wörtlichkeit setzt Gundolf ferner in den Stand, die Verszahl des Originals beizubehalten. Während Schlegel manchmal eine Zeile hinzufügen muß, um Shakespeares Fülle und Wucht einzufangen, kommt Gundolf mit der dem Original genau entsprechenden Verszahl aus; ja, er geht noch weiter: wo sich bei Shakespeare eine unvollständige Zeile findet, wird sie fragmentarisch übernommen. Selbst vor Härten und Unschönheiten schreckt der Moderne nicht zurück. Zum Beispiel:

Cinna: O Caesar . .
Caesar: Fort! Willst Du Olymp versetzen?

Schlegel überschreitet hier getrost das Maß des Blankverses:

Cinna: O Caesar!
Caesar: Fort, sag' ich! Willst Du den Olymp versetzen?

Weil bei Shakespeare Rede und Gegenrede in einen Blankvers gespannt sind (O Caesar — Hence! Wilt thou lift up Olympus?), scheut Gundolf eine Krudität wie den artikellosen Olymp nicht. Und so öfter. Das an sich zu billigende Prinzip wird bisweilen übertrieben.

Aehnlich ergeht es ihm, wenn er um jeden Preis die Sinnlichkeit des englischen Ausdruckes retten möchte und mit einer Kühnheit nachbildet, die mitunter der deutschen Sprache Gewalt anthut. Aber Das sind vereinzelte Auswüchse, auf die man nicht allzu viel Gewicht legen soll in Anbetracht des dichterischen Ingeniums, das Gundolf bewährt. Gerade hier zeigt er sich oft von einer Treffsicherheit, die seiner Arbeit den Werth einer poetischen Neuschöpfung sichern und ihn weit über Schlegel erheben. Einige Beispiele:

Shakespeare: Sign'd in thy spoil, and crimson'd in thy lethe
Schlegel: mit den Zeichen | Des Mordes und von Deinem Blut bepurpurt
Gundolf: Behängt von Deiner Bürsch, roth durch Dein Schweißen

Wie zahm ist hier Schlegel, wie verwischt er das Bild des von den Jägern erlegten Wildes! Gundolf dagegen hält den Vergleich durch und hält den Vergleich mit Shakespeare aus. Oder:

Shakespeare: Horses did neigh, and dying men did groan;
And ghosts did shriek, and squeal about the streets.

Schlegel: Da wiehern Rosse, Männer röcheln sterbend
Und Geister wimmerten die Straßen durch.
Gundolf: Zum Rossewiehern stöhnten Sterbende
Und Geister kreischten winselnd durch die Straßen.

Bei Schlegel stört zunächst der Wechsel des Tempus; ferner ist die zweite Zeile sehr viel matter als im Original und die Wendung „die Straßen durch“ wenig glücklich. All Das hat Gundolf vermieden und Shakespeares Höhe mit muthigem Schwung erreicht.

Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Ich sagt' es schon: Manchmal geht Gundolf zu weit; die Freude an der Kühnheit der Metapher verleitet ihn zu wahren Saltimortali des Ausdruckes und er wittert auch da noch Bilder, wo schon bei Shakespeare das Wort sich abgeschliffen hat oder sich abzuschleifen beginnt (etwa wenn er „to cross“ regelmäßig mit „queren“ wiedergiebt: „quert ihn in nichts“). Hier liegt eine Gefahr für ihn. Das Erhabene und das Lächerliche wohnen zu dicht bei einander. Auch scheint er mir (Das ist ein sehr wichtiger Punkt) die Sprechbarkeit des Verses nicht immer genügend zu berücksichtigen. Er überlädt ihn mit Tropen, packt zu viel hinein, drängt die Bilder zu dicht. Ich citire eine Stelle aus „Coriolanus“:

„Hinweg, mein eigener Sinn! Ergreife mich,
Geist einer Hure. Meine Kriegerkehle,
Die mit der Trommel einklang, werde Piepe,
Dünn wie die Hämlings- oder Jungfernstimme,
Die Kindchen einlullt. Schurkenlächeln lagre
Auf meiner Wange, Schulbubthrän' beschlage
Die Fenster meines Augs, des Bettlers Zunge
Rühr sich durch meinen Mund, mein wehrhaft Knie,
Sonst nur gebeugt im Bügel, knicke wie
Des, der Almosen kriegt.“

Ob der Schauspieler, der diese Verse zu sprechen hat, sehr erbaut davon sein wird?

Dazu kommt, daß die Uebersichtlichkeit für das Auge durch eine willkürliche, selbstherrliche Interpunktion überaus erschwert wird. Hier macht sich der Einfluß des Meisters Stefan George übel bemerkbar. Wir haben nun einmal im Deutschen eine logische und keine phonetische Interpunktion; und Aristokratenart, die sonst so streng auf Form hält, sollte sich nicht souverain oder nonchalant über die Toilette des Satzes hinwegsetzen. Auch nicht über die Formen der Satzzeichen. Der kleine senkrechte Strich, der als Komma im Druck verwendet wird, sieht aus, als ob er die Beine bis unter den Hals gezogen hätte. Fort mit solchem typographischem Schnickschnack! Führt eine vernünftige, die herkömmliche Interpunktion ein; sonst könnte Euch ein Uebelwollender nachsagen, Ihr wolltet etwas Besonderes scheinen, weil ihr nichts Besonderes seid, und Ihr habt es doch wahrhaftig nicht nöthig, zu solchen Aeußerlichkeiten Eure Zuflucht zu nehmen.

Eine Crux für den den Bearbeiter Schlegels bildet die Frage, wie er sich Citaten gegenüber verhalten solle. Im Allgemeinen bin ich dafür, sie unangetastet zu lassen, weil sie in den Bewußtseinsinhalt der Gebildeten übergegangen sind, falls Schlegel sie nicht direkt falsch übersetzt hat, wie etwa das berüchtigte: „So macht Gewissen Feige aus uns Allen". Gundolf scheint anderer Meinung; auch ohne zwingende Nothwendigkeit, selbst ohne ersichtlichen Grund ändert er. Leider läßt sich nicht behaupten (was die einzige innere Rechtfertigung des Nachkommenden wäre), daß das Gute in allen Fällen dem Besseren weichen muß. Zwei Beispiele: Schlegel läßt den Caesar an der Stelle, wo er wohlbeleibte Männer in seiner Umgebung wünscht, sagen: „Der Cassius dort hat einen hohlen Blick." Offenbar genügte Gundolf diese Fassung nicht, weil bei Shakespeare zwei Adjektiva stehen („Yon Cassius has a lean and hungry look"), und so verschlimmbesserte er: „Der Cassius dort sieht dürr und hungrig drein." Das müßte uns Cassius erst einmal vormachen, wie man „dürr" dreinblickt. Während Gundolf hier dem Original getreuer zu folgen bemüht ist, entfernt er sich an einer anderen Stelle von Schlegels Wörtlichkeit. „Wofern Ihr Thränen habt, bereitet Euch, sie jetzo zu vergießen", heißt es bei Schlegel im engsten Anschluß an Shakespeares „If you have tears, prepare to shed them now". Vermuthlich nahm Gundolf Anstoß an dem alterthümlichen „jetzo", das jedoch an dieser rhetorischen Stelle einen volleren Klang giebt, und modelte deshalb die Zeile nüchtern um: „Wofern Ihr Thränen habt, vergießt sie jetzt". Wo bleibt Shakespeares „prepare"? So könnte man den Mann fragen, der sonst kein Wort der Vorlage zu opfern liebt. Also abermals keine Verbesserung. Einmal ist ihm aber gelungen, einem Citat schlegelischer Prägung eine prägnantere Form zu leihen: „Zuletzt, doch nicht der Letzte meinem Herzen" übersetzt Schlegel das shakespearische „Though last, not least in love" und giebt damit nur den Sinn, aber weder die Alliteration noch das Wortspiel; Gundolf setzt dafür das kürzere und schlagendere „Zuletzt, nicht zu unliebst". Nur prosodisch scheint mir seine Verbesserung nicht einwandfrei, weil das unwichtige „zu" in der Hebung steht und „unliebst" unrichtig als Oxytonon betont ist; ich möchte ihm daher die Umstellung empfehlen: „Zuletzt, zu unliebst nicht."

Zuletzt, zu unliebst nicht sage ich also: Gundolf hat, mag man im Einzelnen Manches gegen ihn auf dem Herzen haben, schon durch diesen ersten Band bewiesen, wie heilig ernst er seine Aufgabe nimmt, und hat sie zum Theil mit schönem Gelingen gelöst. Noch steht ihm Schwereres bevor (Hamlet, Romeo, Sommernachtstraum); mäßigt er aber weise seine allzu kühne Bildnerkraft, so wird er es zur Vollendung bringen. In diesem Sinn sei ihm und seinem wagemuthigen Verleger ein herzliches Glückauf zugerufen.

Max Meyerfeld.

❧

Die Pinguine.*)

Es mag scheinen, daß die Belustigungen sehr verschiedenartig sind, die offenbar Reiz für mich haben. Und dennoch kennt mein Leben nur einen Gegenstand; einem großen Plan ist es gänzlich unterworfen. Ich schreibe die Geschichte der Pinguine. Mit Fleiß arbeite ich daran, ohne mich durch die Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, die oft für unüberwindlich gelten könnten.

Ich habe die Erde aufgewühlt, um die vergrabenen Denkmale dieses Volkes zu entdecken. Die ersten Bücher der Menschen waren Steine. Ich habe die Steine durchforscht, die man als primitive Annalen der Pinguine betrachten mag. Am Gestade des Ozeans habe ich in einem noch unversehrten Totenhügel gestöbert. Darin fand ich, wie Das so Brauch ist, Aexte aus Kieselstein, bronzene Schwerter, römische Münzen nnd ein Geldstück zu einem Franken mit dem Bildniß Ludwig Philipps des Ersten, des Frankenkönigs.

Für die geschichtlichen Zeiten hat die Chronik des Johannes Talpa, eines Mönches vom Kloster Beargarden, mich sehr gefördert. Dort stillte ich meinen Durst nach Wissen um so ergiebiger, als für das graue Mittelalter keine andere Quelle pinguinischer Historie aufzuspüren ist.

Reicher sind wir vom dreizehnten Jahrhundert ab; reicher zwar, doch nicht glücklicher. Es ist außerordentlich schwer, Geschichte zu schreiben. Nie weiß man genau, wie die Dinge sich zugetragen haben, und des Historikers Verlegenheit steigt mit der Dokumente Ueberfluß. Wenn ein Geschehniß durch eines einzigen Zeugen Mund bekannt ist, so vertraut man ihm, ohne lange zu schwanken. Rathlos wird man erst, wenn die Ereignisse von zwei oder mehr Zeugen berichtet werden; denn ihre Aussagen widersprechen einander stets und sind stets unverträglich. Sicher ist, daß die wissenschaftlichen Gründe, ein Zeugniß einem anderen vorzuziehen, manchmal sehr stark sind. Nie aber sind sie stark genug, über unsere Leidenschaften, unsere Vorurtheile, unsere Interessen zu siegen, nie, die Flüchtigkeit des Geistes zu überwinden, die allen ernsten Menschen gemein ist. Drum zeigen wir die Thatsachen immer auf eigennützige oder frivole Weise.

Ich wollte etlichen gelehrten Archaeologen und Palaeographen meines Landes und des Auslandes das Ungemach eröffnen, das ich bei der Niederschrift der Geschichte der Pinguine hatte. Sie schenkten mir nur ihre Verachtung. Und sie besahen mich mit einem Lächeln des Erbarmens, das wohl heißen sollte: „Schreiben denn wir Geschichte? Versuchen wir, einem Text, einem Dokument das kleinste Stückchen Lebens oder Wahrheit abzugewinnen? Rein und einfach drucken wir die Texte ab. Wir halten uns an den Buchstaben. Der Buchstabe allein hat Werth und Bestimmtheit. Der Geist ist unbewerthbar, unbestimmt. Trugbilder sind die Ideen. Wer Geschichte schreibt, muß höchst eitel sein und Freude am Erfinden haben.“ All Das lag im Blick und im Lächeln unserer Meister der Palaeographie;

---

*) Braucht man zum Lob Anatoles France heute noch Etwas zu sagen? Sicher nicht. Sein stärkstes Werk, „Die Insel der Pinguine“, erscheint im Mai bei R. Piper & Co. in München. Ein Werk reifen Humors und kraftvoller Skepsis, das in ergötzlichen Bildern die ganze Kulturentwickelung zeigt. Herr Paul Wiegler hat es sehr gut übersetzt. Hier wird die Vorrede und ein charakteristischer Abschnitt als Kostprobe geboten.

und die Unterredung mit ihnen hat mich tief entmuthigt. Eines Tages, nach einem Gespräch mit einem hervorragenden Siegelforscher, war ich noch betrübter als sonst. Und plötzlich entsann ich mich: „Aber es giebt doch Historiker. Ihr Geschlecht ist ja nicht völlig ausgestorben. In der Akademie der Geisteswissenschaften werden fünf bis sechs konservirt. Sie drucken keine Texte; sie schreiben Geschichte. Sie zum Mindesten werden mir nicht sagen, daß zu dieser Beschäftigung Eitelkeit gehört." Der Gedanke hob meine Zuversicht.

Am nächsten Tag stellte ich mich einem von ihnen vor, einem klugen Greise. „Ich möchte", sagte ich, „bei Ihnen, dem Erfahrenen, mir Rath holen. Ich plage mich mit dem Entwurf eines Geschichtwerkes und bringe es zu nichts." Achselzuckend erwiderte er: „Weshalb, guter Herr, wollen Sie sich so anstrengen, weshalb wollen Sie eine Geschichte verfassen, während Sie nach dem Brauch nur nöthig hätten, die bekanntesten abzuschreiben? Hätten Sie eine neue Ansicht, eine ursprüngliche Idee, stellten Sie Menschen und Dinge in unerwartetem Lichte dar, so würden Sie den Leser überraschen. Und der Leser hat es nicht gern, wenn er überrascht wird. In einem Geschichtwerk sucht er stets nur die Dummheiten, die ihm schon bekannt sind. Wer sich müht, ihm Kenntnisse zu verschaffen, wird ihn nur beschämen und ärgern. Streben Sie nicht, ihn aufzuklären. Er wird darüber schreien, daß Sie seinen Glauben beschimpfen. Die Historiker schreiben einander ab. So sparen sie sich Arbeit und vermeiden den Schein des Hochmuthes. Folgen Sie ihrem Beispiel und seien Sie nicht original! Ein originaler Geschichtschreiber fällt dem Mißtrauen, dem Abscheu von überall her anheim. Meinen Sie, Herr", fügte er hinzu, „ich wäre der geschätzte, geehrte Mann, der ich bin, wenn ich in meine Geschichtbücher Neues gebracht hätte? Was ist denn das Neue? Unverschämtes Zeug!"

Er stand auf. Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit und wollte gehen: er aber rief mich zurück: „Noch ein Wort. Sofern Sie Ihrem Buch eine gute Aufnahme wünschen, versäumen Sie keinen Anlaß, darin die Tugenden zu preisen, die der Gesellschaften Stütze sind: die Botmäßigkeit gegen den Reichthum, die frommen Gefühle und insbesondere die Entsagung des Armen, diese Grundlage der Ordnung. Versichern Sie, daß in Ihrem Geschichtwerk der Ursprung des Eigenthums, des Adels, der Schutzmannschaft mit der Achtung gewürdigt werden sollen, die solchen Einrichtungen zusteht. Deuten Sie an, daß Sie das Uebernatürliche, wenn es sich zeigt, anerkennen. Dann werden Sie in den besseren Kreisen gefallen."

Ich habe mich nach diesen weisen Lehren gerichtet.

Mit den Pinguinen vor ihrer Verwandlung habe ich mich hier nicht zu beschäftigen. Mein Recht auf sie beginnt erst in dem Augenblick, wo sie die Zoologie verlassen, um in der Geschichte und der Theologie Bereich einzuziehen. Wirkliche Pinguine hat der große Heilige Maël in Menschen umgewandelt. Doch einer Klärung bedarf es zunächst; denn heute könnte der Begriff uns verwirren.

Im Französischen wird ein Vogel der arktischen Gegenden, welcher der Gattung der Alke zuzurechnen ist, Pinguin genannt; unter Flossentaucher verstehen wir den Typus der Meergänse, welche die antarktischen Meere bewohnen. So verfährt etwa Lecointe in seinem Bericht über die Reise der „Belgica". „Von allen Vögeln", sagt er, „die an der Gerlach-Straße verbreitet sind, sind die Flossentaucher die interessantesten. Manchmal giebt man ihnen die ungenaue Bezeichnung Pinguine des Südens." Doktor J. B. Charcot behauptet im Gegentheil, die echten,

einzigen Pinguine seien die Vögel der Antarktis, die wir Flossentaucher nennen, und er beruft sich darauf, daß sie von den Holländern, die 1598 ans Kap Magelhaens gelangten, den Namen Pinguinos, wohl um ihres Fettes willen, empfangen hätten. Doch wenn die Flossentaucher sich Pinguine heißen, was sollen dann künftig die Pinguine thun? Doktor J. B. Charcot sagt es uns nicht; und es scheint, als ob es ihn nicht ein Bischen gräme.

Dagegen, daß seine Flossentaucher jetzt oder von Neuem Pinguine werden, ist nichts zu machen. Als er sie entdeckte, erwarb er sich auch die Befugniß, ihren Namen festzulegen. Aber er sollte doch wenigstens den Pinguinen des Nordens gestatten, Pinguine zu bleiben. So wird es südliche und nördliche Pinguine geben, anarktische und arktische, Alke oder ehemalige Pinguine und Meergänse oder ehemalige Flossentaucher. Vielleicht wird Das den Ornithologen lästig sein, deren Sorge ist, die Schwimmvögel zu beschreiben und zu klassifiziren. Gewiß werden sie sich fragen, ob derselbe Name für zwei Gattungen passe, die an entgegengesetzten Polen sich aufhalten und mehrfach sich unterscheiden, zumal am Schnabel, an den Floßfedern und den Pfoten. Ich für meinen Theil finde mit dieser Verwirrung mich ganz gut ab. Die Aehnlichkeiten zwischen meinen Pinguinen und denen des Herrn J. B. Charcot scheinen, so groß die Unähnlichkeit ist, doch zahlreicher und tiefer zu sein. Bei der einen wie bei der anderen Spielart sind ein ernster, sanfter Ausdruck zu beobachten, komische Wichtigkeit, selbstvergnügte Zudringlichkeit, breitspurige Laune, ein Gehaben, das tölpelhaft und zugleich feierlich ist. Die eine wie die andere liebt den Frieden, ist groß im Reden, nach Schauspielen lüstern, der öffentlichen Geschäfte beflissen und vielleicht ein Wenig eifersüchtig auf überlegene Größe. Freilich haben meine Hyperboräer nicht schuppige, sondern mit kleinen Federn bedeckte Flossen. Obwohl ihre Beine etwas weniger hinten ansetzen als die ihrer meridionalen Vettern, schreiten sie eben so aus, die Brust hoch, den Kopf gereckt. Sie wiegen den Leib eben so bedächtig und ihr os sublime, ihr Ueberschnabel ist nicht zuletzt die Ursache des Irrthums, in den der Apostel versank, als er sie für Menschen hielt.

Das Werk, das hier vorliegt, ist, wie ich zugeben muß, ein Historienwerk alter Schule; derjenigen Schule, welche die Reihe der Begebnisse erzählt, die vom Gedächtniß aufbewahrt worden sind, und so weit wie möglich Ursachen und Wirkungen vermeldet. Das ist eher Kunst als Wissenschaft. Man erklärt, dieses Verfahren genüge peinlichen Geistern nicht mehr; und die antike Klio ist heute als eine Klatschschwester aus der Spinnstube verrufen. Und wohl ist für künftige Zeit eine sicherer aufgebaute Geschichtschreibung denkbar, eine Geschichte der Lebensbedingungen, die uns lehren könnte, was irgendein Volk zu irgendeiner Epoche in allen Gebieten seiner Thätigkeit hervorgebracht und vollendet hat. Diese Geschichtschreibung wird keine Kunst mehr, sondern Wissenschaft sein und auf die Genauigkeit sich versteifen, die der Historie von ehemals fehlte. Doch zu ihrer Errichtung braucht sie eine Unzahl von Statistiken, die man bei allen Völkern und ganz besonders bei den Pinguinen bisher vermißt. Möglich, daß unsere Zeit eines Tages die Elemente einer solchen Geschichtschreibung liefert. Was die Menschheit betrifft, deren Schicksal schon abgelaufen ist, so hat man, fürchte ich, sich auf immer mit einer Chronik nach altem Muster zu bescheiden. Deren Reiz hängt namentlich von dem Scharfsinn und dem guten Glauben des Erzählers ab.

Das Leben eines Volkes ist, wie ein großer Schriftsteller des Landes Alka

gesagt hat, ein Gespinnst von Verbrechen, Elend und Wahnwitz. Nicht anders steht es mit den Pinguinen als mit den übrigen Nationen. Jedoch enthält ihre Geschichte wunderbare Partien, die ich hell beleuchtet zu haben hoffe.

Die Pinguine blieben lange eine kriegerische Schaar. Einer von ihnen, Jakob der Philosoph, hat ihren Charakter in einem kleinen Sittengemälde geschildert, das ich hier mittheile und das man wohl nicht ohne Vergnügen beschauen wird: „Zur Zeit der letzten Drakoniden reiste der weise Gratian durch Pinguinien. Als er einmal durch ein kühles Thal kam, wo Kuhglocken in die reinen Lüfte tönten, setzte er sich unter einer Eiche, neben einer Hütte auf eine Bank nieder. An der Schwelle reichte eine Frau einem Kinde die Brust; ein Knabe spielte mit einem großen Hund; ein blinder Greis saß im Sonnenschein und trank mit halb offenen Lippen das Tageslicht. Der Hausherr, ein kräftiger, junger Mann, bot Gratian Brot und Milch dar. Der Philosoph aus Marsuinien nahm diese ländliche Atzung und sagte: „Freundliche Bewohner eines freundlichen Landes, ich danke Euch. Alles hier athmet Lust, Eintracht, Frieden.“ Während er so sprach, zog ein Hirt vorüber, der auf dem Dudelsack einen Marsch blies. „Was ist Das für eine lebhafte Melodie?“ fragte Gratian. „Es ist die Kriegshymne gegen die Marsuine“, antwortete der Landmann. „Jeder singt sie. Die Kindlein kennen sie, ehe sie noch reden. Wir Alle sind gute Pinguine.“ „Ihr seid den Marsuinen nicht gewogen?“ „Wir hassen sie.“ „Warum hasset Ihr sie?“ „Danach fragt Ihr? Sind die Marsuine nicht der Pinguine Nachbarn?“ „Gewiß.“ „Nun, deshalb hassen die Pinguine die Marsuine.“ „Ist Das ein Grund?“ „Sicherlich. Nachbar heißt: Feind. Betrachtet das Feld, das an das meine grenzt. Es ist das Feld des Menschen, den ich am Grimmigsten hasse. Nächst ihm sind meine bösesten Feinde die Leute des Dorfes, das am anderen Hang des Thals, unter dem Wäldchen von Weißbirken, emporkriecht. In diesem engen, auf allen Seiten geschlossenen Thal liegen nur dieses Dorf und meines; verfeindet also sind sie. Jedesmal, wenn unsere Burschen denen von drüben begegnen, tauschen sie Schmähungen und Hiebe. Und Ihr verlangt, die Pinguine sollten der Marsuine Feinde nicht sein! Wisset Ihr denn nicht, was der Patriotismus ist? Aus meiner Brust dringen nur zwei Rufe: Hoch die Pinguine! Nieder mit den Marsuinen!“ Dreizehn Jahrhunderte hindurch befehdeten die Pinguine sämmtliche Völker der Welt, mit immer gleicher Hitze, doch mit wechselndem Erfolg. Dann wurden sie binnen wenigen Jahren Dessen überdrüssig, was sie so lange geliebt hatten, und zeigten eine sehr heftige Neigung zum Frieden, die sie wohl mit Selbstgenügen, doch im ehrlichsten Ton verkündeten. Ihre Feldherren bequemten sich der neuen Stimmung an. Ihr ganzes Heer, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, Rekruten und Veteranen, war seelenfroh. Nur Federfuchser und Bücherwürmer klagten und Krüppel ohne Beine waren untröstlich.

Der selbe Philosoph Jakob verfaßte eine Art moralischer Legende, worin er mit stark komischen Zügen die verschiedenen Handlungen der Menschen beschrieb, und flocht gewisse Umstände der heimischen Geschichte darein. Etliche Personen fragten ihn, warum er diese erdichtete Historie verfaßt habe und welchen Nutzen für sein Vaterland er sich davon verspreche. „Sehr großen“, erwiderte der Philosoph. „Wenn sie ihre Handlungen also travestirt und Dessen, was ihnen schmeichelte, entblößt sehen, werden die Pinguine besser urtheilen und weiser sein.“

In diesem Geschichtbuch wollte ich nichts, was für Künstler reizvoll ist,

fortlassen. Man wird ein Kapitel über die pinguinische Malerei im Mittelalter finden, und wenn es minder vollständig ist, als nach meinem Sinn gewesen wäre, so habe nicht ich die Schuld, wovon man sich durch die Lecture des grauenhaften Berichtes überführen kann, mit dem ich diese Vorrede beschließe.

Im Juni des vergangenen Jahres hatte ich den Einfall, nach Ursprung und Fortschritten der pinguinischen Kunst mich bei dem leider so früh verstorbenen Herrn Fulgentius Tapir zu erkundigen, dem gelehrten Urheber der „Allgemeinen Jahrbücher der Malerei, Skulptur und Architektur". In seinem Arbeitzimmer fand ich ein wunderbar kurzsichtiges Männchen, das vor einem Cylinderbureau saß, unter einer fürchterlichen Papierlast, und dessen Augenlider hinter goldener Brille zuckten. Zum Ersatz für die Sehfähigkeit, die ihm gebrach, schnüffelte seine unmäßig lange, bewegliche, mit dem köstlichsten Tastsinn ausgestattete Nase in der sichtbaren Welt umher. Durch dieses Organ setzte Fulgentius Tapir sich mit Kunst und Schönheit in Berührung. Man weiß, daß in Frankreich die Musikkritiker meist taub, die Kunstkritiker meist blind sind. So ist ihnen die Sammlung vergönnt, die für die ästhetischen Ideen nothwendig ist. Glauben Sie, mit Augen, die geschickt gewesen wären, die Formen und die Farben wahrzunehmen, worein die räthselvolle Natur sich hüllt, hätte Fulgentius Tapir über Bergen gedruckter und handschriftlicher Dokumente den Gipfel des doktrinären Spiritualismus erklommen und jene gewaltige Theorie geahnt, die aller Länder und aller Zeiten Künste auf das Institut de France, ihren obersten Zweck, sich beziehen läßt?

Die Wände des Arbeitraumes, der Boden, die Decke sogar waren mit berstenden Bündeln Papieres vollgepackt, mit hochgeschwollenen Kartons, mit Schachteln, in denen unendliche Massen von Zetteln sich drängten. Und halb staunend, halb erschrocken blickte ich auf diese Katarakte von Bildung, die ihre Dämme zu zerreißen drohten.

„Meister", sprach ich mit bewegter Stimme, „ich rufe Ihre Güte und Ihr Wissen an, die beide unerschöpflich sind. Wollen Sie in meinen beschwerlichen Forschungen über den Ursprung der pinguinischen Kunst mir Ihre Hilfe gewähren?"

„Werther Herr", antwortete der Meister, „ich besitze die gesammte Kunst, wohlverstanden: die gesammte Kunst, in alphabetisch und nach den Materien geordneten Zetteln. Ich eile, Ihnen Alles, was die Pinguine betrifft, zur Verfügung zu stellen. Klettern Sie auf die Leiter und ziehen Sie an der Schachtel, die Sie da oben sehen. Sie finden, was Sie brauchen."

Zitternd gehorchte ich. Doch kaum hatte ich die verhängnißvolle Schachtel aufgeklappt, als ihr blaue Zettel entquollen und, durch meine Finger schlüpfend, herabzuregnen begannen. Alsbald öffneten sich, wie von Sympathie gelockt, die nächsten Schachteln und Bäche rosiger, grüner, weißer Zettel flossen hervor und Schlag auf Schlag entströmten sämmtlichen Schachteln die bunten Zettel und rauschten wie im April die Wasserstürze über Bergeshang. In einer Minute war der Boden unter dicker Papierschicht verschwunden. Aus unerschöpflichen Vorrathskammern sprudelten die Zettel mit immer wachsendem Getös; und ihr rasender Schwall ward von Sekunde zu Sekunde beschleunigt. Mit wachsamer Nase beobachtete Fulgentius Tapir das Wüthen. Er erkannte die Ursache und ward blaß vor Angst.

„Wie viel Kunst!" schrie er auf.

Ich rief ihn mit Namen, ich beugte mich, um ihm beim Erklettern der Leiter zu helfen, die unter dem Platzregen wankte. Es war zu spät. Jetzt hatte er

niedergedrückt, verzweifelt, kläglich, seine Sammetkappe und seine goldene Brille verloren. Umsonst stemmte er seine kurzen Arme gegen die Fluth, die ihm bis an die Achsel schwoll. Plötzlich stieg eine gräßliche Wasserhose von Zetteln auf und riß ihn in einen gigantischen Wirbel. Ein Sekunde lang sah ich im Schlund den glatten, blinkenden Schädel des Gelehrten und seine fetten Händchen, dann schloß sich die Tiefe und über regunglosem Schweigen verbreitete sich die Sintfluth. Da ich selbst in Gefahr war, mit meiner Leiter hinabgewälzt zu werden, entfloh ich durch des Fensterkreuzes höchste Scheibe.

Marbods Höllenfahrt.

Wir besitzen ein werthvolles Denkmal der pinguinischen Literatur im fünfzehnten Jahrhundert. Es ist die Schilderung einer Höllenfahrt, die der Mönch Marbod vom Orden des Heiligen Benedikt unternommen hat, der glühende Bewunderung für den Dichter Vergilius bezeigte. Der in recht gutem Latein geschriebene Bericht ist durch Herrn du Clos des Lunes veröffentlicht worden. Hier findet man ihn zum ersten Mal übertragen. Ich glaube, meinen Landsleuten durch die Mittheilung dieser Seiten zu dienen, die zweifellos in der lateinischen Literatur des Mittelalters nicht einzig dastehen. Unter den sagenhaften Erzählungen, die als verwandt gelten können, nennen wir die Reise des heiligen Brendan, Alberichs Traumgesicht, das Fegfeuer des Heiligen Patricius, erdichtete Beschreibungen des vermeintlichen Aufenthaltes der Toten wie Dante Alighieris Göttliche Komoedie.

Im vierzehnhundertdreiundfünfzigsten Jahr seit des Gottessohnes Menschwerdung, wenige Tage bevor die Feinde des Kreuzes die Stadt der Helena und des Großen Konstantin betraten, ward mir, dem Bruder Marbod, einem unwürdigen Mönch, verstattet, zu sehen und zu hören, was Niemand gehört noch gesehen hatte. Ueber diese Dinge habe ich einen treuen Bericht verfaßt, damit das Gedenken an sie nicht mit mir entschwinde; denn des Menschen Zeit ist kurz.

Am ersten Maitag besagten Jahres saß ich um die Vesperstunde in der Abtei Korrigan auf einem Stein des Kreuzganges bei dem von wilden Rosen umkränzten Brunnen und las nach meiner Gewohnheit einen Gesang des Dichters, den ich vor allen liebe, des Vergilius, der die Mühsal der Erde, Hirten und Fürsten besungen hat. Der Abend hängte seines Purpurmantels Falten um die Klosterbogen und mit bewegter Stimme murmelte ich die Verse, die da zeigen, wie Dido, die Phönizierin, ihre noch frische Wunde unter den Myrthen der Schattenwelt umherschleppt. Da ging der Bruder Hilarius an mir vorüber, von Bruder Hyazinth dem Pförtner, begleitet. Der Bruder Hilarius ist, da ihn die barbarischen Zeiten vor der Auferstehung der Musen nährten, in die Weisheit der Alten nicht eingeweiht. Doch hat die Poesie des Mantuaners wie gedämpfter Fackelschein etlichen Glanz in seinen Geist geworfen.

„Bruder Marbod", fragte er mich, „gehören diese Verse, die Ihr so herunterseufzt, mit geschwellter Brust und funkelnden Augen, zu jener großen Aeneide, von der Ihr morgens und abends den Blick nicht wendet?"

Ich antwortete ihm, ich läse die Stelle im Vergil, wo der Sohn des Anchises Dido bemerkt, die wie der Mond hinter dem Laub schimmert.*)

---

*) Der Text lautet: . . . qualem primo qui surgere mense tut videt aut vidisse putat per nubila lunam. Der Bruder Marbod ersetzt in sonderbarer Unachtsamkeit das von dem Dichter geschaffene Bild durch ein ganz anderes

„Bruder Marbod“, erwiderte er, „ich bin sicher, daß Vergil bei jeder Gelegenheit weise Grundsätze und tiefe Gedanken äußert; doch die Gesänge, die er auf der syrakusanischen Flöte angestimmt hat, haben so schönen Sinn und enthalten eine so hohe Lehre, daß man davon ganz geblendet ist.“

„Nehmt Euch in Acht, mein Vater“, rief der Bruder Hyazinth mit Bewegung. „Vergil war ein Zauberer, der mit der Dämonen Hilfe Wunder vollbrachte. So hat er bei Neapel einen Berg durchgraben und ein bronzenes Pferd verfertigt, das die Macht hat, alle kranken Pferde zu heilen. Er war Totenbeschwörer und in einer Stadt Italiens zeigt man noch heute den Spiegel, in dem er die Toten erscheinen ließ. Und dennoch hat ein Weib den großen Hexenmeister betrogen. Eine neapolitanische Courtisane lud ihn von ihrem Fenster aus ein, in einem Korb zur Beförderung der Vorräthe emporzusteigen. Und die ganze Nacht ließ sie ihn zwischen zwei Stockwerken schweben.“

Ohne daß es den Anschein hatte, als habe er diese Reden gehört, erwiderte Hilarius: „Vergil ist ein Prophet. Er ist ein Prophet und läßt Alle weit hinter sich, die Sibyllen mit ihren heiligen Zauberliedern und die Tochter des Königs Priamus und den großen Ahner der künftigen Dinge, Platon, den Athener. Im vierten seiner syrakusanischen Gesänge werdet Ihr die Geburt Unseres Herrn in einer Sprache angekündet finden, die mehr vom Himmel scheint denn von der Erde.*)

Als ich in meiner Studienzeit zum ersten Mal ‚Jam redit et virgo‘ las, fühlte ich mich in unendliches Entzücken versenkt. Doch sogleich spürte ich heftigen Schmerz bei dem Gedanken, daß der Verfasser dieses prophetischen Sanges, des schönsten, der je von Menschenlippen kam, auf immer der Gegenwart Gottes beraubt, in ewiger Finsterniß unter den Heiden schmachte. Dieser grausame Gedanke verließ mich nicht mehr. Er verfolgte mich in meine Studien, meine Betrachtungen, meine Kasteiungen. Wenn mir einfiel, daß Vergil des göttlichen Anblickes verlustig sei und vielleicht in der Hölle das Schicksal der Verdammten theile, hatte ich weder Freude noch Ruhe und mir widerfuhr, daß ich täglich mehrmals ausrief, die Arme gen Himmel gestreckt: ‚Enthülle mir, Herr, welches Los Du Dem bereitet hast, der auf Erden sang, wie die Engel im Himmel singen!‘

Nach einigen Jahren wich meine Angst, da ich in einem alten Buch las, daß der große Apostel, der die Heiden in Christi Kirche rief, der Heilige Paulus, sich nach Neapel begab und mit seinen Thränen die Grabstätte des Dichterfürsten heiligte.**) Dies war für mich ein Grund, zu glauben, daß dem Vergil, wie dem Kaiser Trajan, das Paradies aufgethan wurde, weil er im Irrthum die Wahrheit

---

*) Drei Jahrhunderte vor der Epoche, in der unser Marbod lebte, sang man am Tag nach der Weihnacht in den Kirchen:

Maro, vates gentilium,
Da Christo testimonium.

**) Ad Maronis mausoleum
Ductus, fudit super eum
Piae rorem lacrymae.
Quem te, inquit, reddidissem,
Si te vivum invenissem
Poetarum maxime!

geahnt hatte. Man ist zu dieser Ansicht nicht gezwungen, aber ich rede es mir gern ein.“ Nach diesen Worten wünschte mir der Greis Hilarius den Frieden einer frommen Nacht und entfernte sich mit dem Bruder Hyazinth.

Ich nahm das köstliche Studium meines Dichters wieder auf. Während ich, das Buch in der Hand, nachsann, wie Alle, die Liebe an grausamem Leid sterben ließ, tief im Myrthenwald geheime Pfade gehen, irrte der Sternenglanz zitternd über die ins Wasser des Klosterbrunnens entblätterten wilden Rosen. Plötzlich zerrannen der Lichtschein, der Duft und der Friede des Himmels. Ein ungeheurer, mit Dunkel und Wetter geladener Boreas ergoß sich brüllend auf mich, hob mich hoch und trug mich wie einen Strohhalm über Felder, Städte, Flüsse, Berge, durch Donnerwolken, während einer Nacht, die aus einer langen Reihe von Nächten und Tagen bestand. Und als nach dieser beständigen, grausamen Wuth der Orkan sich plötzlich legte, fand ich mich, weit weg von meiner Heimath, im Schoß eines von Cypressen bewachsenen Thales. Dann nahte mir eine Frau von wilder Schönheit, die lange Schleier schleppte. Sie legte mir die linke Hand auf die Schulter, hob den rechten Arm zu einer dichtbelaubten Eiche und sprach zu mir: „Sieh!“ Alsbald erkannte ich die Sibylle, die den heiligen Wald des Avernus hütet, und unter dem buschigen Geäst des Baumes, auf den ihr Finger zeigte, gewahrte ich den goldenen Zweig, der der schönen Proserpina genehm ist.

Ich richtete mich empor und rief: „So hast Du, o prophetische Jungfrau, meinen Wunsch errathen und erfüllt. Du hast mir den Baum mit dem glänzenden Zweige gezeigt, ohne den Niemand lebendig in die Behausung der Toten dringen kann. Und heiß begehre ich, mit dem Schatten des Vergil zu reden.“

Also sprach ich, riß vom alterthümlichen Stamm den Goldzweig und stürzte furchtlos in den rauchenden Schlund, der zum schlammigen Gestade des Styx führt, an dem die Schatten den toten Blättern gleich wirbeln. Beim Anblick des der Proserpina geweihten Zweiges holte Charon mich in sein Boot, das unter meinem Gewicht ächzte, und ich landete am Totenufer, vom stummen Gebell des dreifachen Cerberus empfangen. Ich that, als schleudere ich nach ihm den Schatten eines Steins, und das nichtige Ungethüm floh in seine Höhle. Da im Rohr quäken Kinder, deren Augen sich geöffnet und zur selben Zeit dem süßen Tageslicht schon verschlossen haben; dort im finsteren Keller richtet Minos die Menschen. Ich drang in den Myrthenwald, in dem sich müde die Opfer der Liebe schleppen, Phaedra, Prokris, die traurige Eryphyle, Evadne, Pasiphaë, Laodamia und Cenis und Dido, die Phönizierin. Dann ging ich über das staubige Feld, das den ruhmvollen Kriegern eingeräumt ist. Von dort gehen zwei Straßen ab: die links führt in den Tartarus, den Aufenthalt der Gottlosen. Ich schlug die rechts ein, die ins Elysium führt und in die Wohnungen der Dis. Ich hängte den heiligen Zweig an der Göttin Thür und gelangte auf liebliche, in Purpurlicht gehüllte Fluren. Dort waren die Schatten der Philosophen und Dichter in ernstem Gespräch. Ueber dem Rasen schwebten Grazien und Musen im Reigen. Der alte Homer sang und begleitete sich auf seiner ländlichen Lyra. Seine Augen waren zu, doch seine Lippen funkelten von göttlichen Bildern. Ich sah Solon, Demosthenes und Pythagoras auf der Wiese den spielenden jungen Leuten gesellt und durch die Blätter eines alten Lorberbaumes bemerkte ich Hesiod, Orpheus, den schwermüthigen Euripides und die männliche Sappho. Ich ging vorbei und erkannte den Dichter Horaz,

Varius, Gallus und Lycoris, die am Rand eines kühlen Baches saßen. Etwas abseits lehnte Vergil auf dem Stamm einer dunklen, immergrünen Eiche und betrachtete nachdenklich den Wald. Von hohem Wuchs und schmalen Hüften, hatte er noch die gebräunte Haut, die ländliche Miene, die nachlässige Tracht, das ungepflegte Aussehen, die, als er lebte, sein Genie verbargen. Ich grüßte ihn fromm und blieb lange sprachlos. Endlich, als die Stimme in meiner eingeschnürten Kehle frei ward, rief ich: „O Du, der Du den ausonischen Musen so theuer bist, Du Ehre des lateinischen Namens, Vergil, durch Dich habe ich die Schönheit gefühlt. Durch Dich weiß ich vom Tisch der Götter und vom Bett der Göttinnen. Verstatte dem Demüthigsten unter Deinen Anbetern, Dich zu loben."

„Erhebe Dich, Fremder", antwortete mir der göttliche Dichter. „Daß Du lebendig bist, erkenne ich an dem Schatten, den Dein Leib im ewigen Abendlicht auf die Wiese lagert. Du bist nicht der erste Mensch, der vor seinem Tode zu diesen Behausungen hinabsteigt, obwohl jeder Verkehr zwischen uns und den Lebenden schwer ist. Doch höre auf, mich zu loben. Ich liebe die Lobsprüche nicht; das verworrene Geräusch des Ruhmes hat mein Ohr stets beleidigt. Drum bin ich aus Rom geflohen, wo Müßiggänger und Neugierige mich kannten, und habe in der Einsamkeit meiner theuren Parthenope gearbeitet. Und ferner bin ich, um an Deinem Lob Gefallen zu finden, nicht sicher genug, daß die Menschen Deines Jahrhunderts meine Verse begreifen. Wer bist Du?"

„Ich heiße Marbod und komme aus dem Reich Alka. In der Abtei Korrigan habe ich mein Gelübde abgelegt. Tag und Nacht lese ich Deine Gedichte. Um Dich zu sehen, habe ich die Unterwelt betreten; mich drängte es, Dein Los zu wissen. Auf Erden streiten die Gelahrten oft darüber. Den Einen ist es höchst wahrscheinlich, daß Du, weil Du unter der Macht der Dämonen gelebt hast, jetzt in den unauslöschlichen Flammen brennst. Andere, klügere äußern keine Meinung, da sie dafür halten, daß Alles, was man von den Toten sagt, ungewiß und lügnerisch ist. Mehrere, die allerdings nicht gerade sehr geschickt sind, schwören, weil Du den Ton der sizilianischen Musen erhöht und die Niederfahrt eines neuen Kindes vom Himmel her verkündet hast, seiest Du wie der Kaiser Trajan zugelassen worden, im christlichen Paradies die ewige Seligkeit zu genießen."

„Du siehst, daß Dem nicht so ist", antwortete der Schatten lächelnd.

„In der That begegne ich Dir, o Vergil, unter den Heroen und Weisen, auf jenen elysäischen Feldern, die Du selbst beschrieben hast. So hat denn nicht, wie Etliche auf Erden glauben, ein Bote Dessen, der droben herrscht, Dich gesucht?"

Nach ziemlich langem Stillschweigen sagte er: „Ich will Dir nichts verhehlen. Er hat mich rufen lassen. Einer seiner Diener, ein schlichter Mann, hat mir ausgerichtet, man erwarte mich und, obschon ich in ihre Mysterien nicht eingeweiht bin, sei mir in Ansehung meiner prophetischen Gesänge ein Platz in der Runde der neuen Sekte bestimmt. Doch ich habe mich geweigert, dieser Einladung zu entsprechen; ich hatte keine Lust, umzuziehen. Nicht etwa, weil ich die Bewunderung der Griechen für die elysäischen Felder theile und hier die Freuden spüre, um deren willen Proserpina ihre Mutter vergaß. Was ich in der Aeneïde davon sagte, habe ich selbst niemals recht geglaubt. Von Philosophen und Naturforschern gebildet, hatte ich eine zutreffende Ahnung der Wahrheit. Das Leben ist in der Unterwelt in äußerstem Maße verringert; man fühlt sich weder froh

noch betrübt: es ist, als ob man nicht wäre. Die Toten haben nur so viel Dasein, wie die Lebenden ihnen leihen. Und doch zog ich vor, hier zu bleiben."

„Doch welchen Grund hast Du für eine so seltsame Weigerung angegeben?"

„Ausgezeichnete Gründe gab ich an. Ich sagte dem Gesandten Gottes, ich verdiene die Ehre nicht, die er mir bringe, und man vermuthe in meinen Versen einen Sinn, den sie nicht in sich haben. In der That habe ich nie durch meine vierte Ekloge meiner Vorfahren Glauben verrathen. Nur unwissende Juden konnten einem Barbarengott zu Liebe einen Gesang deuten, der die von den sibyllinischen Orakeln angesagte Wiederkehr des Goldenen Zeitalters verherrlicht. Ich entschuldigte mich also damit, daß ich sagte, ich könne einen Platz nicht einnehmen, den man mir nur irrthümlich zugedacht habe und den ich nicht beanspruchen wolle. Ferner wandte ich ein, daß meine Gemüthsart und mein Geschmack wohl zu des neuen Himmels Sitten nicht paßten.

„Ich bin nicht ungesellig", sagte ich diesem Mann. „Im Leben habe ich einen sanften, gütigen Charakter gezeigt. Obwohl meine äußerst schlichten Gewohnheiten den Argwohn des Geizes gegen mich erweckten, habe ich nichts für mich allein behalten. Meine Bibliothek war Jedem geöffnet und ich richtete mein Betragen nach dem schönen Wort des Euripides ein: ‚Unter Freunden soll Alles gemeinsam sein.' Das Lob, das mir lästig war, wenn ich es empfing, wurde mir angenehm, wenn es dem Varius oder dem Macer zufloß. Im Grunde jedoch war ich bäuerisch und wild; mir behagt die Gesellschaft der Thiere. So geflissentlich habe ich sie beobachtet, so sehr für sie gesorgt, daß ich, nicht ganz zu Unrecht, für einen sehr guten Thierarzt galt. Man hat mir gesagt, daß die Leute aus Eurer Sekte sich eine unsterbliche Seele zubilligten und sie den Thieren verweigerten. Das ist ein Unsinn, der mich ihre Vernunft anzweifeln läßt. Ich liebe die Heerden und, vielleicht etwas zu sehr, den Hirten. Das würde man bei Euch nicht gern sehen. Einer einzigen Maxime meine Handlungen anzupassen, war ich bemüht: nichts zu übertreiben. Noch mehr als meine schwache Gesundheit hat meine Philosophie mich den maßvollen Gebrauch der Dinge gelehrt. Ich bin nüchtern; aus Lattichsalat und etlichen Oliven nebst einem Tropfen Falernerweins setzte sich meine Mahlzeit zusammen. Mit Maß besuchte ich das Lager der fremden Weiber; und nicht zu lange habe ich dabei verweilt, in der Taverne die junge Syrerin zum Lärm der Klapper tanzen zu sehen.*) Doch wenn ich mein Verlangen beherrscht habe, so geschah es mir zur Genugthuung und aus guter Zucht. Das Vergnügen zu fürchten, die Wollust zu fliehen, hätte mich der verwerflichste Schimpf gedünkt, den man der Natur bereiten kann. Man versichert mich, daß einige Auserwählte Deines Gottes zur Zeit ihres Lebens die Nahrung mieden, aus Liebe zur Entbehrung die Weiber flohen und freiwillig sich nutzlosem Leiden unterwarfen. Ich hätte Furcht, diesen Verbrechern zu begegnen, deren Wahnwitz mir ein Abscheu ist. Man soll einem Dichter nicht ansinnen, daß er zu eng einer physischen und moralischen Doktrin sich anschließe. Uebrigens bin ich Römer und die Römer wissen nicht, wie die Griechen, tiefe Spekulationen subtil zu führen. Wenn sie eine Philosophie übernehmen, thun sie es vor Allem, um praktischen Vortheil daraus zu gewinnen. Siron, der unter uns hohen Ruf genoß, hat mich das System des Epikur gelehrt, von nichtigen

*) Marbod scheint also zu glauben, daß die Copa von Vergil sei.

Schrecken befreit und den Grausamkeiten abspenstig gemacht, welche die Religion unwissenden Menschen einredet. Von Zenon habe ich gelernt, unvermeidliche Uebel standhaft zu ertragen. Ich habe mir die Gedanken des Pythagoras über die Seelen der Menschen und Thiere angeeignet, die Beide göttlichen Wesens sind; Dies lädt uns ein, uns ohne Stolz noch Scham zu betrachten. Von den Alexandrinern erfuhr ich, wie die zuerst weiche und dehnbare Erde um so fester wurde, je mehr Nereus sich daraus zurückzog, seine feuchten Wohnungen zu wölben. Wie sich unmerklich die Gegenstände bildeten. Wie der Regen aus den erleichterten Wolken herabfiel und den stummen Wald speiste und durch welchen Fortschritt endlich seltene Tiere auf den noch namenlosen Gebirgen umherzuschweifen begannen. Ich könnte mich an Eure Kosmogonie nicht mehr gewöhnen, die eher für die Kameltreiber der syrischen Sandwüsten als für einen Schüler des Aristarch von Samos geschaffen ist. Und was soll im Aufenthalt Eurer Seligkeit aus mir werden, wenn ich dort meine Freunde nicht finde, meine Ahnen, meine Lehrer, meine Götter, wenn ich den erhabenen Sohn der Rhea dort nicht sehen darf, die süß lächelnde Venus, die Mutter der Aeneaden, Pan, die jungen Dryaden, die Silvane und den alten Silen, den Egle mit dem Purpursaft der Maulbeeren wäscht? Diese Gründe bat ich den schlichten Mann dem Nachfolger des Jupiter vorzutragen."

„Und seitdem, o großer Schatten, wurden Dir keine Botschaften mehr?"

„Keine."

„Zum Trost für Deine Abwesenheit, Vergil, haben sie Dichter: Kommodian, Prudentius und Fortunatus, die alle Drei in finsteren Tagen geboren sind, wo man von Prosodie und Grammatik nichts mehr wußte. Doch sage mir, hast Du, Mantuaner, nie andere Kunde von Gott erhalten, dessen Gesellschaft Du so absichtlich verschmäht hast?"

„Nie, so weit ich mich erinnere."

„Hast Du mir nicht gesagt, ich sei nicht der Erste, der lebendig zu diesen Wohnungen kam und sich Dir vorstellte?"

„Du bringst mich dazu, nachzudenken. Vor anderthalb Jahrhunderten, wie mir scheint (es ist für die Schatten schwer, Tage und Jahre zu zählen) wurde ich in meinem tiefen Frieden durch einen seltsamen Besucher gestört. Als ich unter dem fahlen Laub am Rande des Styx irrte, sah ich, wie vor mir eine menschliche Gestalt sich stracks erhob, die noch schattiger und finsterer war als die der Bewohner dieser Gestade. Ich erkannte einen Lebenden. Er war hochgewachsen, hager, mit Adlernase, spitzem Kinn, hohlen Wangen. Seine schwarzen Augen sprühten Flammen, eine rothe, mit Lorber umkränzte Kappe drückte auf seine entfleischten Schläfen. Seine Knochen stachen durch das knappe, braune Gewand, das bis zu seinen Fersen reichte. Er grüßte mich mit einer Ergebenheit, in der wilder Trotz lag, und richtete das Wort in einer Sprache an mich, die noch falscher war und verworrener als die der Gallier, mit denen der göttliche Julius die Legionen und die Kurie füllte. Endlich verstand ich, er sei nah bei Faesulae geboren, in einer von Sulla am Ufer des Arnus begründeten und zu Wohlstand gediehenen Kolonie. Er habe die munizipalen Ehren erhalten, doch als zwischen Senat, Rittern und Volk blutiger Zwist ausbrach, habe er sich ungestümen Herzens dareingestürzt. Jetzt sei er besiegt, verbannt und schleppe sich in langem Exil durch die Welt. Er malte mir Italien, das von Zwist und Krieg noch mehr zerrissen sei als in meiner Jugend-

zeit und der Ankunft eines neuen Augustus entgegenseufze. Ich beklagte mein Unglück und dachte Dessen, was ich durchgemacht hatte.

Eine wagetolle Seele erregte ihn unabläſſig und sein Geist nährte Riesengedanken. Doch (ach!) durch seine Rauheit und Unwissenheit bezeugte er den Triumph der Barbarei. Er kannte weder die Poesie noch die Wissenschaft, nicht einmal die Sprache der Griechen und besaß über den Ursprung der Welt und die Natur der Götter keine antike Tradition. Ernst sagte er Verse auf, die zu meiner Zeit, in Rom, von den kleinen Kindern verlacht worden wären, die fürs Baden noch nicht zahlen. Der Haufe ist zum Wunderglauben geneigt. Die Etrusker zumal haben die Hölle mit grauenhaften, den Träumen eines Kranken ähnlichen Dämonen bevölkert. Daß die Einbildungen ihrer Kindheit nach so vielen Jahrhunderten sie noch nicht verlassen haben, Das erklären hinreichend die Folge und das Fortschreiten der Unwissenheit und des Elends. Aber daß einer ihrer Würdenträger, dessen Geist sich über das gemeine Maß erhebt, den Wahn des Volkes theilt und sich ob jener scheusäligen Dämonen entsetzt, die zu Porsenas Zeit die Bewohner dieses Landes auf die Wände ihrer Gräber malten: Das muß den Weisen mit Kummer erfüllen. Mein Etrusker sagte mir Verse her, die er in einem neuen Dialekt verfaßt hatte, welchen er die Volkssprache nannte und dessen Sinn ich nicht enträthseln konnte. Mein Ohr war mehr überrascht als bezaubert, zu hören, daß er, um den Rhythmus zu bezeichnen, dreimal bis viermal in regelmäßigen Zwischenräumen den selben Klang wiederholte. Dieser Kunstgriff scheint mir durchaus nicht geistvoll. Aber den Toten steht es nicht zu, Neuigkeiten zu beurtheilen.

Uebrigens: nicht, daß dieser Kolonist des Sulla, da er in unglücklichen Zeiten geboren ist, unharmonische Verse schreibt, daß er womöglich ein eben so schlechter Dichter ist wie Bavius und Maevius, nicht Dies werfe ich ihm vor. Ich habe gegen ihn Beschwerden, die mich näher berühren. O, wahrhaft ungeheuerlicher und kaum glaublicher Umstand! Dieser Mann hat, als er auf die Erde zurückgekehrt war, hassenswerthe Lügen über mich ausgesäet. An mehreren Stellen dieser wilden Gedichte hat er versichert, ich sei in dem modernen Tatarus, den ich nicht kenne, sein Gefährte gewesen. Dreist hat er veröffentlicht, ich habe die Götter Roms falsche, lügnerische Götter geheißen und den gegenwärtigen Nachfolger Jupiters für den wahren Gott gehalten. Sobald Du dem süßen Tageslicht zurückgegeben wirst und Deine Heimath wiedersiehst, mache diese abscheulichen Fabeln zu Schanden! Sage Deinem Volke laut, daß der Sänger des frommen Aeneas nie dem Judengott Weihrauch geopfert hat. Man erklärt mir, seine Macht schwinde und an gewissen Zeichen erkenne man die Nähe seines Sturzes. Diese Nachricht könnte mir einige Freude schaffen, wenn man in unseren Wohnungen, in denen man weder Furcht noch Verlangen spürt, Freude empfinden könnte."

Sprachs; und entfernte sich mit einer Geste des Abschiedes. Ich betrachtete seinen Schatten, der über die Asphodeloswiese hinglitt, ohne die Halme zu krümmen. Ich sah, daß er desto schmaler und zerflossener wurde, je weiter er von mir weg war. Er löste sich auf, bevor er den immergrünen Lorberwald erreicht hatte. Da begriff ich den Sinn seiner Worte: „Die Toten haben nur so viel Leben, wie die Lebenden ihnen leihen"; und gedankenvoll ging ich über die fahle Wiese bis zum hörnernen Thor.

Ich bekräftige, daß Alles, was man in dieser Schrift findet, wahr ist.

Paris. Anatole France.

Gräber im Sande.

Wo sich die Dünen höher heben,
Dehnt sich im Sand ein Friedhof hin.
Die weißen Möwen drüber schweben,
Schmucklose Gräber sind darin.

Die Kreuze künden keinen Namen,
Nur einen Monat, Tag und Jahr.
Die hier im Tod zusammenkamen,
Sind eine namenlose Schaar.

Das Meer hat sie hinabgezogen
Und warf sie wieder an den Strand.
Die Todesfahrt auf Meereswogen
Begrub sie hier im Dünensand.

Wie Mancher, den das Meer des Lebens
Verschlungen, ob er noch so groß,
Schläft, an dem Wagniß seines Strebens
Gescheitert, strandend, namenlos . . .

Sylt.

Maximilian Pfeiffer,
Mitglied des Reichstages.

Chicago.

James Patten Esq., Chicago, Randolph Street, hat im Juli des vorigen Jahres ein großes Schleppnetz ausgeworfen. Nun bringt er die Beute heim. Der Fischzug hat reichlich gelohnt. Tag vor Tag ein paar hunderttausend Dollars. Und Alles „ehrlich verdientes Geld“. Hat James Patten den Weizenpreis etwa künstlich aufgeblasen? Als er anfing, kostete Weizen 86 Cents. Das war vor acht Monaten. In diesen Tagen ging der Kurs bis auf 126 Cents in die Höhe. Der smarte James konnte die Riesenvorräthe, die er aufgehäuft hatte, mit Riesengewinn verkaufen und erzählt jetzt urbi et orbi, daß er ein Feind aller Manipulationen sei. Das ist von selbst so gegangen. Die Nachfrage hat sich gesteigert, das Angebot ist nicht mitgekommen: und so sind die Preise in den Himmel gewachsen. Sehr plausibel für Den, der nicht weiß, daß vor Patten in Chicago Hutchison, Leiter, Gates waren. Die haben es eben so gemacht und sind prompt „aufgeschwänzt“ worden, als der Gegenpartei die Geschichte zu theuer wurde. Patten ist nicht originell; auch nicht in der Betheuerung seiner „Solidität“. Die Vorgänger thaten wie er. So grüßt man eben das Handwerk und geht dann, stolz, vor die Hunde. Heute ist „the little James“, wie er bei den „Rinnsteinmaklern“ heißt, noch anerkannter König. Der Tenderfoot läßt Farm und Vieh im Stich und trägt seine Dollars

nach Chicago. Die Getreidebörse ist zum Mekka der frommen Spekulanten geworden, die auf den guten Stern ihres neuen Gottes schwören. Und wieder einmal ist das tägliche Brot das Objekt schnödester Spekulation. Die Unterjochung des Weizens durch die Dollarfürsten hatte sich ein (jung verstorbener) amerikanischer Dichter, Frank Norris, zum Gegenstand gewählt. Er wollte das „Epos des Weizens“ schreiben; aber der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand, nachdem der Jüngling den ersten Theil seines Werkes, den Kampf zwischen den Farmern und den Eisenbahnen, vollendet hatte. Ihm sollte die Schilderung der Getreidebörse folgen. Schade, daß uns diese Offenbarung vorenthalten blieb. Der Stoff ist eines Meisters würdig. Die Zweimillionenstadt am Michigansee, die im Lauf eines halben Jahrhunderts zur Beherrscherin des Getreidehandels der Erde wurde.

Vom Brotpreis hängt die geschäftliche Konjunktur ab. Die Kaufkraft des Volkes entwickelt sich in einer der Preiskurve des wichtigsten Lebensmittels entgegengesetzten Richtung. Ein weiteres Steigen der Getreidepreise würde alle Hoffnungen auf eine Belebung der industriellen Thätigkeit in Amerika vernichten. Niedrigere Löhne und höherer Brotpreis: die Folgen wären unabsehbar. Die Auswanderung nach dem Gelobten Land im Westen hat wieder zugenommen. Die Leute glauben der Versicherung, daß drüben der Aufschwung in kurzer Zeit beginnen werde. Noch weiß man nicht, in welchem Umfang der neue Weizenkönig mit den „Elevatoren“ zusammenarbeitet. Das sind die riesigen Getreidespeicher, die den gelben Segen des Westens aufnehmen und ihn, nach dem Willen der Armour und Genossen, dann nach allen Theilen der Staaten und übers Meer verschicken. Chicago hat dreißig Elevatoren, die ungefähr 30 Millionen Bushels (12 Millionen Hektoliter) Getreide aufnehmen können. Wie groß sind die Vorräthe in den Speichern und wie weit werden sie von Patten kontrolirt? An den großen Seen sollen 15 Bushels Getreide lagern, die angeblich von Patten und seinen Strohmännern festgehalten werden. Obs wahr ist? Jedenfalls darf man aus der Geschichte der chicagoer Weizencorners schließen, daß heute schon eine Baissepartei sich gegen die Haussemacher rüstet. New York scheint das Hauptquartier der Contremineure zu sein. Die Rivalität der beiden Städte kommt auch hier wieder zum Ausdruck. Chicago ist ungemein rasch gewachsen; es öffnet die Thür nach dem Westen und beherrscht die großen Seen. Dagegen kann New York mit seinem Hafen nicht aufkommen. Um Chicago haben die Eisenbahnkönige Harriman und Hill gekämpft; und da es ohne Chicago keinen Weg nach dem Pacific giebt, müssen die Getreidespekulanten mit den Eisenbahnmännern in einer Front fechten. Was in Chicago geschieht, bringt das Kapital der ganzen Welt in Bewegung. Noch sind die Wirkungen des neuen Weizenconcerns nur in der Weizenpreissteigerung fühlbar; doch ist zu fürchten, daß der ganze europäische Markt die Erschütterung spüren wird.

Was jetzt in Chicago geschehen ist, sieht anders aus als das von Joe Leiter Unternommene. Damals war die Getreidehausse eine plötzliche Reaktion gegen einen künstlich vorbereiteten Preisdruck. Die Baissespekulation hatte das Märchen von einer ungeheuren Ueberproduktion in die Welt gesetzt und zwei Jahre lang erfolgreich damit operirt. Der Weizenpreis sank in die Tiefe. Da rächte sich die Natur. Die Ernteberichte ließen erkennen, daß von Rekordziffern nicht die Rede sei; und die Haussiers bekamen Oberwasser. Solcher Rückschlag ist diesmal nicht zu verzeichnen; die Getreidepreise sind nach der starken Aufwärtsbewegung im Jahr 1907 nicht

allzu tief gesunken. Weizen kostet heute 129 Cents pro Bushel in Chicago und 246 Mark pro Tonne in Berlin, also mehr als in der Haussezeit vor zwei Jahren aber von Preisdrückerei war nichts zu merken. Daß Patten seinen Feldzug ungestört vorbereiten konnte, kam daher, daß man, in den Tagen der amerikanischen Finanzkrisis, des Balkanlärms, und der allgemeinen Konjunktursorgen, sich um Chicago kaum kümmerte. Dann wirkten die Berichte über den Saatenstand. Die Ernteschätzungen liefern den Spekulanten das wichtigste Material. Auf keinem Gebiet versagt die Statistik so völlig wie auf dem des Ackerbaues. Die endgiltigen amtlichen Erntestatistiken mögen schließlich als zuverlässig gelten; aber die dem Schlußergebniß vorausgehenden Schätzungen sind fast immer ganz ungenau. Die Materie bietet freilich manche Schwierigkeit. Die Getreidemenge läßt sich schon deshalb nicht messen, weil die Anbauflächen sich von einer Saatzeit zur anderen ändern. Aber man taxirt auch zu leichtsinnig und glaubt zu willig privaten Angaben. Und ehe die Erntezisser dann sicher ist, hat die Spekulation die Schafe geschoren.

Das amerikanische Ackerbaubureau hat in diesen Tagen seinen Bericht über den Stand der Wintersaaten veröffentlicht. Die Ziffern, die aus Washington herübergekabelt wurden, waren so ungünstig, daß man, wider Erwarten, mit einer schlechten Ernte rechnen mußte. Winterweizen ist danach so rar wie seit Jahren nicht mehr. Patten wäre also im Recht mit seiner Behauptung, bei der Preissteigerung sei es mit natürlichen Dingen zugegangen? Nach den Angaben des Ackerbauamtes in Washington müßte der Ertrag der Winterweizenernten um etwa 65 Millionen Bushels hinter dem Resultat des Jahres 1908 zurückbleiben. Die Ursache? Nirgends ist eine zu finden. Und die Offenbarungen des Ackerbaubureaus sind in höchst merkwürdigem Einklang mit den chicagoer Tendenzen. Die Herren in Washington sind nicht etwa verdächtig, selbst Spekulationgeschäfte zu machen; aber sie sind auf Mittheilungen aus den Kreisen angewiesen, die sich in Chicago amusiren. Die Cornerleute können also auf die Berichte wirken. Die Farmer, die mit Patten gehen und denen Alles daran liegt, den Preis noch höher zu treiben, sind natürlich nicht geneigt, günstige Auskunft über den Stand ihrer Saaten zu geben. Sie schätzen den Ertrag so niedrig wie möglich; sonst würden sie sich ja ins eigene Fleisch schneiden. Auf solchen Angaben beruht der offizielle Bericht des Ackerbauamtes. Dann kam eine englische „Autorität“ und verkündete, Europa werde gezwungen sein, während der nächsten vier Monate 50 Millionen Bushels amerikanischen Weizens zu kaufen. Der Mann vergißt, daß eine Brottheuerung den Verbrauch einschränkt; Niemand kann ja gezwungen werden, seinen Brotverbrauch unter allen Umständen auf „normaler“ Höhe zu halten. Schließlich fällt die Differenz zwischen dem Weizen- und dem Roggenpreis, die jetzt 65 Mark beträgt, auch ins Gewicht. Wer Weizenmehl zu theuer findet, kauft Roggenmehl (und kann trotzdem „Kulturmensch“ bleiben). Das sollte einer „Autorität“ nicht unbekannt sein.

Daß Europas Schicksal von den Vereinigten Staaten abhänge, ist nachgerade zum Dogma geworden. Die um Patten glauben felsenfest an das europäische Absatzgebiet. Die Greenhorns sollen die Zeche bezahlen. Bis jetzt haben die Yankees selbst sie bezahlt. Ein Opfer hat der Weizencorner schon gefordert. Die newyorker Brokerfirma Ennis & Stoppani mußte ihre Zahlungen einstellen. Das Haus hatte beträchtliche Baisseverpflichtungen in Maiweizen, die es, bei der starken Steigerung des Preises, nicht mehr durchhalten konnte. So wurde es insolvent mit etwa 2 Mil-

lionen Dollars Passiven, denen 400 000 Dollars an Aktiven gegenüberstehen. Dieses war der erste Streich. Wann der zweite folgt? Von entscheidender Bedeutung werden die russischen, argentinischen, australischen und kanadischen Weizenverladungen sein. Dort sind Vorräthe, die den europäischen Konsumenten ermöglichen könnten, auf den amerikanischen Weizen zu pfeifen. Nehmen die Verschiffungen von den genannten Ländern aus zu, so ist dem Corner in Chicago der Boden entzogen. Daß es den Yankees gelingt, den deutschen Weizenpreis auf chicagoer Parität zu bringen, ist ausgeschlossen. Die Differenz zwischen den Notirungen beträgt immer noch 20 Mark pro Tonne zu Gunsten Deutschlands, wenn man Hamburg als Verkaufsstelle nimmt. Dem amerikanischen Weizenpreis müßte dann noch die Fracht ins Binnenland zugeschlagen werden. James Patten aber ist stolz auf die Richtigkeit seiner Dispositionen, die ihm ungefähr 10 Millionen Mark eingebracht haben. Er hält dem Volk „Gedankenlosigkeit“ vor, weil es nicht vor Monaten schon, wie er, Weizen gekauft hat. Daß es wirklich an ausreichenden Beständen mangele, glauben freilich nur die Leute, die auf Patten schwören. Die pittsburger Bäcker gehören nicht dazu; deshalb haben sie an den Staatssekretär Knox eine geharnischte Eingabe gerichtet. Sie verlangen, daß der Kongreß sich mit den Vorgängen in Chicago beschäftige und die Terminspekulation in Weizen verbiete; wenn sie wagen würden, den Brotpreis zu erhöhen, sei eine Revolte zu erwarten. Werden die Repräsentanten des Volkes den Muth haben, den Machthabern von Chicago entgegenzutreten? Man weiß noch nicht, wie der Corner sich in die Tarifbewegung einfügt. Es kann für und gegen den Schutzzoll ausgenutzt werden. Die Farmer brauchen keine Zölle: wenn das Ausland die Schutzmauern erniedrigt, können sie ihr Getreide leichter ins fremde Land bringen. Der Schutzzöllner dagegen sagt: „Ihr seht, daß wir Mangel an Getreide haben und nicht exportiren können. Sollen wir nun noch, trotzdem uns die Möglichkeit des Ausgleiches fehlt, den Fremden die Einfuhr ihrer Waaren in unser Land erleichtern? Das wäre schlimm für unsere Handelsbilanz.“ Beide Parteien können also die Weizenhausse für sich ausnützen.

Leider erleichtert manche europäische Einrichtung den amerikanischen Spekulanten ihr schädliches Handwerk. Ohne Terminhandel gehts im Getreidegeschäft nun einmal nicht; aber die künstlichen Transaktionen der Yankees sind etwas ganz Anderes als das solide deutsche Termingeschäft. Der Vergleich mit dem deutschen Handel ist zwecklos; man sollte lieber an die Einfuhrscheine denken, die eine Prämie auf die Getreideausfuhr gewähren und den Verbraucher zwingen, statt des einheimischen Produktes das theure Auslandserzeugniß zu kaufen oder im Inland hohe Preise zu bezahlen. Wie groß der Schade ist, der dem Reich aus dieser Exportbonifikation erwächst, haben Handelskammer und Aeltestenkollegium gezeigt. In der Zeit vom ersten August bis zum dreißigsten November 1908 hat die Reichskasse an Zöllen für Roggen und Roggenmehl nur 4½ Millionen Mark eingenommen, dagegen in Ausfuhrscheinen 23 Millionen Mark ausgegeben. Wenn diese Scheine verschwinden, wird das Inland nicht mehr unter Theuerung leiden, die ausländische Spekulation sich nicht so leicht zu Feldzügen entschließen und das Reich seine Einnahmen beträchtlich erhöhen. Reift solche Frucht am Baum der Erkenntniß, dann mag man Jim Patten, den ehrlichen Cornerhelden, getrost einen Theil von jener Kraft nennen, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Mai 1909.

Prozeß Moltke wider Harden.

Verhandlung vor der Vierten Strafkammer des Königlichen Landgerichts I Berlin.

Vorsitzender Landgerichtsdirektor Lehmann: Wir können immer eintreten in die Verhandlung. Als Zeugen sind geladen Herr Graf Kuno von Moltke, Herr Graf Otto von Moltke, Herr Baron von Berger, Herr Graf Reventlow. Ich bitte die Zeugen, vorzutreten. Ich mache die Zeugen auf die Bedeutung des Eides aufmerksam. Sie werden eidlich vernommen werden und Sie wissen ja, daß Sie nur die reine und volle Wahrheit zu sagen haben, da Sie vereidigt werden und es eine außerordentlich schwere Sünde wäre, wenn Sie irgendetwas sagten, was nicht mit der Wahrheit übereinstimmt. Ich bitte Sie dann, mit Ausnahme des Nebenklägers, der ja zugleich Zeuge ist, den Saal zu verlassen. Ich denke (Das wird ja nun schwer zu sagen sein), Sie werden heute noch vernommen werden. Die verantwortliche Vernehmung wird doch wohl, ich schätze, drei Stunden dauern und vielleicht ginge es so zu machen, damit Sie nicht unnöthig hier auf dem Flur warten, daß Sie irgendwie per Telephon zu citiren sind? (Wird bejaht. Die Zeugen verlassen den Saal; auch der Nebenkläger will hinausgehen.) Wollen Sie nicht hierbleiben, Herr Graf?

Justizrath Sello (Vertreter des Grafen Moltke): Nein; mit Rücksicht auf seinen Gesundheitzustand. (Graf Moltke war sechs Tage vor der Hauptverhandlung von Berlin nach Meran gereist, hatte ein ärztliches Zeugniß eingereicht und war erst auf Wunsch des Gerichtshofes, der seine Anwesenheit forderte, zurückgekehrt.)

Lehmann: Dann würde ich Sie bitten, Ihre Telephonnummer draußen anzugeben. Gerichtsdiener, die Akten sind nicht alle hier. Ich kann die Personalien ja aber auch ohne Akten feststellen. Sie heißen mit Vornamen?

Angeklagter Harden: Ich heiße Maximilian Felix Ernst, bin evangelisch, Schriftsteller, Verfasser der Artikel, für die ich die Verantwortung übernehme.

Vertheidiger Justizrath Max **Bernstein**: Ich bitte um das Wort vor Verlesung des Eröffnungbeschlusses.

Lehmann: Bitte sehr!

Bernstein: Meine verehrten Herren! Ich habe das Wort erbeten vor Verlesung des Eröffnungbeschlusses, weil der Einwand der Unzuständigkeit des Gerichtes nach gesetzlicher Vorschrift vor dieser Verlesung vorgebracht werden muß und ich den Einwand der Unzuständigkeit des Gerichts und der Unzulässigkeit des Verfahrens hiermit förmlich und ausdrücklich erhoben haben will, mit dem daran geknüpften Antrag, wegen dieser beiden Umstände das Verfahren einzustellen.

Die juristische Frage, von deren Beantwortung das Schicksal dieses Antrages abhängt, ist so vielfach erörtert worden, daß ich glaube, mit den Einzelheiten dieser juristischen Diskussion Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen zu sollen. Sie wissen eben so gut wie ich, daß der § 417 der Reichsstrafprozeßordnung jetzt von den höchsten Gerichtshöfen Deutschlands, von dem Reichsgericht in Leipzig, von dem Kammergericht in Berlin, von dem Obersten Landesgericht in München anders ausgelegt wird, als er früher ausgelegt worden ist. Sie wissen eben so, daß die Theoretiker fast ausnahmelos diese jetzt geltende Deutung des § 417 billigen, die frühere mißbilligen. Nach der Auffassung des § 417, welche von den höchsten Gerichtshöfen und von der Theorie vertreten wird, ist ganz unbestreitbar das Verfahren, in dem wir uns jetzt befinden, die Verhandlung, die jetzt begonnen hat, gesetzwidrig. Man darf, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, sagen: Wenn die Anschauung, die jetzt als die allein richtige gilt und die allein richtige ist, die Anschauung, daß eine Ueberleitung des Privatklageverfahrens in das öffentliche Verfahren so, wie sie hier geschehen ist, unzulässig ist, früher gegolten hätte, so würde diese heutige Verhandlung nicht vor Ihnen, meine sehr geehrten Herren, stattfinden; auch die frühere Verhandlung würde nicht vor Ihnen stattgefunden haben. Nun bin ich der Meinung, daß der Bürger ein Recht auf das gesetzliche Recht und der Richter eine Pflicht zum gesetzlichen Recht hat; ich bin der Meinung, daß es unmöglich den Intentionen eines sittlichen und vernünftigen Gesetzgebers entsprechen kann, daß Jemand (ich will mal den Fall, den ich allerdings hier für ausgeschlossen halte, einen Augenblick supponiren) verurtheilt wird auf Grund eines Verfahrens, von dem die Richter selbst sich sagen müssen: Wir sind nur drin, weil wir hineingedrängt worden sind; das Verfahren hat keine gesetzliche Basis. Wenn bewiesen ist, daß der erste Schritt falsch war, so darf man den falschen Weg nicht zu Ende gehen mit der Motivirung: er ist nun einmal beschritten. Herr Harden hat einfach ein Recht, zu verlangen, daß hier nicht verhandelt werde auf Grund eines Verfahrens, über das alle Maßgebenden heute sagen: Es hätte nun und nimmer stattfinden dürfen. Ich glaube, daß der Richter, der in jedem Augenblick die Berechtigung seines richterlichen Handelns ganz selbständig zu prüfen hat, seine Mitwirkung an einem solchen Verfahren versagen und aussprechen muß: Da

thue ich nicht mit. Mag der Fehler gemacht sein, von wem, wo und wann er will: einerlei; ich bin der Meinung, daß in einem Rechtsstaat ein solcher Fehler in dem selben Augenblick korrigirt werden muß, in dem er erkannt ist. Ich bin der Meinung, daß in einem Rechtsstaat nicht prozedirt werden darf mit dem Argument: Das haben wir nicht zu entscheiden; wir sind nun mal in der Sache drin, wir haben das Garn nun zu Ende so abzuspinnen, wie es auf den Wocken gekommen ist. Das halte ich für falsch. Denn wenn dieser Grundsatz gilt, dann ist eigentlich für Jeden von uns Ehre und Freiheit, Vermögen, vielleicht Leben fortwährend gefährdet. Wenn es erkannte behördliche, beamtliche, richterliche Fehler giebt, die nicht mehr korrigirt werden können, dann kann man nicht in jedem Sinn sagen, daß wir in einem Rechtsstaat leben. In diesem einzelnen Fall zeigt sich die Folge des Unrechtes deutlich. Die Dinge, die im Lauf dieser Prozesse erörtert worden sind, jetzt noch einmal erörtert zu hören, hat Niemand einen Wunsch, Niemand ein Interesse. Die Parteien haben eine Form gefunden, die Sache zu Ende zu bringen, eine Form, in der die Sache, ich glaube, auf eine durchaus angemessene Weise, erledigt worden ist. Dem Gericht liegt ein Schriftstück vor, das lautet:

> Herr Harden wiederholt die in seiner Zeitschrift, vor dem Schöffengericht und vor dem Landgericht abgegebene Erklärung, daß er in seiner Wochenschrift Seine Excellenz den Herrn Grafen Kuno Moltke nicht der Homosexualität beschuldigt hat. Seine Excellenz Generallieutenant z. D. Graf Moltke acceptirt diese Erklärung. Beide Herren sind der Ueberzeugung, daß sich nach diesen Erklärungen jede Beweisaufnahme erübrigt.
>
> Berlin, den neunzehnten März 1909.
>
> Graf Kuno Molke. Maximilian Harden.

Das ist der Königlichen Staatsanwaltschaft überreicht worden in einem gleichfalls von den beiden Herren unterzeichneten Schriftstück vom zweiundzwanzigsten März, das lautet:

> In der Strafsache gegen Harden beehren sich die unterzeichneten Parteien die anliegende Erklärung in der Annahme zu überreichen, daß dadurch eine Unterlage für eine rasche und einfache Erledigung des Verfahrens gegeben ist, gegen dessen Einstellung sie nichts einzuwenden haben.

Die Prozeßparteien haben sich also (wenn ich den Ausdruck auf diese Erklärungen anwenden darf) verglichen. Befänden wir uns in dem Verfahren, das allein dem Sinn des Gesetzes entspricht, befänden wir uns nicht vor der mit fünf Richtern besetzten Strafkammer, dann wäre damit die Sache erledigt. Das Gesetz gewährt dem Beleidigten das Recht, den Beleidiger zu verklagen, das Gesetz gewährt dem Beleidiger das Recht, sich gegen die Klage zu wehren, das Gesetz gewährt beiden Parteien das Recht, die Sache durch Vergleich zu beendigen. Wären wir in dem gesetzlich allein zulässigen Verfahren, so würde aus diesem Vergleich ganz von selbst sich ergeben, daß, da die beiden Herren ausdrücklich erklären, jede Beweisaufnahme sei überflüssig, der jetzige Herr Nebenkläger den Strafantrag

zurückziehen würde gemäß den von ihm und dem jetzigen Herrn Angeklagten ausgedrückten Intentionen. Um dieses Recht sind beide Parteien gebracht worden. Geht Das? Wenn man in dem Verfahren fortfährt, so heißt Das nichts Anderes als: Unrecht kann zu Recht verjähren. Das giebts nicht, meine verehrten Herren. Das Verfahren ist unzulässig, es ruht auf unzulässiger Basis; und wenn Sie die billigenswerthe Ansicht der Praxis und der Theorie billigen, so bleibt nur noch die Einstellung des Verfahrens, die ich hiermit beantrage.

Oberstaatsanwalt Dr. Preuß: So sympathisch mir an und für sich, nachdem ein Vergleich zwischen dem Herrn Angeklagten und dem Herrn Nebenkläger zu Stande gekommen ist, die Ausführungen sind, die der Herr Rechtsanwalt gemacht hat, so sind sie doch nicht zwingender Natur. Ich kann sie nicht als berechtigt anerkennen. Zunächst muß davon ausgegangen werden, daß das Reichsgericht in seinem angegriffenen Urtheil ausdrücklich erklärt hat, daß der einmal hier beschlossene Weg, nachdem er begangen war, auch begangen werden durfte. Es hat ausdrücklich anerkannt, daß das Gericht zuständig zur Urtheilsfällung war, und hat, von diesem Gesichtspunkt ausgehend, bei Aufhebung des Urtheils die Sache an die selbe Strafkammer zurückverwiesen. Durch diesen Umstand allein ist die Behauptung des Herrn Vertheidigers des Angeklagten, daß der Weg der Urtheilsfällung durch die jetzige Strafkammer ein gesetzwidriger wäre, als haltlos nachgewiesen. Im Gegentheil: das Gericht ist nunmehr durch die Bestimmung des § 394 StPO sogar gezwungen, ein Urtheil zu fällen und sich an die Rechtsausführungen, welche das Reichsgericht gemacht hat, zu halten. Verhandelt und entschieden muß von der hiesigen Strafkammer werden. Die einzige Frage, ob davon abgesehen werden konnte, lag nach meiner Meinung nicht ganz zweifellos klar in dem Reichsgerichtsurtheil ausgesprochen, wenn es sagte, daß das alte Verfahren immer noch nicht definitiv entschieden sei, indem immer noch eine nicht befristete Beschwerde gegen den Einstellungbeschluß des Privatklageverfahrens zulässig wäre. Aber auch aus diesem Umstande, meine Herren, glaube ich nicht, daß der Gerichtshof dazu kommen kann, den Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens, über den hier zu entscheiden ist, etwa durch einen Einstellungbeschluß zu beseitigen, und zwar wiederum, weil ich den Ausführungen des Reichsgerichts in dem letzten Urtheil folge, wo es ausdrücklich ausführt, daß eine derartige Anfechtung vor Eröffnung des Hauptverfahrens hätte stattfinden müssen, so daß also, auch selbst wenn jetzt nachträglich Beschwerde eingelegt werden sollte oder eingelegt worden wäre, thatsächlich nichts daran geändert worden wäre, daß die jetzige Strafkammer ein Urtheil zu fällen hat. Eine andere Frage ist ja (die bleibt ja stets offen), wie weit man auf die Vergleichsverhandlungen Rücksicht zu nehmen haben wird erstens bei der Beweisaufnahme und dann vor allen Dingen nachher bei Abmessung der Strafe; und ich darf vielleicht auch hier gleich betonen, daß meiner Meinung nach von einer Beweisaufnahme vielleicht wird ganz abgesehen werden können, falls der

Herr Angeklagte und der Herr Nebenkläger uns ausreichende Erklärungen noch weiterhin über einzelne Punkte, die von Wichtigkeit sein können, abgiebt. Ich würde jedenfalls einem solchen Antrag durchaus sympathisch gegenüberstehen und würde den nach allen Richtungen hin befürworten.

Sello: Es läßt sich nicht verkennen, daß wir uns in einer (entschuldigen Sie, wenn ich mich populär ausdrücke) prozessualen Zwickmühle befinden, wo ganz außerordentlich schwer sein wird, herauszukommen, in einer komplizirten Situation, die dadurch geschaffen ist, daß in dem Urtheil das Reichsgericht über die grundlegende Auslegung des § 417 seine bis dahin konstant festgehaltene Ansicht geändert hat und daß diese neue Auslegung des Reichsgerichts nach der schon von der Oberstaatsanwaltschaft angezogenen Bestimmung des § 398 StPO für die jetzt zu Gericht sitzende Strafkammer maßgebend ist. Nach dem Urtheil des Reichsgerichts muß nach meinem Dafürhalten unbedingt anerkannt werden, daß, theoretisch genommen, die Strafkammer zur Aburtheilung der Sache in diesem Verfahren nicht zuständig ist; theoretisch, sage ich. Nach meiner Ueberzeugung besteht die Gefahr nach wie vor, daß das Reichsgericht das Urtheil der nach meiner Meinung nicht zuständigen Strafkammer nicht wird bestehen lassen können und daß über dem gegenwärtigen Verfahren vom ersten Augenblick bis zum letzten das Damoklesschwert der Revision schwebt. Ich glaube, es ist erfolgreiche Revision nicht ausgeschlossen, und ich muß mich dem Argument des Herrn Justizraths Bernstein unbedingt anschließen, daß es unmöglich Aufgabe des Richters sein kann, an einem gegen das klare Recht eingeleiteten Verfahren mitzuwirken. Ich bin deshalb der Meinung, daß die vom Herrn Kollegen Bernstein angeregte Unzuständigkeitfrage der ernstesten Beachtung werth ist, und muß seine Einwendungen unterstützen. Da kein Zweifel bestehen kann, daß bei richtiger, zutreffender Auslegung des § 417 die Strafkammer als Erste Instanz zur Aburtheilung dieser Sache nicht berufen sein kann, wäre eine Fortsetzung des Verfahrens mit dem Keim einer unheilbaren Nichtigkeit behaftet.

Harden: Ich bin nicht Jurist, aber ich bin das Objekt Dessen, was hier geschieht, und darum nehme ich das Recht in Anspruch, darüber zu sprechen. Das Privatklageverfahren ist durch einen gesetzwidrigen Beschluß eingestellt worden; es konnte überhaupt, nach dem Wortlaut der Strafprozeßordnung nur durch ein Urtheil eingestellt werden, und es giebt keinen Gerichtshof, der sich über diesen Wortlaut hinwegsetzen kann. Deshalb ist Alles, was danach kam, nach meiner Ueberzeugung allerdings gesetzwidrig. Ich bin meinem ordentlichen Richter (aus Gründen, die ich hier nicht zu erörtern habe) entzogen worden. Dieses Unrecht kann niemals zu Recht werden. Man könnte sich aber in die Seele von Richtern versetzen, die sich sagen: Wir haben es nicht verschuldet, die Sache ist nun einmal so und schließlich ist es keine schlimme Benachtheiligung des Angeklagten; wenn wir jetzt hier einstellen, dann bringen wir den Kläger um sein Recht; Das können wir nicht,

denn der Kläger ist für uns immer Nummer Eins, der Angeklagte erst Nummer Zwei. Doch selbst dieser einzige Grund, der gewissenhafte Richter nach meiner Ueberzeugung auch nur zum Zögern vor der Beantwortung der ihnen gestellten Frage bringen könnte, selbst dieser Grund existirt hier nicht; denn dem Gerichtshof liegt eine von der Hand des Herrn Grafen Moltke unterschriebene Erklärung vor, worin steht: Ich, Graf Moltke, und Herr Harden haben gegen die Einstellung des Verfahrens nichts einzuwenden. Das war die einzige Möglichkeit, wie Graf Moltke und sein Vertreter zum Ausdruck bringen konnten: In diesem Moment würden wir den Strafantrag zurücknehmen, wenn das Gesetz uns dazu die Möglichkeit böte. Wir haben hier also ein Verfahren, das Theorie und Praxis, von Binding bis zu Liszt, vom Reichsgericht bis zum Kammergericht, für gesetzwidrig halten, und in diesem Verfahren erklärt der angeblich Verletzte: Ich habe gegen die Einstellung nichts einzuwenden; der Angeklagte sagt: Dieses Verfahren thut mir Unrecht; das Deutsche Reich und dessen maßgebende Faktoren haben den dringenden Wunsch (und ich bedaure, daß der Herr Vertreter der Anklage diese Reichsinteressen bisher noch nicht betont hat), diese Angelegenheit zum Abschluß zu bringen. Die Vierte Strafkammer des Königlichen Landgerichts wird diese Thatsachen zu erwägen haben, bevor sie entscheidet, ob sie dieses gesetzwidrige Verfahren fortführen will.

Bernstein: Darf ich noch ein Wort hinzufügen? Das Argument, gegen den Einstellungbeschluß sei nicht Beschwerde erhoben, kann, Das, was ich zur Begründung meines Antrages vorgebracht habe, nicht widerlegen Es kann und darf nicht möglich sein, daß aus Unrecht Recht wird. Ist das Verfahren, in dem wir uns befinden, gesetzwidrig, so kann diese Gesetzwidrigkeit nicht damit sanirt werden, daß man den Angeklagten fragt: Warum hast Du nicht die oder die Beschwerde erhoben? Herr Harden hat bis jetzt gegen den Einstellungbeschluß nicht Beschwerde erhoben. Gut. Folgen für den Richter? Folgen für Herrn Harden? Der Einstellungbeschluß existirt noch. Schön. Was hat denn Das mit der Frage zu thun, ob Herr Harden hier vor Ihr Forum gehört? Wenn Herr Harden hier vor Ihr Forum gehört, so kann er sich dem Forum unmöglich dadurch entziehen, daß er gegen irgendeinen Beschluß eine Beschwerde erhebt; und wenn er nicht vor Ihr Forum gehört, so kann die Zugehörigkeit vor Ihr Forum doch nicht dadurch geschaffen werden, daß er eine Beschwerde nicht erhebt. Liegt denn Das in der Hand des Angeklagten? Hat denn der Angeklagte das Gesetz zu wahren? Der Angeklagte hat ein Recht auf das Gesetz. Der Sinn des Gesetzes ist, daß die Sache vor ein anderes Forum gehört. Die Zulässigkeit und Gesetzmäßigkeit eines Verfahrens, an dem er betheiligt ist, hat der Richter nur nach dem Sinn des Gesetzes zu prüfen; auch nicht nach einem Reichsgerichtsurtheil. Ich bin der Meinung, daß der Richter, der nach seiner eigenen Ueberzeugung zu urtheilen hat, verpflichtet ist, seine Mitwirkung an einem Verfahren, das gesetzwidrig ist, absolut zu versagen. Gewiß müssen Sie die Verhandlung abschließen mit irgendeiner Erklärung Ihrer Willens-

meinung. Die kann aber meines Erachtens hier nur lauten: Wir stellen das Verfahren ein, denn wir sind mit dem Reichsgericht und mit Theorie und Praxis der Ansicht, daß das Verfahren ungesetzlich ist. Im anderen Fall, meine verehrten Herren, geschieht Herrn Harden Unrecht.

Preuß: Der Herr Angeklagte irrt sich, wenn er annimmt, daß ich nicht gleichfalls den dringenden Wunsch habe, diese Angelegenheit auf eine irgendwie zulässige Art zu erledigen; im Gegentheil. Wenn er ordentlich aufgepaßt hätte, würde er gehört haben, daß meine Ausführungen damit anfingen, daß die Rechtsausführungen, welche sein Herr Vertheidiger vorgetragen hat, meine volle Sympathie finden. Aber ich kann nicht so weit gehen, wie der Angeklagte Herr Harden von mir anscheinend verlangt, daß ich nun auch die Folgerungen ziehen soll, die meiner Meinung nach gegen das Gesetz gehen. Die Bestimmung des § 398 StPO ist so unzweideutig und klar, daß eine Möglichkeit für mich nicht gegeben ist, mich den Ausführungen anzuschließen, obwohl ich zugebe, daß, wenn von Haus aus entsprechend der Auffassung, die das Reichsgericht mit der Theorie und auch mit den übrigen hohen Gerichtshöfen jetzt theilt, gehandelt worden wäre, das Verfahren niemals in das Stadium gekommen wäre, in dem es sich augenblicklich befindet. Das Reichsgerichtsurtheil aber, an das wir uns jetzt hier zu halten haben, hat die Sache hierher zurückverwiesen und damit den Gerichtshof gezwungen, an die darin aufgestellten Rechtsgrundsätze sich zu halten.

Harden: Ich möchte zunächst bemerken, daß die Lektion, ich hätte nicht ordentlich aufgepaßt, durchaus unberechtigt war. Ich habe gesagt: Ich bin erstaunt darüber, daß die Interessen des Staates in diesem Stadium von dem Herrn Anwalt des Staates nicht betont worden sind. Das ist nicht geschehen; und etwas Anderes habe ich nicht gesagt. Folglich bedurfte es keiner Belehrung darüber, wie ich den Worten des Herrn Oberstaatsanwaltes zu folgen habe. Diese Worte interessiren mich sehr; und Lektionen muß ich höflich ablehnen. Zur Sache selbst erlaube ich mir, laienhaft auf das uns eben Gesagte zu erwidern, daß ich erstaunt war, hier die Behauptung zu hören: Dies ist der einzig richtige Weg. Man könnte höchstens sagen: Aus Gründen der Opportunität wollen wir auf diesem Weg bleiben. Bei aller Hochschätzung des Herrn Chefs der Königlichen Staatsanwaltschaft weiß ich doch, daß die ersten Männer der Theorie und der Praxis meiner Meinung sind, glaube also nicht, daß man sehr wirksam operirt, wenn man sagt, nur dieser Weg sei richtig. Das ist mindestens diskutabel. Das Reichsgericht hat auch nach meiner Ueberzeugung (und da muß ich natürlich ganz bescheiden sagen: Ich bin dem Irrthum auf diesem Gebiet viel eher zugänglich als der Herr Oberstaatsanwalt) nicht gesagt, so müsse weiter verhandelt werden, sondern das Reichsgericht hat die Frage offen gelassen. Nun habe ich nicht die Absicht, hier irgendwelche Art von Diplomatie zu treiben, und sage darum: Die Beschwerde, die berühmte Beschwerde, die ja nach den letzten Urtheilssprüchen des Kammergerichtes eigentlich sicheren Erfolg

haben müßte, habe ich bisher nicht eingelegt auf den Rath befreundeter Juristen, die mir sagten: Wozu wollen Sie das Beschwerderecht schon aus der Hand geben? Die Vierte Strafkammer kann ja noch einmal urtheilen, dann haben Sie Beides, Reichsgericht und Kammergericht; warum wollen Sie so dumm sein, auf diese Chance zu verzichten? Das war, wie ich Ihnen nicht verhehle, der Grund, der mich zurückhielt.

Preuß: Ich muß mir schon das Recht vorbehalten, selbst zu ermessen, wie weit ich die Staatsinteressen von meinem Standpunkte aus vertreten muß und vertrete. Für den hier vorgeschlagenen Weg der nachträglichen Beschwerde ist gar kein Raum mehr gegeben, weil das Reichsgericht ausdrücklich den Grundsatz aufstellt, daß die Erhebung der Beschwerde vor Eröffnung dieses Hauptverfahrens hätte stattfinden sollen. Das scheint mir in einem Satz des Urtheils deutlich gesagt.

Bernstein: Also wenn ich angeklagt bin und nicht will, daß eine Gesetzwidrigkeit geschieht, die ich gar nicht voraussehen kann, dann muß ich gegen einen Beschluß mich eines Rechtsmittels bedienen, das mit der von mir nicht vorauszusehenden Gesetzwidrigkeit gar nichts zu thun hat Kann man Das wirklich billig und vernünftig nennen? Ist dem Angeklagten wirklich zuzumuthen, daß er ein Rechtsmittel gegen eine nicht vorausgesehene, noch gar nicht geschehene Gesetzwidrigkeit anwenden muß? Wenn ein Bauer wegen Vergehens gegen die Straßenpolizei vor das Schwurgericht gestellt wird: muß er protestiren? Muß ich gegen irgendeine Gesetzesverletzung protestiren, damit sie nicht wirksam wird? Und darf dabei der Richter mitwirken? Kann für den Richter irgendein Moment kommen, wo er sich sagt: Was ich hier thue, dürfte ich eigentlich nicht thun, thue es aber doch, weil der Angeklagte irgendwann irgendwas übersehen hat? Meine Herren, Sie haben Recht zu sprechen und das Recht zu schützen, und wenn Sie die richtige Auslegung des § 417 kennen, müssen Sie sich sagen, daß dem Angeklagten hier Unrecht geschieht. Deshalb wiederhole ich meinen Antrag, das Verfahren einzustellen.

Sello: Der kurze Satz des Reichsgerichtsurtheils, auf den sich der Herr Oberstaatsanwalt bezog, beschäftigt sich nicht mit der Frage, welches Gericht, nachdem in der Berufunginstanz der Einstellungbeschluß ergangen war, nun materiell zuständig ist, sondern richtet sich, so viel mir bekannt, lediglich gegen die von dem Herrn Angeklagten erhobene Beschwerde der Rechtshängigkeit. Diese Beschwerde, sagt das Reichsgericht, ist nicht begründet, denn der nicht angefochtene Einstellungbeschluß der Berufungskammer bestand und deshalb war dieses Verfahren, da der Beschluß nicht angefochten war, beendet. Dieser Beschluß stand nach dem Grundsatz Ne bis in idem der Rechtshängigkeit des neuen Verfahrens nicht im Wege. Ueber die hiervon völlig verschiedene Frage, ob das Hauptverfahren in der Ersten Instanz vor der Strafkammer eröffnet werden, ob die Vierte Strafkammer auf Grund eines materiell unrichtigen Eröffnungbeschlusses (nach der jetzigen Judikatur des Reichsgerichts war dieser Beschluß ungesetzlich) materiell verhandeln und entscheiden durfte, hat sich das Reichsgericht, wie mir scheint, dahin ausgesprochen, daß die Vierte Strafkammer nicht zuständig sei.

Preuß: Ich möchte nur kurz darauf hinweisen, daß meiner Meinung nach das Reichsgericht verpflichtet gewesen wäre, die richterliche Einstellung nach § 394 St P O selbst aufzuheben oder einzustellen oder freizusprechen, wenn es angenommen hätte, daß das Verfahren vor der Strafkammer unzulässig gewesen ist, und daß das Verfahren vor das Amtsgericht hätte gelenkt werden können und sollen. Die Bestimmung des § 394 sagt ausdrücklich, daß das Revisiongericht in solchen Fällen dazu verpflichtet ist. Da das Reichsgericht Das nicht gethan hat, muß ich annehmen, daß meine Auffassung zutreffend ist.

Lehmann: Wir werden berathen.

(Der Gerichtshof zieht sich zurück Pause.)

Lehmann: Das Gericht hat beschlossen: Der Antrag des Angeklagten auf Einstellung des Verfahrens wird abgelehnt; es soll in die Verhandlung der Sache selbst eingetreten werden. Es kann zweifelhaft bleiben, ob der Einstellungbeschluß in dem Privatklageverfahren mit Recht oder Unrecht ergangen ist. Selbst wenn er zu Unrecht ergangen wäre, fehlt zur Entscheidung in dem gegenwärtigen Verfahren dieser Strafkammer jede Möglichkeit, darauf zurückzugreifen und den dort ergangenen und noch heute zu Recht bestehenden Einstellungbeschluß abzuändern. Das gegenwärtige Verfahren ist ohne Rücksicht auf das Privatklageverfahren zu erledigen. Im Uebrigen stehen dem Antrag auch §§ 393 und 394 der Strafprozeßordnung entgegen.

Der Eröffnungbeschluß wird verlesen.

Preuß: Ich halte mich für verpflichtet, den Antrag auf Ausschluß der Oeffentlichkeit zu stellen. Kurz begründen will ich ihn damit, daß nach Behauptung der Anklage in den angegriffenen Artikeln der Vorwurf der Homosexualität gegen den Beleidigten gerichtet sein soll und daß die Erörterung dabei auf Themata kommen kann, die eine Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit erwarten lassen.

Lehmann: Ich möchte zunächst den Herrn Vertheidiger fragen.

Bernstein: Ich will dem Antrag nicht grundsätzlich entgegentreten; aber ich sehe keine rechte Veranlassung, in dem Augenblick, wo es sich um die Verlesung der Artikel der „Zukunft" und um deren Interpretation, so weit sie von dem Angeklagten verlangt wird und so weit er sie geben will, handelt, die Oeffentlichkeit auszuschließen, da ich nicht glaube, daß man wirklich wird sagen können, daß durch die Verlesung dieser Artikel und durch Das, was etwa darüber gesagt werden wird, die Sittlichkeit irgendwie verletzt werden könnte. Wenn die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird, was, wie gesagt, im Moment mir noch nicht nothwendig erscheint, so wird zu erwägen sein, ob die Herren von der Presse auch mit ausgeschlossen werden sollen. In einem Schwurgerichtsprozeß, der im vorigen Jahr hier stattfand und bei dem auch die Oeffentlichkeit ausgeschlossen war, hat man die Erfahrung gemacht, daß damit nicht verhindert werden kann, bei Prozessen, die die öffentliche Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregen, daß doch Dinge aus

der Verhandlung dem Publikum bekannt werden, und damit Das nicht einseitig und unkontrolirbar geschieht, hat damals der Gerichtshof beschlossen, einem vertrauenswürdigen Herrn der Presse (später mehreren) die Anwesenheit zu gestatten. Ich möchte empfehlen, ähnlich zu verfahren.

Sello: Ich habe keine Veranlassung, mich zu der Frage zu äußern.

Lehmann: Wir werden berathen.

(Der Gerichtshof zieht sich zurück.)

Vor Verkündung des Gerichtsbeschlusses:

Bernstein: Die Herren Dr. Neupert und Dr. Witt, die für Herrn Harden die Verhandlung stenographisch aufnehmen, haben mich ersucht, Ihnen die Bitte vorzutragen, Sie möchten auch den beiden Herren die Anwesenheit gestatten für den Fall, daß die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird. Der Angeklagte hat natürlich aus verschiedenen Gründen ein Interesse daran, die Verhandlungen stenographiren zu lassen

Lehmann: Es ist ein Stenograph anwesend von der Staatsanwaltschaft.

Bernstein: Ich meine, gerade der Umstand, daß die Staatsanwaltschaft für sich die Verhandlungen stenographiren läßt, gibt dem Herrn Angeklagten eine Art von Recht, die Anwesenheit der von ihm beauftragten Herren zu verlangen.

Preuß: Ich möchte auch betonen, daß es wohl richtig ist, wenn dem Herrn Angeklagten das selbe Recht gewährt wird wie der Anklagebehörde. Ich glaube nicht, daß das von meinem Stenographen aufgenommene Protokol dem Herrn Angeklagten nachher zur Verfügung gestellt wird.

Lehmann: Der Gerichtshof hat beschlossen, während der Verlesung der Artikel die Oeffentlichkeit noch nicht auszuschließen, von da ab aber die Oeffentlichkeit ganz auszuschließen. Es soll dann nur gestattet werden, daß einem Stenographen des Angeklagten die Anwesenheit gestattet wird und dem der Staatsanwaltschaft Ich bitte, nun die Artikel zu verlesen.

Harden: Ich glaube, der Angeklagte ist berechtigt, zu verlangen, daß die Artikel ganz verlesen werden, damit ein Bild Dessen, was hiermit erstrebt ward, gewollt wurde und ausgeführt ist, gegeben wird. Nun würde diese Verlesung der gesammten Artikel aber viele Stunden uns Alle in Anspruch nehmen. Ich weiß nicht, welche Beschlüsse später in diesem Verfahren gefaßt werden; einstweilen wäre ich, unter Vorbehalt aller meiner Rechte, damit einverstanden, wenn zunächst nichts Anderes verlesen würde als die inkriminirten Worte.

(Nach der Verlesung) Lehmann: Wir kommen jetzt zu der verantwortlichen Vernehmung, die wohl drei Stunden dauern wird. Die Zeugen können . . .

Harden: Die Vernehmung des Angeklagten?

Lehmann: Ja.

Harden: Die wird nur drei Minuten dauern. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, damit die Herren disponiren können.

Lehmann: Es wird nunmehr, dem vorhin ergangenen Beschluß gemäß, die Oeffentlichkeit vollständig ausgeschlossen. (Der Zuhörerraum wird geräumt).

Lehmann: Herr Angeklagter, es wird Ihnen der Vorwurf gemacht, daß Sie durch die verlesenen Artikel den Nebenkläger der Perversität bezichtigt haben und nicht blos der Perversität, sondern Sie sollen sich auch bewußt gewesen sein, daß aus diesen Artikeln herausgelesen werden könne, es habe sich der Nebenkläger homosexuell bethätigt. Ich bitte, sich darüber auszulassen und gleich nachher über die Motive, aus denen heraus Sie die Artikel geschrieben haben.

Harden: Ich bedaure, diesen Wunsch nicht erfüllen zu können. Ich werde mich auf die Anklage einstweilen nicht äußern. Die Anklage ist zum größten Theil durch Ereignisse erledigt, die darzustellen oder auch nur zu streifen ich so lange vermeiden werde, wie es mir irgend möglich gemacht ist. Zum anderen Theil ist die Anklage dadurch erledigt, daß ich ersucht worden bin, unter eine Erklärung, die den Namen des Grafen Kuno Moltke trug, auch meinen Namen zu setzen. In dem Augenblick, wo ich Das gethan habe (warum ich es gethan habe, darüber brauche ich hier noch nicht zu sprechen), habe ich auch die Verpflichtung übernommen, Alles zu vermeiden, was nun noch zu einer Vergiftung der Angelegenheit führen kann, so lange es zu vermeiden, wie mein Pflichtgefühl und mein Selbstachtungbedürfniß mirs gestattet. Ich bleibe also, so lange es mir irgend möglich ist, auf dem Boden der ausgetauschten und dem Gerichtshof urschriftlich vorliegenden Erklärungen So lange mir die Möglichkeit zur Reserve gegeben scheint, habe ich über die Sache Moltke in diesem Saal nichts zu sagen. Graf Moltke hat erklärt, daß er in den inkriminirten Artikeln keine Beleidigung mehr findet. Er wünscht keine Beweisaufnahme. Ich bin und bleibe auch als Angeklagter ein Mann von leidlicher Lebensart und werde den Versuch machen, auf dem Boden dieser Erklärung mich zu halten. Das kann aber nur geschehen, wenn von keiner Seite der alte Streit, der geschlichtet worden ist, aufgenommen wird Ich äußere mich also einstweilen auf die Anklage nicht und antworte auf keine Frage.

Lehmann: So wird Das nicht gehen. Wir werden doch klarstellen müssen, was Sie damit haben sagen wollen.

Harden: Ich überlasse Das den Herren. Sie können sagen, was Sie wollen. Ich werde mich nicht zwingen lassen, so lange mir die Möglichkeit zur Reserve gegeben ist. Ich habe mich nicht leicht entschlossen, mein n Namen unter die Erklärungen zu setzen Nun habe ich es gethan; und will nicht Der sein, der die Vereinbarung bricht. Ich habe unterschrieben, ich rede über die Sache nicht mehr, so lange es irgend möglich ist, und Sie haben kein Mittel, mich zum Sprechen zu zwingen.

Lehmann: Ein Angeklagter kann nicht gezwungen werden. Sie wollen sich also auch nicht darüber äußern, was Sie haben mit den Artikeln sagen wollen?

Harden: Nein, vorläufig nicht Dazu bleibt ja noch Zeit.

Lehmann: Dann bleibt uns aber gar nichts übrig, dann müssen wir in

die Beweisaufnahme eintreten. Wir hatten geglaubt, es würde so möglich sein, daß Sie uns sagen, Das und Das habe ich mit den Artikeln sagen wollen. Ich nehme an, daß Sie sagen wollen, was Sie früher schon gesagt haben, und es würde sich da fragen, ob nicht doch vielleicht etwas mehr herauszulesen ist, als Sie früher schon gesagt haben, und es wird dann noch einzugehen sein auf die Motive, aus denen heraus Sie gehandelt haben.

Harden: Ich habe einstweilen nichts hinzuzufügen.

Lehmann: Ich muß aber doch fragen: Läßt sich schließen, daß Sie in verhüllter Form sagen wollten, Graf Moltke habe sich homosexuell verdächtig gemacht? Sie haben voriges Mal gesagt: So weit bin ich nicht gegangen, homosexueller Handlungen habe ich ihn nicht bezichtigt. Es fragt sich aber: Haben Sie nicht gedacht, daß die Artikel so ausgelegt werden würden? Ich glaube, Das wäre doch klarzustellen.

Harden: Auf alle diese Dinge kann ich jetzt nicht eingehen, kann unmöglich, wenn ich im Nebenzimmer mit einem Gentleman mich verglichen habe, vor einem Gerichtshof sagen: Etwas möchte ich ihm doch anhängen. Und eben so wenig kann ich, nachdem ich von den Pflichten des Patrioten gesprochen habe, nun sagen: Die bekümmern mich hier nicht, denn ich könnte wieder zu vier Monaten verurtheilt werden. Nein, meine Herren, mir wäre Das völlig belanglos; ob Sie mich verurtheilen oder nicht. Das spielt gar keine Rolle. So lange es irgend geht, erkläre ich nichts mehr in dieser Sache; nichts Man mag machen, was man will.

Lehmann: Wir könnten vielleicht aber die Beweisaufnahme vermeiden, wenn Sie uns Erklärungen gäben; und es wäre vielleicht praktisch, wenn die Beweisaufnahme vermieden würde.

Harden: Ich werde beantragen, keinen Zeugen zu vernehmen.

Lehmann: Dann müssen Sie sich wenigstens äußern. Wir wollen die Wahrheit, weiter wollen wir nichts, und das Recht Deshalb wäre das Praktischste, Sie sagen: So habe ich es gemeint, aus den und den Motiven habe ich gehandelt. Und dann kann man darüber reden: Ist vielleicht nicht doch etwas Anderes hineingelegt worden? Das läßt sich machen, wenn Sie sich äußern, was Sie haben sagen wollen. Ich halte es doch für praktisch.

Harden: Ich kann mir nur zwei Möglichkeiten denken. Entweder beginnt hier jetzt eine Prozedur, die mich durch Zeugenaussagen der Beleidigung überführen soll; dann sage ich: Ich kann mich nicht betheiligen, denn ich will nicht Der sein, der die Vergiftung der Sache und der Diskussion herbeiführt. Werden keine Zeugen vernommen, dann kann ich im Schlußvortrag den Herren Alles sagen, was ich über meine Artikel sagen will.

Lehmann: Nehmen Sie Das doch lieber vorweg, dann werden wir sehen, ob noch Etwas zu ergänzen ist.

Harden: Ich bin selbstverständlich in jedem Moment bereit, mich einem

praktischen Rath zu fügen. Ich habe mir vorgenommen (und ich glaube, da im Einverständniß mit allen Prozeßbetheiligten zu sein), eine neue Vergiftung der Sache zu meiden, so lange ich es irgend kann. Wenn ich aber aufgefordert werde, jetzt die Gründe anzuführen, die nach meiner Ueberzeugung gegen jede Beweisaufnahme sprechen, so kann ich dieser Aufforderung folgen.

Lehmann: Bitte, wollen Sie Das thun.

Harden: Ich habe in diesen Artikeln einen Kreis von Menschen zunächst leise gewarnt und dann angegriffen, die höchst unheilvoll im Deutschen Reich gewirkt haben, deren Treiberei mir seit vielen Jahren bekannt und deren Haupt Philipp Eulenburg war. Ich habe sehr lange gezögert, auch die Seite der Perversität zu beleuchten. Ich bin aber endlich dazu gezwungen worden, auch Das zu thun; denn man hat in diesen Kreis abnorm empfindender Menschen auch Vertreter des Auslandes aufgenommen; ich nenne nur den Botschaftrath Lecomte, der in Berlin der König der ... hieß. Diesen Herrn Lecomte hat man in die Nähe des Deutschen Kaisers gebracht; hat überhaupt auf allerlei Gipfel und Gipfelchen homosexuelle Menschen hingesetzt. Dadurch ist eine sehr gefährliche Situation geschaffen worden. Der Kaiser konnte nicht wissen, durch welchen Kitt diese Menschen zusammengehalten wurden. Ich mache eine Parenthese: Mir liegt nichts ferner als eine fanatische Bekämpfung der Homosexuellen. Unter anderen Lügen, die über mich verbreitet worden sind, ist auch die, ich habe eine Petition gegen den § 175 unterschrieben. Ich habe es nicht gethan, habe mich geweigert, es zu thun; erstens schien mir die Sache aussichtlos und zweitens bin ich der Meinung, daß im Deutschen Reiche heute für andere Freiheit gekämpft werden muß als für die Freiheit perverser Triebe. Aber ich bin weit von dem Wahn entfernt, dieser Paragraph sei ein wirksames Heilmittel, und weit von dem Wunsch, drakonische Maßregeln gegen Homosexuelle zu erreichen. Kein vernünftiger Mensch kann aber daran zweifeln, daß es gefährlich ist, ganze Gruppen solcher Menschen an irgendeiner Stelle zu versammeln; mag es nun in einem Polizei- oder Landgerichtspräsidium geschehen. Die Gefahr ist aber natürlich viel, viel größer, wenn es sich um die höchste Stelle im Staat handelt, und sie ist unermeßlich bei einer Persönlichkeit, die von Schmeichlern sogar impulsiv und impressionabel genannt wird. Ich habe behauptet und behaupte heute, daß an allen Konflikten, die der Deutsche Kaiser von der ersten Stunde an mit seinen Landsleuten und mit Anderen gehabt hat, Philipp Eulenburg und seine Leute mitschuldig gewesen sind; daß sie höchst unheilvoll auf diese für das Reich wichtigste Seele eingewirkt haben. Wie weit es gegangen ist: ich komme hoffentlich nie in die Nothwendigkeit, es zu sagen. Aber ich glaube, Sie werden heute meine Worte anders beurtheilen als vor anderthalb Jahren, wo hier von der „hardenschen Mär“ gesprochen und gethan wurde, als sei das von mir Gesagte als falsch erwiesen. In dem Prozeß Eulenburg ist nicht ein irgendwie wichtiger Zeuge aufgetreten, der nicht von mir dem Untersuchungrichter genannt worden war; auch in dem Ver-

fahren gegen den Grafen Hohenau war ich durch den Eid gezwungen, alle Hauptzeugen zu nennen. Leider. Ich rühme mich Dessen nicht. Aber Sie dürfen nicht mehr annehmen, daß ich unhaltbare Geschichten verbreite. Was ist geschehen? Ein Hohenzollernprinz, zwei Eulenburg, zwei Hohenau, Graf Lynar, Graf Edgar Wedel, Baron Wendelstadt, Lecomte: Alles erledigt. Ich glaube, es ist genug; und man wird, auch wenn wir, wie ich hoffe, nicht noch Neues von der Sorte erleben, nicht mehr sagen können, mein Handeln sei grundlos und zwecklos gewesen.

Ich möchte aber nicht gezwungen sein, in die Einzelheiten einzudringen. Das Pflichtgefühl hat mich in diesen schweren Kampf gedrängt. Ich habe sieben Jahre mit mir gerungen. Seit sieben Jahren weiß ich all diese Dinge. Ich habe immer wieder überlegt und gezaudert; aber der Casus Lecomte zwang mich zum Reden. Als die Botschafter des liebenberger Herrn kamen, habe ich gesagt: Ich schweige gern, wenn er sich zurückzieht und den Kaiser (und damit das Reich) in Ruhe läßt. Er hats versprochen, aber nicht gehalten. Mein Motiv? Von Lust an der Sensation kann doch keiner Vernünftiger sprechen, der die „Zukunft" und diese Artikel auch nur halbwegs kennt. Das sind nicht Artikel, die geschrieben sind, um homosexuelle Gräuel zu enthüllen, um dem Mob Etwas zu bieten, um Geld zu machen. Es sind hochpolitische Artikel, die Sie so gut oder schlecht finden mögen, wie Sie wollen; ich habe während der Verlesung zu meiner Freude gemerkt, wie viel politisch Richtiges darin steckt. Sensation zu machen? Eigentlich sollte meine Stellung, mein Ansehen in der Welt mich vor solchen Anwürfen bewahren. Oder sind die Artikel geschrieben, um durch „Enthüllungen" Geld zu machen? Auch Das kann unter erwachsenen Menschen nicht in Frage kommen. Sie können es ja thatsächlich feststellen: in jeder Phase dieser Angelegenheit, wo sie, ohne mein Verschulden, zu einer zugkräftigen Skandalgeschichte zu werden drohte, habe ich Wochen lang nichts veröffentlicht. Warum? Weil ich wußte: wenn ich jetzt darüber schreibe, verkaufe ich drei- oder sechsmal mehr als sonst, und weil mir das Gefühl unerträglich war, mit dieser ernsten Sache finanziellen Profit zu machen.

Das habe ich über die Motive zu sagen. Muß man ihre Berechtigung denn heute noch umständlich erweisen? Nein. Alles, was wir politisch seitdem in Deutschland erlebt haben, ist die unmittelbare oder mittelbare Folge dieser Aktion. Ich sage Das nicht prahlerisch. Ich bilde mir nicht ein, daß ich die deutsche Geschichte mache. Aber kein ernster und gewissenhafter Politiker, der die Zusammenhänge kennt, wird bestreiten, daß mein Handeln nothwendig und nützlich war. Ist es etwa ein Zufall, daß wir seit zwanzig Jahren zum ersten Mal wieder Frieden zwischen Kaiser und Volk haben und politisch leidliche Geschäfte machen? Daß eine stetige und einheitlich geleitete Politik möglich ist, seit wir die Philitis los sind? Beweisen kann (und will) ich Ihnen das Alles nicht. Wie sollte ich? Mir scheint aber auch, daß ichs nicht zu beweisen brauche. Der Herr Vertreter der Anklage muß mir beweisen: Du hast schlechte Motive gehabt; Du hast beleidigt, hast

Thatsachen behauptet, die nicht erweislich wahr sind. Nun wird der Versuch gemacht, mich über Das hinauszudrängen, was ich gesagt habe.

Lehmann: Sagen Sie zunächst, was Sie gesagt haben.

Harden: Ich habe so ziemlich Das gesagt, was an einer Stelle der Anklageschrift steht: ein Kreis pervers veranlagter Menschen hat sich um den Thron gebildet; ich füge hinzu: Diese Leute trieben Dinge, die nachgerade das Deutsche Reich ungeheuerlich schädigten. Einzelheiten möchte ich nicht gern anführen. Wir brauchen jetzt ja nur über den Grafen Moltke zu reden. Ueber Den habe ich zuerst gesagt, er sei ein Aesthet von einer Sinnenrichtung, die von der des Prinzen Joachim Albrecht sehr verschieden ist. Beide Herren sind Musiker, Komponisten, Belletristen, auf ihre besondere Art Aestheten Der Prinz liebte galante Abenteuer, der Graf nicht. Ich bestreite, daß der Gegensatz eines Mannes, der den Frauen nachläuft, einer ist, der den Männern nachläuft. Wenn man liest, zwei Menschen seien Aestheten von verschiedener Sinnenrichtung, so kann man im schlimmsten Fall vielleicht denken, der Aeltere sei zu Aktionen im Bereich der Liebe nicht mehr recht fähig. Das kann man herauslesen; und lächeln. Daß der Gegensatz eines Schürzenjägers ein Päderast sein soll, kann ich aber nicht zugeben; und die Nothwendigkeit dieser Deutung muß mir bewiesen werden.

Lehmann: Herr von Berger soll aber herausgelesen haben, hier werde Moltke Homosexualität vorgeworfen

Harden: Baron Berger könnte als Zeuge dafür gar nicht in Betracht kommen. Mit dem Baron Berger habe ich seit sieben Jahren verkehrt. Er war ein Freund von Eulenburg und Moltke und hat mich in deren Interesse damals aufgesucht. Mit ihm habe ich diese Dinge oft, politisch und menschlich, durchgesprochen und er kennt mein Denken und Wollen in dieser Sache so genau, daß er selbst gesagt hat: Wenn es einen Menschen gab, der sich bemüht hat, den Herren das Bitterste zu ersparen, so ist es Harden. Wie Berger die eine oder die andere Stelle aufgefaßt hat oder haben könnte: Das ist nicht die Norm. Er wußte, was ich dachte und wollte. Er war eingeweiht. Aber ich muß an diesem Punkt der Verhandlung etwas Prinzipielles sagen. Ich soll angeblich privatim geäußert haben, ich halte den Grafen Moltke für pervers. Das soll ich zu dem Grafen Otto Moltke gesagt haben, als er mich besuchte. Ich bestreite es. Ich finde es nicht ganz nett, daß man zu Jemand in die Wohnung geht, sich ungemein artig zeigt und daß man unbeglaubigte Aufzeichnungen über eine Unterredung, die man unter vier Augen hatte, dann dem Ankläger einreicht. Wenn der Graf etwas Schriftliches haben wollte, mußte er mirs sagen; dann konnten wir das Gespräch gemeinsam fixiren Er hat kein Wort davon gesagt. Ich erkläre seine Angaben für unrichtig Aber er kann sie jetzt beschwören und ich komme nicht zum Schwur. Wenn dieser Brauch sich einwurzelt, kann Einen jeder Besucher nachher ans Messer liefern. Kann er, in gutem Glauben an ein trügerisches Gedächtniß, behaupten, der arglose Wirth habe

den Kaiser, den Kanzler oder sonstwen beleidigt. Mir scheint, auch prinzipiell ist es nicht möglich, eine Privatäußerung, selbst wenn sie richtig wiedergegeben ist, zur Interpretation vorher geschriebener und gedruckter Artikel zu benutzen. Ich weiß und denke über viele Menschen sehr Vieles, was ich nicht schreibe und drucken lasse. Den Versuch solcher Interpretation hätte der mir befreundete Reichsgerichtsrath Otto Mittelstaedt als „abwegig" bezeichnet. Nehmen Sie an, ich hätte von einem Minister im Privatgespräch einmal gesagt, er sei der gewissenloseste Wicht unter der Sonne. Nachher schriebe ich, er sei ein fabelhaft geschickter Jongleur Meine Privatäußerung würde der Staatsanwaltschaft übermittelt und die sagte nun: Was Du damals ausgesprochen hast, verbirgt sich feig hinter dem geschriebenen Satz. Möchten Sie Das mitmachen? Ein Bischen müssen Sie das Metier des Schriftstellers und des Politikers doch kennen Der denkt und weiß Manches, spricht aber nur aus, was er im Augenblick auszusprechen für nöthig hält.

Lehmann: Nun wollten Sie aber gerade, Das war wohl die Idee, auf diese Leute einen Makel werfen, um auf diese Weise sie wegzubekommen.

Harden: Ich bitte, zu bedenken, daß in diesen Artikeln eine ganze Reihe von Personen vorgeführt wird. Wenn man Alle zusammenpackt, dann kann jeder Einzelne irgendwie bemakelt scheinen. So ist es aber nicht. Da gab es die verschiedensten Nuancen Ich habe von dem Mächtigsten, als er die leise Warnung überhört hatte, offen gesagt: Dieser Mann ist ein Homosexueller und dieser Mann ist ein Unheil für Kaiser und Reich Von dem Grafen Moltke aber habe ich nichts gesagt, als daß er ein Bischen süßlich ist und daß er am Ewig-Weiblichen weniger Geschmack hat als der galanteste Preußenprinz.

Lehmann: Lobend haben Sie sich über ihn nicht ausgesprochen.

Harden: Dazu hatte ich auch keinen Grund. Graf Kuno Moltke (ich bitte seinen Herrn Vertreter, Das nicht als Kränkung zu nehmen; wenn ers aber thut, kann ichs nicht ändern) hatte die Aufgabe, seinen Freund Eulenburg stets über das am Hof Vorgehende zu unterrichten; diese Berichte, in denen allerlei Intimitäten standen, haben ja auch an dem Sturz Moltkes mitgewirkt. Er hat seinem Freund fast täglich geschrieben. Die Briefe sind vorhanden. Ich will darüber keine Details geben; auch nicht erwähnen, mit welchem Decknamen der Deutsche Kaiser darin bezeichnet wurde. Eulenburg und Moltke waren vierzig Jahre lang in einer Weise befreundet, wie man sie, Gott sei Dank, unter deutschen Männern noch abnorm nennen darf. Und wenn man meinen Artikeln den mir hier ungünstigsten Sinn giebt, der überhaupt noch denkbar ist, dann steht darin: Graf Moltke ist dem Fürsten Eulenburg so blind ergeben wie sonst nur eine Frau einem Mann. Alle Hemmungen, die in anderen Freundschaften bestehen bleiben, fehlten hier. Moltke war völlig kritiklos, völlig unter dem Bann des großen Komoedianten, der uns vor anderthalb Jahren hier die Krankenprozession vorgaukelte und abends dann seine Freunde durch lustige Parodien des Vorsitzenden, des Staatsanwaltes

und der anderen Prozeßbetheiligten erheiterte. Ein Prachtexemplar. Dafür sitzt er auch, mit allen Orden und Ehren, unangefochten in seinem Schloß; dichtet neue Säng', läßt sich malen und zeigt den Gerichtsärzten die facies hippocratica. Dieser Zauberer hat den armen Grafen Moltke mißbraucht. Jahre lang ihn als seinen Briefträger, seinen Zuträger benutzt; und der Graf war vollkommen machtlos gegen die Suggestion. Das nenne ich (Herr Isenbiel wird mirs heute nicht mehr übelnehmen) eine „erotisch betonte Freundschaft". Von da bis zur Homosexualität und von da bis zu homosexueller Bethätigung ist es noch recht weit.

Lehmann: Das will ich mal zugeben. Aber haben Sie sich nicht gesagt, daß die gewöhnlichen Menschenkinder doch diese feinen Unterschiede, wie Sie sie kennen seit lange, nicht machen würden und daß für die Leute, die diese Artikel lesen, unter Homosexuell immer verstanden wird Einer, der sich homosexuell bethätigt, und daß da nicht solche feine Nuancen bestehen, wie Sie sie schildern? Geht nicht gerade aus den Artikeln, in denen Sie sich selbst gegen diese Auffassung wehren, hervor, daß jedenfalls Das die Auffassung war? Und haben Sie sich nicht als kluger Mann gesagt, daß Das so aufgefaßt werden kann? Und haben Sie sich nicht gesagt, ich habe die Pflicht, sie mit einem Makel zu bewerfen aus politischen Gründen, und für mich sind politische Gründe so werthvoll, daß ich Das doch auch eventuell will?

Harden: Diese Erörterungen sind für mich höchst widrig. Ich mag nicht den Verdacht erregen, ich wolle mich zurückziehen oder herausreden. Die Sache ist für mich längst historisch geworden und ich wünsche sehnlich, daß sie es mir bleibe. Und ich meine: Diese Sache schwebt wirklich nicht zwischen der Vierten Strafkammer und Herrn Harden; sie hat ihr Forum längst gefunden. Ich habe weder den Wunsch noch die Absicht, irgendetwas hier zu beschönigen oder Sie zu bitten, mich nicht zu verurtheilen. Ob Sie mich freisprechen oder ins Gefängniß schicken: Das interessirt mich jetzt gar nicht.

Lehmann: Aber uns interessirt es: wir wollen die Wahrheit finden. Wir müssen klar sehen.

Harden: Ich begreife das Empfinden der Herren ja. In solchen Prozessen steht ja fast immer Jemand vor Ihnen, der sagt: So habe ichs nicht gemeint. Das macht Jeder. Und ich könnte Ihr Mißtrauen begreifen. Bei mir ists aber einmal anders. Ich sage nur, was ich für richtig halte, und frage nicht eine Sekunde nach der Wirkung, die es auf Sie macht. Die ist ja gleichgiltig. Ich sage heute, was ich stets gesagt habe. Auf der Höhe des „Triumphes", vor dem Schöffengericht, habe ich in meinem Schlußvortrag das Selbe gesagt. In den Artikeln steht nichts ernstlich Belastendes über den armen Mann; er wird nur ein Bischen ironisirt. Nun will ich dem Herrn Präsidenten antworten. Ich habe mit einem Publikum, das diese Dinge nicht kennt, gar nicht zu rechnen. Diese Artikel richten sich überhaupt nur an ein Publikum, das eine gewisse Kultur und eine Summe von Kenntnissen hat. Das macht einen Unterschied, scheint mir. Gewiß: man muß mit seinem Publi-

kum rechnen. Wenn ich die Ehre hätte, die „Berliner Morgenpost" zu redigiren oder die „Woche" herauszugeben, so müßte ich mich als gewissenhafter Mann fragen: Können Das nicht wenigstens die Taxameterkutscher falsch verstehen? Ich habe solches Publikum nicht und brauche die Möglichkeit solcher Mißverständnisse deshalb nicht in mein Bewußtsein aufzunehmen. Aber ich gehe weiter: Was ich geschrieben habe, ist nicht so verstanden worden, wie der Herr Vorsitzende meint; nicht einmal von Dem, der getroffen sein soll, so verstanden worden. Auch Der hat, trotzdem er vom Baron Berger informirt war, es nicht so verstanden; denn er hat nichts dagegen gethan und hätte als Offizier doch Etwas thun müssen. Er hat sich erst gerührt, als er verabschiedet worden war. Und dann entstand der Lärm. Eulenburg, Moltke, Hohenau verbannt; und Moltke hat Harden zum Zweikampf gefordert. Da erinnerten sich Einzelne, daß mal irgendwas in der „Zukunft" gestanden habe. Die Artikel, die Einzelheiten, hatte Keiner mehr im Kopf. Aber man konstruirte Zusammenhänge. Richtige und falsche. Eine neue Thatsache war hinzugekommen: drei Hofleuchten brannten nicht mehr. Drei Günstlinge waren aus der kaiserlichen Gnade verdrängt. Was nach der Bekanntmachung dieser neuen Thatsache gedeutet und gedeutelt wurde: dafür bin ich nicht verantwortlich.

Lehmann: Vorher waren durch den Kronprinzen die Artikel aber dem Kaiser unterbreitet worden.

Harden: Auch darüber möchte ich nicht ausführlich sprechen. Graf Lynar hatte sich an seinem Burschen vergangen und schrie, als er gepackt wurde: Ich werde abgesägt und die Anderen machen ungestraft, was sie wollen; er wies auf die Artikel hin (in denen er nicht genannt worden war). Daß der Herr Sachverständige Lynar auch die leiseste Anspielung verstand, glaube ich gern. Was er über Moltke, der uns hier allein angeht, herausgelesen hat, weiß ich nicht. Bestreite aber mit gutem Gewissen Jedem das Recht, Anderes darin zu finden als den Hinweis auf eine etwas süßliche, weichliche Natur und auf die kritiklose Hingebung an Phili. Das sind die einzigen Thatsachen, die angeführt oder angedeutet wurden; und sie sind erweislich wahr. Ich wollte nicht darüber reden; aber Sie haben mich dringend ersucht, es zu thun, damit wir die Allen unerwünschte Beweisaufnahme vermeiden können. Im Uebrigen habe ich noch zu bemerken, daß zwischen den einzelnen Artikeln (großen politischen Arbeiten, in denen die Gruppe manchmal beiläufig erwähnt wird) Wochen und Monate liegen, in denen andere Artikel von mir erschienen, daß ein Waffenstillstand vereinbart war, als Eulenburg sich mir verpflichtet hatte, nach Territet zu gehen und seine Hand aus dem Reichsspiel zu lassen, und daß von einer „fortgesetzten Handlung" schon deshalb, wegen der Zwischenräume und der Einstellung des Kampfes, nicht ernstlich die Rede sein kann.

Lehmann: Aber in der „Zukunft" vom fünfzehnten Juni wandten Sie sich gegen die Auffassung? Die also doch bestanden haben muß.

Harden: Das war nachher. Da war der große Lärm losgegangen. Ueber-

all standen Artikel über „Hofpäderasten". Da (es ist vielleicht der einzige Fehler, den ich in der Sache gemacht habe) glaubte ich mich verpflichtet, abzublasen. Im Interesse des Reichs und des Kaisers. Sie wissen wahrscheinlich, wie schroff ich oft den Kaiser bekämpft habe. Ich schwärme durchaus nicht für ihn. Aber er ist die höchste Person im Reich, der Repräsentant des Volkes, die Fahne, das Symbol des Vaterlandes. Wenn sichs darum handelt, auf der Höhe den Weg reinzufegen, muß der eigene Vortheil schweigen. Auch war ich von der dummen Uebertreibung angeekelt. Hinc illae irae! Seit ich den Skandalmachern das Geschäft verdorben habe, bewerfen sie mich besonders hastig mit Kothklümpchen.

Lehmann: Wenn man aber die einzelnen Stellen zusammenhölt ...

Harden: Das sollte man eben nicht thun. Ich kann nicht zugeben, daß man es so macht. Heinrich Heine hat einmal gesagt, Widersprüche könne man ihm nicht nachweisen; denn bevor er schreibe, lese er stets seine sämmtlichen Werke durch, um sich ja nicht zu widersprechen. Das thue ich nicht; ich lese nicht meine sämmtlichen Artikel durch, bevor ich einen neuen schreibe. Ob vorher mal Dies gestanden hat und jetzt Jenes steht: solche Zusammenbäckerei kann ich nicht mitmachen. Will mans so oder so deuten: da stehe ich nicht Rede. Die Sache ist einfach. Graf Kuno Moltke dankt seine Karriere dem Grafen Philipp Eulenburg. Der hat ihn, auch als seinen Aufpasser, an den Hof gebracht. Der Graf war das Werkzeug Philis und wurde zu Dingen benutzt, die er selbst vielleicht oft nicht ahnte. Die Verkehrsformen der Herren waren mündlich und brieflich von einer Ueberschwänglichkeit, deren Schilderung ich mir vorläufig versage.

Lehmann: Wir werden nachher in die Lage kommen

Harden: Ich glaube nicht, daß ich in diese Lage kommen werde. Ich lasse mich nicht weiter treiben, als ich gehen will. Das Sexuelle spielt in diesen Artikeln eine ganz winzige Rolle. Die beiden Herren wurden von mir genannt, weil der eine höfische Separatpolitik trieb und der andere ihm die dazu nothwendigen kleinen Mittel lieferte. Wie weit bei den Herren die Hingebung der Seele oder gar des Leibes gegangen ist, interessirt mich nicht, hat mich nie interessirt.

Lehmann: Das würde uns aber interessiren.

Harden: Zu meinem Bedauern kann ich dieses Interesse nicht befriedigen. In den Artikeln handelt sichs um Anderes. Da wird gesagt: Wir treiben im Deutschen Reich eine viel zu süßliche und weichliche Politik. Wenn wir, im Bewußtsein unserer Kraft, jede unwürdige Zumuthung ablehnten, wenn wir zeigten, daß im Nothfall das Schwert gezogen werden kann, gezogen werden wird, sobald die Ehre und die Zukunft der Nation es fordert, dann würde unsere Weltstellung besser sein. Daß der Gedanke richtig war, ist ja jetzt erwiesen. Aber darauf kommt es hier nicht an. Eine Ursache dieser weichlichen Politik sah ich (mit Recht oder mit Unrecht) darin, daß Mystiker, Süßholzraspler, Spiritisten, kränkliche Männer aller Sorten sich um die Person des Monarchen geschaart hatten. Damals gab es

zweierlei Politik: die amtliche und die eulenburgische. Die zweite, die okkulte, wurde von Herren betrieben, die den Kaiser umknieten. Ich bitte, Das nicht nur bildlich zu nehmen Diese Herren haben den Enkel Wilhelms des Nüchternen in eine ungesunde, ihren Zwecken ersprießliche Romantik zu zerren versucht. Sie sind weg: und der Dunst ist zerflattert. Weggekommen sind sie nach meinen Artikeln. Ich bitte, endlich sich einmal von dem Gedanken loszumachen, hier handle sichs um die Bekämpfung und Entschleierung Homosexueller. Die Angegriffenen waren Spiritisten, meinetwegen Theosophen, Mystiker, Leute, die kranke Menschen und Thiere durch Gebete heilen wollten und von denen einzelne auch sexuell abnorm waren. Wird etwa geleugnet, daß solche Abnormität auf die Gesammtpsyche wirkt? Lassen Sie sich von der wissenschaftlichen Literatur, von Krafft-Ebing bis auf Kraepelin, belehren! Daß solche „Männer" von Eulenburg an solche Stelle gebracht wurden, war ein nationales Unglück. Dadurch ist die Atmosphäre entstanden, die eine so schwache, eine so weiche Politik, eine so verhängnißvolle Täuschung über die Realitäten ermöglichte. Und da einzugreifen, war nach meiner Ueberzeugung meine Pflicht. Daß es dabei zu Enthüllungen kam, die Menschenleben vernichteten, ist nicht meine Schuld. Ich habe Keinen denunzirt; trotzdem ich mir dadurch Manches erspart hätte. Habe ich nicht hier in diesem Saal gesessen und den biederen Eulenburg ruhig schwören lassen? Ich hätte ihn jeden Moment vernichten können. Heute wissen Sie es. Ich wollte nicht. Ich habe den Justizrath Bernstein gebeten, ruhig zu sein, als er aufspringen und sagen wollte: Sie haben falsch geschworen, Herr Fürst. Ich wollte und konnte Ihr Urteil abwarten. Dann, nach den Hymnen, den Barettorgien, dem Urtheil, das mich entehren sollte, mußte ich handeln. Hätte ichs nicht gethan, so wäre Eulenberg, als ein Gereinigter, am Ende gar in die Gunst zurückgekehrt. Das durfte nicht sein.

Der Vorsitzende versucht wieder, einzelne Stellen zu verbinden.

Harden: Der Gerichtshof hat, wie mir scheint, doch nur zu prüfen, ob ich den Grafen Moltke beleidigt habe. Graf Moltke hat sich in der ersten Zeit nicht beleidigt gefühlt, trotzdem er die Artikel kannte, und heute stimmt er mit mir darin überein, daß die Artikel den hier behaupteten Vorwurf nicht enthalten. Früher konnte das Gericht in einem Vorurtheil befangen sein, alles Gesagte, über Eulenburg Gesagte für falsch halten und zweifeln, ob nicht Alles auf Moltke gehe. Heute weiß man, daß alles über Eulenburg Gesagte wahr ist. Nun fragt sich nur noch, was über den Grafen Moltke gesagt worden ist.

Lehmann: Das wollen wir auch prüfen; es läßt sich nur nicht Alles von einander trennen Nun wollen wir zurück zum Artikel vom achten Dezember 1906. Da reden Sie davon, daß man Ihnen imputirt habe, geschrieben zu haben, Herr von Tschirschky sei vom Fürsten Eulenburg, mit dem er lange Beziehungen hatte, dem Kaiser empfohlen worden, und Sie weisen Das mit den Worten zurück: Ich würde es mir dreimal überlegen, ehe ich Jemand Beziehungen zum Fürsten Eulen-

burg nachsage. Hier sagen Sie zunächst, Sie würden es für einen Mann ehrenrührig finden, wenn er seit Langem enge Beziehungen zu dem Fürsten Eulenburg habe, und trotzdem behaup'en Sie fort und fort vom Grafen Moltke, daß er in sehr engen Beziehungen zum Fürsten Eulenburg stehe. Das ist das Geschickte von Ihnen gewesen. Das läßt sich so und so drehen. Sie sagen, Sie haben es so aufgefaßt. Die Auffassung läßt für ein harmloses Gemüth eine Andeutung zu oder eine Auffassung zu, die auf dieses Homosexuelle gar nicht zu kommen braucht. Aber andererseits wird es auch wieder Leute gegeben haben, die eben Das finden.

Harden: Es ist nicht möglich. Zwischen uns ist keine Verständigung möglich. Wir sind auf verschiedenen Planeten geboren. Ich bin so geschickt! Ja, lieber Gott, warum rede ich denn überhaupt hier so lange? Für mich doch nicht! Glauben Sie, daß ich das Alles nöthig hätte? Daß ich vor Ihrem Urtheil Angst habe? Ich rede für das Land, dem ich die Beweisaufnahme und deren Folgen ersparen will, und muß mir dann sagen lassen, ich sei so geschickt, was heißen soll, ich sei feig. Nein, verurtheilen Sie mich doch! So streng, wie Sie wollen. Ich will meine Artikel nicht länger interpretiren. Ich habe es satt! Nehmen Sie es auf sich vor dem Lande! Ich fürchte mich nicht.

Lehmann: Aber es hat doch keinen Anlaß gegeben.

Harden: Nach diesen Stunden muß ich mir sagen lassen, ich sei so „geschickt", in diesem Saal, wo ich der Einzige bin, der ohne Reue an das hier Geschehene zurückdenken darf. Nein, meine Herren, ich bin nicht mehr so krank, wie damals, wo ich mit mir umspringen ließ, wie es Jedem beliebte. Sie können mit mir machen, was Sie wollen; ich gebe mich aber nicht zu weiteren Inquisitionversuchen her. Sie mögen thun, was Sie wollen: Unwürdiges dulde ich nicht.

Lehmann: Unwürdig kann es nicht sein. Wenn ich sage, daß Sie ein großer Dialektiker sind, dann kann ich nicht verstehen, was darin für Sie unwürdig sein soll. Ich muß wirklich sagen, daß mir Ihre Aufregung gar nicht verständlich ist. Ich habe eben nur sagen wollen, daß Sie dialektisch . . .

Harden: Nachdem ich mich Stunden lang bemüht habe, Alles zu vergessen, was hier geschehen ist, und ruhig Ihnen Rede zu stehen, sagen Sie mir wieder: „Sie sind so geschickt! Und mit dieser Geschicklichkeit hoffen Sie feiger Kerl sich der Strafe zu entziehen!"

Lehmann: Davon habe ich nichts gesagt.

Harden: Aber es lag hinter den Worten.

Lehmann: Ich muß doch darauf hinweisen, daß die Staatsanwaltschaft die Artikel so ausgelegt hat.

Harden: Hat! Im November 1907. Fragen Sie Herrn Isenbiel heute danach!

Lehmann: Wenn ich Ihnen jetzt Vorhaltungen mache, dann sind es nicht meine persönlichen Vorhaltungen, sondern ich habe die Pflicht als Vorsitzender, sie machen zu müssen, und muß Ihnen vorhalten, was die Anklage angenommen hat.

Ich thue Das gerade deshalb, damit ich von Ihnen höre, was nun Sie darauf zu sagen haben. Ich muß, es bleibt mir nichts übrig, Ihnen auch diejenigen Momente vorhalten, die in der Anklage als gegen Sie sprechend betont worden sind. Das läßt sich nicht vermeiden. Ich verstehe blos gar nicht, daß Sie sagen wollen, ich sei Das und ich bringe Das vor. Es ist als Vorsitzender meine Pflicht, Das zu thun. Ich habe die Aufgabe, Das mit Ihnen durchzusprechen, und es ist mir unverständlich, wie Sie jetzt darüber in diese Rage gerathen können.

Harden: Wenn ich lauter geworden bin, als es nöthig ist, so ist Das sehr bedauerlich. Aber hier sitzen doch wohl intelligente Männer, die einigermaßen ein Gefühl für Das haben müssen, was hier vorgeht. Nach Stunden wird mir gesagt: Das ist es eben, Sie sind so geschickt und machen es schlau. Es gibt keinen Kulturstaat der Welt, wo Das einem Schriftsteller von dem Range des Herrn Harden gesagt werden könnte; keinen, glauben Sie mirs! Und wenn es geschähe, würden gerade wir schreien: Welche Zustände! Denken Sie an Zolas Haltung und Behandlung vor Gericht. Sie haben mich gezwungen, stolz zu reden. Ich habe im Leben Etwas geleistet, ich bin auch als Angeklagter noch eben so viel wie Jeder hier im Saal und lasse mir unwürdige Behandlung nicht bieten.

Lehmann: Von unwürdiger Behandlung kann nicht die Rede sein, wenn ich weiter nichts thue, als Ihnen Dasjenige vorhalten, was als beanstandet in der Klageschrift hervorgehoben worden ist.

Harden: Man hat immer die Kraft und Geduld, das Leiden Anderer zu ertragen. Aber ich habe nicht mehr den Willen, hier mitzuwirken. Ich habe mich, um entgegenzukommen, den wiederholten Aufforderungen des Herrn Präsidenten gefügt. Ich habe die Erklärung gegeben; das Resultat ist, daß ich nach Stunden der Rednerei von Ihnen einer unwürdigen Gesinnung bezichtigt werde. Wir können uns nicht verständigen. Nie wird mir gelingen, mich mit Ihnen zu verständigen. Niemals. Also verurtheilen Sie mich gleich!

Lehmann: Aber es ist meine Pflicht, Ihnen Das vorzuhalten, was die Anklage nun mal sagt, und die Anklage hat gesagt: Hier liegt ein Doppelsinn darin. Bleibt mir gar nichts Anderes übrig. Ich würde meine Pflicht nicht erfüllen, wenn ich das Ihnen nicht vorhalten würde.

Harden: Darüber darf ich mir kein Urtheil erlauben. Wenn die Pflicht Sie zwingt, einen Mann, der sich bemüht, die Sache mit Schonung aller ...

Lehmann: Wir wollen nicht schonen, wir wollen die Wahrheit hören.

Harden: Aber ich will es. Ich treibe nicht Juristerei; sondern Politik. Und das Reichsinteresse ist für mich kein Justizbegriff. Darum habe ich gesagt und wiederhole es: Verurtheilen Sie mich wieder; ich kann es ertragen. Wozu noch kostbare Zeit verlieren und so intelligente, so beschäftigte Herren länger bemühen? Wenn ich, nach Allem, was geschehen ist, nach Allem, was Sie bedauern müßten, nach so vielen Urtheilskorrekturen durch die Ereignisse hier noch in der Rolle des

armen Sünders stehen muß, dem gesagt wird: Das ist es ja bei Ihnen, Sie sind so geschickt! .. Nein, meine Herren: von Ihnen zu mir führt keine Brücke. Sie können mich verurtheilen. Sie können mich niemals richten.

Lehmann: Ich muß aber die ganzen Artikel mit Ihnen durchgehen. Es bleibt mir nichts übrig; ich muß es thun.

Harden: Ich kann nicht gezwungen werden, noch zu antworten; meine Nervenkraft ist auch nachgerade verbraucht.

Lehmann: Es war meines Erachtens unnöthig, daß Sie so aufgeregt waren.

Harden: Ich bitte jeden der fünf Herren, sich in meine Lage zu versetzen. Ich habe eine ziemlich geachtete Stellung in der Welt; denken Sie sich, Sie ständen hier und ich säße da, und nach Allem, was geschehen ist, und nach allen diesen Stunden müßten Sie sich sagen lassen: Ja, Das ists, Sie sind so geschickt, Sie versuchen, zu entschlüpfen. Was würden Sie wohl empfinden? Würden Sie es ertragen oder aufschreien? Ich lasse mir von Ihnen nicht die Haut schinden. Ich habe gesagt, was ist. Glauben Sie mir nicht, so verurtheilen Sie mich zu der höchsten Strafe, die Ihnen erreichbar ist. Das können Sie; sofort. Ich habe nichts dagegen. Aber Sie können nicht verlangen, daß ich meine Seelenhaut zu weiteren Experimenten hergebe, die man einem Menschen von Reputation und Lebensleistung nicht zumuthen dürfte. Es giebt eine Kulturstufe, auf der man Schriftsteller eines gewissen Ranges, so lange sie nicht als Schweine erwiesen sind, behandelt wie Kavaliere. Will man nicht: gut; dann habe ich dieses Symptom unseres Kulturstandes zu verzeichnen.

Lehmann: Ich verstehe nicht, was ich gesagt haben soll. Ich habe gesagt: Aeußern Sie sich auf die Anklage, die Ihnen vorwirft, zweideutig gewesen zu sein; daß es hier herausgelesen werden kann.

Harden: Ich habe von dem Mächtigsten dieser Gruppe das Härteste offen gesagt. Der Wortlaut liegt vor Ihnen. Ich habe es auch in der Kritik anderer im Reich Mächtigen an schroffster Deutlichkeit nie fehlen lassen. Soll ich gerade vor dem guten Grafen Kuno Moltke zittern? Ich habe über ihn gesagt, was mir nöthig schien, habe ihm, wie er selbst zugiebt, nicht Homosexualität vorgeworfen; und wenn Sie mich für einen Mann halten, der zu Haus sitzt und überlegt, wie er durch die Maschen des Strafgesetzbuches kommen kann, dann, verzeihen Sie, können Sie nicht lesen und haben kein Ohr für Persönlichkeit.

(Nach Detailerörterungen wird eine Pause beschlossen.)

Lehmann: Wir müssen annehmen, daß hier dem Grafen Moltke Homosexualität und homosexuelle Handlungen vorgeworfen werden. Es würde sich darum handeln: Ist Das, was Sie ihm vorgeworfen haben, wahr oder nicht? Es fragt sich, welchen Standpunkt man einnimmt. Der Angeklagte hat keine Beweislast und er kann nur dann für schuldig erklärt werden, wenn Das, was er behauptet hat, nicht wahr ist, und der Gerichtshof hat sich davon eine Ueberzeugung zu verschaffen.

Er hat Das auch zu beweisen. Aber es liegt ja natürlich im Interesse des Angeklagten, dem Gerichtshof Momente an die Hand zu geben, aus denen Der nun schöpfen kann, daß Das, was er behauptet hat, wahr ist. Der Gerichtshof würde nur dann zu einer Schuld Ihrerseits kommen, wenn angenommen wird, Graf Moltke habe sich nicht homosexuell bethätigt. Die Ueberzeugung muß der Gerichtshof haben. Er muß sie sich verschaffen. Der Angeklagte braucht sie nicht zu verschaffen, er hat keine Beweislast. Aber ich habe vorhin schon betont, das es Etwas ist, das für den Angeklagten günstig ist; so liegt es im Interesse des Angeklagten, zu sagen: Ich habe Das und Das anzugeben nach der Richtung.

Harden: Herr Präsident, die Stunden, in denen ich die Ehre hatte, hier sprechen zu dürfen, habe ich benutzt, um Ihnen zu sagen: Ich habe in meiner Zeitschrift den Grafen Moltke nicht der Homosexualität beschuldigt. Es wäre inkonsequent, wäre thöricht, wenn ich mich jetzt hinstellen und sagen würde: Weil Sie annehmen könnten, ich habe den Vorwurf gemacht, will ich seine Berechtigung hier beweisen. Dazu kommt das Schriftstück, auf dem Graf Moltke anerkennt, daß ich ihm diesen Vorwurf in meiner Zeitschrift nicht gemacht habe. In diesem Stadium der Sache liegt für mich nicht der mindeste Grund vor, Beweise gegen den Grafen Moltke zu produziren. Und meine Empfindung? Ich sage Ihnen offen: Wenn ich zu wählen hätte, ob ich den Grafen Moltke dahin, wo sein bester Freund heute ist, bringen oder in Peterwitz oder Breslau ruhig sitzen lassen wolle, so würde ich unbedingt die zweite Möglichkeit vorziehen; ich würde ihn in Ruhe lassen. Ich konnte genöthigt sein, furchtbar traurige Mißstände ohne Erbarmen zu entschleiern, so lange ich glaubte, diese Entschleierung sei nöthig, damit die Mißstände beseitigt werden. Auch da habe ich, wie Sie Alle wissen oder wenigstens wissen könnten, mich Schritt vor Schritt erst drängen lassen. Von Gerichten. In dem Augenblick aber, der jetzt gekommen ist, lautet die Frage so: Willst Du, Harden, nur um Dich einer etwa möglichen Strafe zu entziehen, Dich zu neuen Entschleierungen entschließen, deren Folgen noch gar nicht zu übersehen sind? Diese Frage würde ich mir gar nicht erst stellen; und sie, wenn ein Anderer sie stellte, rundweg verneinen. Meine Artikel liegen vor Ihnen. Das, was ich darüber zu sagen hatte, habe ich gesagt. Ich kann, wenn es gewünscht wird oder wenn es mir im Verlauf der Sache irgendwie nöthig erscheint, noch besser und klarer es zu sagen versuchen. Wenn der Gerichtshof mich dann verurtheilt: vortrefflich; dann ist ein vorläufiger oder definitiver Abschluß der Sache erreicht (und ich werde die Konsequenzen zu tragen wissen, wenn es ein definitiver ist). Irgendeine weitere Unterlage zu „Feststellungen“ zu liefern, habe ich in diesem Moment gar keine Veranlassung. Was sollte mich bestimmen? Die Furcht vor einer neuen irrigen Deutung? Die Furcht vor einer Strafe? Niemals.

Lehmann: Dann bleibt nur übrig, daß wir den Grafen Moltke fragen, ob er homosexuell sich bethätigt hat.

Preuß: Ich würde vorschlagen, den Herrn Vertreter des Nebenklägers dar-

über zu hören, wie er sich zu der Beweisaufnahme, überhaupt zu den Auslassungen des Herrn Angeklagten stellt.

Sello: Ich stehe auf dem Standpunkt und habe von Anfang an darauf gestanden, daß nach den Erklärungen vom neunzehnten und zweiundzwanzigsten März, die von dem Herrn Nebenkläger aus eigener Initiative abgegeben wurden, nicht nothwendig sein wird, die Frage an ihn zu stellen. Die Behauptung ist nicht aufgestellt; Graf Moltke hat erklärt, er finde in den Artikeln des Herrn Harden nicht den Vorwurf der Homosexualität.

Lehmann: Weiter haben Sie nichts zu erklären?

Sello: Ich wüßte nicht, was ich weiter erklären sollte. Ich werde voraussichtlich keine Anträge stellen.

Bernstein: Auch ich werde keine Beweisaufnahme beantragen. Ich bin der Meinung, daß es nicht dem Sinn und der Intention des Gesetzes entspräche, wenn eine Beweisaufnahme stattfände über einen nach der übereinstimmenden Angabe des Klägers und des Angeklagten nicht gemachten Vorwurf. Hat das Gericht überhaupt das Recht, eine von keiner Seite aufgestellte Behauptung auf ihre Wahrheit hin zu prüfen! Ich glaube, nicht einmal das Recht; um wie viel weniger die Pflicht! Das Gericht fragt: Herr Angeklagter, für den Fall, daß das Gericht diesen Vorwurf aus Ihren Aeußerungen entnimmt, wie gedenken Sie ihn zu beweisen? Aus irgendwelchen Gründen (und es sind die alleredelsten Gründe, die Herrn Harden zur Reserve bestimmen) sagt der Angeklagte: Ich wünsche gar nicht, hier Etwas zu beweisen. Dann hat der Gerichtshof zu antworten: Schön, Herr Angeklagter, dann müssen Sie die Konsequenzen auf sich nehmen.

Lehmann: Ja, wenn der Gerichtshof von der Unwahrheit der Behauptung überzeugt ist.

Bernstein: Nehmen Sie an, wir hätten jetzt eine Verhandlung und das Gericht würde sagen: Ich bin nicht überzeugt von der Unwahrheit der Behauptung, die der Angeklagte bestreitet. Nach meiner Auffassung dürfte ohne Unterlage das Gericht Das gar nicht äußern. Der Nebenkläger könnte dem Gericht das Recht bestreiten. Uebrigens erklärt sich der Herr Nebenkläger ja für befriedigt.

Lehmann: Wenn der Herr Nebenkläger Das von Anfang an gesagt hätte, wäre es schön.

Bernstein: Inzwischen ist doch sehr Vieles geschehen. Giebt es ein Hinderniß, durch die Ereignisse sich belehren zu lassen? Ich beantrage ausdrücklich, von jeder Beweisaufnahme abzusehen.

Preuß: Ich schließe mich dem Antrag an.

Sello: Ich schließe mich ebenfalls an. Mein Klient ist nach allen vorliegenden ärztlichen Zeugnissen ein Todeskandidat, der den Wunsch hat, den Rest seines Lebens unangefochten in ländlicher Zurückgezogenheit zu verbringen. Er ist mit dem Wunsch an das Gericht gekommen, ausgestattet mit einem Zeugniß von seinem Arzt, welches lautet: „Herr Kuno Graf von Moltke leidet an einer chronischen

Erkrankung des Nervensystems", von körperlichen Anstrengungen und seelischen Aufregungen befreit zu bleiben. Er unternahm die Rückreise von Meran nach Berlin gegen den ärztlichen Rath. Herr Harden hat auf Zuspruch die Erklärung abgegeben, daß in den Artikeln der Vorwurf der Homosexualität nicht erhoben sei, und Graf Moltke hat sich davon überzeugt, daß der Vorwurf in den Artikeln gegen ihn nicht ausgesprochen sei Ich brauche nicht zu erklären, daß in der Zwischenzeit sich Mancherlei zugetragen hat, was auf die Auffassung der Artikel durch den Herrn Nebenkläger von Einfluß sein konnte, so daß er sich hat überzeugen können, daß die Spitze gerade nach dieser Richtung hin sich gegen einen ganz Anderen richtet als gegen ihn, und wohl aus dieser Ueberzeugung (ich kann ja in der Seele eines Anderen nicht stecken) hat der Herr Nebenkläger sich gesagt: Durch die vorige Verhandlung ist objektiv nachgewiesen, daß der Vorwurf der Homosexualität mich nicht trifft, ich habe deshalb auch keine Veranlassung, mich in diesem Verfahren zu verantworten gegen einen Vorwurf, der gar nicht erhoben ist. Von diesem Standpunkt aus bin ich der Meinung, daß wir weder in objektiver noch in subjektiver Beziehung einer Beweisaufnahme bedürfen.

Preuß: Ich darf wohl noch eine Frage an den Herrn Justizrath richten. Ich verstehe doch richtig, daß die Absicht des Grafen Moltke dahin gegangen ist, den Strafantrag zurückzuziehen, und dann, daß es ihm außerordentlich erwünscht wäre, wenn die Wirkung des Strafantrages vereitelt würde.

Sello: Ich habe keinen Zweifel darüber, diese Erklärung abgeben zu dürfen.

Harden: Die Beleidigung wird nur auf Antrag verfolgt. Dieser Satz kann im Vernunftbereich, zu dem auch das Offizialverfahren immer gehören müßte, nur bedeuten: Die Beleidung wird nur verfolgt, so lange der Beleidigte die Verfolgung wünscht Wünscht er sie nicht mehr, fühlt er sich nicht mehr beleidigt, so ist die Verfolgung zwecklos; es soll nicht unhöflich klingen, wenn ich sage: sinnlos. Die Meinung über Worte, durch die man sich verletzt fühlte, kann sich ändern. Es ist wohl nicht allzu geschmacklos, wenn ich an Das erinnere, was sich hier vorhin abspielte. Ich habe mich aufs Tiefste beleidigt gefühlt und bin dann durch Erklärungen, die den Herrn Vorsitzenden ehren, zu der Ueberzeugung gekommen, daß er in diesem Augenblick nicht die Absicht hatte, mich zu beleidigen. Wenn es keinen Beleidigten mehr giebt, sollte man auch nicht mehr nach einem Beleidiger birschen. Wie liegt denn hier nun die Sache? Graf Moltke hat sich zunächst durch die Artikel gar nicht beleidigt gefühlt. Die Anderen aber, die nichts gegen mich zu unternehmen wagten, haben ihn gehetzt und vorgeschickt; vielleicht, weil sie meinten, er könne es noch eher als sie riskiren. Oder weil sie ihn für naiv und leichtgläubig hielten und ihn skrupellos ins Ungemach stoßen wollten. Darüber mögen die Meinungen auseinandergehen. Nun muß der Vorgehetzte wohl eingesehen haben: Du hast wirklich einen großen Theil Deines Lebens zwischen solchen Leuten verbracht und hast sie nicht erkannt. Fritz und Philipp Eulenburg, Fritz und Wilhelm

Hohenau, Wedel, Lynar, Wendelstadt, Lecomte; und so weiter. Auf der Basis dieser neuen Erkenntniß mag der Graf die Artikel noch einmal gelesen und sich gesagt haben: Im Grunde ist das wirklich Harte nicht gegen Dich gerichtet, sondern gegen Andere, und zwar (was für Den, der es geschrieben hat, erheblich ins Gewicht fällt) mit vollem Recht. Graf Moltke, den ich für einen Patrioten halten muß, wird sich gesagt haben: Was da ein Privatmann mit Gefährdung seines Lebens (nicht nur seiner Freiheit: die Kinaedenzunft hat mir ganz direkt nach dem Leben getrachtet und ein junger Lieutenant aus sehr noblem Haus hat geschworen, er werde mich abschießen) unternommen hat, war nothwendig und hat sich als nützlich erwiesen; deshalb werde ich als Christ und deutscher Edelmann nicht daran mitwirken, daß er verurtheilt wird und entweder einen noch größeren Vermögensverlust hat oder gar mit seinen ramponirten Gesundheitverhältnissen ins Gefängniß kommt; deshalb unterzeichne ich die Erklärung und lasse Herrn Harden fragen, ob er sie auch unterzeichnen wolle. Dann haben wir die Möglichkeit, die Sache aus der Welt zu schaffen. Was soll nun geschehen? Meine Artikel sind da und ich habe gesagt, was meine Artikel bedeuten. Ich meine, kein Gericht hätte je das Recht, einfach aus der Tiefe des Gemüthes die Behauptung zu schöpfen, meine Interpretation sei falsch. Dafür müßte ein Beweis erbracht werden. Das einfach „thatsächlich festzustellen", mag ein Brauch sein; doch ists einer, von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung. Ein Beweis gegen meine Erklärung des von mir Geschriebenen, Gedruckten ist von keiner Seite angetreten oder auch nur versucht worden; und um meine Artikel handelt es sich doch. Die haben nützlich gewirkt, durch die fühlt Graf Moltke sich nicht beleidigt und gegen ihre Nuancirung ist dadurch nichts erwiesen, daß ein Herr in der Robe sie bestreitet.

Weiter. Ich habe diese Sache von Anfang an als Politiker geführt und werde sie stets so führen; auf jede Gefahr. Sie sind Richter, meine Herren. Wenn gesagt wird, Gerichte sollen keine Politik treiben, ist aber nicht gemeint, der Richter solle vergessen, daß er in der Welt der Wirklichkeit lebt und das Wohl seiner Heimath zu wahren hat. Nach inneren und äußeren Kämpfen geht es unserem Reich endlich etwas besser. Vor Ihnen steht ein Mann, den Sie vielleicht nicht leiden mögen, dessen Stil, dessen Art Ihnen nicht sympathisch ist, der in seinem schweren Leben aber nichts gethan hat, was irgendwie seine Ehre mindern, seinen Muth in Frage stellen kann. Dieser Mann sagt Ihnen, in Uebereinstimmung mit dem Kläger: Die Beschuldigung, die Sie herauslesen wollen, steht nicht in diesen Artikeln. Dürfen Sie ihm, weils Ihnen so gefällt, den Glauben weigern? Ich habe in jedem Stadium der leidigen Sache, ohne Rücksicht auf meinen Vortheil, vor einer Beweisaufnahme gewarnt. Weil ich waffenlos war? Heute glauben Sie Das nicht mehr. Jedesmal hat sich die Berechtigung meines Warnens nachher ergeben. Hören Sie diesmal endlich darauf! Thun Sie, was Sie wollen; verurtheilen Sie mich: Das interessirt mich wirklich nicht. Aber ersparen Sie dem Reich neuen Lärm von weithin hörbarem

Widerhall. Heute, wo es uns endlich ein Bischen besser geht. Jedes Urtheil kann ich hinnehmen; nicht jede „Feststellung". Niemand verlangt, daß Sie Zeugen hören. Der Herr Oberstaatsanwalt, der Herr Vertreter des Nebenklägers sind gegen die Vernehmung des Grafen; gegen dessen beeidete Aussage. Sie haben meine Artikel und können in sie hinein, aus ihnen heraus lesen, was Ihnen beliebt. Wenn Ihr Gewissen dazu stark genug ist, verurtheilen Sie mich; aber stellen Sie nicht „fest", was ich dann wieder umstürzen muß. Muß, meine Herren! Ich habe nur eine einzige Bitte: Keine Beweisaufnahme!

Lehmann: Falls nun das Gericht aber doch annimmt, die Homosexualität sei behauptet worden?

Harden: Das muß ich dem Gerichtshof anheimstellen. Hier sind drei Parteien, wenn ich so sagen darf: Ankläger, Nebenkläger, Angeklagter; alle drei einig in dem Bewußtsein, daß es Situationen giebt, in denen man den Muth haben muß, höher zu fühlen als am Alltag. Alle Drei bringen gewisse Opfer, Jeder in seiner Weise, und sagen: Wir lehnen die Verantwortung dafür ab, daß Herrn Harden ein Beweis aufgezwungen wird, den er in diesem Augenblick unter keinen Umständen führen will. Gründe? Unter anderen der, daß Herr Harden ja nicht auf Moltke beschränkt werden könnte; daß er natürlich die ganze Gruppe beleuchten dürfte und müßte. Ich habe gar kein Bedürfniß, hier die Prozesse gegen Eulenburg und Genossen zu führen. Will die Vierte Strafkammer die Verantwortung auf sich nehmen, die wir Drei ablehnen? Dann mag sies thun. Ich kann nur noch einmal dringend bitten: Zwingen Sie mich nicht, den eigennutzlos gewählten Standpunkt aufzugeben! Hier ist die Gelegenheit, zu Aller Nutzen und Keinem zum Leid eine traurige Sache, die aber unvermeidlich war, endgiltig zu bestatten. Erfüllen Sie meinen Wunsch, dann wird weder kriminalistische noch publizistische Behandlung mehr nöthig sein; selbst wenn Sie den Muth haben, eine Strafe zu verhängen. Die ist in diesem Fall winzige Nebensache.

Lehmann: Aber das Recht?

Harden: Das Recht, Herr Präsident, ist nicht eine Sache, die man sich in einem Reagensglas aufbewahrt denken darf. Das Recht war, ist und wird immer sein: das Resultat von Kraftverhältnissen, die sich durchzusetzen versucht haben. Das Recht bleibt stets mit politischen und sozialen Erwägungen aller Art durchtränkt. Wenn die Herren nun zurückkommen und verkünden: Du hast uns zwar eine Interpretation gegeben, gegen die wir nichts Haltbares vorbringen können; aber wir, die nicht unbefangen, sondern unter einer Suggestion an die Lecture gingen, finden Anderes darin; wittern im April 1909 Anderes, als im Winter 1906 gesagt war. Ist Das dann „Recht"? War Ihr voriges Urtheil, das mit all seinen thatsächlichen Feststellungen vernichtet ist, etwa „Recht"? Sind Sie jetzt auf dem Weg zu sicherer Wahrheit? Sie stehen vor ernster Entscheidung. Und werden gewiß den Satz nicht vergessen: Summum jus summa injuria.

Das Gericht beschließt, dem Grafen Moltke nur die eine Frage vorzulegen, ob er sich homosexuell bethätigt habe.

Lehmann: An den Herrn Grafen soll nur die Frage gerichtet werden: Haben Sie sich homosexuell bethätigt? Weiter wollen wir nichts. Aber die Frage brauchen wir; sonst können wir nicht zu einer Verurtheilung kommen.

Harden: Darauf bestehe ich ja nicht. Ein anderer Ausgang wäre immerhin denkbar.

Lehmann: Ich wollte sagen: zu einem Urtheil.

Harden: Und wenn die Basis, die der Gerichtshof für nöthig hält, geschaffen ist, dann, vermuthe ich, wird der Beweis dafür kommen, daß ich behauptet habe, der Graf habe sich homosexuell bethätigt.

Lehmann: Ja.

Harden: Danke.

Pause.

Lehmann: Herr Graf von Moltke, wir wollen nur die Frage an Sie richten, ob Sie homosexuell sich bethätigt haben. Das ist unsere Hauptfrage, die wir haben. Selbstverständlich braucht Jemand auf Fragen, durch deren Beantwortung er sich einer strafbaren Handlung schuldig bekennt, keine Antwort zu geben. Die Aussage muß der Wahrheit entsprechen. (Der Zeuge wird beeidet.) Mit Vornamen heißen Sie?

Zeuge Graf von Moltke: Kuno.

Lehmann: Sie sind wie alt?

Moltke: Einundsechzig Jahre. Evangelisch.

Lehmann: Ich bitte, die Frage zu beantworten.

Moltke: Ich bin meiner festen Ueberzeugung nach nicht homosexuell veranlagt, habe nie zu männlichen Personen eine sinnliche Leidenschaft empfunden und nie mit männlichen Personen geschlechtlichen Umgang gehabt.

Lehmann: Das wollte der Gerichtshof wissen. Auf weitere Fragen will ich keinen Werth legen. Haben die Prozeßparteien Fragen an den Herrn Zeugen?

Harden: Ich bleibe so lange, wie es mir möglich ist, auf dem Boden der auf Wunsch des Grafen Moltke von mir unterzeichneten Erklärung und werde abwarten, wie diese Aussage verwerthet wird. Davon muß ich meinen Entschluß abhängig machen. Ich habe im Augenblick also keine Frage zu stellen.

Sello: Ich möchte beantragen, den Herrn Zeugen zu entlassen auf Grund des letzten ärztlichen Zeugnisses, dessen Inhalt ich schon mitgetheilt habe.

Lehmann: Steht Etwas entgegen?

Harden: Ja; ich könnte, zu meinem Bedauern, nicht einwilligen.

Lehmann: Dann bitte ich, Platz zu nehmen, Herr Graf. Der Gerichtshof würde dann wohl kein weiteres Interesse mehr haben. Es würde ja vielleicht ganz wünschenswerth für den guten Glauben sein, wenn Sie, Herr Angeklagter, uns sagten, was Sie gehört haben, so einige kleine Züge aus dem Eheleben, die Sie

auch dazu gebracht haben, anzunehmen, daß Graf Moltke homosexuell sei. Ich habe ja die Pflicht, auch Das hervorzuheben, was für den Angeklagten spricht, und muß Das auch als Vorsitzender herausholen und deshalb möchte ich Sie bitten, diese Hauptmomente uns zu sagen nach der Richtung.

Harden: Ich darf die freundliche Absicht nicht verkennen; aber ich kann, aus oft wiederholten Gründen, zur Ausführung nicht mitwirken. Ich habe in diesem Augenblick nichts weiter zu sagen.

Lehmann: Sie machen es uns schwer, wirklich; wir wollen möglichst objektiv ein Urtheil fällen und auch Das würdigen, was für den Angeklagten spricht, und es ist doch Pflicht. . . Nein. Das kann ich nicht sagen. Der Angeklagte kann thun und lassen, was er will; aber ich meine, er sollte uns doch auch Das unterbreiten, was für ihn spricht.

Harden: Herr Präsident, wenn ich an der subjektiven Unbefangenheit des Hohen Gerichtshofes Zweifel hätte, so dürfte ich sie nicht aussprechen. Ich habe aber die allerstärksten Zweifel an der objektiven Unbefangenheit des Gerichtshofes, die berechtigtsten Zweifel; denn er ist an die Sache mit einer Meinung herangetreten, die zu finden erst Aufgabe der Verhandlung gewesen wäre. Mit der Meinung, daß in den Artikeln stehe, Graf Moltke habe sich homosexuell bethätigt. Das hat selbst der Staatsanwalt, der die Anklage erhoben hat, nicht behauptet. Dieser Gerichtshof hält es einfach für erwiesen. Das ist die Folge einer Massensuggestion. Nennen Sie es, wie Sie wollen. Sie stellen fest, trotz dem Widerspruch beider Parteien, was ich gesagt habe, und zwingen dann, abermals gegen unseren eigenen Protest, den Herrn Grafen, in eigener Sache zu schwören. Da ist für mich die Möglichkeit einer Mitwirkung nicht gegeben. Ich kann in dieser Verhandlung nicht eine sehen, die auch nur irgendwie dem Interesse des Angeklagten gerecht wird. Ich sage Das nur, weil ich dazu provozirt worden bin.

Lehmann: Sie sollten aber jetzt dem Gerichtshof doch Angaben machen. Sagen Sie uns doch nur die Momente, die Sie uns in der früheren Verhandlung auch mitgetheilt haben.

Harden: Hier giebts doch nur zwei Möglichkeiten. Entweder den unbarmherzigen Kampf, gegen den das in der vorigen Verhandlung Vorgebrachte (an der ich, als Schwerkranker, gar nicht mitwirken konnte) ein sanftes Geplänkel wäre, oder das loyale Beharren auf dem Standpunkt, auf den ich mich auf Anregung des Herrn Grafen und seiner Freunde gestellt habe. Ein Drittes giebt es nicht. Mein guter Glaube? Darüber soll ich reden? Wenn Sie den, nach allem Geschehenen, noch diskutiren wollen: ich kann Sie nicht hindern. Aber mitreden? Ich danke. Wie die Dinge jetzt stehen, bleibt nichts übrig, als die Plaidoyers zu hören.

Lehmann: Es bleibt dann wirklich nichts übrig. Ich hatte gehofft, daß Sie uns die Momente, die Sie aus dem Eheleben gehört haben, darstellen würden.

Harden: Herr Präsident, ich vermag offenbar nicht so, wie ich es wünschte,

mich verständlich zu machen. Ich würde doch der äußersten Inkonsequenz schuldig werden. Ich habe, im Einvernehmen mit dem Herrn Nebenkläger, immer wieder gesagt: Der Vorwurf ist in den Artikeln gar nicht gemacht worden. Nun soll ich sagen: Ich habe ihn doch gemacht und ich hatte die und die Symptome dafür. Das könnte ich weder vor dem Herrn Grafen noch vor mir selbst rechtfertigen.

Lehmann: Nennen Sie uns doch die Thatsachen, die Sie gehört haben.

Harden: Wohin kämen wir dann? Zu Dem, was ich nicht will.

Lehmann: Das, was ich will, ist zu Ihren Gunsten.

Harden: Das verkenne ich durchaus nicht.

Lehmann: Es wäre gut, wenn Sie sagten: Das und Das war mir auffällig. Da die früheren Aufstellungen vom Reichsgericht aufgehoben worden sind, müssen wir Etwas haben, das wir fürs Urtheil verwerthen können.

Harden: Wenn der Gerichtshof der Meinung ist, daß er irgendwelche thatsächlichen Feststellungen noch braucht, für oder gegen den Anzeklagten, so hat er ja die Macht, sie sich zu schaffen. Ich muß meine Mitwirkung verweigern. Wir sind, Herr Präsident, eben verschiedener Meinung über Das, was dem Interesse des Angeklagten entspricht. Ich bin der Meinung, der Angeklagte hat in diesem Verfahren nur das Interesse, nachzuweisen, daß in seinen Artikeln homosexuelle Bethätigung des Grafen Moltke nicht behauptet worden ist.

Lehmann: Aber wenn der Gerichtshof sich auf einen anderen Standpunkt stellt, muß ich auch in diesem Fall für den Angeklagten sorgen.

Harden: Volenti non fit injuria.

Lehmann: Das geht nicht. Wir sind nicht im Civilprozeßverfahren. Das wäre für das Civilprozeßverfahren richtig. Im Strafprozeßverfahren geht es nicht.

Harden: Ich glaube nicht, daß der Herr Präsident irgendeine Möglichkeit hat, mich zu veranlassen, über Dinge zu sprechen, über die ich nicht sprechen will.

Lehmann: Nein. Wir können den Angeklagten nicht zwingen, zu sagen, was zu seinem Gunsten spricht. Das ist richtig. Aber es wäre doch verständig, wenn er es thäte und so dazu beitrüge, daß das Urtheil der Sachlage entspricht.

Harden: Herr Präsident, wenn der Gerichtshof nach Allem, was er hier gehört und auch gesehen hat, die Grundlage für ein gerechtes Urtheil noch nicht gefunden hat . . .

Lehmann: Ja, jedes Urtheil muß aber begründet werden, läßt sich nur auf Thatsachen begründen, die in der Verhandlung vorgeführt worden sind. Wir haben bis jetzt nach der Richtung keine greifbaren Thatsachen.

Harden: Es giebt noch eine Partei in diesem Prozeß: die Anklagebehörde. Der Herr Vertreter der Anklagebehörde muß doch wohl den Eindruck haben, was hier vorliegt, genüge; sonst würde er versuchen, durch Zeugenaussagen das ihm nöthig Scheinende feststellen zu lassen. Ueber die Nothwendigkeit kann man offenbar also verschiedener Meinung sein.

Lehmann: Ich wollte eine weitere Beweisaufnahme eben vermeiden und deshalb hören, was Sie uns sagen. Wir könnten Ihnen dann ja Glauben schenken und ein Urtheil auf Grund Ihrer Angaben fällen.

Harden: Das ist ja recht freundlich gemeint. Aber da den Angaben, die ich mit Einsetzung meiner seelischen Kraft hier gemacht habe, nicht geglaubt worden ist: warum sollte mir geglaubt werden, wenn ich erzählte, was die frühere Ehefrau und deren Verwandte mir berichtet haben?

Lehmann: Ich meine, Sie könnten es versuchen.

Harden: Welche Rolle soll ich dem anwesenden Herrn Nebenkläger gegenüber spielen? Seit dem neunzehnten März ist von uns Beiden der Wunsch ausgesprochen worden, diese Erörterung möge vermieden werden. Der Herr Nebenkläger hat Alles gethan, was er thun zu können glaubte, um sie zu vermeiden. Er hat auch nicht gewünscht, hierher zu kommen und auszusagen. Nun soll ich die Geschichte wieder anfangen? Neben Strafgesetzbuch und Strafprozeßordnung giebt es noch ein Gesetzbuch der Anstandsbegriffe. Wenn ich im Nebenzimmer mich mit einem Gentleman, dem ich mich im Rang gleichfühle, verglichen habe, ists doch nicht anständig, hier nun zu tuscheln: Ich habe es in den Artikeln zwar nicht gesagt, aber bedenklich ist die Sache doch, wie Sie gleich hören werden.

Lehmann: Ich begreife nicht, warum Sie die Thatsachen, die Sie schon einmal angeführt haben, nicht noch einmal erwähnen wollen, um uns den Beweis zu erleichtern. Sie müssen bedenken, daß es der selbe Gerichtshof ist, der hier sitzt; wenigstens zum Theil. Sie hätten vielleicht Recht, wenn ein ganz anderer Gerichtshof hier säße. Wir müssen feststellen, wie weit die Sache jetzt milder liegt als früher, und dazu brauchen wir Handhaben.

Harden: Ich bitte, mir zu glauben, daß meine Ueberzeugung eben so fest begründet ist wie die des Herrn Vorsitzenden. Ich beharre nicht aus Eigensinn, um Recht zu behalten, auf meinem Standpunkt. Unsere Auffassungen sind eben verschieden. Das kommt im Leben nicht selten vor.

Lehmann: Wir möchten aber einige Thatsachen, die Sie gehört haben und die Sie uns geben können, wenn Sie nur wollen.

Harden: Das wäre viel zu schwach. Sie können einem Mann, der im politischen Leben irgendwelche Bedeutung hat, doch nicht zumuthen, er solle sich vor dem Strafgericht als Angeklagter auf da oder dort Gehörtes berufen.

Lehmann: Sie haben es uns voriges Jahr gesagt.

Harden: Das war eine ganz andere Situation. Und auch damals (ich habe die Erklärung hier in meiner Mappe) habe ich gesagt: Die Sache ist politisch erledigt, ich will keine Beweisaufnahme. Frau von Elbe war nicht von mir, sondern von der Staatsanwaltschaft geladen, die sich die Aufgabe gestellt hatte, die Glaubwürdigkeit dieser Dame zu erschüttern. Was damals geschehen mußte, braucht heute nicht zu geschehen.

Lehmann: Aber Sie können mir doch wenigstens bestätigen, daß in der münchener Hauptverhandlung die zwei Zeugen Ernst und Riedel beschworen haben, sie hätten mit Eulenburg homosexuell verkehrt.

Harden: Das ist ja gerichtsnotorisch.

Lehmann: Nun konstatire ich aus dem vorigen Prozeß, daß Sie für Das, was Sie gesagt haben, als Grundlage hatten Aeußerungen des Fürsten Bismarck, Erzählungen aus dem ehelichen Leben, die Ihnen von Frau von Elbe mitgetheilt waren, und Thatsachen, die Sie aus den Handakten der an der Ehescheidung mitwirkenden Anwälte kannten. Ich muß aber weiter (ich hole Das wieder zu Ihren Gunsten heraus) konstatiren, daß wir jetzt wissen: Sie hatten außer diesen Unterlagen noch andere, sehr viel festere. Nach dieser Konstatirung brauchen wir darüber keinen Beweis mehr und es wäre jetzt nur noch wünschenswerth, daß Sie uns Einiges aus dem Eheleben des Grafen Moltke erzählten Aber ich glaube, Das, was jetzt erörtert ist und was Sie bestätigt haben, kann genügen.

Preuß: Daß gegen den Fürsten Eulenburg wegen Meineids Anklage erhoben und das Hauptverfahren eröffnet worden ist, ist ja gerichtsnotorisch.

Harden: Ich bedaure, noch einmal zum Reden gezwungen zu sein. Aber ich habe nichts erzählt und nichts bestätigt. Ich muß bitten, mir keinerlei Erklärung zu unterstellen, aber sich auch nicht auf Dinge zu berufen, die in einem vom höchsten Gerichtshof ausgelöschten Verfahren wirklich oder angeblich festgestellt worden sind. Ueber die „Unterlagen" meiner Artikel habe ich Ihnen bisher nicht das Allergeringste gesagt und die münchener Gerichtsverhandlung gar nicht erwähnt; trotzdem dort die Zeugen ja nicht nur über den Fürsten Eulenburg ausgesagt haben.

Lehmann: Wir kommen nun zu den Schlußreden. Herr Oberstaatsanwalt!

Preuß: Wir haben heute unter dem Einfluß und Eindruck der zwischen dem Herrn Angeklagten und dem Herrn Nebenkläger zu Stande gekommenen Vergleiche verhandeln dürfen. Ich spreche zunächst meine Freude darüber aus, daß ein solcher Vergleich zu Stande gekommen ist, der uns diese verhältnißmäßig ruhige Verhandlung erlaubt hat. Wenn der Wille der beiden Unterzeichner des Vergleiches voll und ganz wirksam geworden wäre, dann wäre, wie der Herr Vertreter des Nebenklägers uns hier gesagt hat, der Strafantrag zurückgenommen und das Verfahren eingestellt worden. Paragraph 64 StGB läßt nun allerdings nicht zu, daß diesem Parteiwillen Folge gegeben werde. Immerhin, glaube ich, wird man, von diesem Vergleich ausgehend, nochmals nachzuprüfen haben, inwieweit es möglich ist, das Gesetz mit diesem zum Ausdruck gebrachten Parteiwillen in Einklang zu bringen. Ich möchte zunächst dem Herrn Angeklagten das Zeugniß ausstellen, daß nach meiner persönlichen Ueberzeugung er bei sämmtlichen Artikeln von durchaus ehrenwerthen, durchaus patriotischen Erwägungen aus gehandelt hat. Ich füge noch hinzu, daß auch der Verdacht der Sensationlust, der im vorigen Urtheil erhoben ist, meiner Ansicht nach nicht zutrifft, sondern widerlegt wird durch die Ar-

tikel selbst. Da aus den Artikeln unzweideutig hervorgeht, daß der Herr Angeklagte diese Sensation hat vermeiden wollen, daß er die Absicht gehabt hat, nicht Jedem verständlich zu sein, sondern nur Denen, die es anging, um sie zu warnen und zum Fortbleiben von der Politik, zum Weggehen ins Ausland zu bestimmen. Wenn ich von diesen Erwägungen ausgehe und hinzunehme, daß der Mann, der durch die Drohnung des Herrn Angeklagten am Meisten gefährdet war, entfernt worden ist, so muß ich zu der Folgerung kommen, daß die Artikel in der Hauptsache gegen diesen gefährlichen Mann sich gerichtet haben und daß die übrigen Personen, die in den Artikeln erwähnt sind, nur nebenher, so weit es zu den Zwecken, die der Herr Angeklagte verfolgte, nothwendig war, erwähnt worden. Und wenn man von diesem Gesichtspunkt aus die einzelnen Artikel ansieht, dann scheint mir doch zweifelhaft, ob das Gericht bei den früheren Feststellungen wird bleiben können und ob nicht wenigstens zum größten Theil die Erklärungen, die der Herr Angeklagte heute abgegeben hat, vollen Glauben finden müssen.

(Der Herr Oberstaatsanwalt erörtert nun die einzelnen Sätze und erklärt, daß er in fünf der inkriminirten Artikel eine irgendwie strafbare Beleidigung nicht finde. Bleiben die Artikel vom achten Dezember 1906, vom dreizehnten und vom siebenundzwanzigsten April: „Abfuhr“, Monte Carlino“, „Roulette“.)

Diese Artikel allein könnten für die Frage einer fortgesetzten Beleidigung in Frage kommen und begrifflich und rechtlich läßt sich dagegen auch dann nichts sagen, wenn man in Erwägung zieht, daß zwischen dem achten Dezember und dem nächsten Artikel vom dreizehnten April ein Zeitraum von vier Monaten liegt. Es fragt sich nun, ob in diesen Artikeln der Vorwurf der Homosexualität erhoben ist und ob man eine fortgesetzte Handlung hierin sehen muß. Diese Frage wird der Gerichtshof zu beantworten haben. Ich glaube, er wird, wie im vorigen Prozeß, sagen, daß zwar der Vorwurf nicht ausdrücklich gemacht ist, daß aber die Möglichkeit vorliegt, einen solchen zu finden, und wird mit dem Eventualdolus, wenn ich so sagen darf, wieder operiren, wie im vorigen Prozeß. Und für diesen Fall, den ich ja als möglich voraussetzen muß, sehe ich mich genöthigt, auch auf die Frage des Strafmaßes einzugehen, und da, meine ich, kommen für den Herrn Angeklagten gegenüber dem vorigen Urtheil eine Reihe von Thatsachen zur Erwägung, die es meiner Meinung nach ausschließen, daß gegen den Herrn Angeklagten nochmals auf eine Gefängnißstrafe erkannt wird. Ich bin, wie ich bereits hervorgehoben habe, überzeugt, daß der Herr Angeklagte von patriotischen Erwägungen ausgegangen und daß er auch nicht in irgendeiner Beziehung leichtfertig dabei zu Werke gegangen ist. Das geht klar aus Allem hervor, was inzwischen geschehen ist. Das allein muß zur Evidenz nachweisen, daß der Angellagte nicht leichtfertig mit seinen Angriffen vorgegangen ist, daß er sich wohl und reiflich überlegt hat, wie weit er gehen könne, und daß er höchstens eines entschuldbaren Versehens schuldig wäre, wenn er aus den engen, nahen Beziehungen zwischen dem Grafen Moltke und

dem Fürsten Eulenburg geschlossen hätte, daß auch der Herr Nebenkläger sich irgendwie homosexuell bethätigt habe. Nur Das wird gegen ihn festzustellen sein; weiter nichts. Dazu kommt, daß der Herr Nebenkläger durch seinen Herrn Vertreter hier erklärt hat, daß er sich befriedigt fühlt, daß er sich nicht beleidigt fühlt, daß er am Liebsten den Strafantrag zurückgezogen hätte. Das wäre möglich gewesen, wenn die Staatsanwaltschaft, die damals dem Grafen Moltke beispringen wollte, sich nicht in das Verfahren gemischt hätte. Nur durch den Umstand, daß ein öffentliches Verfahren anhängig geworden ist, ist die Absicht der Parteien, den Streit zu beenden, unausführbar geworden, und ich glaube, daß der Gerichtshof auch hierauf Rücksicht nehmen muß. Ich beantrage gegen den Angeklagten eine Geldstrafe von sechshundert Mark, die Einziehung der Artikel, die beanstandet werden, nach meiner Ansicht nur die von mir erwähnten drei Artikel, und beantrage die Auferlegung der Kosten, wie es im vorigen Urtheil bereits geschehen ist.

Lehmann: Der Herr Vertreter des Nebenklägers!

Sello: Ich habe nur nochmals zu erklären, daß mein Herr Klient mit dem Herrn Angeklagten in der Anerkennung der Thatsache übereinstimmt, der Vorwurf der Homosexualität sei in den Artikeln dem Grafen Moltke nicht gemacht. Eine andere Erklärung ist in diesem Stadium nicht abzugeben.

Lehmann: Der Herr Verteidiger!

Bernstein: Ich bitte, mir die Möglichkeit zu einer Besprechung mit Herrn Harden zu geben, damit wir beschließen können, ob wir noch Anträge stellen.

Lehmann: Wir machen also eine Pause von einigen Minuten.

(Nach der Pause plaidirt Bernstein. Er stellt fest, daß für die Annahme, dem Nebenkläger sei in den Artikeln Homosexualität vorgeworfen worden, nicht der Schatten eines Beweises erbracht worden ist, und daß jeder Angeklagte, selbst der obskurste, erst recht aber einer von Ruf und Ansehen, verlangen dürfe, nicht ohne Beweis für unglaubwürdig gehalten und verurtheilt zu werden.)

In dubio pro reo. Wie viele verschiedene Ansichten haben wir nun über diese Artikel und ihre Interpretation schon gehört! Zuerst hat die Staatsanwaltschaft das Eingreifen abgelehnt, dann hat sie eingegriffen. Jetzt würde sie sicher nicht mehr eingreifen, denn die Ereignisse haben sie gelehrt, daß die früheren Voraussetzungen falsch waren. Der Herr Oberstaatsanwalt findet die Behauptung höchstens in drei Artikeln angedeutet. Und darauf wollen Sie ein verurtheilendes Erkenntniß bauen? Meine verehrten Herren, es ist absolut nichts Verletzendes für Sie, wenn ich sage: Sie können die Artikel gar nicht mehr objektiv lesen, weil sie Ihnen von Anfang an in einer bestimmten Beleuchtung gezeigt worden sind. Sie haben immer nur auf die paar Sätze geachtet, die inkriminirt worden waren. Wenn Sie die dahin gehörigen Zeilen zusammenzählen, haben Sie aber erst den hundertzwanzigsten Theil dieser Artikel, von denen jeder als ein Ganzes genommen werden müßte Niemals bin ich an der Herrschaft der gesunden Vernunft so irr

geworden wie in den Stunden, wo ich gesehen und gehört habe, wie Herr Harden mit dem Aufgebot all seiner geistigen Mittel, all seiner Ausdruckskunst sich vergebens bemüht hat, eine sonnenklare und unbestreitbare Thatsache festzustellen, die allein die ganze Anklage in Trümmer schlägt. Wenn die Artikel so verstanden wären, wie hier immer wieder behauptet wird: wo sind die Klagen, die Herausforderungen, die Anzeigen ans Ehrengericht, die dann doch kommen mußten? Haben die hohen Herren solche Beleidigung etwa ruhig eingesteckt? Und wo sind die Zeitungartikel, die sich in dieser Zeit mit der Sache beschäftigt haben? Sicher nicht unsere ganze Presse, aber ein großer Theil unserer Presse ist auf Sensation erpicht; auf diese Herren paßt das Wort, über dem Herr Harden thurmhoch steht. Glauben Sie, daß Die nicht einen Riesenlärm gemacht hätten, wenn sie in der „Zukunft" die Behauptung gefunden hätten, die bekanntesten Hofherren seien homosexueller Vergehen schuldig? Sie haben sie nicht gefunden; und haben deshalb geschwiegen. Vom Oktober bis in den Mai. Bis die Herren vom Hof entfernt waren und nun Allerlei in die Artikel hineingelesen wurde, was gar nicht drin stand.

Psychologische Thatsachen sind doch auch nicht zu übersehen. Ich kann Herrn Harden nachfühlen, wie es ihn erbittert, wenn man die offene Deutung seiner Artikel anzweifelt. Ich meine, von jedem Standpunkt aus sollte man sich darüber freuen, daß die Deutschen einen solchen Schriftsteller haben, und man soll ihm glauben, wenn er über Dinge spricht, die in die vielleicht schwerste Zeit seines Lebens fallen. Ich begreife Hardens Empörung. Er hat den Muth zu der patriotischen Pflicht gehabt, den mächtigsten Günstling offen und furchtbar hart anzugreifen, weil er ihn für schädlich hielt, und soll nun seine Worte, ohne Gegenbeweis, immer wieder anzweifeln lassen. Lesen Sie die Sätze, in denen er auf Philipp Eulenburg hinweist! Da spüren Sie nicht den Dolch des Briganten, sondern die stählerne Klinge des furchtlosen Ritters. Wir könnten Gott danken, wenn wir in Deutschland viele politische Schriftsteller hätten, einerlei, welcher Richtung, die solche Männerworte in ihrem Kopf und in ihrem Herzen finden. Der Mann, der diese Sätze geschrieben und der heute zu Ihnen gesprochen hat, darf fordern, daß seiner Interpretation geglaubt werde. Warum hätte er, der dem starken Eulenburg so offen entgegentrat, den viel schwächeren Moltke fürchten sollen? Ich meine, der Mann steht hoch über allen Interpretationkünsten! Zeigen Sie mir doch den Mann in Deutschland, der die Wahrheit so zu rechter Zeit gesagt hat, in einer Zeit wo Muth dazu gehörte, nicht getragen von der Woge des Beifalls, sondern in hartem Kampf gegen den Strom. Zeigen Sie mir doch den zweiten Mann! Könnten Sie ihn mir nennen, wenn ich Sie privatim danach frage? Sie könnten es nicht. Das Recht darf sich mit der Moral nicht in Widerspruch setzen und die Moral gebietet, diesem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zu sagen: Du hast gezeigt, daß Du die schlimmste Gefahr nicht scheust, und wenn Du, Maximilian Harden, uns erklärst: Ich habe Das nicht gesagt, dann sind wir ver-

pflichtet, Dir zu glauben. Geben Sie Herrn Harden ein Urtheil, bei dem er als Ehrenmann sich beruhigen kann, das ihn nicht nöthigt, den Schleier noch weiter zu lüften, und freuen Sie sich des Rechtes, diese Sache so zu beenden! Herr Harden hat mich gebeten, über Strafart und Strafmaß kein Wort zu sagen. Wie Sie auch urtheilen mögen: der Satz, mit dem ich schließen will, wird von keinem Unparteiischen bestritten und von der höchsten Instanz, von der Geschichte, bestätigt werden. Der Satz: In der Sache, die ihn heute zum vierten Mal vor ein deutsches Gericht bringt, hat Maximilian Harden sich um das Deutsche Reich und das deutsche Volk unvergängliche Verdienste erworben.

Lehmann: Der Herr Angeklagte hat das Schlußwort

Harden: Ich bitte zunächst, noch für einen Augenblick in die Beweisaufnahme zurückzukehren. Ich möchte den Grafen Moltke, der hier als Zeuge beeidet ist, fragen, ob er zugiebt, daß ich meine Artikel richtig interpretire und daß ihm darin der Vorwurf der Homosexualität nicht gemacht worden ist.

Moltke: Den direkten Vorwurf der Homosexualität aus einem Wort, einem Satz oder aus dem Zusammenhang direkt herauszulesen, Das nicht. Die Schwierigkeit für mich war ja die, daß ich im Zusammenhang mit anderen Personen, namentlich dem Fürsten Eulenburg, in gewisser Weise abfärbte und das Gefühl hatte, in der Oeffentlichkeit das Terrain zu verlieren.

Harden: Ich bin wohl nicht verstanden worden. Ich fragte, ob Graf Moltke jetzt, wie er durch seine Unterschrift bestätigt hat, überzeugt ist, daß er in diesen Artikeln nicht der Homosexualität beschuldigt wurde.

Moltke: Der direkte Vorwurf der Homosexualität nicht, wie ich gesagt habe.

Lehmann: Ich werde den Vergleich noch einmal verlesen. (Geschieht.) Diesen Vergleich, Herr Graf, haben Sie geschlossen?

Moltke: Ich nahm, ohne zu widersprechen, diese Erklärung an*), um dann mit Herrn Harden zu dem Punkt zu kommen, daß jede weitere Zeugenvernehmung für überflüssig zu erachten ist, um diesen schweren, langen Streit aus der Welt zu schaffen, nicht nur zur eigenen Ruhe, sondern auch zur Ruhe des Landes, das wohl Dessen bedarf. Das ist so mein Gedankengang. Ich hätte überhaupt wohl verzichtet auf ein prozessuales Vorgehen hier, wenn mir möglich gewesen wäre, Kriegsgericht und Ehrengericht gegen mich durchzusetzen, was aber nicht bestimmungsgemäß, nicht gesetzlich möglich war, und ich habe dann den Weg der Privatklage beschritten, um in breiter Oeffentlichkeit meine Unbescholtenheit darzuthun. Das sind die Ideen gewesen. Um aber jetzt, nachdem ich zwei Jahre einer solchen unglücklichen Ehe gehabt und dann sechs Jahre prozessirt habe und dann diese zwei schweren Jahre hinter mir habe, wo ich in der Oeffentlichkeit durch die Sensationspresse auch ziemlich schwer mitgenommen wurde, um zu der Ruhe und dem Frie-

---

*) Graf Moltke hat sie am neunzehnten, Harden am einundzwanzigsten März unterschrieben.

den zu kommen, nach dem man in meinen Jahren sich sehnt, habe ich mich gefreut, bin ich dankbar gewesen, wie ein Vermittler, der mir wohlbekannt aus früheren Jahren ist, mir gesagt hat, daß er gern dazu beitragen würde, diejenige Form zu finden, in der dieser Streit, in der dieser Prozeß vielleicht eine kurze, rasche Erledigung fände. In dieser Weise ist die Sache ausgetragen worden.

Harden: Das ist Alles, was Graf Moltke über die Entstehung des Vergleiches hier in seiner Eigenschaft als beeideter Zeuge vorzubringen hat? Das ist Alles?

Moltke: Ja, so ist es mir erinnerlich.

Harden: Danke. Der Herr Zeuge sprach von der Sensationpresse. Sollte damit gesagt sein: „Beleidigt bin ich nicht von Harden, sondern von der Sensationpresse"? Ist Das gemeint?

Moltke: Die Sensationpresse hat mich nach meiner Verabschiedung sehr mitgenommen und mich zum Päderasten einer Hofkamarilla gestempelt, wogegen nachher Herr Harden in seiner „Zukunft" protestirt hat. Was habe ich denn gesagt?

Harden: Herr Graf von Moltke, ich bitte, mich nicht wieder mißzuverstehen. Auch dieser Punkt ist wichtig. Liegt nicht eine Aeußerung des Grafen Kuno Moltke vor, worin er sagt: Beleidigt bin ich nicht von Harden, sondern von der Sensationpresse?

Moltke: Ich kann mich nicht erinnern.

Harden: Ich kann mich erinnern Und frage heute nur noch: Meint Graf Moltke jetzt, daß er von der Sensationpresse beleidigt worden ist?

Moltke: Durch den Schmutz bin ich gezogen worden.

Harden: Von wem?

Moltke: Von der Sensationpresse.

Harden: Danke. Ich habe nun keinen Grund mehr, den Herrn Grafen hier im Saal festzuhalten.

Lehmann: Wünschen Sie wegzugehen, Herr Graf?

Moltke: Ich könnte es aushalten; aber lieber ist es mir, wenn ich mich ein Bischen hinlegen kann.

(Der Zeuge wird entlassen.)

Harden: Ich werde Ihre Geduld nicht lange in Anspruch nehmen. Während der kurzen Pause, die er erbeten hatte, hat Justizrath Bernstein mich daran erinnert, daß jetzt die letzte Gelegenheit zur Einbringung des für alle Fälle von ihm vorbereiteten umfangreichen Beweisantrages gekommen sei; wenn ich sie versäume, könne ich mich der Gefahr aussetzen, zum zweiten Mal objektiv ungerecht verurtheilt zu werden; gewisse Andeutungen, die wir hier gehört haben, lassen ja darauf schließen. Der Herr Oberstaatsanwalt hat schon vor der Verlesung des Eröffnungbeschlusses von der Strafzumessung, der Herr Vorsitzende nachher von der Verurtheilung gesprochen, zu der er eine bestimmte „Feststellung" brauche. Bitte: es war mehr als ein lapsus calami! Bernstein meinte, ich könne vielleicht später

meine Zurückhaltung bereuen. Ich habe geantwortet: Ich werde den Beweisantrag nicht einbringen, sondern auf der Basis meiner Artikel und der Ausgleichserklärungen bleiben. Was ist bis jetzt geschehen? Irgendein Versuch, mir nachzuweisen, in den Artikeln stehe Anderes, als ich angegeben habe, ist nicht gemacht worden. Früher hat man versucht, durch die Heranziehung von angeblichen oder wirklichen Privatäußerungen sich eine Art von Beweis zu schaffen; weil man einsah, daß die Artikel allein zur Verurtheilung nicht ausreichen. Der Versuch ist heute nicht wiederholt worden. Man hat die Herren, deren Zeugniß mich belasten sollte, nicht gehört; hat sie nach Haus geschickt. Also: nicht der Schatten eines Beweises, der meine Angaben widerlegen könnte. Was ist weiter geschehen? Der Herr Vertreter der Anklage hat gesagt, man dürfe und könne nicht bezweifeln, daß nur patriotische, also durchaus edle Motive mich zu einem Handeln getrieben haben, das allen niedrigen Regungen fern geblieben sei. In zwei, drei Artikeln, meinte er, könne man allenfalls etwas Beleidigendes finden. Ich muß annehmen, daß er nur auf die Stimme seines Gewissens gehört, nur seiner Pflicht zu genügen geglaubt hat, als er diese Behauptung aussprach, die ich für falsch halte, und danach einen Strafantrag stellte, der mich, wie ich heute schon oft gesagt habe, an der ganzen Sache am Wenigsten interessirt. Und diese Thatsachen sollen mich, lieber Bernstein, bestimmen, heute und hier Das zu entfesseln, was ich entfesseln müßte, um endlich einmal von Grund aus aufzuräumen? Nein, noch habe ich ein Kollegium von fünf Männern vor mir, das nicht gesprochen hat. Das hat jetzt den Thatbestand zu prüfen. Eine Reihe hochpolitischer Artikel mit kleinen Randbemerkungen über den Grafen Moltke; kleinen Spritzern. Es hat die schriftliche Erklärung dieses Grafen Moltke, daß ihm in diesen Artikeln der berüchtigte Vorwurf nicht gemacht worden ist. Es hat die Erklärung des Herrn Oberstaatsanwaltes: Höchst achtbare Motive; im schlimmsten Fall ein entschuldbares Versehen. Das liegt vor. Ergo: bis zu der Minute, wo das Gericht die Schuldfrage bejaht, werde ich eine zweite Verurtheilung für unmöglich erklären; und wenn eine Verurtheilung erfolgt, werde ich ihre Begründung wägen; prüfen, was das Urtheil „festgestellt“ zu haben behauptet, und danach meine Entschlüsse fassen. Ich wiederhole: Nie werde ich der Spottsucht den Weg in die Beletage des Deutschen Reiches bahnen und die Vernichtung von Leuten, die noch im Glanze sitzen, herbeiführen, wenn sichs um keine andere Gefahr handelt als um die meiner möglichen Bestrafung. Darum den Boulevards Futter auf die Pharisäerkrippe schütten? Da giebts für mich gar kein Schwanken. Ob und wie ich bestraft werde: Das ist mir vollkommen gleichgiltig. Ich sage Ihnen ganz ruhig: Je härter ich bestraft werde, in dieser Sache, in diesem Forum, nach diesem Verfahren, nach diesen Aussagen, um so besser; um so lehrreicher für Mitlebende und Nachwachsende.

Ich gehe auf Einzelheiten gar nicht mehr ein. Es wäre ein Verbrechen gegen Sie, aber auch gegen mich, wenn ich zum aberhundertsten Mal die Artikel

interpretiren wollte. Was darüber zu sagen war, steht in dem Heft vom neunten November 1907; da ist der Schlußvortrag abgedruckt, den ich vor dem Schöffengericht hielt. Es jetzt wiederzukäuen, in dieser Stunde, wo Sie bedrückt sind von der Last und, ich darf sagen, auch von der Hitze des Tages? Das wäre eben so frustra wie unfreundlich. Ich will Ihnen also nur einiges Allgemeine sagen.

Der erste politische Eindruck meines Lebens entstand durch die außerordentliche Freundlichkeit, ja, ich darf sagen: Freundschaft, die Fürst Bismarck mir gewährte. Ich darf es sagen, denn er hat es ja selbst oft so genannt. Freilich konnte ein so viel jüngerer und so viel kleinerer Mensch nur in begrenztem Sinn als Freund gelten; er hatte ja viel mehr zu empfangen als zu geben. Dieser Mann hat mir immer wieder gesagt: „Ihnen mißfällt der Kaiser als politische Persönlichkeit in vielen wesentlichen Zügen; mir auch. Aber Sie können mir glauben: alle oder mindestens neun Zehntel dieser nicht erfreulichen Seiten wären nicht sichtbar, wenn Philipp Eulenburg nicht seine Sippschaft an ihn herangebracht hätte. Das sind gräßliche Leute; ganz anders als wir; sentimental, geistergläubig, spukscheu (Eulenburg hat an dem Herrn neben anderen Wunderqualitäten ja das Zweite Gesicht der Stuarts entdeckt); ohne Sinn für die Nüchternheit des politischen Lebens, ohne den Nerv der Tapferkeit, die eine große Nation braucht; und der größte Theil ist auch noch geschlechtlich abnorm und nicht sauber. Da giebts Zusammenhänge und Hautsympathien, die Unsereins gar nicht versteht." Das habe ich in Varzin, Friedrichsruh und Schönhausen oft gehört und besprochen. Aber nie in meiner Zeitschrift erwähnt Ich habe den Fürsten Eulenburg manchmal politisch, wenn es mir nöthig schien, bekämpft, aber nie diese Sachen erwähnt.

Einige Jahre danach wandte sich die Frau des Grafen Kuno Moltke an mich. Natürlich nicht, damit ich Etwas über ihre Ehe veröffentliche; ich gebe ja nicht die „Wahrheit" oder ein ähnliches Organ heraus. Nein. Die Dame fand sich in dem Scheidungprozeß von dem Justizrath Sello, dem Vertreter ihres Mannes, ungebührlich hart behandelt und grundlos bedroht; und da sie von Schweningers wußte, daß Sello und ich, in den wechselvollen Peripetien unseres Verkehrs, damals in einer wärmeren Region angelangt waren, meinte sie, meinem Einfluß könne es gelingen, diesen ungemein klugen und gewandten, eben darum aber nicht ungefährlichen Mann zu einer etwas freundlicheren Taktik gegen sie zu bringen. Wir hatten einen Briefwechsel, es gab Verstimmungen und Vergleiche; ich will auf die Einzelheiten nicht eingehen. Ich habe ihm gesagt: Bitte, behandeln Sie die Sache so tolerant, so menschlich, so anständig wie möglich; sonst platzt die Blase einmal und wir bekommen den größten politischen Skandal, den Deutschland je erlebt hat. Denn Philipp Eulenburg hatte in für ihn typischer Weise, wie er und wie andere Menschen seiner sexualpsychischen Art zu thun pflegen, in das Eheleben seines Freundes Kuno eingegriffen, die Trennung herbeigeführt. die Gräfin gepeinigt, bis sie aufbrüllte, und natürlich auch gleich für einen Arzt gesorgt, der sie für

hysterisch erklärte. Diesmal war der Psychiater de rigueur ein Chirurg; und hatte die Gräfin vorher, noch während des Scheidungprozesses, als die hehrste der Märtyrerinnen angebetet. Graf Moltke hatte sich dabei mehr passiv verhalten; in jedem Sinn. Das Wesen dieses Herrn zeigt manchen anmuthigen Zug. Er ist sehr artig, gefällig, liebenswürdig, gebildet (wenigstens für die Begriffe der Hofgesellschaft), musikalisch, belesen, sentimental, schwärmerisch; und was Sie sonst noch aus diesem Packet wollen. Nicht gerade geistig produktiv; ach nein. Aber ein angenehmer Herr. Nicht gerade ein preußischer Kürassier. Etwas zu weich und hold und deshalb wohl leise verspottet. Ich will hier nichts enthüllen; aber ich muß aussprechen, was ist. Vorgesetzte und Kameraden sagten von ihm, er habe seine militärische Karriere am Klavier gemacht. Abtheilungchef im Großen Generalstab, Kürassieroberst, Brigadier, Stadtkommandant von Berlin, also auf dem Posten, der den ersten Choc der von den Hofleuten stets gefürchteten Revolution auszuhalten hätte: Das ist viel. Jedenfalls: ein feiner, etwas wunderlicher Herr, der nach Moschus und Veilchen duftet, für manche Nase aber mit einem noch unlieblicheren Parfum behaftet war, weil er vierzig Jahre lang in blind ergebener Freundschaft an Philipp Eulenburg hing. Lassen Sie sich nur nicht erzählen, daß da oben nicht Dutzende seit Jahrzehnten wußten, welches Geistes Kind dieser Eulenburg war. Wenn man einen Mann von sechzig Jahren (seit dem letzten Prozeß trägt er ja sogar einen Vollbart) vor sich sieht, kommen Einem manche Gerüchte ganz lächerlich vor. Sie müssen sich diesen Herrn aber als sehr schönen jungen Mann mit höchst schwärmerischen Augen denken; ich habe solche Bilder hier. Da sieht er aus wie ein verzückter Künstler, der, wie die pariser Friseure sagen, s'est fait une tête. Den, nicht eine würdig geknickte Excellenz müssen Sie sich als inséparable Eulenburgs denken. Vierzig Jahre! Da entstehen Verkehrsformen, die uns Allen völlig fremd sind. Da nennen die Männer einander „mein Geliebter", „mein Alles". Wenn Einer von der Bahn kommt, ist ein Geflüster: „Bist Du da, ‚Tütü'? Gott, wie habe ich mich nach Dir gesehnt!" Da sitzt der Eine am Klavier und träumt schwärmerisch himmelan und säuselt, wenn ihn die Frau stört: „Laß mich! Ich dachte an Phili!" Das sind Dinge, die für uns völlig normwidrig sind, aber noch lange nicht zu der Annahme berechtigen, da müsse es zu perverser Geschlechtshandlung kommen. Ich habe mich niemals für die Frage interessirt, wie diese Herren ihre Triebe stillten (die, als ich anfing, mich mit ihnen zu beschäftigen, wohl nicht mehr allzu heiß gewesen sein können).

Ich bin nicht nur von Bismarcks, von der Gräfin Moltke (die weder Schweninger noch ich jemals der Hysterie auch nur auf Meilen nah gefunden haben), von deren Sohn und aufgeregten Mutter informirt worden. Ich wußte sehr viel mehr. So viel, daß ich dem Landgerichtsrath Schmidt, als er mich zum Zeugniß in Sachen Eulenburg aufforderte, eine Aussage machen mußte, die ein ziemlich dickes Buch gegeben hätte; sie wird wohl bei Ihren Akten sein. Ich wußte aus tausend Thatsachen und Symptomen: Das ist eine bis ins Mark ungesunde Ge-

sellschaft; diese Männer sind nicht von unserer Art. Und wenn sie eine normale Frau fragen, werden Sie das Selbe von ihr hören. Die wird Ihnen sagen: Der Mann ist ja höchst nett und artig, aber ich habe solchen Mann noch nie gesehen. Und einen so zartsinnigen preußischen General hats sicher noch nicht oft gegeben.

Also eine Menschengruppe, die von aller Realität weltenfern ist und durch ihre Mystik, ihre verhimmelnde Schwärmerei eine ernsthafter Politik schädliche Atmosphäre schafft. Das mußte den Politiker interessiren. Nicht aber, ob einzelne dieser Herren im Kinaedenbataillon aktiv sind oder jemals waren. Mit der Psyche beschäftigte ich mich, nicht mit dem „noch was" aus Schillers Gedicht. Wollen Sie den Unterschied wirklich nicht anerkennen? Wie unserem tapfersten Dichter, blutete auch mir die Seele, „sah ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt". Dieses Geschlecht, mit seiner Hypersensivität und Ueberschwänglichkeit, hatte einen Zustand geschaffen, der nüchterner Förderung ernster Staatsgeschäfte nach dem Urtheil aller Sachverständigen im höchsten Grade schädlich war. Beweise? Soll ich Minister, Botschafter, Generale hierher laden, damit sie es Ihnen bezeugen? Ihnen wiederholen, was sie mir gesagt und geschrieben haben? Ueber das ungeheure, zum Himmel schreiende Unheil, das von Eulenburg und seinen Leuten kam? Ich denke nicht daran. Wozu denn? Sie brauchen mir nicht zu glauben. Soll ich das Deutsche Reich aufwühlen, nur damit Sie mir glauben und ich weniger hart oder gar nicht bestraft werde? Das ist nicht nöthig. Ihre Strafe schreckt, bekümmert mich nicht. Was ich erreichen wollte, ist längst erreicht: diese Einflüsse sind beseitigt und Volk und Kaiser dürfen sich Dessen freuen. Im vorigen Jahr konnte man noch zweifeln. Da hat der Fürst seinen letzten großen Coup gewagt. Da fiel irgendwo das Wort: „Isenbiel hat sie famos 'rausgehauen." Da galt Phili als makellos und man konnte gauben, dem Verbannten eine Genugthuung schuldig zu sein. Da zitterte Philis schönste Kreatur vor der Rückkehr des Gehaßten. Da war Gefahr im Verzug und ich habe beschlossen, diesen Mann zu vernichten wie ein böses Thier. Kaiser und Reich haben Ruhe vor ihm und Beiden gehts seitdem besser als je nach Bismarcks Entlassung. Ein Algesiras haben wir seitdem nicht erlebt. Wenn Eulenburg blieb, konnten wirs im Balkan finden.

Graf Moltke? Der ist sicher froh, wenn er das liebe Leben hat, ein Bischen Athem, seinen Rock und Rang behält. Der ist ja völlig ausgeschaltet. Der Herzog ist längst gefallen; der Mantel mag meinetwegen bleiben; sich in Schlesien oder sonstwo lüften. Und da sollte ich aus Rachsucht, aus Rechthaberei, oder gar, um forensisch besser dazustehen, ohne äußersten Zwang diese Sache ins Licht rücken? Wozu? Ich sehe keinen Grund. Ich habe niemals (ich sage Das nun zum letzten Mal und sehr, sehr ernsthaft) in irgendeinem der inkriminirten Artikel gesagt: Kuno Moltke treibt Häßliches oder ist wenigstens homosexuell. Ich habe mich in meinem innersten Bewußtsein bis zu der Stunde der Anklage niemals mit dieser Frage beschäftigt; auch nicht mit der klassischen Frage, die Fürst Eulenburg auf der

„Hohenzollern" einem Matrosen gestellt hat. Der Herr, der hier vorhin unter seinem Eid über den von ihm vorgeschlagenen Vergleich sprach, hat sich immer für ein Bischen asexuell ausgegeben. Und ich habe nicht den mindesten Grund, daran zu zweifeln, und ich kann Sie versichern, nie hat damals der Gedanke mein Bewußtsein gestreift, daß auch er am Ende auf verbotenen Wegen Sättigung suche. Aber er war der Mann, der den Fürsten Eulenburg mit Hofstimmungberichten bediente. Das hat er wahrscheinlich optima fide gethan. In dieser Eigenschaft mußte ich ihn hier und da nennen; und als Eulenburg mich bitten ließ, ihn um Gottes willen zu schonen, er wolle ja fortgehen, da sagte ich: Ich will nichts gegen ihn thun, er soll allerdings jetzt in dieser schwierigen Marokkozeit, wo Herr Lecomte doch allzu gefährlich für unsere Interessen werden kann, fortgehen; aber die Sache ist damit nicht ganz abgethan, denn er hat jeden Tag die Möglichkeit, zu erfahren, was hier geschieht, und durch den Moltke-Kanal täglich an die oberste Spitze heranzukommen. Die Reise nach Territet sichert also nicht vor neuem Schaden. Das ist leider erwiesen worden. Darum mußte ein Ende gemacht werden.

Eine von Anfang an vorbedachte Aktion war es nicht. Die Artikel waren über weite Zeiträume verstreut; es sind sehr umfangreiche historisch-politische Artikel, und nur wenn sich die Gelegenheit ohne Zwang bot, fiel ein Streich auf Eulenburg und ein Spritzerchen auf Moltke. Auch Das brauchte er sich nicht gefallen zu lassen. Aber wer mit Räubern sein Leben lang in einer Höhle haust, kann nicht fordern, für einen tübinger Theologiekandidaten gehalten zu werden. Den Vorwurf der Homosexualität hat kein Unbefangener herausgelesen. Auch Herr Justizrath Sello nicht, der mich damals oft mit seinem Besuch erfreute. Auch er nicht; sonst hätte er mirs ja gesagt und mir den Irrglauben ausgeredet. Kein Unbefangener hats herausgelesen. Die Anderen? Die allerlei Geflüster und Gewisper gehört hatten? Du lieber Himmel: Die Kollegen eines Richters, der sich in den Pausen gern die Nase reichlich begießt, würden sich auch was dabei denken, wenn irgendwo stände: Nach der Pause war der Herr Vorsitzende merkwürdig ungeduldig und erregt. Sie würden einander anstoßen und anlächeln. Der Schreiber braucht von den Neigungen des Kritisirten aber gar nichts gewußt zu haben. Kein Unbefangener hats herausgelesen. Die Presse hätte sonst gegen Moltke oder (noch viel lieber) gegen Harden randalirt. Nichts ist geschehen. Nirgends hat man in den Redaktionen auch nur die wirklichen Anspielungen verstanden.

Da geschah das Entscheidende: der Deutsche Kaiser wies diesen Männern die Thür. Warum? Sie werden es hier niemals „feststellen". Fest steht aber die Thatsache, daß Graf Kuno Moltke niemals gehört worden ist, sich niemals irgendwie rechtfertigen durfte; daß der ewige Plessen ihm einfach brüsk das Abschiedsgesuch abverlangt hat. Details sind hier nicht nöthig. Ist aber anzunehmen, daß nur die Artikel der „Zukunft" zu diesem Schritt getrieben haben? Leben wir in einem Reich, wo die beliebtesten Herren weggejagt werden, weil in einem leidlich

angesehenen, aber vom Kaiser durchaus nicht geliebten Blatt ein paar Artikel gegen sie erschienen sind? Darum werden alte Freunde, die man duzte, einfach hinausgeworfen? Darum wird dem Vertreter des beurlaubten Polizeipräsidenten gesagt: Ueber Eulenburg, Moltke, Hohenau, Lecomte brauchen Sie mir nichts mehr zu erzählen; die sind erledigt; aber von den Anderen aus Hof und Garde will ich schnell eine Liste?

Als die Geister ausgeräuchert waren und Graf Moltke in die Presse sickern ließ, er habe mich (zu spät) gefordert, kam der Lärm. Und nun wollte jeder Esel natürlich längst Alles gewußt haben. Meine Artikel waren in der Erinnerung verblaßt oder auch nie gelesen worden. Hatte da nicht was von Paederasten gestanden? Gewiß. Und das Spektakel war fertig. Ich wurde gebeten, der Meute abzupfeifen; und thats vielleicht etwas zu laut. Aber wenn Sie die ganze Weltgeschichte durchgehen: Sie können niemals eine schwierigere Aufgabe finden als den Kampf eines Einzelnen gegen eine Hofclique. Der hat kaum jemals zum Siege geführt. Das ist beinahe unmöglich. Und Fehler? Wer hat in dieser Sache denn keine Fehler gemacht? Sie, meine Herren? Die Staatsanwaltschaft? Graf Moltke? Meine Fehler sind noch lange nicht die ärgsten, scheint mir; sind nicht sehr beträchtlich neben denen der anderen Betheiligten.

Genug. Zu viel schon. Ein Mann, von dem wir Alle gern noch Großes hoffen möchten und der das Reich, das Volk repräsentirt, hatte, ohne es zu ahnen, diesem unheilvollen Einfluß die Schleußen geöffnet. Vier Kanzler hatten sich vergebens bemüht, den Eulenphili um seine okkulte Macht zu bringen; und der größte, der einzig große der vier hat mir oft gesagt: Manches mag Ihnen noch gelingen, aber nie, Eulenburg zu stürzen. Und doch ists gelungen; und die Folgen waren heilsam für Reich und Kaiser. Das sage nicht etwa ich nur: Das sagen alle Sachverständigen, die wissen, was geschehen war. Darum kann ich verächtlich das Gesindel belächeln, das brüllt, ich habe das Reich geschädigt. Recht hohe Leute habens mir anders geschrieben. Ein aktiver Botschafter, zum Beispiel, den der Kaiser öffentlich seinen Freund genannt hat und dem ich vorher den bittersten Hohn nicht erspart hatte, schrieb mir spontan, wie allgemein auch von den besten Männern des Landes, in dem er akkreditirt sei, mein Handeln anerkannt werde. Ich will Ihnen solche Briefe nicht vorlegen. Wozu? Sie, nicht die Politiker, sind ja hier Richter. Nur: glauben Sie den Lügnern nicht, die sagen, durch mich habe das Reich gelitten. Wir konnten und können uns sehen lassen. Ich habe lange gezögert. Ich ließ den Rädelsführer zweimal schwören. Doppelt hält besser, sagt der Volksmund. Schließlich hat der Mann selbst den Schlaukopf in die Schlinge gelegt; und die Möglichkeit, sich selbst zu henken, würde ich auch minder kräftigen Schädlingen nicht vereiteln. Seitdem ists bei uns besser geworden und die letzten Vorposten werden wohl auch bald von den Gipfelchen verschwinden. Heute liegt es anders. Für das Reich wäre nichts zu gewinnen. Und um mich einer Strafe zu entziehen, werde ich den Sumpf nicht aufrühren. Auch nicht, wenn es mich nur einen Griff in ein Couvert kostete,

der Sache eine andere Wendung zu geben. Niemals. Ich hoffe noch, auch Ihr Spruch wird mich nicht zwingen, so zu handeln, wie ich nicht handeln wollte.

Wer giebt Ihnen denn das Recht, meinen Angaben nicht zu glauben? Hunderte haben mir geschrieben, daß sie die Artikel genau so aufgefaßt haben, wie ich sie interpretire, und sich zum Zeugniß dafür erboten. Aber Sie können Anderes „feststellen“. Weil das Reichsgericht an solche Feststellungen nicht heran kann. Mein lieber Vertheidiger hat ja viel zu freundlich über mich gesprochen; Eins aber hat er doch vergessen. Ich habe, als es mir unvermeidlich schien, Einen angegriffen, der noch viel mächtiger ist, als Fürst Philipp zu Eulenburg je war, und zu ihm gesprochen, wie im deutschen Land vielleicht noch niemals zu einem Gewaltigen gesprochen worden war. Das waren doch andere Kämpfe als einer gegen den Generallieutenant z. D. Grafen Kuno Moltke. Soll ich Den fürchten? Der Herr Präsident hat sogar die Güte gehabt, mich zu provoziren. Sie Alle wissen doch mindestens, daß ich eine Fülle von Details vorbringen könnte, die als Symptome ungemein wichtig sind. Nach Allem, was Sie wissen, von den Eulenburgs, den Hohenaus, Farenheit, Wendelstadt, Wedel, Lecomte, den Eheerlebnissen, steht die Sache doch so, daß eine Flaumfeder genügen würde, um die Wagschale zum Sinken, den unglücklichen Mann in argen Verdacht zu bringen. Habe ichs versucht? Ihnen irgendein Detail in der Beweisaufnahme glaubhaft gemacht? Erst nach der Aussage des Grafen Moltke habe ich mich entschlossen, an Einiges zu erinnern; mit gutem Grund Ich konnte die ganze Prozedur, wenn ich sie fürchtete, leicht hinausschieben: denn den interessanten Zeugen aus Liebenberg durften Sie mir nicht weigern. Ich habe seine Vernehmung gar nicht erst beantragt; keinen einzigen Zeugen geladen Trotzdem selbst das Vorurtheil heute die Dinge etwas anders werthen würde als vor anderthalb Jahren All die beschworenen Aussagen über die Verkehrsformen der beiden Herren, deren einer nun als ein emsig Homosexueller erwiesen ist. Das brauche ich nicht. Ich brauche nur, daß Sie mir glauben. Ich fürchte Sie nicht, ich weiche Ihnen nicht aus, ich sage nur, was wirklich in den Artikeln steht. Sie hätten vielleicht den ganzen Eulenburgskandal vermieden, wenn Ihr Mißtrauen sich nicht gegen mich, sondern gegen Andere gerichtet hätte, wenn hier nicht, wider meine Warnung, eine Generalreinigung versucht worden wäre, zu der hier Niemand berufen war. Heute warne ich noch einmal. Ich kann auch in dieser Sache, wenn mirs unbedingt nöthig scheint, stets ein anderes Forum finden. Helfen Sie mir diese Nothwendigkeit verhüten. Glauben Sie, trotzdem Sie sich bei Ihren „thatsächlichen Feststellungen“ festgelegt haben, meinen Angaben. Versuchen Sie nicht, den Rest eines makulirten Fehlurtheils zu retten. Sie sind gewissenhafte Männer Ich habe das Recht, Ihren Glauben zu fordern. Versagen Sie ihn: die Vierte Strafkammer bleibt mit der Verantwortung belastet.

Ich müßte mich schämen, wenn ich an Ihr Menschengefühl appellirte. Aber so ganz einfach, wie Sie vielleicht denken, war die Sache doch nicht. Alles, was

Ihnen hier immer über Nervenfoltern und gräßliches Ungemach vorgejammert wird, vergeht vor dem ernstlich prüfenden Blick ja wie Schaum. Wenn mir Jemand nachsagte, ich sei in Männer verliebt, würde ich mich höchstens halbtot lachen und in vergnügter Ruhe vors Gericht gehen, wo es ja nur heiter werden könnte. Darum Nervenfolter und Todkrankheit? Das müßte doch andere Gründe haben. Da hätte ich schon eher Anlaß, zu stöhnen. Ein Privatmann gegen alle Reichsgewalten; und gegen neun Zehntel der Presse, die Oeffentliche Meinung macht. Ein Vermögen hingegeben, Schimpf, Aechtung, Bedrohung aller Art hingenommen. Das will erlebt sein; und kann Einen für den Lebensrest zum finsteren Menschenfeind wandeln. Und warum das Alles? Weil ich gethan habe, was jetzt Jeder nützlich findet; am Ende sogar der preußische Kriegsminister; der sich mit der Revokation nachgerade allerdings ein Bischen sputen könnte. Darum stehe ich nun zum vierten Mal vor einem deutschen Gericht. So findet man bei uns sein „Recht", wenn man für eine gute Sache tapfer gefochten hat. Doch solche Erinnerungen durften mich nicht aus meiner Reserve scheuchen. Man darf den Patriotismus, den man alltäglich auf der Lippe trägt, nicht in die Rumpelkammer werfen, weil ein privater Quarkvortheil auf dem Spiel steht. Thun Sie, was Sie wollen. Sie haben eine „Beweisaufnahme" beschlossen, die nur vom Interesse des Grafen Moltke empfohlen war. Sie haben (wenn ich von Anregungen absehe, denen ich nicht nachgeben durfte) für die Herbeischaffung entlastender Momente nicht das Geringste gethan. Ich verlange es auch nicht. Aber ehe Sie eine neue Verantwortung auf sich nehmen, überlegen Sie, bitte: Was habe ich geschrieben? Was ist erwiesen? Wie hat sich der Nebenkläger, wie der Angeklagte Ihnen in dieser Verhandlung gezeigt? Was fordert von Ihnen das Staatsinteresse, was das Rechtsgefühl?

Wenn Sie mich verurtheilen, üben Sie (ohne es zu wollen, versteht sich) Willkür, nicht Recht; denn Sie haben mir nicht die kleinste Schuld bewiesen. Thun Sies! Ich habe nichts dagegen. So müssen solche Sachen ja enden; so haben sie in der Geschichte stets geendet. Der Eine sitzt unangetastet in seinem schönen Schloß, der Andere wird von Instanz zu Instanz geschleppt, seiner Arbeit entzogen, geschmäht, mit dem Unrath der Preßkloaken beschmutzt, verurtheilt. Das ist die Krönung. So muß es sein. Er hat der schmierigen Katze ja die Schelle angehängt. Thun Sie noch einmal mit, wenn Sie die Verantwortung auf sich nehmen wollen. Wenn es heißen soll, die Vierte Strafkammer am Königlichen Landgericht I Berlin hat Harden noch einmal mit ihren Feststellungen beworfen, noch einmal in Schande zu bringen versucht, noch einmal verurtheilt. Ich kann nur wünschen, daß die Strafe dann recht hart sei (an eine Geldstrafe können Sie auf Ihrem Standpunkte ja kaum denken; die wäre doch unverständlich), und bedaure fast, daß Sie über die vier Monate nicht hinauskönnen. Einsperren, brandmarken, stäupen: Das ists.

Ich will ganz ruhig schließen. Ihr Urtheil kann mir nicht ernstlich schaden. Auch Ihnen nicht? Ich glaube, von allen Betheiligten habe ich Ihr Urtheil am

Wenigsten zu fürchten. Und deshalb bitte ich Sie, in Ihrem Berathungzimmer viel mehr an sich als an mich zu denken. Daran, daß unter einem neuen Fehlspruch wieder Ihr Name stünde. Lange würde er ja nicht gelten. Denn wenn Ihr Urtheil mich unerträglich dünkt: es giebt mehr als ein wirksames Mittel dagegen. Das habe ich Ihnen bewiesen. Auch diesmal würde es vielleicht eine Weile dauern. Aber wir würden uns wiedersehen. Nur: Ihr Name wäre auch von diesem Dokument deutscher Rechtspflege nicht wegzukratzen. Ich habe nichts mehr zu sagen.

Lehmann: Ich schließe die Verhandlung. Wir werden berathen.

Pause.

Der Angeklagte wird, als Verbreiter nicht erweislich wahrer Thatsachen, die einen Anderen in der öffentlichen Achtung herabsetzen, zu einer Geldstrafe von sechshundert Mark und zur Tragung der in allen drei Verfahren entstandenen Kosten verurtheilt; das Gericht hat ihn in allen Punkten schuldig gefunden. Ueber die Begründung des Urtheils wird erst zu reden sein, wenn es in schriftlicher Ausfertigung vorliegt.

-

Am Tag nach dem Termin ließ Graf Moltke dem Verurtheilten sagen, er sei ihm für die „Ritterlichkeit seiner Haltung" aufrichtig dankbar. Vorher war an den Herrn Generallieutenant z. D. Grafen Kuno Moltke der folgende Brief („eingeschrieben") abgegangen:

Grunewald, 21. 4. 09.

Eurer Excellenz

theile ich das Folgende mit:

Auf Ihren Wunsch und im Vertrauen auf eine loyale Durchführung des im Lauf der letzten Wochen auf Ihre Anregung Vereinbarten habe ich am einundzwanzigsten März meinen Namen unter die Erklärung gesetzt, die Sie am Neunzehnten unterzeichnet hatten und die wir, mit einem gemeinsamen Begleitschreiben, am zweiundzwanzigsten März der Königlichen Staatsanwaltschaft eingereicht haben.

Ihr Herr Prozeßvertreter wird Ihnen bestätigen, daß ich in der Hauptverhandlung das dem Menschenmaß Erreichbare geleistet habe, um eine schonende Behandlung der Sache und der Person zu ermöglichen und dadurch Eurer Excellenz Schmerzliches zu ersparen. Durch Ihr Verhalten haben Sie mir die Fortsetzung dieser Taktik unmöglich gemacht und mich zugleich von der Verantwortung für alles Weitere entbürdet. Ich bin an das Vereinbarte nicht mehr gebunden und habe heute an die Königliche Staatsanwaltschaft geschrieben:

„Der Königlichen Staatsanwaltschaft beehre ich mich mitzutheilen, daß ich nach den gestrigen Aussagen des Grafen Kuno von Moltke von den beiden am zweiundzwanzigsten März der Königlichen Staatsanwaltschaft eingereichten Erklärungen meinen Namen zurückziehe und mich von den darin ausgesprochenen Wünschen lossage. Ich ersuche den Herrn Ersten Staatsanwalt, diese Mittheilung unverzüglich dem einstweilen zuständigen Gericht, der Vierten Strafkammer am Königlichen Landgericht I Berlin, zugänglich machen."

In vorzüglicher Hochachtung

Harden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin — Verlag der Zukunft in Berlin

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Mai 1909.

Türkischroth.

Kann das Khalifat aus dem Westen importirte Latwergen vertragen? Das ist, wie im Juli 1908, noch heute die Frage, vor deren Beantwortung keine haltbare Prognose möglich wird. Ist, was wir sahen, eines Anfangs oder nahenden Endes Symptom? Eines Anfangs, schreit, wie aus einer Kehle, Europens Oeffentliche Meinung; auch dem Osten leuchtet nun der Morgen der Freiheit und in brüderlicher Gleichheit jauchzen die Musulmanen zu der jungen Sonne auf. Schreit so laut und häuft die Mären, die Eintagslügen so hastig, als müsse sie jede Zweifelsfrage schnell überdröhnen und jedem nicht gehorsam ihr Zustimmenden den ganzen Stoff gleich verekeln. Aus Schlössern und Ministerien fliegen Glückwünsche ans Goldene Horn, wo ein Sultan von meuternden Truppen entthront, ein neuer aus dem Prunkkerker auf den Khalifensitz geholt worden ist. Ein preußischer Generaloberst (den die für deutsche Politik Verantwortlichen ersuchen sollten, seiner journalistischen Bethätigung engere Schranken zu ziehen) preist die Rebellen und scheint, ohne sich von dem Fall des Obersten Gaedke schrecken zu lassen, natürlich und vernünftig zu finden, daß Heereshäupter sich eines Herrn entledigen, der ihnen nicht mehr behagt. Der türkische Militärbevollmächtigte Major Enver-Bey, der von der berliner Botschaft Urlaub nahm, um rasch mal seinen Kaiser abzusetzen, wird als Held aller Helden gefeiert. Deutsche Byzantiner, deren Leistungfähigkeit in jeder Fährniß bewährt ward, schreiben über den Mann, der gestern noch Khan von Byzanz und des Deutschen Kaisers bester Freund war, im Stil anarchistischer Winkelschimpfer. Frösteln die Kronenträger nicht? Rinnt nicht mählich Angstschweiß aus dem goldenen Reif über die Schläfe? Zar Alexan-

der, Re Umberto, Sascha von Serbien, Carlos von Portugal, Kwang-Sü von China: Alle von Gottes Gnaden Kaiser und Könige; und Alle im Purpur gemordet. Herrn Oskar wurde das Königsrecht über Norwegen ohne Kündigungfrist genommen. Herr Peter Karageorgewitsch kam erst auf den Thron, als er den Schein unterzeichnet hatte, auf dem er sich verpflichtete, die Verschwörer, unter deren Säbeln Alexander und Draga verbluten sollten, vor Strafverfolgung zu bewahren und „ihnen und ihren Erben die höchsten Stellen im Staat zu sichern“. Als Cencic diese Quittung in der Tasche hatte, konnte das wüste Paar im Konak gemordet, konnte Peter von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes König von Serbien werden. Damals that die alte Europa noch züchtig; murmelte fromme Traktatsprüchlein und stellte sich, als sei, wie in der Zeit der Nikolai, Metternich, Stahl, die „Solidarität der konservativen Interessen“ noch unverjährtes Ereigniß. Jetzt ist die Reihe an Abd ul Hamid. Die Enttäuschung von der Jungtürkenherrschaft hatte Putsche bewirkt, eine Kasernenrevolte (deren Ursprung in der Mißachtung geheiligter Glaubenstradition zu suchen war) bot sich als Vorwand: die im Machtcentrum Bedrohten rafften alle Kräfte zusammen, kopirten das aus dem Jakobinerklub, dem Ballspielhaus und dem Nationalkonvent Ueberlieferte, ließen den Sultan absetzen und holten ihn mit bewaffneter Hand aus dem Harem des Yildizpalastes. Das war nicht eines Hofklüngels Aufstand, wie der Erdosten ihn so oft sah: war die Nachahmung westeuropäischer Revolution. Das Ziel ist die Souverainetät des Volkes; drum ward ein müder Schwächling, der drei Jahrzehnte, zwischen Lustweibern und Eunuchen, als Gefangener verbrütet hat, zum Khalifen erkürt. Und die legitimen Herren Europas neigen vor den blutrünstigen Siegern zur Huldigung das Haupt. Osmans Reich soll werden wie Edwards England, vielleicht gar wie Clemenceaus Frankreich (mit Generalstrike und Staatsanarchie): und die Kaiser und Könige von Gottes Gnaden zeigen sich von solcher Entwickelungmöglichkeit hoch und höchst entzückt. Das muß der Chronist europäischer Gewissensregung notiren. Dann aber dem Psychologen das Wort lassen, der vor der Frage steht: Ist, was wir sahen, eines Anfangs oder nahenden Endes Symptom? Kann das Osmanenkhalifat aus West importirte Latwergen vertragen?

Abd ul Hamid war, auf seine Weise, ein guter Sultan. Nicht groß, nicht genialisch; auch nicht das pompöse Scheusal, das Feuilletonschwatzsucht aus ihm machen will. Der echte Sohn des in heißen Haremsnächten nervös zerrütteten Abd ul Medschid und einer listigen Armenierin. Fleißig, schlau, eigensinnig, fromm, betriebsam, skrupellos, furchtsam. Sein Oheim Abd ul Aziz war, nach einem von den Softas geleiteten Aufstand, entthront und vierzehn Tage danach im Tscheraganpalast gemordet worden. Seinen Bruder Murad,

ders kaum toller trieb als andere Sultane, hatten Hofrebellen vom Thron in die Irrenzelle gestoßen. Jugendeindrücke haften. Abd ul Hamid wollte von der Macht, der Herrscherarbeit lebend nicht scheiden. Lieber töten als getötet werden. Furcht gebar ihm den Muth zur Grausamkeit. (So nennts der Europäersinn; im Orient gilt ein Menschenleben nicht viel und Keiner tadelt den Sultan, der die Majestät hinter gethürmten Leichenmauern zu sichern sucht.) Er hat unermüdlich gearbeitet und, rompu au métier, manches für sein Land Nützliche geleistet. Den Zerfall des Reiches, so gut es nach dem Krimkrieg und San Stefano ging, aufgehalten; das Heer reorganisirt und den völligen Staatsbankerot vermieden; durch die Niederzwingung der Griechen das Osmanenprestige wiederhergestellt; mit nie versagender Pilotenkunst zwischen Britanien und Rußland lavirt und die Großmächte an derbem Zugriff gehindert; dem Eisenstrang und dem Draht Wege gebahnt (nur Dynamos wollte er, der wähnte, da handle sichs um etwas dem Dynamit Verwandtes, nicht in seine Nähe lassen) und die Wirthschaft, wo ers vermochte, gefördert. Auf seine besondere Weise also ein guter Sultan. Daß er nicht glaubte, das alte islamische Weh und Ach sei, nach dem Rezept der Rousseau und Robespierre, mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu kuriren, aus einer Theokratie im Orient Mohammeds bis übermorgen ein moderner Verfassungstaat „mit allem Komfort der Neuzeit" zu machen, setzt den mit allen Salben Geschmierten nur vor dem Auge politisch und psychologisch unkundiger Zeitungschreiber herab.

Die haben ihn in den Meerkäfig geflucht und geschleppt. Die sind seine Erben. Unzufriedene (übrigens höchst patriotische und tüchtige) Offiziere sind die Faust, Journalisten das Hirn des neuen Türkensystems. Journalisten, die Jahre lang in London, Paris, Brüssel gelungert oder Aufrührerblätter redigirt, Keir Hardie, Jaurès, Vandervelde als die representative men edelster Menschlichkeit angestaunt haben und froh waren, wenn ein reicher Mann aus Albaner- oder Syrerland sie an seiner Tafel sättigte. Die regiren heute Bajesids und Suleimans Reich. Humaner als Abd ul Hamid? Weniger grausam? Nein. An Wahlschwindel, Sprengeltyrannis und Korruption aller Art haben sie in kurzer Herrschaftzeit das Menschen Mögliche geleistet; und der Aasdunst der von ihnen Gehenkten, Gemetzelten stinkt zum Halbmond hinauf. Das Heer hat sich, in Strategie, Taktik und Tapferkeit, bewährt; die neue Staatsmannschaft sich als einen unreifen Rednerhaufen erwiesen. Dem Jungtürkenkomitee, das aus Bosnien Abgeordnete ins stambuler Possenparlament wählen wollte und mit der südslavischen Wühlergemeinschaft gegen Oesterreich konspirirte, hatten wir die böse Balkankrisis zu danken. Die täppische Thorheit der Jungtürken hat dem Koburger zur Zarenkrone, dem Haus Habs-

burg-Lothringen zu zwei Haemusprovinzen verholfen. Solcher Anfang konnte lehren, was von diesen Leuten zu erwarten sei. Aber sie haben, wie alle Jakobinerenkel, die Oeffentliche Meinung für sich. Und in der Heimath noch die hungernde Hoffnung aller bisher Unbefriedigten. Wird dem türkischen Offizier und Beamten fortan der (viel zu hoch normirte) Sold, von dem er stets nur ein Viertel, höchstens ein Drittel erhielt, vom Staat voll und pünktlich ausbezahlt werden? Darauf rechnet er, fragt nicht, woher das Geld kommen solle, und preist jubelnd drum die Rebellen. Und die Hauptfrage: Wird der Türke, der im europäischen Theil des Reichsrestes nicht die Mehrheit gewähr hat, wird der Mohammedaner, der in dem Christen immer einen unreinen, starken und deshalb gefährlichen Feind, in dem Juden gar einen schmutzigen, tückischen Sklaven sah, sich, weil die regirenden Redakteure so heischen, entschließen, Christen und Juden in das Besitzrecht zuzulassen, in dem er so lange allein gewohnt hat? Ihrem Glauben, ihrer Sitte, ihrem nationalen und politischen Anspruch die selbe Raumweite zu gönnen wie den vom Prophetenmantel Gewärmten? Trotzdem von Bukarest aus die Macht der germanischen, von Sofia aus die Macht der slavischen Christenheit die Reichsflanke bedroht?

Europa sollte vorsichtig warten. Die Erinnerung an die Französische Revolution könnte bald der an einen von Fortunen begünstigten Dekabristenaufstand weichen. Auch unter dem zweiten Nikolai hat sich, im kalten Orient, die Selbstherrschaft wieder durchgesetzt; trotzdem die stählerne Gestalt des Selbstherrschers nicht herbeizuzaubern war. Mohammed und Robespierre, Koran und Contrat Social: Das giebt keinen Reim. Daß die flinke Modernisirung des Khalifates, einer hochmüthig abgeschlossenen Glaubensgenossenschaft, auf die Dauer haltbar sein werde, ist mindestens unwahrscheinlich. Revolution und Reaktion werden mit einander abwechseln und das Reich so zerrütten, daß der Angstruf nach einer Militärdiktatur den Schwatz der Bohemepolitiker übertönen wird. Abwarten. Deutschland hat jedenfalls keinen Grund zum Jubel (und braucht schließlich ja nicht jedesmal mit seinen Sympathien auf der falschen Seite zu sein). Die „sympathische Spannung“ können wir getrost den Briten überlassen, die einst die Türken with bag and baggage aus Europa jagen wollten und jetzt, in banger Zeit indischer Sorge, den Schutzkindern am Bosporus emsig schmeicheln müssen. Dem Deutschen Reich hat der Jungtürkensieg eine Machtschmälerung und den Verlust der einzigen Trumpfkarte (mit dem Bildniß Abds ul Hamid) gebracht; könnte die Demokratisirung des Osmanenreiches eben so wenig nützen wie die ungezügelte Selbstherrlichkeit des Reussenvolkes. Doch dieses Deutsche Reich ist stark und vermag, was es zum Leben braucht, auch dem Hordenhaß abzutrotzen.

Gulliver.*)

Ich sagte meinem Herrn, ich sei von ehrenwerthen Eltern auf einer Insel namens England geboren worden, die von seinem Lande um so viele Tagereisen entfernt liege, wie der stärkste der Diener Seiner Gnaden während des Jahreslaufes der Sonne zurückzulegen im Stande sei. Ich habe mich zum Arzt ausgebildet, dessen Gewerbe sei, Wunden und Verletzungen des Leibes zu heilen, die durch Unfälle oder Gewaltthat entstanden seien; mein Land werde von einem weiblichen Menschen beherrscht, den wir eine Königin nennen. Ich habe es verlassen, um mir Reichthum zu erwerben und dann nach meiner Heimkehr mich und meine Familie davon unterhalten zu können. Auf meiner letzten Reise sei ich Befehlshaber des Schiffes gewesen und habe etwa fünfzig Yahoos unter mir gehabt, von denen viele auf See gestorben seien, so daß ich sie durch andere ersetzen mußte, die ich aus verschiedenen Nationen ausgelesen habe. Unser Schiff sei zweimal in Gefahr gewesen, unterzugehen, einmal in einem großen Sturm und ein zweites Mal durch den Zusammenprall mit einem Felsen.

Der Leser möge freundlichst beachten, daß der folgende Auszug aus vielen Unterredungen, die ich mit meinem Herrn führte, eine Inhaltsangabe der wichtigsten Punkte enthält, die zu verschiedenen Zeiten während eines Zeitraumes von über zwei Jahren besprochen wurden; denn oft verlangte Seine Gnaden, nachdem ich mich in der Sprache der Houyhnhnms vervollkommnet hatte, genauere Auskunft. Ich legte ihm, so gut ich konnte, den ganzen Zustand Europas dar; ich sprach von dem Handel und der Fabrikation, von den Künsten und Wissenschaften; und die Antworten, die ich auf all seine Fragen gab, bildeten ein unerschöpfliches Thema unserer Unterhaltungen. Doch will ich hier nur das Wichtigste von Dem niederschreiben, was wir in Bezug auf meine eigene Heimath besprachen; und so gut ich kann, will ich es ordnen, ohne mich um den Zeitpunkt und andere Aeußerlichkeiten zu kümmern; doch werde ich mich streng an die Wahrheit halten. Meine einzige Sorge ist, daß ich kaum im Stande sein werde, den Argumenten und Ausdrücken meines Herrn gerecht zu werden, da sie nothwendig unter meinem Mangel an Begabung und durch eine Uebersetzung in unsere barbarische Sprache leiden müssen

Den Befehlen Seiner Gnaden gehorsam, berichtete ich ihm also von der Revolution unter dem Oranier; von dem langen Kriege mit Frankreich, den besagter Fürst begann und den seine Nachfolgerin, die gegenwärtige Königin, fortsetzte**), in den die größten Mächte der Christenheit verwickelt waren und der noch immer wüthete; ich berechnete auf sein Verlangen, daß in seinem ganzen Verlauf etwa eine Million Yahoos getötet, vielleicht hundert Städte eingenommen und dreimal so viel Schiffe verbrannt und in den Grund gebohrt worden sein mochten.

*) Der junge Verlag von Erich Reiß in Berlin bringt eine neue, vollständige Uebersetzung des unsterblichen „Lemuel Gulliver“ auf den deutschen Markt. Unsterblich ist Swifts große Satire; bei uns aber fast vergessen, fast schon zum Kinderbuch geworden, das der Erwachsene belächelt. Um dran zu erinnern, um Vergeßlichen zurückzurufen, welche Schätze dieses Weltbuch birgt, veröffentliche ich hier ein Bruchstück.

**) Spanischer Erbfolgekrieg.

Er fragte mich, welche die gewöhnlichen Ursachen oder Motive seien, um deren willen ein Land gegen ein anderes Krieg führe. Ich erwiderte, diese Motive seien zahllos und ich wolle nur ein paar der wichtigsten erwähnen. Manchmal sei es der Ehrgeiz der Fürsten, die immer glauben, sie hätten noch nicht genug Land oder Volk zu regiren; manmal sei es die Verderbtheit der Minister, die ihren Herrn in einen Krieg verwickeln, um das Geschrei der Unterthanen wider ihre schlechte Amtsführung zu ersticken oder abzulenken. „Meinungverschiedenheiten haben viele Millionen Menschenleben gekostet; zum Beispiel die Meinungverschiedenheit darüber, ob Fleisch Brot sei oder Brot Fleisch; ob der Saft einer gewissen Beere Blut sei oder Wein; ob es ein Laster oder eine Tugend sei, wenn man pfeift; ob es besser ist, einen Pfosten zu küssen oder ihn ins Feuer zu werfen; welches die beste Farbe für den Rock sei, ob Schwarz, Weiß, Roth oder Grau; und ob er lang oder kurz, eng oder weit, schmutzig oder sauber sein solle; nebst vielen anderen Dingen. Und keine Kriege sind so wüthend und blutig und dauern so lange wie die, die veranlaßt sind durch Meinungverschiedenheiten; besonders, wenn es sich um gleichgiltige Dinge handelt.

Manchmal soll ein Krieg zwischen zwei Fürsten entscheiden, welcher von ihnen ein Drittel seiner Besitzungen aufzugeben hat, auf die Keiner von Beiden Rechte geltend machen kann. Manchmal zankt ein Fürst sich mit einem anderen, weil er fürchtet, der andere werde sich sonst mit ihm zu zanken beginnen. Manchmal wird ein Krieg begonnen, weil der Feind zu stark ist, und manchmal, weil er zu schwach ist. Manchmal fehlen unseren Nachbarn die Dinge, die wir haben, oder sie haben die Dinge, die uns fehlen; und wir kämpfen gegen einander, bis sie unsere nehmen oder uns die ihren geben. Ein sehr berechtigter Grund zum Krieg ist es auch, wenn man, nachdem das Volk eines Landes durch eine Hungersnoth geschwächt oder durch eine Seuche vernichtet oder durch Parteispaltungen zerrüttet ist, in eben dies Land einfallen möchte. Es ist auch berechtigt, wenn wir unseren nächsten Verbündeten mit Krieg überziehen, weil eine seiner Städte uns bequem liegt oder weil ein Stück seines Landes unser Gebiet abrunden und vervollständigen würde. Wenn ein Fürst Streitmächte in ein Land entsendet, dessen Volk arm und und unwissend ist, so darf er gesetzlich die Hälfte der Bevölkerung hinrichten lassen und die andere zu Sklaven machen, um es zu civilisiren und es seiner barbarischen Lebensweise zu entreißen. Es ist sehr königlich, ehrenwerth und ganz alltäglich, daß, wenn ein Fürst einen anderen wider einen Eindringling um Hilfe bittet, der Helfer, nachdem er den Eindringling vertrieben hat, selbst die Ländereien besetzt und den Fürsten, dem er zu Hilfe kam, tötet, gefangen nimmt oder verbannt. Blutsverwandtschaft oder Bündniß durch Ehen ist unter Fürsten eine häufige Kriegesursache; und je näher die Verwandtschaft ist, um so größer ist auch ihr Hang, sich zu zanken; arme Nationen sind hungrig und reiche Nationen sind stolz: und Stolz und Hunger werden sich stets in den Haaren liegen. Aus diesen Gründen gilt das Gewerbe eines Soldaten als das ehrenhafteste von allen Gewerben; denn ein Soldat ist ein Yahoo, der gedungen ist, kalten Bluts der Leute seiner eigenen Art, die ihn nie beleidigt haben, so viel zu töten, wie er nur irgend kann.

„Was Du mir über das Thema des Krieges gesagt hast“, sprach mein Herr, „zeigt freilich wunderbar die Wirkungen jener Vernunft, die Ihr für Euch in Anspruch nehmt; es ist nur ein Glück, daß die Schmach größer ist als die Gefahr

und daß die Natur Euch unfähig machte, viel Unheil anzurichten Denn da Eure Münder flach in den Gesichtern liegen, so könnt ihr einander nicht einmal kräftig beißen, es sei denn, auf Grund gegenseitiger Einwilligung. Und die Krallen an Euren Vorder- und Hinterfüßen sind so kurz und schwach, daß Einer unserer Yahoos ein Dutzend von Euch vor sich hertreiben könnte Und deshalb kann ich nur annehmen, daß Du bei Deinem Bericht über die Zahl Derer, die in den Schlachten gefallen sind, ‚gesagt hast, was nicht ist‘.“

Ich konnte mich nicht enthalten, den Kopf zu schütteln und ob seiner Unwissenheit ein Wenig zu lächeln. Und da ich in der Kriegskunst kein Fremdling war, so gab ich ihm eine Schilderung der Kanonen, Feldschlangen, Musketen, Karabiner, Pistolen; des Pulvers der Kugeln, der Schwerter, der Bayonnette, Schlachten, Belagerungen, Rückzüge, Angriffe, Unterminirungen Contreminirungen, Bombardirungen, Seegefechte; der Schiffe, die mit tausend Mann versinken, während auf beiden Seiten zwanzigtausend Tote zu verzeichnen sind; des Sterberöchelns, der Gliedmaßen, die durch die Luft fliegen, des Rauches, des Lärms, der Verwirrung, der Leiber, die unter Pferdehufen zu Tode gestampft werden, der Flucht, der Verfolgung, des Sieges; der Felder, die übersät sind mit Leichen, dem Fraß für Hunde, Wölfe und Raubvögel; der Plünderungen, Beraubungen, Leichenschändungen, Verbrennungen und Vernichtungen. Und um die Tapferkeit meiner eigenen theuren Landsleute ins rechte Licht zu setzen, versicherte ich ihn, ich hätte selbst erlebt, wie sie bei einer Belagerung hundert Feinde auf einmal und zur selben Zeit eben so viele auf einem Schiff in die Luft sprengten, und ich hätte gesehen, wie unter großer Spannung der Zuschauer die Leichen in Fetzen aus den Wolken herabstürzten.

Gerade wollte ich mich auf weitere Einzelheiten einlassen, als mein Herr mir zu schweigen befahl. Er sagte, wer das Wesen der Yahoos durchschaue, werde es leicht für möglich halten, daß ein so verworfenes Thier jeder That, die ich erwähnt habe, fähig sei, wenn die Kraft und die List solcher Thiere ihrer Tücke gleichkomme. Wie aber meine Rede seinen Abscheu vor der ganzen Gattung nur gesteigert habe, so, finde er, bringe sie ihm auch eine Zerrüttung in den Geist, wie sie ihm bisher völlig fremd geblieben sei. Er glaube, wenn seine Ohren sich an so grauenhafte Worte gewöhnten, so möchten sie solche allmählich wohl gar mit weniger Abscheu aufnehmen. Obwohl er die Yahoos seines Landes hasse, mache er ihnen doch ihre scheusäligen Eigenschaften so wenig zum Vorwurf, wie er einen „Gnnayh“ (Raubvogel) ob seiner Grausamkeit tadle oder einen scharfen Stein, weil er ihm den Huf zerschneide. Doch wenn ein Geschöpf, das auf Vernunft Anspruch mache, solcher Ungeheuerlichkeiten fähig sei, so fürchte er, daß die Verderbniß eben dieser Vernunft schlimmer sein könne als die Blöde des Viehes. Und daher schien er überzeugt zu sein, daß wir statt der Vernunft nur eine Eigenschaft besäßen, die unsere natürlichen Laster zu steigern geeignet sei; so wie der Widerschein eines unruhigen Stromes einen mißgestalteten Körper nicht nur größer zeige, sondern auch noch entstellter.

Er fügte hinzu, er habe über das Thema des Krieges sowohl in dieser Unterredung wie in einigen früheren Gesprächen schon allzu viel gehört. Es sei noch ein anderer Punkt vorhanden, der ihm ein Wenig zu schaffen mache. Ich habe ihm gesagt, daß einige Leute meiner Mannschaft ihr Land verlassen hätten, weil sie durch „das Gesetz“ zu Grunde gerichtet worden waren; ich habe den Sinn

dieses Wortes zwar schon erklärt, aber er könne nicht begreifen, wie das Gesetz, das zur Erhaltung aller Menschen gegeben werde, Einem zum Verderben gereichen könne. Deshalb wünsche er, des Genaueren darüber Aufklärung zu erhalten, was ich unter dem Gesetz verstehe und welche Leute nach dem gegenwärtigen Brauch in meinem Lande die Wächter dieses Gesetzes seien. Er halte die Natur und die Vernunft für ausreichende Leiter eines vernunftbegabten Thieres, wie wir es doch zu sein vorgeben, da sie uns zeigen, was wir zu thun und was wir zu meiden haben.

Ich versicherte Seine Gnaden, das Gesetz sei eine Wissenschaft, mit der ich mich nicht viel beschäftigt hätte; ich habe nur gelegentlich einiger Ungerechtigkeiten, die mir widerfahren seien, vergeblich Advokaten besoldet; doch wolle ich ihm die Aufklärung geben, die zu geben ich vermöge.

Ich sagte ihm, es gebe unter uns eine Klasse von Menschen, die von Jugend auf in der Kunst unterrichtet werden, durch eigens zu dem Zweck gehäufte Worte zu beweisen, daß Weiß schwarz ist und Schwarz weiß, und zwar, je nachdem sie dafür bezahlt werden. Dieser Klasse seien alle übrigen Menschen als Sklaven unterthan. „Wenn es, zum Beispiel, meinen Nachbar nach meiner Kuh gelüstet, so dingt er sich einen Anwalt, damit er beweise, daß er von mir meine Kuh erhalten müsse. Ich muß mir dann einen zweiten dingen, um mein Recht zu vertheidigen, da es allen Regeln des Gesetzes widerspricht, daß ein Mensch für sich selber reden darf. Nun leide in diesem Fall ich, der ich der rechte Eigenthümer bin, unter zwei großen Nachtheilen. Zunächst ist mein Anwalt, der beinahe von der Wiege an darin geübt wurde, die Unwahrheit zu vertheidigen, ganz außerhalb seines Elements, wenn er der Fürsprecher der Gerechtigkeit sein soll, denn als ein ihm unnatürliches Amt greift er es stets äußerst ungeschickt, wenn nicht gar widerstrebend an. Der zweite Nachtheil ist der, daß mein Anwalt sehr vorsichtig auftreten muß: sonst erhält er von den Richtern einen Verweis und seine Amtsbrüder verabscheuen ihn als einen Menschen, der die juristische Praxis schmälern möchte. Deshalb bleiben mir nur zwei Wege, um meine Kuh zu behalten. Der erste ist, daß ich den Anwalt meines Gegners durch ein doppeltes Honorar für mich gewinne; denn Der wird dann Verrath an seinem Klienten üben, indem er zu verstehen giebt, daß er das Recht auf seiner Seite habe. Der zweite Weg ist, daß mein Anwalt meine Sache als so ungerecht erscheinen läßt, wie er nur kann, indem er zugiebt, daß die Kuh meinem Gegner gehört: wenn man Das geschickt ausführt, so gewinnt es mir sicherlich die Gunst des Gerichtshofes.

Nun muß Euer Gnaden wissen, daß diese Richter eingesetzt sind, um sowohl alle Streitigkeiten über den Besitz zu entscheiden wie auch über angeklagte Verbrechen zu richten; und sie werden ausgewählt aus den gewandtesten Anwälten, die alt oder träge geworden sind; und da sie ihr Leben lang wider die Wahrheit und Gerechtigkeit eingenommen wurden, so werden sie mit verhängnißvoller Nothwendigkeit den Betrug, den Meineid und die Bedrückung begünstigen. Das geht so weit, daß ich mehrere unter ihnen kannte, die von der Seite, bei der das Recht war, lieber große Bestechungen zurückwiesen, als daß sie ihren Stand schädigten, indem sie thaten, was sich für ihr Wesen und für ihr Amt nicht ziemte. Es ist unter diesen Anwälten ein anerkannter Grundsatz, daß, was je zuvor gethan worden ist, wieder gethan werden darf; und deshalb verwendeten sie ganz besondere Sorgfalt auf ein Verzeichniß all der früher wider das Recht und wider jede Vernunft

der Menschen gefällten Entscheidungen. Die gelten unter den Namen der Präzedenzfälle als Autoritäten und sie rechtfertigen die unbilligsten Ansichten; nie wird ein Richter verfehlen, ihnen gemäß zu entscheiden.

Wenn sie ihre Sache vertreten, so meiden sie streng, sich auf die guten Seiten dieser Sache einzulassen; aber laut und heftig und umständlich verweilen sie bei allen Einzelheiten, die nicht zur Sache gehören. In dem erwähnten Fall, zum Beispiel, wünschen sie niemals, zu wissen, welches Recht oder welchen Anspruch mein Gegner an meine Kuh hat; wohl aber, ob besagte Kuh roth oder schwarz ist, ihre Hörner lang oder kurz sind, ob das Feld, auf dem ich sie weiden lasse, rund oder viereckig ist; ob sie im Haus gemelkt wird oder draußen, unter welchen Krankheiten sie leidet; und dergleichen mehr; dann suchen sie nach Präzedenzfällen, vertagen die Sache von Zeit zu Zeit und kommen in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren zu einer Entscheidung.

Auch läßt sich beobachten, daß diese Leute eine eigene Sprache oder einen Dialekt sprechen, den kein anderer Sterblicher verstehen kann; in dieser Sprache sind auch alle Gesetze geschrieben und sie mühen sich emsig, sie immer mehr auszubauen. Auf diese Weise haben sie das innerste Wesen von Wahrheit und Falschheit, von Recht und Unrecht ausgewechselt, so daß sie dreißig Jahre brauchen, um zu entscheiden, ob das Feld, das mir durch sechs Generationen hin von meinen Vorfahren hinterlassen wurde, mir gehört oder einem Fremden, der um dreihundert Meilen entfernt wohnt.

Bei den Prozessen wider Leute, die eines Verbrechens gegen den Staat angeklagt sind, ist das Verfahren viel kürzer und löblicher: der Richter schickt erst zu Denen, die im Besitz der Macht sind, um sie zu sondiren, und dann kann er den Verbrecher leicht unter strenger Beobachtung aller gehörigen Rechtsformen an den Galgen bringen oder retten.“

Hier unterbrach mich mein Herr und sagte, es sei schade, daß Geschöpfe von so ungeheurer geistiger Begabung, wie es nach der Schilderung, die ich von ihnen entworfen hätte, diese Anwälte sein müßten, nicht ermuthigt würden, andere in der Weisheit und im Wissen zu unterrichten. Als Antwort gab ich Seiner Gnaden die Versicherung, daß diese Leute außerhalb ihres Gewerbes unter uns in allen Dingen fast immer die unwissendsten und beschränktesten Gefährten seien, die in jeder gewöhnlichen Unterhaltung die verächtlichste Rolle spielen, denn sie seien eingestandene Feinde jeden Wissens und jeder Gelehrsamkeit und neigten dazu, die allgemeine Vernunft der Menschen bei jedem anderen Gesprächsthema genau so sehr zu verdrehen wie in den Reden, die zu ihrem Beruf gehören.

Mein Herr konnte immer noch absolut nicht begreifen, welche Motive dieses Geschlecht der Anwälte treiben mochten, sich abzuplagen und zu mühen und zu ermüden und sich zu einem Bund der Ungerechtigkeit zusammenzuschließen, nur um ihren Mitthieren zu schaden; auch ging ihm nicht ein, was ich meinte, wenn ich behauptete, sie thäten es um Lohn. Ich mußte also die große Mühe auf mich nehmen, ihm den Gebrauch des Geldes zu erklären: aus welchen Stoffen es verfertigt werde und was die Metalle werth seien, daß ein Yahoo, wenn er große Mengen von diesen kostbaren Stoffen angehäuft hatte, kaufen könne, wonach ihn gelüstete: die feinste Kleidung, die edelsten Pferde, große Striche Landes und die kostspieligsten Speisen und Getränke; und daß er die Wahl habe unter den schönsten

Frauen. Da also Geld allein all diese Dinge zu vollbringen vermöge, so glaubten die Yahoos, sie könnten nie genug davon bekommen, um es entweder auszugeben oder aufzusparen, je nachdem, ob ihre Natur oder Neigung sie zur Verschwendung oder zur Habgier treibe. Der Reiche genieße die Früchte der Arbeit des Armen und der Armen kämen auf einen Reichen tausend. Die Masse unseres Volkes sei gezwungen, im Elend zu leben, indem sie sich tagtäglich gegen geringen Lohn placke, damit Wenige im Ueberfluß zu leben vermöchten ... Ich erzählte ihm, daß England nach ungefährer Schätzung dreimal so viel Nahrung hervorbringe, wie seine Einwohner zu verzehren im Stande seien, und eben so viel an Getränken, seien sie nun aus Korn gewonnen oder aus den Früchten gewisser Bäume gepreßt, die vortreffliche Getränke lieferten; und nicht anders sei es mit allen anderen Erfordernissen des Lebens. Um aber die Ueppigkeit und Maßlosigkeit der Männchen und die Eitelkeit der Weibchen zu befriedigen, schickten wir den größeren Theil der nothwendigen Dinge in andere Länder, von denen wir dafür die Grundstoffe von Krankheiten, Narrheiten und Lastern erhielten, die wir unter uns verbrauchten. Daraus folge nothwendig, daß ungeheure Mengen unseres Volkes gezwungen seien, sich ihren Lebensunterhalt durch Bettelei, Diebstahl, Raub, Betrug, Kuppelei Meineid, Schmeichelei, Bestechung, Fälschung, Spiel, Lüge, Kriecherei, Aufschneiden, Verkauf ihrer Stimmen, Schreiben, Sterngucken, Vergiften, Huren, Schwätzen, Verleumden, Freidenkerei und ähnliche Beschäftigungen zu verdienen; und jeden dieser Ausdrücke mußte ich ihm mit vieler Mühe verdeutlichen.

Ich wollte fortfahren und ihm von einer anderen Klasse von Leuten erzählen, die sich ihren Unterhalt dadurch verdienen, daß sie die Kranken pflegen; denn ich hatte Seiner Gnaden gelegentlich schon erzählt, daß viele Leute meiner Mannschaft an Krankheiten gestorben seien. Hier aber konnte ich ihm nur mit größter Schwierigkeit verständlich machen, was ich meinte. Er konnte sich leicht vorstellen, daß ein Houyhnhnm ein paar Tage vor seinem Tode schwach und hinfällig wurde oder daß er sich bei einem Unfall ein Glied brach. Daß aber die Natur, die alle Dinge zur Vollkommenheit bringt, Schmerzen in unserem Körper keimen lassen solle, hielt er für unmöglich, und er wünschte, die Ursache eines so unerklärlichen Uebels zu wissen. Ich sagte ihm, wir nährten uns von tausend Dingen, die einander zuwiderwirkten; wir äßen, wenn wir nicht hungrig wären, und tränken, ohne vom Durst gereizt zu sein; wir säßen ganze Nächte lang beisammen und schlürften stark wirkende Getränke, ohne einen Bissen dazu zu essen, und Das mache uns zur Trägheit geneigt, entzünde uns den Leib und beschleunige oder verzögere die Verdauung. Feile weibliche Yahoos zögen sich eine bestimmte Krankheit zu, die in den Gebeinen Derer, die sich ihren Umarmungen hingäben, Fäulniß erzeuge; und diese und andere Krankheiten pflanzten sich vom Vater auf den Sohn fort, so daß große Mengen mit allerlei Krankheiten behaftet zur Welt kämen. Und um denen abzuhelfen, gebe es unter uns eine Klasse von Menschen, die eigens in dem Beruf oder unter dem Vorwand, die Kranken zu heilen, ausgebildet werden. Und da ich selbst in dieser Kunst nicht unbewandert sei, so wolle ich Seiner Gnaden in Dankbarkeit das ganze Geheimniß und die ganze Methode kundthun, nach der sie verfahren.

Ihr erster Lehrsatz ist der, daß alle Krankheiten aus Ueberfüllung entspringen; und daraus ziehen sie den Schluß, daß zunächst eine große Entleerung des Leibes

nothwendig ist, und zwar entweder durch die natürlichen Kanäle oder nach oben hin durch den Mund. Ihre zweite Aufgabe aber ist die, aus Kräutern, Mineralien, Harzen, Oelen, Muscheln, Salzen, Säften, Seetang, Exkrementen, Baumrinden, Schlangen, Kröten, Fröschen, Spinnen und dem Fleisch und den Knochen toter Menschen, Vögel, Thiere und Fische eine Mixtur zusammenzustellen, die nach Geruch und Geschmack das Gräulichste, Ekelhafteste und Widerwärtigste ist, was sie nur ersinnen können, und die der Magen sofort voll Abscheu wieder ausstößt; sie nennen Das ein Brechmittel; oder aber sie verordnen uns aus der gleichen Vorrathsliste, nur mit noch ein paar giftigen Zusätzen, eine die Eingeweide eben so stark reizende und ihnen gleich widerwärtige Medizin, die wir (je nachdem, wie der Arzt gerade gelaunt ist) durch die obere oder untere Oeffnung einzunehmen haben und die den Bauch entleert, indem sie Alles vor sich hertreibt; und Das nennen sie eine Purganz oder ein Klistier. Denn da die Natur (so behaupten die Aerzte) die obere, vordere Oeffnung nur für die Aufnahme fester und flüssiger Körper bestimmt hat, die untere, hintere Oeffnung aber für die Ausscheidung, so folgern diese Künstler daraus mit großem Scharfsinn, daß die Natur, die bei allen Krankheiten aus ihrem Sitz vertrieben ist, in ihren Sitz wieder eingesetzt werden muß; und zu dem Zweck muß der Körper in gerade entgegengesetzter Weise behandelt werden, indem man nämlich die Funktionen der Leibesöffnungen vertauscht und feste und flüssige Körper zum After hineinzwingt und die Entleerungen durch den Mund erfolgen läßt.

Abgesehen aber von den wirklichen Krankheiten leiden wir unter vielen, die nur eingebildet sind und für die auch die Aerzte eingebildete Heilmethoden erfunden haben; die besitzen ihre verschiedenen Namen und eben so auch die Arzeneien; und mit diesen Krankheiten sind unsere weiblichen Yahoos stets behaftet.

In Einem zeichnen sich diese Leute ganz besonders aus: in der Sicherheit ihrer Prognostik, in der sie sich selten irren, denn ihre Prophezeiungen verkünden bei wirklichen Krankheiten, sobald sie irgendwie tückisch werden, im Allgemeinen den Tod; und wenn sie auch eine Besserung nicht erzielen können, so steht doch die Verwirklichung dieser Prophezeiung stets in ihrer Macht; und stellen sich also unerwartete Zeichen einer Besserung ein, nachdem sie ihren Spruch bereits gefällt haben, so wissen sie der Welt ihren Scharfblick, statt sich als falsche Propheten anklagen zu lassen, durch einen rechtzeitig gereichten Trank zu beweisen.

Ich hatte schon früher mit meinem Herrn über das Wesen der Regierung im Allgemeinen und insbesondere über unsere eigene ausgezeichnete Verfassung gesprochen, die mit Recht von der ganzen Welt bestaunt und beneidet wird. Doch da ich hier zufällig einen Staatsminister erwähnte, so befahl er mir einige Zeit darauf, ihm mitzutheilen, welche Art von Yahoos ich mit diesem Namen benenne. Ich sagte ihm, ein Ministerpräsident (so nenne man die Persönlichkeit, die ich ihm zu schildern gedächte) sei ein Geschöpf, das völlig frei bleibe von Freude und Schmerz, Liebe und Haß, Mitleid und Zorn; wenigstens gebe es keinen anderen Leidenschaften Spielraum außer einer heftigen Gier nach Reichthum, Macht und Titeln; es verwende seine Worte in jedem Sinn, nur nicht in dem, der ausdrücken würde, was es denkt; es sage nie die Wahrheit, außer wenn es will, daß man sie für eine Lüge halte; nie eine Lüge, außer wenn es will, daß man sie für die Wahrheit halte; Diejenigen, von denen es hinter ihrem Rücken am Schlechtesten rede, seien der Beförderung am Sichersten; und so oft es beginne, einen Menschen in

Gegenwart anderer oder in seiner eigenen Gegenwart zu loben, sei er von diesem Tag an verloren. Das schlimmste Zeichen, das man erhalten könne, sei ein Versprechen, zumal wenn es durch einen Schwur bekräftigt werde; jeder kluge Mensch ziehe sich, wenn er eins erhalte, sofort zurück und lasse alle Hoffnungen fahren.

„Es gibt", so sagte ich, „drei Methoden, durch die sich ein Mensch zum Ersten Minister emporschwingen kann. Die erste besteht darin, daß man klug über sein Weib oder über eine Tochter oder eine Schwester zu verfügen weiß; die zweite ist die, daß man seinen Vorgänger verräth oder dessen Stellung untergräbt; und die dritte die, daß man in öffentlichen Versammlungen wüthend gegen die Verderbtheiten des Hofes eifert. Ein weiser Fürst freilich wird stets vorziehen, die zu wählen, die die letzte dieser drei Methoden befolgen; denn solche Eiferer erweisen sich stets als die ergebensten und willfährigsten Diener der Wünsche und Leidenschaften ihres Herrn. Diese Minister, die alle Aemter zur Verfügung haben, erhalten sich in der Macht, indem sie die Majorität eines Senates oder Großen Rathes bestechen; und schließlich sichern sie sich durch ein Auskunftmittel, das man eine Indemnitätakte nennt (und ich schilderte ihm, was Das ist), vor jeder Abrechnung, und wenn sie sich aus der Oeffentlichkeit zurückziehen, sind sie beladen mit dem Raub des Volkes. Sie werden meist von einer heruntergekommenen Dirne oder einem Lieblinglakaien beherrscht. Die sind dann die Kanäle, durch die alle Gnadenbezeugungen fließen; und in letzter Instanz kann man sie als die Regenten des Königreiches bezeichnen."

Jonathan Swift.

Selbstanzeigen.

Floovent-Studien. Untersuchungen zur altfranzösischen Epik. Das altfranzösische Siegfriedlied. Eine Rekonstruktion. Mit einem Schlußwort: Zur Geschichte der Siegfriedsage. Kiel, Robert Cordes, 1908.

Die Darstellungen dieser beiden Bücher gipfeln in dem Nachweis, daß das Nibelungenlied die Uebersetzung einer französischen Vorlage ist. An den Beziehungen altfranzösischer Epen zur Siegfriedüberlieferung wird zunächst gezeigt, daß es im zwölften Jahrhundert in Frankreich eine ausgebildete Siegfriedepik gab (Das wußte bisher Niemand) worauf der Beweis erbracht wird, daß die mittelhochdeutsch überlieferte Siegfriedepik (das Nibelungenlied und mit ihm das heute der Allgemeinheit weniger bekannte Siegfriedlied) nur Zweige an dem Baum dieser altfranzösischen Siegfriedepik sind.

Den Ausgangspunkt meiner Untersuchungen bildet die altfranzösische Flooventdichtung*), in der erzählt wird, wie ein Held, Floovent mit Namen, die Heimath verlassen muß und wie er nach mehreren Abenteuern zu dem in der Gegend des Oberrheins regirenden König Flore kommt, der zwei Söhne und eine Tochter,

*) Sie wurde im Jahr 1859 von zwei französischen Gelehrten, Guessard und Michelent, nach der damals einzigen, inzwischen durch Fragmente eines zweiten Kodex nicht unwesentlich ergänzten Handschrift von Montpellier herausgegeben (Les anciens Poètes de la France, Band I).

Florete, hat, wie er im Dienst dieses Königs nach zweimaliger Heerfahrt eine einsame Burg einnimmt, in der eine Königstochter, Meuzalie, mit ihren Frauen haust, wie Florete und Meuzalie seinetwegen in Eifersucht aufeinanderprallen (es giebt eine arge Schmähszene) und wie die Brüder der Florete ihn darauf ums Leben zu bringen suchen. Diese altfranzösische Flooventdichtung ist es, die im Verein mit ihren Ausläufern (den nur noch in italienischer Ueberlieferung vorliegenden Fioravante- und Buovodichtungen) den Kern der altfranzösischen Siegfriedepik ausmacht. Sie giebt uns, wie vor Allem im zweiten Theil der Floovent-Studien gezeigt wird, eine Bearbeitung der Sigurdsage, eine Bearbeitung der Fassung, die, auf Geheiß des Bischofs Pilgrim von Passau am Ende des zehnten Jahrhunderts geschrieben, heute beinahe nur noch aus der nordischen Ueberlieferung, der Edda und den verwandten Quellen, zu uns spricht.

Ueber den Parallelismus von Floovent- und Sigurdsage liest man: „In der Sigurdsage wird erzählt, wie der heimathlose Held nach manchem Abenteuer am Hofe Gjukis, des Vaters der Gudrun und der beiden Brüder Gunnar und Högni, eine Freistatt findet; wir hören von seinen mehrfachen Begegnungen mit der Brynhild, der Tochter Budlis, einer stolzen, einsam in fester Burg hausenden Fürstin, die er zuletzt für Gunnar, den ältesten der Söhne Gjukis, bezwingt; nachdem dann Brynhild sich seinetwegen mit Gudrun tötlich verfeindet hat, wird er von den Söhnen Gjukis verrätherisch ermordet. Zug vor Zug entspricht dieser Darstellung die erste Hälfte der Geschichte des aus der Heimath vertriebenen Floovent: die Geschichte seiner Ankunft und Aufnahme in Ausai bei König Flore, dem Vater der Florete und ihrer Brüder Maudarans und Maudaires; seiner Begegnungen mit der Meuzalie, der einsam in ihrer Burg Avenant hausenden, zuletzt von ihm für Flore bezwungenen Tochter Galiens, und des nach dem Streit der Fürstinnen von Flores Söhnen an ihm begangenen Verrathes. Ist nicht König Flore der Gjuki, Florete die Gudrun der nordischen Quellen? Und gleicht nicht eben so die allein in ferner Burg lebende, vom Helden bei seinem letzten Besuch für einen Anderen bezwungene, dann mit Flores Tochter in Eifersucht zusammenprallende Meuzalie der Brynhildgestalt? Das Verrätherpaar, Maudarans und Maudaires, den treulosen Gjukisöhnen Gunnar und Högni?“

Von dieser als Bearbeitung der Sigurdsage erkannten altfranzösischen Flooventdichtung aus läßt sich nun zeigen, daß das Nibelungenlied das Werk eines französischen Autors ist, desselben, dem wir den Floovent verdanken. Das Nibelungenlied erzählt, daß, als die Burgundenkönige auf ihrer Fahrt in Etzels Land an die Donau gekommen sind, Hagen in der Notwehr den im Dienste der Bayernfürsten Gelfrat und Else stehenden Donaufergen erschlägt, als dessen Bruder Amelrich er sich zunächst ausgegeben hat, daß er nachher als Führer der Nachhut von Gelfrat und Else, die den Tod ihres Mannen rächen wollen, angegriffen wird, sich der Feinde aber mit der Hilfe seines Bruders Dankwart erwehrt. Eine ganz ähnliche Ueberlieferung finden wir im Floovent, wo es heißt, daß Richier, der treuste Waffengenosse des Helden, nach dem an Floovent begangenen Verrath sich ins Sarazenenland begiebt, dabei das Bayernland durchzieht und hier erlebt, daß er von dem Sohn des Bayernherzogs Emelon angegriffen wird (er tötet den Angreifer) und dann dem nach Rache dürstenden Vater des Erschlagenen im ritterlichen, für ihn siegreich auslaufenden Zweikampf Genugthuung für seine That geben muß.

Nun ist die Gelfrat=Else=Episode des Nibelungenliedes nicht die Quelle der Emelonerzählung des Floovent; die Emelonerzählung hat ihre Entsprechung und folglich auch ihre Wurzel in der Sigurdsage, aus der ja auch die übrige Darstellung der altfranzösischen Dichtung geflossen ist. (In der Sigurdsage wird erzählt, daß die drei Asen Odin, Hönir und Loki auf einer Wanderung mit Otr, dem Sohn des Bauern Hreidmar, zusammentreffen. In Ottergestalt, die er annehmen konnte, verzehrt er gerade einen Lachs. Da tötet ihn Loki durch einen Steinwurf. Mit dem Thier beladen, wandern die Asen weiter und kommen abends zum Gehöft Hreidmars, des Vaters des eben von ihnen getöteten Otr. Sie bitten den Hreidmar um Nachtquartier; ihre Mahlzeit hätten sie selbst mitgebracht: bei diesem Wort zeigen sie ihre Beute vor, in der Hreidmar sofort seinen Sohn erkennt Er verlangt nun von den Asen, daß sie ihm als Sühne für ihre That den Otterpelz mit Gold füllen und ihn auch von außen ganz damit bedecken. Dem Loki gelingt es, dieses Verlangen zu erfüllen, und die Asen ziehen ihres Weges. Man beachte angesichts dieser Ueberlieferung, daß Richier im Floovent den Sohn Emelons von Bayern tötet (Hagen erschlägt im Nibelungenlied nur den Fergen der Bayernherzöge), daß er nachher auch, Gastfreundschaft heischend zur Burg Emelons kommt und hier während des Mahles von dem Knappen des Erschlagenen, der mit der Leiche erscheint, als der Mörder erkannt wird. Aehnliche Ueberlieferungen fehlen im Niebelungenlied ganz).

Ist nun aber die Gelfrat=Else=Episode des Nibelungenliedes nicht die Quelle der Emelonerzählung des Floovent, muß sie (da der Zusammenhang ja nun einmal nicht zu leugnen ist) vielmehr auf die Flooventüberlieferung als auf ihre Quelle zurückgeführt werden, hat der Verfasser des Nibelungenliedes das altfranzösische Flooventepos also als Vorlage für sein Werk benutzt, dann kann als Verfasser des Nibelungenliedes nur der Flooventdichter in Betracht kommen. Denn nur der Flooventdichter, der wußte, daß das Flooventepos eine Bearbeitung der Sigurdsage und als solche eine Siegfrieddichtung sei, konnte auf den Gedanken kommen, diese Siegfrieddichtung der Darstellung des Nibelungenliedes als Quelle zu bieten. Die Annahme eines französischen Ursprunges des Nibelungenliedes war für die Forschung etwas Unerhörtes. Und doch ist die Thatsache bekannt, daß die höfischen Dichtungen der mittelhochdeutschen Literatur sämmtlich nur Uebersetzungen französischer Originale und daß die Lieder der Minnesänger nur Nachahmungen französischer Vorbilder sind. Und da soll es unmöglich sein, daß auch ein mitteldeutsches Volksepos aus Frankreich stamme? Mit dem Nibelungenlied sind fast alle mitteldeutschen Volksepen auf dem Boden Nordfrankreichs gewachsen und aus dem Französischen übersetzt. Das ist für einzelne dieser „mitteldeutschen" Volksepen schon in den beiden hier angezeigten Büchern erwiesen worden. Ausführlicheres wird folgen.

Hamburg-Uhlenhorst. Dr. phil. Gustav Brockstedt.

❦

Der Heilige Skarabäus. 1909. S. Fischers Verlag.

„Zwischen den Schilderungen, die dem Leben der Prostituirten entnommen waren, und meiner Erzählung liegt nicht nur eine gesegnete Spanne Zeit, sondern auch ein so bedeutsamer Unterschied der sozialen Schichtung innerhalb der selben Sphäre, daß ich fröhlich hoffen darf, losgelöst von meinen Vorgängern beurtheilt,

verdammt und weggeworfen zu werden. Worum ich die Oeffentlichkeit also in erster Linie bitte, ist: ein eigener Scheiterhaufe. Ich habe mir ihn redlich verdient und will versuchen, im Folgenden noch auf meine besondere Unwürdigkeit hinzuweisen. Die Dirne in der Literatur ist nicht eben eine neue Erscheinung; doch selbst die ruchlosesten Schreiberseelen, denen nichts heilig ist, nicht einmal das harmloseste Vergnügen ihrer Nebenmenschen haben sie bisher nicht anders als nach einem festen, allen Erscheinungen zu Grunde liegendem Cliché vorzuführen gewagt. Die Bürgerlichkeit beider Geschlechter hat es als belehrendes und warnendes Exempel, als Familien- und Hausdirne acceptirt. Es lohnt die Mühe, dieses bleichsüchtige Wesen auf seine organische Zusammensetzung zu prüfen. Sie ist vor Allem „die Gefallene", die, aus guter Familie stammend (unerläßlich), in frühester Jugendlichkeit übermannt wurde. Vollkommene Bewußtlosigkeit oder gar Abwesenheit während der Verführung schafft eine solide Grundlage für alle späteren Erlebnisse. Nachdem man sie verschwenderisch mit Schönheit, Geist und Edelmuth ausgestattet hat, mischt man dem Ganzen einen Schuß Hexenblut bei, eine Dosis Tuberkelbazillen und so viel Lüderlichkeit, wie zwischen zwei Finger geht, und wickelt den Braten in eine dicke Speckschicht von hohem Adel ein. In dieser Zubereitung allein ist die Prostituirte für bürgerliche Mägen verdaulich geworden und mit dem schmackhaften Bissen schlürft der Philister gern die pikante Sauce, die geschickte Autoren darüber auszugießen verstehen. Von dem heroischen Elend der Marguerite bis zur Tragoedie der sterbenden Thymian hat noch keine hüstelnde Dirne vergebens an das Mitleid der erschütterten Galerie appellirt. Unter der Protektion der trefflichen Tuberkulose, die ihre Schützlinge um die zwanziger Jahre herum einfängt und erwürgt und damit dem Autor wie dem Leser das häßliche Bild der alternden, armsäligen, hart gewordenen Prostituirten unter dem Leichentuch wegstiehlt, die dem Sittenschilderer überhaupt erspart, das wahre Wesen des Dirnenthumes zu zeigen (das erst hinter der Karriere des süßen Mädels oder der galanten Frau aufdämmert), läßt man sich also die Sünderin willig bieten und sie erlebt sogar im tugendreichen Deutschland fabelhafte Auflagenzahlen, ohne jemals Etwas von ihrem hippokratischen Reiz einzubüßen. So beschaffen, wird die herkömmliche Literatur-Prostituirte, die sich elegant kleidet, Jours veranstaltet, Tagebücher schreibt und deren Laster (l'art oblige) nur die hohe Aristokratie umrankt, zur Charge, die Dumas geschaffen hat und die bis in die jüngste Zeit vor einem verehrlichen Publiko tragirt.

Ich breche mit dieser Tradition. Die Thatsache der Prostitution, die durch die Gassen streicht und sich anbietet, die Leiber und Seelen vergiftet, entwerthet und jeden Morgen der Vernichtung preisgiebt, die wie ein schwärendes Glied am Körper der Gesellschaft fault, dem jede frische Blutzufuhr, jede barmherzige Regeneration versagt ist, diese soziale Erscheinung scheint mir kein Bühnenspektakel zu sein, dieses Erleben und Erleiden kein wollüstiges Ergötzen für die Thränendrusen guter Bürger. Es ist die Sahara der Moral, die wir schaudernd betreten; Schutt und Asche des Lebensstrebens, die Schlacke aller irdischen Glückseligkeit liegen vor uns. Mein Buch ruft Menschen auf zu der Tragoedie von Ihresgleichen. Mahnt Mütter an ein Schicksal, das ihre Töchter täglich erfassen kann. Droht den glücklichen Bräuten mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit. Stoßt der lachenden Jugend die kalte Faust des Siechthumes in den Nacken. Ich erkenne keine Grenzlinien an. Es ist nicht wahr, daß wir hüben stehen und sie drüben, sie im Schatten, wir im-

Licht, daß wir ins Leben gehen und sie in den Tod. Seht Euch vor! Sie sind mitten unter uns! Und der gepflegte Dirnenfinger zeichnet Euch, zeichnet meinen Bruder, trifft Dein Kind. In ewiger, schaudervoller Wechselbeziehung mischt sich die Dirnentragoedie mit unser Aller Schicksal. Mischt sich das Elend der Niedrigsten unter ihnen geheimnißvoll mit dem Glück des Erhöhtesten unter uns. Könige bauen Throne auf; die Macht der Dirne stößt sie um. Erben sterben Glückselige Frauen schwinden hin. Männer verzweifeln. Und Ihr Thoren sagt: „Hinweg, wir haben keine Gemeinschaft mit Euch!" Die Wirkungen der Prostitution strömen mit vehementer Kraft in unsere Sphäre hinüber; ob sie sich von uns ablöst oder uns angliedert: einerlei; durch alle Gesellschaftschichten hindurch kranken wir an dem Dasein der Dirne und hier allein schon zeigt sich uns die Welt der Erscheinungen als eine Einheit, in die kein Gesetz und keine Willkür Grenzen ziehen kann. Ich zeige die Prostitution in ihrer ganzen, jeden entschuldigenden Scheines, jeder Romantik entbehrenden Wahrhaftigkeit. Das Leben bedarf keiner Entschuldigung, keiner hohen Patronanz. Es ist so reich, in seinen scheinbar tiefsten Niederungen noch so mannichfach und üppig, daß es über die dürftige Erfindungsgabe des Modeautors spotten und mühelos triumphiren kann. Mein Buch ist keine Anklageschrift; beileibe kein reformatorischer Versuch. Wenn mir aber gelänge, in dem Bewußtsein Einzelner nur während des Lesens der Begebenheiten das Gefühl eines sozialen Unterschiedes, einer ideellen Trennung aufzuheben, wenn mir gelänge, den Gedanken eines einigen, unerschütterlichen Zusammenhanges und Zusammenwirkens aller Daseinskräfte zur Ueberzeugung dieser Einzelnen zu machen, so könnte ich freudig hoffen, daß ein Größerer nach mir kommt, der diese wahrhafte Idee von der Untrennbarkeit aller Materie zur Ueberzeugung seiner Zeit machen und damit Alles gethan haben wird, was Reformer für eine Idee zu thun im Stande sind. Reformiren: Das heißt, die Welt fühlen machen, wie ich fühle. Christus konnte es. Luther auch. Die Menschheit, die heute lebt, braucht ihre Einrichtungen noch. Die Menschheit, die nach uns kommt, in deren Geist die Ueberzeugung als inneres Prinzip wirken wird, die wird sich ihre Welt schon einrichten, wie sie sie braucht und fühlt. Mir ist nicht bang darum.

Nun noch ein Schlußwort an meinen Freund, den Philister. Ein großes Geschrei wird sich erheben: woher es kommen mag, daß ich, die Bourgeoisfrau, Verhältnisse schildere, die mir naturgemäß so fern sind; ja, man wird mir billig die Fähigkeit absprechen wollen, in Lebensecken zu leuchten, die mir durchaus verschlossen scheinen. Ich könnte jetzt Mancherlei über die Geheimnisse des Schaffens erzählen, über die Mysterien der Intuition, die vielleicht nicht mehr als traumerlöste Erinnerungen einer reichen, kultivirten Materie sind. Doch wozu? Der Künstler bediene sich seines Rechtes und schweige von Gründen.

Nur die Worte des Jean Jacques Rousseau laßt mich hierher setzen: „Si je veux peindre le printemps, il faut, que je sois en hiver, si je veux décrire un beau paysage, il faut, que je sois dans les murs, et j'ai dit cent fois que, si jamais j'étais mis à la bastille, j'y ferais le plus beau tableau de la liberté." Doch sie sind nur für die Vielen hierhergesetzt, die mich mißdeuten werden; ein kunstreiches Pflaster für die Wunde, die ich den Tugendhaften mit meinem Buche schlug. Die Verstehenden grüße ich über alle Fernen hinweg.

Baden bei Wien. Else Jerusalem-Kotányi.

Judenfrage.

Bismarck und Bleichröder hatten den ganzen Vormittag in Versailles über die Kriegsentschädigung Frankreichs und die neue Münzordnung Deutschlands verhandelt. Fast fünf Stunden hatten sie zwischen sechs- und siebenstelligen Ziffern herumgesessen und mit Zahlen verkehrt. Sie saßen an dem Kamin (es war im Januar 1871 und grimmig kalt) in dem Salon der Madame de Jessé in der Rue de Provence Nr. 14, der zarten Tuchfabrikantenwitwe, die vor Ankunft der Deutschen mit ihrem Mops und ihrer Kammerfrau aus Versailles geflüchtet war, damit der norddeutsche Bundeskanzler, Graf von Bismarck, in ihrem stattlichen leeren Haus Quartier nehmen und mit Jules Favre und Thiers dort über den Frieden und mit Gerson Bleichröder über die Kriegsentschädigung, die Frankreich zahlen müsse, verhandeln könnte. Der gewaltsame Hausherr und Miether wider Willen der Madame de Jessé wurde an dem Morgen schließlich zuerst der Zahlen müde.

„Kommen Sie, lieber Bleichröder! Der Teufel hole diese verfluchten französischen Kamine! Ein deutscher Ofen aus Eisen ist mir lieber als ihrer hundert. Sie rösten Einem auf der einen Seite die Haare ab, während man auf der anderen vor Kälte blau wird. Ganz wie die Menschen in Frankreich. Es ist kein Verlaß auf sie Wir wollen vor dem Essen draußen im Garten ein paar Gänge machen, ehe die Sonne ganz im Westen hinter Spanien ist. Es wird wärmer unter den Bäumen sein als hier drinnen“

„Wie Eure Excellenz wünschen!“ entgegnete Bleichröder. „Rechnen macht mich freilich immer warm. Auch muß man sich akklimatisiren.“

„Darin sind Sie mir über“, meinte Bismarck, „schon von Rasse wegen“ Und damit traten die Beiden, der Eine im Kürassiermantel, der Andere im russischen Persianerpelz, durch die Thür des Erdgeschosses hinten an der Schildwache vorbei in den großen, wohlgepflegten Parkgarten hinaus.

Das Gespräch über die Rassen, das beliebteste und gefährlichste zwischen Christen und Juden, war im Gang und Bismarck, der als nervöser Mensch den Wechsel liebte, schien nach all den Zahlen ordentlich froh darüber zu sein.

„Sie haben die Anpassungskraft im Blut“, fuhr er fort, „während ich als Sproß eines märkischen Adelsgeschlechtes mich eigentlich nur wohl fühlen kann, wo es preußisch zugeht.“

„Excellenz berühren da scherzhaft die ernsteste Frage, die es für uns Juden giebt“, warf der Bankier dazwischen.

„So tragisch kann ich den Fall nicht mehr nehmen, mein Lieber“, meinte Bismarck. „Nach der Emanzipation der Juden in Europa. Bei uns in Preußen oder, wie wir bald sagen müssen, in Deutschland, steht es jedenfalls nicht mehr so für Israel, um, wie an den Wassern Babels, darüber zu weinen und die Harfen an die Trauerweiden zu lehnen. In Rußland und im Balkan mag es oft nicht heiter zugehen für Einen, der hebräisch betet. Aber geht es uns Deutschen anderswo nicht eben so? Meinen Sie, daß es nicht auch mein teutonisches Blut empörte, wenn ich von Mißhandlung oder Unterdrückung der deutschen Sachsen in Siebenbürgen durch die gelben Teufel, die Magyaren, vernehme? Aber darum

einen Krieg mit dem Kaiser Franz Joseph anzufangen: ich danke. Königgraetz genügt mir. Ich helfe, wie ich kann; und Sie schicken ja auch alljährlich zwanzigtausend Mark, wie mir der Oberhofmeister, ders Denen nicht gönnt, erzählt hat, zur Unterstützung Ihrer Glaubensgenossen nach Russisch-Polen."

„Eurer Excellenz zugegeben", sagte Bleichröder lächelnd, „aber auch in den sogenannten civilisirten Ländern von heute verlieren wir Juden nicht ganz das Gefühl der Unsicherheit, daß wir jeden Augenblick wieder als Eindringlinge und Fremdlinge hinausgetrieben werden können. Die Jahrhunderte ewiger Verfolgung und Mißhandlung stecken uns mehr noch als die Anpassungskraft im Blut. Das ist bitter, aber wahr."

Darauf Bismarck: „Was ist sicher, Bleichröder, hier unter dem wechselnden Mond, wie Kotzebue, der doch ein Stockkonservativer war, wenn ich nicht falsch citire, gesungen hat? Wird Deutschland, wie wir es jetzt eben zurechtzimmern, so sicher sein? Wir wollen uns nach vierzig oder hundert Jahren im Himmel weiter darüber unterhalten. War Preußen sicher, nachdem Friedrich der Große es in drei siegreichen Kriegen, wie wir, als einen rocher de bronze stabilirt hatte? Sein Großneffe, einer der Linkser unter den Hohenzollern, hat es bei Jena so verjeut, daß man es danach aus sieben Staaten wieder zusammensuchen mußte. Wir wollen einander doch nicht mit der Zukunft bang machen. Mir fällt dabei immer mein pommerscher Gutsnachbar in Kniephof ein, ein fauler, vertrunkener Kerl, der seine Wirthschaft verkommen ließ. Der Mann hatte, weil sein Land Morgen vor Morgen unter den Hammer kam, die Judenangst, die so etwas Aehnliches wie Platzangst ist, bekommen. Und wenn man ihm dann zuredete, er solle doch das verwünschte Saufen lassen, sah er Einen mit stieren Augen ganz fatalistisch an und schrie: ‚Macht nichts! Kommt doch Alles an die Juden!' Auf den Mann können sich die schlechten Patrioten unter den deutschen Juden berufen; und dann auswandern."

„Ich danke Eurer Excellenz für diese gute Lehre", entgegnete Bleichröder, der ganz roth dabei geworden war. „An mir wird es nicht fehlen, uns Juden in Deutschland beliebt zu machen."

„Ich weiß es", fuhr Bismarck fort, „Sie sind ein anständiger Mensch und wollen nicht mehr und nicht weniger sein als ein guter deutscher Jude, wie wir seit Moses Mendelssohn, ja, Gott Lob, mehrere gehabt haben. Wie Sie mir denn auch, ich darf Ihnen Dies wohl sagen, als Gerson Bleichröder lieber sind denn als Siegfried, Friedrich oder Teut Bleichröder. Ich liebe keine sujets mixtes und es gefällt mir, daß Sie Ihre krumme Nase mit dem selben Anstand tragen wie ich meinen Bauch und meine drei Haare auf dem Kopf. Schönheitfehler verschwinden vor guter Gesinnung und großer Tüchtigkeit. Ich wäre auch als Bauer etwas Vorzügliches geworden, und wenn Sie nur der dumme Sohn eines reichen Vaters wären, ginge jetzt Rothschild neben mir unter diesen kahlen Pappeln. Jeder ist seines Glückes Schmied, wie mein eben citirter pommerscher Gutsnachbar sagte, als er im Armenhaus und in Cognac verschied. Mein Großvater ist nicht Kleinbauer geblieben und der Ihrige nicht Kuhtreiber und Sie als sein Enkel sind wie ich so wenig degenerirt, daß Sie, im Vertrauen gesagt, nah vor dem ‚von Bleichröder' stehen."

Der Bankier schmunzelte ein Wenig und fügte, als habe noch Etwas in ihrer Unterhaltung, wie ein wichtiger Posten in einer Rechnung, gefehlt, dann ein:

„Etwas sujet mixte muß auch der beste deutsche Jude bleiben, Excellenz, wie es schon in den Worten ‚deutscher Jude‘ liegt. Und es giebt nur zwei Auswege aus dieser Doppelmischung: Rückkehr nach Jerusalem oder, wie es die meisten meiner Glaubensgenossen jetzt so halten, völliges Einswerden und Untergehen in den germanischen Volkskörper.“

„Ich weiß nicht, warum Sie so hartnäckig den zerbrochenen Krug spielen“, war Bismarcks Entgegnung. „Ich bin, wenn Sie wollen, auch ein Ragout aus Zucker und Pfeffer und anderen appetitlichen und unappetitlichen Ingredienzen. Ein brandenburgischer Deutscher ist bekanntlich ein ganz anderes Thier als ein bayerischer Deutscher; und ein deutscher Jude sollte nicht seine Nase für sich allein haben dürfen? Freilich: deutsch muß er vor allem Anderen sein, so lange er bei uns sitzt, und die Juden, die bei Mars la Tour gefallen sind, sollen mir eben so wie die Makkabäer fühlen, daß sie fürs Vaterland ihr Blut ließen. Sehen Sie sich doch Ihre Künstler an, Bleichröder; ich kenne dieses Terrain ja schlecht. Hat es Heinrich Heine oder Felix Mendelssohn-Bartholdy in ihrer Kunst geschadet, daß sie Deutsche waren? Haben Sie nicht eben so schön gezwitschert, wie weiland ihre seligen Könige David und Salomo psallirt haben, Herrscher und Dichter von Jehovahs Gnaden, die ich übrigens für bessere Poeten als unsere Bayernkönige halten muß? Hat es meinem Deutschthum etwa geschadet, daß ich die Bibel, unser Aller Mutter, die stets auf meinem Nachttisch liegt, halb auswendig kann? Sehe ich so aus, als ob ich darum restlos im Mosaischen aufgegangen wäre? Muß ich deshalb etwa zu mauscheln anfangen oder müssen Sie vice versa, weil Sie Deutsch reden und fühlen können, gleich in ein Corps eintreten und den Grafen Zitzewitz duzen und ihm in Hoppegarten einen Hundertmarkschein pumpen? Sie werden sich bedanken! So wenig wie ich mich dazu dränge, in der Synagoge vorzubeten, weil ich die großen und die kleinen Propheten vor- und rückwärts hersagen kann. Hol' der Henker meinethalben uns Germanen, wenn wir das Judenthum nicht verdauen könnten! Und wenn Sie als Juden an uns Deutschen eingehen, dann mag sich Ahasver schlafen legen und ein neuer Jesajah Ihren Bankerot erklären. Dann haben Sie Ihre Rasse vor Ihren Vorfahren aus dem vierzehnten Jahrhundert gründlich blamirt, wo man bekanntlich (wenn Sie darüber noch vor Zorn roth werden, so werde ich es vor Scham) in Mainz auf dem Markt Judenzungen schockweise verkaufte. Das sind Fragen der Rasse und nicht etwa nur der Religion. Denn ich kann mir denken, daß auch ein Freigeist ein guter Jude sein kann, wie Friedrich der Große ein guter Deutscher war ... Aber nun haben wir uns genug Motion für unser französisches Menu gemacht und wir wollen hineingehen. Ich verspüre jedenfalls einen rechten deutschen Hunger auf die Poulets und Omelettes und einen noch größeren Durst auf den Pontet Canet. Soyons Français en France! Die Gemüthsseite unserer Frage macht Jeder wie den Verkehr mit seinem Herrgott am Besten bei sich in seinem Kämmerlein allein ab. Mit Worten streift man schließlich nur an Allem herum, obwohl, wie einer Ihrer alten jüdischen Dichter, ich glaube Majestät Salomo selbst, gesagt hat, Worte, zur rechten Zeit gesprochen, sind wie goldene Früchte auf silbernen Schalen. Kommen Sie, von Bleichröder!“

Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Werthzuwachs.

„Mir scheint diese Steuer die gerechteste, die zu erdenken wäre": mit diesen Worten schloß ich einen Artikel über die Werthzuwachssteuer, der vor drei Jahren hier veröffentlicht wurde. Damals hatten erst Frankfurt und Köln den unverdienten Werthzuwachs bei Grundstücken besteuert; und in Kiautschau hatte das Reich eine Versuchstation errichtet. Heute erheben zweihundert deutsche Gemeinden (die Stadt Schöneberg ist neulich hinzugekommen) Werthzuwachssteuern; schneller also, als die Gegner erwartet hatten, ist das Prinzip durchgedrungen, das unearned increment zu besteuern. Noch hat sich nur ein kleiner Theil der 55 000 deutschen Kommunen dazu entschlossen; aber wenn die Reichshauptstadt erst ihren Töchtern gefolgt ist (die kommunalen Majoritäten von Charlottenburg und Wilmersdorf haben ihre Zustimmung von dem Beschluß Schönebergs abhängig gemacht), werden andere Großstädte nicht mehr lange zögern. Und nun haben Konservative und Centrum eine Reichswerthzuwachssteuer beantragt. Der Gedanke kommt nicht aus der Konservativen Partei, sondern von den Bodenreformern. Die fordern seit Jahren, der unverdiente Grundwerthzuwachs solle dem Reich steuerpflichtig sein, dem die Werthsteigerung des deutschen Grundbesitzes zu danken ist. In die Oeffentlichkeit wurde die Propaganda für diese Idee von Adolph Wagner getragen, der sich im Jahr 1907, auf dem stuttgarter Bundestag der Bodenreformer, mit Temperament und guten Gründen für eine Reichswerthzuwachssteuer einsetzte. Dann empfahl der posener Oberbürgermeister Dr. Wilms im Preußischen Herrenhaus, die Steuer je zur Hälfte dem Reich und den Gemeinden zu übertragen. Die gesammte Entwickelung Deutschlands, sagte er, „besonders aber der wirthschaftliche Fortschritt datirt vom Tage der Errichtung des Deutschen Reiches".

Wenn man die Frage, ob die Theilung des Steuerertrages die Gemeinden allzu schwer schädigen würde, einstweilen unbeantwortet läßt, so bleibt zu entscheiden, ob das Reich als der eigentliche Träger des Bodenwerthes anzusehen ist. „Wäre Berlin als Hauptstadt des Königreiches Preußen Das geworden, was es heute als Reichscentrale ist?" Das ist die Frage. Die wirthschaftliche Machtstellung Berlins beruht darauf, daß die Stadt der wichtigste Durchgang für den gesammten Verkehr vom Osten nach dem Westen ist. Der moskauer Kaufmann, der mit London und New York Geschäfte macht muß sie via Berlin erledigen; denn der Weg durch Sibirien kürzt ihm nur die Route nach San Franzisko, nicht aber die Verbindung mit dem Osten der Vereinigten Staaten. Berlin ist ferner der größte Binnenhafen Deutschlands, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und die deutsche Handelscentrale. Das Alles wäre es auch als Hauptstadt Preußens gewesen oder geworden; dem Reich aber hat es die Anhäufung des Kapitals zu danken. Die Großbanken wären ohne das Deutsche Reich nicht möglich. Ohne die Reichsgründung wären sie nicht nach Berlin gekommen. Frankfurts Stern erlosch erst, als Berlin Reichshauptstadt geworden war; und seitdem ist die berliner Börse allen anderen voran. Die geistige Regsamkeit und geschäftliche Tüchtigkeit, die Berlin auszeichnen, sind nicht Ursache, sondern Folge der „Verwirklichung des Reichsgedankens". Der Milliardensegen, der sich, nach der Proklamation in Versailles und dem Frieden von Frankfurt, über das neue Reich ergoß, ist zum größten Theil für die Hauptstadt fruchtbar geworden. Die Gründer haben hier die reichsten Möglichkeiten und die tiefsten Gruben ge-

funden. Der deutsche Außenhandel ist heute der natürliche Ausdruck der ökonomischen Beziehungen zwischen dem Reich und dem Ausland. Ein sächsischer oder bayerischer Welthandel wäre möglich; entwickelungfähig wäre er aber nur unter der Aegide des Reiches, die dem sächsischen, bayerischen, badischen, württembergischen Kaufmann oder Exporteur den Weg ins fremde Absatzgebiet erleichtert. Eben so unbestreitbar wie die Wirkung des Reichsgedankens auf die Wirthschaft ist die Thatsache, daß der Bodenwerth durch die Ausdehnung und Bereicherung der Städte erhöht worden ist. Der Boden profitirt von allen Errungenschaften verfeinerter Kultur. In Berlin ist der Werth besonders schnell gewachsen; und die Nachbarstädte wären ohne die Metropole gewöhnliche Provinzgemeinden wie andere. Man könnte deshalb sagen, daß die Voraussetzungen einer Reichswerthzuwachssteuer sich nirgends so deutlich nachweisen lassen wie in Berlin Wird nicht gerade hier aber ein schwacher Punkt des neuen Besteuerungmodus sichtbar? Nirgends, können die Gegner sagen, sind die Vortheile der Reichsexistenz so zu spüren. Deshalb müsse man Unterschiede machen, berechnen, was Reich, Staat und Gemeinde für den Bodenwerth gethan haben: und die Nothwendigkeit solcher Differenzirung spreche doch wiederum laut gegen den Plan einer einheitlichen Reichswerthzuwachssteuer.

Bayern ist gegen den Plan. Der wirthschaftliche Gegensatz zwischen Berlin und München wird im Süden gern betont. Man gönnt den „Preußen" den Vorrang in der Wirthschaft, aber auch die dazu gehörigen Lasten und will von einer Reichssteuer, die den Grundbesitz trifft, nichts hören. Vielfach wird diese Steuer in Nord und Süd auch nur so heftig bekämpft, weil die Agrarier sie als Ersatz der ihnen verhaßten Nachlaßsteuer vorgeschlagen haben. Trotzdem wird, nachdem das Reichsschatzamt und das Preußische Finanzmisterium die prinzipiellen Bedenken gegen die Steuer aufgegeben haben, in absehbarer Zeit im Reich wohl mit der Besteuerung des unverdienten Grundwerthzuwachses zu rechnen sein.

Soll nur der Immobiliarbesitz getroffen werden oder jeder Gewinn, der sich aus spekulativen Geschäften ergiebt? Der Getreidehändler, der aus den hohen Preisen der chicagoer Haussiers Nutzen ziehe, der Käufer oder Verkäufer von Baumwolle und Kaffee, der von einer guten Konjunktur profitire, der Börsenspekulant, der mit Gewinn verkaufe: sie Alle, heißts, realisiren einen „unverdienten Werthzuwachs" und müßten zur Steuer herangezogen werden. Diese Erweiterung des Begriffes „unearned incremend" war zunächst wohl nur als Schreckmittel gedacht. Solche Möglichkeiten und Perspektiven zu zeigen, ist aber nicht ungefährlich; irgendwo bleiben die Bilder auf der Netzhaut haften und eines Tages erscheint der Gedanke, der nur als Vogelscheuche dienen sollte, im Staatskleid eines neuen Gesetzes. Der konservative Vorschlag greift bis ins Gebiet der Dividendenpapiere. Das mobile Kapital soll, nach dem Willen der Vertreter des Großgrundbesitzes, auch daran glauben. Nur Dividendenpapiere sollen dem Reich steuern, weil „bei den festverzinslichen Werthen nicht so erhebliche Schwankungen vorkommen". Der Nachsatz zeigt, wem die liebevolle Rücksicht der Agrarier gilt. Aktien sind Börsendeszendenz; die Börse aber muß getroffen werden, wo immer man ihr beikommen kann. Deshalb die Beschränkung der Steuer auf Dividendenpapiere. Die Begründung dieser Ausnahme ist natürlich falsch; das abnorme Diskontjahr 1907 hat gelehrt, daß auch festverzinsliche Papiere manchmal beträchtlich schwanken. Die dreiprozentige Reichsanleihe hat sich von ihrem höchsten Stand um beinahe 14 Prozent entfernt; und dieses Beispiel ist durch-

aus nicht vereinzelt. Jedenfalls wäre, sub specie der Kursbewegung auf dem Rentenmarkt, die Isolirung der Aktie zum Besten des Steuerfiskus nicht zu rechtfertigen. Die Konservativen berechnen den Nennwerth des Kapitals der deutschen Aktiengesellschaften auf 14 Milliarden. Den Besitz an ausländischen Papieren schätzen sie auf 6 Milliarden und sagen: Nimmt man an, daß die Durchschnittskurse dieser Effekten in den fünf- bis sechsjährigen Perioden des wirthschaftlichen Aufschwunges um etwa 30 bis 40 Prozent steigen, und rechnet man zwei Jahre des Stillstandes oder der Kurssenkung hinzu, so würde in dieser achtjährigen Periode auf jedes Jahr ein Werthzuwachs von etwa 5 Prozent entfallen. Also wäre ungefähr eine Milliarde Werthzuwachs zu besteuern. Den Ertrag schätzen die Erfinder des Projektes auf 50 Millionen Mark im Jahr. Auf dem Papier macht sich das Exempel sehr einfach. In zehn Zeilen wird da die Welt verschenkt. Die rauhe Wirklichkeit läßt sich aber nicht so willig bearbeiten. Der durchschnittliche Werthzuwachs von 5 Prozent im Jahr ist Chimäre; und die Möglichkeit, eine runde Summe herauszurechnen, fehlt einstweilen noch ganz. Aus der Fülle naher Beispiele nur ein einziges: die Aktie der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerkwerkgesellschaft, die in letzter Zeit wieder einmal zum Liebling der Spekulation geworden ist, hat von 1905 bis 1908 um 156 Prozent geschwankt. Die höchste Notiz war 293, die niedrigste 137. Nach dem Schema der Konservativen wäre ein Durchschnittszuwachs von nahezu 40 Prozent zu verrechnen. Wer aber das Papier zum niedrigsten Preis gekauft hat, freut sich heute (bei 192) eines Kursgewinnes von 56 Prozent, während der Nachbar, der zum höchsten Satz gekauft hat, einen Verlust von rund 100 Prozent bestöhnt. Wo ist da die Möglichkeit einer schematisch berechneten Werthzuwachssteuer? Und wenn Einer nun wirklich am Kurs gewonnen, an der Dividende aber verloren hat: wie soll Das verrechnet und ausgeglichen werden? Wer Hamburg-Amerika-Linie zu 97 erwarb, hat heute rund 23 Prozent verdient. Das Jahr 1908 aber blieb dividendelos. Diese Thatsache würde, nach dem konservativen Vorschlag, nicht beachtet. Das Projekt ist eilig hingehauen worden; sachliche Bedenken wurden a limine verscheucht; nur auf rasche Formulirung kams an. Ein unearned increment kanns eben bei Börsenpapieren überhaupt nicht geben. Der „mühelose Gewinn durch die Thätigkeit der Gemeinde und des Staates“, auf dem die Besteuerung des unverdienten Werthzuwachses bei Grundstücken beruht, existirt im Effektenverkehr nicht. Höchstens könnte ein Spottvogel an die Zwischengewinne bei der Uebernahme von Reichs- und Staatsanleihen denken. Zwischen Immobiliar- und Mobiliarkredit ist ein wesentlicher Unterschied. Werthpapiere sind nicht hypothekarisch zu beleihen. Die Hypothek ist eine Institution des Grundbesitzes, die man nicht gewaltsam in eine andere Sphäre verpflanzen kann. Auch der Begriff des „Werthzuwachses“ läßt sich nicht in fremde Gebiete übertragen. Bei einem Börsenpapier kann man niemals von dauerndem Werthzuwachs sprechen. Durch die der Kursbewegung eigenthümlichen Schwankungen gleichen sich, per Saldo, Gewinn und Verlust in vielen Fällen aus. Und die Kursveränderung vollzieht sich nicht automatisch, sondern nach dem bewußten Willen von Personen, die bestimmte Konjunkturen auszunutzen verstehen. Die Steigerung des Absatzes in der Industrie würde den Kurs der Aktien, die von dieser Steigerung Nutzen haben, um kein Prozent heben, wenn nicht ein Wille eingriffe, der den Kurs in Bewegung setzte. Im Grundstückhandel trägt wohl der Umsatz, also eine durch Arbeit bewirkte Aenderung, zur Erhöhung des Werthes bei, aber die Grundtaxe

ist durch die automatische Steigerung der Bodenpreise festgesetzt worden. Ohne Umsatz kann die Thatsache des „unverdienten Werthzuwachses" nicht in die Erscheinung treten. Deshalb darf man hier nicht von einer auf die Gestaltung des Preises gerichteten Thätigkeit sprechen. Nur der Mitläufer an der Börse profitirt, unter Umständen, von einem „unverdienten Werthzuwachs". Doch der Versuch, zwischen bewußt handelnden und schematisch arbeitenden „Effektenschiebern" zu unterscheiden, würde dem psychologischen Talent der Steuerbeamten wohl allzu viel zumuthen.

Der Reichsbankpräsident hat in der Finanzkommission gründlich mit der Effektenwerthzuwachssteuer aufgeräumt; der Plan sei undurchführbar, sagte er. Und die Erfahrungen aus der Zeit unserer Börsengesetze warnen vor jedem neuen Experiment. Man braucht also die Effektenbesteuerung fürs Erste noch nicht zu fürchten. Fürs Erste. Ob irgendein eben so geistloser wie agrarischer Staatssekretär sie aber nicht an einem Tag neuer Verlegenheit aus der Rumpelkammer holt?

Diese Frage brauchte nicht gestellt zu werden, wenn man über den Weg klar wäre, den die innere Entwickelung Deutschlands nehmen wird. Nicht immer kanns, unter dem wechselnden Mond, bei uns so bleiben, daß ein Häuflein preußischer Junker, die kräftigen Willens, aber politisch völlig unproduktiv sind, von ihrem ehrenwerthen Interessenstandpunkt aus die Geschicke des industrialisirten Deutschen Reiches bestimmen. Der Gedanke, den Kursgewinn noch mit einer Extrasteuer zu belegen, ist nicht nur, wie Herr Havenstein richtig sagte, undurchführbar, sondern birgt auch eine sinnlose Ungerechtigkeit. Wie oft soll denn, an wie vielen Stellen das Einkommen der in den Banken und an der Börse arbeitenden Menschen noch verkürzt werden? Will mans wirklich dahin bringen, daß uns das Kapital wegläuft und die einträglichsten Geschäfte dieser modernsten Art ins Ausland verlegt werden? Sehr weit sind wir von diesem Zustand schon jetzt nicht mehr. Nur blinder Fanatikerwahn kann behaupten, daß die Mobilkapitalisten dem Reich, dem Staat der Gemeinde und Kirche (in der sie oft erst spät heimisch geworden sind) nicht genug steuern; sie liefern ungeheure Summen in diese Kassen. Doch auch die Besteuerung des Grundwerthzuwachses sollte man lieber den Gemeinden überlassen, deren Stagnation oder Entwickelung schließlich den Bodenertrag entscheidend bestimmt. Die agrarischen Parteien können nicht mehr darauf rechnen, daß in absehbarer Zeit ihre Bodenrente steigen wird. Deshalb war die Reichswerthzuwachssteuer in ihrem Sinn ganz schlau ersonnen. Deshalb war noch schlauer aber der Zusatzantrag erdacht, dieser Steuer eine bis in den Geltungbeginn der neuen Handelsverträge rückwirkende Kraft zu geben. Damals hat der Verkaufswerth des deutschen Bodens sich beträchtlich gehoben. Die Güterpreise sind, weil alle Landwirthschaftprodukte seitdem viel höheren Gewinn bringen, so gestiegen, daß auch wohlhabende Leute zögern, heute noch ein Gut zu kaufen. Ist die Grundbesitzerpartei bereit, diesen „unverdienten Werthzuwachs" jetzt noch zu versteuern, oder möchte sie nur, ut aliquid fecisse videatur, in edler Opferbereitschaft winzigen Ertrag anbieten, in dem Bewußtsein, daß eine neue Werthsteigerung nicht so bald eintreten wird, sich ins Fäustchen lachen und die Gelegenheit zu neuer Schröpfung des verhaßten Kapitals benutzen? So darf die Geschichte nicht enden. Die Verbündeten Regirungen täuschen sich wohl nicht darüber, daß solches Ende auch das ihres Ansehens wäre. Und auch die agrarischen Parteien müßten nachgerade einsehen, daß ihre Steuertaktik nicht geeignet ist, ihrem alten Prestige einen Werthzuwachs zu erzwingen. Ladon.

✠

Matkowsky.

Unter Märzsturmgeheul ist Adalbert Matkowsky gestorben. Königlich Preußischer Hofschauspieler und doch Deutschlands größter Tragoede; der einzige im deutschen Sprachbereich, seit Albert Niemann dessen Bretter nicht mehr betrat. Und, wie Niemann, ein Kerl von großem Wesensformat. Bei Wein und Weib, in Schänke und Schlafkammer ihm ähnlich. Im Taumel von der Begierde zum Genuß; und im Genuß nach Begierde verschmachtend. Auf dem Schaugerüst nicht so rein, so germanisch keusch und edelmännlich wie der Heldensänger. Mehuls milden Joseph hätte Adalbert nicht aus so feinem Seelenstoff zu gestalten vermocht wie Albert; der Brabanterin jungfräulichen Leib nicht mit so inbrünstig zarter Kraft an die fromme Brust zu pressen; Hundings Herdfeuer, an dem die Schwester, auf daß der Wälsenstamm nicht knospenlos kahl in den Lenz starre, dem Bruder sich paart, von Qualm und Rauch so nicht zu läutern. Für des Normannenherzogs Spielerkitzel, für die Gewissensqual Johanns von Leyden, für Masaniellos Wuth und Tannhäusers prahlende Geilheit hätte Adalbert schrillere Töne gefunden; heftiger blutende. Und den Mohren von Venedig, den Junker von Corioli, Nebukadnezars Feldhauptmann, den vom Bösen Geist besessenen Knaben Golo und den morallosen Weltträumer aus Lydien hätte Albert so nicht an der Wesenswurzel gepackt. Blondes und schwarzes Heldenthum; deutsches und slavisches. Um Verdis Orientalenfeldherr oder gar Rubinsteins Nero zu sein, mußte Niemann die Seele vermummen; und der oberdeutschen Ritterbehaglichkeit des Berlichingers war der Halbpole Matkowsky niemals so nah wie der aus lüdrianischem Naturburschenthum erwachsene, in der Küche der Weißenthurn, Kotzebues und Benedixens genährte Baumeister des Burgtheaters. Noch ein Unterschied. Niemann hat uns die Spontini, Meyerbeer, Auber geadelt, in die Klarheit weihefestlich schimmernder Kunstgipfel gehoben; und Matkowsky war, wenn er Wildenbruch oder noch Geringere spielte, nur ein prächtig glitzernder Theaterprinz. Niemanns Raoul und Robert, Prophet und Brigant, Cortez und Rienzi sind unvergeßlich, in der Noblesse des starken Herzens und der Hengstkraft im steilsten Gebäum noch zu edler Haltung gebändigter Mannheit unvergleichlich, wie sein Lohengrin, Siegmund, Tristan (seiner Schöpfung Krone), die er nicht erst ins Deutsche zu übersetzen brauchte. Matkowsky im Wortprunkmantel der Epigonen: den dran Zurückdenkenden überläufts; halbwegs erträglich war Solches nur, wenn unter dem ungestümen Faustgriff die plumpe, schwächlich gefügte Form früh zerbrach. Verschiedenheit der Kunstgattung, des Rassengenies, der

persönlichen Statur? Raoul und Fra Diavolo sind immerhin noch aus ansehnlicherem Stoff als der Fibelkönig Heinrich und die Flunkerrecken des Bombendichters Lauff. Der Germane stellt sich williger als der Slave und mit bescheidenerem Stolz in den Dienst der Sache, der er einmal (und wärs in schwacher Stunde geschehen) sich angelobt hat. Und Niemann war, trotz der Herkunft aus Handwerksenge, Kavalier, Jäger, Reiter, Großer Herr, Weltstädter und sitzt heute noch, als weißmähniger Misanthrop, mitten im Kaffeehauslärm vor dem Schachbrett, über Tagblättern und Zeitschriften aller Sorten; ist auch zu sehen, wenn die Meisterin Lilli Lehmann oder der Götterliebling Caruso singt oder sonst was Ungemeines vors Schaugerüst lockt. Das wäre nichts für Matkowsky gewesen. Der ging nie in ein Theater, in das ihn nicht Mimenpflicht rief (er sah keinen der berliner Soffittensterne je leuchten; hätte das thatlose Zuschauen nicht eine Stunde ertragen), nie zu Diners, Bällen, Soupers und fühlte sich in Kaffeehäusern so unbehaglich, daß nur der Cognac ihn in solcher Verwaisung trösten konnte. Er war Jahrzehnte lang in Berlin: und dennoch eigentlich ohne jeden „Verkehr" und den lüstern nach Tafelaufputz aus Thaliens Reich Langenden fast ein Fremder. Wußte von mondänem Leben, trotzdem er im Luxus eines Schnitzwerksammlers hauste, kaum mehr als ein barfüßiger Dorfbengel. Trug zu schwarzem Schlußrock und Frackweste, deren Ausschnitt ein Plastron knapp deckte, einen fleckigen Schlapphut und, wenn er sich elegant zeigen wollte, unter perlgrauen Hosen am hellen Tag Lackstiefel mit Gummizug. Nur nicht den Coulissenswells nachahmen, sich niedlich machen und mit stolzirendem Gespreiz der Menge zuwedeln: Seht hier den gewaltigsten Bretterhelden Eurer guten Stadt! Er lebte im Innersten nur für seine Kunst, sprach beinahe nie von Anderem als von alten und neuen Rollen (die er meist schon vor der ersten Bühnenprobe Wort vor Wort ins Gedächtniß gegraben hatte): und schämte sich immer doch ein Bischen des leidenschaftlich geliebten Berufes. Daß er nur malen durfte, was Andere gethan hatten, nachsprechen, nachmimen und niemals aus willkürlichem Entschluß handelnd wirken, zehrte an ihm. Trieb ihn, wenn der Tag des Gesunden nicht zum Gastspiel auf einer Nestbühne zu nutzen war, aus bourgeoiser Geselligkeit in einen stillen, altmodischen Schänkenwinkel; zu Lutter & Wegner oder zu Steinert & Hansen. Da war er heimisch. Konnte den Drang ins Schöpferische, Thatzeugende ertränken. Die paar Freunde, die seine Schlupflöcher kannten, um Bordeaux oder Sekt sammeln und, mit ekstatischem Blick, von den Menschen flüstern, die er nächstens zwischen Leinwände stellen werde. In schwellendem Rausch von ihnen träumen, wenn er hinter dem Flaschenwall allein blieb. So, meinte

er, habens alle genialischen Schaubühnenmenschen getrieben; von dem wüsten Wilhelm Kunst und dem nach geistreicher Methode tollen Ludwig Devrient bis auf Frédéric-Lemaître, Baison und Mitterwurzer. Der Histrionenberuf als Martyrium: Das war sein tiefster Trost. Sein liebster Spruch: Der Schauspieler darf nicht ins Bürgerliche streben, sondern muß Paria bleiben, heimlos, besitzlos, friedlos durch wechselnde Traumreviere wandeln und, nicht allzu spät, auf der Landstraße verrecken. Ganz so bitter ernst, wie es klang, wars nicht gemeint. Matkowsky war gern Hofschauspieler (ließ sich drum auch mit goldenem Köder nicht in Reinhardts Deutsches Theater locken), häufte gern Raritäten, spendete schamhafter Armuth aus offener Hand und hielt auf geordnete Verhältnisse. Doch ihn widerte die korrekte Coulissenbeamtenschaft, die sich jetzt auf den Brettern breit macht, der Troß geschniegelter Buben und ehrbar thuender Mädel, der durch die Gnadenpforte wie durch eine Amtsstubenthür schleicht, schrecklich viel gelesen und von frechsinnlichem Komoediantenthum keinen Blutstropfen in sich hat. Dem entfloh er in Kneipen und Schmieren; vor dessen Bureaudunst rettete er sich auf Sennhütten und Ozeansegelschiffe. Das Priesterbewußtsein, mit dem Frau Lilli Lehmann noch ihre Traviata zur Gottesdienstleistung weiht, war dem vom Erzfeind Al Kohol umkrallten Sinn des unheiligen Adalbert nicht erreichbar. Nicht Kunstpfaffe wollte er sein, sondern Zigeuner ohne Kaste (und ließ sich dennoch, wie jeder Haase, mit reichlichem Ordensbehang photographiren). Ganz nah ist ihm, bis ins Herz des Herzens, Keiner wohl je gekommen; kein Mann. Auch in diesem Zug ähnelt er Niemann. Einsame Visionäre. Wüstenkönige, die mit zärtlicher Pranke zwar die Brut und deren trächtige Mutter tätscheln, ihr Wichtigstes bis ans Ende aber allein besinnen. Wie ein greiser, in Ohnmacht gepferchter Löwe pfaucht Niemann in die Ameisenwelt. Wie ein kranker Leu stierte Matkowsky in das Gekribbel, als das Gedächtniß ihm, die Lebenslust und der Glieder Geschmeidigkeit schwand. Nie aber hätte er, wie der Sänger that, aus freiem Entschluß, als ein Lebender, dem Rampenhaus, der Bühne den Rücken gekehrt.

Aus seiner Traumschöpfung drängte noch vielerlei Menschengethier in den Lichtbezirk der Bühne. Lear und Timon wollte er sein, der alte Faust und der Richter in Zalamea, Kleopatrens müder Freund und König Philipp, Brand und Julian, Marbod und Guiscard, Stockmann und Solneß. Manches noch. Seinem Königsrecht wehrte im Hochland der Weltdichtung kaum eine Schranke. Er hatte Humor (nicht nur für die Philipp Faulconbridge und Richard Gloster, deren Seele, wie dunkelgraue Schlangenhaut, knisternd Funken sprüht); war der fröhlichste Heinz, der hitzigste Stotterpercy, der männisch frechste Pe-

truchio, als Cheruskerfürst das listigste, buhltüchtigste Füchslein im Fellkleid des stattlichsten Bären. Wäre der frischste, lustigste, unter Papierlarven ländlich robust gebliebene Bolz, der schlagfertigste Benedikt gewesen und der verschlagenste kleistische Kurfürst, der schlauste, unverschämteste und zugleich ritterlichste Falstaff geworden. Und hätte (dem Kundigen braucht mans nicht erst zu sagen) alles „Moderne“ mühelos bewältigt; den wiener Oedipus und den schlesischen Fuhrmann, den Markgrafen von Saluzzo und Wedekinds Hetman sogar. Mitterwurzer war witziger, reicher an flinkem Geist und Proteuskünsten, vielleicht auch an spitzfindiger Einbildnerkraft. Doch nie ein ganzer Tragoede. Immer ein Analytiker, dessen Purzelbäume die strenge Würde klassischer Dichtung zu höhnen schienen, dessen Romantikerironie das edelste Organon zerbeizte, zerlaugte und der im Gletscherreich seines Schaffens nur jäh aufglänzende Augenblicksfreuden gewährte. Seinen Richard sieht das Gedächtniß am Witwenschleier Annens zerren und reinekisch zwischen den Bischöfen winseln; sieht es nicht im Harnisch, nicht als den Eber, der zu blutiger Atzung die Hauer wetzt. Sein Macbeth, sein Franz Moor taumelt trunken durch die Erinnerung; ein ins Nordland verirrter cerebrasthenischer Malatesta und ein weichlicher, kindisch boshafter Schlingel. Sein Shylock ist Ghettobarock und war nie Jessikas Vater. Nie hat sein Wallenstein den Sohn Oktavios geliebt noch je im Lager befohlen; im brünstig frohen Blick des hellen Schwärmerauges nur glänzte Friedlands Stern. Im Bereich kranker und komplizirter Menschheit konnte kein Mitlebender sich mit ihm messen. Schlichte Kraft und einfaches Empfinden naiver Seelen: bis auf diese reine Höhe vermochte sein luziferisches Genie nicht zu langen; und wenn er sich auf den Zehen hob und die Arme aus den Kugeln renkte, ward der Abstand nur sichtbarer noch. Ein Bretterkönig für Spital und Spelunke; nicht der in Lendenkraft strotzende Zeuger eines Heldengeschlechtes. Den konnte Matkowsky spielen. Er hatte die große Synthesis, die wuchtige Einheit des Wollens und Denkens, den Kinderglauben an jeden Poetenhimmel, die baumeisterliche Kunst der Grundrißzeichnung. Nicht einzelne Merkmale und Momentbilder prägten sich dem Gedächtniß ein: die Gestalten haften (wenn sie nicht, wie der Wallenstein, als Krüppel ans Licht kamen) leibhaftig in ihm; als hätte ein junger Gott sie nach seinem Ebenbilde geschaffen.

„Der ist ein Mann geworden über Nacht und blieb ein Kind dabei. Wie lieb' ich Das! Drum halt' ich ihn, wie keinen Andern, hoch.“ Hebbels Pfalzgraf spricht so von Golo. Vor Matkowskys Epheben mußte jedes Empfinden so sprechen. Er war nur mittelwüchsig und dehnte sich früh ins Breitstämmige. Schien hinter der Rampe aber größer und von schlankerem Gliederbau; der

himmelanstrebende Wipfel wirkte die Täuschung: auf dem Athletenhals das mächtige Haupt. Eines Titanen? Antinous müßte daneben zu weibisch, der junge Goethe des Eisbahnlaufes zu irdisch dünken. Beiden ähnelt er; und scheucht mit dem Strahl seines lächelnden, dem Blitz seines zürnenden Blickes Beide ins Dunkel. Tiefbraunes, von keinem Kamm zähmbares Haargelock. Die Stirn hochgewölbt über breiten Wangenflächen, einer fast zu zierlichen Nase mit slavischen Nüstern, einem merkwürdig kleinen Mund (dem Mund eines Knaben, der in heißem Schlaf liegt, wie ein Bäumchen im Lenz den Saft aufsteigen fühlt und von Küssen träumt), dem Kinn eines selbstherrischen Trotzkopfes. Unter der hellbräunlichen Haut, die zart und fest, wie eines reifen Pfirsichs, das schöne Gebild umspannt, pocht das Polenblut; deutsche Lippen zucken nicht so expressiv und die Flügel einer Germanennase flattern nicht so unruhvoll, blähen sich nicht bei jedem Sinnenschauer so straff. Noch fehlt dem Antlitz das Licht. Da hebt sich das Lid von einem blauen Auge, dessen Blickgewalt wie mit unumschränktem Herrscherrecht den Betrachter packt und seiner Majestät verpflichtet. Von einem Auge, das jubeln und rasen, streicheln und kratzen, schwelgen und grübeln, mit grünlichem Blinken verführen, hinter schwarzem Irisschleier vernichten kann. Als sänken die Nebel von einer Landschaft, ists; als würden nun alle Formen erst klar. Dieser hat sich eigensinnig aus der Kindheit frommen Märchenglauben bewahrt und heischt, wie von der Mutter einst Frucht oder Kuchen, von dem Herrgott ein Götterglück. Ist stark und verzärtelt. Sinnlich wie ein unersättlicher Prasser und die geilste Bajadere und asketisch wie ein dem Gelübde unter Kitzelmartern noch treuer Mönch. Von allen Tafeln hat er genascht und kann sich den leckersten Genüssen dennoch enthalten. Knabe und Mann. Buhle und Krieger. Schwärmer und Tyrann. So kündets das Auge; tönts aus der Kehle. Eine Stimme, die schmettert und schluchzt, zu unbarmherzigem Kampf und zu brünstiger Paarung ruft, die zu beten, zu fluchen vermag, mit den zwitschernden Locktönen des Sprossers flügge Mädchensinne umsträhnt, eines Gewimmels Wahn höhnt, promethidisch uralter Gewalten lacht und mit Glockengedröhn dem Heiligthum eines Stammes, einer Glaubensgenossenschaft Schützer herbeiwinkt; eine in Maienwonne und Wintersnoth trutzig des Schicksals spottende, von Blut und Thränen schwangere Stimme. Eines verliebten Knaben und eines Feldherrn. „Und blieb ein Kind dabei. Wie lieb' ich Das! Drum halt' ich ihn, wie keinen Andern, hoch."

Der Sprudeljugend schreiten zwei wilde Burschen voran: Junker Bugslaf („Hans Lange") und Prinz Sigismund („Das Leben ein Traum"); ein übermüthig männernder Lümmel und ein vom Herrscherwahn Besessener, der von Halbthierheit zu Halbgöttlichkeit im Wirbel den Weg durchkeucht. Cal-

derons Prinz war vielleicht Matkowskys flecklosefte Gestalt; weil er in diesem Drama sich nicht zu mäßigen, noch im Flüstertraum nicht zu zäumen brauchte und aus dem Krater der Sarmatenseele glühende Lava und schwärzliche Schlacke ins Licht speien durfte. Der herrlich rasende Jüngling, dem die Lippe bebt und in der Aughöhle rother Brand lodert, der mit fahler Wange die Faust gen Himmel reckt und aus gekrampfter Brust, wie aus ehernem Panzer, den Drometenton eines zürnenden Erzengels holt: Das sieht man und hört nicht noch einmal. (Daß Herr Kainz die Glanzrolle der Wagner, Hendrichs, Robert nie spielt, ist klug. Mit seinem volubilen Geist, seiner behend hüpfenden Sprechkunst und flimmernden Theaterdialektik käme er da nicht aus; auch nicht mit dem erb-prinzlichen Wesen und der wilden Grazie, die seiner Jugend bestes Theil waren. Da gehts nicht ohne elementarische Urkraft. Herr Kainz war stets nur Melpomenens Stiefsohn. Flinke Pagenbeine trugen ihn über Abgründe; in Tiefen hat er sich niemals getraut und vor Lawinen sich stets geduckt. Mit dem blitzenden Blendwerk seiner Gaben keine tragisch gestimmte Natur. In Stimmungreiz und Launenprunk der anmuthigste Knabe Karl; als verwöhnter Gourmet und Verächter kalten Mädchenfleisches ein grillparzerischer, also kraftloser König Alfonso. Aber ein Romeo, der leben bleibt und bei irgendeiner Rosalinde wieder lachen lernt; ein Homburg, der nicht erst am offenen Grab die Heldenallure verlernt; ein Kain aus dem Cottageviertel; mit seiner sauberen, auch im Ernst witzigen Skeletirkunst von Goethes holder Fülle meilenfern Weder Tragoede noch gar Titan; niemals Mann. Und von verweibter Großbourgeoisie, die an Riesen nur im Reich von Hausse und Baisse noch glaubt und in Küraß und Koller nur Ihresgleichen noch sehen mag, drum dem Neuntöter Matkowsky vorgezogen. Der den grazilen Redekünstler im ersten Anlauf überrannt hätte, wenn sein Wunsch, just neben Diesem die Bretterbahn zu betreten, erfüllt worden wäre.) Der Polenprinz verhieß uns den Räuber Moor, den der Karlsschüler träumte; die kindische Größe des mit Römertugend und Schwabenmost gefütterten Studenten, der nach dem Weltrichteramt langt. „Höret mich, Mond und Gestirne!" Der Athem stockte im Sturmgebraus dieser Rächerstimme. Und Ferdinand, der tollköpfige Soldat, der in Hofränken und Rokokospielzwang erstickt. Der derbe, keusch begehrende Templer mit der Bärenkraft und dem Bärengebrumm. Lavagnas schwüle Tücke und die listige Leidenschaft des Pamphletisten Beaumarchais (an dessen Hitze Sonnenthals elegisch kokettes Wachspüppchen schmolz). Bolingbrokes verloren gewähnter Sohn. Der Richard des menschlichsten und modernsten Königsdramas. Weislingens aphrodisisch vergifteter Knappe. Der irre Atride auf Tauris. Golo und Raskolnikow: die Psychologie des Mörders bis ins feinste Zellgewebe entschleiert, enthäutet.

Das war der junge Matkowsky, der aus Dresden über Hamburg nach Berlin kam. Ein Bischen verlüdert. Kein Wunder. Der Jünglingsreiz des Zwanzigjährigen hatte Dettmer beinahe, den Ritterspieler mit der Trompetenstimme, den Kostümseigneur mit dem blonden Temperament eines nie von dunklem Fittich Gestreiften, aus der Sachsengunst gedrängt. Feile und sittsame Weiblichkeit flog ihm zu und das stärkste Herz der norddeutschen Bühne holte ihn von der Arrangirprobe recta aufs Laken. So lebte er alle Tage; von der Szene in die Kneipe, von der Kneipe zum Mädel ins Nachtquartier. Böse Streiche wurden ruchbar: und mehrten noch seinen Ruhm. Kein Regisseur, der das Prachtexemplar meistert. Und Ausflüge in alle sächsischen Nester. Pollini fängt ihn für sein hamburger Kunstwaarenhaus. Jeden Abend zwischen Dammthor und Schwiegerstraße oder in Altona; und wieder ein müder Routier auf dem Regiestuhl. Mit schon etwas gedunsenem Leib und häßlichen Opernstarmanieren kommt Adalbert an den Schillerplatz. Er schwitzt, übertreibt, schlägt ein Pfauenrad, legt Fermaten und Arieneffekte ein, läßt das R rollen und gurgeln, als wäre er nie in Oberländers Sprechschule gegangen, fuchtelt und stöhnt zu viel und wird, wenn er Schiller (oder Turgenjew) bedient, zu slavisch weichlich. Die Weiber hat er; die Männer rümpfen vor seinem überheizten Gethu noch die Nase. Fontane schilt ganz unverständig und Frenzel lobt halb mit Erbarmen; Beide finden ihren Ludwig viel edler und idealer Würde voller. Nur der greise Karl Werder, der Theaterprofessor, der den Ton der Devrient, Dawison, Dessoir noch im Ohr hat, merkt sofort, daß hier endlich wieder Einer aus Genieland ins Hülsenhaus kam. Mit ihm arbeitet der Neuling; mit ihm allein: denn auf der Hofbühne kommandirt bald Herr Grube, der Spielverderber, dem der meiningische Inspizient für ein Weilchen den Nimbus wahrt. Und Matkowsky möchte doch so gern arbeiten; liebt im tiefsten Wesensgrund nur diese Freude und hat, weil sie fehlte, überall Surrogate gesucht. Was da auf den Brettern steht, hat noch weniger seinen Rhythmus als in Dresden die kluge, feine Pauline Ulrich, Franziska Ellmenreich mit der Jungfrauenthräne, den Damennerven, dem Witwengekicher, als Dettmer, Swoboda und Porth. Aber die Stadt, diese nüchtern zeugende, im grauen Sorgenkittel Werth auf Werth häufende Preußenweltstadt, stimmt ihn allgemach ernster. Er wird ja auch älter. Vertändelt nicht mehr so viel Zeit mit den Weibern. Nimmt sich in Zucht. Und aus dem Liebhaber wird der Held.

Nicht der Held, den Emil Devrient einst durch Alldeutschlands ungeeinte Gauen spaziren ließ: der Nobile von höfischer Haltung, den Niemand anrühren durfte, der niemals die Kavalierswürde vergaß, selbst im Wirbelwind nicht, unter dem Schuppenhandschuh geschminkte Finger mit ins Rosige po-

lirten Nägeln hatte, nach Veilchenseife und Kölnerwasser duftete und um jeden Preis, noch in Drang und Getümmel, schön sein und soignirt bleiben wollte. Auch nicht der derbere deutsche Held Dettmers und Krastels, die als Dunois und Wetter vom Strahl, als Egmont, Tempelherr, Ingomar, Parzival aus sächsischem, pfälzischem, kahlenbergischem Lorber Kränze wanden. Der blickte hell und behaglich ins Leben, schlug kräftig drein, wenn es galt, leerte und füllte den Humpen nicht öfter, als braver Hausväter Brauch ist, ging der Jungfernblüthe nicht spröd aus dem Weg, ließ sich von einem Weiberrock aber nicht die Aussicht ins Weite verhängen. Matkowskys Held sah anders aus. Wenn sein Egmont von dem Nachtwandler sprach, den der Weise nicht warnen, nicht wecken dürfe, wars, als schritte er selbst mit schlummerndem Auge die schmale Gasse am Dachrand entlang; wars die Gewittervision Eines, der sein finsteres Schicksal träumt, gern ihm entrönne und bei der lieben Kläre doch nicht, fern von dem Spanierschrecken, im warmen Bett aushielte. Wenn sein Dunois die Völker des Frankenreiches ins Gefecht rief, hatte der Ton nicht die Kriegerklarheit, die tapfere Zuversicht, die Dettmers Stimme bis ins hohe Brustregister aufjauchzen ließ; wars eher, als suche der Bastard die Elternlose, der Sündensproß die vom Vater Verfluchte und als könne den zwei Gevehmten das Nachtgeschick nur in schrecklicher Gemeinsamkeit sich erfüllen Harmlos war ein Held Adalberts nie; noch in seinem Petruchio war Etwas vom Löwen und ein Fünkchen von höllenfürstlichem Feuer. Besser als die treuen Ritter mit blondem Schopf und blauem Blick (bei deren Verkörperung er sich mit einer Synthese von Berndal und Dettmer half) gelangen ihm deshalb die vom Dämon Besessenen: Golo und Holofernes, Othello und Macbeth, Coriolan und Otokar, Orestes und Faust. Ihm glaubte nicht die im Brennpunkt der Weibheit glimmende Bethulierin nur, daß eine Löwin ihn gesäugt habe. Auch Desdemona war im Haus dieses Mohren eine arme, zerkoste Löwenbraut. Warum lief sie aus der signorialen Ruhe des väterlichen Palastes, schlüpfte in die Gondel und bot den weißen Hals nackt der Tatze, die allzu spät streicheln gelernt hat? Dieser Coriolan hätte Valeriens Seele gedrosselt; als ein von der Hybris im Hirn Versengter sein „liebliches Schweigen" frevelnd hingemordet. Und dieser Faust, der an Gretchens Schandlager durch Fegfeuergluthen in neuen Schöpferlenz starrt, war werth, daß die schönste Griechin ihm aus dem Grab entstieg und Herrgott und Satanas sammt den mobilen Heerschaaren um sein Unsterbliches rauften.

Eine große Seele, in deren tiefstem Gehäus lauernd ein Dämon wachte; bei Tag und bei Nacht. Ohne Warnung brach er hervor: und dann wars, als wolle vulkanisches Feuer ringsum das Erdreich verwüsten. Dann war diese Seele himmlisch und höllisch groß; weitete sie unserem Auge die Grenzen der

Menschheit. Holofernes, der grimmig lächelnd seinem eitlen Herrn Opferflammen aufprasseln läßt. Der Atride, der den Trauerzug der Ahnen grüßt. König Macbeth vor dem wandelnden Wald, dessen Zweige das Schwert des vom Schicksal erkorenen Rächers bergen. Coriolanus im Gedräng der heiseren, verschwitzten Quiriten. Der Polenprinz, der das Hirn einer Schranze aufs Pflaster spritzt. Der Magister und Doktor, der Glauben und Liebe, Traubentrost und Geduld verflucht. Da blitzte und donnerte es aus dem Dämonenbezirk. Das kehrt nicht wieder; niemals uns dieser mächtige Mensch. Solche nur (merkt Ihrs nicht endlich?) sind auch als Künstler wahrhaft groß; selbst wenn sie nicht immer den Wagemuth zu persönlichem Wollen haben (Lenbach), lange stümpernd durch alle Zeiten und Zonen irrlicheliren (Marées) und ihr Handwerk nie völlig meistern lernen (Matkowsky). Die Zunge des großen Tragoeden hat sich nie in kainzische Schmeidigkeit gewöhnt; bis in die letzte Nacht seines Bretterlebens hat er von Schweiß gedampft und den Philistern im kalten Froschpfuhl „zu viel gethan". Und galt Jedem, der Kunst zu fühlen vermag, doch hundertmal mehr als ein ganzes Dutzend selbst vom feinsten Bassermannschlag. Weil in ihm das Menschliche majestätischer war als in diesen geistreichen Spintisirern und Konstrukteuren glaubhafter Durchschnittlichkeit. „Natürlich" in ihrem Sinn, dem neuberlinischen, war Matkowsky nicht (konnte es aber, wenn er dürftige Knirpse von heute auf die Bühne stellte, in jeder Minute sein); kein „Realist" vom Kleinkaliber des gehätschelten Dilettanten Rittner, der auf dem Grab eines Lebens in die geballte Hand beißt und den blicklosen, nervös blinzelnden Kopf dann abwendet, weil der, in dem jede Fiber jetzt laut zu uns reden müßte, dem Zuschauer nichts zu sagen hat. Kein Herrchen, das gestern in der Hochbahn neben uns saß oder morgen Tantens Weg kreuzen wird. Aus dem Titanenstamm Einer, der sich hier zu wohnen bequemt und jedes Gewand, des Assyrers und Römers, Mythenschotten und Magus, mit freiem Anstand trägt. Der nicht Wortgespinnste zu fädeln braucht (wie oft hat der fast mauthnerisch der Rede Mißtrauende sich auf die stumme Bühne des Pantomimus zurückgesehnt!), um Leid und Lust der Hemmung zu entbinden. Dem ein Gott gab, auf des Angesichtes ewig bewegter Fläche sein Innerstes weithin zu offenbaren. Ein Kerl von großem Wesensformat; und in der Größe natürlich. Wer hörte den Löwen je in der Brunft wie einen Kater schnurren? Fordert Ihrs, weil auch er zum Katzengeschlecht gehört? Nicht alle Wildheit ward, Ihr allzu Civilisirten, schon in Eurem Käfig gezähmt. Doch freut Euch und strählt die Miauzer: ihrer ist das Reich; der letzte Löwe ist tot. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Mai 1909.

Fortunatus.

Sie haben, Herr Kanzler, immer noch mehr Glück als Verstand (den ich darum nicht etwa unterschätze). Auch im vorigen Mai schmunzelte der Wonnemond freundlich auf Sie herab. Flotte, Polenenteignung, Vereinsgesetz, Börsengesetz, Kolonialbahnen: Alles gerettet. Manches nicht so, wie mans gern wollte; aber das Wesentliche. Und die Furcht, das Centrum werde Ihnen das Leben sauer machen, war als Spukangst erwiesen. Doch Sie hatten Tweedmouth und Hill hinter sich, keine Hoffnung, daß Aehnliches Ihnen fortan erspart bleiben werde; und sahen, mit dem Scherifenalb auf der leicht beklommenen Brust, unter Eduards und Cassels emsigen Fingern den neuen Dreibund werden. Die Assiette, aus der dem Deutschen Reich Nahrung einzulöffeln war, schien ins Engste zu schrumpfen. Die old parliamentary hand hatte sich auch an dem Stuckblock bewährt; doch des Staatsmannes Nimbus verblaßte von Nacht zu Nacht. Welche Ernte seitdem! Welche Häufung dankbarer Rollen! Im Reichsanzeiger der vasallisch getreue Schirmer fehlbarer Majestät. Im Reichstag der freimüthige Kritiker kaiserlicher Irrung. (Die highcliffischen Briefe, die Ordre, das für den Daily Telegraph Bestimmte, das in dieser Form nicht druckfähig sei, selbst genau zu prüfen, und die Thatsache, daß die russischen und französischen Bündnißanträge aus der Burenkriegszeit auch amtlich, durch die Deutsche Botschaft, also auf Ihren Befehl, der londoner Regirung mitgetheilt worden waren: Das und allerlei Anderes wurde verschwiegen; paßte nicht in die neue Glanzrolle.) Im Neuen Palais der Mandatar deutscher Volkswünsche. In der Hofburg der beste Kamerad

und in Nöthen zuverlässige Waffenbruder. Allerhöchster Impulse ledig; fast populär; und rasch vor der Möglichkeit einleuchtenden Beweises für die leis ausgestreute Behauptung, Wilhelms Uebereifer, nicht des Kanzlers Mangel an Schöpferkraft, habe das Reich in so unbequeme Lage gebracht. Erinnern Sie sich noch des Briefes, den Holstein Ihnen im Herbst aus dem harzer Dambachhaus schrieb? Als der tapfere Greis (dessen kalter Leib, während ich hier sitze, aus dem schmalen Holzbett in die Leichenhalle geschleppt wird und über den ich, mit der ihm gebührenden Ausführlichkeit, erst reden möchte, wenn er in seiner geliebten Märkererde ruht) mit des Gewissens unerbittlicher Stimme Sie beschwor, diesmal um jeden Preis fest zu bleiben, nicht von Oesterreichs Seite zu weichen und der zischelnden Nachbarschaft zu zeigen, daß Deutschland den Muth zum Kampf noch nicht verlernt habe, ahnten Sie wohl kaum das Nahen Ihres größten Erfolges. Er kam. Die Athemnoth minderte sich und ringsum wuchs wieder die Lust, mit Deutschland Geschäfte zu machen. Denn der Eingekreiste war als unangreifbar erwiesen. So gut wars Ihnen nie gegangen. Jetzt aber winkt Ihre Fortuna zu noch günstigerer Gelegenheit.

Wenn Sie den Orientsieg geahnt hätten (der, vier Monate nach den Novemberstürmen, den effektvollen Abgang ermöglichte), wären die Steuerpläne vertagt oder verscharrt worden. Nun wars zu spät. Und Sie haben seitdem sicher nie ernstlich daran gedacht, aus freiem Willen die süße Gewohnheit des Kanzlerlebens fahren zu lassen. (Ihre Stirn braucht sich nicht zu runzeln: Keiner hat bisher je, selbst Bismarck nicht, freiwillig der Macht entsagt. Den Journalisten und Abgeordneten hat Jeder oft die Absicht gekündet: weil die Kinder es nun einmal gern hören.) Warum denn? Irgendwie ist die Sache im Reichstag zu machen. Das wissen Sie besser als ich (und Ihr Loebell weiß es noch besser als Sie); der Hokuspokus mit Beschlüssen und Rügenoten, Warnung und Drohung soll die Gefahr nur schlimmer schildern, als sie in der Alltagswirklichkeit ist, und für die Stärke des Schlußappläuschens vorsorgen. Immerhin dräuen zwei Klippen. Eine Hofpartei wünscht sehnlich, daß Sie über die Steuergeschichte stolpern (also nicht als bestauntes Opfer Ihrer Novemberenergie fallen) und summa cum laude, unter mittäglichem Leuchten der Gnadensonne dann nach Klein-Flottbeck oder in die Villa Malta übersiedeln. Namen? Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie schlechter bedient sind als ich. Lassen Sie erforschen, wer die Bücher der Kaiserretter patronisirt und inspirirt hat. Max Egon Fürstenberg und Guido Henckel sind Ihnen liebe Tischgäste; und mit sämmtlichen Herren des Allerhöchsten Dienstes stehen Sie auf dem nettsten Fuß. Diese Klippe ist zu umschiffen. Man traut Ihnen (wenn ich

nicht offen rede, hat dieses Briefchen gar keinen Zweck) nämlich zu, daß Sie nach der Verabschiedung recht unbequem werden könnten. Trotz dem Versprechen, keine Memoiren zu veröffentlichen. Die vielen Briefe und Notizblätter; die unheimliche Schreibgewandtheit; und die Kunst, mit Journalisten umzugehen. Sie merken natürlich längst, daß diese Furcht Ihr Amtsleben assekurirt; sicherer noch als die andere Police, die Sie seit zwei Jahren im Kasten haben. Also auch da nur nicht zu weich sein. Vor Interviews, Artikeln und petits papiers entlassener Kanzler, selbst einer Oktavausgabe mit Goldschnitt und mit Möhrchen, statt der auf den Mann losgehenden Dogge, als Vignette, hat man höllischen Respekt. Die Ihnen so ungemein werthvolle Fortdauer der Huld ist auch für künftige Wohnsitze dadurch verbürgt. Doch wer der Charybdis entschlüpft ist, hat noch die Skylla zu meiden. Die sieht schrecklicher aus. Der Höfliche muß sich auf Andeutungen beschränken. Man findet die Luft in Ihrem Haus nachgerade ein Bischen dumpfig. Findet Sie dem Talleyrand, der die Gedanken in Wortmummen barg, just in dem minder profitablen Theil seiner Thätigkeit allzu ähnlich. Und traut Ihnen deshalb nicht so recht. (Keine Aufregung, bitte: den Friedländer haben die Kapuziner für einen unzuverlässigen Lagergenossen erklärt und der Fraktion Augusta war Bismarck Fliegengott, Verderber, Lügner in einer Person.) So recht nirgends mehr. Auch nicht in Staatsministerium und Bundesrath. Hat sich Etwas wie einen Taschenmacchiavell zurechtgemacht, mit dem eine zuverlässige Rechnung unmöglich ist. Höchst ungerecht? Versteht sich. Wer darf das Ding beim rechten Namen nennen? Ein am Machtquell Sitzender, der da gar zu gern sitzen bliebe, noch seltener als ein Anderer. Eingeseift wollen Alle sein; und schelten, wenn ein scharfes Messer ihnen den Schaum von Kinn und Wange gekratzt hat, laut, sie seien listig barbirt worden. Wer wägt denn jedes Zufallswörtchen? Um zu beweisen, daß Sie die Citate vom Baum pflücken, nicht aus dem Herbarium beziehen, haben Sie einem Kongreß erzählt, daß Sie den Büchmann, der Ihr Hausgenosse und Alltagsnothhelfer sein solle, gar nicht besitzen, kaum je gesehen haben. Jeder Besucher erblickt über Ihrem durchlauchtigen Haupt auf dem Brett aber das „Buch der Bücher“: zwei dicke Bände, in denen aus dem Werk der Helden und Weisen, Dichter und Denker mehr Spruchweisheit gespeichert ist, als Büchmann und seine Erben je nur zu umfangen vermochten. Solches spricht sich herum; und die Einfalt schüttelt den Kopf. Dazu die ewige Bakkalaureusstimmung: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“ Und das stete Thorensehnen nach Gründlichkeit. Der Aerger über Einen, der ohne eigene Sachkenntniß aufsagt, was der Dezernent ihm gestern eingeflüstert hat. Als

obs, um über die Reichswirthschaft zu reden, nöthig wäre, in ihr Innerstes geguckt zu haben! So sind bei uns zu Land die Leute. Möchten Sie „knorrig" (und würden schon über den Knubben noch lauter schimpfen). In Kürassierstiefeln (die keinem Hühnerauge zu nah kommen dürften). Als einen steinernen Roland (den man auch auf die Sonntagstorte stellen könnte). Wispern, der Kanzler denke stets nur an sich und seinen Vortheil; sei Prestidigitateur und Redepyrotechniker; nach Temperament und Charakterneigung eher Italiener als Deutscher: mit dem Lächelgrübchen und dem wedelnden Pudel nicht der Recke, den das Reich braucht; die Schwarze Küche in der Wilhelmstraße müsse endlich gelüftet und gescheuert werden. Und der Kehrreim ist immer: „Wie die Glieder, so auch das Haupt! Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt!" Und Das möchte Jedermann aus dem Volk doch fürs Leben gern wissen. So neugierig sind die Leute gewiß nur in Luthers Land. Was soll man da thun?

Ihre Neugier stillen. Endlich. Von den Nachlaß- oder Erbanfallsteuerplänen, die Sie im Drang adoptirt haben (wer über Fünfzig ist und aus Hoden oder Hirn noch kein Kind gezeugt hat, darf nach deutschem Gesetz eins annehmen), halte ich nicht allzu viel. Doch dem Träger des Wunschhütleins müssen selbst übel aussehende Dinge zum Guten dienen. An dieser Stelle muß eingehakt werden; gerade weil das Gros der preußischen Konservativen nicht heran will. Den Reichstag auflösen? Wäre jetzt, mit dem Feldgeschrei gegen Centrum und Konservative, heller Blödsinn; lieber gleich Herrn Singer den Reichsapfel ausliefern. Das müßte sehr fein vorbereitet sein; und dazu gehört erstens Zeit und zweitens ein kugeldichtes Projekt. Einverstanden, daß von „Finanzreform" auch nur in halbem Ernst nicht die Rede sein kann? Schön. Also Nothzuschläge, nach englischem Muster, bis ans Ende des Haushaltsjahres. Inzwischen werden die Steuersysteme der Bundesstaaten einander so angepaßt, daß sie ein gemeinsames Dach tragen können (wenn Bayern widerstrebt, bekommts einen Separatvertrag, wie für Militär und Post, und muß sich vor der Nachbarschaft schämen). Wird ein Plan entworfen und ausgearbeitet, der die Enkel der auf Pump jubilirenden Deutschen up to date vor dem Bankerot sichert. Amortisiren, Durchlaucht (nicht zu knapp, wie der Berliner sagt), und nicht länger demagogischen Steuercaesarismus treiben. Rasche Anleihentilgung oder kurzsichtiger Raubbau: da ist die Frage. Und nur von dem Acker, auf dem die Masse sich sättigt, ist so viel in die Staatsscheuer zu bringen, wie im nächsten Menschenalter gebraucht werden wird. Sydow ade! Nicht: a. D. In Ihrem Notizbuch stand dieses Männchen für Alles früher ja auch mal als Kultusminister vorgemerkt. Warum nicht? Da klappert die Mühle ja doch nur. Oder Klemens Delbrück hin (der schon unter Goßlers danziger Präsi-

dium vom Kultus träumte) und Sydow in den Handel, wo Unterstaatssekretär Richter still für das Nöthigste weitersorgen wird, bis er Bethmann beerbt und der kluge Wermuth (mit dem Adelsprädikat di Torino) dem preußischen Handel wieder mal einen produktiven Kopf aufsetzt. Dann könnte Sydow ins Reichspostamt zurück oder in ein geruchloses Oberpräsidium gelootst werden. Im Schatzamt ist er dem Centralnervenstrang des Reiches zu nah. Da wäre Herr Twele noch besser am Platz. Aber Sie brauchen für die Spitze einen Parlamentarier; und sollten versuchen, für zwei Sessionen den Freiherrn Heyl zu Herrnsheim, den feinsten Staatsgeschäftsmann der Nationalliberalen, an die Steuerschraube zu locken Der würde die Interessenten zusammentrommeln und fragen, an welcher Hautstelle der Schröpfkopf ihnen den geringsten Schmerz bereiten werde. Einen Besseren findst Du nit; und er wäre, wenn Kaiser, Prinzregent, Großherzog von Hessen ihn bäten, für das patriotische Opfer wohl zu haben Sonst meinetwegen der löbauer Bankdirektor (berliner sind nur im Zustand dernburgischer Kacherie oder als hypothekarisch mit Eitelkeit Ueberlastete zu angeln) Dr. August Weber, der in der Finanzkommission klugen Fleiß zeigt und einem Staatsbureauhocker mittleren Schlages jedenfalls vorzuziehen wäre. Vom Kleinkram der Verwaltung müssen Sie Minister und Staatssekretäre ja bald entbürden; selbst wenn jede Centrale dann noch einen Direktor braucht. Parlamentarisirung: die Melodie will gepfiffen sein. Und die trifft auch ein Unmusikalischer, wenn er den Mund so niedlich zu spitzen weiß wie Eure Durchlaucht.

Der Block? Eine allerliebste Erfindung für die Weihnachtfreuden des Algesirasjahres; nichts für Erwachsene. Primo: wer das Centrum vehmt, ist den Konservativen mit Haut und Haar verpflichtet und muß mitglühen, wenn der Heydebrand lodert. Secundo: eine fürs Erste erträgliche Reichspolitik kann ihre Stützpunkte nur auf der Mittellinie suchen, die von Spahn zu Bassermann führt. Der Rückweg dahin, heißt die Holzpapierpredigt, sei Ihnen gesperrt? Sie lächeln. Nehmen den Silvesterbrief (auf den Sie gewiß nicht mehr stolz sind) vor und lesen: „Ich habe dem Centrum kein staatliches Hoheitrecht preisgegeben. Die wichtigsten Aufgaben, Verstärkung der Seewehr, Handelsverträge, Finanzreform (schon damals; o Je!), sind mit der Hilfe des Centrums gelöst worden. Ich arbeite mit jeder Partei, welche die großen nationalen Gesichtspunkte achtet. Wo diese Gesichtspunkte mißachtet werden, hört die Freundschaft auf." Und fängt wieder an, wenn die Mißachtung aufhört. Also können Sie auch mit dem Centrum arbeiten, das die Reichsfinanzen saniren hilft. „Die Konservativen sind zuverlässig gewesen, wo es sich um das Wohl und Weh der Nation handelte; die Nation ging ihnen über die Partei." Geht aber nicht mehr, wie in der Norddeutschen fast täglich bekennt wird. Mißach-

tung der großen Gesichtspunkte: Ende der Freundschaft. Wittern Sie, wie nützlich die Erbsteuerscheu Ihnen, uns werden kann? Nur diese Gelegenheit nicht auch wieder verpassen! Dem Centrum (dem ein gutes Reichsamt einzuräumen wäre; auf Nieberdings Platz könnte ein Katholik von stärkerem Politikertemperament nicht schnell schaden) ist leicht einzuprägen, daß es mit den preußischen Großgrundbesitzern nicht einen den Wählermassen am Rhein, an der Isar, am Neckar wohlgefälligen Dauerbund flechten kann; daß es sogar in Bayern von Jahr zu Jahr mehr zur Industriepartei wird; und daß es unter dem Zwang zur Beantwortung brennender Wirthschaftfragen die großen Zeichen der Zeit nicht übersehen darf. Die Versöhnung, die dem ehrgeizigen Knirps von Differdingen-Swakopmund gelang, kann einem Mann von Ihren hohen Graden nicht unerreichbar sein. Von wem hat das Centrum denn mehr zu erwarten als von Ihnen? Nicht mal von Schorlemer, wenn Der so weit ist. Nie von Einem, der je in den Ruch der Kuttenfreundschaft kam. Und nach der Versöhnung stehen Sie vor Ihrem schönsten Triumph. Können auflösen, das preußische Wahlrecht ändern, die Reichswählerkreise zeitgemäß abgrenzen; der Welt beweisen, daß Deutschland nicht von ostelbischen Landjunkern beherrscht wird. Und dürfen dabei das dumme Mittel der Zollkürzung, im Kleinsten selbst jeder Agrarfeindschaft verschmähen (die mit Liberalismus so wenig gemein hat wie das Radium mit dem Giroverkehr). Alles Nöthige, alles irgend Mögliche für die Bauern; doch der preußische Landedelmann muß sich in die Zeit deutscher Weltmacht schicken und darf nicht fordern, daß nach seinem Geschmack das Reich regirt werde. Unser Adel, sprach Bonaparte, hat die schlechten Gewohnheiten des Ancien Régime bewahrt, wie die Tonne, in der Heringe waren, den Salzfischgeruch. Deutschland riecht nach Kohle und Eisen, nach Elektrodrähten, Chemikalien, Wollwaare, Trägern, Stahlplatten. Und Sie können ihm die konservative Reichspartei schaffen, die es auf der erklommenen Kulturstufe des Massenindustrialismus braucht. Eine neue Glanzrolle. Von allen die dankbarste. Und endlich eine, für die Sie, mit all Ihren Stärken und Schwächen, geboren sind.

Sie sind nicht Preuße, nicht Landwirth, nicht Altkonservativer; und die Maske kleidet Sie schlecht. Die Rezepte, nach denen Sie unsere meist kümmerlichen Liberalen mit sichtbarem Erfolg behandeln, wirken auf die baumstarken und wipfelstolzen Männer um Heydebrand nicht. Die lächeln, wenn Sie sich ihnen als gleichen Stoffes anbieten, sich einen agrarischen Kanzler nennen und mit geblähten Bäckchen sich der „zärtlichen Hand" berühmen, mit der Sie die preußischen Granden gestreichelt haben. Blinzeln spöttisch und denken: Bist auf des Wesens Grunde doch liberal, schöne Maske; und wir kennen den Belletristen, Schnitzelkräusler, Ragoutkoch. Die wollen eine Faust spüren;

eine, die für oder gegen sie das Reichsschwert schwingt. Nuancen gelten da nicht; und die Farbe der Entschließung ward nicht von der Altruismen Blässe angekränkelt. Sie werden sich modernisiren. Aber erst, wenn sie müssen (und die Tüchtigsten dieser Tüchtigen, Unzählige, ersehnen diesen Zwang). Hier ist Ihre Aufgabe, Herr Kanzler. Für die sind Sie geschaffen. Ein polirter Herr ohne Vorurtheil und metaphysisches Bedürfniß; seelisch so polyglott, daß er am Liebsten mit gebildeten Ausländern und jüdischen Literaten verkehrt; und in den Wurzelfasern so hübsch locker, daß es aus deutschem Frühling und Herbst ihn immer wieder nach Rom und Venedig zieht Wer seine Kraft nicht nützt, versiecht früh an seiner Schwachheit. Sie haben für Preußens Ackerbau gethan, was jetzt noch zu thun war. Ihre zärtliche Hand kann die Feudalherren des Ostens in eine Reichsgentrypartei winken. Welche Verdienstliste dann! Dem Hoffen ihrer Feinde welche Enttäuschung! Das Gespenst des Absolutismus ins Schattenreich zurückgescheucht. Kaiser und Volk einig wie in vier Lustren niemals. Die Hoftroubadours und Kämmerchenmusikanten ausgeräuchert. Deutschland im Konzert der Großmächte wieder unter den Primgeigern. Der Hauptgegner in Lebensangst: mit seinen Dreadnoughts hat er selbst alles vorher für die Weltmeere Gebaute entwerthet; und mit diesen Dreadnoughts ist er uns nicht lange mehr weit voran. Deshalb die Britenpanik. Die ganze theure Armada wird zum Kinderspielzeug, sobald die flinken Panzertriarier das Treffen entschieden haben. Also auch darin unahnbarer Wandel zum Besseren; ohne unbequeme Verständigung über die Flottenziffer. Und Zeppelin, Parseval (mit einem neuen Aeroplan) und die verfeinerte Technik für Unterseebote. Am Atlas glimmt kaum noch ein Spähnchen und am Haemus hat deutsche Zähigkeit dem Britenconcern die Emission neuer Turbanwerthe vereitelt. Drinnen? Bauernfriede. Heer und Marine versorgt. Der Sozialdemokratie drei Dutzend Sitze abgenommen und der Fluch der Lächerlichkeit aufgeladen. Eugens Stürmerkolonne ein zahmes Häuflein Dekorirter ohne Führer und Fahne. Nun noch Finanzsanirung, Parlamentarisirung, Modernisirung. Auch die Erhalter des Reiches unter deutschem Panier, nicht mehr unter dem Quitzöwelwimpel. Das erst sichert im Volksthum dem Namen nachhallenden Segen. Hier ist die Gelegenheit. Kaiser, Bundesrath, Nation: Alles bequem zu haben. Mit solchem Programm sind Sie nicht wie ein müdes Kutschenpferd abzuhalftern. Nicht mehr der behende Jongleur, dem Keiner den Muth zu wuchtiger Ueberzeugung zutraut. Sind Sie der Exponent deutscher Herzenswünsche. Nehmen Sie, um Ihres Nachruhmes willen, diesmal nicht mit Flickarbeit vorlieb. Welche Gelegenheit! Sie haben immer noch mehr Glück als Verstand.

✱

Soziologie des Erkennens.

Gegenstand der Soziologie ist die zur Einheit verbundene Menschengruppe. Jede solche Gruppe ist mehr und ist etwas Anderes als die Summe der Einzelwesen, aus denen sie besteht. Es ist da immer eine überpersönliche Art von Gemeinschaft, und zwar immer eine Gemeinschaft des Zieles und des Strebens. Als sprachliche und historische Gemeinschaft tritt sie uns in der Nation, im Volk entgegen, als Rechtsgemeinschaft im Staat, als Interessengemeinschaft in den Zünften, Innungen und Vereinen, als Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaft in der religiösen Gemeinde und endlich als ideale Kulturgemeinschaft in dem Begriff der Menschheit. Die Gruppe hat auf jedes ihrer Mitglieder einen starken Einfluß Sie giebt ihm Impulse und schafft oder beseitigt Hemmungen. Das Werden und das Sein, das Fühlen und das Handeln des Einzelnen wird von der Gruppe beeinflußt. Jede Gruppe ist dabei immer Schöpferin und Gestalterin. Wundts großer Gedanke von der schöpferischen Synthese in der geistigen Entwickelung tritt uns in jeder sozialen Gruppe leibhaft und greifbar vor Augen. Durch die Gemeinschaft der Individuen entsteht etwas Neues, Ueberpersönliches, das dem Einzelnen sich gegenüberstellt und das doch wieder durch die Arbeit der Individuen vermehrt und modifizirt wird. Der Soziologie fällt nun die schwere, aber auch dankbare Aufgabe zu, die Einflüsse von Gesellschaft und Individuum auf den verschiedenen Gebieten zu untersuchen. Mit dieser Arbeit wollen wir uns auch heute beschäftigen. Ich habe ein Gebiet gewählt, auf dem das soziologische Moment bisher noch wenig beachtet wurde: die Entwickelung der menschlichen Erkenntniß. Ich will versuchen, zu zeigen, daß im Erkennen der soziale und der individuelle Faktor stets zusammenwirken und daß die Gestaltung wie die Geltung der menschlichen Erkenntniß erst dann richtig begriffen und gewürdigt werden kann, wenn man sie im Licht der sozialen Entwickelung, insbesondere der sozialen Differenzirung betrachtet. Die vollständigen Ergebnisse meiner Untersuchungen hoffe ich in nicht allzu ferner Zeit in einem Buch bekannt zu machen Hier sollen nur die Richtunglinien gezogen und die wichtigsten Punkte kurz bezeichnet werden. Die Behauptung, daß in der Entwickelung der menschlichen Erkenntniß der soziale Faktor Bedeutung habe, ist zunächst eine banale Selbstverständlichkeit. Wir Alle wissen, daß wir sprachliche Mittheilungen von unseren Mitmenschen erhalten und dadurch Allerlei erfahren. Daß in der wissenschaftlichen Forschung eine Gemeinschaft der Arbeit bestehe, die in den letzten Jahren immer großartiger organisirt wird, daß kein Forscher die früher erreichten Resultate entbehren kann: das Alles braucht ja nicht erst gesagt zu werden. Doch darf man auch nicht vergessen, daß der einzelne Forscher, der etwas Neues gefunden zu haben glaubt, ganz durchdrungen davon ist, daß diese Entdeckung seine ur-

eigenste That sei, daß er sie nur sich und sonst Keinem zu danken habe. Die Zeit, in der er sie gemacht, war die, wo er, von der Welt abgesondert, sich am Tiefsten in sein eigenes Sinnnen versenkt hatte. Seinem eigenen Scharfsinn, seinem angestrengten Fleiß, seiner Kombinationgabe, seinem Tiefblick ist diese Bereicherung der Wissenschaft zu danken. Er wird deshalb den größten Werth darauf legen, daß die Entdeckung als seine That betrachtet und anerkannt werde. Von einem sozialen Faktor, der dabei mitgewirkt haben soll, wird er nichts wissen wollen. Die unzergliederte Erfahrung lehrt uns also, daß der soziale Faktor in der Erkenntniß zwar als unleugbar betrachtet und dennoch entschieden geleugnet wird. Daraus folgt aber nur, daß die Soziologie, wie jede andere Wissenschaft, bei der unzergliederten Erfahrung des common sense nicht stehen bleiben darf. Wir müssen tiefer graben und dürfen namentlich nicht den Höhepunkt der Erkenntniß, den Wissenschaftbetrieb, zum Ausgangspunkt wählen. Wir müssen in die Kinderstube hinab und in die Urzeiten der Menschheit hinaufsteigen, wir müssen zu den Quellen und zu den Triebfedern des Erkennens vorzudringen suchen, um da festzustellen, was die Gesammtheit und was der Einzelne leistet. Vielleicht zeigen sich da neue Zusammenhänge zwischen der Entwickelung der Erkenntniß und der Entfaltung des Lebens.

Das Seelenleben des Urmenschen ist für uns niemals vollständig zu rekonstruiren. Die Analogie mit dem Kind giebt wohl einigen Aufschluß, führt aber oft in die Irre. Der gegenwärtige Geisteszustand der Naturvölker wäre sehr belehrend, aber nur wenige Reisende sehen da klar und scharf genug. Da giebt es denn ein Gebiet seelischer Bethätigung, wo es uns relativ am Leichtesten möglich ist, uns in den primitivsten Menschen hineinzudenken, weil wir in uns selbst oder in unserer Umgebung noch annähernd Aehnliches erleben können. Ich meine die Glaubensüberzeugungen und Gefühle, die Hoffnungen und Wünsche, alle die Erlebnisse, die wir in dem Wort Religion zusammenzufassen gewohnt sind. Auch Menschen, die alle Religion von sich gethan zu haben glauben, können Situationen und Augenblicke erleben, wo ihnen die Existenz unsichtbarer geistiger Mächte, von denen sich der Mensch abhängig fühlt, doch nicht ganz aus dem Bereich aller Möglichkeit verbannt zu sein scheint. Sicher ist bei den meisten Menschen wenigstens so viel davon zu finden, daß sie fähig sind, die Glaubensvorstellungen primitiver Menschen, wenn nicht zu theilen, so doch zu begreifen. Gerade die Entstehung und Entwickelung der religiösen Ueberzeugungen ist so recht geeignet, den sozialen Faktor in der Bildung von Urtheilen und Meinungen ins rechte Lichte zu setzen.

Die reiche Mannichfaltigkeit, in der uns die Religionen der Naturvölker entgegentreten, ist von der vergleichenden Wissenschaft auf zwei Grundformen zurückgeführt worden, die wir kurz als Naturverehrung und als Seelenkult bezeichnen. Die Naturverehrung hat ihren letzten Grund in der in allen Menschen

lebenden Tendenz, die Vorgänge ihrer Umgebung nach Analogie der menschlichen Willenshandlung zu deuten und damit zu verlebendigen. Ich habe dieses allgemeine psychologische Gesetz die fundamentale Apperzeption genannt und nachgewiesen, daß die Gliederung des Satzes in Subjekt und Prädikat die deutlichste und zugleich bedeutsamste Verifizirung dieses Gesetzes ist. Die belebende Auffassung der Umgebung ist noch dadurch charakterisirt, daß wir den Willen oder die Kraft immer in das Innere des Dinges hineinverlegen. Der primitivste Mensch sieht sich in Folge dieser ihm ursprünglichen und natürlichen Auffassung von einer Unzahl mächtiger Dämonen umgeben und bedroht. Völker, die auf niedriger Stufe stehen bleiben, lassen diese Dämonen fast ganz gestaltlos. Jedes Ding in ihrer Umgebung, das nur irgend etwas Auffallendes an sich hat, kann der Sitz eines solchen Dämons sein. Der Neger von Neuguinea trägt ein Holzklötzchen, einen Strohhalm, einen Stein in sein Haus und erweist dem darin vermutheten Dämon gewisse Ehren. Die zur Kultur veranlagten Völker sind über diese Phase, die gewiß auch sie durchgemacht haben, bald herausgekommen. Sie haben den unsichtbaren Mächten thierische oder menschliche Gestalt verliehen und dadurch höhere religiöse Gebilde geschaffen. Hier zeigt sich nun der soziale Faktor sofort wirksam.

Stellen wir uns vor, daß unter den Griechen zuerst ein Einzelner die Phantasievorstellung bildete, daß die Sonne ein Wagen mit zwei Pferden sei, den der Sonnengott lenkt. So lange er allein bleibt, ist dieses Phantasieerlebniß eine Seifenblase, die spurlos vergeht. Erst wenn er seine Idee mittheilt, wenn Andere Aehnliches erlebt haben und ihm zustimmen, bekommt die Vorstellung eine gewisse Festigkeit, die ihre Erhaltung und Fortpflanzung ermöglicht. Alle Göttergestalten, die von Indern, Persern, Egyptern, von Babyloniern und Griechen, von Römern, Germanen, Kelten und Slaven jemals angebetet wurden, sind soziale Verdichtungen von Phantasieerlebnissen, die eben dadurch Festigkeit und Wirksamkeit erlangt haben. Noch deutlicher vielleicht ist Das beim Seelenkult. Der Glaube an die Seelen der Verstorbenen wird durch keine direkte sinnliche Wahrnehmung gestützt. Man hat deshalb den Ursprung dieses Glaubens, wie ich meine, ganz richtig in den Traumerlebnissen gesucht. Es ist kein Zweifel, daß Kinder und Urmenschen das im Traum Vorgestellte als etwas thatsächlich Erlebtes, als etwas Reales empfinden. Stellen wir uns nun vor, daß etwa der Häuptling eines Stammes im Kampf gefallen ist. Wahrscheinlich wird mancher Stammesgenosse von diesem bedeutsamen Ereigniß in der nächsten Nacht träumen. Jeder Einzelne betrachtet diesen Traum als wirkliches Erlebniß und glaubt, der Verstorbene sei ihm in der Nacht leibhaft erschienen. Wenn er nun von diesem Ereigniß nicht weiter spricht, so hat ers bald vergessen und es hat keine weiteren Folgen. Wenn er es aber Anderen erzählt und diese Anderen Aehnliches erlebt haben, be-

kommt die Erscheinung des Häuptlings Realität. Die Bestätigungen bestärken die Stammesgenossen in dem Glauben, daß der Verstorbene in ihrer Nähe weile und daß er an ihren Geschicken theilnehme. Der Tote ist noch da, er kann nützen und schaden: und so empfiehlt es sich, ihm Dienste zu erweisen. Der so entstandene Ahnenkult, der in Japan besonders entwickelt ist, beruht also auf Dem, was ich soziale Verdichtungen nannte. Ohne die gegenseitige Bestärkung können weder Göttergestalten noch die Seelen Verstorbener die genügende Festigkeit und Wirksamkeit erhalten. Durch die Autorität der Eltern und Priester wird dann dieser Glaube fortgepflanzt und wird zum unveräußerlichen Bestandstück des seelischen Inventars. Das Selbe aber, was wir hier für die Naturreligionen konstatirt haben, vollzieht sich auch bei den Religionsystemen, die von großen Persönlichkeiten gestiftet werden. Buddhas und Mohammeds Visionen werden zu wirkenden Kräften erst dadurch, daß ihre Anhänger sie zu sozialen Verdichtungen ausgestalten.

Die soziale Verdichtung vermag also seelischen Gebilden, die der Phantasie, dem Traumleben, der Vision ihren Ursprung verdanken, einen hohen Grad von Festigkeit zu verleihen. Die Urtheile, zu denen solche Vorstellungen Anlaß geben, werden von vielen Menschen viele Generationen hindurch für wahr gehalten und zur Richtschnur des Handelns genommen. Die soziale Verdichtung beschränkt sich aber nicht auf dieses Gebiet. Sie nimmt vielmehr auch in ganz konkreten Erfahrungen des täglichen Lebens, in den darauf gegründeten Urtheilen und den dadurch veranlaßten Maßnahmen einen sehr großen Raum ein. Wir entscheiden uns im Leben fast immer auf Grund von größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeiten und können fast niemals das Eintreten voller mathematischer Gewißheit abwarten. Dabei ist aber der Umstand, daß auch Andere so denken und handeln, für uns von der allergrößten Bedeutung; und darin liegt die Wirkung der zahlreichen sozialen Verdichtungen, unter deren Einfluß wir stehen So sind unsere Ansichten über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Genusses von Alkohol, des Rauchens, die verschiedenen Arten von Sport nicht etwa das Resultat selbständiger Ueberlegungen, sondern soziale Verdichtungen, die in solchen Dingen unser Meinen und unser Thun bestimmen. Selbst wissenschaftliche Theorien sind zum nicht geringen Theil durch Tradition fortgepflanzte soziale Verdichtungen, die neuen Anschauungen gegenüber sich oft als schwer zu besiegender Widerstand geltend machen. Das Phlogiston, die Fernwirkung, der horror vacui, auch die Atomtheorie sind bekannte Beispiele dafür. Deshalb müssen die überlieferten Begriffe einer Wissenschaft von Zeit zu Zeit revidirt werden. Unter den lebenden Forschern hat Keiner diese Revisorarbeit so kräftig und so erfolgreich besorgt wie Ernst Mach. Und gerade er hat immer wieder darauf hingewiesen, daß grundlegende wissenschaftliche Prinzipien, wie, zum Beispiel, das von der Erhaltung der Arbeit, im instinktiven, also ganz und gar sozial bedingten Denken vorgebildet sind.

Um nun zu zeigen, daß nicht nur Phantasiegebilde, sondern auch Produkte des nüchternen, aufs Thatsächliche gerichteten Denkens der sozialen Verdichtung bedürfen, will ich jetzt, wo unser Blick für den sozialen Faktor geschärft ist, einen Schritt weitergehen und die Elemente des empirischen und des wissenschaflichen Erkennens auf ihren sozialen Gehalt untersuchen.

Wir denken in Begriffen und das charakteristischste Merkmal des Begriffes ist seine Allgemeinheit, sein repräsentativer Charakter. Der Begriff „Mensch" repräsentirt in unserem Denken alle Menschen, weil durch das Wort alle Merkmale, die allen Menschen gemeinsam sind, in eine ideale Einheit zusammengefaßt werden. Man hat oft gefragt, wie wir dazu gekommen seien, so viele Einzeldinge in einem einzigen Denkakt zusammenzufassen. Die Beantwortung dieser Frage ist meiner Ueberzeugung nach nur möglich, wenn man sich vorher klar macht, daß alle seelischen Vorgänge Lebensvorgänge sind und auf die Erhaltung des Individuums und der Gattung gerichtet sind. Nur die biologische Betrachtungweise kann hier Klarheit schaffen. Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich das Problem des Allgemeinen durch meine Theorie der typischen Vorstellungen (Lehrbuch der Psychologie, vierte Auflage, Seite 97 ff.) zu lösen versucht. Indem ich diese Theorie kurz darlege und zugleich weiter entwickele, wird das soziale Moment klar hervortreten.

Für den Urmenschen sind, wie für das ganz kleine Kind, die Dinge der Umwelt noch nicht selbständige, in ihren Einzelheiten interessirende Gegenstände, sie sind vielmehr nur Anlässe zu Angriffs- und Abwehrbewegungen. Was keine solche Reaktion hervorruft, ist auf dieser Entwickelungstufe für das Bewußtsein einfach nicht vorhanden. Wenn wir diese Thatsache vom Standpunkt unseres voll entfalteten Bewußtseins aus klar formuliren wollen, so können wir sagen: Dem primitiven Menschen kommen nur die biologisch bedeutsamen Merkmale der Dinge zum Bewußtsein. Das heißt: im Urzustand bemerkt der Mensch nur, was unmittelbar mit seiner Lebenserhaltung zusammenhängt. Es ist nicht etwa so, daß er von den anderen Merkmalen die Dinge abstrahirt, nein: er weiß von diesen Merkmalen gar nicht. Den Inbegriff dieser biologisch bedeutsamen Merkmale eines Dinges nenne ich nun die typische Vorstellung dieses Dinges. Diese Vorstellung ist anschaulich lebendig und hat zugleich repräsentativen Charakter. Alle Dinge nämlich, die diese Merkmale haben, veranlassen mich zu den selben Reaktionen, und „worauf in gleicher Weise reagirt wird, Das fällt unter einen Begriff" (Mach: „Wärmelehre"). Die so entstandene typische Vorstellung, die Vorläuferin des logischen Begriffes, enthält nun einen von mir selbst bisher übersehenen sozialen Faktor. Der Mensch hat zweifellos als Heerdenthier begonnen, und so lange er ganz Heerdenthier bleibt, reagiren die einzelnen Menschen auf die Dinge der Umgebung in blinder instinktiver Nachahmung einfach so, wie sie die anderen Wesen

reagiren sehen. Aus diesen nachgeahmten Reaktionen bilden sich aber bei den Einzelnen die typischen Vorstellungen der gewöhnlich vorkommenden Dinge. Die typische Vorstellung hat also gar nichts individuell Bestimmtes und individuell Gefärbtes. Sie stellt vielmehr mit ihren fast eingeübten Reaktiontendenzen die Höhe der Anpassung an die Durchschnittsumgebung dar, zu der es die Heerde bis jetzt gebracht hat. Die typische Vorstellung ist also ebenfalls eine soziale Verdichtung. Das Allgemeine, das sie enthält, ist ein biologisch Allgemeines, das durch soziale Verdichtung gefestigt ist.

Einen wichtigen Schritt in der Weiterentwickelung des begrifflichen Denkens bringt die Entstehung der Sprache. Dadurch, daß gleiche oder doch ähnliche Dinge mit dem selben Namen bezeichnet werden, erhält das Gemeinsame dieser Dinge gleichsam einen Körper und einen Kristallisationpunkt Es wird dadurch möglich, die Erfahrungen, die man an den Dingen macht, im Wort ökonomisch aufzuspeichern und zur Verwerthung bereit zu halten. Der so entstandene Wortbegriff ist ein ökonomisch Allgemeines, das wiederum einen sehr bedeutsamen sozialen Faktor enthält. Alle Sprachgenossen verstehen das Wort und gebrauchen es in ähnlicher Weise Die im Wortbegriff verdichteten Erfahrungen sind also ein Gemeingut der Sprachgenossen und jeder Einzelne hat Antheil daran. Auch der Wortbegriff ist eine soziale Verdichtung. Das giebt ihm seine Festigkeit und Wirksamkeit. Wenn sich der Inhalt des Wortbegriffes je nach den neuen Erfahrungen auch stetig ändert, so vollzieht sich diese Aenderung doch langsam und man kann für einen gewissen Zeitraum, in dem die sozialen Zustände keine große Umwälzung erleben, von einer relativen Stabilität der Wortbedeutungen sprechen.

Die typische Vorstellung und ihr Biologisch-Allgemeines, der Wortbegriff und das in ihm enthaltene Oekonomisch-Allgemeine, sind Beide soziale Verdichtungen. Sie bezeichnen den Grad der Anpassung und die Gesammterfahrungen einer Menschenheerde. Der Einzelne ist auf dieser Entwickelungstufe in seinem Denken eben so sozial gebunden wie in seinem Wollen und Handeln Wahr ist für Jeden Das, was Alle glauben, worin Alle übereinstimmen. Dies gilt für die empirische Beurtheilung der Umwelt genau wie für die religiösen Vorstellungen.

Der primitive Mensch ist, zum Beispiel, eben so fest davon überzeugt, daß jeder Todesfall durch irgend einen Dämon oder Zauberer hervorgerufen werde, wie etwa davon, daß der Dattelbaum Datteln giebt. Vielleicht würde er eine Aenderung in der empirischen Welt sogar noch eher für möglich halten als in der religiösen. Für diese Stufe reichen die sozialen Verdichtungen, die in den typischen Vorstellungen und in den Wortbegriffen vorliegen, aus. Erst wenn der Mensch aus der Heerde heraustritt, wenn er sich individualisirt, schafft er sich präzisere Denkinstrumente.

Wie diese Individualisirung vor sich ging, ist oft geschildert worden. Der Ackerbau, der die Menschen seßhaft machte, führte zur Entstehung von Dörfern, aus denen sich Städte und dann größere Gemeinwesen entwickelten. Dabei vollzieht sich die weitaus bedeutsamste Veränderung im Wesen des Menschen in Folge der sozialen Differenzirung durch immer weiter gehende Theilung der Arbeit. Die urzeitliche Heerde gliedert sich in Klassen, Stände und Berufszweige. Die Theilung der Arbeit führt zu einer Differenzirung der Interessen und damit zu einer Differenzirung der Charaktere. Der Einzelne muß in Wettbewerb treten mit seinen Berufsgenossen und findet auch in dem immer komplizirter werdenden Gemeinwesen ein reiches Feld der Thätigkeit. Der Kampf löst ganz neue seelische Kräfte aus. Der Heerdenmensch entfaltet sich zu einer selbständigen, eigenartigen und eigenberechtigten Persönlichkeit. Der Kulturbesitz der Menschen wird durch die so entfalteten Kräfte in ungeahnter Weise bereichert. Neue Bedürfnisse entstehen, und indem man sie zu befriedigen sucht, werden immer neue Kulturgüter geschaffen. Der Einzelne macht sich unabhängiger von der überlieferten Sitte, von dem überlieferten Glauben Er wird selbständig in seiner Zielsetzung, in seinem Wollen und damit auch in seinem Denken.

Schon der Ackerbau zwang den Menschen, sich entferntere Ziele zu setzen. Er muß die Aussaat machen und auf die Ernte warten In der Zwischenzeit muß er auf Alles achten, was seinen Zwecken dienen kann All Das nimmt größere Dimensionen an, wenn sich im komplizirten Gemeinwesen Handel und Gewerbe entwickeln, wenn Politik und Verwaltung das Nachdenken in Anspruch nehmen. In der Nomadenheerde wurden die Dinge der Umgebung nur so weit beachtet, wie sie augenblickliche Maßregeln erforderten. Deutung und Verwerthung der Eindrücke floß in einen Akt zusammen. Das ist jetzt anders geworden. Zwischen Deutung und Verwerthung schaltet sich eine oft recht große Wartezeit ein. Jedes einzelne Ding, jede Thatsache kann für meine entfernteren Zwecke bedeutsam werden. Wir lernen allmählich auf Vorrath urtheilen, indem wir nicht mehr die augenblickliche Verwerthung, sondern die mögliche Verwerthbarkeit in der Zukunft beachten. Aus diesem Urtheilen auf Vorrath konnte erst Das entstehen, was wir heute theoretisches Denken nennen. Wir lernen feinere Unterscheidungen machen, und wie sich die Menschenheerde differenzirt und gegliedert hat, so differenzirt und gliedert sich auch die Umwelt. Auf dem engeren Gebiet, das sich jetzt der Einzelne zur Bearbeitung wählt, gewinnen aber auch die einzelnen Dinge, ganz abgesehen von ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gattung, ein großes Interesse und damit eine neue Bedeutung. Für den selbständig gewordenen Menschen, der sich selbst als Einzelwesen fühlt, hat auch das einzelne Ding, die einzelne Thatsache ihre Eigenberechtigung. Zu dieser Erkenntniß des Individuellen, zu liebevoller und

genauer Beobachtung der einzelnen Dinge und Thatsachen wurde aber der Mensch erst fähig, als er sich selbst zu einer eigenartigen, ihres Werthes sich bewußten Persönlichkeit hinaufdifferenzirt hatte.

Die soziologische Betrachtung des Erkenntnißprozesses hat also ergeben, daß die gewöhnliche Auffassung der Psychologen, wonach wir von individuellen Wahrnehmungen zu vagen Allgemeinvorstellungen und von da zu streng logischen Begriffen aufsteigen, dem wirklichen Gang der Entwickelung nicht entspricht. Unsere Erkenntniß beginnt vielmehr mit vagen typischen Vorstellungen, die dann durch Wortbegriffe etwas genauer bestimmt werden. Diese Beiden aber wecken eben so wie die Phantasieerzeugnisse des religiösen und mythischen Denkens nur dadurch Erkenntniß, daß sie soziale Verdichtungen sind. Das Denken der Menschheit beginnt mit sozialen Verdichtungen und erst das Heraustreten des Menschen aus der Heerde, erst die Ausbildung selbständiger Persönlichkeiten durch soziale Differenzirung führt uns über die sozialen Verdichtungen hinaus zur objektiven Erkenntniß der Thatsachen und Gesetze. Zu dem sozialen Faktor muß erst der individuelle kommen, wenn wirkliche Erkenntniß entstehen soll.

Die Wirkung dieses individuellen Faktors auf die allmähliche Gestaltung des menschlichen Erkennens zu untersuchen, ist eine höchst reizvolle, gewiß sehr lohnende, aber, wie ich glaube, heute noch nicht ganz zu bewältigende Aufgabe. Dazu fehlen noch wichtige historische Vorarbeiten. Ich will deshalb nur auf zwei Richtungen hinweisen, in denen sich diese Wirkung des individuellen Faktors bisher bewegt hat.

Der selbständig gewordene Mensch will sich zunächst von den Banden der sozialen Verdichtungen befreien. Er will nicht die überlieferten Meinungen über die Dinge, sondern die Dinge selbst kennen lernen. Er giebt dem Erkennen die Richtung auf das Objektive. Wahr ist nicht mehr, was Alle glauben, sondern, was durch genaue Beobachtung und Messung an den Dingen selbst konstatirt ist. Wir untersuchen die Dinge und Vorgänge mit unseren Sinnen und Instrumenten, damit wir genau wissen, was wir von ihnen zu erwarten haben. Indem wir auf die Regelmäßigkeiten des Geschehens achten, erfahren wir immer genauer, daß nicht Alles aus Allem werden kann, daß wir an der Hand der Erfahrung unsere Erwartung einschränken müssen, und in dieser Einschränkung bestehen, wie Mach zuerst gesehen hat, die Naturgesetze. An die Stelle des intersubjektiven Kriteriums der Wahrheit, das in der Uebereinstimmung der Denkgenossen bestand, tritt als objektives Kriterium das Eintreffen der Voraussagen. Darin zeigt sich wieder die aktivistische Richtung auch des rein theoretischen Denkens, dem der Zusamenhang mit seinem Mutterboden, dem Selbsterhaltungtrieb, nie ganz verloren geht. Die Wahrheit ist immer eine Richtunglinie für menschliches Handeln. Deshalb behält auch der soziale Faktor seine Bedeutung. Der einzelne Forscher mag eine neue Wahrheit ganz allein

und unabhängig gefunden haben, er mag ihre objektive Giltigkeit durch das Eintreffen der Voraussagen unwiderleglich bewiesen haben. Zur wirksamen Macht kann die Wahrheit doch nur dadurch werden, daß sie von der Gesammtheit anerkannt und in die That umgesetzt wird. Auch objektive Wahrheiten müssen zu sozialen Verdichtungen werden, wenn sie Festigkeit und Wirksamkeit erhalten sollen.

Durch die Richtung auf das Objektive hat der individuelle Faktor im Verein mit dem sozialen Faktor die Wissenschaft geschaffen und damit dem Menschen Macht über die Dinge gegeben. Das selbständig gewordene Individuum hat aber seine gesteigerte Erkenntnißfähigkeit auch in einer anderen Richtung bethätigt, wo sie in ganz anderer Weise gewirkt und durchaus nicht einwandfreie Ergebnisse geliefert hat. Diese Richtung weist, im Gegensatz zu der bisher betrachteten, auf das Subjektive.

Alle sozialen Verdichtungen, mögen sie als Sitte und Brauch, als empirische Erkenntniß oder als Religion auftreten, sie alle citirt die erstarkte Persönlichkeit vor das Forum der eigenen Vernunft. Hier soll endgiltig entschieden werden, was wahr und was gut ist Der Glaube an diese Allmacht der eigenen Vernunft ist seit den Tagen des Pythagoras und Platon bei Mathematikern und Philosophen immer fester geworden. Die Mathematiker haben Erkenntnisse gefunden, die sich in der Erfahrung allgemein bewähren. Sie haben der Naturwissenschaft durch immer abstraktere und immer verfeinerte Bearbeitung der Zahlbegriffe überaus präzise Denkmittel in die Hand gegeben, mit deren Hilfe die Fortschritte der Physik und Chemie erzielt und für die Technik verwerthet werden konnten. Die Arbeit des abstrakten Denkens ist dabei so groß, daß die Mathematiker den empirischen Ursprung und die stete Kontrole durch die Erfahrung leicht übersehen. Die Philosophen glauben nun, die Methode, die sich auf dem Gebiet der Zahlenbeziehungen so bewährt hat, auf das Universum anwenden zu dürfen. Wahr ist für Menschen, die an die Allmacht der Vernunft glauben, nun nicht mehr Das, was Alle glauben, auch nicht Das, was sich durch Sinneswahrnehmung als objektiv giltig erweist. Wahr sind vielmehr einzig und allein die Gedanken, die harmonisch zusammenstimmen und sich widerspruchlos zu Ende denken lassen. Wahrheit ist also nichts Anderes als Denknothwendigkeit. Der individualistische Ursprung dieses Wahrheitbegriffes ist bisher nicht erkannt worden, weil nie versucht wurde, die Entwickelung der Erkenntniß soziologisch zu beleuchten.

Alle großen Systeme genialer Philosophen zeigen, bei allem Streben nach Objektivität und Allgemeinheit, diese Richtung auf das Subjektive. Die Denkphantasie des Weltweisen ist überall geschäftig, innere Lücken auszufüllen und Klüfte zu überbrücken. Denn es soll etwas Ganzes geschaffen werden, weil nur ein Ganzes dem Bedürfniß der sich selbst als Einheit fühlenden Per-

sönlichkeit entspricht. So großartig nun auch manche dieser Konzeptionen uns erscheinen: sie haben doch etwas Gefährliches an sich. Sie stehen da wie gastliche Gebäude, die uns zum Eintritt einladen. Der geistvolle Hausherr stellt uns all seinen Besitz zur Verfügung, wir sind der Welt auf eine Zeit entronnen, wir fühlen uns sicher geborgen in den idealen Räumen. Es gewährt eine Art ästhetischen Behagens, sich ganz in ein großes System hereinzudenken. Aber ich kann nicht zugeben, daß das Ziel der Philosophie ästhetisches Behagen sei. So hoch ich auch den ethischen Werth der Freude am Schönen einschätze und so groß mir deshalb auch der Kulturwerth der Kunst erscheint: die Philosophie hat eine andere Aufgabe. Dem Denker ziemt nicht Beschaulichkeit, sondern Arbeit.

Es wird keine leichte Aufgabe sein, den objektiven und den subjektiven Faktor in den Systemen den großen Denker scharf von einander abzugrenzen. Beide Faktoren sind oft so in einander verschlungen, daß ein sehr geübter Blick dazu gehört, sie von einander zu scheiden. Bei den großen Vertretern der Metaphysik namentlich, bei Plato, Spinoza, Hegel, wird man neben starkem und erfolgreichem Wirklichkeitsinn durch tiefdringende psychologische Analyse immer auch ein gutes Stück Mystik finden, ein Versenken in die eigene Seele, aus der sich das Wesen des Universums erschließen soll. Haben wir aber einmal diese beiden Richtungen im Denken der selbständig gewordenen Persönlichkeit erkannt, so muß diese Scheidung gelingen. Wir werden dann den Werth des philosophischen Systems nach Dem bemessen, was darin an objektiver Erkenntniß enthalten ist, mag sich diese Erkenntniß nun auf die Natur oder auf den Menschengeist beziehen. Dabei werden wir immer noch den subjektiven Faktor des Systems, die darin enthaltene Kraft der Denkphantasie oder die Höhe der sittlichen Forderung persönlich bewundern dürfen. Immer aber werden wir es als Aufgabe des Philosophen ansehen, den Blick aufs Ganze zu richten und die Hände nicht in den Schoß zu legen.

Die Philosophie darf das selbständig gewordene, in sich erstarkte Individuum nicht zur Isolirung führen; sie darf den Menschen nicht der Menschheit entfremden. Daß der Mensch als Heerdenthier begann und sich erst nach und nach zur Persönlichkeit entwickelte, ist eins der sichersten und zugleich eins der wichtigsten Ergebnisse der Soziologie. Unsere Betrachtung hat gezeigt, daß auch die Entwickelung der Erkenntniß diesen Weg gegangen ist. Der menschliche Verstand arbeitet anfangs nur mit sozialen Verdichtungen. Solche allgemeinen Vorstellungen und Wortbegriffe sind seine Denkmittel. Zur objektiven und genauen Beobachtung des Einzelnen ist er noch unfähig. Unter der Herrschaft der sozialen Verdichtungen bleibt aber (Das können wir jetzt hinzufügen) in gewissem Sinn das Denken immer und wir operiren heute noch mit typischen Vorstellungen und mit Wortbegriffen mehr, als wir glauben. Das selbständig ge-

wordene Individuum lernt das Einzelne genau beobachten und vermehrt durch diese Richtung auf das Objektive den Wahrheit- und den Kulturbesitz der Menschheit. Dazu aber müssen die objektiven Wahrheiten zu sozialen Verdichtungen werden, weil sie nur dann ihre Wirkung zeigen. Die Erstarkung des Individuums führt aber auch zum Glauben an die Selbstherrlichkeit der Vernunft. Dem daraus entstehenden zu starken Individualismus in der Erkenntnißentwickelung muß nun die Soziologie entgegenwirken. Sie muß darauf hinweisen, daß die menschliche Vernunft ihre Schranke findet an den Objekten und ihr Bethätigungsgebiet in der sozialen Förderung der Menschheit. Der Mensch befreit sich nicht, um sich von der Gesellschaft, die er nicht entbehren kann, zu isoliren, sondern, um ihr neue Kräfte zuzuführen.

Die Soziologie muß ferner darauf hinweisen, daß die Wahrheit der Erkenntnisse immer zugleich eine Richtunglinie für das Handeln sei. Der von Amerika gekommene Pragmatismus betont den aktivistischen Charakter der Wahrheit und berührt sich in diesem Punkt mit den Bestrebungen der Soziologie. Wir kämpfen gemeinsam gegen die allzu große Beschaulichkeit der Philosophie. Wir wollen die Philosophen daran erinnern, daß sie sich heute nicht mehr, wie zu den Zeiten des Pythagoras, den Luxus erlauben dürfen, Zuschauer auf den Markt des Lebens zu sein. Statt sich in luftigen Abstraktionen zu bewegen, sollen sie herabsteigen in das wirkliche Leben mit all seinen Härten und Qualen. Sie sollen mit den Problemen ringen, die das Leben aufgiebt, und nicht mit solchen, die sich der einsame Denker zurechtkonstruirt. Die Betrachtung des sozialen Faktors in der Erkenntniß ist so recht geeignet, alle theoretischen Denker daran zu mahnen, daß die menschliche Erkenntniß als Bethätigung des Lebenstriebes entsteht und daß es die höchste und die letzte Aufgabe des Denkens sein muß, dem Leben zu dienen.

Wien Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Was ist Wahrheit? Die Uebereinstimmung unserer Vorstellungen, Begriffe und Urtheile, kurz: die Uebereinstimmung unseres Denkens oder Sprechens mit der Wirklichkeit. Was ist Wirklichkeit? Die außer uns befindliche Ursache unserer Sinneseindrücke und damit unserer Vorstellungen, unseres Denkens oder Sprechens. Eigentlich dürfen wir aber doch nicht sagen, daß Etwas außer uns die Ursache von Etwas in uns, daß die Wirklichkeit die Ursache von unseren Vorstellungen und unseren Gedanken sei: denn der Begriff der Ursache ist ja selbst in uns, aus unseren Vorstellungen entstanden. Wir dürfen nur etwa sagen: Die Wirklichkeit besteht in irgendeiner Art von Uebereinstimmung zwischen der Außenwelt und unserer Innenwelt. Wir gelangen also, wenn wir auch für die erste Definition das Schwanken des Begriffes Uebereinstimmung auszudrücken versuchen, zu dem traurigen Satzgebilde: Wahrheit ist eine Uebereinstimmung unseres Innenlebens mit der Wirklichkeit; und Wirklichkeit ist eine Art von Uebereinstimmung von etwas Unbekanntem mit unserem Innerleben. (Fritz Mauthner: Kritik der Sprache.)

Adolphe.*)

Beim Beginn des Jahres 1807 hatte Benjamin Constant in sein Tagebuch notirt: „Je vais commencer un roman qui sera mon histoire"; und nur wenige Zeilen dahinter: „J'ai fini mon roman en quinze jours." Der Roman „Adolphe" wurde also in Paris zu einer Zeit geschrieben, da Constant sich unter allerlei Vorwänden wenigstens für einige Monate von der im Exil weilenden Frau von Staël freigemacht hatte, aus deren Bann und Botmäßigkeit sich zu lösen seit fast zehn Jahren schon sein unruhig-geheimer Wunsch war. Für seinen Verfasser bedeutete er damals nicht mehr und nicht weniger als einen Versuch der Selbstbefreiung, einer Katharsis, entsprungen dem Bedürfniß, seine Seele der aufgesammelten Spannung zu entladen und seine qualvoll verworrene innere Situation in einem umfassenden Selbstbekenntniß darzustellen und verständlich zu machen.

Gleich nach der Niederschrift begann er, den Roman da und dort einzelnen seiner Bekannten vorzulesen, erst Hochet, dann Boufflers, dann Madame Récamier und Claude Fauriel, dann Anderen. Die näher Stehenden erkannten schnell die autobiographischen Spiegelungen des Werkes, aber auch die Fremderen entzogen sich seiner eigenthümlichen Wirkung nicht und diese „Adolphe"-Vorlesungen bildeten längere Zeit eine kleine Sensation der literarischen Gesellschaft. In den vier Jahren bis zu seiner Uebersiedelung nach Göttingen und später wieder vor und während der Hundert Tage hat Constant den Roman seiner eigenen Angabe nach insgesammt wohl fünfzigmal in kleinerem und größerem Kreis vorgelesen und der Eindruck, den er damit zu machen pflegte, hätte seiner Autoreneitelkeit schmeicheln dürfen, wenn nicht für ihn selbst diese Vorlesung jedesmal ein angreifendes Erlebniß gewesen wäre. „Man muß es mitgemacht haben", sagt Prosper de Barante in seinen Lebenserinnerungen, „wenn Constant seinen ‚Adolphe' persönlich vorlas; die wachsende innere Ergriffenheit riß ihn mit sich und die Thränen überströmten zuletzt sein Gesicht, so stark wirkten jedesmal Erinnerung und Einbildungskraft auf sein leicht bewegliches Empfinden." Und der Herzog von Broglie, der mehreren Vorlesungen als Zuhörer beiwohnte, bekennt, obwohl ihm, wie jede Art von Bekenntnißromanen, so dieser ganz besonders antipathisch war, daß an einem Gesellschaftabend bei Madame Récamier die Zuhörer trotz der ermüdenden Vorlesungsdauer von drei Stunden wie unter einem Banne standen und am Schluß heftig weinten, bis das nervöse Schluchzen einiger Damen in ein eben so konvulsivisches Lachen überging, das die Anderen und den Autor selbst ansteckte und damit die Spannung der Gemüther löste.

So hatte der Roman, trotzdem er einstweilen nur als Manuskript lebte, schon ein ziemlich großes Publikum gefunden und genoß eine gewisse Berühmtheit in der Gesellschaft, der sein Verfasser angehörte, als Constant Anfang 1816, nach dem vorläufigen Scheitern seiner politischen Aussichten, mit seiner zweiten Frau Charlotte (geborenen Von Hardenberg) nach London übersiedelte. Und da hier verschiedene seiner pariser Bekannten lebten, sah sich Constant auch hier öfters (in einer einzigen Woche viermal) zu Vorlesungen genöthigt, deren eine übrigens die durch ihr Verhältniß mit Lord Byron bekannte Lady Caroline Lamb so begeisterte,

*) Eine Probe aus dem lesenswerthen, sauber und fein erarbeiteten Buch „Benjamin Constant; der Roman eines Lebens", das bei Egon Fleischel erscheint.

daß sie ihm (nach einem Berichte Sismondis an die Gräfin d'Albany) öffentlich eine excentrische Liebesszene machte. Der Gedanke an eine Veröffentlichung in Buchform, die Constant noch zuletzt 1810 einem pariser Verleger trotz dessen glänzendem Angebot abgeschlagen hatte, trat jetzt, da schon manches darin abgespiegelte Erlebniß mit dem Spinnengewebe der Vergessenheit verschleiert schien, wieder an ihn heran und er entschloß sich diesmal, ihm nachzugeben und damit „vielleicht der letzten literarischen Eitelkeitregung meines Lebens, denn mein Talent ist erschöpft."

Man hat „Adolphe" einen französischen Wertherroman, wohl gar ein französisches Gegenstück zum Werther genannt. Ihn so zu klassifiziren, hat man nur ein sehr bedingtes Recht. Von dem allumfassenden Gefühlsüberschwang, der idealen Natursehnsucht, dem tiefen Herzensrausch des goethischen Jugendromans geht kein Athemzug durch das französische Werk. Gemeinsam ist Beiden nur, daß sie die Entstehung, Krisis und tragische Lösung eines Liebesromans im psychologischen Brennglas zeigen, daß sie (wenn auch in verschiedenen Graden) den Reiz des Selbsterlebten und Selbsterlittenen besitzen und daß sich in Beiden ein Stück Jahrhundertseele spiegelt. Aber der Kreis, in dem sich die Leiden des jungen Adolphe um den Mittelpunkt des eigenen Ichs bewegen, hat einen ungleich kleineren Durchmesser als der Aequator der wertherischen Gefühlswelt, in der ein ganzes Zeitalter sich selbst erkannte, und man thut Constant Unrecht, wenn man mit solchen Parallelen zu falschen Maßstäben animirt. Selbst innerhalb der französischen Romanliteratur, so weit sie durch Rousseau ihre neue Richtung erhalten hatte, läßt sich die Stellung oder Wirkung des „Adolphe" nicht mit der des „Werther" in Deutschland irgendwie vergleichen, und trotzdem er in dem selben Jahrzehnt entstand wie die beiden eigentlichen Wertherromane Frankreichs, Chateaubriands „René" und Senancours „Obermann", und mit Beiden ein paar typische Grundzüge der Zeit gemeinsam hat, nimmt er diesen wie allen Romanen der sogenannten Emigrantenliteratur gegenüber seine besondere Stellung ein und hat sie bis auf den heutigen Tag behalten. Nicht als Nachläufer Werthers, nicht als Mitläufer Renés und Obermanns, die man heute nur noch mit frostiger Langeweile genießt, sondern als überraschend früher Vorläufer des modernen analysirenden Seelenromans hat sich „Adolphe" so ziemlich allein von allen Werken der „verkümmerten Romantiker", die (nach einem Ausdruck Ernst Seillières) der eigentlichen Romantik in Frankreich vorangingen, den Anspruch auf ungemindertes Interesse bewahrt. Mit seiner eigenen Zeit theilt er nur die unzufriedene Grundstimmung, in die so viele der damaligen Intellektuellen nach der Jahrhundertwende durch den beklemmenden atmosphärischen Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft versetzt worden waren, den typischen „ennui", der das spätere „mal du siècle", den Weltschmerz, vorbereitete; aber gerade diese Grundstimmung, die mit der Neurasthenie unseres eigenen Zeitalters einige Verwandtschaft hat, läßt uns die Persönlichkeit Adolphes mit der Polychromatik ihrer Gefühle und ihrem Selbstbeobachtungzwang so merkwürdig modern erscheinen. Es wäre unmöglich, sich einen René mit seinen inneren und äußeren Erlebnissen als ein Kind unserer Zeit vorzustellen: bei „Adolphe" würden ein paar leichte äußere Aenderungen genügen, ihn zu einem modernen Roman zu machen; denn was er erlebt und wie er es erlebt, könnte mit kaum größerer psychologischer Schärfe und Wirklichkeitstreue, höchstens mit größerer Pflege des realistischen Details, den Gegenstand eines Romans etwa von Dostojewskij oder Strindberg bilden.

Constants eigenthümliches Verhältniß zu seinem Vater, der Einfluß, den Frau von Charrière (in seinem Leben die Vorgängerin der Frau von Staël) auf seine Jugend und Weltanschauung geübt hatte, seine Erfahrungen mit der kleinstaatlichen Hofgesellschaft in Braunschweig: das Alles hat in den einleitenden Abschnitten des kleinen Ich-Romans und in Adolphes knapper Selbstcharakteristik seinen Niederschlag gefunden. Und nichts vielleicht ist bezeichnender für diesen ohne Kindheit und Naivetät herangewachsenen jungen Menschen als der Umstand, daß er nicht abwartet, bis der Götterfunke der Liebe von selbst den Weg in sein Herz findet, sondern in dem einmal gefaßten Vorsatz, geliebt zu werden, in seinem Gesellschaftkreis auf die Suche geht, bis ihm die um zehn Jahre ältere Geliebte eines Grafen P. als ein würdiger Gegenstand der Umwerbung erscheint. Ganz planmäßig und bewußt beginnt er, sich für diese Ellénore, eine polnische Aristokratin, die mehr ihrer Schönheit und liebenswürdigen Weiblichkeit als ihren Geistesgaben eine leidlich befestigte gesellschaftliche Stellung dankt, zu interessiren, sie zu studiren, ein Problem daraus zu machen, wie er sie gewinnen könnte, und da der Erfolg seiner einmal gereizten Eitelkeit nicht rasch genug entspricht, entwickelt sich aus dem ungeduldigen Wunsch, um jeden Preis zu gefallen und zu siegen, ein immer heftiger ins Maßlose gesteigerter Entzündungzustand, dessen Fiebergrade den davon Befallenen alsbald das untrügliche Symptom einer großen Leidenschaft dünken und ihm seiner Meinung nach ein Recht darauf geben, in Ellénores Leben das Schicksal zu spielen. Mitleid, Sympathie, Interesse, Zärtlichkeit lassen im Herzen der so stürmisch geforderten Frau allmählich wirklich die Liebe entstehen, die Adolphe selbst für sie zu empfinden sich einbildet; sie wird sein und eine ganze Weile dauert der heimliche Glückszustand: genau so lange, wie in Adolphe die Einbildungskraft seine Illusionen gegen die kritisch zersetzende Selbstbeobachtung zu vertheidigen vermag.

Unmerklich beginnt ihm dann Ellénores Leidenschaft für ihn, deren Entfachung sein blindlings verfolgtes Ziel gewesen war, durch die Ausschließlichkeit, mit der sie auf ihn, seine Zeit, seine Gedanken Anspruch erhebt, erst unbequem zu werden, dann seinen Widerspruch zu reizen; es kommt zu Vorwürfen, zu Verstimmungen, zu Szenen; und da Ellénore opferwillig die Konsequenzen ihres Schrittes auf sich nimmt und den Grafen sammt ihren beiden Kindern um Adolphes willen aufgiebt, sieht sich Dieser vom Rückzug in seine Unabhängigkeit abgeschnitten und sich selbst, der Welt und seinem Vater gegenüber mit der vollen Verantwortung für seine Handlungweise beladen. Damit beginnt sein tragischer Konflikt, der Konflikt eines Menschen, der aus ewiger Furcht vor dem Schmerz, den er einem anderen Herzen nicht verursachen will, zwischen Großmuth und Verstellung, Mitleid und Lüge, Zartgefühl und Grausamkeit hin und her getrieben wird, sein Gewissen mit seinem Stolz, seinen Stolz mit seinem Pflichtgefühl, sein Pflichtgefühl mit moralischen Sophismen zum Schweigen zu bringen sucht und sich so immer wieder von einer Selbsttäuschung, einer Galgenfrist zur anderen rettet, nur um der harten Nothwendigkeit einer Entschließung zu entgehen. Ein Tantalus seiner Empfindungen, vermag er weder aus der tiefen Fluth einer ursprünglichen und großen Leidenschaft zu trinken, die vor seinen dürstenden Lippen zurückweicht, noch den rettenden Zweig der Freiheit zu erhaschen, der bei seinem Zugreifen jedesmal tückisch emporschnellt. Was Alles an seelischen Foltern, an Reue, Bitterkeit, Selbstvorwürfen, Empörung in Benjamins „Journal intime“ eine lange, lange Strecke

auseinandersteht, kommt hier dem Leser in konzentrirter Darstellung vors Auge. Deutlich nimmt das unlösbar gewordene Verhältniß Ellénores zu Adolphe den Zickzacklauf und den stürmischen Charakter an, den zu der Zeit, da der Roman geschrieben wurde, die Beziehungen seines Verfassers zu der Kalypso von Coppet noch lange nicht verloren hatten. Die selbe Gewitterstimmung, der selbe zähe Wechsel zwischen maßloser gegenseitiger Erbitterung und Versöhnungszenen, der selbe chronische Zustand der Beargwöhnung und Gereiztheit herrscht im Roman wie in der Wirklichkeit. Die Briefe von Adolphes Vater an den allen Vorstellungen unzugänglichen Sohn könnten wörtlich von dem alten General Constant herrühren; die letzte freiwillige Gefangenschaft Adolphes auf dem entlegenen polnischen Landgute Ellénores gleicht ganz so mancher Situation, die Benjamin in Coppet erlebt hatte, die kritische Haltung der Gesellschaft, die sich von Adolphes Verhalten skandalisirt fühlt und seine Motive falsch beurtheilt, ist die selbe, unter der auch Benjamin zu leiden hatte. Nur darin liegt der Fall Adolphes anders als der seines Urbildes, daß Ellénore um seinetwillen die mühsam eroberte gesellschaftliche Stellung an der Seite des Grafen, ihres langjährigen Beschützers, aufgiebt und durch dieses unerwünschte Opfer ihrer äußeren Existenz in Adolphes Ritterlichkeit einen erzwungenen Bundesgenossen ihrer Ansprüche findet. Diese Verschärfung des Konfliktes ist ein eben so feiner Zug wie das Motiv, das schließlich die Katastrophe herbeiführt: daß Adolphe einem älteren Freund seines Vaters im Trotz des Augenblickes sein Ehrenwort verpfändet, sich endlich von Ellénore zu trennen, und daß der Freund, um den dennoch unschlüssigen jungen Menschen endgiltig zum Worthalten zu zwingen, diesen Brief nach Ablauf der Frist an Ellénore gelangen läßt und damit der ohnehin Herzleidenden den Todesstoß versetzt, an dem sie allmählich hinsiecht. Der berühmte Schlußakt der „Kameliendame“ und der „Traviata“, das Paradestück unserer Sarah Bernhardts und Koloraturprimadonnen, hat im letzten Kapitel des „Adolphe“ sein literaturgeschichtliches Urbild.

Für Ellénore aber nach Alledem das direkte Modell in Frau von Staël zu sehen, wie es in der Regel geschieht, wäre falsch. Frau von Staël hat zu keinem Zug dieser unglücklichen Frau Modell gestanden. Alles Aeußere der Persönlichkeit Ellénores deutet vielmehr sehr bestimmt auf die in Chateaubriands „Mémoires d'Outre-Tombe“ erwähnte Madame Lindsay, zu der Constant in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts Beziehungen gehabt hatte. Wie Ellénore Polin ist und in der Sprache die Ausländerin verräth, war Madame Lindsay Irländerin. Wie Jene dem Grafen P. in sein politisches Exil gefolgt war, so Diese dem Grafen Auguste de Lamoignon, dessen Exil sie in London Jahre lang getreulich theilte und dem sie, wie Ellénore ihrem Beschützer, zwei Kinder schenkte. Auch das Wenige, was über die hochherzige Persönlichkeit der Irländerin bekannt ist, selbst der Altersunterschied, der sie von Constant trennte, stimmt mit ihrem Ebenbild im Roman überein: und wenn Prosper de Barante von ihr erwähnt, sie habe, nach Allem, was er gehört, Constant mehr geliebt als irgendeine andere Frau, so macht dieser Umstand nur verständlicher, daß der Autor des „Adolphe“ sie im Auge hatte, als er Ellénore von sich sagen ließ: „Liebe war mein ganzes Leben!“ Dagegen ist freilich Adolphe selbst in allen wesentlichen Zügen seinem Verfasser aus dem Gesicht geschnitten und dieser Umstand erklärt, daß man Ellénores Persönlichkeit mit der Rolle verwechselte, die sie im Roman zu spielen hat, und in ihr ohne Weiteres das leicht maskirte

Portrait der Staël sehen wollte. Adolphes ganze psychologische Situation Ellénore gegenüber ist allerdings die selbe, in der er sich lange Jahre hindurch neben Frau von Staël befand: Alles, was Adolphe mit und ohne eigene Schuld leidet und leiden macht, ist durchaus der Reflex seines großen Herzenserlebnisses; und man muß es Constants Aufrichtigkeit zum Ruhm nachsagen, daß er sich selbst nicht geschont hat. Er hat nicht die rachsüchtig wüthende „Beichte eines Thoren“ geschrieben, auch keine medisante Abrechnung im Stil von „Elle et Lui“. Sein Roman ist mehr bittere Selbstanklage als Selbstvertheidigung, kein Schatten einer Schuld, eines Vorwurfes fällt auf die Frau, die ein Opfer ihrer Liebe wird, und man fühlt aus Allem nur den einen Wunsch des Verfassers heraus, seinen Helden wenigstens gerecht beurtheilt zu sehen. In dem kurzen Nachwort des Romans, den beiden Briefen, die zwischen dem fingirten Herausgeber und einem ehemaligen Freund Adolphes gewechselt werden, bezeichnet ihn Dieser geradezu „als das Opfer einer Mischung von Egoismus und Empfindsamkeit, aus der sich sein Wesen zu seinem und Anderer Unglück zusammensetzte; als einen Menschen, der das Ueble stets voraussah, bevor er es that, und verzweifelt bereute, nachdem es geschehen war; der mit seinen Vorzügen fast noch mehr gestraft war als mit seinen Fehlern, weil diese Vorzüge nur seinem Gefühl, nicht seinem Verstand entsprangen; einen Menschen, der in beständigem Wechsel bald ganz Hingebung, bald ganz Härte war, aber immer mit der Härte aufhörte, weil er mit der Hingebung begann, und der keine andere Spur von sich hinterließ als das Unrecht, das er Anderen zugefügt hatte.“*) Schonungloser und strenger ist Benjamin Constant selbst von seinen Feinden niemals charakterisirt worden. Diese Härte mag für Adolphe gegeben sein; für Constant selbst ist sie übertrieben, denn sein eigenes Charakterbild weist noch eine ganze Reihe von bestimmenden Zügen auf, die in dem engen Rahmen des Romans keinen Platz finden konnten. So sicher die menschliche Tragik Adolphes die Constants war, so sicher war der Mensch Benjamin Constant mehr als ein Adolphe.

Frau von Staël hatte jedenfalls keine Ursache, den Roman und seine Veröffentlichung als Kränkung zu empfinden. Daß sie es könne, scheint Constant gefürchtet zu haben, da er kurz nach dem Erscheinen des Buches noch aus London an Madame Récamier schrieb: „Ich fürchte, daß eine Person, auf die der Roman freilich nicht einmal von fern hindeutet, sich dadurch verletzt fühlen wird.“ Aber zwei Monate später sieht er sich dieser Befürchtung enthoben und kann an die selbe Adresse berichten: „Adolphe hat keinerlei Verstimmung zwischen mir und der Person hervorgerufen, deren unbegründete Empfindlichkeit ich fürchtete. Sie hat im Gegentheil meine Bemühung sehr wohl bemerkt, jede für sie kränkende Anspielung zu vermeiden.“ Auch Sismondi, der langjährige Hausfreund von Coppet und in diesem Fall ein Kronzeuge, erkennt in seinen Briefen an die Gräfin d'Albany besonders an, daß Constant von Ellénores Bild jeden Zug der Aehnlichkeit mit Frau von Staël sorgsam ferngehalten habe, aber in dem stürmischen, fordernden, verzehrenden Wesen ihrer Liebe sei das eigentliche Urbild freilich nicht zu verkennen und die Aehnlichkeit in diesem ausschlaggebenden Punkt sei zu frappant, um nicht alle sonstigen Unterschiede aus dem Feld zu schlagen. „Ich erkenne“, sagt er, „den

*) Eine deutsche Uebersetzung von Constants „Adolphe“ (bearbeitet von Joseph Ettlinger) erschien 1898 im Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.

Autor des Buches fast auf jeder Seite wieder und nie ist mir ein Selbstportrait von ähnlich verblüffender Treue vorgekommen. Er weiß alle seine Fehler und Schwächen verständlich zu machen, aber er entschuldigt sie durchaus nicht und bemüht sich nicht einmal, sie sympathischer erscheinen zu lassen. Es ist möglich, daß er in den ersten Jahren aufrichtiger in seiner Liebe war, als er sich im Roman darstellt; als ich ihn kennen lernte, glich er jedenfalls ganz und gar Adolphe, war er nicht mehr als Dieser fähig, Liebe zu geben, eben so wechselnd in seiner Stimmung, eben so bitter und eben so geneigt, aus Gutherzigkeit und Schwäche Diejenige, deren Herz er zerrissen hatte, immer wieder durch Versprechungen und Betheuerungen zu täuschen." Frau von Staël hat wohl gelegentlich erklärt, sie liebe diesen Roman weniger als alles Andere, was Benjamin geschrieben habe; aber es klingt beinahe wie ein ironisch-verstecktes Dementi, wenn sie hinzufüge: „Ich glaube nicht; daß alle Männer Adolphes sind; nur die eiteln sinds." Sie war es jedenfalls, durch die auch Lord Byron bei seinem Aufenthalt in Coppet den Roman kennen lernte. Er las ihn auf ihren Wunsch und schrieb noch im Juli 1816 darüber seinem englischen Freund Samuel Rogers (der zu Constants londoner Bekannten zählte): „Ich habe Constants ‚Adolphe' sammt seinem Vorwort gelesen, worin er bestreitet, nach Modellen gearbeitet zu haben Das Buch hinterläßt einen unerfreulichen Eindruck, wirkt aber sehr überzeugend in seiner folgerichtigen Darstellung einer erloschenen Liebe, dem vielleicht peinlichsten Zustand, der sich denken läßt. Ich bezweifle trotzdem, ob alle solche ‚liens' (wie er sie nennt) so unglücklich enden wie sein Held und seine Heldin."

Tiefer hat Constants Bekenntnißbuch ein paar Jahre später auf einen anderen zeitgenössischen Dichter, auf Franz Grillparzer, gewirkt, der am elften März 1829 in sein Tagebuch schrieb: „Gelesen: Adolphe von Benjamin Constant. Mit einem Einblick in das menschliche Herz geschrieben, der Denjenigen schaudert macht, der sich in einer ähnlichen Lage befunden hat oder befindet." Grillparzer befand sich in solcher Lage; und auch viele Andere glaubten, ein Stück ihres eigenen Selbst in Adolphe wiederzufinden. Selbst Sainte-Beuve, der sonst in der Beurtheilung Constants immer als Staatsanwalt auftritt, konnte sich der Bewunderung nicht entziehen; er nennt den Roman ein vollendet und köstlich gemaltes (freilich auf graue Leinwand gemaltes) Pastell. Seine besten Verehrer aber hat der Roman erst in unserer Zeit gefunden, der er mit der Handhabung der psychologischen Sonde Jahrzehnte vorausgeeilt war. Einige der feinsten Köpfe des modernen Frankreich haben seiner Meisterschaft auf diesem Gebiet gehuldigt: Anatole France, der einer der jüngsten „Adolphe"-Ausgaben die Einleitung gab, Paul Bourget, der in dem Werk schon das ganze Martyrium des esprit d'analyse, jenes Hanges zur Selbstzerlegung und Selbstzerfaserung zu finden erklärte, der in der Generation von heute schon so viele Opfer gefordert habe, und Emil Faguet, der in seiner Sammlung „Politiques et Moralistes du dix-neuvième siècle" dem „Adolphe" und seinem Verfasser eine tiefdringende Studie gewidmet hat.

In der mühelos beherrschten Differenzirung seelischer Verworrenheiten und ihrer fast mathematisch klaren Analyse ist „Adolphe" unbedingt die erste frühe Frucht des modernen psychologischen Romanes und man muß schon bis zu Flauberts „Education sentimentale" und weiter bis zu manchen russischen und skandinavischen Seelenmalern vordringen, um auf Aehnliches zu stoßen. Der Begriff der

Lebenslüge, den uns Ibsens Dramen geläufig gemacht haben, taucht hier zum ersten Mal als tragisches Motiv in der erzählenden Literatur auf. Bis dahin hatten die männlichen Romanhelden das Zeitwort „lieben" stets nur in der aktiven und transitiven Form konjugirt: „Adolphe ist der Erste, den nicht die Liebe selbst ergreift, sondern die zunächst gegenstandlose Sucht, geliebt zu werden. Sein Vorsatz „Je veux être aimé!" bezeichnet eine neue Etape in der Psychologie der Liebe: und es entspricht durchaus dieser seelischen Disposition, daß seine Wahl auf eine um zehn Jahre ältere Frau fällt, auf die „Frau von dreißig Jahren", deren literarische Entdeckung meist (nach Jules Janins Vorgang) erst Balzac gutgeschrieben wird. Die eigenthümliche, aufgeregte Gefühlswelt, in die viele Frauen am Nachmittag ihres Lebens eintreten, wenn die Leidenschaft sie noch einmal oder überhaupt zum ersten Mal trifft, dieser spätreife Nachsommer des weiblichen Herzens, der das erotische Erlebniß so viel schwerer und bitter-süßer, dunkler und tiefer, Verzicht und Enttäuschung aber um so grausamer empfinden läßt, hat in Ellénore das erste literarische Beispiel. Eine vorher unerschlossenes Klima der Frauenseele war damit der Darstellung gewonnen. Und zugleich vertritt die Geliebte Adolphes als Erste den gesellschaftlichen Magdalenentypus der um ihrer freien Liebe willen deklassirten Frau, dem die spätere Romanliteratur so viele Abstufungen gegeben hat, der Damen mit und ohne Kamelien, der weiblichen Asra, welche sterben, wenn sie lieben, ohne wieder geliebt zu werden.

In der Vereinigung solcher Eigenschaften und Besonderheiten erscheint dieser Roman als eine alte Kostbarkeit, um so mehr, als er nicht das Werk eines Dichters ist, sondern nur das eines geistreichen Schriftstellers, dem ein ungewöhnlich früh geschärftes Talent der Selbstbeobachtung in diesem Fall zu sagen gab, was er litt. „Ich könnte ihn heute nicht mehr schreiben", gesteht er sich selbst, als er den Roman ein paar Jahre nach der Niederschrift in Deutschland wieder liest, und es bedarf dieses Eingeständnisses kaum. Nur ein von langen seelischen Erregungen gepeitschtes, zu schmerzhaft feiner Empfindlichkeit gesteigertes Innenleben konnte diese einer wirklichen Dichtung so ähnliche Kritik des eigenen Herzens liefern. Sie war und blieb denn auch Constants einzige literarische Leistung, neben der das formlose „Journal intime" nur als Petschaft seiner Persönlichkeit Bedeutung hat.

Nach dem Zeugniß von J. J. Coulmann Constants Jünger, der das Originalmanuskript noch gesehen hat, hatte der Roman ursprünglich eine andere Fassung und einen Ausgang, der der Wirklichkeit besser entsprach: das Verhältniß zwischen Adolphe und Ellénore endete nicht mit deren Tod, sondern mit der Lösung des beiden Theilen zuletzt unerträglich gewordenen Bandes. Daran sollte sich als Fortsetzung und Gegenstück ein zweiter Roman schließen, der diesmal nach der weiblichen Hauptfigur „Cécile" benannt war und Constants Herzenserlebniß mit seiner zweiten Frau in absichtlicher Kontrastwirkung zu der umwölkten, zerrissenen Stimmung des „Adolphe" auf idyllisch-zartem, ungetrübtem Hintergrund behandelte. Dank dem Rath der klugen Lady Holland, in deren Haus Constant während der londoner Zeit verkehrte, verzichtete er darauf, diesen zweiten Theil mit dem ersten zusammen erscheinen zu lassen. Daß das fertige Manuskript existirt hat, bestätigt nicht nur Coulmann, sondern auch Sainte-Beuve, der es noch später, nach Constants Tod, in den Händen eines seiner Freunde gesehen hat.

Dr. Joseph Ettlinger.

Selbstanzeigen.

Der Organismus des Judenthums. Im Selbstverlag des Verfassers. Charlottenburg, Gervinusstraße 3. Geheftet 8 Mark.

Diese Schrift bietet die Einleitung in die von mir geplante Realkonkordanz der talmudischen Literatur. Es leuchtet wohl ein, daß ein solches Werk, dessen Ausführung ein ganzes Menschenleben beansprucht, nicht in Angriff genommen werden durfte, ehe die Grundlagen untersucht und das Material auf seine Tragkraft hin geprüft wurde. Es galt, zunächst festzustellen, welchen Werth denn eigentlich die talmudische Literatur für uns hat, für uns als Wissenschaftler, für uns als Juden, als Christen, als Kulturmenschen. Um einen Maßstab zu gewinnen, mußte vor Allem die Stellung dieser Literatur im Organismus des Judenthums ermittelt, mußte erklärt werden, wie das naive Judenthum der biblischen Zeit zu der raffinirten Denkart des Talmuds gekommen ist, welche Wesenszüge die jüdische Struktur in beiden Epochen aufweist und welche Einflüsse eine derartige Umbildung des Charakters bewirkt haben. Auf alle diese Fragen fand ich bei den Geschichtforschern keine befriedigende Antwort. Den Grund, daß der jüdische Organismus trotz aller Mühe bisher so wenig erkannt wurde, glaubte ich hauptsächlich in der rein rationalistischen Methode zu finden, auf welche die Wissenschaft vom Judenthum bisher angewiesen war.

Durch die übliche Zerlegung der jüdischen Geschichte in drei zusammenhanglose Epochen, in die biblische, talmudische und moderne, war der Forschung die Möglichkeit genommen, das in den Quellen der jüdischen Geschichte mangelhaft sich widerspiegelnde Bild von der Struktur und Funktion des Judenthums auf Grund der sinnlichen Wahrnehmung, die das Judenthum von heute bietet, zu rekonstruiren. Ich habe nun zunächst versucht, den Zusammenhang der jüdischen Geschichte von den Uranfängen bis auf die Gegenwart nachzuweisen, um mir auf diese Weise die Möglichkeit zu verschaffen, durch eine Vergleichung mit der Struktur und dem Geist des der Tradition treu gebliebenen Judenthums der Gegenwart die Grundzüge des biblischen und talmudischen Judenthums da, wo sie in den Quellen unklar erscheinen, annähernd zu ermitteln. Erst nach dieser Vorarbeit konnte der Versuch unternommen werden, die Entstehung und Entwickelung des Talmuds zu erfassen, seinen Einfluß auf das Judenthum und seinen Werth für die Wissenschaft im Allgemeinen und für die jüdische Geschichte im Besonderen festzustellen. Der Schluß enthält einen Bericht darüber, wie ich selbst nun die Realkonkordanz auszuführen beabsichtige. Den methodischen, aber nicht wesentlichen Aenderungen, die ich an dem ursprünglichen Plan vorgenommen habe, liegen folgende Erwägungen zu Grunde. Die Hauptaufgabe des geplanten Werkes bestand darin, den brauchbaren Theil der talmudischen Literatur herauszugreifen, ihn sachlich zu ordnen und hermeneutisch auszustatten. Die Fragen, was brauchbar ist oder nicht und in welche Fächer das Brauchbare einzureihen ist, können nicht immer mit absoluter Sicherheit beantwortet werden. Um hier das Angemessene zu finden und von der Richtigkeit der getroffenen Entscheidung zu überzeugen, sind die Beihilfe und die Autorität anerkannter Sachverständiger unentbehrlich.

Diese Unterstützung kann nur dann nützlich sein, wenn sie vor der definitiven Einordnung des Stoffes erfolgt. Nachher lassen sich bei einem solchen Werke begangene Fehler kaum gutmachen. Zu der großen Schwierigkeit, die nöthige Unter-

stützung zu gewinnen, kam noch eine andere hinzu. Um das Werk so, wie es ursprünglich geplant war, auszuführen, waren außerordentliche Mittel nöthig. Die Hoffnung, diese aufzubringen, hat sich aber als Täuschung erwiesen So entschloß ich mich, einen anderen Weg einzuschlagen, der voraussichtlich ans Ziel führen wird. Der Talmud (zunächst der babylonische) soll fortlaufend und unverkürzt abgedruckt werden. Jeder brauchbare Satz wird aus dem Zusammenhang herausgenommen, in eine besondere Zeile gebracht, vokalisirt, übersetzt, erklärt und mit der Signatur des Faches, in das er gehört, versehen. Das Werk soll periodisch erscheinen, etwa sechs Bogen monatlich; es dürfte einen Umfang von dreihundert Bogen haben, kann also in vier bis fünf Jahren hergestellt werden. Durch die Heraushebung und hermeneutische Ausstattung des brauchbaren Theiles wird dem Laien und dem Fachmann die Möglichkeit geboten werden, sich, ohne sich erst durch das stachelige Gestrüpp der nutzlosen Diskussion durchwinden zu müssen, rasch und mühelos einen Ueberblick über den sachlichen Gehalt des Talmuds zu verschaffen. Da das Werk periodisch erscheint, wird die Ausführung unter der Aufsicht und der Mitwirkung der öffentlichen Kritik fortschreiten können. Da jeder Satz signirt und räumlich durch eine besondere Zeile sich abhebt, so kann, wenn das Werk fertig ist, die Sammlung aller zu einem Fach gehörenden Sätze auf mechanischem Wege erfolgen Die Ausarbeitung der einzelnen Materien kann dann auch von solchen Fachleuten unternommen werden, die mit dem Originaltext nicht vertraut sind. Die Bearbeitung des historischen Theiles behalte ich mir selbst vor.

Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.

Das lockende Spiel. Vita Deutsches Verlagshaus. 4 Mark.

„Das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten“: so nennt, nach Goldberger, in meinem Buch die Schauspielerin Editha das Theater. Von diesem Land erzähle ich. Alltägliches und Absonderliches. Ich erzähle, wie im Herzen des Poeten ein Bühnenwerk sich bildet, wie es unter Wonnen und Qualen ausgetragen und geboren wird, wie nun das wunderliche Bündniß zwischen Bühnendichtung und Bühnenkunst, zwischen dem Poeten und der bunten Mimenschaar sich vollzieht, dem Werk seine endgiltige Gestalt zu verleihen. Und wie das Werk, so lasse ich auch die Bühne, auf der es sich darleben soll, erst werden: ein neues Theater wird gebaut, ein neues Ensemble gebildet. Und werden lasse ich nicht zuletzt die Herzen der Darsteller, der Schauspieler: zeige, wie hinter ihrer Berufsbethätigung, ihrem Kunstschaffen menschliches Ringen, Fehlen, Sühnen und Reifen steht. So habe ich versucht, ein Bild des modernen Theaters zu zeichnen: des Theaters, in dem, trotz aller Anpassung seiner Institutionen an bürgerliche Norm und Ordnung, noch Etwas von dem bunten Abenteurergeist lebt, der Goethes unnachahmlichen Theaterroman durchleuchtet. Diesen schillernden, flimmernden Geist, dies Stück Vagantenromantik im nüchtern korrekten Gefüge des modernen Lebens zu haschen, zu gestalten: Das war die einzige Aufgabe, die mein Buch sich gestellt hat. Ich glaube, ich bin kein Schönfärber gewesen, wenn auch mein Buch fast nur mit Ausnahmeschicksalen, mit dem Geschick der Großen sich befaßt, die sich „durchgesetzt“ haben und dennoch niemals zu Ende kommen mit dem unendlichen Ringen um die Krone der Kunst und des Lebens, mit dem Ringen aber auch wider die hundert Tücken, die in den finsteren Abgründen des „Landes der unbegrenzten Unmöglichkeiten“ lauern. Da: „'s ist ein elend, erbärmlich Leben. Möchts doch für kein anderes geben!“ Walter Bloem.

Die Depeschenzeitung.

Erfolg hat heutzutage nur der Psychologe, der Kenner der Volksseele. Es gilt, ihre Bedürfnisse zu erspähen, sie schon dann wahrzunehmen, wenn sie noch im Schlummerdunkel des Unterbewußtseins ruhen. Es gilt, Bedürfnisse zu säen, Bedürfnißkeime zu pflegen; und wenn Das nicht möglich ist, so müssen dem Volk eben die Bedürfnisse „suggerirt" werden. Finden oder erfinden. Wers kann, für Den liegt das Geld auf der Straße, und wenn er den Cylinder auf das gedankenträchtige Haupt stülpt, regnets Thaler.

Vor ein paar Jahren entdeckte ein Zeitungmann das neuste nationale Bedürfniß: die Depesche. Der Berliner, so sagte er sich (mit neuen Tricks wendet man sich immer an den Berliner), hat keine Zeit. Das heißt: er hat eine ganze Menge Zeit, mindestens für acht Seidel täglich, aber es schmeichelt ihm, zu hören, daß er keine habe. Wer reussiren will, Der künde zunächst, daß in der „Stadt der Arbeit", im deutschen New York für Drohnen kein Raum sei und daß Zeit Geld bedeute. Erstes Axiom also: der Berliner hat keine Zeit, er ist abends durch die harte Fron des Tages übermüdet und will nichts mehr lesen. Er ist nur noch für Beefsteak und Sensation empfänglich; Reflexionen darf man ihm nicht mehr zumuthen. Die Zeiten, wo der Familienvater nach dem Abendbrot bald schmunzelnd, bald kopfschüttelnd den Leitartikel las (den Leitartikel vom Typus Frenzel, sehr gebildet und meist mit einer historischen „Parallele"), wo die Kinder den Athem anhielten und die Ehefrau auf ihren Mann stolz war und sich von der Weihe des Staatsgedankens umwittert fühlte, diese Zeiten sind unwiderbringlich dahin. Der Berliner amerikanisirt sich. Nichts hört er lieber; wir müssen immer ein Volk haben, dem wir nachäffen: so selbstlos, im Sinn Nietzsches, sind wir. Also kann er nur noch die Drahtnachricht ertragen; Draht ist die Seele vom Zeitungsgeschäft.

Den höheren Ständen oder, wie man heute lieber sagt, den „Intellektuellen" war die neue Technik gleich plausibel. Auch ihrem Hochmuth that sie wohl. Die Reflexionen, so sprachen sie zu einander, können wir uns allein machen. Man gebe uns nur das Depeschenmaterial. Nur die Depesche ist uns ein Bedürfniß; mit dem judicium sind wir überreichlich versehen. Matter-of-fact-Menschen, wie wir sind, können sich mit Sentiments (und nun gar mit fremden) nicht aufhalten. Der wahrhaft moderne Typ ist das Nachrichtenblatt, das eine rasche Orientirung gestattet.

Da nun der Mittelstand und die Bourgeoisie förmlich nach diesem Typ schrie, so gabs einen Bombenerfolg; denn wenn Etwas wahrhaft modern ist und nur einen Sechser kostet, so zeigt sich der Berliner auch dankbar. Wir hatten also nun endlich das Blatt, das eine rasche Orientirung gestattet und dessen Lecture eine Zeitersparniß bedeutet. In zwei Minuten vermag ein

geübter Leser den ganzen Inhalt in sich aufzunehmen. Das ist noch nicht das Ideal — das Ideal ist, daß man das Blatt überhaupt nicht zu lesen braucht —, aber es ist doch zeppelinisch nah an der Lösung des Problemes.

Lange habe auch ich darauf geschworen, daß es „erreicht" sei; aber ich muß das Nachrichtenblatt wohl immer mit geschlossenen Augen gelesen haben. Als ich es neulich mit offenen Augen las, eine Depesche nach der anderen, bis zur ich weiß nicht wievielten, da sah ich, daß ich eine dupe war, wenn ich mir je eingebildet hatte, daß der neue Zeitungtyp durch seine Uebersichtlichkeit und Gedrungenheit eine rapide Assimilirung des Stoffes gestatte. Ich fand da etwa dreißig kürzere und leider auch längere Telegramme. Sie wiederholten oder widersprachen einander und zum größten Theil besagten sie gar nichts. Da hatte ich das Material; nun mußte es ja eine Kleinigkeit sein, sich ein Urtheil zu bilden. Ich arbeitete ein gutes Stündchen daran und transpirirte heftig. Dann aber gab ich es auf (weil ich an die Pflicht des Weltstädters dachte, die da ist, keine Zeit zu haben) und nahm ein Blatt in die Hand, das ein Kompromiß zwischen der alten und der neuen Technik darstellt. Hier, hoffte ich, würde ein Leitartikel mich der lästigen Aufgabe entbinden, mir ein Urtheil zu bilden. Zu meinem Erstaunen fand ich auch hier nur den Depeschenwust. Ich fand, daß in einem unaussprechlichen türkischen Ort um zwei Uhr zwanzig die Abdankung des Sultans als unvermeidlich galt, daß man sich um drei Uhr fünfzig aber der Ansicht zuneigte, eine Versöhnung werde zu Stande kommen. Um Vier schien es nur noch eine Frage der Zeit, daß ihn das Schicksal des sechzehnten Ludwig ereile; um vier Uhr fünf aber hatte ein ganz verschmitzter Spezialberichterstatter „unter Vorbehalt" das Gerücht verzeichnet, daß der Sultan durch einen unterirdischen Gang entwichen sei. Dazwischen stand dann auch, die Königin Wilhelmine sei heute zweimal im Park spaziren gegangen, und der „eigens Entsandte" hatte, um der Meldung mehr Kolorit zu geben, hinzugefügt: „Heute vormittag gewittert es fast unausgesetzt." Mir wurde jetzt klar, warum Strindberg die Zeitunglecture als einen „Sturzregen von Stecknadeln" bezeichnet, und aus der Kinderzeit fiel mir ein Clown ein, der einen anderen immerzu maulschellirt und ihm mit jeder neuen Maulschelle einen Brei ins Gesicht pappt. Mir war jetzt zu Muth ... wie dem Anderen. Doch gab ich es noch nicht auf, mir auf Grund des dargebotenen Materials mein Urtheil zu bilden. Schließlich legt ja doch die neue Technik einen besonderen Werth darauf, übersichtlich zu sein; vermuthlich waren also die wichtigeren Nachrichten durch den Druck hervorgehoben. Ich sah noch einmal in das wahrhaft moderne Blatt, aber, ach: Alles war fett gedruckt. Die Zeitung sah so schwarz aus, daß es wie Beileidsstimmung aus ihr herausströmte.

Im Ernst: so gehts nicht weiter. Diese Technik ist Grober Unfug, gegen den der Zeitungleser sich wehren muß. Sie ist ästhetisch unerfreulich. Der

Verleger protzt und der Redakteur schwitzt. Jedes Telegramm scheint zu schreien: Seht nur, was wir für Verbindungen haben, wie viel Geld wir ausgeben!" Und jedes Telegramm scheint zu stöhnen: Seht nur, wie wir uns strapaziren, wie beflissen wir Euch bedienen! Psychologisch gar fein erdacht, denn der Masse muß man zugleich imponiren und schmeicheln. So läßt der Athlet im Variété den Biceps schwellen und verneigt sich dann mit dienstwilligem Lächeln vor einem verehrlichen Publikum. Wer aber die Rechte des Lesers und die Pflichten der Presse gewissenhaft erwägt, Der muß protestiren.

Zunächst ist die Massenentsendung von Spezialberichterstattern unsinnig. Vier Augen sehen vielleicht mehr, aber keineswegs immer besser als zwei; und zwölf Augen erst recht nicht. Laufen doch ohnehin von gelegentlichen Mitarbeitern und den ständigen Auslandskorrespondenten schon genug Meldungen ein. Von den Zeitungen, wie sie heute in kritischen Augenblicken der Zeitgeschichte aussehen, gilt das Wort: „Denn ein vollkommener Widerspruch ist gleich geheimnißvoll für Weise und für Thoren." Mit etwas weniger Verschwendung und etwas mehr Organisation ließe sich viel Besseres erreichen.

Für den Redakteur aber muß das Motto lauten: Papierkorb! Er muß den Muth haben, fünf Sechstel der theuren Depeschen als Makulatur zu behandeln. Alle Wiederholungen, seien sie in der Form noch so verschieden, müssen vernichtet werden und nur die eine Meldung darf übrig bleiben, die der Thatsache am Besten entspricht. Er muß den Fleiß haben, die Depeschen zu kondensiren. (Hier heißts, Geld ausgeben, damit diese wichtigste und keineswegs leichte Arbeit von geschulten Kräften im Eilzugstempo geleistet werde.) Er muß das Urtheil haben, das ihm ermöglicht, unsinnige Hypothesen auszuschalten und die beachtenswerthen Meldungen zu einem Bilde zu kombiniren.

Die redaktionelle Leistung, die wir heute in einigen „führenden" berliner Blättern vor uns haben, ist erbärmlich. Das Publikum weiß nicht aus noch ein: und die Folge davon ist die, daß es sich, wenn die erste Erregung verrauscht ist, ganz und gar desinteressirt. Unsere Zeitungen (excipiendis exceptis) beschäftigen sich immer nur mit einer einzigen Frage; sie sind in dieser Hinsicht einer hohen Regirung nicht unähnlich. Acht Tage lang starren sie wie hypnotisirt nach dem Yildiz, bis der Basiliskenblick einer neuen Sensation sie anzieht und . . . aufs Neue lähmt Mancher ißt gern Irish stew; aber will er darum acht Tage lang Irish stew, nichts als Irish stew und täglich fünf Portionen davon essen? Wir brauchen die ruhige, gleichmäßige Aufmerksamkeit der Nation für die politischen Dinge; der Wechsel zwischen Gaumenkitzel und Uebersättigung, Gier und Ekel ist höchst ungesund. Ihn bringt aber unsere Zeitungtechnik hervor und muß ihn hervorbringen.

Diese Betrachtungen sind den Vertretern des neuen Typs gleichgiltig; sie fühlen sich nicht als Erzieher der Nation, sondern als Berichterstatter; sie

wollen nicht reformiren, sondern informiren. Das sprechen sie ungenirt aus und Cynismus ist besser als cant. Aber sie können nicht unempfindlich gegen den Vorwurf bleiben, daß das wahrhaft moderne Blatt nicht hält, was es versprochen hat. Sie versprachen uns Material zur Meinungbildung, während sie nur „der Menschheit Schnitzel kräuseln"; sie versprachen Zeitgewinn und verursachen Zeitverlust; sie versprachen, uns anzuregen, und stumpfen uns ab.

Die „objektive Berichterstattung" ist eine Illusion, eben so wie die objektive Geschichtschreibung. Der Leser, der sich, seiner intellektuellen Unabhängigkeit froh, auf Grund des „Thatsachenmaterials" eine eigene Meinung bilden will, darf nicht vergessen, daß dies Material schon nicht mehr Rohstoff, sondern Halbfabrikat ist. Er sieht durch die Medien des Berichterstatters und des Redakteurs und muß sich dieser Fehlerquellen bewußt bleiben. Und deshalb will es mir scheinen, als ob wir die amerikanisirte Zeitung getrost wieder europäisiren sollten. Die Nachrichtenblätter werden sich entschließen müssen, zur subjektiven und reflektiven Methode, zur Methode der geistigen Arbeit, der politischen Entschließung zurückzukehren. Der Thatsachenverschleiß allein thuts nicht. Wenn der Redakteur keine eigene Meinung besitzt, wird sich auch der Leser keine bilden. Und ohne ein Bischen Idealismus ist unser Beruf unerträglich. So gehts nicht weiter.

Eduard Goldbeck.

Vermögenskonfiskation.

Heute, da der Kampf um die Erbschaftsteuer tobt, empfiehlt es sich, nach Burckhardts Griechischer Kulturgeschichte zu greifen und sich in die Blüthezeit der Demokratie zu versetzen. Man denke: das Volk vollkommen souverain, also, wie alle Souveraine, steuerfrei (wenigstens in seiner Mehrheit), dabei von königlicher Freigiebigkeit (auf Staatskosten), wenn es sich um die Erfüllung „sozialer Forderungen" handelt: Errichtung prächtiger öffentlicher Gebäude, üppige Feste und Schmausereien für das Volk, Dotirung einer Theaterkasse (Theorikon) die dem Volk den unentgeltlichen Besuch der Theater ermöglichte, und Aehnliches mehr. Wenn die Staatskasse leer war, gab es zwei Hauptmittel, sie wieder zu füllen: entweder fiel die stärkere Polis über die schwächere her, machte die Einwohner nieder und nahm weg, was sie vorfand (Das war unbequem und gefährlich, denn die Uebefallenen, die genau wußten, was ihnen bevorstand, wehrten sich wie die Verzweifelten); oder die Volksversammlung verurtheilte eine Anzahl reicher Mitbürger durch Ostrakismos oder Atimie zur Vermögenskonfiskation. Das war ungefährlich und zugleich bequem. So wurde denn die Vermögenskonfiskation allmählich eine ständige Staatseinnahme. Ein paar Sätze Burckhardts schildern vortrefflich die damaligen Zustände und zugleich die unerbittlichen letzten Konsequenzen des demokratischen Staatsprinzips, denn das selbe Bild, das Griechenland bietet, zeigt

Rom zur Zeit der Gracchen und des Marius, zeigt Frankreich in der Zeit des Direktoriums. „In Griechenland begann, als die Gleichheit da war und man nicht mehr um Prinzipien und Rechte zu kämpfen hatte, der Krieg zwischen Arm und Reich, in manchen Städten schon sogleich mit Eintritt der Demokratie, anderswo nach einer längeren oder kürzeren Zwischenzeit der Mäßigung. Es beginnt die Tyrannei der Mehrzahl gegen die Minderzahl, eine Tyrannei, welche die eines Einzelnen um so viel an Unerträglichkeit übertrifft, als die Begierden der Menge unersättlicher sind. Jetzt merkte der Arme, daß er als Herr der Stimmen auch Herr des Besitzes werden könne. Immer von Neuem erhob sich das Streben der bösen Rhetoren und Demagogen, Die, welche Etwas zu besitzen schienen, den Nichtsbesitzenden gleich zu machen. Der Besitz hatte alle Weihe verloren und Jeder maß sein Recht nur noch nach seinem sogenannten Bedürfniß (Das heißt: Gelüsten). Und für all Dies genügte eine momentane Stimmenmehrheit." Die Folgen dieser Demokratisirung sind bekannt: als die Römer ihr 146 vor Christus ein Ende bereiteten, war das Land völlig verarmt und verwüstet.

Wenn man den Streit um die Erbschaftsteuer beobachtet, kann man den Gedanken nicht abweisen, daß die Wiederkehr einer Zeit, in welcher die Vermögenskonfiskation eine ständige Staatseinnahme abgeben soll, bevorsteht, ja, daß sie bereits begonnen hat. Ostrakismus und Atimie sind zwar veraltete Mittel; an ihre Stelle ist aber ein eben so wirksames gekommen: die progressive Steuer.

Progressive Steuern tragen nicht nur stets den Stempel der Willkür an sich, sondern sie werden, man mag sie ausgestalten, wie man will, von fast allen Gesellschaftklassen als ungerecht empfunden; Der nur, der gar nichts zu steuern braucht, ist zufrieden. Weit entfernt, einen sozialen Ausgleich zu schaffen, wecken sie geradezu den Neid und den Klassenhaß. Dabei enden sie regelmäßig mit einem Mißerfolg. Man denke an das Fiasko der progressiven Fahrkartensteuer: heute fahren aus purem Unmuth über die prozentual ungleichen Zuschläge unzählige Leute Zweiter oder Dritter Klasse, die es sich sehr wohl leisten könnten, Erster Klasse zu fahren. Man denke an die im Jahr 1906 eingeführte progressive (gestaffelte) Brausteuer: das bis dahin blühende Braugewerbe wurde durch das gestaffelte System dieser Steuer binnen Jahresfrist fast ruinirt und wird jetzt durch die neue, abermals gestaffelte Steuer, die, der ungleichen Belastung wegen, eine Abwälzung unmöglich macht, wohl völlig entkräftet werden. Ueber eine Milliarde Mark hat das deutsche Nationalvermögen seit zwei Jahren durch die plötzlich eingetretene Entwerthung der Brauereien eingebüßt; und trotz Alledem entsprach die Steuereinnahme und der erhoffte soziale Erfolg nicht im Entferntesten der Schätzung der Gesetzgeber. Man denke an die „sozial weit vorgeschrittene" Stadt Zürich, die eine progressive Einkommensteuer bis zu fünfundzwanzig Prozent eingeführt hat. In hellen Haufen haben die reichen Leute die Stadt verlassen, die eleganten Miethwohnungen und Villen stehen leer und die Geschäftsleute klagen bitter über mangelnden Verdienst. Daß man dem Grundsatz „Gleiches Recht für Alle" huldigen und dennoch die progressiven Steuern verwerfen kann, beweist die Republik Frankreich mit ihrer in der Vorbereitung begriffenen Einkommensteuer.

Ich bin für die Besteuerung des von direkten Abkömmlingen und Ehegatten ererbten Besitzes. Trotzdem würde ich es geradezu für ein nationales Unglück halten, wenn die Regirungvorlage Gesetz geworden wäre. Zugegeben wurde ja sofort, daß

die Erhebung der Steuer von Nachlässen, die in der Land- und Forstwirthschaft angelegt sind, eine gewisse Härte habe, da es den Erben oft nicht leicht sein würde, den Steuerbetrag flüssig zu machen; zur Erleichterung wurde Ratenzahlung vorgeschlagen. Mit Recht. Aber ists etwa anders bei Nachlässen, die in industriellen Unternehmungen angelegt sind? Drei Prozent des Landbesitzes kann man zur Noth verkaufen und die Steuer bezahlen, aber drei Prozent einer (vielleicht noch mit Schulden belasteten) Fabrik niemals; das Geld müßte, vielleicht zu Wucherzinsen, aufgenommen werden. Was also für die Landwirthschaft recht ist, sollte doch auch für die Industrie billig sein. Und weiter: Hinterläßt ein Mann eine Million Mark und zehn Kinder, so zahlt jedes Kind auf sein Erbtheil von hunderttausend Mark drei Prozent Nachlaßsteuer, das einzige Kind eines Mannes, der hunderttausend Mark hinterläßt, für das gleich große Erbtheil aber nur 1,2 Prozent; hinterläßt hingegen ein Mann hunderttausend Mark und zehn Kinder, so zahlt jedes Kind für sein Erbtheil von zehntausend Mark 1,2 Prozent Steuer, das einzige Kind eines Erblassers von zehntausend Mark gar nichts. Giebt es für diesen Besteuerungmodus einen halbwegs plausiblen Grund? Wo bleibt das heilig gesprochene Prinzip von der „stärkeren Belastung der stärkeren Schultern?“ Fast scheint es, als ob in dieser Bestimmung die ganze Mißgunst der besitzlosen Klasse zum Ausdruck gebracht werden sollte: der Tote soll wenigstens in seinen Kindern dafür gestraft werden, daß er es bei Lebzeiten zum wohlhabenden oder gar zum reichen Mann gebracht hat. Schon dieser Fall zeigte, daß die Nachlaßsteuer als ungerecht zu verwerfen und durch eine Erbanfallsteuer zu ersetzen war. Da aber dann die Zahl der steuerfreien Nachlässe (unter zwanzigtausend) enorm vermehrt und die Steuer ziemlich unergiebig sein würde, so muß jeder Erbtheil, auch die kleinen (vielleicht mit Ausnahme der kleinsten, unter zweitausend Mark) steuerpflichtig gemacht werden. Wäre es wirklich so unerträglich, wenn der Erbe eines Nachlasses von zweitausend Mark davon zwanzig Steuer bezahlen müßte? Nur dem mächtigen Schutze des Deutschen Reiches, heißts, habe der Erblasser zu danken gehabt, daß er es zu einem Vermögen gebracht habe. Gut! Aber warum bliebe dann bis zu zwanzigtausend Mark Alles steuerfrei? Sind diese kleinen Vermögen nicht auch unter dem Schutz des Reiches angehäuft worden? In dem selben Athem, in dem man nach einer „Besitzsteuer“ schreit, fügt man hinzu, das Beste an dieser Besitzsteuer sei, daß neunzig Prozent aller Besitzenden sie nicht zu zahlen brauchen. Und dann: die Steuer ist progressiv. Warum? Macht der reiche Mann höhere Zinsen als der kleine Rentner? Sie beginnt mit dem winzigen Satz von einhalb Prozent und steigert sich in scharfer Progression bis zu dem unerträglich hohen Satz von drei Prozent. Und selbst Dieses nur vorläufig! Wie die Steuer künftig sein wird, wer gar nichts, wer wenig, wer viel, wer vielleicht bis zu neunundneunzig Prozent zu zahlen haben wird: Das bestimmt in seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit und seiner Selbstlosigkeit (genau wie in Altgriechenland) eine Art Scherbengericht, dessen Mehrheit aus Besitzlosen oder beinahe Besitzlosen besteht. Es ist doch wohl klar, daß die Nachlaßsteuer nicht lange unverändert bleiben wird. Bei jeder Reichstagswahl wird sie den Hauptköder zum Stimmenfang abgeben; jeder Reichstagskandidat wird den Rivalen in dem Versprechen zu überbieten suchen, die steuerfreie Grenze hinaufzusetzen und „die starken Schultern“ noch mehr zu belasten. Und wer wird den Sieg aus diesem Wettbewerb davontragen? Die Partei, die an dem Fortbestehen

der Gesellschaftordnung und der jetzigen Staatsform kein Interesse hat, deren Zusammenbruch sie nicht nur nicht verhindern, im Gegentheil herbeiführen will: die Sozialdemokratie. Ungemein naiv sind die Politiker, die sich der Hoffnung hingeben, man könne mit dieser „echt sozialistischen“ Nachlaßsteuer der Sozialdemokratie das Wasser abgraben. Im Gegentheil: Hunderttausende und Millionen, die heute gar nicht daran denken, dem Sozialdemokraten ihre Stimme zu geben, werden es künftig thun, und zwar in wohlverstandenem eigenen Interesse: die Sozialdemokratie, heißts dann, ist zwar für eine Expropriation der großen Vermögen, aber auch für die Abschaffung der Zölle und der indirekten Steuern, also für die Verbilligung der Lebensmittel; kurz für Alles, was auch dem Mittelstand erwünscht wäre.

Schon jetzt benutzen die Herrn Abgeordneten die Erbanfallsteuer, um sich bei der breiten Wählermasse beliebt zu machen; daraus kann man schließen, wessen man sich für die Zukunft zu versehen hat. Der nationalliberale Abgeordnete Dr. Osann will die Nachlässe erst von 50 000 Mark an versteuert wissen; dem Centrumsabgeordneten Bachem ist der Höchstsatz von 3 Prozent noch lange nicht hoch genug; und der freisinnige Abgeordnete Müller-Meiningen hat eine Erbschaftsteuer ausgedacht, die dem rabbiatesten Sozialdemokraten zur Ehre gereichen würde. Wenn es nach Herrn Müller ginge, blieben Erbanfälle an Ehegatten und Kinder bis zu hunderttausend Mark völlig steuerfrei; von da ab soll die Steuer 1 bis 2 Prozent betragen, dann von Großeltern auf Enkel bis zu 4 Prozent, von Onkel auf Neffen bis zu zwanzig Prozent, von Großonkel auf Großneffen bis zu fünfundzwanzig Prozent und von entfernteren Verwandten oder Nichtverwandten bis zu 62½ Prozent. Natürlich ist Herr Müller-Meiningen auch dafür, daß der Staat die Nachlässe von Personen einzieht, die ohne Testament und ohne nahe Verwandte gestorben sind. Geschieht ihnen schon recht; warum haben sie nicht testamentarisch über ihren Nachlaß verfügt? Denn Niemand denkt daran, das Testirrecht beschränken oder das Erbrecht aufheben zu wollen. Beileibe nicht! Wenn aber ein solcher Mann ein Testament macht und einen entfernten Verwandten zum Erben einsetzt, dann begnügt sich der Fiskus, nach dem Vorschlag des Herrn Müller, mit nur 62½ Prozent. Kann man da noch leugnen, daß es auf eine Aufhebung des Erbrechts, auf eine Vermögenskonfiskation abgesehen ist? Die paar Stimmen der Reichen fallen eben nicht ins Gewicht; also sind sie vogelfrei. Daß auch der Reiche Anspruch auf Gerechtigkeit nnd Schutz seines Eigenthums hat, ist eine längst überwundene Ansicht. Nur auf den Beifall der Menge kommt es an.

Man wird einwenden, ganz souverain sei das Proletariat noch nicht; die Regirung habe auch noch Etwas zu sagen und nichts könne bei uns Gesetz werden, was nicht die Billigung des Bundesrathes finde. Ach ja! Das ist richtig! Aber wer zweifelt daran, daß in fünf bis zehn Jahren die Finanznoth wieder so groß sein wird wie heute? Dann muß die Regirung das Geld nehmen, wo sie es kriegt, und der stark sozialistisch besetzte Reichstag wird es ihr nur unter der Bedingung bewilligen, daß die Reichen noch mehr geschröpft werden, als sie es bereits sind.

Ein widriges Schauspiel bieten die Herren Professoren, die Bildner unserer Jugend. Sie wecken uns die Erinnerung an den berüchtigten General Custine. Als Der im Jahr 1792 an der Spitze seiner Sansculotten von Mainz gegen Frankfurt gezogen kam, um die Stadt zu brandschatzen, erließ er eine schwungvolle Proklamation an die Einwohner und sagte darin, sie möchten keine Angst haben,

er krümme ihnen kein Härchen; seine Parole sei „Friede den Hütten und Krieg den Palästen“; und er forderte die ärmeren Bürger auf, mit ihm vereint ihre reicheren Mitbürger auszuplündern. Es wird für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte Frankfurts bleiben, daß die Bürger den Lockungen des Generals widerstanden. Sie erklärten sich solidarisch, erlegten gemeinsam die schwere Kriegskontribution und befreiten die Geiseln. Was General Custine damals gethan hat, thun heute die Professoren. Ist es nicht eine Frivolität, wenn diese Herren den Bauern zurufen, sie könnten gar nicht begreifen, weshalb Die sich so sehr gegen die Nachlaßsteuer sträubten: neunzig Prozent von ihnen gingen ja frei aus, nur den großen Gutsbesitzern wolle man an den Geldsack; warum sie denn für diese paar Leute die heißen Kastanien aus dem Feuer holen wollten. Die Bauern verdienen Lob, nicht Tadel für ihr Solidaritätgefühl. Außerdem unterschätzen die gelehrten Herren die Klugheit der Bauern: selbst der dümmste Bauer ist noch klug genug, um schnell zu begreifen, daß, wenn er auch vorläufig von der Steuer verschont bleiben soll, das Reich nicht dauernd auf die Nachlaßsteuer aus den kleinen Vermögen verzichten kann, eben so wenig wie die Einzelstaaten auf die Einkommensteuer aus dem kleinen Einkommen bis zu dreitausend Mark verzichten könnten, die, trotz dem geringen prozentualen Steuersatz, vierunddreißig Prozent des Gesammtbetrages der Einkommensteuer aufbringt. Der Bauer weiß, daß auch für ihn die Stunde schlagen wird, wo er zahlen muß, und daß er dann nicht, wie Andere, nicht an die Scholle Gebundene mit seiner Habe ins Ausland flüchten kann. Freilich: daß er gar nichts zahlen will, ist nicht hübsch von ihm.

Was müßte nun die Folge sein, wenn die Regirungvorlage Gesetz würde?

1. Die Einwanderung reicher Fremder wird aufhören. Man halte Umschau in den größeren Städten Deutschlands, wie Berlin, Hamburg, Dresden, Frankfurt Wiesbaden, Freiburg, München. Ueberall findet man eine große Anzahl reicher, zum Theil sehr reicher Leute, die ihr Vermögen im Ausland erworben und sich in diesen deutschen Städten dann zur Ruhe gesetzt haben. Niemand glaubt wohl, daß künftig viele Leute so thöricht sein werden, sich in einem Staat niederzulassen, wo „eine Mehrheit von Besitzlosen die Herrschaft über ihr Portemonnaie hat“.

2. Die mobilen Vermögen werden in die Banken des Auslandes getragen werden, weil man sie vor den Fingern des deutschen Fiskus sichern will. Das ist einfach ein Gebot der Vorsicht. Denn wenn man schon jetzt, mitten im Frieden, vor einer ungerechten Behandlung der Reichen nicht zurückschreckt: um wie viel weniger wird mans in der Zeit der Noth, vor Ausbruch eines Krieges oder gar, wenn der Feind im Land steht, thun? Der Reiche darf dann gewiß nicht auf Schonung rechnen; ihm wird man einen großen Theil seines Vermögens wegnehmen. Darum wird schon jetzt gar Mancher dahin streben, sich reisefertig zu machen, so wenig Geld wie möglich in Immobilien anlegen, keine Hypotheken ausleihen, die ausgeliehenen kündigen und sein zum größten Theil aus Werthpapieren bestehendes Vermögen in den ersten Banken des Auslandes in Sicherheit bringen.

3. Die Steuerhinterziehung wird fröhlich blühen. Brutaler Gewalt gegenüber bleibt dem Bedrohten nur List und Betrug als Vertheidigungmittel; er handelt in der Nothwehr. Für das bewegliche Vermögen wird es nicht schwer sein, sich der ungerechten Besteuerung zu entziehen.

4. Die reichen Leute werden auswandern. Nicht alle; viele werden bleiben,

namentlich solche, die durch Immobilienbesitz an die Scholle gefesselt sind oder lohnende Berufe treiben. Auswandern werden besonders Rentner, also gerade Leute, die für Staat und Kommunen sehr angenehme Bürger sind, da sie Keines Erwerb schmälern und Geld unter die Leute bringen. Die Auswanderung hat schon begonnen; unter dem Druck der progressiven Kommunalabgaben. Die Ausgewanderten wurden in anderen Ländern mit offenen Armen aufgenommen; einzelne Kantone der Schweiz haben ihnen zehnjährige Steuerfreiheit garantirt. Immer wieder muß betont werden: Vor einer einheitlichen Steuer, möge sie noch so hoch sein, würde Niemand die Flucht ergreifen; nur die progressive Steuer wird als unerträglich empfunden und erregt Furcht vor ihrer künftigen, noch räuberischeren Ausgestaltung. Verzieht aber nur ein kleiner Theil der reichen Leute ins Ausland, so wird der ganze Nutzen, den die Progression bringen soll, aufgehoben.

5. Die Wohlthätigkeit wird eingeschränkt werden. Nur gemeiner Undank kann sagen, unsere reichen Leute seien ihrer sozialen Pflichten nicht eingedenk. Auch der Durchschnittsmillionär giebt für Wohlthätigkeitzwecke heutzutage sehr viel aus. Das wird anders werden. Ein reicher Mann sagte mir neulich: „Mich läßt die Steuersache einstweilen kalt. Den Betrag, den die neue Steuer mir abpressen will, werde ich eben der Wohlthätigkeit entziehen. Und im schlimmsten Fall ist ja die Grenze nicht weit.“ Das ist ein beachtenswerthes Symptom.

6. Die reichen Leute werden sich organisiren. Da sie völlig schutzlos der Willkür des Proletariates preisgegeben sind und an Regirung oder Volksvertretung keinen Rückhalt haben, ist Dies ihr einziges Schutzmittel. Die Forderung der Organisation wird lauten: „Abschaffung aller progressiven Steuern.“ Nachdruck können sie ihrer Forderung verleihen durch gemeinsame zeitweilige Sistirung der Wohlthätigkeit und durch die Boykottirung deutscher Anlagewerthe.

Die reichen Leute unter einen Hut zu bringen, dürfte nicht allzu schwer sein; zumal es ihrer recht wenige giebt und die Erbitterung über die Art, wie man mit ihnen umspringt, groß ist. In Preußen leben 12 025 Personen mit einem Vermögen von $1/2$ bis 1 Million Mark, 5294 mit 1 bis 2 Millionen und 3083 mit mehr als 2 Millionen. Die Zahl der „reichen Leute“ in Preußen beträgt also nur 20 402; zum Erbarmen wenig, wenn man England in Vergleich zieht, wo man im Jahr 1901 allein 799 187 Rentner zählte (darunter 455 377 aus „ererbtem Besitz“). Wer das theure Leben in England kennt, irrt wohl nicht in der Annahme, daß die meisten dieser Rentner mehr als zwanzigtausend Mark Rente haben werden. Hierzu kommt noch die riesige Zahl der reichen Engländer, die einen Beruf haben. Reiche Leute sind also in Preußen verhältnißmäßig rar. Um so unverständlicher ist der Wunsch, diesen Wenigen die Hauptlasten des Staates aufzupacken, damit Andere frei oder fast frei ausgehen, und ruhigen Bürgern ihr Vaterland zu verleiden, bis sie ans Auswandern denken.

Und warum das Alles? Man führe eine einheitliche Erbanfallsteuer von 1 Prozent ein, unter Freilassung der kleinen Erbschaften unter zweitausend Mark, und verbürge durch die Reichsverfassung, daß diese Steuer niemals progressiv wachsen kann. Sie würde viel Geld einbringen, nicht allzu schwer zu tragen sein, ließe das Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, nicht aufkommen, und würde ängstliche Gemüther auch über die Zukunft beruhigen.

Frankfurt a. M. Rudolf Stern.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Mai 1909.

Von Posadowsky zu Bethmann.

Es ist eine der melancholischsten Erscheinungen auf unserer auch sonst rechtschaffen melancholischen Welt, wie schnell allemal hinter Einem, der von uns ging, die Lücke sich schließt. Ein paar Tage, wenns hoch kommt, ein paar Wochen rauschen die Gedächtnißartikel durch die Blätter. Dann treten neue Gestalten auf den Plan und zwingen uns, mit ihnen uns zu beschäftigen. Als Graf Artur Posadowsky am neunundzwanzigsten Juni 1907 aus seinen Aemtern gerissen wurde, haben Viele gemeint (ich selbst war unter ihnen): den Verlust des einzigen Mannes würde die deutsche Oeffentlichkeit nicht verwinden können. Der lebt nun noch immer unter uns, rüstig und ungebrochen an Körper und Seele; und auch das Herz des auf eine edle Art leidenschaftlichen Mannes wird wohl nach wie vor diesen staatlichen Dingen schlagen, die er ein Jahrzehnt hatte meistern dürfen. Aber wer denkt noch groß an ihn? Wer empfindet, außer ein paar Getreuen, den beschämenden Jammer, daß in einer Zeit, die nach Persönlichkeiten hungert, da im politischen Betrieb bis zur Uebersättigung das (nicht immer ehrbare) Mittelgut dominirt, solche Kraft uns feiern muß?

Nur der Lebende hat Recht. Auf unseren besonderen Fall angewendet: nur der im Amt befindliche Minister. Den umdienern sie schon, wenn ihm erst mit der Würde die Kapazität kam. Ist er noch dazu, wie Herr von Bethmann-Hollweg, ein Mann von starken Gaben und glücklicher Hand, so fallen ihm auch die Aufrechten und Ehrlichen zu.

Ein jeder Tag gebiert eben neue Ziele, neue Pflichten. Wer uns da hilft und fördert, ist unser Mann. Zu rückschauender Sentimentalität haben wir allesammt keine Zeit.

Und Herr von Bethmann (Niemand kann Das im Ernst bestreiten) hat eine glückliche Hand. Des Grafen Posadowsky letzte Jahre waren äußerlich ein Wenig steril gewesen. Von zu vielen Seiten drang nachgerade emsige und unerbittliche Feindschaft auf ihn ein: Das hatte ihn zurückhaltend gemacht, abwartend, vorsichtig; ließ ihn manchmal wohl über dem Wägen das Wagen vergessen. Aber an diesem Wägen selbst war nicht gespart worden Im Reichsamt des Innern, dessen eifrigster Arbeiter sein Chef war, wurde unabläßig gearbeitet; und als Posadowsky ging, hinterließ er seinem Nachfolger ein stattliche Reihe bis ins Detail fixirter Entwürfe als Erbe. Das Gesetz über den Schutz der Heimarbeiter in der Cigarrenindustrie (das, nebenbei bemerkt, über Jahr und Tag im preußischen Staatsministerium gelagert hatte); die Entwürfe über die Versicherung der Witwen und Waisen und die Krankenversicherung der landwirthschaftlichen Arbeiter und Dienstboten, die schon nach Posadowskys Plan in die Kodifikation der sozialpolitischen Gesetze hineingearbeitet werden sollten; die Novelle zur Gewerbeordnung über die Höchstarbeitzeit der gewerblichen Arbeiterinnen, die Hausarbeit und die technischen Angestellten; einen Entwurf über die Arbeitkammern und Vorarbeiten für das Vereinsgesetz. Aus diesem Erbe, das noch um die eine oder andere Ziffer vermehrt werden könnte, brauchte Herr von Bethmann zunächst nur auszutheilen. Zugestanden muß werden, daß ers nicht automatisch that, daß er gewissenhaft die überkommenen Vorlagen prüfte und sie hier und da seinen anders gearteten Auffassungen anpaßte. Aber steril war der Mann, der Solches in nach außen thatenarmen Jahren aufgehäuft hatte, keineswegs gewesen. Dennoch kann man zweifeln, ob es ihm gelungen wäre, so viel davon wie sein Nachfolger in den schützenden Hafen des Reichsgesetzblattes zu bringen. Beim Grafen Posadowsky (ich deutete es vorhin schon an) begannen die Schwierigkeiten bereits im Schoß des Staatsministeriums; und hatte er, diesen Einwänden zu begegnen, seine Entwürfe mit zahllosen Wenn und Aber bepackt, dann zerfetzten sie (man denke nur an die Vorlage über die Berufsvereine) ihm Die im Reichstag und ziehen, seines Leidensweges unkundig, den freimüthigsten Minister, den Preußen-Deutschland im letzten Menschenalter gehabt hat, philisterhafter Illiberalität. Er paßte, kurz gesagt, nicht mehr in unsere

Zeit. Während er unablässig an sich arbeitete in der Richtung, zu der er weit hinter des Lebens Mittagshöhe sich durchgerungen hatte, war die Empfindungwelt der Zeitgenossenschaft eine andere geworden. Man sprach wohl noch immer (und mehr vielleicht, als mit der Oekonomie unserer öffentlichen Diskussion sich vertrug) von Sozialpolitik. Aber jede der Parteien, die so eifervoll und um die Wette sich zu solcher Fortführung sozialreformerischer Arbeiten bekannte, verband damit im Grunde einen anderen Sinn. Und wer genauer hinhörte und, die Stimmen wägend, die Summe zog, fand leicht, daß sich für das viel citirte Schlagwort „Nun erst recht Sozialpolitik!“ kein sonderlich freundliches Echo ergab. Man braucht in diesen Tagen, da Todesschauer den Block umwehen, sich nicht erst mit dem albernen Gerede herumzuschlagen, daß Posadowsky scheiden mußte, weil er in die neue Parteigruppirung sich nicht fügen wollte. Mit der hätte er sich schon abgefunden, wenn er auch (wie übrigens in allen Parteien viele Männer) nicht gerade zu den inbrünstigsten Verehrern des Blockgebildes gehört haben mag. Aus anderer Ursache war seine Stellung unhaltbar geworden. Der Minister, der den kühnen Satz geprägt hatte: „Besitz ist keine Tugend, Besitz ist auch meist kein Verdienst“, den sein Gewissen zwang, in tief aus dem Inneren quellenden Worten immer wieder den auf des Lebens Sonnenseite Pilgernden den Spiegel vorzuhalten und sie zu einer ethischen Erfassung ihrer gesellschaftlichen Pflichten aufzurufen, hatte nachgerade allen Kontakt mit einem Geschlecht verloren, das zunächst einmal gewillt schien, selbstgerecht und gegenwartfroh dem Tag zu leben und von der Arbeit, die es unter dem Einfluß anderer Impulse in den Vorjahren für die handarbeitenden Schichten vollbracht hatte, bei der Sorge für die eigene sich zu erholen. Graf Posadowsky (kein Staatsmann und wohl überhaupt kein ins Große Wirkender entgeht diesem Geschick) war an den toten Punkt gelangt. Er konnte wohl in stiller Studirstube Entwürfe aufhäufen; sie durch das unruhevolle Meer der Bundesraths- und Reichstagsverhandlungen in den schützenden Port zu geleiten, bedurfte es anderer (wie die Dinge lagen: glücklicherer) Hände.

Graf Posadowsky selbst hatte diese Wandlung längst erkannt. Neulich, auf der frankfurter Tagung der Gesellschaft für Soziale Reform, hat er in frisch zupackender Charakteristik für sie auch den rechten Ausdruck gefunden. Er warnte davor, allzu vertrauensselig auf den landläufigen sozialreformerischen Eifer zu bauen: die schönsten sozialpolitischen An-

regungen, meinte er, kommen von Leuten, die gar nicht die Absicht haben, ihre Vorschläge auch zu verwirklichen. Und unter ihnen sei mehr als Einer, den nur die Sorge um das Mandat veranlasse, sich sozialreformerisch zu drapiren. Man kann den Dingen nicht schärfer, vielleicht auch nicht mitleidloser ins Gesicht leuchten. Einst (manche von den ganz besonders nationalen Barden des Tintenfasses und der Versammlungrede thun es freilich noch heute) pflegten wir uns zu berühmen: der Cant, die spezifisch englische Form gesellschaftlicher Heuchelei, fände auf deutschem Boden keine Statt. Das ist nun bereits seit geraumer Weile durchaus anders geworden. Auch wir kennen die Heuchelei als Massenerscheinung und es verlohnte schon einmal, unser gesellschaftliches und politisches Zusammenleben daraufhin abzusuchen. Die am Meisten verbreitete Form aber (dies Wunder hat das Reichstagswahlrecht bewirkt) ist der sozialpolitische Cant. Wer, der sein Mandat lieb hat (und sie lieben es Alle, Alle), wird wagen, sich rund und nett und unumwunden als Gegner der Sozialreform zu bekennen? Wer wird in Zeitläuften, da eigentlich nur noch der Bauer (er kann auch Rittergutsbesitzer heißen), der General- und der Arbeitersekretär begründete Aussicht auf einen Reichstagssitz haben, sich unpopulär machen und etwa im Stil des Magisters Tille öffentlich auf den „Sozialmoralismus“ schelten? Die Floskel von der „planmäßigen Fortführung einer besonnenen Sozialreform“ hört sich immer gut an und verpflichtet am Ende zu nichts. Es sei denn, Jahr um Jahr zum Etat des Inneren Reichsamts ein paar verstiegene Resolutionen anzumelden und sie unter allgemeinster Theilnahmlosigkeit in möglichst abgegrasten Redewendungen zu begründen. Insgeheim aber wächst in weiten Schichten unserer Unternehmerschaft eine Feindsäligkeit gegen jede sozialreformerische Bethätigung auf, eine schier gehässige Ablehnung aller Pläne, die auch nur irgendwie damit zusammenhängen, ein tief innerlicher Groll, über dessen Intensität bei gelegentlichen Stichproben man ordentlich erschrickt. Abergläubische Furcht und Herrentrotz reichen einander, scheints, da die Hände und zwingen die sonst so Willensstarken, klar und nüchtern Wägenden in die Gefolgschaft närrischer Schwätzer tillischer Couleur oder charakterloser Streber vom Katheder, die, unter dem Vorgeben, die nationalökonomische Wissenschaft von der Politik zu säubern (was in der Form bei dieser politischen Disziplin nie möglich sein wird), jeder Demagogie Vorspanndienste leisten. Die Anderen aber sind müde geworden; müde und übersättigt von all dem

Deklamiren und Gethue. Finden wohl auch, gewohnt, die Dinge vulgärökonomisch anzuschauen, daß anderen Gruppen die Lebensnoth nicht minder hart auf den Nägeln brennt als dem Handarbeiter, und möchten, da sie, wie die Meisten von uns, Arbeiterschaft und Sozialdemokratie gleichsetzen, vermeiden, daß einer mit Recht überall verhaßten politischen Partei neue Benefizien zugewendet werden.

Für derlei kritische Epochen (das Wort im Sinn des Grafen Saint-Simon gebraucht) ist Herr von Bethmann-Hollweg just der rechte Mann. Leute, die ihn kennen und zusammen mit ihm gearbeitet haben, rühmen die Urbanität seiner Sitten und seine reife, milde Abgeklärtheit in der Beurtheilung gesellschaftlicher Probleme. Dem wird, auch wer den Staatssekretär bisher nur von fern, bei seinem Auftreten in der Oeffentlichkeit, zu beobachten Gelegenheit hatte, gern zustimmen. Die Pessimisten, die von dem Einrücken des Herrn von Bethmann in das Reichsamt des Innern eine neue, durch Humanitas und Bildung ein Wenig gedämpfte Epoche des Scharfmacherthums datiren zu müssen glaubten, haben sich getäuscht. Vom Grafen Posadowsky bewahre ich ein Wort, das er in den Stunden (sie wurden in letzter Zeit immer häufiger), da Verbitterung über undankbares Mißverstehen und unbillige Angriffe an ihm zehrte, einmal sprach: „Glauben Sie mir: wer immer an meiner Stelle stehen wird, er wird keine andere Politik machen können als ich." Das Wort ist buchstäblich wahr geworden. Auch Herr von Bethmann macht, das Werk seines Vorgängers so noch nachträglich rechtfertigend, keine andere Politik als Posadowsky. Er breitet, wie der Graf es nur in seiner schöpferischsten Periode zu Anfang dieses Jahrzehntes gethan hat, ein sozialpolitisches Gesetz nach dem anderen vor dem Reichstag aus; und wenn die Herren von der Rechten auf ihre romantisch-altruistische Art ihn bedrängen, sich doch, was sie so darunter verstehen, des „Schutzes der Arbeitwilligen" anzunehmen, gleitet er mit feinem Lächeln behutsam darüber hinweg. Und doch steht er innerlich wohl anders zu diesen Dingen. Graf Posadowsky war ein Kämpfer für die spät erarbeitete Wahrheit; an ihr hing sein ganzes Herz und sie so laut und so feierlich wie nur irgend möglich zu bekennen, war ihm Bedürfniß und Trieb eines stark ethisch gestimmten Naturells. Von solchem Drang fühlt Herr von Bethmann sich offenbar frei. Als leiser Skeptiker neigt er wohl überhaupt zu einer ironischen Weltbetrachtung. Er wird alle diese Dinge, die in seine Hand gegeben sind, sorglich und gewissenhaft betreuen und er wird

auch die Sozialpolitik fördern, weil er sie, deren Nothwendigkeit er in dem mit dem allgemeinen Wahlrecht ausgestatteten Industriestaat keinen Augenblick verkennt, in gewissem Umfang für nützlich hält. Aber doch nur in gewissem Umfang. Ihm fehlt, scheints, der rechte fröhliche (wer durchaus will, mag auch sagen: der naive) Glaube und neben dem Ja reckt sich immer wieder, mahnend, zweifelnd, den Eifer mäßigend, das Aber ihm empor.

Auch Herrn von Bethmann bedeutet, zum Beispiel, das Recht auf Koalition in dieser auf die nominelle Vertragsfreiheit begründeten Wirthschaftordnung etwas Unerläßliches. Aber das Koalitionwesen hat zum Koalitionzwang geführt und schaudernd spricht der ästhetisch Empfindende von einer „modernen Form des alten menschlichen Heerdenlebens". Er wird schwerlich eine Hand rühren, damit die Zusatzbestimmungen der Paragraphen 152 und 153 der Gewerbeordnung, die in Wahrheit ein Sondervorrecht für den Arbeitgeber stipuliren, beseitigt werden. Ein anderes Beispiel bieten die Tarifverträge. Die binden zur Zeit schon mehr als eine halbe Million gewerblicher Arbeiter und schweben dennoch juristisch in der Luft. Ihre einzige Basis ist die freie Vereinbarung der kontrahirenden Parteien und deren guter Wille, diese Vereinbarungen zu halten. Aber von einer gesetzlichen Regelung will Herr von Bethmann nichts hören: man möge die Entwickelung zunächst sich selbst überlassen. Auch ein Genossenschaftgesetz habe man erst gemacht, als die Genossenschaften schon zwanzig Jahre bestanden.

Mit dieser Mischung von leiser Skepsis und zweifelnder Ironie hat Herr von Bethmann-Hollweg den Ton der Zeit getroffen. Wenn Graf Posadowsky sprach, stürmten sie in Parlament und Presse wie ein aufgestörter Bienenschwarm durcheinander. Dem Nachfolger, der so klug und mild, so urban und freimüthig zum Ja das Aber fügt, nicken sie verstehend zu und helfen die Frucht aus Posadowskys Saat in die Scheuer bergen. Nicht auf diese Weise allein, aber doch mit durch sie ist Herr von Bethmann zu so glücklichen Händen gekommen.

Und nun sollten wir uns allgemach darüber klar zu werden versuchen, warum wir denn überhaupt Sozialpolitik treiben. Man pflegt von einem utopischen Sozialismus zu reden, indem man die Gesellschaftdichtungen der Owen, Saint-Simon, Fourier, Louis Blanc, Proudhon der sogenannten Wissenschaftlichkeit der Marx und Engels und ihrer Kommentatoren und Popularisatoren gegenüberstellt. Ganz ähnlich, scheint

mir, könnte man von einer utopischen Sozialreform sprechen; nur ist hier die Epoche der Utopisten noch nicht völlig abgeschlossen. Was die ersten Pfadfinder und Wegbahner auf diesem spröden und undankbaren Gebiete trieb, war die Sehnsucht nach dem sozialen Frieden. Den glaubten sie zuversichtlich über diese friedlose Welt heraufführen zu können, wenn die Menschen nur ein Wenig verständiger würden und ihre Rezepte befolgten. Und so empfahlen sie nach einander „Wirthschaftliche Vereine“ und Kooperativgenossenschaften, Gewerkvereine und Einigungämter, gewerbliche Sondergerichte und staatliche Zwangversicherung. Das Alles haben wir nun zum größeren und geringeren Theil, mit mehr oder weniger Geschick, verwirklicht. Aber den sozialen Frieden haben sie uns nicht beschieden. Der schwebt noch immer in jenen fernen, fernen Höhen, wo als Zielpunkte ihres Mühens und Strebens, verheißungvoll winkend und doch stets von Neuem zurückweichend, dieser darbenden, hastenden Menschheit die Ideale hangen. Und wird dort hangen bleiben. Es giebt keine Naturgesetze in der Volkswirthschaft; es giebt auch in der Welt des Willens und dem vom jeweiligen Recht geleiteten und begrenzten sozialen Organismus keine Institutionen, die mit der mathematischen Logik unabänderlicher Naturgesetze zu wirken vermöchten. Was Arbeiterschutz und Versicherungsgesetzgebung uns nicht gebracht haben, werden auch die Organisationen, die hüben und drüben sich ja nun zu immer gewaltigeren Massen zusammenballen, nicht bescheren. Und die Tarifgemeinschaften, so sehr sie sich vielfach bewährt haben und künftig noch bewähren werden, eben so wenig. In allen menschlichen Instituten stecken nun einmal die Keime zu Mißbrauch und Mißlingen und immer noch hat die Praxis, die es mit leidenschaftlichen und nicht durchweg von den edelsten Trieben bewegten Menschen zu thun hat, Komplikationen offenbart, an die der fromme Eifer der Theoretiker nicht dachte.

Damit also werden wir uns abzufinden haben: für chiliastische Hoffnungen hat diese bresthafte Erde keinen Raum. Aber noch hat auch kein Mensch an das Verschwinden der Krankheiten geglaubt: und trotzdem hören unsere Mediziner nicht auf, zu forschen, und die Sanitätpolizei erweitert mit allem Fug von Jahr zu Jahr den Bereich ihrer Thätigkeit. Nicht viel anders steht es mit der Politik der sozialen Reformen. Der soziale Friede ist eine Utopie, und wer von der Sozialreform ein Aufhören der Sozialdemokratie erwartet, ist ein kümmerlicher, engherziger Kärrner. Sozialpolitik will um ihrer selbst willen

(richtiger: um der Volksgesundheit willen, der leiblichen wie der seelischen) getrieben sein. Sie wird schon darum unerläßlich, weil wir sonst gar nicht dem Konstruktionfehler unserer Wirthschaftordnung beikommen könnten, die einen freien Arbeitvertrag annimmt, wo die thatsächliche Ungleichheit der den Vertrag Schließenden jede Freiheit von vorn herein beseitigt. So gesehen, ist es einfach ein Interesse der Allgemeinheit, daß die Millionen, die über keinen anderen Besitz verfügen als über die Kraft ihrer Hände, nicht auf Gedeih und Verderb der Uebermacht überantwortet werden, die, wie Menschenart einmal ist, die Verführung zu Eigensucht und Profitgier leicht in sich schließt.

Nur über die Methoden der Sozialreform könnte, nun die Epoche der Utopie im Verdämmern ist, vielleicht die Diskussion von Neuem eröffnet werden. Wir dehnen unsere staatliche Zwangversicherung immer weiter aus: von der Handarbeiterschaft greift sie, wenn auch zunächst fakultativ, nun schon auf die Mittelschichten über. Wie weit können wir in solchem Beginnen wohl fortfahren, ohne zugleich die Grundlagen unserer wirthschaftlichen Ordnung, die (so haben wir doch gelernt) auf der Selbstverantwortlichkeit des selbst wirthschaftenden Individuums beruht, mit anzutasten? Und dann, bedeutsamer, zwingender, dringlicher als alle Versicherung: der Arbeiterschutz! Den haben wir bisher zu verwirklichen gesucht, indem wir in mühsäliger und ermüdender Kleinarbeit, oft ohne rechten Zusammenhang mit der Praxis (soll heißen: mit Arbeitgebern und Arbeitnehmern), noch öfter spät, wenn das Leben die Dinge schon selbstthätig zurechtgerückt hatte, ein Gesetzchen an das andere und Novelle zur Novelle fügten. Führte es am Ende nicht eher an Ziel, wenn wir zunächst, studentisch gesprochen, für gute und gleiche Waffen sorgten und der Arbeiterschaft den Boden ebneten, von dem aus sie dann auf dem Weg freier Vereinbarung mit den Unternehmern sich auseinandersetzen könnte? Wobei dann freilich eine Erweiterung des Koalitionrechtes nicht zu umgehen wäre.

Immerhin: Gesetze allein thuns nicht. Auch in Sozialpolitik und Sozialer Reform bleibt das Beste im freien Verkehr von Mensch zu Mensch zu leisten. Eine Verwaltung, die grundsätzlich und thatsächlich jedem Staatsbürger ohne Unterschied des Standes und der Parteiung mit der selben Unvoreingenommenheit nahte, und eine Gesellschaft, die es eben so machte, könnten Wunder wirken. Wir sollten Alle zusammen versuchen, gerechter zu werden. Uns in die Seelen Derer hineinzuversetzen, die nicht, wie wir, zwischen orientalischen Teppichen und künstlerischem

Hausrath leben und zweimal jährlich in die weite Welt hinausziehen dürfen; deren ganzes Dasein, von allen Schwankungen der Konjunktur geschüttelt und geängstigt, sich bei eiserner Disziplin in engen Steinmauern abspielt. Gerechter und von Zeit zu Zeit wohl auch etwas höflicher. Im Uebrigen: Keine Destillengemüthlichkeit; nur ein Bischen Takt des Herzens.

Aber ich gebe zu: Das sind Sonntagsgedanken. Heute grollen wir der Arbeiterschaft, weil die Sozialdemokratie von so verwegener Thorheit ist und andere, eigene Nöthe uns auf den Nägeln brennen. Und Herr von Bethmann, der mit feinem, ein Wenig skeptischen Lächeln vor dem unentwegt über das schöne Thema „Nun erst recht Sozialpolitik" redenden Reichstag seine Gaben ausbreitet, ist der Mann der Epoche . . .

Dr. Richard Bahr.

❦

Herr Bamberger sprach sein Bedauern über unsere „sozialistische Schrulle aus". Eine sozialistische Schrulle ist vielleicht die ganze Staatseinrichtung. Wenn Jeder auf eigene Hand leben könnte, wären vielleicht Alle sehr viel freier; aber auch sehr viel weniger geschützt. Die Alters- und Invalidenversorgung nennt er „chimärische Pläne". Eine Chimäre ist die Erfüllung einer Staatspflicht niemals; und als solche erkenne ich sie an: als eine Gesetzgebungpflicht. Es ist kein erfreuliches Gewerbe, sich einem Kunden gegenüber, wie der Abgeordnete Bamberger einer ist, diesen staatlichen Schusterdiensten zu widmen, wenn man uns mit Hohn, mit Undank bei wirklichen Anstrengungen behandelt. Die Herren Abgeordneten sollten den Verbündeten Regirungen entgegenkommen und ihnen als Pfadfinder in einem unbekannten Land, das zu betreten wir für eine staatliche Pflicht halten, als Führer nach ihrer Erfahrung und ihrer Ansicht dienen, aber nicht daran zweifeln, daß uns ehrlich darum zu thun ist, den inneren Frieden und namentlich den Frieden zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu festigen und zu einem Ergebniß zu gelangen, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, auf eine Fortsetzung des Ausnahmegesetzes, das wir Sozialistengesetz benennen, zu verzichten, ohne das Gemeinwesen dadurch neuen Gefahren auszusetzen . . . Hat der Staat die Pflicht, für seine hilflosen Mitbürger zu sorgen, oder hat er sie nicht? Ich behaupte, er hat diese Pflicht. Wenn man mir sagt: Das ist Sozialismus, so scheue ich Das gar nicht. Es fragt sich: Wo liegt die erlaubte Grenze des Staatssozialismus? Ohne einen solchen können wir überhaupt nicht wirthschaften. Jedes Armengesetz ist Sozialismus. Wer den Staatssozialismus als solchen vollständig verwirft, muß auch die Gesetzgebung der Stein und Hardenberg verwerfen, muß überhaupt dem Staate das Recht absprechen, da, wo sich Gesetz und Recht zu einer Kette, zu einem Zwang, der unsere freie Athmung hindert, verbinden, mit dem Messer des Operateurs einzuscheiden und neue und gesunde Zustände herzustellen. Für mich ist es ganz einerlei, ob diese Theorie Anklang findet; ich thue aus eigenem Antrieb meine Pflicht, ich halte Dies für meine Pflicht und werde dafür kämpfen, so lange ich hier das Wort nehmen kann . . . Die Freiheit ist ein vager Begriff; die Freiheit, zu verhungern, kann Niemand gebrauchen. Die menschliche Gewohnheit stellt die Bedeutung der eigenen Person, die Herrschaft der einzelnen Person und ihren Einfluß über die Allgemeinheit, unter dem Vorwand, daß die Freiheit es fordere. (Bismarck im Reichstag.)

❦

Begriff, Idee, Ideal.

Als Theist lotzischer Richtung und christlicher Färbung freute ich mich, als Julius Hart in einem Artikel den Götzendienst bekämpfte, der mit Worten und Begriffen, namentlich auch mit dem Gattungbegriff getrieben zu werden pflegt. Lotzen hatte ich freilich nicht dazu nöthig, einzusehen, daß es Unsinn war, wenn 1870 in Berichten über mörderische Schlachten resignirt geklagt wurde: „Der Natur ist es ja nur um die Erhaltung der Gattung zu thun!" Der Natur? Wer oder was ist diese Dame? Die Wissenschaft kennt nichts als ein System von Kraftpunkten, Energieträgern, die sich bewegen, wie sie müssen, aber nichts wollen. Wenn Spinoza und Goethe sagen: Deus sive natura, so ist damit ein Wesen angedeutet, das Absichten haben kann. Als christlicher Geistlicher hatte ich seit Jahren gelehrt, daß die Körperwelt um des zum ewigen Leben berufenen Menschen willen da ist; von Gattung und Gattungen ist im populären Religionunterricht keine Rede. Wenn die Intellektuellen ganz allgemein die Gattung über das Individuum stellen, dann dürfen sie sich nicht wundern, daß sie weniger Anziehungskraft auf die Massen ausüben als die römische Kirche und die Sozialdemokratie. Für diese Beiden ist der einzelne Mensch Zweck alles Denkens, Strebens und Handelns, dem die ewige oder die zeitliche Glückseligkeit gesichert werden soll. Von Lotze brauchte ich nur noch zu lernen, daß die persönlichen Geister das einzig Wirkliche, ohne sie demnach materielle Dinge gar nicht vorhanden sind. Was dahin zu berichtigen ist, daß doch auch die bewußte Thierseele wirklich ist und dem winzigen Theil des materiellen Universums Wirklichkeit verleiht, den sie mit ihrem unvollkommenen Wahrnehmungvermögen in ihr Bewußtsein aufnimmt. Doch haben wir hier nicht nach der konkretesten Fassung des erkenntnißtheoretischen Idealismus zu fragen. Die lotzische Fassung gehört nur darum zu unserem Thema, weil die selben Naturphilosophen, die schon die Gattung über das Individuum stellen, den Werth des Menschen auch noch durch den Hinweis auf das unendliche Universum herabzudrücken lieben, so daß es nicht überflüssig erscheint, daran zu erinnern, daß dieses Universum ohne den bewußten Geist, den wir vorläufig nur als Menschengeist kennen, gar nicht vorhanden ist. Schon der poetische Apostel Kants hat den Astronomen ins Stammbuch geschrieben:

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen Euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Das läßt sich, wenn auch nicht schöner, so doch noch kräftiger ausdrücken. Die Weltkörper bestehen aus den selben Stoffen wie unsere Erde und deren Atmosphäre. Haftet ein Klümpchen Erde, mit athmosphärischem Niederschlag gemischt, an unserer Hand oder unserer Hose, so nennen wir es Schmutz. Für die Werthung des Kothes macht es nun offenbar keinen Unterschied, ob er

erbsengroß ist oder Trillionen Kubikmeilen füllt: Koth bleibt Koth. Werth erhält er nur dadurch, daß er vorläufig die materiellen Bedingungen unserer geistigen Existenz enthält, und was seine im supraterrestrischen Weltenraum vertheilten Massen betrifft, so besteht deren Werth darin, daß sie unsere Erde im Gleichgewicht erhalten, daß sie uns das wundervolle Schauspiel des Sternenhimmels bereiten (Uns! Wem sonst? Die Sterne sehen einander nicht, Hund und Pferd nehmen keine Notiz von ihnen) und daß sie Gegenstand unserer Forschung werden. Wie thöricht, über den gäo- und anthropocentrischen Standpunkt zu spotten! Als ob der Maschinenraum und der Schnürboden, weil sie mehr Raum einnehmen, wichtiger wären als die Bühnenszenerie, der sie dienen. Nicht durch Milliarden Sonnen, sondern nur durch Billionen mit Vernunft begabter Planetenbewohner könnten wir Menschen uns bewogen finden, unsere Selbstschätzung herabzustimmen. Aber da wir nicht wissen, ob solche Leute existiren, so existiren sie nicht für uns.

Durch die christliche Werthung der Persönlichkeit ist man eben auch ohne Lotze gegen den Kult der Begriffe und die Künste der Phrase gefeit. Mit Pflichten gegen lebendige Menschen und mit den Gütern, die diese Menschen brauchen, hat man zu thun; mit nichts sonst. Vaterland? Nation? Freiheit? Gewiß: ein schönes Land, von dem man selbst ein Stück oder wenigstens die Nutznießung besitzt, ist werth, daß man sich in seiner Vertheidigung totschießen läßt. Und gewiß schätzt der brave Mann sein eigenes Leibesleben geringer als das Wohl seiner Kinder und Kindeskinder und das der Gesammtheit seiner Volksgenossen, zu welchem Wohl auch ein gewisser Grad und eine gewisse Art (Beides nach Zeiten, Orten, Umständen und Kaste verschieden) von Freiheit gehört. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß man der einfachen Redeweise wegen ein die fragliche Güterklasse bezeichnendes Abstraktum wie Freiheit gebraucht, statt jedesmal die Personen zu bezeichnen, denen man ein gewisses Gut zuwenden will. Aber im Auge behalten muß man diese Personen, wenn man nicht der Phrasentaktik zum Opfer fallen will. Von je her haben die Herrschenden und die nach der Herrschaft Strebenden der Masse gepredigt, es sei Pflicht, über der „Sache", der „Idee", einem Abstraktum, die Personen zu vergessen, für jene sich zu opfern; diese „Sache" schreibt der Drahtzieher auf seine Fahne und bringt damit ein paar Tausend Menschen so weit, daß sie sich für diese Fahne, die sein Interesse verhüllt, totschießen lassen. Freiheit, Fortschritt, Aufklärung, Volkswohl, Volksrecht, Völkerverbrüderung schreiben Die zur Linken, Ordnung, Pflicht, Vaterland, Staat, Thron und Altar die zur Rechten auf ihre Fahnen. Der Erfahrene läßt sich durch einen „patriotischen" oder „freisinnigen" Aufruf nicht eher begeistern, als bis er weiß, um wie viele und um welche Personen es sich dabei handelt.

Doch wie ich Lotzeaner gewesen bin, ehe ich den Mikrokosmos gelesen hatte, war ich zugleich auch schon Platoniker, ehe ich Plato kennen lernte (was

Einem bekanntlich auf dem Gymnasium nicht widerfährt). Denke ich nicht daran, mit Worten, Begriffen und Ideen Götzendienst zu treiben, so bin ich doch weit entfernt davon, sie für nichts zu achten. Im ersten Vers des Vierten Evangeliums sieht Hart den großen Denk- und Sehfehler, den er aufdecken will. Nun bedeutet aber Logos nicht nur das Wort, sondern auch die im Wort sich offenbarende Vernunft. Kennt Jemand eine vollkommenere Selbstoffenbarung des Geistes? Sollen wir sie vielleicht bei den Taubstummen suchen? Freilich: die vollkommenste Offenbarungweise ist das Schaffen; aber Menschen können nicht schaffen, ohne sich durch die Sprache mit einander zu verständigen; der Dichter, der Verwaltungbeamte, der Staatsmann, der Lehrer schafft geradezu durch Worte und jedes vernünftige, nothwendige Wort wirkt schöpferisch; leeres Geschwätz ist gar kein Logos und das Logische, das Unterscheiden, Kombiniren, Schematisiren, Begriffebilden ist nur eine seiner Thätigkeiten. Der Vers besagt also: die Substanz der Welt ist vernünftiger Geist und diese Weltsubstanz, dieser Logos, heißt es dann weiter, ist Fleisch geworden in einem menschlichen Individuum. Diesen Menschen, dieses anschaulich gewordene, mit Händen zu tastende Wort beten die Glaubensgenossen des Evangelisten an, nicht einen toten Begriff, nicht eine Abstraktion. Als eine solche darf auch die platonische Idee nicht angesehen werden. Sie ist vielmehr das Erste, das Schöpferische. Aber das Erste im Sinn ist immer das Letzte in der Erkenntniß; darum sind die Sokratiker erst durch den Begriff zur Idee gelangt. Doch meri flatus vocis, wie sie von den Nominalisten genannt wurden, sind auch die Begriffe nicht. Reichst Du einem kleinen Jungen statt der versprochenen Birne eine rohe Kartoffel, so wird er sie, mag er auch Pellkartoffeln ganz gern essen, mit Entrüstung zurückweisen, obwohl die Kartoffeln auch Erdbirnen heißen; nicht einen Augenblick wird der Gleichklang der Worte (der freilich im schlesischen „Aperna" verloren geht) den Kleinen irr machen: eine Erdbirne ist einmal eine Kartoffel und keine Birne, wie eine Katze eine Katze und kein Sperling ist. Der längst verstorbene schlesische Kirchenkomponist Schnabel hat für anspruchlose Leute ein komisches Duett „Das Blooseruhr" gedichtet und komponirt. Ein Bauer, der so dumm ist, wie es in Wirklichkeit gar keinen giebt, bestellt beim Meister Tischler ein Blaserohr. Dieser nimmt die Bestellung scheinbar an; „uf de neue Wuche" soll das Ding fertig sein. Wie es der Bauer abholen kommt, reicht ihm der Meister ein rohes Krummholz. Der Bauer prüft es auf Stoff, Farbe, Länge, sucht vergebens das Loch; und schließlich bricht sich die Erkenntniß Bahn: „Dos is wull ooch goar kee Blooseruhr nee?" „Nu nee", singt der Meester: „a Blooseruhr is freilich nee." Also sogar der Dümmste der Dummen erkennt nach längerer Prüfung, daß ein rohes Krummholz kein Blaserohr ist, und es stände schlimm um den menschlichen Verkehr und das menschliche Schaffen, wenn es anders wäre. Das Zusammenfassen ähnlicher Wahrnehmungen in einen Begriff, der mit einem Wort bezeichnet

wird, ist also kein beliebiger, sondern ein nothwendiger Akt; und es ist vollkommen richtig, wenn der Verfasser der Genesis die menschliche Verstandsthätigkeit (2,19) mit der Benennung der Thiere (wir dürfen die nährenden Früchte hinzudenken) beginnen läßt. Mag sich der Handwerksmeister, der Händler mit einem Dummkopf einen Scherz erlauben: gewöhnlich geschieht es höchstens in Folge eines Versehens, daß der Kunde statt eines Blaserohres ein Krummholz, statt der Birnen Kartoffeln kriegt.

Ehe wir aber ähnliche Dinge in einen Begriff zusammenfassen können, muß ihre Idee dagewesen sein. Noch nie hat ein Künstler (dieses Wort im weiten Sinn von artifex genommen) einen Stuhl, eine Maschine, eine Torte, einen Smoking, eine Madonna, eine Kirche gebaut, ohne vorher die Idee davon im Kopf gehabt zu haben. Wollte auch ein Landschafter, ein Portraitmaler wirklich weiter nichts als ein Stück körperlicher Wirklichkeit genau abschreiben (was bekanntlich nicht möglich ist), so müßte er doch allermindestens aus der Landschaft, die er sieht, ein Rechteck herausschneiden, dem Abzubildenden seine Stellung anweisen: und diese Stellung, dieser Ausschnitt ist seine Idee. Wird nun eine Idee in einer Anzahl von Exemplaren verwirklicht, so entsteht eine Gattung (die Unterscheidung von Genus und Spezies geht uns hier nicht an) und der Beschauer der Exemplare bekommt den Gattungbegriff. Sollten das Pferd, der Maikäfer, die Rose, der Eichbaum ohne Idee entstanden sein? Darwin ist ein großer Forscher, dem wir tiefe Einsichten ins Thier- und Pflanzenleben verdanken, aber was man gewöhnlich Darwinismus nennt, Das bedeutet den Verzicht auf die Vernunft. Wenn man mir sagt, daß aus einem Eiweißklümpchen durch nichts als Anpassung an mechanische Stöße, an chemische Einwirkungen, an die Temperatur der Umgebung und an die Nahrung, die diese darbietet, endlich durch Ueberleben des Angepaßten die Fülle organischer Wesen entstanden sein soll, deren jedes seine charakteristische Gestalt und einen diese Gestalt bildenden, unendlich komplizirten inneren Bau hat, so habe ich dafür nichts als ein herzliches Lachen. Im physikalischen Universum ist jede Wirkung ihrer Ursache aequivalent. Wo immer wir über das physikalische Gebiet hinausschauen, sehen wir die Wirkung hinter der Ursache, das Kunstwerk, zum Beispiel, hinter der Idee des Künstlers zurückbleiben. Der Eichbaum erscheint uns nicht nur räumlich, sondern auch als das Entfaltete, reich Gestaltete, größer als die Eichel, aber der Potenz nach ist diese, die eine unendliche Zahl von Eichbäumen sammt ihren Eicheln zu gebären vermag, das Größere; und dieses ihr wunderbares Vermögen kann sie nur von einer höchsten Macht und Weisheit empfangen haben. Nicht die Urdummheit (und Das ist ein Chaos chemischer Elemente) kann die Mutter des Reichthumes der Welt an organischen Gebilden und der Menschenvernunft sein, die ihn bewundert, ohne ihn anders als im toten Bild nachschaffen zu können. Es ist richtig, daß uns alle Wiederkäuer verwandt erscheinen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß

alle ihre Arten aus einer Stammform entstanden sind. Es ist möglich, daß (nach Haeckels Stammtafel) aus Beutelthieren in der einen Linie Raubthiere und Affen (sammt den Mode- und sonstigen zweihändigen Affen), in der anderen die Nager und die Hufthiere sich entwickelt haben. Möglich, nicht bewiesen, auch nicht beweisbar. Denn Niemand ist dabei gewesen, der es hätte berichten können. Die Paläontologie beurkundet nur, welche Geschöpfe gleichzeitig und welche nach einander vorhanden gewesen, nicht, wie sie geworden sind. Von den exakten Wissenschaften unterscheiden sich die Phantasiewissenschaften: Kosmologie, Geologie, Biologie (die dadurch inexakt wird, daß sie, statt sich auf gegenwärtige Lebenserscheinungen zu beschränken, Hypothesen über vorgeschichtliche baut), auch dadurch, daß sich Jene nur mit Dem befassen, was vor unseren Augen vorgeht, während Diese zu ergründen versuchen, was vor Jahrmillionen geschehen sein könnte. Also auch diese Verwandlung und so die Abstammung der Placentalthiere von Moneren ist denkbar, aber nicht, ohne daß „das Unbewußte", wie wirs einmal, ohne das Wort besonders glücklich zu finden, mit Eduard von Hartmann nennen wollen, der Entwickelung einen neuen Impuls ertheilt hätte, so oft eine neue charakteristische Form entstehen sollte, die nicht nur Variation einer schon vorhandenen Form ist, sondern sich deutlich als Verwirklichung einer neuen Idee darstellt. Es läßt sich denken (kommt ja thatsächlich vor), daß ein Auge durch die Lebensverhältnisse des Geschöpfes: Nacht- oder Tagleben, Aufenthalt im Freien oder in einer Höhle, wesentliche Umbildungen erleidet, nicht aber, daß aus einem lichtempfindlichen Hautfleck durch bloße Einwirkung des Lichtes ohne einen Künstler der kunstvolle Bau des Auges entsteht. Das unergründliche Wunder des organischen Lebens mit seiner Variabilität und Vererbbarkeit einmal vorausgesetzt, verstehen wir recht gut, wie die Haut unter den Tropen schwarz, das Haarkleid im Norden dichter werden kann, auch, wie durch Jahrtausende langes Waten im Sand die Beine und in ihnen angemessener Art der Hals einer Wiederkäuerart sich verlängern; aber wenn bei der zuletzt angeführten Veränderung die originellen Gestalten der Giraffe, des Kamels herauskommen sollten, müssen sie entworfen und gewollt sein. Wir vermögen den Werdeprozeß nicht zu entschleiern; nur so viel ist uns klar: sollen aus Urzellen Rosen, Eichen, Palmen, Kolibris, Elephanten, Löwen, Menschen werden, so mußten, ehe sie wurden, ihre Ideen in dem unendlichen Geist gelebt haben, der nur in ihnen sich uns kund giebt.

Uebrigens fällt, wenn wir vom Menschengeschlecht reden, der Begriff des Geschlechtes nicht ganz mit dem der Gattung zusammen. „Tisch" ist nur Gattung in dem bisher betrachteten Sinne; „Mensch" ist etwas mehr. Das gesammte Menschengeschlecht macht als Abkömmling eines Stammpaares eine organische Einheit, einen Organismus aus, wie das Gleichgewicht der Geschlechter (hier hat genus seine dritte Bedeutung) beweist. Bekanntlich ist die Zahl der männlichen Personen im Heirathalter der Zahl der weiblichen un-

gefähr gleich, was, da das Leben die Männlein stärker mitnimmt als die Fräulein, dadurch erreicht wird, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden, obgleich es im Einzelnen rein zufällig zu sein scheint, ob ein männliches oder ein weibliches Individuum zur Welt kommt, da in den einen Familien nur Knaben, in anderen nur Mädchen, in dritten Knaben und Mädchen in den verschiedensten Zahlenkombinationen geboren werden. Man sieht also, daß eine organisirende Kraft das ganze Geschlecht durchwaltet und es als eine Einheit erhält. Noch auffälliger tritt Das in der Kompensation bei Störungen des Gleichgewichtes ans Licht. Während der männermordenden napoleonischen Kriege stieg in Frankreich der Ueberschuß der Knabengeburten, der dort gewöhnlich 5,38 Prozent beträgt, auf 7,31 Prozent. Es ist etwas Aehnliches wie das Leben des Bienenvolkes: in jedem Stock richtet sich die Zahl der Drohnen, der Gebärerinnen (von solchen ist immer nur eine, aber mindestens eine nöthig und vorhanden), der Arbeiterinnen nach dem jeweiligen Bedarf, weshalb ein neuerer Bienenforscher, Gerstung, meint, man dürfe die einzelne Biene nicht als ein selbständiges Individuum ansehen: nur das ganze Bienenvolk, das er darum „der Bien" nennt, sei ein solches. Zwischen einem Bienenvolk und dem Menschengeschlecht besteht nun freilich ein großer Unterschied. Das einzelne Bienlein hat für sich allein wirklich nichts zu bedeuten; es lebt nur für sein Bienenvolk und dieses für den Haushalt der Natur. Der einzelne Mensch dagegen ist zwar ins Geschlecht eingegliedert, empfängt von ihm sein Dasein, kann ohne Hilfe der Geschlechtsgenossen weder leben noch sich entfalten, aber jeder einzelne Mensch ist Selbstzweck und das Geschlecht besteht nur als Mittel, diesen Zweck in einer großen Zahl von Individuen zu verwirklichen. (Goethe würde nicht zugeben, daß die niederen Lebewesen für einen außer ihnen liegenden Zweck vorhanden seien: jedes Wesen, meinte er, trage in seiner eigenen Vollendung den Zweck, den es zu verwirklichen strebe. Sofern damit geleugnet werden soll, daß das Thier, die Pflanze um des gesammten Naturhaushaltes und dieser um des Menschen willen da sei — was nicht ausschließt, daß dabei das bewußte Lebewesen für den Dienst, den es leistet, durch angenehme Empfindungen entschädigt wird —, muß ich Das ablehnen. Sofern dagegen die Ansicht zurückgewiesen wird, der Organismus sei eine Zufallsbildung, ist es gerade Das, was ich hier so stark hervorhebe; Goethe war bekanntlich sehr glücklich über Blumenbachs Ausdruck: nisus formativus, der genau Das ausdrückte, was er meinte, und es fragt sich nur noch: Quis est is, qui nititur?) Ein zweiter Unterschied, nicht nur vom „Bien", sondern von jedem anderen Geschlecht lebender Wesen, besteht in Folgendem. Das Thier verwirklicht die Idee seines Schöpfers rein passiv; wie es aus dessen Hand hervorgeht, so ist es, so bleibt es; es müßte denn zu einem neuen Schöpfungsakt, zur Erzeugung einer neuen Art, verwendet werden. Aber es selbst denkt nicht daran, sich umzugestalten, sich etwa fertig zu machen, hats auch gar nicht

nöthig, denn es ist fertig, sobald es aus dem Ei oder der Puppe oder dem Mutterschoß schlüpft; nur zu wachsen braucht es noch: und Das geschieht ohne sein Zuthun. Nie denkt ein Thier, auch wenn es Hände hat, daran, seine leibliche Erscheinung zu verändern, sich zu schmücken oder sich zum Schutz gegen Kälte und Nässe zu kleiden: sein Haarkleid, sein Federschmuck wachsen ihm. Der Mensch wird zwar auch durch Wachsthum vollendet, aber das Beste an seiner Vollendung hat er selbst zu leisten: er ist berufen, sich selbst zu vollenden durch die mannichfachste Kulturthätigkeit. Ob es auf unserer Erde jemals Geschöpfe von Menschengestalt ohne alle Kultur gegeben hat, wissen wir nicht. Schon der Menschenberuf bringt mit sich, daß dem Menschen die Idee des Schöpfers, die er zu verwirklichen hat, bewußt wird; und die ins menschliche Bewußtsein aufgenommene Idee nennen wir Ideal. Auch das Ideal ist kein Abstraktum: der „Mensch an sich", der reine Mensch, der nur Mensch im Allgemeinen wäre, ohne etwas Besonderes zu sein, wie sich ihn die Nationalökonomen und die Staatstheoretiker des achtzehnten Jahrhunderts dachten, existirt nicht. Allerdings giebt es außer der leiblichen Organisation noch Mancherlei, was allen Menschen gemeinsam ist, eben Das, was den Menschen zum Menschen macht: daß er seine Wahrnehmungen zu Einsichten verknüpft, daß er nach Gründen forscht, daß sein Gedächtniß alle Zeiten, sein Weitblick die Welt umspannt, daß er sich selbst bestimmt, sich Zwecke setzt und die Mittel dazu ordnet, daß er die Befriedigung seiner animalischen Bedürfnisse regelt, daß er über diese hinaus eine Unzahl geistiger und Gemüthsbedürfnisse hat und für die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse arbeitet. Doch Niemand will nur Mensch, Mensch im Allgemeinen, sondern er will dieser eine ganz klar bestimmte Mensch sein; was er aus sich und aus seinem Sohn zu machen strebt, ist der schöne, der gute, der schöngute, der gerechte, der tüchtige, der heilige, der ritterliche, der selbstlos tapfere Mensch, der Forscher, der Künstler oder auch nur der brave Arbeiter. Es giebt Großgeister, in denen mehrere Typen verschmolzen erscheinen, aber keinen, der sie alle darstellt. Bei den Großgeistern, die weltumgestaltend wirken, pflegt die Selbstbestimmung scheinbar zurückzutreten; in ihren wichtigsten Entschließungen und Thätigkeiten fühlen sie sich „von einem Dämon" getrieben, weil in ihnen der Weltgrund unmittelbarer und kräftiger thätig ist als in den gewöhnlichen Menschen; doch eben nur, so weit er ihre genialen Schöpfungen als Werkzeuge für bestimmte Zwecke gebraucht: im Uebrigen läßt er sie ihrer Selbstbestimmung und beschränkt sich, wie bei den anderen Menschen, darauf, sie durch die äußeren Umstände in die Bahn zu bringen, in der sie sich vorwärts bewegen sollen. Alle diese Ideale nun also sind, wie gesagt, keine Abstrakta, sondern sie sind Musterbilder, dargestellt von lebendigen Personen, die wir aus leibhaftiger Anschauung oder aus ihren Werken oder aus der Geschichte kennen.

Neisse. Karl Jentsch.

Das amerikanische Judenthum.

Daß sich das jüdische Element in Amerika freier und selbstbewußter entwickelt als in irgendeinem anderen Lande der Welt, wurde durch besondere Verhältnisse bedingt. Zunächst finden wir bei den ersten aus England kommenden Kolonisten und bei den Juden gewisse gemeinsame Züge. Wie die Juden, so hielten sich auch die Puritaner für ein auserwähltes Volk. Ihre staatliche Gründung war eine Theokratie und ihr Verhältniß zu Gott hatte einen politischen Anstrich. Die strenge Gesetzmäßigkeit des Alten Testamentes entsprach ihrer Denkart mehr als der in der Gesinnung wurzelnde Gehalt der Evangelien. Dann stimmen aber auch mit den Amerikanern der Vergangenheit die der Gegenwart darin überein, daß sie im jüdischen Volk die Träger und Hüter einer reinen Gottesverehrung erblicken. Und wenn der Ausspruch des Präsidenten Eliot von Harvard: „Für die ganze civilisirte Welt war diese Rasse die Quelle der höchsten Ideen von Gott, den Menschen und der Natur" vielleicht nicht ohne Einschränkung angenommen werden dürfte, so hält doch die überwiegende Mehrheit des amerikanischen Volkes den Grundgedanken der jüdischen Ethik für zutreffend, daß die Religion mehr als alles Andere die Moral zu einem festen sittlichen Bewußtsein zu erheben vermöge. So fanden denn die Juden in der Neuen Welt volle Glaubensfreiheit und den Genuß aller bürgerlichen und menschlichen Rechte. Und sie haben sich der gastlichen Aufnahme würdig erwiesen.

Die jüdische Einwanderung begann schon im siebenzehnten Jahrhundert mit dem Erscheinen sephardistischer Israeliten aus Portugal, Spanien und Holland. Diese waren durchdrungen vom Geist der portugiesischen Synagogen und hielten und halten die Traditionen der mittelalterlichen jüdischen Wissenschaft aufrecht. Die Vorläufer der deutsch-jüdischen Einwanderung landeten im achtzehnten Jahrhundert in Amerika. Ihnen folgten im neunzehnten Jahrhundert Schaaren aschkenasischer Israeliten aus Deutschland, Polen und Litauen. Diese sonderten sich nach ihrer Landsmannschaft ab; und die bayerischen Juden sahen nicht ohne ein gewisses Gefühl der Ueberlegenheit auf die „Hinterberliner" und „Polaken" herab. Eine größere Spaltung wurde jedoch auf religiösem Gebiet bewirkt. Die im achtzehnten Jahrhundert von Moses Mendelssohn angeregte Bewegung hatte zur bürgerlichen Gleichberechtigung geführt. Der hervorragende Denker wurde aber auch zum Führer, der seinen Stammesgenossen den Weg aus der Wüste geistiger Befangenheit in das Gelobte Land einer freieren Weltanschauung zeigte. An dem mächtigen Aufschwung der glänzendsten Geistesepoche Deutschlands nahm auch die jüdische Bevölkerung Theil; und dieses Land wurde zur Wiege der neuen jüdischen Wissenschaft und einer Reform des jüdischen Glaubens.

Die Verfolgung der Juden in Rußland und deren Einwirkung auf slavische Länder brachte Israeliten nach Amerika, die gewisse morgenländische Züge reiner bewahrt hatten und zäher an ihren Traditionen hingen als ihre aus Mittel- und Westeuropa eingewanderten Stammesgenossen. Diese drei Gruppen und die einzelnen Gemeinden verschmolzen sich nicht, traten aber doch in Beziehung zu einander. Der Außenwelt gegenüber bildeten sie ein einiges Element, dem aus dem Versuch, den demokratischen Geist des Westens zu erfassen und aus den bestehenden politischen und sozialen Einrichtungen Gewinn zu ziehen, eine gemeinsame

Aufgabe erwuchs. In der Erfüllung humanitärer Pflichten, in der Unterstützung und Versorgung der zu Hunderttausenden aus Rußland einströmenden Neuankömmlinge (New York zählt jetzt sechshunderttausend jüdische Einwohner), in der Befreundung der Einwanderer mit ihrem neuen Wirkungskreis arbeiten portugiesische, deutsche und russische Juden Schulter an Schulter und sie dürfen auf großartige Leistungen hinweisen.

Religiös sondert sich das amerikanische Judenthum heute, von geringeren Unterschieden abgesehen, in drei große Gruppen. Die Orthodoxen bestehen zum Theil aus Mitgliedern portugiesischer Gemeinden, doch der Mehrzahl nach aus slavischen Juden. Sie stehen auf dem Boden der talmudisch-rabbinischen Lehre und suchen, so gut es die Bedingungen des neuweltlichen Lebens zulassen, in der strengen Beobachtung des Gesetzes Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse Auch die Konservativen halten an der überlieferten Lehre fest, haben sich jedoch in Sitte und Gebrauch amerikanischen Verhältnissen anbequemt. Die Reformirten sind in das Freilicht der modernen philologischen und theologischen Forschung getreten. Wie der liberale Protestantismus eine Verinnerlichung des Christenthumes anstrebt, so kehren die führenden Geister des Judenthumes von dem talmudisch-rabbinischen Standpunkt eines starren Gesetzeskultus zurück in die Tiefe des prophetischen Gottesbegriffes und bringen mit ihm die Humanitätideale der neuen Zeit in Verbindung. Die Religion tritt aus dem engen Tempel einer unzugänglichen und herrischen Stammesgottheit in das weite und lichte Heiligthum eines alliebenden Gottes.

In einem neuerdings erschienenen Werk über die russischen Juden wird die Ansicht ausgesprochen, daß ihrer in Amerika eine bedeutsame Mission harre. In Folge ihrer ungewöhnlichen Widerstandskraft, ihres beweglichen Geistes, der in Berührung mit dem Slaventhum sich dessen ungestümen Enthusiasmus angeeignet habe, seien sie berufen, die Vermittelung zwischen den sephardistischen und den aschkenasischen Juden zu übernehmen und dem Judenthum „ihre breitere jüdische Gelehrsamkeit, eine lebenskräftigere Auffassung jüdischer Ideale und ein einigendes Interesse an jüdischen Weltfragen einzuflößen“. Ob hier der Wunsch Vater des Gedankens ist, ob ein solcher Einfluß wirklich zu erwarten ist, vermag nur die Zukunft zu zeigen. Einstweilen mühen sich die älteren russischen Einwanderer in weitgehender Zersplitterung redlich ab, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und den Glauben und die Gebräuche ihrer Väter hochzuhalten. Die jüngere Generation aber athmet auf vom Druck der Verfolgung und von der Schmach erzwungener Absperrung. Sie macht sich die bürgerliche und wirthschaftliche Freiheit mit überraschendem Erfolg nutzbar, schöpft wissensdurstig aus den überall sprudelnden Bildungsquellen und entfaltet in Zeitschriften, Vereinen und Versammlungen durch Wort und Schrift eine rege geistige Thätigkeit. Unter der grundverschiedenen Umgebung, deren treibende Kräfte oft mit mehr Eifer als Einsicht erfaßt werden, brechen Viele mit der Vergangenheit. Vom Geschäft und Handel, die ihr eigenstes Gebiet waren, gehen Tausende zur Arbeit in der Fabrik oder auf der Farm über. Von der Orthodoxie wendet sich keine kleine Zahl dem Agnostizismus und Atheismus zu Gestern noch im Zustand drückendster Unfreiheit, bekennt sie sich heute zu einem politischen Radikalismus, der den Umsturz predigt. Und einzelne Vertreter dieser Richtung, erfüllt von fanatischem Haß gegen alles Bestehende, suchen den theoretischen Anarchismus Bakunins in die Praxis zu übertragen Diese Propa-

ganda der That bietet kampflustigen Antisemiten, die allerdings nur in geringer Zahl vorhanden sind, die erwünschte Veranlassung, das schwerste Geschütz ihrer Hetzartikel gegen das Judenthum aufzufahren. Wer aber die Verhältnisse vorurtheillos beurtheilt, wird zugestehen, daß man für die Ausschreitungen Einzelner nicht den ganzen Stamm verantwortlich machen kann, der sich durch Gesetzmäßigkeit und Friedensliebe ausgezeichnet hat, und daß der unvermittelte Uebergang aus der Knechtschaft in die Freiheit solche Ausbrüche psychologisch erklären kann.

Wenn man von einer Einwirkung des Judenthumes auf das öffentliche Leben und die kulturellen Bestrebungen Amerikas spricht, so muß eine solche unbedingt den aus Mitteleuropa, besonders aus Deutschland kommenden Einwanderern zuerkannt werden. Daß sie, als Angehörige des Handelsvolkes par excellence, die unvergleichlichen Erwerbsmöglichkeiten der Neuen Welt mit weitschauendem Blick und findigem Unternehmungsgeist auszunutzen wissen, ist allgemein bekannt. Wir finden sie auch als Mitglieder der verschiedenen Parteien in den Zweigen staatlicher wie städtischer Verwaltung in verantwortlichen Stellungen. Sie sitzen auf der Richterbank und wirken in den Gesetzgebungen der Einzelstaaten. Als der berühmteste Führer des Nordens im Bürgerkrieg, General Grant, als Gast in Cincinnati erschien, wurde Rabbi Lilienthal für die Aufgabe erkoren, ihn im Namen der Stadt zu begrüßen. Dr. Jakobi, der Präsident der medizinischen Hochschule in New York, der Bürgermeister Fleischmann der Stadt Cincinnati, ein Vertreter des Staates Colorado im Repräsentantenhaus in Washington und Oskar Strauß, der unter dem Präsidenten Roosevelt Sekretär des Arbeitwesens der Union war, sind Juden. In Würdigung der Thatsache, daß ihre bürgerliche Stellung wie ihr geschäftlicher Erfolg von der Beherrschung neuzeitlicher Bildungelemente abhängt, zeigen sich die Israeliten in Amerika als Förderer erziehlicher Bestrebungen. Sie stehen als Schulkommissare und -Räthe im Dienst städtischer Körperschaften und lehren an Bildunganstalten, an den besten Universitäten und Colleges. Der Vorsteher des öffentlichen Vortragswesens in New York, der Leiter des deutschen Unterrichts in den städtischen Schulen Milwaukees sind Juden. Der Lehrer Bamberger darf als einer der Pioniere des Arbeitunterrichtes in Amerika gelten und von der Workingman's School, einer eigenartigen Schöpfung Professor Felix Adlers in New York, ging eine breitere Auffassung des Bildungideals aus. Die Juden pflegen überall für die Armen und Bedürftigen ihres Standes zu sorgen. Sie nehmen aber eben so regen Antheil an den humanitären Bestrebungen, die der Allgemeinheit dienen, an der Gründung sozialer Anstalten und freier Kindergärten in den Arbeitervierteln der Großstädte. Sie fördern eifrig Kunst und Wissenschaft und bemühen sich, das Deutschthum zu erhalten.

Treu ihrer Vergangenheit, pflegt die Mehrheit der Juden Amerikas, der Konservativen wie der Reformirten, den religiösen Geist, der den jüdischen Stamm von je her beseelte. Von den Reformirten sagt der französische Schriftsteller Henry Bargy, sie seien „die wahren Vertreter des Judenthumes in Amerika". Ihre Religion ist ein Deismus und ihr Ritus ein Ausdruck des Gefühlslebens, der die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet. Seine Hauptaufgabe erblickt er jedoch in thatkräftiger Verwirklichung sittlicher Ideen. Mit dieser Auffassung nähern die Juden sich den liberalen christlichen Kirchen. An einer Straßenkreuzung Cincinnatis steht ein Israelitentempel einer Unitarierkirche gegenüber. Mehr als einmal

prach der Rabbi in der Kirche der Unitarier und deren Prediger in der Synagoge Diese Annäherung ist nicht vereinzelt, sondern läßt sich in vielen Fällen wahrnehmen. M Cobb meinte, die religiöse Entwickelung der Juden habe sie dem liberalen Christenthum zugeführt. Rabbi Silverman entgegnete hierauf die Unitarier hätten sich vielmehr dem Judenthum zugeneigt. In Wirklichkeit stehen Beide, der jüdische wie der christliche Liberalismus, auf dem Boden der modernen Wissenschaft. Sie wandern dem selben Ziele zu, einer Durchgeistigung und Verinnerlichung des religiösen Lebens und der Verdichtung religiöser Impulse zu einem schaffensfrohen Wollen, das die sittliche Hebung der Gesammtheit mit aller Macht erstrebt.

Von der neuzeitlichen Neigung, mehr Das zu beachten, was den Religionen gemeinsam ist, als Das, was sie trennt, hält der englische Essayist Chesterton nicht viel. So bekrittelte er auch den Kongreß, der in Oxford die Religionen der Welt wissenschaftlich erörterte, doch „im Geist der Duldung und Ehrfurcht". Der Grundgedanke seiner Auslassung ist der, daß eine Religion entweder wahr oder falsch sei und im zweiten Fall keine Duldung verdiene, sondern bekämpft werden müsse. Das ist die Sprache dünkelhafter Engherzigkeit, die meint, daß Alles, was uns persönlich nicht glaubhaft erscheint, es auch für Andere nicht sein dürfe, und die verkennt, wie ein Ringen nach Wahrheit, ein Widerschein des göttlichen Lichtes in allen Religionen, selbst den rohesten, zu erkennen ist.

Doch handelt es sich bei der vielleicht mehr den Verhältnissen als einem bewußten Wollen entspringenden Annäherung in Amerika nicht sowohl um Bekenntnisse als um gemeinsames Wirken. Und darin stimmt das reformirte Judenthum mit dem christlichen Liberalismus überein, daß der Schwerpunkt der Religion weniger in der Lehre als im Leben liegt. Diese Auffassung bekundet sich in den Predigten reformirter Rabbis wie in den Schöpfungen, die sie ins Leben gerufen haben. Rabbi Wise, der Vorkämpfer des reformirten Judenthumes, und sein Mitarbeiter Dr. Lilienthal geben ihr Ausdruck. Zu ihr bekannte sich die Union israelitischer Gemeinden auf der Versammlung in Pittsburg. Auf dem Boden dieser Auffassung stehen die bekanntesten Mitglieder und die Freunde des Vereins fortschrittlicher Rabbis. Für diese Männer und ihre Gesinnungsgenossen bedeutet die messianische Verheißung nicht länger das Erscheinen eines Erlösers für ihren Stamm, sondern die Hoffnung auf ein stetiges Fortschreiten und Emporstreben der Menschheit, zu dem auch das Judenthum nach Kräften beizutragen habe.

Wenn die Leiter des deutschen Judenthumes in Amerika ihren höchsten Beruf in der Lösung ethisch-sozialer Probleme erblicken, so ist die Frage am Platz, ob ihre Bemühungen erfolgreich sind und insbesondere zu einer Ausmerzung jener Eigenschaften führen, die man den Juden, mit Recht oder mit Unrecht, vorwirft. Es ist klar, daß man bei der Beantwortung dieser Frage nicht die neuen Zuzüglinge ins Auge fassen darf, die in den letzten Jahrzehnten zu Hunderttausenden aus Osteuropa ankamen, sondern die Juden, die in Amerika heimisch geworden sind. Da zeigt denn die Kriminalstatistik, daß sie im Verhältniß zu ihrer Zahl mit einem auffällig geringen Prozentsatz an schweren Verbrechen, besonders Gewaltthätigkeiten, betheiligt sind. Ihre Mäßigkeit bewahrt sie vor den Ausschreitungen, die an jedem Montag in amerikanischen Großstädten Hunderte wegen Trunkenheit vor die Polizeigerichte führen. Wegen Vergehens gegen das Eigenthum, Hehlerei, Betrug oder unlauteren Wettbewerbs haben Juden sich nicht öfter zu verantworten als andere

Bürger der Vereinigten Staaten.*) Kommen sie, wie antisemitische Hetzer behaupten, mit dem Strafgesetz nur deshalb wenig in Konflikt, weil ihre Schlauheit die Gesetze zu umgehen weiß, so waren Verschlagenheit oder Bestechung die einzigen Mittel, die sie durch Jahrhunderte vor rücksichtloser Ausbeutung und Erpressung sicherten. Vor dem grausamen Uebermuth brutaler Machthaber konnte nur kriechende Unterwürfigkeit bestehen. Und bemerken wir noch ein dreistes Vordrängen, so sollte man nicht vergessen, daß Juden in der Vergangenheit auf dem gewöhnlichen Weg überhaupt nicht vorwärts zu kommen vermochten. Der Schmutz des Ghetto war das unausbleibliche Ergebniß der Absperrung in engen Stadtvierteln. Aber auf dem freien Boden der Neuen Welt verschwanden diese unangenehmen Züge fast völlig. Die maßlose Habgier Shylocks kam nur in einem Lande und zu einer Zeit vor, in der kaum ein anderer Glanz als das Blinken des Goldes das düstere Heim des Juden erhellte. Mit dem Genuß der Freiheit und aller Menschen- und Bürgerrechte lernte er auch diese Rechte vertheidigen: im Bürgerkrieg kämpften die Juden für die Erhaltung der Union. Daß die weiblichen Mitglieder der jüdischen Hochfinanz eine auffallende Schaustellung ihres Schmuckes lieben, ist wahr; doch pflegen auch die Damen des amerikanischen Uppertendoms ihre Diamanten nicht in Gewölbe zu verschließen. Gewisse Vorzüge, die man dem jüdischen Stamm von je her zugestand, konnten sich im Westen noch kräftiger entwickeln. Die durch eine lange Reihe von Geschlechtern überlieferte Willensfestigkeit und Schärfe des Verstandes brauchte nicht länger der Abwehr der Verfolgung und der Sicherung des bloßen Seins zu dienen, sondern durfte sich in Erinnerung uralter Leistungen würdiger Vorfahren auf den Ausbau der Gemeinde richten und soziale Einrichtungen schaffen, die in ihrer Art mustergiltig waren. Mit den Angloamerikanern schätzen die Juden das Leben im häuslichen Kreis hoch. Das Wort, das Gutzkow in seinem bekannten Drama den weisen De Silva zu Uriel Acosta sagen läßt: „Tief in unserm Volke wurzelt der Zauber der Familie", es behält auch in der neuen Welt seine Bedeutung. Der materielle Erfolg und die ungebundene Ausübung aller Kräfte auf den verschiedensten Lebensgebieten lassen einen Theil der jüngeren Generation freilich im raffinirten Genuß des erworbenen Reichthumes den letzten und höchsten Zweck des Seins erblicken. Und ein fast übermüthiges Selbstgefühl verleitet mitunter zu verletzendem Spott gegenüber der religiösen Ueberzeugung Andersdenkender.

Die laute Betonung gewisser Rechte könnte Vorurtheile wiedererwecken, die in Amerika fast entschlummert schienen. Vor einiger Zeit erwähnte eine Lehrerin der öffentlichen Schulen Brooklyns bei einer Weihnachtfeier die Gottheit Christi. Jüdische Schüler der Klasse berichteten Das ihren Eltern, die den Vorfall einem

*) Abe Ruef, der berüchtigtste Meister politischer Erpressung in Kalifornien, und Morris Haas, der den mit der Anklage der kalifornischen Korruptionisten betrauten Staatsanwalt Henry niederknallte, waren Juden. Doch während sich der Prozeß gegen die Beiden und ihre Mitverbrecher am Goldenen Thor abspielte, brannten in den von einer ausschließlich eingesessenen Bevölkerung bewohnten Südstaaten organisirte Banden von „Nachtreitern" das Eigenthum friedlicher Bürger im Werth von Millionen nieder und erschossen Staatsbeamte, die dieses Eigenthum beschützten. Man hat es hier wie dort mit Ausnahmefällen zu thun, wie solche nur zu einer gewissen Zeit und unter besonderen Verhältnissen vorkommen.

Rabbi mittheilten Der erhob vor der Erziehungbehörde der Stadt Beschwerde über den Hinweis auf ein religiöses Dogma, der dem Geist und den Vorschriften der öffentlichen Schulen widerspreche. Mehrere jüdische Blätter sprachen sich in gleichem Sinn aus. Damit standen sie, wie der Rabbi, formell auf dem Rechtsstandpunkt. Nach dem Gemeinrecht kann der Besitzer eines Grundstückes die Entfernung der seinen Grenzzaun überhängenden Aeste eines nebenan stehenden Baumes verlangen. Diese Forderung wird jedoch Keiner stellen, der mit seinem Nachbar auf gutem Fuß lebt. In der Klasse waren sicherlich auch die Kinder von Unitariern oder Freidenkern, die auch nicht an die Gottheit Christi glauben. Sie hielten es jedoch nicht für angemessen, einer Handlung wegen, die eher auf Unerfahrenheit oder Uebereifer, als auf beabsichtigte Proselytenmacherei zurückzuführen war, den Beschwerdeweg anzutreten. Mit einer gleichen Rücksichtnahme des Rabbis wäre dem Judenthum mehr gedient gewesen als mit der öffentlichen Betonung des Rechtsstandpunktes. So meint denn auch die Wochenschrift „Jewish Comment", das böse Blut, das die Beschwerde gemacht habe, sei ein hoher Preis für die Zurechtweisung einer Lehrerin und die modifizirte Wiedergabe eines Weihnachtliedes. Angesichts einer wachsenden Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen, die nicht nur bei einem Theil Jungisraels, sondern Jungamerikas überhaupt zu Tage tritt, spricht der Schriftleiter des „American Hebrew" von einer Pflicht neuweltlicher Israeliten, das Amerikanerthum zu „judaisiren". Er weist auf die erwähnten verwandten Züge bei Juden und Puritanern hin, an die dieser Versuch anzuknüpfen hätte. Aber deren Lebensauffassung hat in der sogenannten Neuengland-Renaissance durch den umgestaltenden Einfluß altweltlicher Kulturelemente, durch Werke der italienischen und englischen Dichtung, der deutschen Philosophie und des französischen Kommunismus eine weitgehende Umwandlung erfahren. Und eine Bewältigung der jetzt in Amerika bestehenden Krisis hätte mehr an das Neue als an das Alte Testament anzuknüpfen, und zwar in dem Sinn, in dem die kantische Lehre in Uebereinstimmung mit dem Evangelium die moralische Denkart mehr in das Gesetz hineinträgt als sie aus diesem ableitet.

Doch es sind zwei andere Fragen, die zur Zeit das amerikanische Judenthum in hohem Grade beschäftigen. Die Abschaffung des Sabbaths, den der radikale Rabbi Dr. Isidor Singer einen „altsemitischen Aberglauben" nennt, wird von verschiedenen Rabbis fortschrittlicher Richtung aus ethischen, sozialen und wirthschaftlichen Gründen empfohlen, von der Mehrheit aber bekämpft. Wichtiger erscheint die zionistische Bewegung Versteht man darunter den Versuch, in Palästina Land zu erwerben, auf dem die europäischer Verfolgung entflohenen Juden Kolonien gründen und in Förderung ihres geistigen und materiellen Wohles der Welt den Beweis der Tüchtigkeit ihrer Rasse liefern können, so wird sie von allen amerikanischen Israeliten unterstützt. Erblickt man in ihr aber einen von Gott ausgehenden Ruf zur Neugestaltung eines jüdischen Nationalstaates in Palästina, in dem die messianische Verheißung ihre Erfüllung finden soll, so wenden sich die Leiter des liberalen Judenthumes mit aller Entschiedenheit gegen sie. Schon Dr. Wise betonte widerholt, der Jude dürfe an Patriotismus keinem seiner amerikanischen Mitbürger nachstehen. Und von einem Nachfolger Wises rühren die Worte her: „Die Israeliten sind Amerikaner in Amerika, Engländer in England und Franzosen in Frankreich. Palästina als zukünftiger Besitz hat keine Anziehung für uns. Es

ist uns nur theuer als die Wiege unseres Glaubens; es ist nicht mehr unser Land. Unser Vaterland ist der Ort unserer Geburt, die Nation, die uns schützt, ist unsere Nation."

Als später Dr. Shemaryahu Lewin, der als zionistischer Agitator aus Rußland nach Amerika kam, in seinen Reden sagte, der amerikanische Jude dürfe sich nicht als einen vollen Bürger dieses Landes, sondern nur als geduldeten Fremdling betrachten, dessen wahre Heimath Palästina sei, wurde diese Zumuthung mit Entrüstung zurückgewiesen. Rabbi Kaufmann Kohler protestirte heftig nnd sagte, die zionistische Bewegung sei, wo sie über die Grenzen der Philantropie hinausgehe, geradezu schädlich, weil sie die Judenheit in ein falsches Licht bringe und Grund zur Verdächtigung ihrer Vaterlandliebe biete. Auch die deutschen Einwanderer haben tapfer für die Erhaltung ihres Volksthumes gekämpft. Friedrich Kapp kam in seiner „Geschichte der Deutschen im Staat New York" zu dem Ergebniß das Deutschthum sei bestimmt, im Amerikanerthum aufzugehen, müsse ihm aber vorher sein bestes, tüchtigstes Wesen einverleiben. Dann sei eine „geistige Wiederauferstehung" zu hoffen. Damals widersprachen die Deutschen heftig; heute werden die meisten wohl finden, daß Kapps Voraussicht richtig war. Eine Anzahl bekannter Juden erblickt die Zukunft ihres Stammes in Amerika in dem selben Licht. So der englische Novellist Zangwill, der sich seit längerer Zeit in den Vereinigten Staaten aufhält. In seinem Drama „Der Schmelztiegel" bezeichnet er ein Aufgehen der Juden im Amerikanerthum durch Zwischenheirath als das voraussichtliche Los seines Stammes. Damit fände, wie so mancher wegemüde Wanderer, auch Israel im großen gastlichen Lande der Freiheit Ruhe und Frieden. Doch diese Ruhe bedeutete den Untergang der Rasse; und der ist immer etwas Schmerzliches. Kein Wunder, daß deshalb hervorragende Israeliten der von Zangwill angedeuteten Lösung nicht beizustimmen vermögen. Nun können zwar die Juden seit der Zerstörung Jerusalems auf eine zweitausendjährige Geschichte zurückblicken und haben eine beispiellose Zähigkeit in Bewahrung ihrer Eigenart bewiesen. Dies geschah jedoch unter Aechtung und Verfolgung oder doch nur Duldung. Aber die Fleischtöpfe Egyptens wurden für die Juden fast gefährlicher als die babylonische Gefangenschaft. Ob bei dem Aufhören jeglichen äußeren Druckes die innere Widerstandsfähigkeit auch in vollster Freiheit und im Besitz aller Rechte sich behaupten läßt, ist eine offene Frage. Gerade die häufigen Proteste gegen Mischehen beweisen, daß der Verschmelzungprozeß schon begonnen hat. In einem newyorker Blatt stand der Satz: „Es sollte keine Judenfrage in diesem Lande geben. Sie ist unvereinbar mit den Grundsätzen seiner sozialen und politischen Organisation." Sicher giebt es in Amerika Juden, die diese Ansicht theilen. Danach würde das Wort Chamberlains von dem „fremden Element", das, „im Besitz seiner nationalen Idee, seiner nationalen Vergangenheit, seiner nationalen Zukunft, die Berührung mit anderen Menschen wie eine Verunreinigung empfand und noch heute empfindet", haltlos erscheinen. Wie man aber auch diese Frage beantworten mag: die Einverleibung eines Stammes in ein freies und mächtiges Volk, die nicht widerstrebend ertragen, sondern von dem Wirthvolk als eine Bereicherung künftiger Entwickelungmöglichkeiten begünstigt wird, ist kein unwürdiges Los. Und in Erinnerung an denkwürdige Gesetzgeberthaten einer morgenländischen Vorzeit heute an den sozialen Neugestaltungen des westlichen Freistaates kraftvoll mitwirken zu dürfen: mit diesem Schicksal könnte Israel wohl zufrieden sein.

Heppenheim. Wilhelm Müller.

J. J. David.

Ein Jahr war es her, daß J. J. David starb: da wurde ihm von Freundeshand das Denkmal gesetzt. Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien (bei R. Piper & Co. in München); Ernst Heilborn und Erich Schmidt haben sie geleitet und Erich Schmidt hat dem ersten Band eine von herzlichen Gefühlen getragene Einleitung mit auf den Weg gegeben. Es wäre zu wünschen, daß diese Ausgabe wirklich in weite Kreise dringe und David den Vollklang des Namens und des Ruhmes finde, der ihm in seinem harten, schweren Leben versagt blieb.

Wenn ich das traurige, schmerzenreiche Bild Hillischers sehe, das dem ersten Band vorangesetzt ist, die Totenmaske eines Lebenden, mit den weit geöffneten Augen, die in schreckhaftes Nichts zu starren scheinen, mit dem Munde, dessen Lächeln in der Furche des Schmerzes sich verliert, so denke ich mit Wehmuth an unsere Kindertage, wo wir in Gärten und auf Wiesen tollten, auf Bäume kletterten und lustigen Unfug trieben. Denn David war immer, auch als ernster Mann, auch wenn er gerade mit allen bösen Gewalten zu ringen hatte, Einer, der Tollheit und Unfug liebte; und Das gab zuweilen einen gar seltsamen Klang. Denn nicht nur sein ganzes Wesen, nicht nur seine Kunst: auch sein Schicksal steuerte stets über stürmische Meere nach dunklen Inseln. Aber auf dem schwarzen Schiff saß mitunter ein Kobold und trieb Unfug in den Raaen. Das bringt mich noch auf eine eigenthümliche Seite in Davids Wesen, die nicht außer Acht gelassen werden darf, wenn man ihn als Menschen und Dichter schildern will. David besaß in höchstem Grade, was man die Wollust des Leidens heißt, den Willen zum Schmerz. Er züchtete den eigenen Schmerz, er übertrieb sein eigenes Mißgeschick, er lebte sich, nicht immer mit Recht, in die Rolle des Märtyrers ein. Und als ob er an selbsterlebtem Mißgeschick und vernichtendem Weh nicht genug zu tragen gehabt hätte, spann er Fäden innerer Beziehungen von eigenem Leid zu dem anderer Poeten. Was froh und heiter sich gab, schob er dann von sich und verweilte mit grimmigem Behagen bei den Leidensstationen dichtender Kollegen der Vergangenheit. Ich entsinne mich, wie bitter er es mir bei der gemeinsamen Lecture von Meyers „Hochzeit des Mönches“ verargte, daß ich nicht genug erschüttert war, als Dante, sein Haupt verhüllend, am Herdfeuer des Can grande saß und sich unter der wechselnden Gunst seiner Gönner doch als Heimathlosen fühlte. Seit er durch Meyer von diesem heimlichen Danteschmerz erfahren, kam er nie anders in mein Zimmer als mit den getragenen Schritten und dem düsteren Mantelwurf des Verbannten Es ging ihm schlecht im Leben, bei Gott, es ging ihm schlecht! Doch hätte ein Anderer mit anderem Temperament aus dem selben Schicksal Funken des Glückes herauszuschlagen vermocht; denn ihm war beschieden, was nur wenigen Auserwählten beschieden ist: er fand hingebende, aufopfernde Freunde, er fand Anerkennung bei den Besten, gerade bei den Männern, deren Zuspruch er wünschte und ersehnte. In der Neuen Freien Presse sagte Ludwig Speidel, als Davids erste Gedichte erschienen: „Als Lyriker ist er einer der glücklichen Menschen, die sich blos auf der Höhe des Talentes zu halten brauchen, um Bedeutendes zu leisten; vielleicht auch auf dem Gebiet des Dramas, auf dem sich David mit entschiedener Begabung versucht hat. Also hochgeflogen und nach großen Zielen! Der Adler geht kein Aas an und fängt keine Mücken.“ Ich erinnere mich noch des Tages, da

David, das Blatt in der Hand, zu mir stürzte, außer sich vor Freude und Jubel. Und Speidel blieb ihm bis zu seinem Ende ein treuer Freund und Förderer. Wie stolz war David auf Erich Schmidts Lob! Aber seine skeptische Natur mißtraute dem eigenen Glück. Er ließ es nicht gelten, wollte es nicht gelten lassen. Und doch hatte ihm eine gütige Fee noch ein wunderbares Geschenk in die Wiege gelegt: Selbstvertrauen David glaubte an sich, glaubte an seine dichterische Sendung an die höchsten Ziele, an Triumphe und Siege, die ihm kraft seines Talentes beschieden sein müßten So ging er hin, ein innerlich Ueberreicher, durch die Menge, ungeduldig, weil sie seinen Reichthum nicht mit offenen Augen sah, ungeberdig, weil er die Ziele nicht rascher erreichte, unwirsch, weil nicht überall Propheten seines Talentes auftraten Er war seines Unglückes Schmied. Er hieb mit hartem Hammer selbst auf sein Leben los und schlug es wie sein Herz in blutende Stücke.

Der Hammer war stets sein Handwerkszeug. Er hämmerte seine Prosa, er trieb seine Verse wie aus hartem Metall, er behaute den Stein seiner Geschichten. Und oft war es edelster Marmelstein und oft war das Metall in seiner Hand glühendes Gold Er war nicht verschwenderisch in seinen Gefühlen, nicht mittheilsam, nicht hingebend, nicht zärtlich. Wenn ihm doch ein zärtlicher Ton entschlüpfte, dann folgte die Selbstironie auf dem Fuß. Er verschloß die Weichheit in sich. Und wie weich und empfänglich sein Gemüth sein konnte, wie tiefe Furchen das Gefühl ihm in Herz und Seele schnitt, hat er in seiner Lyrik bewiesen. Der erste Band der gesammelten Werke giebt eine vorzügliche Sammlung seiner Verse. Da klingt in allen Tönen das Leitmotiv: „Mein ganzes Leben scheint mir eine tiefbange Klage und ein Weh." Dieses Weh strömt bald entsagungvoll, bald verzweifelt, bald in trotziger Empörung und bald von herbstlichen Schauern umwoben aus seiner gemarterten Brust. David, dessen Schwerhörigkeit ihm das Leben verbitterte, war hellhörig für alles Klingen und Singen in der Natur und im Menschenherzen. Es glückte ihm, die Grenzen des lyrisch Aussprechbaren zu erweitern und eigenste Laute, die mit keiner anderen Stimme zu verwechseln sind, sich zu schaffen. Seine Lyrik hat Etwas vom Stürmen der Frühlingsgewässer, die das Eis abwerfen und befreit zu Thal stürzen. Wie in jedem Dichter wohnte auch in ihm die Sehnsucht nach Freiheit, nach innerer Freiheit vor Allem, nach innerer Ruhe, nach dem Frieden des Gemüthes. David liebte das Pathos. Seine Prosa war von schweren Akkorden getragen und selbst Alltägliches und Gewöhnliches drückte er oft gar feierlich aus. Eine Weile drohte dieses Pathetische in ihm zur Manier zu erstarren; da mengte sich das Schicksal in seine Prosa. Um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen (denn von gedankendichten Versen und schwerblütigen Novellen kann ein deutscher Poet mit Weib und Kind kaum leben), wurde David Journalist. Er, der sich nur in der Luft der Renaissance oder auf heimischer, mährischer Scholle wohl fühlte, der die Großstadt nur aus den spähenden Augen des Beobachters sah, der an dem Schicksal der kleinen Menschen liebevoll Antheil nimmt, mußte über Politik und Welthändel schreiben, was ihn herzlich wenig kümmerte. Aber das journalistische Muß, die Eile des Handwerks machte seine Prosa flüssiger und geschmeidiger Und in dem vernichtenden Gefühl, durch Lebensnoth zu einer ihm völlig unliebsamen Beschäftigung herabgewürdigt zu sein, flüchtete er sich aus der Härte des wirklichen Lebens und seinen tausend Beschränktheiten in seiner Seele tiefste Gründe, hing seinen Träumen und Visionen nach, entzündete die Fackeln seiner heimlichsten Wunder-

lichkeiten, thürmte wuchtende Probleme auf und balancirte sie auf steilen Gedankenzacken. In dieser zweiten Periode seines Lebens errang er als Romanschriftsteller seine wahrhafte Bedeutung. Die harte Schule des Tagschreibers schenkte uns die vollen Garben seiner Gedichte, die reifen Saftfrüchte seiner Novellen, gab dem ganzen Menschen und Dichter seine innere Vollendung.

Sein inniges, ich möchte sagen: glühendes Sprachgefühl hat er dem Handwerk nie geopfert. Er hatte eine fast körperliche Freude daran, das Satzgefüge kunstvoll zu verschränken, er empfand wie Wenige die verborgenen, fast mystischen Reize der Syntax. Und er schrieb einmal, was für ihn so durchaus typisch ist: „Es ist etwas Gothisches in einer schönen deutschen Periode. Verschnörkelung, die nothwendig ist, und allenthalben eine gleich vertheilte und nicht zu starke Helle." Sein Stil war sein Schöpfergeheimniß. Er liebte als Dichter das Helldunkel, die langhinfallenden Schatten des Abends, die Schauer der Dämmerung. Doch immer blieb er der Poet der sinkenden Sonne. Vor sich sah er die Nacht mit ihren großen, schweigenden Flügeln. Er war kein Sänger des Morgens, der dem Tag entgegenstrebt. Ohne es selbst eigentlich recht zu wissen, war er ein Pessimist. Alles Bittere, Harte, Grausame verfolgte er bis zu den tragischen Wurzeln. Dafür fand er prachtvoll dunkle Worte, Klangstimmungen, die sich zu nie vernommenen, feinen, seltsamen Klagelauten und Sprachreizen gestalteten. Er wuchs mit seinem Leid und mit dem Leiden seiner Menschen. Der Frohsinn, der manchmal aus seiner Dichtung aufzuckt und einzelne Stellen der Romane überglänzt, ist immer mit Schleiern verhängt.

Man kann nicht liebevoller und gerechter über David urtheilen als Erich Schmidt in seinen einleitenden Worten. Seine kleine Biographie ist ein Meisterwerk der Silhouette; und auch durch dieses Vorwort, das zugleich ja ein Nachruf ist, klingt davidische Dämmerstimmung. Es ist selbst in den Ton getaucht, den David so sehr liebte. Die Bühne, nach der er mit heißem Ringen strebte, versagte ihm Erfolge; seine Verse, die mit zu dem Schönsten gehören, was das literarische Oesterreich im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat, waren nur Wenigen bekannt, seine Romane und Novellen hatten nicht die Auflagenziffer, die von Werken viel minderer Art erreicht wurden. Dieser Mann des Volkes, der stolz war auf seine bäuerische Abkunft, der immer den Proletarier liebte und in sich betonte, schrieb nur für Aristokraten des Geschmackes.

Es liegt mir fern, hier eine kritische Sichtung der Werke Davids und ihrer Bedeutung zu geben, nachzuspüren und aufzuweisen, welchen dichterischen Zielen David zustrebte, von wo er kam, wohin er ging, ob die Konflikte, die er schürzte und löste, seiner Zeit Bereicherung brachten, ob die Gestalten, die seiner Seele Tiefe gebar, im Licht bleibend wandeln können. Berufenere als ich werden mit dem Dichter J. J. David sich auseinandersetzen und ihm seinen Rang zuweisen. Ich wollte nur meinem lieben Vetter, dem Spielgefährten meiner Kindheit, meinem eifervollen Lehrer, dem Freund und Berather meiner ganzen Jugend dieses bescheidene Erinnerungblatt auf das Grab legen und wünschen, daß zur Wahrheit werde, was David von sich selbst gesagt hat:

So, kann ich mich dem Größten nicht vergleichen.
An Muth und Wahrheit muß ich Keinem weichen,
Und also mein' ich, noch zu künftigen Tagen
Wird Manches, das ich still geschaffen, ragen.

Ernestine Lothar.

Scirocco.*)

Es ist sonnenlos und schwül. Nichtige Wolken; ihr Zug so tief, daß sie auf die Welt drücken und man meint, keinen freien und herzhaften Athemzug thun zu können; und so dünn sind sie, daß man das Blau des Himmels hinter ihnen ahnt, das sich uns weigert, und die schöne Sonne, die sie hüllen.

Es regnet nicht. Nur manchmal lösen sich einige Tropfen und klatschen hart und mit einem vernehmlichen Schlage an die Fensterscheiben. Der Wind hat ein wunderlich beängstigendes Stöhnen. Er keucht wie ein Müder, der gern rasten möchte und dem ein Dränger hinter ihm keine Ruhe und kein Weilen vergönnt. Manchmal muß er dennoch verschnaufen. Dann stehen die Bäume, die eben noch so gewogt, wie in banger Erwartung des nächsten, stärkeren, unvermeidlichen Stoßes.

Das graue Mauerwerk der alten gethürmten und bewehrten Stadt am Meere ragt. Die Fluth, die sie umspült, hebt und senkt sich in einer heftigen, verworrenen und verwirrenden Bewegung. Klippen sind vor dem Strand; da schwillts, flach, immer steigend, nascht an ihnen, tastet sich am grauen Gestein aufwärts und stürzt sich endlich in jähem Ansturm darüber wie ein wilder Gießbach Ueber das tiefe Blau des Meeres sind Silberfäden geworfen, als spänne sie eine Hand von den Kämmen der Wellen, da sie im Fernen leuchten und herübergrüßen.

Es ist traurige Zeit. Man leidet darunter doppelt, weil man der Sonne entgegengefahren war und sich um eine begründete Erwartung betrogen fühlt, will sie hier nicht scheinen. Man hat blaue Schwertchen gesammelt, die ja überall um die Wälle der alten Festung blühen, und sie sich aufs Zimmer getragen. Das füllen sie nun mit ihrem schier allzu starken Duft; mit ihren blauen und hellen Flammen, die an rechten Frühlingshimmel erinnern, wie er sich entschleiert, wenn die Wolken reißen. Aber sie machen an solchen Tagen nicht fröhlich. Denn man pflanzt sie so gern auf Gräber, vielleicht aus dem Gefühl, so Etwas bringe Lenz und Licht in die ewige Nacht.

Es ist, als lösten sich Schatten von den Wolken und huschten mit behenden Füßen durch den verstörten Tag; und hätten ein weinend Stimmchen von der Stimme des Sturmes und man müsse sehr achten, damit man keines ihrer geraunten und über die ganze, nackte und erschauernde Seele hingehauchten Worte überhöre. Sie singen klagend vom Gewesenen, das der Wind verweht hat und dessen man doch nimmer, ach, nie und nimmer vergessen kann. Ein altes Lied! Aber nichts auf Erden singt eine neue Weise. Und Der, für den sie angehoben wird, kann sich ihr nicht entziehen, und sei sie ihm noch so oft ins Herz gegeigt oder verhalten geschluchzt worden.

Da waren einmal (Das ist nun lange, so lange ist Das her) zwei Menschen gewesen. Beide trugen ein stolzes Haupt und einen stolzen Sinn und sie meinten, es könne nichts kommen noch ersonnen werden, das Etwas über sie vermöchte. Denn schon waren die Versuchungen durchschritten.

Sie hatten einander zufällig gefunden, auf der Flucht vor dem Alltag den Beide haßten und der sie dennoch stärker in Anspruch nahm, als solchen Naturen geziemt. Denn sie mußten erwerben und hatten Jedes einen Anhang von allerlei Leuten denen sie verpflichtet waren. Erst hatten sie einander mit gleichgiltigen

*) Eine Probe aus den Gesammelten Werken Davids, die bei Piper erscheinen.

Augen gesehen. Dann kam ein Gruß, wenn man einander begegnete, aus Höflichkeit geboten und flüchtig genug erwidert. Dann sah man einander für einen Augenblick nach und freute sich unbewußt, wie tüchtig das Andere einherging und mit gleichen und ebenmäßigen Schritten der Höhe zustieg. Es kam eine kurze gemeinsame Rast, ganz ungewollt, auf irgendeiner Bank im Grünen. Zu Worten hatte Keiner Lust. Denn es ging dem Frühling zu und die Birken standen in ihrem ersten, zarten Grün, das so unsäglich leise auf die blanke Rinde niederwallt wie der Schleier einer Braut auf ihr weiß und seidig Gewand.

Und der Frühlingsabend ging und alle die Aestchen und die Zweige hoben sich oder sie nickten, als wüßten sie ein sehr holdes Geheimniß und bestätigten es einander ernsthaft und aus unerschütterlichem Vertrauen. Und ein Buchfink, dessen Kleid sich schon tiefer und leuchtender zu färben begann, probirte ganz für sich erst ein Gesätzchen, dann eine Strophe, ob er seine Kunst und seine Weise während der endlosen Winterzeit nicht verlernt habe. Oder eine Amsel schwang sich in die Wipfel, ließ die schwarze Brust von der Sonne bescheinen und pfiff ihre Note.

Dies Alles sogen sie in sich und genossen es tief, wie Zwei, die hernach weiter fronen müssen und zehren von den durchsonnten Tagen, die ihnen das Schicksal inmitten der Hetzjagd und des Erwerbes vergönnt. Immer besser lernten sie sehen: und so gabs immer Neues; und wenn es nur ein Saum einer Wolke war, die dem Niedergang zusteuerte und in rother, weiß- und orangeumgrenzter Lohe aufglomm; oder an geschützten Stellen, wo das Gras höher aufwuchs, der Reigen, den der Wind auf den Spitzen der Halme drehte.

Es kamen Regen, so kurz, daß sie keine Verdrießlichkeit werden ließen und nur jeden Schuß und jedes Blühen segnend feuchteten. Einen schweren Tag hatten sie durch all die Wochen nicht. Es fiel ihnen nicht einmal auf, daß sie nun immer gemeinsam gingen oder daß sie einander doch, waren sie einmal, Jedes für sich, vom Haus fort, irgendwo im Grünen fanden, um beisammen zu bleiben bis sie sich wieder heimwärts wandten. Das hatte sich so gemacht und war hübsch so. Sie machten sich keine Gedanken darüber. Kamen wieder einmal Briefe von Hause, dann wurden sie, wie aus einer Abrede, flüchtig und mit Unlust durchflogen und sorgsam beseitigt. Die mahnten an Dinge, die man gern vergessen hatte.

Noch waren die Abende lang. Da saß man denn beisammen, bis es Schlafenszeit war, und sprach furchtbar ernsthaft und vernünftig, wie eben zwei Menschen, in deren Leben die Illusion und die Lüge gar keinen Raum mehr haben, die mit blonden Haaren zu jener Einsicht gelangt waren, dahin andere einen viel weiteren Weg brauchen. Und insgeheim war in ihnen dennoch ein unbeschreibliches Keimen, das sie wohl vermerkten und von dem sich Rechenschaft zu geben sie sich wohl hüteten. Und wieder einmal betraf sich Jedes darauf, daß es sich die eigenen Worte zergliederte und auf ihren letzten Sinn hin untersuchte und über die eigene Weisheit lachen und lächeln mußte, wie so gar ernsthaft man geworden war oder sich mindestens benahm und gab.

Manchmal sang sie und er saß am jämmerlich verstimmten Klavier und begleitete sie, so gut es eben ging. Zwei Kerzen brannten und gaben ein recht kümmerliches Licht; er beugte den Kopf auf die Tasten, so tief er nur konnte, damit er im Schatten bleibe, den er liebte. Alle Helle vereinigte sich um sie; sie fing sich in ihren blonden Haaren und legte sich ihr schmeichelnd um die schmalen Wangen, die sich nun schon mit einer gesünderen Röthe zu färben begannen. Das weckte

ihm immer ein sonderbares Verlangen. Sie hatte wenig Stimme und wenig Schule, nur den lebendigen Sinn für Rhythmus und einen Ausdruck der innigsten Sehnsucht, den er noch nie so zwingend und weckend vernommen. Am Liebsten aber hörte er sie auf Waldgängen. Da zwitscherte sie heimlich vor sich hin, wie eine Schwalbe etwa, die sich selbst was vorsingt, und man durfte sie alsdann nicht stören; sonst war sie verschreckt, als hätte man Etwas an ihr gesehen, das sie verborgen haben wollte.

Sie dachten nicht der kommenden Tage, nicht einmal, als sie schon immer andrängender und näher an ihre Einsamkeit pochten. Sie wußten wohl, ohne zu einander oder auch nur insgeheim ein Wort darüber zu verlieren, daß Köstliches, Unwiderbringliches aus ihrem Leben scheiden müsse, wenn sich Jedes wieder seiner Straße zuwendete. Sie waren Pflichtenmenschen, die immer getragen hatten, bis ihnen der Glaube verloren gegangen war, sie könnten mit einem entschiedenen Ruck all ihre Last hinter sich werfen und aufrecht einherschreiten, deren bester Stolz eben die Erfüllung alles Dessen war, das man ihnen aufgebürdet. Und sie waren Fatalisten. Und so kam ihnen niemals der Gedanke, sie könnten sich an einander binden.

Und der letzte Abend brach für sie an. Sie waren schweigsam. Und wenn sie mit einander sprechen mußten, so vermied Eins des Anderen Auge. Und sie stützten den Kopf in die Hände und ihr Blut war ganz in den Schläfen und hämmerte darin. Und sie blieben wach, so lange wie möglich, nur damit sie einander athmen hören könnten. Die Kerzen brannten immer niedriger; und ihr gings durch den Kopf, was wohl geschehen würde, wenn er sie mit plötzlichem Entschluß ausbliese. Nichts Dergleichen begab sich. Sie boten einander frostige Hände, Jedes sein Endchen Kerze in der Linken, das sie noch einmal mit seinem armen Leuchten umgoldete. Sie aber wußte nicht, wie lange und wie rastlos er in seiner Stube auf und nieder ging, in einem Kampf mit sich, der ihn auf die Knie warf und den doch kein Ton verrathen durfte; noch ahnte er, wie wach sie auf ihrem Bett saß, genarrt von ihrem ungestümen und klopfenden Herzen, bis sie sich mit einem Ruck erhob und die Thür sperrte, um mit fiebernden Augen in die Nacht zu starren. Draußen aber hatte sich der Südwind erhoben; er stieß mit Macht an die Fenster, daß sie ächzten, als suche er den Zugang zu ihr.

Am anderen Morgen schieden sie. Die selbe Post brachte sie bis zur Bahn. Ein kurzer Gruß. Erst fuhr sie; er mußte warten und dachte Gedanken, von denen er sich keine Rechenschaft gab, so verschwommen waren sie. Beide haben ihren Weg gemacht und ihre Ketten getragen, bis sie von selbst fielen und sie fremd und verwundert einer Freiheit gegenüberstanden, mit der sie nichts mehr zu beginnen wußten. Die mit ihnen zu thun bekamen, fanden sie hart und unbillig und ganz auf den eigenen Vortheil bedacht. Und sie glaubten endlich, sie seien immer so gewesen und es sei ein närrischer Traum, den sie einmal im Vorfrühling geträumt, der ja auch in den besonnensten Menschen manchmal unsinnige und vom Standpunkt der Vernunft durchaus zu mißbilligende Vorstellungen weckt.

Nur den Scirocco mochten sie nicht; mochten es nicht, wenn es sonnenlos und schwül war; wenn sich das Meer hob und senkte, an dem sie nun jeden Frühling ihre Erholung suchten. Dann huschten ihnen Schatten durch den Tag und gewannen Stimmchen von dem Stöhnen des Windes, der immer klagt und niemals rasten kann. Was er aber beweine und suche? Wer mag es wissen? Vielleicht das Viele, Köstliche, das man ewig geglaubt und das er dennoch vertragen.

J. J. David.

*

Hoffmanns Werk.

E. T. A. Hoffmanns Ausgewählte Werke. Acht Bände. Max Hesse in Leipzig.

Aus dem Vorwort:

Von einer Entwickelung Hoffmanns als Autor läßt sich kaum sprechen. „Ritter Gluck“ (1809), von den unbekannten Jugendarbeiten und von dem unbedeutenden „Schreiben eines Klostergeistlichen“ abgesehen, das erste literarische Produkt des Dreiunddreißigjährigen, ist eine meisterliche Leistung; den „Goldenen Topf“ (1814) als schöngeschlossenes Ganze hat er nicht mehr übertroffen, wenn auch Partien des „Kreisler“ (1819) an Vertiefung des Menschlichen das köstliche „Märchen“ hinter sich lassen, wie sie ja auch in der ganzen deutschen Literatur nicht ihresgleichen haben. Man könnte vielleicht darauf hinweisen, daß die allerletzten, bereits in der Todeskrankheit geschriebenen und von dem Gelähmten unter Schmerzen diktirten Stücke, der anmuthige „Meister Wacht“, der mit Callots Lebensfreudigkeit und Diderots Lebendigkeit entworfene Dialog „Des Vetters Eckfenster“ und das großangelegte Fragment „Der Feind“, eine an dem Beweglichen ungewohnte Beruhigung athmen, und daraus schließen, daß der Dichter nach dem vorläufigen Abschluß des „Kater Murr“ und der „Fragmentarischen Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler“ den zerstörenden Geist gebannt und sich einer heiter gelassenen Betrachtung des Lebens, wie sie sich in jenen grundklaren Werken spiegelt, dahingegeben habe, der nur der grausame Tod ein verfrühtes Ende bereitet hätte; doch dieser Schluß wäre sehr voreilig. Erstens finden sich in allen Werken Hoffmanns, auch in den phantastisch ausschweifendsten, wie im „Sandmann“, den „Elixieren“, auch in den als toll und aberwitzig getadelten, wie der moussirenden „Brambilla“, dem oft wie in Raketen zerstäubenden „Meister Floh“, solche ruhig-helle Partien, ja, der größte Theil der in den „Serapionbrüdern“ gesammelten Erzählungen ist geradezu der Typus der „klassischen“ deutschen moderato con motu-Novelle, wie sie nach romanischem Muster zumal Tieck und der glänzend begabte, nur allzu leichtflüssige Hauff ausgebildet und weitergeführt haben (der in sich selbst schwelgende Arnim und der metallisch kalt gehämmerte Kleist stehen außerhalb der Reihe); dann aber ist von den barocksten Gebilden, der prachtvoll übermüthigen „Königsbraut“, dem an leuchtender Farbigkeit und sicherer Zeichnung gleich hinterm „Goldenen Topf“ herschreitenden „Zaches“, der halsbrecherisch kühn jonglirenden „Brambilla“, zu jenen zum Theil wahrhaft altväterisch beschaulichen Erzählungen keineswegs ein „Fortschritt“, wie ihn pädagogische Literaturhistoriker mit inappellablem Rothstift merkend zu konstatiren lieben, sondern es ist eben ein in tausend Facetten funkelnder Dichter, der sich je nach der Gnade der Eingebung, je nach dem Einfall des Lichtes so oder anders darstellt. Die Werke sind nichts als Gleichnisse seiner menschlichen Erscheinung in ihren verschiedenen natürlichen Zuständen.

Die naiv unmittelbaren „Kreisleriana“, der etwas zu lang gerathene „Berganza“, der unerschöpfliche „Kater Murr“ hängen zusammen. Es ist kein dichtes Gewebe, aber die Lücken zerreißen doch nie die Einheit. Aus den „Kreisleriana“, die zunächst allerpersönlichstes bamberger Detail bringen, wäre etwa „Der vollkommene Maschinist“ auszuscheiden als ein im Ganzen äußerliches, wenn auch keineswegs veraltetes Scherzstück; auch die „Nachricht von einem gebildeten jungen Mann“, nimmt sie zwar schon den Philister Murr vorweg, ist nicht so sehr Kreislerianum,

Motiv als harmlose Verzierung, Triller. Doch nähern sich die in einem flackernden Presto aus dem Handgelenk gewirbelten „Abenteuer der Silvester-Nacht", wie sie den schaurigen Ton der „Nachtstücke" anschlagen, dem „Kreisler"-Problem, führen in der persönlichen Einkleidung („Die Geliebte") sogar Kreisler-Hoffmann selbst intim wie sonst nur im Berganza aus der leicht an Chamisso angelehnten Fabel ins Leben. Im düster-majestätischen „Don Juan" (auch der „Don Juan" ist eigentlich schon ein „Nachtstück"), noch mehr im großartig-einfachen „Ritter Gluck" bleibt der Ich-Erzähler, der vielgeliebte „reisende Enthusiast", diskreter, unpersönlicher, er ist mehr (freilich brillant verwendetes) technisches Mittel als in den Verlauf verwobene Gestalt. „Klein Zaches" und „Meister Floh" sind nur äußerlich, als größere Stücke, von den „Serapionbrüdern" geschieden geblieben. Diese beiden wunderbaren Märchen, das Juwel der „Phantasiestücke", „Der goldne Topf", die „Prinzessin Brambilla" und aus den „Serapionbrüdern" „Nußknacker und Mausekönig", „Das fremde Kind" und „Die Königsbraut" bilden die zweite große Gruppe. Wo ist der infernalische Tausendkünstler von Maler, der die Galerie dieser wirbelnden Gestalten nachzuzaubern sich unterfinge? Die dritte sind die eigentlichen Novellen, darunter die bekanntesten und besten, immer wieder mit Achtung gebucht, „Doge und Dogaresse", „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen", „Das Fräulein von Scuderi", „Signor Formica", „Die Fermate". „Rath Krespel" hat das kreislerische, das geistreich grundlegende, Wagner vorahnende Gespräch „Der Dichter und der Komponist"; führt die dithyrambischen ästhetischen Bekenntnisse der „Kreisleriana" („Beethovens Instrumentalmusik") weiter. Die entzückende „Brautwahl" aber, die schönste Weihegabe eines Alt- und Ostpreußen an die märkische Hauptstadt, würde sich trefflich zu den „Abenteuern der Silvester-Nacht" fügen. Schwächer als fast alle Serapionstücke ist der zerflatternde „Magnetiseur" in den „Phantasiestücken"; zu den glänzendsten Werken des Virtuosen Hoffmann aber zählt das „Majorat" (das auch charmante persönliche Erinnerungen an Cora Hatt, an den Großonkel, an die Ostsee enthält). Die wie in Fieberhitze und Fieberkälte hin und her geworfenen, magnetisch lockenden, verrucht üppigen „Elixiere des Teufels" kennt wohl Jeder, dem Hoffmann mehr als ein Name ist (Georg Ellinger hat sie jüngst kritisch edirt). Einzelne Theile der Elixiere", so der ruhig breithinfließende erste Abschnitt, gehören zu den Meisterschöpfungen Hoffmanns, zu den Meisterschöpfungen deutscher Prosa überhaupt. Wenn eine den Genuß steigernde Einführung in Hoffmanns Wesen zu entwerfen wäre, so verblieben die „Phantasiestücke" (ohne „Berganza" und ohne den „Magnetiseur") am verheißenden Anfang. Dann folgten die durch ihr fragmentarisches Gehaben aufregenden „Lebensansichten des Katers Murr", die erst den langathmigen „Berganza" genießbarer machen, weil sie Interesse am Persönlichsten geweckt und, wenn nicht befriedigt, doch sogleich gesteigert haben. Es schlössen sich die Kabinetsstücke „Klein Zaches" und „Meister Floh" an; die Erzählungen der „Serapionbrüder" gewähren keine neuen Aufschlüsse, sie zeigen einen vollkommenen epischen Künstler auf der Höhe der Meisterschaft (die begeisterten Franzosen haben uns ihn erst wieder zeigen müssen

Nun ein paar halblaute Signale und (unwürdige) Weiser.

Was ist das „Kreislerische" in Hoffmanns Werk? Es ist das Persönlichste, dargebracht unter allerlei Mystifikationen und Vexirpossen, Seitensprüngen und Entrechats eines schamhaften Bekenners. Jeder Dichter (von den schnöden Literaten

abgesehen, die den ehrlichen Namen sich anmaßen und ohne innerlichen Beruf als behende Erraffer umflatternder Gewandfetzen unberathen-unbesonnenen Lesern durch ihr lautes, aber leeres Gehaben den Geschmack am Echten, Gewordenen-Gewachsenen zu eigenem vergänglichem Vortheil verderben), jeder wahrhaftige Dichter schafft im Grunde immer aus Innerlichstem, Eigenstem: er zieht die ganze Welt gleichsam in sich, um sie als Geschaffenes (Poesie) wieder aus sich heraus zu stellen. Sein souveraines Ich ist der Gestalter, Umgestalter. Weniger aber als bei irgendeinem anderen Schaffenden ist das Erlebniß vom Werk zu trennen bei dem merkwürdigen Menschen, auf dessen Grabstein die schlicht-bedeutungvollen Worte stehen: „ausgezeichnet im Amt, als Dichter, als Tonkünstler, als Maler". Seine größte Dichtung wurzelt in seinem menschlichsten Wesen. Freilich hat auch er Manches geschaffen, das nicht das Geringste zu thun hat mit seinen persönlichen Schicksalen, hat, namentlich in den letzten Jahren, als ein eben so fruchtbarer wie beliebter Autor eine große Anzahl von Geschichten geschrieben, die kaum die Begierde rege machen könnten, von ihrem Schöpfer mehr als knappe biographische Daten zu erfahren. Aber diese Produkte, obgleich mehrere davon wahren künstlerischen Werth besitzen, besonders die Technik der Novelle zu besonnener Höhe geläutert zeigen, sind durchaus nicht Das, was sich mit jenem vom Schimmer des Geheimnisses umwobenen Namen verknüpft. Die Werke, die zur Charakteristik Hoffmanns meist, ja, ausschließlich in Betracht kommen, sind immer wieder unternommene Versuche, das eigene Erleben künstlerisch zu bändigen, Ansätze zu einer großzügigen Deutung des menschliches Geschickes, wie sie nur einer begnadeten, ahnungvoll-hellseherischen Seele und auch ihr nur in seltenen, fast visionären Augenblicken gelingt. Indem die Künstler ihr höchst persönliches Erleben, zur Form ringend, gestalten, rühren sie zugleich an die tiefsten menschlichen Räthsel. Und dieses bald glockenhelle, bald glockendumpfe Tönen ist es, das wir immer wieder schauernd vernehmen wollen. Dichten heißt nicht nur, „Gerichtstag halten über sich selbst" (Ibsen), dichten heißt auch, das Dasein überwinden durch die Form. Das, was den Dichter auszeichnet, ist eine gesteigerte Auffassung des Lebens. Der Dichter sieht alle Schicksale im Spiegel des eigenen seltsam erhöht und magisch vertieft und er erhebt das Individuelle zum Allgemeinen, indem er es durch die Form herausreißt aus dem unendlichen grauen Gewebe der Zeit. Aber in jedes Künstlers Schaffen giebt es Werke der Weihe und Werke, die blos die Technik hervorgebracht hat. Der Künstler (und an Hoffmann mag man diesen Begriff bis zum Dämonischen sich beleben sehen) ist potenzirter Mensch und daneben Gestalter, Das heißt Arbeiter, der begnadete Empfänger von bezwingenden Visionen der Welt und ihr gleichsam besessener Verkünder, gleichzeitig aber und immer mehr und mehr im Verlauf der zur Meisterschaft aufstrebenden technischen Bethätigung Handwerker im höheren Dienst seiner Mission. Dies ist das Zwiespältige in jedem Schöpfer; nur ein spezifischer Ausdruck übrigens des allgemeinen Zwiespaltes der zwischen Gott und Thier mitten hineingestellten Menschennatur. Wer den Zwiespalt nicht immer wieder zum Akkord aufzulösen weiß, ist weder ein ganzer Mensch noch ein ganzer Künstler. Wie die Prinzessin Hedwiga zum Kapellmeister Kreisler sagt: „Nur in dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben auf." Denn wer ihn nie zu bekämpfen gehabt hat, der Ungestörte, der Philister, hat vom Künstlerischen keinen Hauch verspürt.

Dieses ewige Problem wird Hoffmann nicht müde zu bewegen; und in seinem „Kreisler“ hat er aus intimsten Elementen die Gestalt geschaffen, die es unerschöpflich, weil ganz menschlich, verkörpert. Kreisler ist der stets mit sich selbst streitende höhere Mensch. Hedwiga ahnt ihn und begreift ihn rasch aus sich selbst heraus; Julia, die Reine, Milde, Selige, erkennt ihn nicht anders denn im Traum und im höchsten Traum des Weibes, der Liebe. Denn dem echten Weib ist in der reinen Liebe den unfehlbare dumpfe Instinkt für das Höchste gegeben. Dem Künstler verstört die irdische Liebe, die er als Mann dem Weib entgegenbringt, die „Liebe des Künstlers“, „das reine Himmelsfeuer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten“. Kreisler zwischen Hedwiga und Julia: Das ist das zum Symbolischen erhöhte Schicksal des „guten Musikanten“. Das „feindliche Prinzip“ aber läßt es nicht zu, daß es im Erleben des Künstlers zu der Ruhe komme, die sein inneres Ohr aus allen Dissonanzen befreiend im Akkord vernimmt. Das hätte der dritte (ungeschriebene) Theil der großangelegten Kreislerbiographie zeigen sollen. In den „Abenteuern der Silvesternacht“ hat Hoffmann eine Art Vorstudie geschaffen. Und im „Artushof“ kehrt das Thema, geläutert von allen Schlacken des Persönlichen, aber allzu sehr ins Mittelalterlich-Schablonenhafte und zauberhaft Tieckische ätherisirt wieder.

Eine geniale Synthese des Themas, echt hoffmannesk paraphrasirt, hat dem Kenner dieses seltsamsten deutschen Dichters Jacques Offenbach in seiner Oper „Hoffmanns Erzählungen“ dargebracht. Nicht so sehr im Text, der ein geschicktes Mosaik aus Hoffmanns Gestalten und Elementen bietet und den nur ein erfahrener Liebhaber Ernsts Theodor Amadeus in seinen beständigen Allusionen an das Werk des Dichters völlig zu genießen in der Lage ist, sondern in der geisterhaften, melancholischen, alle Mächte der Unterwelt beschwörenden, die Tiefen der Seele aufwühlenden und immer wieder in der unendlichen Sehnsucht, die ein Höheres ahnt, versöhnenden Musik. Und diese Musik ist wahrhaftig Etwas von Hoffmanns Seele, der inbrünstig nach dem Geisterreich verlangenden, vor dem tückisch im Hintergrunde des Daseins kauernden Wahnsinn bangenden, das fratzenhaft Alltägliche mit dem Spott des Vereinsamten bekämpfenden Seele des vollkommenen, man möchte sagen: unrettbaren Künstlers. Immer wieder ist es die Eine, das „Engelsbild, das, ein süßes, unerforschtes Geheimniß, schweigend ruhte in seiner Brust, sie, die Herrliche, die zum Leben gestaltete Ahnung, aus der Seele des Künstlers hervorleuchtet als Gesang, Bild, Gedicht!“ Er sucht sie im Leben; aber der „Dämon“, das „feindliche Prinzip“ tritt ihm stets in den Weg. Aus ihm selbst erhebt er sich und stellt sich ihm unbesiegbar entgegen, der ewige Widersacher, der Vernichter.

In den „Kreisleriana“ ist Künstlers Erdenwallen mit unübertrefflichem Humor geschildert; dazwischen strahlen die reinsten, leuchtendsten Hymnen an die alleinseligmachende Kunst. Der „Kater Murr“ malt mit dem verweilenden Pinsel des Genremalers in behaglicher Satire den bürgerlichen Quietismus. In genialer Verwirrung sind unter diese Dokumente des selbstgefälligen Philisterthumes die wunderbaren Kreislerfragmente verstreut. Der „Goldene Topf“ stellt, wie später, um eine Oktave höher und im Tempo beschleunigt, der von scharfem Zeithohn durchsetzte „Meister Floh“, die beiden im „Kater Murr“ durch den ironischen Trick der abwechselnden „Murr“- und „Kreisler“-Stücke getrennten Welten des Philisteriums und der Phantasie, Ahnung und Gegenwart auf eine Ebene, von der sich nur

manchmal die anonymen Vertreter der leichteren Sphären ein Wenig erheben. Der Student Anselmus (er sollte berühmt sein wie Werther, wie Wilhelm Meister; seine Seele ist in höherem Grade Ebenbild der Gottheit als die des rationalistisch sich aus kurzem Rausch ernüchternden Wilhelm, dieses armsäligsten aller „Helden"), Anselmus, dem wir im „Zaches" unter anderem Namen wieder begegnen, ist eine besänftigte, vor Allem von jeglicher Anlage zur Ironie freie Ausgabe des Kreisler, sein Ideal vielleicht. Anselmus ist der weltfremde, Kreisler der argwöhnische wehrhafte Künstler. Anselmus ist Kreisler-Hoffmann als Jüngling, da er noch mit Hippel von dem süßen Glück der Freundschaft schwärmte und eine aus der Ferne angebetete „Inamorata" im scheu knospenden Herzen trug, Kreisler-Hoffmann vor den Enttäuschungen, die ihm ein bald hochbrandendes Leben zugedacht hatte. Immer wieder taucht aus Kreislers purpurnen Dunkelheiten die selige Anselmus-Sehnsucht nach Serpentina, dem goldenen Schlänglein, herauf: „Mit Euch will ich ziehen, Ihr Akkorde! Von Euch getragen, soll sich aller trostlose Schmerz emporrichten zu mir und sich selbst vernichten in meiner eigenen Brust und Eure Stimmen sollen wie himmlische Friedensboten verkünden, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnsucht der ewigen Liebe." Aber immer wieder „regen sich die finsteren Geister, die so oft Macht hatten über ihn, und greifen schonunglos mit scharfen Krallen in seine wunde Brust." Dann spottet wohl der wundersame Dichter selbst: „Die Freunde behaupteten: die Natur habe bei seiner Organisation ein neues Rezept versucht und der Versuch sei mißlungen, indem seinem überreizbaren Gemüthe, seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie zu wenig Phlegma beigemischt und so das Gleichgewicht zerstört worden, das dem Künstler durchaus nöthig sei, um mit der Welt zu leben und ihr Werk zu dichten." Aber der Ueberreiche hat auch der Welt gegeben, was sie braucht, und ihr in den „Serapionbrüdern" die Werke hinterlassen, an denen sie ihn auf ihre Weise erkannt hat, der mehr war als diese „Gaben der Milde".

Wenn die Musik die „Sprache des unbekannten romantischen Geisterreiches", die „in Tönen ausgesprochene Sanskritta der Natur" ist, dann ist Hoffmanns Dichtung ein ganz einzigartiges Ereigniß. Die ohne sonderlich zudringende Wortfülle sich sozusagen aus sich selbst erzeugende Prosa wirkt als eine Parallelerscheinung zur reinen Musik. Diese aus dem Geiste der Musik geborene und in ihren Mitteln wie die einzig erhabene Lyrik durchaus musikalische Dichtung enthält, hört man sie richtig, eine ewige Melodie: die „Ahnung des Uebersinnlichen". Und so wären dem Magier, der eine Uebereinkunft der Farben, Töne und Düfte" gefunden hat („es kommt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnißvolle Weise durch den Lichtstrahl erzeugt würden und dann sich zu einem wundervollen Konzerte vereinigen müßten") unbewußt das Höchste als Gnadengeschenk zu Theil geworden: seine Kunst hat für ein paar Musikanten die Sprache der ewigen Ahnung selbst. Wie in Hoffmanns herrlichem Märchen Felix und Christlieb das „fremde Kind", er als einen Knaben, sie als ein Mädchen erblicken und wie ihnen der Abgesandte des Feenreiches die ganze Natur belebt, daß sie die Sprache der Bäume und der Büsche, des Baches und der Vögel verstehen, die Anderen nur ein Rauschen, Raunen, Plätschern und Zwitschern ist, so vernimmt der künstlerische Mensch aus den von einem großen Dichter verwendeten Zeichen der gemeinen Worte den großen Einklang der Welt, ein Echo des unhörbaren Sphärengesanges.

Wien. Dr. Richard Schaukal.

❦

Ein Reichsbankenamt.

Wieder haben zwei Bankfirmen in der Provinz das Zeitliche gesegnet; und mit wachsendem Mißtrauen blickt man auf die Depositenkassen der Großbanken. Das ist das Tolle bei der Geschichte: der schwache Bankier draußen beißt ins Gras und die berliner Banken sollen unter Kontrole gestellt werden. Jedesmal, wenn ein kleines Bankhaus fallirt, tauchen die Vorschläge „zur gesetzlichen Regelung des Depositenwesens" wieder auf. Als ob man schon so angenehme Erfahrungen mit der staatlichen Aufsicht über wirthschaftliche Institutionen gemacht hätte! Im Jahr 1896 wurde zum ersten Mal angeregt, neben dem Depotgesetz auch eine lex zum Schutz der Depositengläubiger zu schaffen. Die Regirung hat damals, aus Gründen der Bequemlichkeit, den Vorschlag zu den Akten gelegt und sich, vernünftiger Weise, begnügt, ein unverbindliches Versprechen zu geben. Dann kam der Plan zu einer Reichsdepositenbank, der sich schließlich zu einem von der katholisch-agrarischen Partei des Reichstages gestellten Antrag verdünnte, der Reichsbank die Möglichkeit der Annahme verzinslicher Depositengelder zu gewähren. Mit diesem bis auf den heutigen Tag unerfüllt gebliebenen Wunsch habe ich mich vor zwei Jahren hier beschäftigt. Ein Reichsmonopol fürs Depositengeschäft: dahin ginge, früh oder spät, dann die Reise. Können die Aktienbanken mit einem von Reiches wegen arbeitenden Unternehmen konkurriren? Die Zauberwirkung, die unsere Reichsherrlichkeit auf breite Schichten übt, würde der Reichskasse gute Zinsen tragen, die aber, indirekt, von dem gesammten Kontingent der privaten Bankhäuser aufgebracht werden müßten. Die könnten zusehen, wie sie ihre Dividende herausbekämen. Mit „soliden" Geschäften jedenfalls nicht. Aehnliche (wenn auch nicht ganz so schlimme) Wirkungen würde die Erweiterung der Reichsbank zum normalen Depositeninstitut haben. Dazu kämen Bedenken, die sich auf das Centralnoteninstitut selbst beziehen. Die Unvereinbarkeit einer gesunden Diskontpolitik mit dem Zwang, Geschäfte zu machen, um die Depositenzinsen aufzubringen. Die letzte Etape auf dem Marsch zum Schutz der Depositen hat die Bankenquetekommission gezeigt. Da wurde die Frage gestellt: „Empfiehlt es sich, Maßregeln zur Sicherung der Depositengelder zu treffen?"; und dieser Punkt der Tagesordnung ist noch nicht erledigt. Die Kommission hat ihre Arbeiten unterbrochen und wird sie vor dem Herbst kaum wieder ernstlich aufnehmen. Sogar an ein „Reichsaufsichtamt für das Bankwesen" wird, wie es heißt, gedacht. Das ist der neuste Reformvorschlag. Vielleicht sehen wir noch einen Staatssekretär des Reichsbankenamtes im Reichstag Propaganda für Emissionen machen; denn die Bankenrepublik verdient schließlich, von einem eigenen Staatssekretär geleitet und kontrolirt zu werden. Oder man macht das Aufsichtamt zu einem Ressort des Reichskolonialamtes. Da brauchte man sich nach einer sachverständigen Führung gar nicht erst umzusehen. Der neue Plan ist freilich nicht besser als die älteren. Zunächst ist jede Reglementirung vom Uebel. Sie gehört zum eisernen Bestande der Prostitution. Dort dient sie dazu, den Volkskörper vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren. Nun fragt sich, ob die Banken im Allgemeinen auf ein so tiefes Niveau gerathen sind, daß man nöthig hat, sie unter Kontrole zu stellen. Sie zu zwingen, sich in bestimmten kurzen Zwischenräumen einer

ärztlichen Untersuchung zu fügen. Denn die für das Aufsichtamt Schwärmenden wollen, daß die Finanzinstitute regelmäßig eingehende Aufstellungen des jeweiligen Vermögensstandes vorlegen, die den Beschauern ermöglichen, den Status faltenlos vor sich zu sehen. „Unfrisirte Bilanzen“: als ob so Etwas je dagewesen wäre. Die Banken haben geglaubt, mit der Konzession der Zweimonatbilanzen der Erörterung die Spitze abbrechen zu können. Aber der schöne Trieb, Gutes zu thun, hat wenig genützt: das Aufsichtamt soll trotz Allem Ereigniß werden.

Ich glaube, daß man die Komplizirtheit eines modernen Bankbetriebes unterschätzt, wenn man sich einbildet, durch öffentliche Kontrolorgane den Sicherheitkoeffizienten erhöhen zu können. Abgesehen davon, daß dem Staat jegliche Aktivlegitimation fehlt, sich in Angelegenheiten der Privatwirthschaft einzumischen, besitzen seine Mandatare nicht die Sachkenntniß, die von den Berathern gewiegter Geschäftsleute zu fordern wäre. Wie ists denn mit den Staatskommissaren und Bankinspektoren bei den Hypothekenbanken? Ist Jemand so naiv, sich einzubilden, daß die Anwesenheit dieser Kontroleure die Ausnutzung falscher Grundstücktaxen und die Ueberbeleihung gewisser Objekte unmöglich macht? Man hat ja laut betont, die Verhältnisse bei der Bayerischen Bodenkreditanstalt in Würzburg seien durchaus nicht abnorm gewesen. Darlehen von der Art der dort inkriminirten finde man überall in bayerischen und preußischen Landen. Gewiß. Und ein Hypothekenpfandbrief ist deshalb noch lange kein Spekulationpapier. Aber die Staatsbeamten, mögen sie noch so gut geschult sein, reichen für die Beurtheilung geschäftlicher Verhältnisse nicht aus. In Bayern hat man sich darum entschlossen, den Kommissaren wirkliche Fachleute an die Seite zu stellen. Das ists: bei all dem Geschrei nach der Zuchtruthe des Staates kommt man nicht von den Leuten los, die kontrolirt werden sollen. Aus ihren Reihen müssen die Aufsichtorgane genommen werden; und da entsteht schließlich, wie wir sehen werden, ein circulus vitiosus. Im Uebrigen ist eine Hypothekenbank von einer Mobiliarkreditbank durch eine ganze Welt getrennt. Dort ein Geschäft, das sich in primitiven Formen, meist automatisch, abwickelt; hier ein Apparat, der immer komplizirter wird. Noch sichtbarer wird der Gegensatz, wenn man das Bankenamt dem Kaiserlichen Aufsichtamt für Privatversicherung vergleicht. An dieses Amt haben nämlich die Ideologen auch gedacht. Ohne zu überlegen, welche fundamentale Unterschiede zwischen dem Versicherungsgeschäft und den rein bankmäßigen Transaktionen bestehen. Die Versicherunganstalten sind Sparkassen. Damit ist Alles gesagt. Da die Spargelder einen der wesentlichen Bestandtheile des Volksvermögens ausmachen, so sind sie besonderen Schutzes bedürftig. Deshalb haben sich die Versicherunginstitute Vorschriften zu unterwerfen, die den für die Verwaltung der Oeffentlichen Sparkassen geltenden Bestimmungen angepaßt sind. Das Vermögen der Sparkassen stammt aus der breiten Masse des Volkes; es sind die kleinsten Kapitalisten, die ihr Geld diesen Kassen anvertrauen. Deshalb sind hier besondere Schutzvorrichtungen am Platz. Die im Deutschen Reich in den eigentlichen Sparkassen investirten Summen haben im Jahr 1908 einen Gesammtbetrag von mehr als 15 Milliarden Mark erreicht, während die im Betrieb der Banken arbeitenden Depositengelder etwa 8½ Milliarden ausmachten. Diese acht Milliarden stammen zum großen Theil aus anderen Kreisen als die Sparkasseneinlagen. Wer sein Geld bar bei der Bank liegen läßt, thut es nicht nur, um Zinsen daraus zu erzielen, sondern, um die Mittel

zum Ankauf von Effekten oder zur Spekulation an der Börse präsent zu haben. Ersparnisse sinds natürlich auch; aber nicht „Nothgroschen", wie bei den Sparkassen. Die Großbanken legen keinen Werth darauf, in den Augen des Publikums als Spartöpfe zu gelten. Nur in der Provinz wird oft noch mit dem Begriff Sparkasse operirt, um Depositengelder anzulocken. Die Provinz liefert überhaupt mehr Material für die Propaganda zu Gunsten einer staatlichen Kontrole als die Haute Banque. Seit dem Zusammenbruch der Leipziger Bank ist man nervös geworden; aber die Aengstlichkeit konnte nicht verhüten, daß der Strom der Depositengelder sich bis in die dunkelsten Winkel der Bankenprovinz ergießt. Bei den Insolvenzen, die in großer Zahl der leipziger folgten, haben die getäuschten Hoffnungen der Depositengläubiger keine kleine Rolle gespielt. Werden solche Erfahrungen durch die Thätigkeit eines Reichskontrolamtes unmöglich gemacht? Der Prozentsatz der fremden Gelder, der in nicht pupillarisch sicheren Firmen arbeitet, ist zum Glück nicht allzu groß. Die Summe der Depositen beträgt bei den berliner Großbanken wohl mindestens 2 Milliarden, da als Depositengelder nicht nur die auf Depositenkonto gebuchten Einlagen zu gelten haben, sondern auch ein Theil der Kreditoren mitzurechnen ist. Das sind beinahe 25 Prozent der Gesammtdepositensumme. Und nur 10 Prozent etwa, nämlich 870 Millionen, entfallen auf Aktienbanken bis zur Grenze von 10 Millionen Mark Grundkapital. Wie groß der Antheil der Privatfirmen am Depositengeschäft ist, erfährt man nur „von Fall zu Fall"; wenn es zur Insolvenz kommt. So hatte das alte lübecker Bankhaus Luckmann & Soltau, das seine Zahlungen eingestellt hat, 750 000 Mark Depositen. Im Ganzen wird der den Privatbankiers anvertraute Theil der deutschen Spargelder keinen so erheblichen Bruchtheil ausmachen, daß man nicht sagen dürfte, das Gros sei in sicherer Obhut.

Soll das Aufsichtamt kein Kasperletheater sein, so müssen sachverständige Personen den Kontroldienst besorgen. Es genügt nicht, daß man banktechnisch geschulte Beamte in die Kontrolstation steckt. Die Praxis langer Jahre kann ein Hospitiren im Bankgeschäft nicht ersetzen. Die Augen der Beamten müssen also durch die Brillen der Praktiker sehen. Und da sitzt die Hauptschwierigkeit. Werden zur Unterstützung der Revisoren Bankleute in das Aufsichtamt berufen, so muß man, um kein Mißtrauen zu wecken, bei der Auswahl dieser Sachverständigen jedes große Institut berücksichtigen. Die Großbanken werden also mit Delegirten aus ihrer Verwaltung vollzählig vertreten sein. Was wäre die Folge dieses Zusammenwirkens? Alle Coulissengeheimnisse würden bekannt. Die natürlichen Schranken, die im Konkurrenzkampf aufgerichtet werden, senken sich vor den vereinigten Blicken der Bankenvertreter; und kein Institut könnte dem anderen Etwas verbergen. Ein Idealzustand im kommunistischen Staat. So weit sind wir aber noch nicht. Deshalb wird der Zwang zur Entschleierung vor dem lüsternen Auge des Nachbars einem Bankleiter nicht allzu viel Reiz bieten. Das Aufsichtamt soll in den Stand gesetzt werden, die Bilanzen bis ins Innerste zu durchforschen; es soll vor gewissen Geschäften um seine Zustimmung ersucht werden und in der Lage sein, die Qualität der Debitoren zu prüfen. Die Banken werden bei der Gewährung von Kredit ähnlichen Vorschriften unterstellt sein, wie sie jetzt für die Hypothekenbanken gelten. Und von der Aufsichtbehörde wird künftig der Umfang des Kredits bestimmt werden. Bei all diesen Fragen haben die Fachleute mitzureden; und so wird die Deutsche Bank genau wissen, wie die Kundschaft der Diskontogesellschaft aussieht, und die Darmstädter

Bank wird keine Geheimnisse mehr vor der Handelsgesellschaft haben; alle Institute werden dann bald nach dem Grundsatz arbeiten: „Mes affaires, ce sont les affaires des autres“. An die Stelle der freien Konkurrenz tritt der unlautere Wettbewerb; unter dem Schutz des Reiches. Das thut aber nichts; denn erstens ist die Moral befriedigt und zweitens wissen die Depositengläubiger, daß sie höchstens noch unter Reichskontrole ihr Geld verlieren können. Aber verlieren können sie es auch künftig.

Nimmt man etwa an, daß die Großen schon heute kein Geschäftsgeheimniß vor einander haben? Die amtliche Sanktionirung der Topfguckerei schüfe immerhin einen ganz neuen Zustand. Und was soll aus dem Aufsichtrath werden, wenn ein Aufsichtamt da ist? Zwei Kontrolorgane sind nicht nöthig. Aber das Institut des Aufsichtrathes läßt sich nicht durch einen Federstrich beseitigen; es wurzelt in dem Komplex der Beziehungen, die zwischen der Finanz und allen Faktoren des wirthschaftlichen Lebens bestehen. Hat der Aufsichtrath nicht mehr zu kontroliren, so muß er acquiriren oder wenigstens repräsentiren. Und wie soll der bessere Schutz der Depositengelder in praxi erreicht werden? Das Aufsichtamt wird besondere Sicherheiten verlangen; die können nur in bestimmten Anlagen bestehen. Man wird also fordern, daß ein Prozentsatz der fremden Gelder in Staatspapieren oder in Hypotheken angelegt werde. Da aus solchen Reserven nur mäßige Zinsen zu erzielen sind, werden die Banken gezwungen sein, die Vergütung für bare Einlagen zu verringern. Das hätte wahrscheinlich einen Rückgang der Depositengelder zur Folge; das Geld würde schnell bessere Profitgelegenheit suchen. Vielleicht triebe man gerade dadurch einen Theil des Volksvermögens zu Anlagen zu, vor denen es geschützt werden müßte. Weiter. Um das Betriebskapital reichlich zu verzinsen, müßten die Banken Entschädigung für den Zwang, den ihnen das Aufsichtamt auferlegt, finden; also riskante Geschäfte machen. Denn die Kreditinstitute sind keine Sparkassen; und jeder Versuch, sie in enge Hürden einzusperren, muß zu einem gewaltsamen Ausbruch an den nicht geschützten Stellen führen. Die beiden Privatfirmen, die jetzt ihre Zahlungen eingestellt haben, M. A. Rosenbaum in Lippstadt und Luckmann & Soltau in Lübeck, sind an den Schwierigkeiten zu Grunde gegangen, die der Provinz aus der Konkurrenz entstanden. Rosenbaum ließ sich in groß angelegte Wechselgeschäfte ein; und die Lübecker hatten ihren Ehrgeiz an die Aufgabe gesetzt, ein industrielles Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Sie überboten mehrere Aktienbanken, die sich um die Durchführung der Transaktion beworben hatten, und blieben schließlich auf den neu geschaffenen Papieren sitzen. Könnte das Aufsichtamt solche Fehler verhindern? Es könnte dem Privatbankier nicht verbieten, Aktiengesellschaften zu gründen; aber verlangen, daß für die etwa vorhandenen Depositengelder genügende Sicherheit da sei. Schön. Nun zeigt der Bankier ein Effektenportefeuille und erklärt: „Das sind die Unterlagen der Depositen“. Wer will ihn hindern, diese Papiere zu lombardiren oder als Sicherheit für Spekulationgeschäfte zu hinterlegen? Man kann doch die Gegenwerthe für die fremden Gelder der Verwaltung der Banken oder Bankiers nicht ganz entziehen. Das wäre eine Bevormundung, die sich gewiß kein angesehenes Bankhaus gefallen ließe. Und bei einer Klassirung kämen wir zu einer Aechtungliste.

Müssen wir unsere Depositenbanken durchaus vor dem Ausland diskreditiren? Das hat uns bisher um sie beneidet. Und die größeren stehen auf ziemlich festen Füßen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Mai 1909.

Der Fall Igel.

In der Nacht vom ersten zum zweiten Februar 1909 wurde in Oranienburg, einem Vorort Berlins, der Steinsetzmeister Marschner während eines Streites erschossen. Eifrig bemächtigte sich die Tagespresse des Falles. Der Getötete war ein ehrbarer Handwerksmeister, der Thäter ein adeliger Referendar. Der Getötete, so hieß es, war als gutmüthig und friedliebend, der Referendar als roh und gewaltthätig allgemein bekannt. Eine Lieblingbeschäftigung des jungen Herrn war, abends auf dem Heimweg die Laternen des Städtchens zu zerschießen, wobei er sich als guten Schützen bewährt habe. Reden, die er unter Freunden geführt habe, bewiesen, daß er sehnsüchtig den Augenblick erwartete, der ihm Gelegenheit bot, einen Menschen vor die Pistole zu fordern. Den Streit, der mit dem Tod Marschners endete, habe er dadurch provozirt, daß er nach wüstem Gelage mit einigen Kumpanen ohne Erlaubniß den Schlitten Marschners bestieg; den Eigenthümer, der darüber wüthend war, habe er nach kurzem Wortwechsel niedergeknallt und dem tötlich Verletzten dann noch seine Genugthuung darüber ausgesprochen, daß die Kugel so gut getroffen habe Der Thäter wurde noch in der selben Nacht durch die Polizei verhaftet. Aber schon am folgenden Tag entließ ihn, nach eingehender Vernehmung, der die Untersuchung führende Richter aus der Haft. Die Oeffentliche Meinung tobte; eine solche Milde erschien geradezu als Verbrechen. „Klassenjustiz“: so schallte es aus den Blättern. Die Enthaftung schien nur möglich, weil der Thäter Referendar und selbst von der Zunft Derer war, die anklagen und richten. Auch war er adelig, Sohn eines preußischen Generals und Enkel eines ehemaligen Kriegsministers. Ein solcher Mann durfte sich in Preußen ungestraft der schlimm-

sten Frevelthat erdreisten. Wäre der Thäter ein einfacher Arbeiter, so säße er noch hinter den Eisengittern und würde sicher des Mordes angeklagt. Aber der adelige Referendar: Ja, Themis, Das ist ganz was Anderes!

So heulte der Chorus. Er beruhigte sich erst, als Harry von Igel wieder verhaftet und vor die Geschworenen gestellt wurde. Zwölf Männer aus dem Volk waren berufen, über ihn zu Gericht zu sitzen. Von ihnen durfte man ein gerechtes Urtheil erwarten; für schwersten Rechtsbruch gerechte Sühne. Aber Seltsames geschah: auch die zwölf Männer aus dem Volk, die geschworen hatten, unparteiisch und nach bestem Wissen und Gewissen ihren Wahrspruch zu fällen, entsprachen nicht der von der Oeffentlichen Meinung gehegten Erwartung. Sie verneinten jede vorsätzliche Schuld des Angeklagten und sprachen ihn nur der fahrlässigen Tötung schuldig. Der Gerichtshof, dessen Vorsitzender schon während der Verhandlung seiner Parteilichkeit dadurch Ausdruck gegeben haben sollte, daß er den Angeklagten als „Herrn von Igel" anredete, erkannte auf „nur" vier Monate Gefängniß. Lauter noch als zuvor hallte nun der Ruf „Klassenjustiz" im deutschen Blätterwald wider. „Aristokraticher Raufbold", „Wütherich", „Rowdy": Das waren noch milde Bezeichnungen, mit denen selbst ernste Blätter den lediglich eines Mangels an Vorsicht schuldig Gesprochenen bedachten. Der Wahrspruch der Geschworenen und das Urtheil des Gerichtshofes müßten auch wirklich Staunen erregen, wenn der Sachverhalt so gewesen wäre, wie Fama ihn vom ersten Tag erzählt hat und wie er, trotz allen Gegenbeweisen, noch heute dem öffentlichen Urtheil zu Grund gelegt zu werden pflegt. Der Fall Igel ist geradezu ein klassisches Beispiel dafür, wie leicht mit Hilfe der Presse die Oeffentliche Meinung in die Irre geleitet werden kann und wie schwer es dann ist, sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Diese Beobachtung giebt der Sache eine über das Interesse am Einzelfall hinausgehende Bedeutung. Deshalb sei zunächst in aller Kürze der Sachverhalt gezeigt, wie Akten und Zeugenaussagen ihn ergaben.

Der Referendar Harry von Igel ist dreiundzwanzig Jahre alt. Alle, die ihn näher kennen, haben ihm ausnahmelos das Zeugniß eines strebsamen, ruhigen und bescheidenen, jeder Roheit und Gewaltthätigkeit abgeneigten jungen Mannes ausgestellt. Seinen Verkehr suchte er eben so im Kreis der Kollegen wie unter Kaufleuten. Von junkerlichem Hochmuth hat kein Zeuge Etwas an ihm bemerkt. Als Sohn eines Generals der Infanterie und Enkel des Staats- und Kriegsministers a. D. Bronsart von Schellendorff war er von Kindheit an mit dem Gebrauch von Schußwaffen vertraut. Einen Revolver aber hat er sich erst gekauft, nachdem er als Student in Tübingen nachts von einem Strolch mit einem Messer bedroht und verfolgt worden war. Bei nächtlichen Ausgängen pflegte er seitdem die Waffe in der Tasche zu tragen. Aus ihr hatte er einmal an Kaisers Geburtstag und einmal nach einer anderen

Festlichkeit, als er, gegen seine Gewohnheit, stark gezecht hatte, in menschenleerer, fast unbebauter Straße auf Laternen geschossen. Auch hat er einmal in einem Gespräch über Ehebruch sich für solchen Fall als Freund des Duells bekannt. Einem Corps oder einer Schlagenden Verbindung hat er niemals angehört und schon nach sechs Semestern sein Referendarexamen gemacht. Sein Vorgesetzter, der Aufsichtführende Amtsrichter Henrici, bezeichnet ihn als einen seiner tüchtigsten und strebsamsten Referendare, über den bis zu dem Augenblick der That niemals die geringste Klage laut geworden sei.

Das ist, mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, das Charakterbild dieses „junkerlichen Rowdy". Und wie sieht seine That aus?

Herr von Igel hatte den Abend in der Wohnung eines befreundeten Kollegen zusammen mit noch drei anderen Referendaren verbracht. Die Herren hatten so wenig getrunken, daß an keinem die Folgen irgendwie bemerkbar waren. Schon gegen elf Uhr gingen sie nach Haus. Auf dem Heimweg begegnete ihnen ein leerer Schlitten, den sie für ein Miethsfuhrwerk hielten und ohne Widerspruch des Kutschers bestiegen. Vor einem in der Nähe befindlichen Wirthshaus machte der Schlitten Halt. Ein den Referendaren unbekannter Mann (der Steinsetzmeister Marschner) trat vor die Thür und forderte die Herren auf, den Schlitten zu verlassen. Sie fragten, ob er nicht zu miethen sei. Der Mann ging sofort auf den Handel ein und verlangte für eine halbe Stunde zehn, dann sechs Mark. Als auch dieser Preis den wohl nicht allzu reichlich mit Mammon versehenen Referendaren zu hoch erschien, verließen sie den Schlitten und gingen zu Fuß weiter. Kein heftiges Wort war während dieser Zeit zwischen ihnen und dem Eigenthümer des Schlittens gewechselt worden. Die Referendare hatten die Absicht, in die Wohnung eines Freundes zu gehen, der kurz vor ihnen den Heimweg angetreten hatte. Sie schlenderten deshalb noch einige Hundert Meter weiter, beschlossen dann aber, mit Rücksicht auf die vorgerückte Stunde, von dem geplanten Besuch Abstand zu nehmen und lieber ins Bett zu gehen. Der Heimweg führte die Drei wieder an dem Wirthshaus vorüber. Des Zwischenfalles mit dem Schlitten hatten sie mit keinem Wort mehr gedacht. Da hörten sie, etwa fünfzig Meter vor dem Wirthshaus, rohe Schimpfreden. Worte wie „dämliche Bengels", „Lausejungen", „Peitsche um die Ohren schlagen", drangen an ihr Ohr. Als sie näher kamen, erkannten sie in dem Lärmenden den Eigenthümer des Schlittens, der seine Schimpfreden jetzt direkt gegen sie richtete. Harry von Igel, ein kleiner und schmächtiger Mensch, ging ruhig auf den Mann zu, zog den Hut und sagte in höflichem Ton (wie von allen Zeugen bestätigt worden ist): „Meinen Sie uns?" Marschner bejahte und fuhr dann fort: „Gehste nicht weg, dann kriegste Eine in die Fresse!" Diese Worte hat der eigene Kutscher Marschners eidlich bekundet. Igel antwortete nicht, sondern ersuchte einen in der Nähe

stehenden Wächter, den Namen des Schimpfers festzustellen. Dieses durchaus korrekte Verhalten Igels scheint Marschner, der große Mengen alkoholischer Getränke zu sich genommen hatte, in sinnlose Wuth versetzt zu haben. Er erneuerte seine Schimpfreden und Drohungen; als Igel sie sich verbat, ging Marschner zu Thätlichkeiten über.*) Igel wehrte sich dagegen mit seinem Stock; verletzt hat er Marschner dabei nicht. Jetzt trat der Wächter dazwischen, trennte die Streitenden und hielt Marschner fest, um ihn, wie er bekundete, an weiteren Gewaltthätigkeiten zu hindern. Igel hatte aus dem kurzen Rencontre eine Sehnenzerrung davongetragen, durch die (nach dem Gutachten des Professors Zeller) sein linker Arm zeitweilig außer Gefecht gesetzt war. Der Spazirstock war ihm entfallen. Zur Abwehr eines etwa erneuten Angriffes hatte er nur noch eine Hand zur Verfügung. Dieser zweite Angriff ließ nicht lange auf sich warten. Herr von Igel hatte sich mit Müseler schon zum Fortgehen gewendet, als Marschner sich losriß und wiederum auf ihn eindrang, um ihn (Marschner hat es selbst noch ausgesagt) mit seinem eigenen Stock zu prügeln. Vor dem neuen Angriff des Tobenden war Igel in sehr schlimmer Lage. Der linke Arm hing kraftlos herab, der rechte war wehr- und waffenlos. Der in seinen dicken Dienstmantel gehüllte Wächter hatte wohl nicht die Kraft, den drohenden Angriff zu hindern. In diesem kritischen Augenblick erinnerte sich Igel des Revolvers in seiner linken Brusttasche. Er ergriff ihn mit der Rechten und hielt ihn mit den Worten: „Halt oder ich schieße!" dem auf ihn eindringenden Marschner entgegen. Alle Umstehenden haben die Warnung deutlich gehört; nur Marschner blieb taub und drang weiter auf Igel ein. Da krachte der Schuß. Auch jetzt noch suchte Marschner unter Drohungen auf Igel einzudringen, wurde aber von dazwischentretenden Personen zurückgehalten. Irgendein Wort Igels, das auch nur so zu deuten wäre, als habe er absichtlich getroffen oder freue sich seiner That, hat Niemand vernommen. Still ist er, nachdem der Schwerverletzte in sichere Obhut genommen war, nach Haus gegangen und hat dort noch in der selben Nacht den Vorfall so niedergeschrieben, wie er später in allen wesentlichen Punkten durch die Zeugen bestätigt wurde. Hätte er sich herauslügen wollen, so hätte er sicher gesagt (Zeit zum Nachdenken hatte er ja), die Waffe habe sich gegen seinen Willen entladen. Niemand konnte ihm das Gegentheil beweisen. Das that er aber nicht, sondern erklärte, er habe absichtlich geschossen, doch den Angreifer nicht treffen, sondern ihn durch einen Schreckschuß einschüchtern und

---

*) Der Wächter Birkholz glaubt zwar, daß Igel zuerst angegriffen habe. Diese Angabe ist aber durch die bestimmte eidliche Aussage des dicht neben Igel stehenden Referendars Müseler, und durch die Erwägung widerlegt worden, daß Igel sich bis dahin ruhig und korrekt verhalten, der ihm an Körperkraft und Größe weit überlegene Marschner aber sofort mit Schlägen gedroht hatte.

von weiterer Gewaltthat abhalten wollen. Daß Müseler im Augenblick des Schusses die Waffe auf Marschner gerichtet sah, steht damit nicht in Widerspruch; wäre es anders gewesen, so hätte die Kugel ja nicht getroffen. Die Schußsachverständigen haben die Behauptung Igels mit Rücksicht auf die herrschende Dunkelheit, die Erregung des Schützen und die Unsicherheit eines aus nicht gespanntem Revolver abgegebenen Schusses für durchaus glaubhaft erklärt.

Diesen Thatbestand hat die schwurgerichtliche Verhandlung ergeben. Wäre er von Anfang an der Oeffentlichkeit bekannt gewesen, so hätte man, bei allem Mitleid mit dem Getöteten und seiner schuldlosen Familie, gewiß auch dem jugendlichen Thäter das Mitgefühl nicht verweigert. Ohne eigene Schuld war er in die Affaire hineingezogen, von Marschner selbst war er Schritt vor Schritt zum Aeußersten gedrängt worden; den tragischen Abschluß aber hatte, gegen seinen Willen, ein unglücklicher, wenn auch vielleicht nicht ganz unverschuldeter Zufall herbeigeführt. Monate lang Untersuchunghaft, die Sorge um eine gestern noch helle Zukunft und einen fleckenlosen Namen, vier Monate Gefängniß: ists nicht der Sühne genug für ein unvorsichtiges, doch in so kritischer Lage, in der Erregung des Augenblickes begreifliches Handeln? Hätte, wie es Igels Absicht war, die Kugel Marschner gefehlt, schwerlich wäre ihm aus seinem Verhalten auch nur ein ernster Vorwurf gemacht worden. Das Tragen der Waffe war durch den nächtlichen Ueberfall in Tübingen und durch die unzureichenden Sicherheitverhältnisse in Oranienburg erklärt, die nach der eidlichen Aussage des Aufsichtführenden Amtsrichters auch ihn bereits auf den Gedanken gebracht hatten, auf nächtliche Gänge durch die einsamen Straßen des Städtchens eine Waffe mitzunehmen. Das Schießen auf die Laternen in früheren Tagen stand mit der That in keinem Zusammenhang. Die Kluft zwischen dem Unfug eines bezechten Jünglings und der den Gegenstand des Verfahrens bildenden That ist so groß, daß bei der Strafzumessung in dem gegen Igel verkündeten Urtheil dieser Vorfall gar nicht erwähnt worden ist. Das Gelegenheitwort über das Duell (das übrigens von den Freunden nicht einmal ernst genommen wurde) deckt sich mit der Anschauung vieler recht ehrenwerthen Männer, insbesondere des Kreises, in dem der Generalssohn erzogen worden ist. Das Einzige, was ihn ernstlich belasten könnte und was auch offenbar die Geschworenen zu ihrem Schuldspruch veranlaßt hat, war, daß er, statt sich ruhig der drohenden Mißhandlung auszusetzen und auf die Hilfe Anderer zu rechnen oder feig wegzulaufen, mit der Schußwaffe drohte und, als die Drohung fruchtlos blieb, ihr die That folgen ließ.

Auch hier scheint mir Mancherlei zu erwägen. Wie die Gesetze aller Kulturnationen, so erkennt auch unser Strafgesetzbuch das Recht der Nothwehr an und erklärt Den für straflos, der gegenüber einem unmittelbar bevorstehenden rechtswidrigen Angriff das Abwehrmittel wählt, das zu seiner

Vertheidigung erforderlich ist. Dabei kommt es nicht darauf an, ob der Thäter durch die Flucht sich dem Angriff entziehen könnte. Dem drohenden Unrecht gegenüber besteht ein Recht auf Vertheidigung. Auch dadurch wird das Nothwehrrecht nicht ausgeschlossen, daß durch die Abwehr dem Angreifer ungleich schwerere Nachtheile drohen, als er selbst sie dem Angegriffenen zuzufügen gedenkt. In dieser unbestreitbaren und niemals bestrittenen Rechtslage bleibt die That Igels mindestens auf der Grenze des rechtlich Erlaubten. Der Richter, der bei solchem Sachverhalt die Freilassung des Referendars verfügte, verdiente wirklich nicht den Vorwurf einer den adeligen Kollegen begünstigenden Parteilichkeit. Mit einem viel größeren Schein von Recht könnte man sagen, die Wiederverhaftung sei durch die Preßhetze bewirkt worden und man habe, unter dem Eindruck der Oeffentlichen Meinung, um nur ja den Schein der Parteilichkeit zu meiden, den adeligen Referendar härter angefaßt, als in gleicher Lage Herrn Schulze oder Herrn Müller geschehen würde.

Kurz vor dem Fall Igel kam eine andere Nothwehrhandlung zu meiner Kenntniß. Ein Handwerker hatte seine Geliebte in ihre Wohnung hinaufgeleitet, die im Vierten Stock eines berliner Hauses lag. Ein Hausbewohner war mit seiner Frau den Beiden gefolgt und traf den Rückkehrenden auf der dunklen Treppe. Dort entspann sich ein Wortstreit, der damit endete, daß der Hausbewohner durch das verschlossene Fenster auf die Straße flog und mit zerbrochenem Genick unten tot liegen blieb. Die Ehefrau des Getöteten behauptete, der Handwerker, ein Mann von ungewöhnlicher Kraft und Körpergröße, habe ihren Mann vor ihren Augen gepackt und durch das offene Fenster auf die Straße geschleudert. Der Handwerker erklärte, der Verunglückte sei zufällig durch das geschlossene Fenster gestürzt. Jeder wird zugeben, daß der Fall dieses Handwerkers nicht etwa günstiger als der des Referendars lag. Herr von Igel konnte seine Freilassung nicht einmal gegen das Angebot einer Bürgschaft von zwanzigtausend Mark erreichen; der Handwerker wurde nach dreitägiger Untersuchunghaft gegen eine Kaution von fünfhundert Mark auf freien Fuß gesetzt. Igel wurde wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit tötlichem Ausgang vor die Geschworenen gestellt; der Handwerker wurde (weil man im Zweifelsfall immer für den Angeklagten entscheiden müsse) nicht einmal angeklagt. Die Motivirung ließ sich halten; und in der Oeffentlichkeit wurde kein Wort dagegen gesagt. Was aber wäre geschehen, wenn man den adeligen Referendar außer Verfolgung gesetzt hätte? Der Schwurgerichtspräsident ist ja sogar getadelt worden, weil er den Angeklagten „Herrn von Igel" nannte und ihm während der fast fünfzehnstündigen Verhandlung gestattete, sitzen zu bleiben. Selbst die Witzblätter haben sich diesen ungeheuerlichen Vorfall nicht entgehen lassen; als ob in berliner Gerichtssälen der Kasernenhofton üblich sei und gepflegt werden müsse. Leider giebt es Vorsitzende, die die Würde des

Gerichtes besonders gut zu wahren glauben, wenn sie jeden Angeklagten wie einen überführten Verbrecher behandeln; aber die Mehrheit haben diese gestrengen Herren, zu unserem Heil, noch nicht und der als eben so tüchtig wie menschenfreundlich bekannte Landgerichtsdirektor Warnatsch, der Vorsitzende im Igel-Prozeß, hat nie zu ihrer Kategorie gehört. Am Tage nach diesem Prozeß begann vor dem Landgericht I. unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Splettstößer ein Giftmordprozeß, in dem der Präsident dem des Mordversuches geständigen Butterhändler stets die Anrede „Herr Feller" gewährte; und die Oeffentlichkeit, die sich doch recht lebhaft für den Fall interessirte, beachtete diese Thatsache gar nicht (die auch wirklich nicht zu den selten zu verzeichnenden zählt).

Daß die Presse im Fall Igel so blind Partei ergriff, ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Von Anfang an ist der Thatbestand tendenziös entstellt worden. Zuerst wurde behauptet, Igel habe ohne jede Provokation von dem rechtswidrig bestiegenen Schlitten aus auf Marschner geschossen. Dann las man, er sei, um Marschner niederzuschießen, nach dem ersten Wortwechsel in seine Wohnung geeilt und habe sich von dort erst die Schußwaffe geholt. Noch wenige Tage vor der Hauptverhandlung verbreitete in einem Offenen, an die gesammte berliner Presse versandten Brief der Vertreter der Familie Marschner die Sätze: „Daß der Thäter nur einen Schreckschuß hat abgeben wollen, erscheint ausgeschlossen." (Die Sachverständigen haben diese Möglichkeit bejaht und die Geschworenen haben sie ihrem Wahrspruch zu Grunde gelegt.) „Es steht nach der eigenen Aussage Igels fest, daß er sich vielfach im Pistolenschießen geübt hat und ein leidlich guter Schütze gewesen ist." (Nach sachverständigem Gutachten bildet das Ueben mit der leicht abzuziehenden Pistole nicht die geringste Gewähr für Treffsicherheit mit dem Revolver.) „Es ist unwahr, daß Igel eine schwere Mißhandlung durch Marschner zu gewärtigen hatte, zumal Dieser kleiner war als Igel." (Marschner hat selbst bekundet, daß er Igel mit dessen Stock schlagen wollte; auch war er stärker und um mehrer Centimeter größer als Igel.) „Von Igel hat in brutaler Weise zuerst, wie fast allseitig bezeugt wird" (nur Wächter Birkholz hats bekundet, Referendar Müseler mit größter Bestimmtheit das Gegentheil beschworen), „Marschner mit seinem Stock über den Kopf und die Schulter geschlagen" (Kopf und Schultern Marschner haben nicht die geringste Spur dieser „brutalen" Mißhandlung gezeigt.) „In gebückter Stellung und seinem Gegner gegenüber widerstandsunfähig wurde Marschner von Diesem erschossen" (sämmtliche Zeugen und Sachverständige haben bekundet, daß der Schuß Marschner in aufrechter, leicht vornübergeneigter Haltung, also beim Eindringen auf Igel traf). „Feststeht, daß Igel in geradezu frivoler Weise über den Gebrauch der Schußwaffe zur Vernichtung des menschlichen Lebens gedacht hat" (er hatte

die vorhin erwähnten Sätze über das Duell gesprochen), „während Marschner, wie die Krankenschwester, in deren Armen er gestorben ist, ausdrücklich erklärt hat, ein überaus gutmüthiger Mensch gewesen, der aufs Höchste gereizt werden mußte, um in Aufregung zu gerathen." (Der Vorfall, bei dem Marschner den Tod fand, illustrirt diese kühne Behauptung.) „Zur Charakteristik des Herrn von Igel diene endlich eine Bemerkung, die er auf die Frage des Verwundeten: ‚War es ein Schrotschuß?' gethan hat." (Zwischen Igel und Marschner ist nach dem Schuß kein Wort mehr gewechselt worden). „Von Igel erwiderte mit größter Ruhe: ‚Nein, es war eine Kugel und die sitzt fest'." (Herr von Igel hatte auf die Frage eines der Umstehenden, ob es vielleicht ein Schrotschuß gewesen sei, geantwortet: „Nein, eine Kugel" Daß er die frivolen Worte „und die sitzt fest" hinzugefügt habe, ist Erfindung. Kein einziger der hierfür benannten Zeugen hat die Worte gehört.) Dieser Brief wurde unter dem Namen des Autors, eines berliner Rechtsanwaltes, veröffentlicht und fand Glauben. Noch jetzt stützt sich das Urtheil vielfach nicht auf das Ergebniß der Schwurgerichtsverhandlung, sondern auf den Brief eines Parteivertreters, auf einen Brief also, in dem fast jede Zeile eine inzwischen als falsch erwiesene Behauptung enthielt.

Der Fall Igel ist für die Oeffentlichkeit erledigt; der Sturm hat ausgetobt und nur manchmal hört man noch einen leisen Nachklang, wenn es zu zeigen gilt, mit wie ungleichen Maßen bei uns auf der Wage der Gerechtigkeit gewogen wird Diese Thatsache ist nicht zu leugnen; sie wird durch die Verschiedenheit der Charaktere und Anschauungen besser als durch die Parteilichkeit Derer erklärt, die das Recht zu finden berufen sind. Jedenfalls ist der Fall Igel, wie ich gezeigt zu haben glaube, am Wenigsten geeignet, Das zu beweisen, was man durch ihn zu beweisen versucht hat. Dagegen lehrt er, daß die Ungerechtigkeit gar oft bei Denen wohnt, die mit den lautesten Tönen über sie klagen, und daß die Oeffentliche Meinung von einem auf falschen Voraussetzungen ruhenden Urtheil nicht minder schwer abzubringen ist als die Strafkammer eines preußischen Landgerichtes.

Rechtsanwalt Dr. Siegfried Löwenstein.

❦

Der ruhige, klare, lückenlose Bericht des Vertheidigers bedarf keines Zusatzes. Der Thatbestand spricht eindringlich genug. Zunächst also nur noch ein Wort über die Hauptpersonen des Dramas. General von Igel galt, bis er den Abschied nahm, für einen der klügsten, strategisch und technisch fähigsten Offiziere des deutschen Heeres; und wer ihn kennt, weiß den starken Geist und die vielseitige Bildung des Mannes zu schätzen. Seine Gattin ist die echte Tochter Walters Bronsart von Schellendorf: eine tapfere Seele von musischer Grundstimmung; ein Künstlerkopf über einem Preußenherzen. Eine Dame, die sich auch mit der Feder ansehnliche Geltung verschafft hat. Von Hochmuth, Junkerallure, Kastenvorurtheil ist im einfachen Haus dieser Menschen nicht die winzigste Spur zu finden. Eines Abends hören sie, ihr Sohn Harry, ein stiller, fleißiger, gescheiter Jüng-

ling, sei verhaftet; habe einen Menschen getötet; komme vor die Geschworenen und werde von der Witwe des Getöteten mit einem Civilprozeß bedroht, dessen Erfolg ihm die Aussicht in ein halbwegs behagliches Leben verhängen müßte; noch im günstigsten Fall sei an richterliche oder staatsanwaltliche Thätigkeit kaum mehr zu denken. Ists nicht genug? Muß auch das Tatbestandsbild noch hastig gefälscht, der gute Familienname durch alle Gossen geschleift werden? Weil der junge Referendar sich nicht von Einem, dem er nicht das Allergeringste angethan hatte, schimpfen und prügeln lassen wollte und weil die zu einem Schreckschuß abgefeuerte Kugel den Trunkenen im Lebenssitz traf? So unheilvoller Irrung ist jeder Sterbliche ausgesetzt; und unmenschliche Niedertracht nur kann auf einen in solchen Konflikt Gerathenen Steine und Kothklumpen werfen. Herr von Igel hat nichts Schändliches gethan. Mußte er, mit einem zur Abwehr untauglichen rechten Arm, Marschners Schläge hinnehmen? Er wäre als ein verprügelter Feigling herumgelaufen, die Kollegen hätten ihn über die Achsel angesehen und vielleicht wäre er aufgefordert worden, sich einen anderen Wirkenskreis zu suchen. Selbst wenn sichs nicht um den Sohn und Enkel preußischer Generale gehandelt hätte, der nicht erzogen ward, rüden Schimpf und Stockprügel demüthig einzustecken, wäre der Drang nach wirksamer Abwehr begreiflich gewesen. Der Steinsetzmeister hatte nicht den mindesten Grund, die Referendare mit Schmähreden und Hieben anzufallen. Wenn ein trunkener Referendar, gar ein adeliger, ihn grundlos beschimpft und mit Stock oder Peitsche bedroht hätte: wäre dem so Gefährdeten der kräftigste Abwehrversuch von der Oeffentlichen Meinung verdacht worden? Wenn einer der jungen Herren dabei ums Leben gekommen wäre, hätten die Meisten kühl gesagt: Dem Lümmel ist geschehen, was ihm gebührte; warum ließ er einen friedlichen Menschen nicht ruhig seinen Weg gehen? Friedlich war in unserem Fall auch Herr von Igel; ungemein höflich sogar noch nach dem ersten Schimpf. Er wandte sich, als guter Staatsbürger und korrekter Beamter, an das Organ der Obrigkeit, den Wächter Birkholz. Der vermochte ihn nicht zu schützen. Also neue Mißhandlung, diesmal des Körpers gar, dulden? Ein Haushund hätte sich mit Pfoten und Zähnen gewehrt. Der Referendar sollte geduldig stillhalten oder nach dem Hasenpanier greifen. Raufbold und Rauhbein? Ein ruhiger, ernster Mensch. Aber er hat ja mal das Duell empfohlen. Richtig; für gewisse Fälle, in denen das Gesetz nicht die Möglichkeit bietet, den Versuch der Selbsthilfe zu meiden. Er hat (ungefähr) gesagt: Wenn die Ehre einer geliebten oder auch nur geachteten Frau verletzt worden, wenn in zwei Menschen das Empfinden erwacht ist, daß nur für einen von ihnen die Erde noch Raum hat, wenn ein so feines, so schmerzlich theures Rechtsgut vernichtet ward, daß die gerichtliche Bestrafung des Verletzers keine Genugthuung böte, nur ein widriges Gefühl zurückließe, dann ist das Duell unvermeidlich. Auf der Lippe eines kaum den Kinderjahren entwachsenen Jünglings, eines Soldatensprossen, ein unfaßbar ruchloser Satz? Aber Herr von Igel hatte auch mal nach Laternen geschossen, um seine Sicherheit im Zielen zu zeigen. Dutzende, Hunderte junger Herren haben Aehnliches und Aergeres auf dem Heimweg aus der Kneipe gethan. Doch ein Schwurgerichtssaal hat seine besondere Optik und Akustik und läßt Alltägliches leicht wie unverzeihlichen Frevel wirken. Wenn die Laternengeschichte nicht die Stimmung gegen ihn getrübt hätte, wäre Herr von Igel wohl freigesprochen, wäre ihm das Recht des in Nothwehr Handelnden zuerkannt worden. Die Geschworenen fanden ihn schuldig. Untersuchunghaft, Verzicht auf die Karriere, vier Monate Gefängniß, vorbestraft: noch immer dünkts die Philisterrachsucht nicht genug. Der fahrlässigen Tötung schuldig Gesprochene werden fast ausnahmelos begnadigt und auf die Festung geschickt; in Weichselmünde saßen und sitzen Dutzende „Stubengefangener“, denen ärgere Fahrlässigkeit nachgewiesen war als dem Referendar. Der wird geächtet. Die Hetze wüthet weiter und im Landtag tischt ein Sozialdemokrat, um den

Justizminister zu einer Aeußerung (über ein schwebendes Verfahren) zu bestimmen, all die falschen, längst widerlegten Angaben des Parteivertreters auf. Duldet, nebenbei bemerkt, die Anwaltkammer in schöner Seelenruhe, daß der Vertreter einer Prozeßpartei vor der Hauptverhandlung die Presse mit Nachrichten überschwemmt, deren Richtigkeit er, selbst wenn sein Gewissen danach drängte, gar nicht gründlich nachprüfen könnte? Ist die Anwaltkammer nicht verpflichtet, den ihrer Disziplinargewalt Unterstellten eine Betriebsamkeit zu verbieten, die einem Staatsanwalt niemals gestattet würde? Will man sich endlich nicht auch in der Presse entschließen, Vorgänge, über die vor Gericht verhandelt werden soll, bis zum Gerichtstag ruhen zu lassen? Dann hätte man, in unserem Fall, erfahren, daß dem Angeschuldigten auch von dem härtesten Urtheil nur nachgesagt werden konnte, er habe sich über den Grenzbereich des Notwehrrechtes getäuscht. Und die Herren von Gordon und Löwenstein, die ihn vertheidigten, wären nicht gezwungen worden, einen wesentlichen Theil ihrer Kraft an den Kampf gegen Phantome zu verzetteln. Wer je irgendwie in einen von müden Nerven als Sensation begrüßten Prozeß verwickelt war, weiß, welche Papierwälle erst zu schleifen sind, ehe das wirkliche Bild des Thatbestandes sichtbar wird. Und wer die Psychologie der Sensationprozesse (über die viel Nützliches zu sagen wäre) beleuchten will, wird leider gerade in dem Fall Igel ein überreichliches Material finden. Solche Prozesse spielen sich beinahe schon auf offenem Markt ab. Fangen aber nicht etwa, wie in verschollener Zeit mancher Prozeß, dem unter offenem Himmel ein ganzes Volk lauschte, am Morgen des Gerichtstages an; sind mit allen Künsten der öffentlich Meinenden längst vorbereitet worden. Wer zuerst kommt, meint zuerst. Wenn die Partei Igel nicht so fest der guten Sache vertraut, sondern früh genug Tantchen public opinion gefüttert hätte, wäre ganz Anderes zu lesen gewesen. Ein roher Trunkenbold, der aus gesitteten jungen Leuten, als sie, statt in der Kneipe zu hocken, eine Schlittenfahrt machen wollen, einen unsinnigen Preis herauszuschlagen trachtet und, als es ihm nicht gelingt, zu Verbal- und Realinjurien übergeht. Einem viel kleineren und schwächlicheren Herrn, der ihm ungemein artig entgegentrat, schon eine Sehnenzerrung beigebracht und den Stock entrissen hat, mit dem er ihn nun bedroht. Einen stillen, fleißigen, begabten jungen Juristen aus guter Familie, dem die Vorgesetzten das beste Zeugniß geben und den selbst boshafte Klatschsucht nicht zu belasten vermag. Daß er einmal, nachdem er vorsorglich festgestellt hatte, daß ringsum kein Mensch zu sehen sei, den Brenner aus einer Laterne herausschoß, ist ein harmloser Studentenulk, wie er sich in kleinen Universitätstädten allnächtlich ereignet. Ueber den Zweikampf hat der Referendar (unter jungen Leuten, die das Duell nur allzu oft noch für eine von göttlicher und menschlicher Vernunft gewollte Institution halten) Sätze gesprochen, die einem viel reiferen Mann Ehre machen würden. Und gerade dieser ernste Jüngling mußte vor die Pflicht der Nothwehr gestellt werden und erleben, daß der nur als Schreckmittel gedachte Schuß den Angreifer traf, der sich wider Erwarten in diesem Augenblick bewegt hatte. „Gewiß sind die Hinterbliebenen zu beklagen. Wir hören denn auch von zuverlässiger Seite, daß Ihre Excellenz die Frau Generalin von Igel sofort die Witwe Marschner aufgesucht und in herzlichen Worten ihrer Theilnahme Ausdruck gegeben hat. Das unbeirrbare Gefühl der Oeffentlichen Meinung wird sich in diesem Fall aber sicherlich mit dem Thäter solidarisch erklären, den eine verhängnißvolle Verkettung von Umständen aus den gebahnten Wegen einer aussichtreichen Karriere geworfen hat. Die Roheitdelikte mehren sich in erschreckendem Maß; bald wird in gewissen Gegenden der Großstadtperipherie kein anständig Gekleideter mehr seines Lebens sicher sein. Im Angesicht solcher Zustände müssen wir doch fragen, ob die Gesetzgebung ...“ Schön; nur: auch diese Darstellung wäre tendenziös; konnte den Sinn der zum Spruch berufenen Richter verwirren.

M. H.

❦

Auf dem Lido.

I.

In blaue Weiten hab' ich mich verloren
(Dort, wo ich stand, die Welle rauscht und rinnt)
Und die Paläste, meeresschaumgeboren,
Fern hinter mir in Gold versunken sind.

Versunken wie der Thurm der hundert Glocken
(Laßt nur: Ihr baut ihn doch nicht wieder auf).
Ich weiß, daß Stimmen aus der Tiefe locken,
Doch dringt kein Ton ans Licht zu mir herauf.

II.

Habt Ihr nun doch die Trümmer fortgeräumt
Und grabt Ihr kühn bis in die alten Tiefen?
Ist es für Jene, die den Tag versäumt,
Nicht besser, wenn sie dämmernd unten schliefen?

Glühn einmal noch im Glanz vom Morgenthau
Die Lilien auf, die feierlichen, schönen?
Hebt sich der Thurm? Und wird den schlanken Bau,
Wie einst, der Engel strahlend wieder krönen?

III.

Doch starrt der Blick gebannt hinaus aufs Meer . . .
Die Wellen murmeln leise mir zu Füßen
Und von der Bucht der Hyazinthen her
Trägt zarter Wind den Frühlingshauch, den süßen.

Auf Silberschwingen leitet mich der Traum
Hinüber zu den blauen Blüthenmatten;
In Duft und Sehnsucht liegt der Sonnenraum
Und goldig zittern drüberhin die Schatten.

IV.

Und wüßt' ich nicht, daß Alles nur ein Traum,
Auf den die Strahlen meiner Seele gluthen,
Ich überwände siegreich Zeit und Raum
Und schritte fest, wie Christus, auf den Fluthen.

Mein Glaube trüge mich an jenes Land,
Zum stillen Ort von Blüthenpracht und Schweigen;
Ich weiß, ich fände eine blasse Hand . . .
Und das Vergessen träufte von den Zweigen.

V.

Narzissen, Hyazinthen, weiß und blau,
Und auf den Rasen Apfelblüthenregen.
Die Kelche funkeln hell im Sonnenthau,
Wenn Morgenwinde flüsternd sie bewegen.

Zu meinen Füßen, feierlich und groß,
Das blaue Meer; und hügelan Cypressen.
Mein Haupt liegt blumenüberstreut im Moos . . .
Die Seele athmet blühendes Vergessen.

VI.

Doch süßer noch als Hyazinthenduft
Ist jener Duft von weichen dunklen Haaren,
Schwül wie der Hauch von mittagsstiller Luft,
Der fern vom Süden übers Meer gefahren.

Da senken Palmen ihre Blätter tief,
Tief über dunkles, glutherstícktes Schweigen . . .
Wars eine Stimme, die mich leise rief,
Und wollten Lippen heiß sich zu mir neigen?

VII.

Doch durch die Träume kommt ein dumpfer Ton
(San Lazzaro, des Klosters Abendglocken).
Die Sonne sank am blassen Himmel schon
Und weithin liegen rings die Lande trocken.

Die Fluth verebbt an diesem heilgen Ort,
Da sich Verzicht stumm von der Welt geschieden —
Und heimwärts schreit' auch ich zum stillen Port,
Wo müd sich Alles löst in Nacht und Frieden.

Hamburg. Theodor Suse.

Paul Ernst.

Lieber Herr Harden, in der „Zukunft" vom zehnten April steht ein Aufsatz von Rudolf Kurtz, „Die junge Generation". Diese Arbeit scheint mir nach einer Seite so sehr der Korrektur bedürftig, daß ich Sie für einen Appell an Ihre Leser um Raum bitte.

Es ist nicht meine Absicht, gegen den jungen Bilderstürmer, der, in Selbstliebe erglühend, diesen Aufsatz geschrieben hat, zu polemisiren. Mir liegt nur daran, der Wirkung zu wehren, die seine verführerisch bequemen Ideen auf das allgemeine Urtheil über einen von mir geschätzten lebenden Dichter üben könnten; ich wünsche, meinen Namen, der den Lesern dieser Blätter nicht fremd ist, für Paul Ernst, einen der vorzüglichsten geistigen Arbeiter des heutigen Deutschland, einzusetzen, weil der literarische Brauch ihm die Selbstvertheidigung verbietet. Der lebende Dichter ist in dieser Hinsicht den Toten gegenüber im Nachtheil. Schillers und Hebbels Lebenswerk steht dem Deutschen in jeder Minute sichtbar als ein Ganzes, als etwas objektiv Gewordenes da. Erlebt man, daß moderne Literatendreistigkeit einen unserer Unsterblichen respektlos anschnaubt, daß eine von den „Vorurtheillosen"*) eingeführte Mode etwa die Verachtung Schillers diktirt, daß die maiengrüne Weisheit Unmündiger Hebbel zu entthronen sucht, um an seinen Platz geistig verwachsene Kaffeehauspoeten zu setzen, so kann mans gehen lassen. Man wird sich vielleicht dabei der amusanten Stelle in einem der satirischen berliner Romane von Fritz Mauthner erinnern, wo ein paar kunstbegeisterte Handlungsgehilfen auf ihrem nächtlichen Heimweg vom Theaterverein vor Begas' Schillerdenkmal auf dem Gendarmenmarkt verweilen, um im Hochgefühl ihrer Modernität zum Monument hinaufzuschimpfen. „Oller Schmachtlappen", glaube ich, rufen sie. Die Mode dieses Jahres, an Hebbel den Vatermord zu verüben, wird vorübergehen. Er und der andere noch größere Friedrich sind selbst im Tode lebendig genug, um rechts und links Ohrfeigen austheilen zu können. Etwas Anderes ist es, wenn ein lebender Dichter dem Publikum, das kaum von ihm weiß, verächtlich gemacht wird. Von Paul Ernst wissen erst Wenige; und auch sie kennen von seinen Dichtungen nur, was der Zufall ihnen in den Weg geführt hat. Die Dramen dieses schon im Mannesalter Stehenden sind noch nicht aufgeführt worden (nur Max Martersteig in Köln hat eine rühmliche Ausnahme gemacht); seine Novellen sind nur wenigen Kennern bekannt; ein Roman ist kaum schon über die erste Auflage hinaus. Literaturkritiker haben seine Arbeiten nie nachdrücklich empfohlen; und rechnete man zu Alledem nun noch diese neuste kritische Verdächtigung, so wird das von vielen anderen Interessen

---

*) „Zukunft" vom dreizehnten Februar 1909.

belagerte Publikum sicherlich die Lust verlieren, eine Bekanntschaft zu suchen, die so wenig Ertrag verspricht.

Solcher Schlußfolgerung möchte ich widersprechen. Ich wünsche, allen Zukunftlesern, die einiges Vertrauen zu mir haben, Dieses zu sagen: Glaubt nicht den vierten Theil Dessen, was Euch hier neulich über Paul Ernst gesagt worden ist; mißtraut der dem ersten Blick plausibel scheinenden Logik eines unreifen Geistes, der seine Leser mit mißverstandenen Begriffen von Leidenschaft und Sinnlichkeit ködern möchte. Laßt Euch auch nicht verführen, wenn Goethe gar als Eideshelfer herangezogen wird. Dessen Aussprüche werden von allen Parteien, sogar von orthodoxen Christen benutzt. Wer ihn kennt, weiß, was ihm näher steht: die tiefe Gründlichkeit Ernsts oder der Schülerdünkel Dessen, der uns davor warnte; weiß, daß Goethe einer der größten Kunstdenker war, daß er sich, im Verein mit seinem Freunde, dem nun verachteten Schiller, jede Kunstwirkung klar gemacht hat und über die Grenzen des Dramas, des Epos und der lyrischen Dichtung Sätze niedergeschrieben hat, die jeder Hebbeltöter zu verstehen suchen sollte, bevor er an sein blutiges Handwerk geht. Er wäre heute der Erste, moderne Bakkalaureusprahlerei zu züchtigen. Wie es ihm lächerlich war, wenn dumme Menschen Schiller gegen ihn ausspielen wollten, so wäre es ihm widerwärtig gewesen, sich gegen seinen großen Confrère ausspielen zu lassen. Nicht Der handelt in Goethes Sinn, der Zuchtlosigkeit für Freiheit, den Rausch für Natürlichkeit und Eindrucksfülle schon für Kunst nimmt. Zucht, Disziplin, freiwillige Unterordnung unter das Gesetz des Objektes, die ethische Rhythmisirung der inneren Unendlichkeitt: Das ist goethisch. Dieses aber ist es eben, was die jungen Vandalen des Neuidealismus, die Epigonen des Naturalismus fürchten und darum hassen. Feig und schwächlich weichen sie vor jeder Disziplin des Denkens und Handelns zurück. Wenn sie sich nicht weiberhaft in Empfindungskrämpfen winden können, glauben sie nicht, recht zu leben. Darum hassen sie das Männliche in der Kunst, beschimpfen die harte Selbsterziehung in Hebbels Natur und verdächtigen den Vollkommenheitstrieb in Ernsts Werken.

Die Wahrheit ist, daß Ernst ein starkes natürliches Talent ist, ein reiner und großer Wille und ein durch besonnene Selbstzucht zu persönlicher Edelkultur gelangter Könner. Ein Mann und ein Charakter, inmitten der unmännlichen, charakterschwachen Literatur der Gegenwart. Schande, daß die Bühne heute dem Seichten und Sensationellen, dem Gemeinen und Sentimentalen, dem Novellistischen und Lyrischen gehört, daß sie einem Dichter wie Ernst aber verschlossen bleibt! Man führe die Stücke dieses Dramatikers würdig auf; dann erst urtheile man. Wer den Willen zur Architektur in Ernstens Dramatik als etwas prinzipiell Falsches angreift, soll sich Weiberröcke anziehen. Es handelt sich hier gar nicht um Grundsätze. Theorie hin, Theorie her! Sie

sind eben so unfruchtbar, wenn sie einseitig von Stil und Form sprechen, wie wenn sie für die schrankenlose Sinnlichkeit und Leidenschaft des Augenblickes eintreten. Mir kommt es hier nur auf die Konstatirung der Thatsache an, daß bei Paul Ernst Kunst und Menschenthum eins sind und daß seine Werke Qualität haben. Ich halte Ernstens Roman „Der schmale Weg zum Glück“ für den besten deutschen Roman dieser Jahre, trotz formalen Mängeln. Ernst hat Stoffideen darin verschwendet, die für fünfzig Novellen reichen. Und darin sehe doch wohl nicht nur ich ein Kennzeichen von Kraft und Fülle, die hoffen läßt. Ich glaube, daß einige seiner Novellen neben denen von Kleist genannt zu werden verdienen, daß die Prosaabhandlungen dieses Dichters zum Reifsten und Klarsten gehören, was in deutscher Sprache von unserem Geschlecht geschrieben worden ist, und daß in der Kälte seiner Dramen oft eine Empfindungskraft ist, die alles dramatische Spielzeug unserer Zeit über den Haufen blasen könnte. Eine tolstoiartige Natur ist Ernst, durch Anarchismus zu einem höheren Konservativismus hinaufgelangt, nach vielen Zweifeln und schmerzlichem Verzweifeln im edelsten Sinn fromm geworden. Einer, der den Ruhm nicht mit krankhaftem Ehrgeiz sucht, sondern der nur produziren will und bleibende Werthe schaffen. Ihn auf Grund einer wohlfeilen Natürlichkeitstheorie dem deutschen Publikum als eine kalte Seele verdächtigen: Das ist, als wollte ich irgendeinen furiosen jungen Farbenspachtler vom linken Flügel der Sezession über den endlich gefundenen Meister Hans von Marées erheben, mit eben der Begründung, die hier neulich gegeben wurde. Daß sich gegen den abseits, in der Stille arbeitenden Dichter immer wieder Angreifer erheben, ist nur ein Beweis dafür, als wie unbequem seine Gegenwart von Geringeren empfunden wird.

Ein besserer Kämpfer, Herbert Eulenburg, hat sich in der „Zukunft“ schon früher mit Hebbel auseinandergesetzt. Ihm hörte man aufmerksamer zu, denn als Dramatiker sprach er für sich selbst; und er stand kavaliermäßiger da, grüßte mit bescheidenerer Ehrfurcht seinen Gegner. Glauben nun aber auch Die aus dem Café Größenwahn sich berufen, vor der stillen Erzieherthätigkeit der Hebbelnaturen zu warnen, so beweisen sie nur, daß sie selbst dringend des Erziehers noch bedürfen, daß sie nicht fähig sind, wirre Jugendinstinkte strenger Zucht zu unterwerfen und daß sie mit all ihren Talenten und Reizsamkeiten nur Reflexgeschöpfe sind. Ihnen ist zu wünschen, daß die Noth des Lebens sie irgendwo in Reihe und Glied stellt. Denn jetzt sind sie nicht jung und können auch nicht lebendig altern, weil ihnen die Fähigkeit der natürlichen Hingabe an alles Große und Edle fehlt. Sie haben nicht das Recht, verantwortlich für die „junge Generation“ zu zeichnen; weil sie nicht genug Liebe haben.

Friedenau. Karl Scheffler.

Entdeckungen.*)

Zwischen Entdeckung und Erfindung besteht ein Unterschied. Eine Entdeckung bringt zu Tage, was vorher existirte, aber noch nicht bekannt war. Erfinden heißt: Etwas finden, das bis dahin noch nicht existirte. Ich glaube aber, daß Erfindungen und Entdeckungen ziemlich auf die selbe Weise gemacht werden, wenn ich auch keinen Anspruch darauf habe, als Erfinder zu sprechen; höchstens in einem ganz engen Bezirk.

Manche Leute, wahrscheinlich die meisten, denken, daß bei einer Entdeckung Alles wie ein Blitz kommt, daß ein neuer Gedanke plötzlich emporschießt und seine Konzeption dann die Entdeckung ist. So mag es mitunter ja auch sein. Wir haben Alle von der Aufgabe gehört, die Archimedes gestellt worden war. Er sollte herausbekommen, ob eine gewisse Krone aus Silber oder aus Gold bestand, ohne sie im Geringsten zu verletzen; dadurch, daß er sie in der Luft und im Wasser wog, erfand er das Verfahren, spezifische Gewichte zu bestimmen, denn die Krone verlor, wenn sie unter Wasser gewogen wurde, an Gewicht so viel, wie das verdrängte Wasser wog. Dann lief er durch die Straßen von Alexandria und rief: „Heureka" (ich habe es gefunden). Sein Nachweis, daß die Krone aus Gold bestand, war eine Entdeckung; aber er erfand die Methode der Dichtebestimmung fester Körper. Ueberhaupt müssen die Entdecker gewöhnlich auch Erfinder sein, während Erfinder nicht Entdecker zu sein brauchen.

Zu oft nimmt man an, daß die Entdecker wie die Dichter geboren und nicht gebildet werden. Ich gedenke aber, zu beweisen, daß viele Leute, wenn auch nicht alle, die Fähigkeit besitzen, Entdeckungen zu machen. Und wenn dieser kurze Aufsatz Einem die Hoffnung erweckt, daß er Entdeckungen machen kann, und ihn veranlaßt, es zu probiren, so wird meine kleine Mühe überreichlich belohnt sein.

Wie bei jeder anderen Unternehmung, ist auch hier der Anfang klein. Jeder, der versucht, in Etwas mit genügender Sorgfalt hineinzuschauen, wird dort ein Neues sehen. Ein Wassertropfen, ein Sandkorn, ein Insekt, ein Grashalm: von jedem

*) Die londoner Tagung des Kongresses für Angewandte Chemie lenkt auch Laienblicke wieder auf die Persönlichkeit des Präsidenten Sir William Ramsay. Dieser große Gelehrte und Lehrer hat seit fast dreißig Jahren, seit seine Arbeiten über das Molekularvolumen der Flüssigkeiten bekannt wurden, auf die Entwickelung der Chemie (und damit aller Naturwissenschaft) bestimmenden Einfluß geübt. Die „Regel von Ramsay und Young", Argon, Helium, Neon, Xenon, Metargon, Lithium, Radium, Elektronen: von all diesen Begriffen und von manchen anderen ähnlicher Wichtigkeit ist Ramsays Name untrennbar. Sein Freund Wilhelm Ostwald hat die „biographischen und chemischen Essays" des schottischen Experimentalforschers jetzt übersetzt und läßt sie, unter dem Titel „Vergangenes und Künftiges aus der Chemie", in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen. Ein wundervolles Buch (dem auch der Abschnitt über das Werden von Entdeckungen entnommen wurde); an Lehre und kosmischer Anregung aller Art überreich. Neben der Untersuchung der Begriffe Elektrizität und Element und den biographischen Essays über Boyle und Cavendish, Kelvin und Berthelot wird besonders die autobiographische Skizze (die in der englischen Ausgabe fehlt) und die unter die Oberfläche dringende Studie über die „Funktionen der Universität" deutsche Leser interessiren.

dieser Dinge wissen wir wirklich nicht sehr viel, wenn Alles darüber gesagt ist. Zunächst müssen wir natürlich erfahren, was Andere gethan haben. Dafür gehen wir in die Schule und auf die Universität, lesen Bücher und hören Vorträge. Bevor wir anfangen, sollten wir mindestens ungefähr wissen, was unsere Vorgänger geleistet haben. Danach gehts dann an das Probiren. Probiren kann man aber auf zwei Arten. Was ich ausdrücken will, ist am Besten in einer Allegorie gesagt.

Es gibt zwei Arten von Fischern: solche, die Weißlinge fischen, und solche, die Lachse angeln. Ich behaupte nicht, daß es keine anderen giebt; aber diese beiden Arten bilden die Pole der fischenden Welt. Die Weißlingfischer sind sicher, daß sie wenigstens Etwas fangen werden; aber die Fische sind klein, geben kein besonders schmackhaftes Essen und haben keinen erheblichen Werth; dagegen sind sie zahlreich und leicht zu fangen. Der Lachsfischer geht dagegen nach einer ganz anderen Beute, denn der Lachs ist ein werthvoller Fisch, aber auch so beweglich, daß der Angler, wenn er seine Angel auswirft, durchaus nicht sicher ist, ob der Fisch innerhalb ihres Bereiches ist, noch auch selbst, wenn er da ist, ob er die Fliege nehmen wird. Wenn der Angler Glück hat, ist das Ergebniß groß; und sein Vergnügen besteht nicht nur darin, daß er den Fisch fängt, sondern auch darin, daß er mit ihm kämpft, vielleicht eine Stunde oder länger, indem er nach ihm watet, in wechselnder Hoffnung und Furcht; in der Hoffnung, daß seine Schnur nicht zerreißen wird, und in der Furcht, daß sie zerreißt oder daß eine hastige Bewegung ihn den Fisch verlieren läßt. Die meisten Entdecker sind wie die Weißlingfischer: sie gehen dahin, wo sie sicher Etwas fangen werden; aber das Ergebniß ist nicht erheblich und noch weniger das Vergnügen. Es ist viel reizvoller, Lachse zu angeln; aber die Möglichkeit ist groß, daß der Angler den Ort des Fisches nicht richtig beurtheilt; oder daß er eine falsche Fliege angesetzt hat; oder daß das Wetter ungünstig ist; oder daß hundert andere Dinge, die man nicht voraussehen kann, den Lachs veranlassen werden, an dem Haken vorbeizuschwimmen.

Wir wollen die Allegorie nicht weiter dehnen. Lachse giebt es heute lange nicht mehr in so großer Zahl wie früher. Weißlinge giebt es vielleicht noch mehr. Es bedarf also der Uebung und eines guten Auges, um zu wissen, wo Lachse sind und in welchen Wassern man fischen soll. Nun wollen wir das Bild aufgeben und historisch werden.

Eins der ersten Räthsel, das Lösung verlangte, war die Natur der Flamme. Die Alten glaubten, daß sie ein Element sei, nämlich eine Eigenschaft oder vielleicht auch ein Bestandtheil der meisten Dinge, vielleicht aller Dinge. Die Flamme, sagten sie, ist heiß und jedes Ding, das heiß ist, hat Antheil an der Natur der Flamme.

Robert Boyle vermuthete, daß sie ein Beweis für die geschwinde Bewegung der kleinsten Theilchen sei, aus denen nach seiner Annahme alle Dinge bestanden; doch war diese Vermuthung, wenn sie auch Dem ziemlich nah kommt, was wir jetzt als die Wahrheit ansehen, nur ein glücklicher Einfall; denn Boyle hatte keinen thatsächlichen Grund für seine Annahme. Dann wurde bekannt, daß eine Flamme erscheint, wenn Etwas brennt, und die Ursache der Verbrennung mußte zunächst ermittelt werden. Der entscheidende Schritt wurde von Joseph Priestley gethan, der ein englischer Dissidenten-Priester war, und von Karl Scheele, einem schwedischen Apotheker, fast genau zu gleicher Zeit. Priestley war ein Lachsfischer; er angelte überall und fing viele große Fische. Ein solcher war auch Scheele. Sie bemerkten,

daß, wenn gewisse Stoffe erhitzt wurden, Gas oder, wie sie es damals nannten, Luft sich entwickelte; denn man glaubte damals, daß alle Gase, wie wir sie jetzt nennen, nur Modifikationen der gewöhnlichen Luft seien. Eben so wie wir gelegentlich einen angenehmen oder unangenehmen Geruch bemerken und ihn guter oder schlechter Luft zuschreiben, so wurde allgemein angenommen, daß Gase nur eine Art Luft seien mit unangenehmem Geruch und der kuriosen Eigenschaft, brennbar zu sein.

Etwa fünfzehn Jahre vor der Zeit, wo Priestley und Scheele ihre große Entdeckung des Sauerstoffes machten, des Bestandtheiles der Luft, der die Verbrennung unterhält, untersuchte ein schottischer Professor, Joseph Black, die besondere Luftart, die sich entwickelt, wenn Kreide oder Kalkstein erhitzt wird, und er machte die große Entdeckung, daß diese Luft wieder vom Aetzkalk aufgenommen werden kann. Das heißt: von dem Rückstand, der nachbleibt, wenn der Kalkstein erhitzt worden ist, so daß von Neuem Kalkstein gebildet wird. Ferner wog er den Kalkstein, bevor er erhitzt war, maß das Gas und wog den Aetzkalk, nachdem das Gas ausgetrieben worden war, und zuletzt wog er den Kalkstein, der neu gebildet worden war, nachdem der Aetzkalk das Gas wieder aufgenommen hatte. Er fand, daß der Aetzkalk gerade um so viel leichter war, als das Gas wog, und er nannte dieses Gas fixe Luft, um die Thatsache auszudrücken, daß es durch den Aetzkalk fixirt oder absorbirt werden konnte und eben so durch ähnliche Stoffe.

Dies war das erste Thor, das für die Untersuchung der Gase aufgethan wurde. Es war eine große Entdeckung, vielleicht die fruchtbarste, die jemals gemacht worden ist: doch muß bemerkt werden, daß Black hiermit nicht zufrieden war, denn er entdeckte, daß die fixe Luft aus Kalkstein von ähnlicher Beschaffenheit war wie Dampf aus Wasser. Wie es nöthig ist, Wasser zu erhitzen, um es in Dampf zu verwandeln, so schien ihm, daß das Kohlenoxyd (um seiner fixen Luft ihren modernen Namen zu geben) ein Gas war durch die Kraft der Wärme oder des Wärmestoffes, den es enthielt. Er stellte sich die Aufgabe, zu entdecken, wie viel Wärme erforderlich ist, um ein bekanntes Gewicht Wasser in Dampf zu verwandeln. Er fand, daß etwa vierundfünfzigmal mehr Wärme hierzu erforderlich ist, als man braucht, um das selbe Gewicht Wasser vom Eispunkt bis zum Siedepunkt zu erhitzen; und doch ist der Dampf nicht heißer als das siedende Wasser. Daher nannte Black diese Wärme die latente Wärme des Stoffes, weil sie in dem Dampf verborgen liegt und das Thermometer nicht beeinflußt. Black machte quantitative Experimente. Das heißt: er machte nicht nur Entdeckungen, sondern bestimmte auch die Mengen, in welchen die Umwandlungen stattfinden.

Nun lag der Weg offen vor Priestley und Scheele. Sie erhitzten alle möglichen Stoffe. Wenn diese ein Gas entwickelten, so wurde das Gas gesammelt und untersucht; aber weder Priestley noch Scheele gaben auf die Mengen Acht. Die Methode, Gase zu behandeln, mußte erst noch erfunden werden, und während Scheele seine Gase in Thierblasen auffing, erfand Priestley seinen Pneumatischen Trog, ein Gefäß voll Wasser mit umgekehrten Töpfen und Flaschen voll Wasser. Von der Retorte, in der die gasgebende Substanz erhitzt wurde, wurde eine Röhre unter die Mündung einer Flasche geführt und dann stieg das Gas in die Flasche hinein und verdrängte das Wasser. War die Flasche voll, so konnte sie unter Wasser verkorkt werden und man konnte sie herausnehmen, um das Gas zu untersuchen.

Meist müssen Entdeckungen mit Erfindungen verbunden werden. Daher muß, wenn etwas Neues versucht werden soll, zunächst ein Apparat konstruirt werden, der für diesen Zweck dienlich ist. Vielleicht braucht auch nur ein bereits bekannter Apparat geändert zu werden. Deshalb ist es äußerst wichtig, daß der Entdecker ein guter, mit allen möglichen Stoffen vertrauter Handwerker ist; ein Glasbläser, denn die meisten kleinen Apparate werden am Besten aus Glas hergestellt; ein Klempner, denn wenn irgend Etwas von der Art einer Maschine, wie Pumpen oder Röhren, nöthig ist, wird er es am Besten aus Messing machen; ein Töpfer, wenn Gefäße erforderlich sind, die hohe Temperatur aushalten. In den letzten Jahren hat sich Quarzglas aus geschmolzenem Bergkristall als sehr brauchbar erwiesen; es kann in einem Gebläse mit Leuchtgas und Sauerstoff bearbeitet werden.

Aber wir müssen zu der Entdeckung des Sauerstoffes zurückkehren. Priestley erhitzte Quecksilberoxyd (oder, wie er es nannte, rothen Präzipitat) in einer Retorte und sammelte das entwickelte Gas. Er fand, daß eine Kohle sehr viel heller darin brannte als in Luft. Ferner fand er, daß eine Maus darin länger als in dem selben in einer Flasche eingeschlossenen Luftraum leben konnte. So athmete er es selbst und fand, daß es angenehme und erheiternde Wirkung ausübe. Aehnliche Versuche waren von Scheele mit dem selben Ergebniß gemacht worden. Aber Scheele ging viel weiter. Nachdem er bemerkt hatte, daß manche Stoffe die Eigenschaften besitzen, mit verbrennlichen Stoffen, wie Holz, Mehl, Kohle, zu verpuffen oder heftiger zu brennen, wenn sie mit ihnen gemischt waren, erhitzte er diese Stoffe und fand, daß auch sie Sauerstoffgas entwickelten. Unter diesen Stoffen fand sich Mennige, Braunstein, Salpeter und Anderes. Da stellte er das allgemeine Gesetz auf, daß solche Stoffe, die beim Mischen mit Kohle eine Art Schießpulver bilden, das neue Gas entwickeln, wenn man sie erhitzt. So wurde bekannt, daß die Luft ein Gas enthält, etwa ihren fünften Theil (Scheele sagte, den sechsten Theil), das die Eigenschaft besitzt, verbrennliche Stoffe mit viel größerer Energie brennen zu lassen. Die Flamme wird durch die Wirkung des Sauerstoffes, wie das neue Gas später genannt wurde, auf verbrennliche Körper hervorgebracht.

Es würde zu viel Zeit kosten, wenn ich die wunderliche Lehre vom „Phlogiston“, einem immateriellen Effluvium, erörtern wollte, von dem man annahm, daß es entweicht, wenn die Stoffe brennen. Ich kann nur erwähnen, daß Lavoisier, der berühmte französische Chemiker, die richtige Erklärung der Verbrennung gegeben hat, nämlich, daß sie durch die Vereinigung des Sauerstoffes mit dem brennenden Stoff verursacht wird. Lavoisier kann aber nicht zu den großen Entdeckern gerechnet werden; nur als Erklärer von Entdeckungen hat er sich ausgezeichnet.

Henry Cavendish, der seine besten Arbeiten zwischen 1770 und 1790 ausführte, entdeckte die Zusammensetzung des Wassers: daß es nämlich gebildet wird, wenn Sauerstoff und Wasserstoff sich vereinigen, und bestimmte mit großer Genauigkeit die Raumverhältnisse, nach welchen die beiden Gase sich verbinden. Auch unternahm er, zu beweisen, daß Stickstoff ein einfacher Stoff und nicht ein Gemisch ist, indem er elektrische Funken durch ein Gemisch von Stickstoff, dem trägen Bestandtheil der Luft, und Sauerstoff gehen ließ. Fast aller Stickstoff verschwand bei dieser Behandlung und nur ein Hundertfünfundzwanzigstel vom Ganzen blieb noch. Bei dem damaligen Zustand der Wissenschaft und mit den unvollkommenen Hilfsmitteln dieser Zeit wäre es ihm kaum möglich gewesen, diesen inaktiven Rück-

stand mit dem Argon, einem Gas, das mehr als ein Jahrhundert später entdeckt worden ist, zu identifiziren. Denn damals war das Spektroskop noch völlig unbekannt, das heute das wichtigste Mittel ist, um Gase und überhaupt Elemente aller Art zu kennzeichnen und zu unterscheiden. Dies ist ein Beispiel dafür, daß eine Entdeckung manchmal auf eine Erfindung warten muß, denn es ist fast unmöglich, eine Entdeckung als solche zu beweisen, selbst wenn es sich um eine wirkliche handelt, bevor die Untersuchungmittel dafür erfunden sind.

Wie schon erwähnt wurde, war die wahre Natur der Flamme seit den ältesten Zeiten ein Räthsel gewesen; für ihre Entdeckung hatte sie aber auf Erfindungen zu warten. Wenn ein elektrischer Strom von hoher Spannung, wie ihn ein Induktionapparat oder eine Elektrisirmaschine erzeugt, durch ein verdünntes Gas geleitet wird, so entsteht ein eigenthümliches und oft sehr schön gefärbtes Licht, manchmal roth, wie beim Wasserstoff und Neon, manchmal bläulich-weiß wie beim Kohlendioxyd und Krypton, manchmal violetroth wie beim Argon und Stickstoff. Untersucht man dieses Licht durch ein Prisma oder Spektroskop, so findet man es aus einer Anzahl verschiedener Farben bestehend, durch deren bloße Vermischung die Farbe sich bildet, die man mit dem Auge sieht. So kann man leicht zeigen, daß das glänzend rothe Spektrum des Wasserstoffes ein zusammengesetzter Effekt ist; denn das rothe Licht, das hellste, ist gemischt mit blaugrünem und violetem und dadurch ein Wenig abgestumpft. Ein deutscher Physiker, namens Plücker, erfand in den fünfziger Jahren Röhren, die dieses Licht besonders gut zeigen. Fünfundzwanzig Jahre später verbesserte Sir William Crookes mit Unterstützung seines geschickten Assistenten Mr. Grimmingham die damals existirende Form der Luftpumpe, die Dr. Hermann Sprengel erfunden hatte, so daß man mit ihrer Hilfe die Luft viel vollständiger auspumpen konnte, als bis dahin möglich war.

Er fand, daß bei einem viel besseren Vakuum als dem, bei welchem Gase aufleuchten und ihr Spektrum zeigen, ein hochgespannter elektrischer Strom in der Röhre eine violete oder grüne Phosphoreszenz verursacht, je nachdem das Glas der Röhre Blei und Kali oder Kalk und Natron, verbunden mit Kieselsäure, enthält. Außerdem erwies sich die Lage dieses merkwürdigen Phosphoreszenz-Flecks als abhängig von der Gestalt und Richtung des Drahtes oder der Platte, von der die negative Elektrizität sich in die Röhre entlud. Von einem Draht geht das Leuchten nach allen Richtungen aus, die auf seiner Länge senkrecht stehen, so daß sich die Theile der Röhre, die den Draht unmittelbar umgeben, mit phosphoreszirendem Licht erhellen. Wenn aber der Draht in eine Platte ausläuft, so erscheint das phosphoreszirende Licht hauptsächlich zwischen der Vorderfläche der Platte und dem positiven Draht der Vakuum-Röhre. Wenn die Platte gekrümmt ist und einen konkaven metallischen Reflektor bildet, so wird das Licht dieser Entladungen auf einen Punkt, den Brennpunkt des Spiegels, konzentrirt. Wenn weiterhin irgendein Gegenstand in diesen Brennpunkt gestellt und der Entladung ausgesetzt wird, so erhitzt er sich sehr stark. Wenn er von dem Flügel eines kleinen Rades oder einer Windmühle gebildet ist, so geräth diese in schnelle Drehung, als wenn er mit undenklich kleinen Kugeln beschossen würde. Crookes nahm an, daß die Gase bei so starker Verdünnung sich verändern und „ultragasförmig" werden, daß also eine Zustandsänderung eintritt, die ungefähr vergleichbar ist dem Uebergang von Eis in Wasser oder von Wasser in Dampf.

Es ist interessant, sich hier zu erinnern, wie Sir William Crookes auf diese sehr merkwürdigen Entdeckungen gekommen ist. Er begann damit, daß er das Spektroskop benutzte, um das farbige Licht zu untersuchen, das von den verschiedenen Bestandtheilen des Flugstaubes der Schwefelsäure-Kammern ausging, in denen Schwefelkies (eine Verbindung von Schwefel und Eisen) verbrannt wird. Schwefelkies war damals, in den sechziger Jahren, als Schwefelquelle für die Gewinnung von Schwefelsäure oder Vitriolöl eingeführt worden. Einer von Crookes' Stoffen zeigte im Spektroskop ein glänzendes grünes Licht: und hieraus schloß er auf die Anwesenheit eines neuen Elementes, das er „Thallium" nannte, vom Griechischen θαλλος, „ein grüner Zweig".

Eine der ersten Aufgaben einem neuen Element gegenüber besteht darin, sein Aequivalent zu bestimmen, die Gewichtsmenge, in der es mit acht Gewichtstheilen Sauerstoff sich verbindet. (Die Zahl ist gewählt worden, weil acht Gewichtstheile Sauerstoff sich mit einem Gewichtstheil Wasserstoff zu Wasser verbinden.) Solche Wägungen müssen äußerst genau gemacht werden und daher muß eine Besonderheit erwähnt werden, die alle Wägungen beeinflußt. Die Frage wird oft als Scherzfrage gestellt: Was wiegt mehr, ein Pfund Federn oder ein Pfund Blei?" Und die übliche Antwort ist: „Sie wiegen gleich viel." Obwohl Dies im strengsten Sinn richtig ist (denn ein Pfund ist ein Pfund, ob es aus Federn oder aus Blei besteht), so ergiebt doch eine kleine Ueberlegung, daß, wenn die Federn auf die eine Wagschale gelegt werden und das Blei auf die andere, dieses viel weniger Raum einnehmen wird als die Federn; mit anderen Worten: die Federn verdrängen viel Luft, während das Blei nur wenig verdrängt. Das bedeutet, daß die Luft, welche die Federn verdrängen, nicht mehr auf der Wagschale ruht; wenn sie noch dort wäre, so würden die Federn mehr wiegen. Daher wiegt ein genaues Pfund Federn weniger, als es sollte, nämlich um so viel weniger, wie die verdrängte Luft wiegt.

Um nun diese Schwierigkeit zu überwinden und die entsprechenden verwickelten und ungenauen Rechnungen zu vermeiden, die für die Bestimmung des wahren Gewichts der in der Luft gewogenen Dinge erforderlich sind, erfand Sir William Crookes eine Wage, die in einem Kasten eingeschlossen war, der luftleer gepumpt werden konnte. In diesem leeren Raum entdeckte er, daß, wie es schien, Licht (thatsächlich aber Wärme) gewisse Gegenstände mehr als andere abzustoßen scheint. Hierdurch wurde er veranlaßt, mit Vakuum-Röhren zu experimentiren, und dabei führte er all die schönen Versuche aus, die seinen Namen so berühmt gemacht haben. Zugleich erfand er das „Radiometer", ein allerliebstes kleines Spielzeug, um die abstoßende Wirkung der Wärme zu zeigen.

Hier erkennen wir den Gewinn, den es bringen kann, wenn man schwachen Spuren nachgeht; sie können zu großen und höchst wichtigen Zielen führen. Wenn Sir William Crookes sich zufrieden gegeben hätte, seine Thalliumverbindungen in seiner Vakuumwage zu wägen, wie die meisten anderen Menschen gethan haben würden, und nicht die Genialität besessen hätte, den Seitenpfad zu verfolgen, so würde er um viele seiner schönsten Entdeckungen gekommen sein.

Ein weiterer großer Schritt wurde durch den deutschen Physiker Lenard gethan, als er fand, daß Crookes' Strahlen (sein „vierter Zustand der Materie", von dem er annahm, daß er von dem negativen Pol der sehr stark ausgepumpten Plücker-Röhre ausgesendet wird) auch aus der Röhre heraustreten könnten, wenn

sie auf ein dünnes Fenster aus dem leichten und starken Metall Aluminium treffen. Allerdings können sie nicht sehr weit gehen, denn sie werden bald zerstreut. Hier ist eine Entdeckung mit bestimmter Absicht gemacht worden. Professor Lenard wollte entscheiden, ob Crookesstrahlen wirklich einen Strom kleiner Körperchen darstellen oder ob sie Schwingungen, wie die des Lichtes, sind. Sir William Crookes hatte vorher gefunden, daß, wenn ein Magnet der Röhre nahegebracht wurde, der Weg der Strahlen, der sonst gerade ist, gekrümmt erscheint; und Lenard beobachtete, daß, wenn das Aluminium-Fenster so angebracht war, daß ein zwar nicht vollständiges, aber doch fast vollständiges Vakuum an beiden Seiten des Fensters sich befand, die Strahlen von ihrem Weg abgelenkt werden konnten, auch nachdem sie durch das Fenster gegangen waren.

Man muß sich erinnern, daß die Strahlen selbst nicht sichtbar sind. Man kann nur den Ort erkennen, wo sie auftreffen, da sie dort Phosphoreszenz erzeugen. Proofessor Röntgen, ein berühmter deutscher Physiker, entdeckte, daß, wenn diese Strahlen plötzlich unterbrochen werden, etwa beim Auftreffen auf Glas oder Metall, Strahlen anderer Art entstanden, welche die Fähigkeit haben, eine photographische Platte zu beeinflussen und gewisse Substanzen zum Leuchten zu bringen. Da nun verschiedene Stoffe in sehr verschiedenem Maße die Eigenschaft haben, die Röntgenstrahlen aufzuhalten, so wurde, zum Beispiel, möglich, die Knochen des lebenden Körpers zu photographiren, da das Fleisch für sie verhältnißmäßig durchsichtig ist. Die Knochen werfen, sozusagen, einen Schatten; dieser Schatten der Knochen kann auf eine Platte geworfen werden, die mit phosphoreszirendem Stoff überzogen ist und aufleuchtet, wenn sie den Stoß der Strahlen empfängt. Ich glaube, daß Röntgens Entdeckung aus einer zufälligen Beobachtung entstand, daß die photographische Platte in einer Schachtel, die in der Nähe einer Crookesröhre lag, hernach verschleierte; und auch er war genial genug, diesen Wink zu verstehen.

Allerdings kommen wir so sehr langsam auf unserer Suche nach einer Erklärung für die Flamme vorwärts. Aber ein weiterer Schritt geschah mit der Entdeckung des Radiums durch Frau Curie.

Das Radium ist ein Metall, dessen Salze beständig „Lenard-Strahlen“ oder „Crookes-Strahlen“ aussenden, und es ist nachgewiesen, daß sie während dieser Ausstrahlung Substanz verlieren. Herr Soddy und ich haben dann auch eins von den Produkten eingefangen und gemessen, das vom Radium ausgesendet wird, während es seine Strahlen schießt. Es ist ein Gas, genannt Radium-Emanation. Und dieses Gas zersetzt sich und verwandelt sich zum Theil in das gasförmige Element Helium, das ich 1895 entdeckt habe.

Während all Das geschieht, werden gleichzeitig „β-Strahlen“ ausgesendet und man nimmt jetzt allgemein an, daß diese sogenannten Strahlen thatsächlich nur negative Elektrizität und daß sie identisch sind mit Lenards Kathoden-Strahlen.

Ich bin oft gefragt worden: Ist denn nicht die Elektrizität eine Schwingung? Kann denn die Drahtlose Telegraphie erklärt werden durch den Uebergang von kleinen Theilchen oder Körperchen? Die Antwort ist: Elektrizität ist ein Ding; diese kleinen Körper sind Elektrizität, aber wenn sie irgendeinen Körper verlassen, so breitet sich eine Welle wie eine Lichtwelle durch den Aether aus und diese Welle wird für die Drahtlose Telegraphie benutzt.

Man hat gefunden, daß Flammen die Fähigkeit besitzen, die Elektrizität zu

leiten, während die Gase unter dem gewöhnlichen Druck sonst sehr gute Isolatoren sind und, wenn der Strom eine sehr hohe Spannung hat, nur Funken durchlassen. Nun findet in Flammen ein geschwinder chemischer Vorgang statt. Verbindungen brennen: Das heißt: ihre Bestandtheile sind im Begriff, sich mit Sauerstoff zu vereinigen.

Obwohl es nicht sicher ist, daß β-Strahlen oder, was das Selbe ist, Korpuskeln von Elektrizität während solcher Vorgänge ausgesendet werden, so ist Dies doch nicht unwahrscheinlich. Zweifellos stoßen sie auf die benachbarten Atome und versetzen sie in rapide Schwingungen; vielleicht zersprengen sie sogar Moleküle und veranlassen sie, neue Verbindungformen anzunehmen. Hierbei werden sehr kurze elektrische Wellen durch den Aether ausgesendet: und diese sind, was wir Licht und strahlende Wärme nennen.

Es giebt noch einige andere Reihen von Thatsachen, die diese Auffassung unterstützen. So kann man kein reines Gas durch Wärme allein rothglühend oder leuchtend machen. Irgendein chemischer Vorgang muß darin stattfinden, damit es leuchtet. Eben so giebt ein Auerstrumpf, wenn er aus reiner Torerde hergestellt ist (annähernd reiner, denn absolut reine Stoffe giebt es nicht), nicht viel Licht beim Erhitzen aus. Wenn aber eine andere Erde, wie Ceroxyd, der Torerde beigemischt ist, so entsteht das wohlbekannte glänzende Licht, wenn der Strumpf durch den Bunsen-Brenner erhitzt wird. Der Stift einer Nernstlampe besteht hauptsächlich aus Zirkonerde und auch würde durch den Strom nicht zu sehr hellem Glühen gebracht, wenn die Zirkonerde nicht eine Spur eines anderen Oxydes enthielte. In all diesen Fällen haben wir Etwas wie einen chemischen Vorgang, wobei zweifellos elektrische Korpuskeln ausgesendet werden, die den Aether in Schwingungen versetzen und so Licht und Wärme hervorbringen.

Nun kann gefragt werden: Verlieren die Stoffe nicht an Gewicht, wenn Korpuskeln ausgesendet werden? Professor Landolt in Berlin hat Versuche über den Gewichtsverlust oder -gewinn angestellt, der möglicher Weise eintritt, wenn gewogene Stoffmengen, die auf einander chemisch einwirken können, in einem geschlossenen Gefäß vermischt werden. (Später hat Landolt selbst auch bewiesen, daß keine entdeckbare Gewichtsveränderung stattfindet.)

Vielleicht bewegen sich auch die ausgesandten Korpuskeln nicht sehr schnell und werden daher von den Wänden des Gefäßes, in dem der Vorgang stattfindet, aufgenommen; Dies kann auch mit Flammen der Fall sein. Wird aber eine Flamme einem elektrisch geladenen Gegenstand nahegebracht, so wird dieser entladen. Das rührt wohl von der Wirkung der elektrischen Korpuskeln auf den geladenen Gegenstand her.

Hieraus ergiebt sich, daß wir immer noch nicht mit Sicherheit wissen, was eine Flamme ist; aber wir haben den Weg dazu gefunden und die Richtung, in welcher Experimente anzustellen sind, ist klar. Wer da fragt, Dem wird geantwortet. Aber er muß verständige Fragen in bestimmter Ordnung stellen, so daß die Beantwortung der ersten Frage eine zweite hervorruft und daß der zweiten eine dritte folgt. Ein solcher Weg führt sicher zu Entdeckungen, von denen die eine oder die andere auch wichtig werden und zu Erfindungen von größtem praktischen Werth den Pfad zeigen kann. Denn in der That kann man eine Erfindung oft definiren als eine Methode, eine Entdeckung nutzbar zu machen.

London. William Ramsay.

Margulia Martinez.*)

In der Nacht, als Margulia Martinez auf einem grünbespannten, vierräderigen Karren vor den Thoren Prags anlangte, hatte Kaiser Rudolf der Zweite einen sonderbaren Traum. Er sah sich abends auf einer Wiese, die ganz mit Blumen besprengt war und die er als die Landschaft am Ufer des Guadalquivir zu erkennen glaubte, wo sein Oheim, Karl der Fünfte, an einem Märzmorgen plötzlich zu Boden gestürzt war. Eine unendliche Musik, halb aus dem Rauschen des tiefschwarzen Stromes, halb aus dem Surren und Summen goldener Bienen gemischt, machte die Luft rings um ihn erbeben. Längs des Himmels, der vom Nachtnebel violet gefärbt war, zog eine Frauenhand, wühlte zackige Sterne aus dem Dunkel und schloß sie zu einem Diadem. ... Des Schläfers Brust hob sich im Traum; seine trockenen Lippen murmelten. Er sah, wie der Frauenarm von weißen Schultern herwuchs, die zitterten, wie das Rund der Brüste in die Schlankheit eines unberührten Leibes floß, dessen Duft köstlich war, der Blüthe beschneiter Pfirsichbäume gleich. Der Athem eines halb geöffneten Mundes spielte auf seinen Lippen, und während ihm die Göttin den Kronreif um die Stirn legte, flüsterte sie lächelnd: „Emperador del olvido — Kaiser des Vergessens ..." Von einem Geschrei im Hofe des Palastes erwachte er. Man hielt einen Haufen protestantischer Bürger zurück, die beim Kaiser Klage führen wollten, weil nachts zuvor fünftausend Lutheraner mit Weibern und Kindern aus der Steiermark hatten flüchten müssen. Die Absätze ihrer Schuhe stießen im Takt gegen die gefrorenen Steinfliesen des Hofes; und von Zeit zu Zeit, trotzdem man ihnen betheuerte, daß die Majestät noch schlafe, erklang, wie eine Eule, die an die Fensterscheiben schlägt, ihr Ruf: Zum Kaiser, zum Kaiser! .. Rudolf stand langsam vom Lager auf. Unter dem flackernden Oellämpchen am Kopfende des Bettes verrichtete er ein Gebet. Er betete den spanischen Rosenkranz zur Heiligen Jungfrau von Sebastiano, lautlos, mit festverschlossenen Lippen, daß man nichts hören konnte als den schweren Athem seiner Brust. Als er aufstand, sah er vor den Fenstern weißen Dezembernebel ziehen. Das ganze Zimmer schien in eine feuchte, dampfende Wolke gehängt, die die Schreie der Bürger nur ab und zu für eine Sekunde zerrissen. Von Kälte geschüttelt, stieß der Kaiser mit dem Fuß in den Kamin; eine rasche Flamme sprang heraus und warf den Schatten eines Schwertes über die Wand ... Jetzt mußte sich der Haufe aus dem Burghof verlaufen haben. Man hörte die Rufe nur noch von fern, kurz, knackend, wie kleine Nüsse, die man auf der Diele zertritt. Rudolf kauerte sich auf dem Schemel vor dem Fenster nieder und lauschte ... Als der Lärm völlig verklungen war, schloß er die Thür hinter sich zu, heizte die Schmelztiegel seines Laboratoriums und sann dem Traumbild des Schlummers nach, bis die Mittagsstunde gekommen war.

Bei Tische waren acht adelige Feldobristen zu Gast. Einer von ihnen, Graf Valsassina, erzählte, daß er zugleich mit Margulia Martinez, der spanischen Wahrsagerin, durch die Thore Prags gekommen sei. Und man hatte unter Trommel-

---

*) Eine Probe aus dem Novellenband „Geheimnißland", den der feine Lyriker und Sprachkünstler (auch als Prosaiker ist ers) Hans Müller bei Egon Fleischel erscheinen läßt. Dieses schöne Buch wird den Autor schneller bekannt machen als die Fülle seiner lyrischen Jugendernte; wird auch deren besten Garben nun rasch Anerkennung schaffen.

schlag verkundet, daß sie zehn Tage in der Stadt verweilen und in einem Zelt jenseits der Moldaubrücke ihre Kunst zeigen werde. Ein anderer, Herr Primislaus von Rochberg, kannte Margulias Bildniß und bestätigte den Ruhm ihrer Schönheit; denn auf ihre Lippen hatte der spanische Dichter Armando da Chondha ein Sonett verfaßt und der Glanz ihres Auges sollte kein geringeres Wunder sein als ihr prophetisch begnadeter Geist. Die sechs anderen Obristen wollten hinter den beiden Erzählern nicht zurückstehen; darum schwatzten bald Alle durcheinander, Einer immer Märchenhafteres, Kühneres als der Andere. So berückend war die Anmuth der Wahrsagerin, daß in den Gärten von Granada, da sie einst dort lustwandelte, die rothen Rosen in den Büschen vor Beschämung erbleichten und fortan als Schneerosen weiterblühten. In einer Nacht glitt sie in bekränztem Boot den Ebro hinab; da begannen die Palmen an den Ufern, wie Harfen zu klingen, und von den Sternen rieselte ein so silbernes Licht auf die Fluth des Stromes, daß mit einem Mal das ganze schlafende Land ringsum im Schein einer Riesenlaterne aufzuflimmern schien . . .

Ueber ihren wunderbaren Erzählungen vergaßen die Obristen mehr und mehr des Kaisers, der, wie immer, allein am Ende der Tafel saß, während der Mahlzeit kein vernehmliches Wort sprach und, wenn er bedient sein wollte, mit einem Glaskiel die Gerichte bezeichnete, die ihm gefielen. Er hatte den grauen, großen Kopf in die Hände gestützt, schien mit seinen Gedanken weitab von den schwatzhaften Obristen zu sein und sah über ihre wackelnden Kahlköpfe weg auf ein bemaltes Fenster das eine leuchtende, südliche Landschaft mit Zedern und Palmen vorstellte. Nur einmal, als von Margulias räthselhaften Augen die Rede ging, horchte er einen Augenblick auf und legte die Hand wie einen Trichter ans Ohr. Beim Malvasier erhob er sich unvermittelt, machte eine Abschiedsbewegung gegen die Kavaliere und ging, auf den Krückstock gestützt, ins Laboratorium.

Ueber dem Kohlentiegel, von der rothen, flackernden Gluth gewärmt, hing ein Mantel Er riß ihn mit einer heftigen Bewegung von der Wand, setzte die Pelzkappe auf den Kopf und stieg über eine geheime Treppe zum Thor hinunter. Im Niedersteigen klopfte er mit dem Stock prüfend auf jeden Stein; denn es brannte nur ein Oellicht hinter rothem Glas, und indem man tiefer kam, glitt die Finsterniß des Abends wie ein Wesenloses neben Einem über die kalten, glitscherigen Stufen. Im Hof lag der Schnee fußhoch; er knirschte unter jedem Schritt, als würde er von Messern zerschnitten. Der Kaiser hielt sich links, öffnete eine Holzthur die angelehnt war, und trat ins Alchemistengäßchen. Rechts und links vom Wege standen Hütten, rissig, grau, verwittert, uralte Hexengesichter, denen der Schnee weiße Nachtmützen in die Stirn gezogen hat. Aber hinter den Fenstern, auf den Herden, glühten wundersame Feuer auf, die warfen ihre Helle weit in den Abend und schlangen um die steinernen Heiligen in den Nischen Mäntel von Purpur und Gold Oft um Mitternacht, wenn die Glocken der Thürme müde wurden und die fiebernde, aufgeregte Stadt schlief, schlich sich der Kaiser auf geheimen Stufen in diese Gasse; und kaum war er in einer der Hütten verschwunden: da sprangen die Flammen an den Wänden empor und in den Kolben sang das Element, schäumend, sprühend, seine uralte, geheimnißvoll gaukelnde Melodie . . . Heute stand dem Kaiser der Sinn nach Anderem. Von seinem vertrauten Schritt angelockt, liefen die Alchemisten an die Fenster und steckten die zerzausten Grauköpfe ins

Dunkel ob er nicht bei ihnen eintrete; aber er stieß mit seinem Krückstock gegen das Pflaster, daß sie in ihrer Arbeit fortfahren und zu den Kesseln zurückkehren sollten. Er ging rascher als sonst; von der Bewegung gerieth sein Leib, trotz der Kälte, allmählich in einen dampfenden Schweiß. Eine räthselhafte Kraft, ihm selbst nicht vertraut, die aus seinem Innern aufbrach wie eine siedende Quelle, trieb ihn mit dumpfer Lockung vorwärts. Der Nachthimmel war ganz schwarz geworden, durch den Schnee, der lautlos rieselte, glitzerten die Sterne wie Raubthieraugen. Der Kaiser stieg eine Böschung hinunter; die Stadt breitete sich jetzt vor ihm aus, jäh aus dem Dunkel tauchend, und da er ihr Gebraus schwellen hörte, war ihm, als streckte sich ein Riesenarm drohend zum Himmel. Ab und zu, im raschen Vorübergehen, stieß ihn Einer an, denn er war ein Fremdling in seinem Reich; einmal hörte er zwei Landsknechte über den närrischen, knauserigen Kaiser schelten. An der Moldaubrücke schöpfte er Athem und sah einen Augenblick lang die schwarzen Wasser fließen; dann brach er auf und ging über den Strom dem Platze zu, wo um ein Zelt hundert grelle Lichter glänzten und die Menschen sich drängten, vom Schein der Lampen wunderlich verwandelt.

Margulia Martinez hatte großen Zulauf. Im rieselnden Schnee stand die Menge, reckte die Hälse nach dem Eingang des Zeltes, stieß sich mit den Ellenbogen, schwatzte, gröhlte und warf nach Jedem, der herauskam, gleich einen Sack voll prasselnder Fragen. Es durfte immer nur Einer allein durch das Thor der Zukunft eintreten, und da dieser Eintritt einen blanken Thaler kostete, beschied man sich meist, so gut es ging, mit der Gegenwart, um sich dann desto ungestümer an die Reichen zu halten, die es besser gehabt hatten. „Nun, sagt doch, wie sieht es da drinnen aus? Ist das Weibsbild wirklich so schön? Hört, was er erzählt! Das Auge selbst ein Wunder? Warum nicht gar? Augen hat es zu allen Zeiten gegeben Ach, und Ihr werdet reich erben? Da seht einmal den Glückspilz! Hat sie am Ende auch gesagt, wann Eure Frau das nächste Mal zu liegen kommt? Meiner Treu, hier giebt es Schweinekerle! Haltet das Maul, man versteht bei Eurem Geschnatter das eigene Wort nicht mehr . . ." Der Kaiser stand in der Reihe der Einlaßsuchenden und die Worte schwirrten über seinen Kopf hin wie Kugeln, die von schmutzigen Knaben geschleudert werden. Ihm war, als lehne er schlaftaumelnd auf steuerlosem Boot, über rasche, reißende Wasser gleitend, als treibe eine ungeheure Begier ihn stromabwärts, bis zu tiefen, geheimnißvoll verhüllten Zielen. . . Er legte, aufathmend, die Hand vor die Augen. Was suchte er? Die Zukunft? Aber sah er nicht Nacht um Nacht ihr Riesenhaupt aus dem Kreis der Sterne tauchen? Und stand er als Schüler da, von einem Weibermund den Spruch zu hören, er, dem Flamme und Schnee, Dunkel und Helle kein Räthsel mehr trugen? Hatte ihm nicht diese Nacht erst den Schleier von Spaniens unvergessener Schönheit gezogen? „Emperador del olvido, Kaiser des Vergessens", murmelte er lautlos; und in einem fremden Lächeln, wie traumberührt, schlossen sich eine Sekunde lang seine Augen . . .

„Vorwärts, zum Henker", schrie sein Hintermann, indem er ihm die Faust in den Rücken stieß, „soll man auf Euch bis Matthaei am Letzten warten?" Der Kaiser trat ein. Ein kleiner, dicker Keil mit fliegenden rothen Schößen kugelte auf ihn zu, nahm ihm die Pelzkappe und einen Thaler ab und prustete hinter ihm her wie ein hüpfender Wurstkessel. „Ich Martinez, Señor, ich Colombo Martinez, ihr

Vater" . . . Man kam in einen Raum von großer Tiefe. Er war so finster gemacht, daß man mit den Händen tasten mußte, um nicht zu stürzen. Vor sich greifend, spürte der Kaiser einen wagrechten Strick, der das Weitergehen hemmte, und er mußte einen Augenblick sich besinnen, da er mit quälender Deutlichkeit die Vision des Schiffes hatte, wie es schwankte und glitt, schwankte und tieferglitt. Jetzt zuckte ein grünes Licht vor ihm auf. Weit unten. Ein Licht von grellem, erschreckendem Glanz, das auf einem schwebenden Frauenkopf lag, ihn zu durchzittern, aus ihm herauszuschäumen, von jeder seiner Poren grünsilbern niederzutropfen schien. Der Kopf war von fast irrsinniger Schönheit; zwei weitaufgerissene, uferlose Augen bettelten und drohten her, lockten näher und stießen fort; und in ihrem Rund sammelte sich das grüne Licht langsam, wie moosschillerndes Wasser in einem Becken. Nichts Anderes war zu sehen als der Kopf, tropfend von grünem Licht, und dem Kaiser war, da er hinstarrte, als sähe er das schwebende Traumgesicht der Nacht, zu einer phantastischen Göttlichkeit erhöht. Er war einen Schritt zurückgetreten und blickte regunglos in die Tiefe. „Wer bist Du?" klang es von dort, wo die Augen waren. Der Kaiser hörte nichts. Seine Arme waren ausgebreitet, sein Kopf streckte sich lauschend ins Dunkel vor. Stille. Stille. Nur draußen, fern, tönten Menschenstimmen und ihr dumpfer Gesang schwoll auf und ab, schwankte auf schaukelnden Wogen. Auf schaukelnden Wogen schwankte das Schiff, schwarze Wasser glitten drunter hin und tief, tief unten, in grüner Unendlichkeit, lockte das Licht. O, die Augen! Die Augen wuchsen und drehten sich, wurden zwei Sonnen mit grüngoldenem Glanz, die Sonnen wühlten sich in seinen Leib und brannten zuinnerst in seine Seele; vor ihrer Gluth zerbarst die Kruste seiner Seele und ein Strom heißen Blutes schoß empor, auf dem sein Herz tanzte, wie Glaskugeln im Steigen der Springbrunnen. Nackt, nackt tanzte sein Herz, daß er vor Angst und Wonne schauerte.

„Wer bist Du?" klang es von dort, wo die Augen waren; „sage Deinen Namen, Deinen Stand!" Der Kaiser fuhr über seine Stirn. Wer denn war er? Seit Spaniens Küste hinter seinem Knabenblick versunken war, hatte ihn Keiner je danach gefragt, hatte er Keinem darauf geantwortet . . . Er war Einer, der nicht wußte, wie das Wort ‚Du' wohl klingt . . ! Und so ungeheuer war die Last der schweigenden Einsamkeit auf dieser Seele, daß jetzt sein Leib wie unter eisigen Flügeln zusammenschauerte und sein Mund nur hilflos zucken konnte, ohne einen Laut der Antwort hervorzubringen . . . Das grüne Licht erlosch, der Kopf versank. „Caracho", tönte die Stimme der prustenden Kugel von draußen und eine fleischige Hand zog ihn durch den rothen Wollvorhang ans Licht; „wenn Ihr Maulaffen feilhalten wollt, Señor, müßt Ihr zu Hofe gehen und nicht zu uns. Dort hat man Zeit dafür." Bravo, gröhlten die Leute, deren Füße in dem Schnee sacht einzufrieren begannen. Rudolf nickte, setzte die Pelzkappe auf den Kopf und ging, unverständliche Worte murmelnd, den Weg nach der Moldaubrücke hinunter. Eine Stunde später kam ein kaiserlicher Feldjäger, der die Wahrsagerin Margulia Martinez für den kommenden Abend zum Kaiser in den Palast beschied.

Santa Maria: war Das jetzt eine Angelegenheit! Der alte Colombo sprang die Stufen hinab, schob sich katzbuckelnd zwischen den Leuten durch, ließ seine rothen Schöße im Wind flattern und schrie unaufhörlich mit gurgelnder Stimme: „Finis! Finis finissimus für heute, Ihr Herrschaften. [Morgen, so Gott will, ein Wieder-

sehen. Ihr Diener, Señor! Votre admirateur, Madame! Kommen Sie recht viel wieder. Toujours le vôtre. Addio, Addio! Auf Wiedersehen!“ Als sich die Menge verzogen hatte, sperrte er die Bude zu, schüttete die eingegangenen Thaler in einen Ledersack und rief die Familie in aller Eile zu einem Kronrath zusammen. Teufel auch, da galt es auf der Hut sein! Wenn man nicht unerhört schlau zu Werke ging, schwatzten morgen abends die Spatzen Margulias Geheimniß von den Dächern. Und was dann folgte, — o, daran wollte man lieber gar nicht erst denken. Daß Das aber auch jetzt geschehen sollte! Mitten im besten Verdienst! In dieser schwärmerischen Stadt Prag, die sich an den Geheimnissen förmlich zu betrinken schien, wie Nachtschwärmer an ausgekelterten Weinen. Ta ta ... Mußte man zusehen, wie mans anstellte. Des Kaisers Ruf nicht zu hören, war ja in aller Ewigkeit ausgeschlossen . . .

Was aber Margulias Geheimniß betrifft, das Vater Colombo mit der eifersüchtigen Gier einer Hyäne hütete, so war sie, deren Worten die halbe Menschheit gläubig lauschte, in Wahrheit als Taubstumme auf die Welt gekommen. Hinter dem Vorhang, aus dem der Pythiakopf in überirdisch grüner Beleuchtung hervorsah, hockte Schwester Bina, klein, rund und kugelig wie der Vater, und während Margulias Augen mit unergründlichem Glanz auf dem Eintretenden lagen und ihre Lippen sich öffneten und schlossen, sprach die Dicke in singendem Tonfall Fragen und alberne Weissagungen. Margülias prophetisches Auge, — bei allen Heiligen: Das war der Weg zum Erfolg gewesen! Ihr Blick hatte eine unerhörte Magie. Wenn er mit dem gewissen ängstlichen Bestreben der Taubstummen, zu errathen und nachzufolgen, zu erhaschen und deutlich zu machen, über ein Gesicht hinflackerte, sich in einem Gesicht verfing, sich förmlich vollzusaugen schien an Licht und Eindrücken, dann gab es Keinen, der nicht, im Innersten getroffen, ihr die höhere Kraft der Weissagung zugetraut hätte.

Zur Zeit, da Vater Colombo noch mit den vier tanzenden Kakadus reiste, führte er die kleine Margulia eines Tages in den Straßen von Madrid spaziren. Am Platz der drei Jungfrauen kam ihnen ein Trupp von Hofkavalieren entgegen und der Infant selbst, überrascht von der Schönheit des Kindes, ließ den Zug einen Augenblick halten und seine Sänfte nähertragen. „Wie heißest Du, kleine Zauberin?“ fragte er. Das Kind riß beide Augen auf, starrte der Fremden an und hob den rechten Arm in die Höhe, was in der Zeichensprache Colombos so viel bedeutete wie: Kannitverstan. Im selben Augenblick sausten von einem Dach her zwei Kugeln durch die Luft, gerade am Kopf des Infanten vorbei, der, der Geberde des Kindes folgend, sich ein Wenig vorgebeugt hatte. „Gottes Geist ist über ihr“, sagte er mit zitterndem Lachen, als er aus der Sänfte sprang und dem stammelnden Colombo einen Beutel Goldes in die Hände legte. „Ich sah es gleich an ihren Augen.“ Zwei Stunden später wußte ganz Madrid, daß der Infant durch das prophetische Auge eines Kindes vom Tode errettet worden sei ... Seit diesem Tage war Vater Colombo tiefsinnig. Das Geld klapperte höchst wunderbar in seiner Tasche; die Sache mit dem prophetischen Auge wollte ihm überhaupt nicht mehr aus dem Sinn. Als bald darauf der älteste der vier tanzenden Kakadus mit Tod abging, sah er darin den Fingerzeig des Schicksals, nun nicht mehr zu zögern und unverzagt die ihm vorgezeichnete Bahn des Ruhmes zu beschreiten. Anfangs war die Sache ja einigermaßen mühsälig. Mit der tauben Margulia

sich zu verständigen, ging noch über den Kakadu, und wer aus dem Vielfraß Bina einen Geist machen wollte, Der durfte nicht vom vorletzten Jahr sein. Aber endlich, mit Geduld, Schlägen und Hungernlassen, war man so weit und es brauchte nur noch den göttlichen Vorhang mit dem grasgrünen Licht: dann konnte man sich getrost auf die Reise machen. Dann war aber auch gleich der Erfolg da. Wie närrisch drängten sich die Leute vor den Buden, man konnte der aufgeregten Zeit gar nicht genug thun an Wundern, Hokuspokus und Weissagungen. Und da mußte jetzt, jetzt mit einem Mal, das Verhängniß so neugierig werden und den grinsenden Kopf durch den Vorhang stecken! ... Die ganze Nacht lang kraute sich Vater Colombo hinter den Ohren. Am Morgen hatte er sich zu dem Wagniß entschlossen: er würde Bina als Dienerin mitnehmen, in einer Galerie des Palastes insgeheim seine Vorrichtungen treffen und statt des grasgrünen Lichtes in Gottes Namen zwei Kerzen anzünden. Was sonst nöthig war, mochte die gnädige Madonna aus eigenem Himmelssegen beisteuern ...

So nahm zur rechten Stunde die Compagnie wohlgemuth auf dem grunen Karren Platz. Vorn, dem Roß zunächst, saß Bina in Kopftuch und blauer Mantille, zwei Zinnleuchter in den Händen tragend, daß sie einer Darstellung der Erdkugel sammt himmlischen Planeten gleichsah. In ihrem Rücken waren die nöthigsten Requisiten dunkel aufgeschichtet, Spruchbücher, Vorhang, Sammet, Draht und Strick, und diese alle wackelten bei jeder Straßenrinne wie ein geheimnißvoller Turban hin und her, worunter die Weisheit aller sieben griechischen Weisen Platz gefunden hätte. Ganz hinten war Margulia einquartirt, auf einem schmalen, mit Gold verzierten Sesselchen und so tief und dicht in wehende, silberfarbige Schleier gehüllt, daß rätselhafter auch die morgenländische Prinzessin Fatme nicht einherschweben konnte, wenn sie gleich des Khalifen Harun al Raschid leibliche Tochter gewesen wäre. Der Khalif dieser Truppe aber, Vater Colombo, der die Zügel in den Händen hielt, schritt muthig und zuversichtlich neben der gebeugten Schindmähre einher; ja, er schnalzte sogar ein paar Mal übermüthig mit der Peitsche, da der Zug von Haus zu Haus einen überaus schmeichelhaften Zusammenlauf erregte. Aber als man am Thor des Palastes war, gab es einen unerwarteten Widerstand: der Kämmerer, Herr Wolfgang Rumpf, erklärte, Ihre Kaiserliche Majestät hätten nur die Wahrsagerin Margulia Martinez zu sich bestellt und erlaubten keinem anderen Menschen, wer immer er sei, den Eintritt. Vater Colombo schrie, Bina jammerte, Margulia starrte flehend von Einem zum Anderen: dies Alles half nichts. Herr Rumpf nahm das zitternde Mädchen an der Hand und führte es, unter nachsichtig ernstem Zuspruch, drei Stockwerke hinan, bis vor die Thür des Kaisers.

Es war das Thurmzimmer, in dem Rudolf zur Nachtstunde mit den Sternen Zwiesprache zu halten pflegte. Ein paar Kerzen flackerten gelblich und ließen das Dunkel noch unruhiger erscheinen. Ringsum, wie große gespenstische Einaugen, starrten die Fernrohre in den Raum und längs der Wand war ein Auf und Nieder verschlungener, purpurrother Linien, daß man die Blutadern eines Leibes aufgeschnitten glaubte. Margulia lehnte bebend in der Thür. Ihr Leib, schlank und schmal, flimmerte in dem ungewissen Licht und die kranke Schönheit ihres Kopfes, der sich furchtsam zwischen die Schultern duckte, schien jetzt von der Angst zu einer geisterhaften Unwirklichkeit verwandelt. Langsam, aus dem Dunkel her, sah sie den Kaiser auf sich zukommen. Sie sah ein Gesicht, blasser als Wachs, und zwei Augen,

die von Traurigkeit halb erblindet waren. Da sank sie an ihm nieder und haschte nach seiner Hand. Aber er zog sie heftig zurück und murmelte: „Es bien. Es bien. Steht auf...“ Sie erhob sich. Sie sah, wie er Etwas sagte. Jetzt machte er eine Bewegung und wies mit der Hand nach ihr. Sie begriff. Sie sollte niedersitzen. Langsam, mit den Augen an ihn festgeklammert, schob sie sich nach hinten und kauerte sich in einen Stuhl. Was würde geschehen? Würde er ihre Fragen erwarten? Und wo war Bina, um zu prophezeien? Gewiß, sie hatte keine Rettung. Wenn sie sich vor dem Kaiser verrieth, würde Vater Colombo sie auf den Rücken schlagen, bis sie tot hinfiele. Oh... Und von einer müden Kälte durchschauert, bereit, das Unvermeidliche auf sich zu nehmen, kroch sie lautlos in sich selbst zusammen.

Aber der Kaiser, dem es um ihre Kunst nicht zu thun war, dankte ihr, daß sie schwieg. Wieder fühlte er das Unzeheure dieses Blickes in sein Herz greifen, wieder war ihm, als schlössen sich darunter schwarze Kammern auf, worin die gefesselten Quellen seiner Sehnsucht stöhnten. Die ganze Nacht lang, seit er am Abend vor ihr gestanden, träumte er davon, ihr zu sagen: „Ich bin ganz einsam.“ Denn dieser Verlassene, der unter einer Krone ein Menschenleben durchschwieg, sehnte sich nach nichts so abgöttisch wie nach einem Menschen, zu dem er hinsinken könnte, vor dem er sich einmal aufschlösse, die Krone und den Purpurmantel abgethan, Mund gegen Mund Manchmal, wenn die Dämmerung niederfiel und ein Diener die Fernrohre an ihren Platz schob, öffnete er jäh die Lippen und sagte: „Weißt Du, ich bin ganz ...“ Aber ein Stöhnen, wort- und klanglos, brach aus seiner Brust, denn der Stolz schnürte ihm die Kehle zu und er zog mit heftiger Scheu die Hand zurück, über die der Diener sich gebeugt hatte. Und wie all diese ganz Einsamen, deren Leben nur noch im Traum wirklich ist, dachte er seiner Erlösung die wunderlichsten Formen aus. Ein greiser Harfner würde kommen und ein so rührendes Lied singen, daß er zu ihm sprechen könnte. Oder aus den Sternen würde ihm der Name einer Frau kund, die seinem Herzschlag lauschen wollte. Oder er würde im Traum zwei Augen sehen, wie die Margulias, die ihn erlösten ... „Du mußt immer schweigen“, sagte seine Stimme aus dem Dunkel her. „Wenn Du ganz still bist, ist mir, als wären nur Deine Augen in der Nähe, und ich spräche mit mir selbst.“ Margulia sah seine Lippen sich bewegen. Jetzt weiß er die Wahrheit, dachte sie, zusammengekauert. Wird er mich töten?

Er lehnte am Fenster. Wie ein schwarzes Gewölb stand der Abendhimmel über seinem Haus, hellsirrend lösten sich von den Erkern die Reifen von Eis. In der Runde, dumpf und tief, schwangen Glocken. „Weißt Du“, sagte der Kaiser lautlos, „ich bin ganz einsam ...“ Und in der Totenstille, da er es sagte, hörte der Mund der Glocken zu tönen auf. Nichts als Stille war in dem Gemach, als tränken die Worte, die er gesprochen, den Laut der Stadt in sich, als horchten die Wände, die reglose Luft, der Raum. „Ich bin so einsam, wie nie ein Mensch vordem gewesen ist. Und mein pochendes Blut zehrt mich auf.“ Er stöhnte. Sein Kopf sank auf die Brust hinab. „Du weißt vielleicht, was Sehnsucht ist. Manchmal ist mir, als flöge meine Seele nach unserer Heimath Spanien. Nach der unendlichen Bläue des Himmels hebe ich die Hände auf und ich beuge mich, ob die Ströme rauschen, und ich athme, ob die Hyazinthe in den Gärten blüht. Aber hier ist kein Frühling ... Nachts, wenn die Glocken in ihren Stühlen einschlafen, schlage ich auf die Knie nieder und frage die Sterne. Aber sie haben keine Ant-

wort . . . Manchmal, aus dem Kampf meiner Einsamkeit, schreie ich nach einem Menschen. Nach Einem, der nichts von mir will, der mir nicht dankt und nicht flucht, der nur lebt und den ich spüren könnte, seinen Herzschlag, seine Augen, seine Hände. Aber Keiner hat mich je gehört . . .“ Seine Stimme, wie aus einem Schacht aufklimmend, wo sie lange in dumpfer Nacht gelegen, befreite sich. „Ich habe nach ihnen gedürstet, nach ihrem Vertrauen, ihrer Liebe, ungestümer als die Bettler, die vor meinen Thüren um einen Bissen Brotes betteln. Umsonst. Sie haben mich nicht gekannt. Sie kennen nur das Kleid! Da bin auch ich hart geworden. Ihr Hilfeschrei kam zu mir herauf, ich stand am Fenster, da, wo Du mich stehen siehst, ich habe ihn gehört und mein Herz hat sich darunter verkrampft; aber ich ließ sie ohne Hilfe ziehen. Tausende haben bei Nacht und Grauen ihr Haus verloren und das Jammern ihrer Weiber, der Ruf der Kinder widerhallten in meinem Traum, daß ich aufstöhnend aus dem Bett sprang; aber wenn der Morgen kam, schloß ich die Thüren hinter mir zu und ließ das Ungeheuerliche geschehen sein ... Weißt Du, was es heißt, an sich selbst zum Verräther werden, zusammenzucken vor dem eigenen Schatten, als hetzten die höhnischen Furien hinter ihm her?“ Er athmete auf und wandte sich nach dem Zimmer um. Margulia saß regunglos in ihrem Stuhl; ihre Augen tranken das spärliche Licht, das von den Fenstern rieselte. Der Kaiser senkte seine Stimme. „Ich habe nie zu einem Menschen von mir gesprochen“, sagte er, „denn ich habe keinen gehabt, der mich liebte. Kannst Du verstehen, wie Das ist? Begreifst Du, was ich geworden bin, — jetzt, da ich zu Dir gesprochen habe? Und könntest Du mir Deine Hand reichen und mich einen Augenblick ihre Wärme spüren lassen, könntest Du mich glauben lassen, daß auch ich ein Mensch bin, nicht elender als die Bettler, die vor meiner Thür kauern?“ Seine Lippen bebten; von stummer Bitte überwältigt, streckte er die Hand nach ihr aus ins Dunkel. Sie stand auf. Langsam, wie über einen Steg tastend, kam sie ihm näher . . . Und ihm war, da er jetzt ihre Finger in die seinen gleiten fühlte, als ströme zum ersten Mal die Wärme menschlichen Blutes zu ihm über, als umfange ihn rein, mit weichem Arm, die Güte von Verstehen und Verzeihen. Ein jäh aufwogendes Glücksgefühl machte, daß er die Augen schloß, und durch beglänztes Dunkel sah er die Göttin des Traumes näherschweben, schön wie Margulia, und lächelnd den Dornenkranz der Einsamkeit von seiner Stirn nehmen . . .

Da splitterte die Thür auf und mit gesträubten Haaren, rothschwitzendem Gesicht und gespenstisch flatternden Rockschößen stürzte Vater Colombo auf den Kaiser zu, umklammerte seine Beine und gellte, als stieße der Teufel ihn ins Genick: „Gnade! Gnade, Señor! Sie hat keine Schuld. Sie hört Dich nicht. Sie kann Dir nicht weissagen. Gnade! Sie ist taub! Gnade! Sie ist stumm! Ich allein bin schuld, ich, Colombo. Ich habe sie dazu gemacht, weil die Leute es so haben wollten. Gnade, sie kann nichts dafür! Ich allein! Gnade!“ Und während der Kaiser vor dem Keuchenden wortlos zurückwich, erklärte der Kämmerer Rumpf im Eintreten, man habe den alten Gaukler am Ende, trotz aller Gewalt, nicht zurückhalten können. „Ta ta“, lallte Vater Colombo, der auf den Knien umherrutschte und Margulias Schuhe mit seinen zitternden Fingern streichelte, „sie lebt, mein Zuckerplätzchen, mein armes, süßes, mein Lichtstrahl, mein Kakaduchen, o ta ta, sie lebt ...“ Des Kaisers Lippen verzogen sich vor Grauen. „Die Angst

hat ihn närrisch gemacht", sagte Herr Rumpf; „er dachte, Ihre Majestät würde die Taubheit des Mädchens wahrgenommen haben und es darob züchtigen." Der Kaiser nickte heftig. „Ja", sagte er, indem er sich mit den Händen an der Mauer festhielt, „ich habe die Taubheit wahrgenommen. Aber wie hätte ich züchtigen sollen, wo Gottes höherer Rathschluß . . ." Seine Stimme brach entzwei. Das totenblasse Gesicht bedeckend, zeigte er nach der Thür. „Allein . . . bleiben . . . Laßt mich allein . . ." Herr Rumpf machte ein Zeichen mit der Hand. Da stand Vater Colombo von den Knien auf, zog sein rathloses Kind an sich und ließ sich vom Kämmerer Rumpf den Weg auf die Straße zeigen.

. . . Ueber die schrägen Mauern des Thurmzimmers glitt die Nacht. Nur die großen Einaugen der Fernrohre leuchteten noch in den Raum und auf dem Herd schwelte ein bläuliches Flämmchen, von der Totenstille genährt. Da war dem Kaiser, der reglos an der Wand kauerte, als breche ein schauriges Gelächter durch den Thurm, und er stieß einen Hilferuf aus, gellend, wie die Angstschreie der gescheuchten Wasservögel klingen. Das Flämmchen tanzte auf dem Herd. „Hast Du uns entkommen wollen, Kaiser?" sang es. „Hast Du zu Menschen den Weg gesucht, Du Thor? Menschen sind Gaukler!" „Gaukler, Gaukler", klang es von den Wänden . . . Und die Fernrohre schoben sich dicht an ihn, bohrten ihr Auge in seine Seele und fragten: „Weißt Du nicht, daß, wer einsam ist wie Du, sein Leben lang zu tauben Ohren spricht?" „Sein ganzes Leben lang zu tauben Ohren", kicherte das Flämmchen.

Bis Mitternacht hörte man den Kaiser rastlos auf- und niederschreiten. Einmal war dem Diener, der ängstlich an der Thür lauschte, als höre er ein Schluchzen, heiser und fürchterlich, wie das Keuchen einer aufgerissenen Brust. Dann wieder blieb Alles still und der Diener legte sich vor der Schwelle seines Herrn zur Ruhe, um am Morgen zeitig zur Stelle zu sein. Aber als er zur gewohnten Stunde beim Kaiser eintrat, fand er einen Greis, fremd und mit wirrem Haar, der an den Wänden des Zimmers entlang tanzte und mit aufgehobenen Händen, unter Kichern und Weinen, leise vor sich hinsang: „O ta ta, mein Zuckerplätzchen, mein Lichtstrahl, mein Kakaduchen, o ta ta . . ."

Wien. Hans Müller.

Finanzreform und Kredit.

Neulich flüsterte mir Einer geheimnißvoll ins Ohr: „Denken Sie, die D-Bank soll unter den Debitoren 10 Prozent Außenstände bei Terraingesellschaften haben! Ists nicht unerhört, daß Depositengelder zu so riskanten Geschäften verwendet werden?" Ich wollte nicht erst widersprechen und sagte einfach: „Bitten Sie den Reichstag um ein Depositengesetz und kaufen Sie sich eine Aktie der D-Bank, damit Sie in der nächsten Generalversammlung Männertöne reden können."

Schön ists natürlich nicht, wenn eine Großbank einen beträchtlichen Theil der ihr anvertrauten Einlagen als Baugelder verleiht. Noch dazu nicht auf eigene Rechnung, sondern via Terraingesellschaft, die gut und gern ihre 8 Prozent Zinsen dabei verdient und mit protzigen Dividenden die Kämpfer für die Werthzuwachssteuer auf die Schanze ruft. Mit Recht wird über die ungerechte Vertheilung des Zinsenertrages gestöhnt. Die Bank verdient an den ausgeliehenen Geldern höchstens 4 bis 5 Prozent. Das steht nicht im richtigen Verhältniß zu dem Risiko. Obendrein ist der Direktor der Bank einer der Hauptaktionäre der Grundstückgesellschaft und hat deshalb kaum die genügende Distanz zu den Depositengeldern seines Instituts. Und schließlich ist der Häuptling des Terrainreiches ein Mann von rauhen Sitten, dems nicht leicht wird, sich Sympathien zu werben. Wie kam die Bank nun zu solchen Geschäften, die nicht etwa unter den eigenen Grundstücktransaktionen figuriren, sondern sich schamhaft hinter der breiten Schürze des Depositenkontos verstecken? Waren persönliche Beziehungen oder allgemeine Verhältnisse dazu bestimmend? Der Ueberschuß des Volksvermögens, der als „jährliche Ersparnisse“ der Nation in der Statistik erscheint, ist nicht leicht rentabel unterzubringen. Die Banken sind gewissermaßen für die Folgen der Ueberproduktion an Geld verantwortlich. Sie sollen dem Kapitalisten Chancen bieten. Mit fast krankhafter Gier haben sich die Leute auf alle erreichbaren Effekten gestürzt. Die Banken konnten mit den ältesten Ladenhütern aufräumen und mußten schließlich abwinken und den letzten Rest behalten, um die Kontrole über den Markt der für sie wichtigsten Papiere nicht zu verlieren. Die Industrie ist noch steril. Und mit Staatsanleihen allein läßt sich das Dividendenrennen nicht machen. Da kommt man schließlich auf die Liaisons mit den Leuten vom „Bau“. Der Werthzuwachsrummel wirkt wie Hefe im Teig. Die Grundstückpastete geht in die Höhe; denn noch ists Zeit, den Werthzuwachs zu ramschen, bevor der Fiskus sich als Sozius einstellt. Die lange Depression der Wirthschaft ist aber nicht allein dem Mangel an Nachfrage zuzuschreiben. Der wäre, wenns sein müßte, künstlich auszugleichen. Schlimmer ist die Wirkung der Steuerexperimente. Das „Elend der Finanzreform“ hat sich zu einer Landplage ausgewachsen. Einst lachte man über die mißglückten Versuche und dachte sich: „Das Reich wird nicht aus den Fugen gehen und am Ende gelingt doch einmal etwas Brauchbares.“ Heute ist Einem das Lachen vergangen. Selbst durch das dickste Fell hat sich ein Gefühl der Scham über die Impotenz unserer Finanzhelden gestohlen. England hat ein Defizit von 330 Millionen Mark. Der Schatzkanzler legte an dem Tag, da er zum ersten Mal über den Fehlbetrag sprach, ein fertiges Finanzprogramm vor. Auch John Bull wird sich gegen die neuen Lasten stemmen; schließlich aber wird er doch bezahlen und die Unterbilanz wird verschwinden. Im Deutschen Reich schwatzt man schon über eine Steuer, die im günstigsten Fall 20 Millionen bringen könnte. Bei 500 Millionen Mark Bedarf und einer Reichsschuld, die inzwischen auf 4½ Milliarden angewachsen ist.

Nun stelle man sich vor, wie der ewige Lärm im Finanzhaus auf den Wirthschaftorganismus wirken muß. Da hat sich längst eine neurasthenia vasomotoria eingestellt, die sich in schwächlicher Unentschlossenheit äußert. Wie soll der Kaufmann, Händler, Fabrikant disponiren, wenn er nicht weiß, wo der Steuerkörper übermorgen belastet wird? Ob Gas und Elektrizität nicht doch bald drankommen und ob der preußischen Gesellschaftsteuer sich nicht eine Reichsdividendensteuer gesellt?

Der Stempel auf „theure“ Wohnungen, den die fruchtbare Steuerkommission des Preußischen Landtages beschlossen hat, ist ein Ableger der Werthzuwachssteuer. Fraglich bleibt, ob der embarras de richesse an Wohnungen zum Preis von 1800 Mark aufwärts dadurch verringert werden wird. Schließlich können doch die Baumeister auf Parzellen, die 10 000 Mark pro Quadratruthe kosten, nicht nur Miethkasernen errichten. Unseren Steuersystemen fehlen die geraden Linien; deshalb ist das Risiko für die deutsche Wirthschaft so groß. Zum ersten Mal hörten wir in diesen Tagen von den Berliner Elektrizitätwerken her eine Empfehlung der Konzentration, eine Warnung vor weiterer Kraftzersplitterung beim Bau von Ueberlandcentralen. Treuhandbanken und „Sachverständige für den Industriekredit“ zu schaffen, lohnt eben nicht, wenn die Kreditnehmer nicht über den nächsten Tag hinaus disponiren können. Die Gemeinden sollen Elektrizitätcentralen bauen. Die Elektrobanken geben ihnen die Mittel dazu; aber die Kämmerer zögern, weil sie damit rechnen müssen, daß ihnen eine Reichswerthzuwachssteuer den Etat kürzt. Nicht Jeder rechnet vielleicht mit so fernen Möglichkeiten; immerhin wird über die Steuer geredet und schon dadurch der Weg zum Entschluß erschwert. Der Kohlenausfuhrzoll, der einst als Maßregel gegen den Terrorismus des Kohlensyndikates empfohlen wurde, läßt sich auch für die Sanirung der Reichsfinanzen empfehlen. Von allen Seiten droht der Industrie Gefahr. Und die Reichsbank ist zu starker Aktion nicht mehr frei genug. Die Leute, denen die Dividenden der Reichsbankaktionäre ein Gräuel sind, gehen mit der Behauptung hausiren, das Reich habe dem privaten Kapital mit der Abtretung des Notenrechtes ein Millionengeschenk gemacht. Ich habe hier versucht, die Absurdität dieser Beweisführung zu zeigen; und der Reichsbankpräsident Havenstein that die Legende gründlich ab, als in der Kommission zur Berathung der Bankgesetznovelle über die neue Art der Vertheilung des Reingewinnes gesprochen wurde. Die Reversseite zeigt einen Verlust von mehr als 33 Millionen. Diese Summe hat die Reichsbank, durch die zweimalige Erhöhung der Gewinnbetheiligung des Reiches, am Notenprivileg verloren. Dem Reich bringt die Bank mehr als dem Privatkapital; dem auch die ungeheuerliche Steigerung des Effektenbestandes recht unangenehm ist. Abermals eine Folge unserer argen Finanzwirrniß.

Die Reichsbank ist bekanntlich verpflichtet, Wechsel der Reichskasse (Schatzscheine) diskont- und gebührenfrei zu honoriren. Dieser Acceptenhaufe ist in normalen Zeiten nie allzu hoch geworden. Jetzt aber schiebt sich das Reich immer aufdringlicher in das Kreditgeschäft der Bank hinein; und der Effektenposten nimmt in der Wochenbilanz breiten Raum ein. Nach dem Ausweis vom siebenten Mai betrug die Summe der Acceptverbindlichkeiten des Reiches bei dem Noteninstitut 488 Millionen. Der Wechselbestand, der ein Bild der privaten Kreditansprüche giebt, war nur um 311 Millionen größer als das Effektenportefeuille. Ein böses Mißverhältniß; am siebenten Mai 1908 hatte die Reichsbank nur 141 Millionen an Effekten und 974 Millionen an Wechseln. Damals betrug die Differenz 833 Millionen; diesmal war sie um 522 Millionen geringer. Die Höhe des Notenumlaufes wird durch die Dienste, die das Institut dem Reich leistet, mitbestimmt; und davon ist wiederum, bis zu einem gewissen Grade, die Diskontpolitik abhängig. Die Frage, ob der amtliche Wechselzinsfuß noch niedriger werden soll, ist heute nicht sehr wichtig, weil die Industrie auch von einem nur dreiprozentigen Diskont kaum Nutzen hätte. Ein Halbprozentchen mehr oder weniger: Das macht uns jetzt keine

Konjunktur. Aber die Reichsbank wird in ihrer Pflicht, der Privatwirthschaft zu dienen, durch das aufdringliche Werben der Reichskasse gestört. Man muß bedenken, daß der Bank das Notenrecht keinen Gewinn bringt, um zu verstehen, wie ungerecht die Geringschätzung des dem Institut dienenden Privatkapitals ist. Wollen wir der Verstaatlichung der Reichsbank zusteuern? Die Russische Staatsbank ist uns kein unerreichbares „Ideal" mehr. An der Uebernahme der Schatzwechsel verdient unsere Bank nichts. Je mehr sie ihre Mittel zu solchen Geschäften verwenden muß, desto schmaler werden die Dividenden. Da nun die Antheile, nach dem neuen Modus der Gewinnvertheilung, ohnehin schon weniger Ertrag bringen, können sie neue Schmälerungversuche nicht ruhig hinnehmen. Wen soll eine Anlage in Reichsbankantheilen noch reizen? Am Ende dieses Weges dräut die Verstaatlichung.

Wie würde die Schwächung der Reichsbank (durch die Anforderungen des Reiches) auf das Diskontgeschäft der großen Aktienbanken wirken? Ich brauche hier nicht zum hundertsten Mal zu zeigen, daß die privaten Kreditinstitute und die Reichsbank ein fester Ring umschließt, der die Zusammengehörigkeit dieser Bundesstaaten des Kreditreiches, unter dem Präsidium des Noteninstitutes, verbürgt. Wird die Centralstelle ihrer bedeutsamsten Aufgabe entzogen, dann ist die bundesstaatliche Verfassung bedroht; ist jede Bank sich selbst überlassen und kann im Diskontgeschäft nur noch in beschränktem Umfang auf eine Unterstützung durch die Reichsbank rechnen. Darunter müßte auf die Dauer der Kredit leiden. Die Banken wären gezwungen, sich im Kontokorrentverkehr so zurückzuhalten, wie sie in kritischen Tagen gewöhnt sind. So wäre künftig der Normalpegelstand. Der Wechsel ist das sicherste Domizil für Gelder, die im Betrieb der Banken arbeiten. Doch ohne Rückhalt bei der Reichsbank ist ein ausgedehnter Wechselverkehr nicht möglich. Die Banken aber sind gezwungen, Geschäfte zu suchen, die ansehnliche Dividenden ermöglichen. Aus Alledem ergiebt sich, daß unsere Bankleiter ein lebhaftes Interesse an der Art haben, wie die „Finanzreform" schließlich zu Stande kommt. Als im Rheinland neulich Finanzmänner und Industrielle beriethen, wurde erwähnt, die breiten Erörterungen der Steuerfähigkeit müßten schließlich den Kredit der deutschen Unternehmer im Ausland schädigen, weil man bei uns täglich behaupte, die deutschen Gewerbe könnten neue Lasten nicht tragen. Auch sei der deutsche Exporteur, weil er nicht mit langer Sicht disponiren könne, schlechter dran als der fremde Konkurrent. Die „Stimmen des Auslandes" sind nicht immer auf den richtigen Ton gestimmt; jetzt aber sollte man ihnen mit offenem Ohr lauschen. Flauer als bei der Subskription auf die letzte Reichsanleihe war die Betheiligung des Auslandes nie; und die Bedingungen waren doch wesentlich günstiger als bei Britenkonsols und Franzosenrente. Abermals: Folge der Finanzreform; unter normalen Verhältnissen zögert kein Kapitalist vor einem Papier, das ihm fast vier Prozent Zinsen bringt, wenn der Wechselzinsfuß zwischen 1½ und 2½ Prozent schwankt. Uebrigens hat sich wieder gezeigt, daß die Käufer von Staatspapieren von ihrer Neigung zu vierprozentigen Werthen nicht lassen. Das Ergebniß der Subskription ließ darüber keinen Zweifel aufkommen. Und an die Rückkehr zum dreieinhalbprozentigen Rententypus wäre höchstens zu denken, wenn der Nachfolger des rasch verbrauchten Herrn Sydow einen brauchbaren Steuerplan hätte oder wenigstens mit rascher Amortisirung der Reichsschuld endlich Ernst machte. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Juni 1909.

Die Steuern.

Majorität.

Konservative, Reichspartei, Wirthschaftliche Vereinigung, Centrum und Polen haben ein Steuerprogramm entworfen und in der Finanzkommission des Reichstages beschlossen. Die auf Bier, Branntwein, Tabak, Schaumwein lastende Steuer soll erhöht werden; erhöht auch der Tabak-, Thee-, Kaffeezoll. Hauptpunkte des Programms sind ferner: Umsatzsteuer, Immobilienwerthzuwachssteuer, Kotirungsteuer, Glühkörpersteuer, Mühlenumsatzsteuer, Streichhölzersteuer, Parfumeurwaarensteuer, Kohlenausfuhrzoll. Hinter diesem Programm stehen ungefähr zweihundertvierzig Mitglieder des Deutschen Reichstages. Die in die Kommission abgeordneten Herren hatten nicht Zeit, geistreich zu sein. Sie wollten vor Pfingsten fertig werden; den Mahnern beweisen, wie schnell die neue Genossenschaft zu arbeiten vermag; und den Verbündeten Regirungen vor den Brachmondferien zurufen: Von uns könnt Ihr die fünfhundert Millionen morgen haben, die Ihr braucht und so lange schon sucht. Sie hatten nur gerade Zeit, ihr eigenes Interesse (das ihrer Klasse, versteht sich) zu bedenken und Alles zu meiden, was den Grundbesitzern, Bauern, Kleinhandwerkern allzu lästig werden könnte. Hastig wurden alte Projekte aus der Bodenkammer geholt, hastig zurechtgebügelt; und Niemand fragte erst lange, ob das in anderer Stunde Empfohlene, in anderer Zone Erprobte auch heute noch, auch für die deutsche Wirthschaft des Jahres 1909 passe. Morgens und abends vernahm der Bürger, daß ihm neue Steuerpflicht gebündelt sei; von dem Antrag nicht früher als von dem Beschluß. Wer ob solcher Ruchlosigkeit Thränen vergießen will, mag es thun. Nur nützt

Moralität und Sentimentalität hier noch weniger als in anderen Bezirken der Politik. Der vor zwei Jahren vom Jubel aller liberalen Gemüther empfangene Reichstag hat eine stärkere agrarische Mehrheit als sein Vorgänger. Und diese Mehrheit vertritt ihr Interesse ungestümer, als eine dürfte, die morgen vielleicht regiren müßte. Weder Hoffnung noch Furcht, ans Ruder zu kommen: also die Möglichkeit, in der Roth die Verantwortung abzuwälzen. „Das Geld mußte endlich doch einmal geschafft werden. Wir habens nicht ausgegeben. Unser Plan ist nicht unverändert durchgegangen. Aber wir haben uns um das deutsche Vaterland ein Verdienst erworben. Seit zehn Monaten wird nach fünfhundert Millionen gespäht und geschrien. Wir sind die Einzigen, die den ganzen Betrag anbieten. Wollt Ihr? In acht Tagen kann Alles in Ordnung sein."

Minorität.

Gegen diese Selbstanzeige haben die Liberalen noch nichts Wirksames vorgebracht. Sie sind aus der Kommission geschieden, weil sie sich unhöflich behandelt, die Findermethode schlecht, die neuen Steuern der Industrie und dem Handel schädlich fanden. Schön. Nun müssen sie Besseres vorschlagen. Der Trieb, mit lauter Faust auf den Tisch zu hauen, kam aus richtiger Erkenntniß der Volksstimmung, die, wenigstens in den Städten, der Kommission höchst ungünstig ist. Davon läßt sich profitiren; doch nur Der kanns, der selbst einen durchführbaren Plan hat. Nationalliberale und Freisinnige, die einander im Zolltarifkampf so hitzig schmähten, müssen sich rasch über ein Steuerprogramm verständigen, wenn ihre Ohnmacht nicht das Gelächter des Gegners herausfordern soll. Noch nicht hundertzehn Mann zusammen; aber das Programm dieser kleinen Schaar kann so vernünftig sein, daß es die klügsten Patrioten erobert. Sputet jetzt auch Ihr Euch ein Bischen! Nur um hundert Millionen handelt sichs noch; vierhundert sind ja gefunden. Und klammert Euch nicht an die Erbanfallsteuer; macht nicht wieder eine Eurer gefährlichen „Prinzipienfragen" draus. In irgendeiner Form kommt diese Steuer; ob heute oder übermorgen, ist einerlei. Jede Möglichkeit zum Rückzug soll man dem Gegner nur da abschneiden, wo man sicher ist, ihn zu vernichten. Ihr seids nicht. Doch Euer Gegner fühlt sich, trotz dem Triumphgeschrei, nicht ganz wohl. Die Konservativen möchten nicht in die Abhängigkeit vom Centrum gezwungen sein und das Centrum möchte die Option zwischen zwei Mehrheitbildungen zurückgewinnen. Beide fürchten die Nachwirkungen des Sieges, den sie gemeinsam ertrachten. Beide wären froh, wenn sie die Nationalliberalen in ihren Concern bekämen. Da ist was zu machen (mag der jetzt geforderte Einlaßpreis auch zu hoch sein: fünfzig Millonen neuer Börsensteuer). Viel. Aber Ihr müßt wissen, was

Ihr wollt; und es den Wüthenden und den Unschlüssigen bald sagen. Ihr habt starke Trümpfe und könntet ein großes Spiel wagen; im Kampf oder Friedensschluß Euch als die Fraktion der Staatsmänner bewähren. Doch zunächst muß (nehmts nicht übel) die Frage beantwortet sein: Was wollt Ihr bewilligen?

Regirung.

Diese Antwort dürfen auch die Regirenden fordern, denen Heydebrands Concern fünfhundert Millionen anbietet. Mit der Annahme wäre das Geständniß verbunden, daß die unter Sankt Sydow vereinten Geheimräthe in zehn Monaten nicht leisten konnten, was sub auspiciis des Bundes der Landwirthe in zehn Tagen geleistet ward. Thut nichts: das Geld klänge im Kasten. Und die Oeffentliche Meinung, die Mehrheitherrschaft empfiehlt, darf nicht grollen, wenn der Wille einer Mehrheit Gesetz wird. Warum wenden Industrie und Handel nicht mehr Geld ans Wahlgeschäft und sorgen für klügere Vertretung in Presse und Parlament? Das Reich braucht die halbe Milliarde; braucht sie schnell. Rechts ist sie zu haben. Links wird nur gesagt, aus welchen Quellen man, in frommer Prinzipientreue, nicht schöpfen will.

Graut davor den Excellentesten so sehr, daß sie in bangem Entsetzen die Hände ringen und stöhnen: „Die Lage ist ungeheuer verworren!“ (Wörtlich.) Der Ausdruck ist so klar wie der Gedanke, der ihn gebar. Sah man je Einfacheres? Das Wahlverwandte hat sich gefunden. Fraktionen, die genöthigt werden sollten, sich in widernatürlichem Bund zu paaren, haben die alten Lagergenossen aufgesucht. Ihre Stimmenzahl macht sie stark; stärker der bewußte Einheitwille. „Nirgends ein ausführbarer Plan? Wir haben einen.“ Jeder neue müßte sie schwächen. Was wäre aus dem Steuerprogramm des britischen Schatzkanzlers geworden, wenn er den Unionisten gestattet hätte, es zu durchlöchern und ein neues zu beschließen, dessen Annahme Herrn Asquith für immer um seinen Kredit brächte? Er blieb fest, ließ nicht lange feilschen: und bekommt, was er braucht. Das wäre im Deutschen Reich nicht schwerer zu haben. Nach allen Fehlern noch heute. Für Rückblick und Rüge ist jetzt keine Muße. Noch öffnen den Regirenden sich mindestens drei gangbare Wege.

Erstens: Vertagung der ganzen Sache; nicht nur auf kurze Frist. Die Verbündeten Regirungen (damit die Hoffnung auf den nahen Kanzlerwechsel nicht zu laut dreinrede, empfiehlt sich eine den Bundesrath an bestimmte Grundsätze bindende Erklärung) sagen offen, daß sie den Reichsbedarf unterschätzt haben; Stückwerk nicht wollen; ihrer Pflicht nicht zu genügen glauben, wenn sie das jetzt zu Erlangende einstreichen, das nach zwei, drei Jahren doch nicht mehr reichen werde; der eitle Wunsch, um jeden Preis Recht zu behalten, müsse

schweigen, wo sich die Möglichkeit bietet, das während der Arbeit Gelernte für die res publica zu nützen. (Prestigeverlust? Geringerer als durch die Abbröckelung wichtiger Theile eines geschäftig angepriesenen Programmes. Kein Verständiger kann die Regirung tadeln, die zu rechter Zeit ihre Fehler erkennt und Besseres zu leisten versucht.) Ists so lange mit Anleihen gegangen, gehts auch noch eine Weile. Inzwischen kann Etwas geschaffen werden, das man vor ernsten Menschen eine Reform nennen darf. Vereinheitlichung der bundesstaatlichen Steuersysteme; erst danach könnte eine fürs Reich beschlossene Auflage überall gleich wirken. Wenn das Gebälk im Westen höher als im Osten, im Norden dicker ist als im Süden, müht sich der Pfiffigste vergebens um ein schützendes Dach. Wer unter dem nicht wohnen will, bleibt draußen und erhält einen Separatvertrag; wird bald dann wohl Einlaß erbitten. Sind Monopole noch möglich? Kann Bier und Branntwein nicht, obendrein nur der Volksgesundheit zum Heil, wesentlich mehr bringen, als ihnen jetzt abverlangt wird? Verbietet Staatsklugheit nicht, die Luxussteuern (die auch der lüsternsten Gier nie viel liefern) ins fast Unerschwingliche zu steigern und Jeden, der große Einnahmen erarbeitet hat, wie einen Gauner zu behandeln, aus dem gar nicht genug gezapft werden kann? Sind die englischen Zuschläge nicht anständiger, für Fiskus und Zahler schließlich auch bequemer als das schlecht verhehlte Trachten, dasselbe Vermögen von allen Seiten zu schmälern? Solchen Fragen wäre zunächst die Antwort zu finden; noch mancher anderen. Dann ein Programm zu beschließen, dessen Durchführung nach Menschenermessen dem Reich für zehn Jahre Ruhe schafft.

Zweitens: Annahme einer Theilzahlung. Vierhundert Millionen sofort, hundert vor Neujahr. Das ist zu haben. Damit könnte das Reich sich einrichten. Könnte sogar Fürst Bülow heiteren Herzens ins neue Heim ziehen.

Drittens: Unzweideutige Bezeichnung der Objekte, denen die Verbündeten Regirungen die hundert Millionen aufbürden, und derer, die sie jetzt unter keinen Umständen antasten wollen (Die Behauptung, die vierhundert Millionen bringe die Masse der Knappen und Armen auf, ist demagogischer Trug; der Wohlhabende trägt sehr beträchtlich dazu bei. Nöthig ists also nicht, den „Besitzenden“ noch eine Extraruthe zu binden.) Können sie irgendwas aus dem Strauß brauchen, den die Finanzkommission ihnen entgegenhält? Noch weiß es Niemand. Und Alle müßten es wissen. Auch die stärkste Regirung ist nicht verpflichtet, einer zur Mitarbeit willigen Majorität erfüllbare Wünsche zu weigern. Erbanfall- oder Quittungsteuer (die, bei niedrigen Sätzen, erträglich wäre und die Kellnernotiz ebenso wie die Annoncenrechnung träfe): wenns nur den Bedarf deckt. Einen Plan, lieber Bundesrath! Jeden halbwegs vernünftigen könnte unbeugsamer Wille vor den Hundstagen durchsetzen.

❧

Hochverrath in Agram.

In Agram spielt sich seit Monaten ein Prozeß ab, der ein halbes Hundert österreichischer Serben mit dem Tode durch den Strang bedroht. Sie sind des Hochverrathes angeklagt und werden beschuldigt, Gehilfen einer großserbischen Bewegung zu sein, die dem König Peter die von Serben bewohnten österreichischen Länder zuzubringen bemüht sei. Masaryk sagt, es gebe unter den österreichischen Serben eine solche hochverrätherische Bewegung nicht. Masaryk müßte Das wissen. Er kennt diese Dinge sehr gut. Fast alle Intellektuellen unter den jungen Südslaven sind nämlich Schüler Masaryks. Wenn ich in Dalmatien einen jungen Menschen von westeuropäischer Gesinnung traf, ergab sich immer, daß er das Beste seiner Bildung, ja, eigentlich seine ganze geistige Form Masaryk verdankt.

In Wien ist man jetzt überall der Meinung, es gebe zwar sicher unter den österreichischen Serben eine solche hochverrätherische Bewegung (weshalb es nothwendig sei, sich bei Zeiten gegen sie vorzusehen), doch habe man leider wieder einmal nicht die Richtigen erwischt; die wahren Schuldigen seien entkommen und diese gewiß ganz unschuldigen Leute, die nun bald ein Jahr im Kerker sitzen, werde man ja schließlich wieder laufen lassen müssen. Eingeweihte (es ist bei uns ein ganz einträgliches Gewerbe, den Ruf eines Eingeweihten zu haben, weshalb auch der Zudrang so groß ist) sagen, die Regirung habe diesen Prozeß gebraucht, um den Kabineten die Nothwendigkeit der Annexion Bosniens zu beweisen, und sie könne nun, wo Dies entbehrlich geworden sei, doch nicht auf einmal den Prozeß einstellen, weil dadurch ein schlechtes Licht auf unsere Rechtspflege geworfen würde, als ob sie sich zu taktischen Zwecken mißbrauchen ließe. Deshalb sei den Angeklagten, die ja, woran auch die Eigeweihten nicht zweifeln, natürlich unschuldig seien, einstweilen nicht zu helfen; sie müssen sich schon noch einige Zeit gedulden.

Der Schein irgendeines Beweises für irgendeinen Schein von Schuld irgendeines Angeklagten ist in diesem Prozeß bisher noch nicht erbracht worden. Der einzige Zeuge, auf den sich die Anklage berufen kann, ist noch nicht vernommen worden und es ist sehr unwahrscheinlich, daß man ihn überhaupt vernehmen wird. Das ist nämlich ein Polizeispitzel Mastic; in seinen Erfindungen von einer so jämmerlichen Phantasie, daß man ihn doch eigentlich noch mehr bedauern als verachten muß. Russische Beispiele scheinen ihn verwirrt zu haben und er hätte nun gern einen kleinen Azew gemimt, die Stimmungen des Verschwörers wie die des Verräthers auskostend, wozu nun aber doch eine ganz andere innere Kraft und auch einiger Verstand gehört. Es ist nicht recht begreiflich, wie sich die Regirung mit diesem kindischen Spion darauf einlassen konnte, so lange Zeit Indianer zu spielen.

Die Führung des Prozesses ist ungewöhnlich, selbst nach österreichischen Begriffen. Masaryk hat im Parlament erzählt, der Präsident des Senates sei ein notorischer Trinker. So sieht er auch aus. Ob er es ist, kann ich eben so wenig kontroliren wie die Beschuldigung, er pflege nachts im Café Korso betrunken auf die Angeklagten zu schimpfen und mit Drohungen herum zu wüthen. Aber auch in den Verhandlungen selbst hält er mit seinem Urtheil über sie nicht zurück, obwohl er dazu ja noch Zeit hätte. Verurtheilte werden in Europa besser behandelt als diese Angeklagten, deren Schuld doch erst bewiesen werden soll. Der Präsident hat verboten, daß ihnen, wenn sie aus dem Kerker geholt oder wieder in den Kerker gebracht werden, ihre Vertheidiger die Hände reichen. Ein Angeklagter wird von seinem Sohn vertheidigt: diesem Vertheidiger hat der Präsident verboten, zu seinem Vater Du zu sagen. Ich bemerke, daß Unmenschlichkeiten dieser Art nicht etwa, wie man argwöhnen könnte, durch unser Gesetz vorgeschrieben sind. Kaum ein Tag vergeht, ohne daß einer der Angeklagten mitten aus der Verhandlung abgeführt und disziplinarisch bestraft wird, weil er sich etwa gegen einen Zeugen gewehrt oder eine Frage, die dem Präsidenten verfänglich scheint, an ihn gerichtet oder auch nur lachend den Kopf geschüttelt hat. Fragen mag der Präsident überhaupt nicht; außer denen, die er selbst oder der Staatsanwalt stellt. Die Vertheidiger läßt er ungern reden. Fast täglich verfällt einer der Vertheidiger einer Ordnungstrafe, meist auch im Grunde nur, weil er unpassend gefragt hat, anders nämlich, als es dem Präsidenten paßt. Auch hält der Präsident für die Vertheidiger noch Ueberraschungen von ganz besonderer Art bereit; einmal, zum Beispiel, ließ er die Frau des einen Vertheidigers plötzlich barsch aus dem Saal weisen. Daß die Vertheidiger die Ruhe haben, sich durch das Alles nicht provoziren zu lassen, scheint ihn gegen sie nur immer noch mehr zu erbittern. Und wenn der behende, sehr geschickte, gar nicht wählerische Staatsanwalt dann gelegentlich zu einem Vertheidiger sagt, der Herr Doktor solle nur froh sein, daß er selbst noch nicht unter den Angeklagten sitze, dann nickt der Präsident.

Von den Angeklagten haben mir die meisten den Eindruck gemacht, ganz einfache, sehr harmlose Leute zu sein, die überhaupt gar nicht verstehen können, was man denn eigentlich von ihnen wolle. Sie fühlen sich als gute Serben. Das verhehlen sie gar nicht und es geht ihnen nicht ein, daß Einer, weil er sich zur serbischen Nation bekennt, auf einmal nur deshalb schon verdächtig sein soll, sich zum serbischen Staat zu bekennen. Sie erfahren hier zum ersten Mal, daß man einem guten Serben nicht glaubt, er könne und wolle auch ein guter Oesterreicher sein; und da blicken sie in einer grenzenlosen Verwirrung des Gefühls so hilflos vor sich hin. Denn eben noch, kaum ein paar Jahre ist es her, hat ihre ungarische Regirung doch gerade die guten Serben

ganz besonders gehegt, gegen die Kroaten. Auch muß man wirklich eine Geschwindigkeit des Verstandes haben, an der es den Meisten unter ihnen doch fehlt, um zu verstehen, daß der Gebrauch der serbischen Schrift, die jeder unserer Serben in der Schule von Staates wegen zu lernen hat, jetzt plötzlich ein Zeichen des Hochverrathes sein soll. Nur ganz wenige der Angeklagten können überhaupt begreifen, worüber hier eigentlich verhandelt wird. Diese sehen wie Figuren aus einem Stück von Gorkij oder Andrejew aus. Es sind Intellektuelle von der russischen Art, mit einer ungeheuren geistigen Gier, sich durch Logik der Welt zu bemächtigen und des menschlichen Elends durch Aufklärung Herr zu werden. Dies mag unrichtig sein; ist doch aber an sich bisher meines Wissens sonst bei uns noch nicht verboten gewesen. Uebrigens ist ihr nationaler Sinn gewiß nur ein Ausdruck wirthschaftlicher Bedürfnisse. Groß-Serbisch oder Groß-Kroatisch: es drängt die Südslaven einfach zusammen, weil sie, vereinzelt, unfähig zur modernen Wirthschaft bleiben, die sie brauchen. Es wäre leicht, gerade dieses Bedürfniß der Politik Aehrenthals dienstbar zu machen. Aber auf andere Art als durch diesen Prozeß.

Ein Angeklagter wird vorgeführt; er soll die Kroaten Hunde genannt haben. Das wäre nicht freundlich von ihm, und da wir in Oesterreich sind, giebt es ja für Alles ein Gesetz, wonach er auf jeden Fall verurtheilt werden kann. Aber Einen, weil er die Kroaten Hunde genannt hat, gleich des Hochverrathes zu zeihen, wäre vielleicht nicht nöthig gewesen. Nun leugnet er aber; er hat die Kroaten gar nicht Hunde genannt. Und erzählt, wie Das eigentlich war. Sie haben, ein paar Kroaten und Serben freundschaftlich beisammen, unter einander gestritten, ob es denn überhaupt einen Unterschied zwischen Kroaten und Serben gebe. Die Gelehrten behaupten ja, daß Dies nur zwei Namen für das selbe Volk seien. Ich selbst bin dieser Meinung auch. Gefühl läßt sich aber schließlich nicht kommandiren und einer Serbin Kind mag nicht plötzlich ein Kroat heißen. Darüber streiten Die nun; und wie es schon geht, wenn Kannengießer streiten: Einer wird bald immer heftiger als der Andere und sie überbieten einander. Dieser Serbe bleibt beharrlich dabei: Ich bin kein Kroat, ich bin ein Serbe! Sein kroatischer Gegner wird wild: Du bist ein Kroat, denn Du lebst in Kroatien und es giebt in Kroatien überhaupt keine Serben! Darauf der verstockte Serbe noch einmal: Ich bin kein Kroat, ich bin ein Serbe! Darauf wieder sein kroatischer Freund, voll Wuth: Du kannst kein Serbe sein, weil Du in Kroatien lebst, und was in Kroatien lebt, ist ein Kroat! Da lacht der Serbe und packt seinen Hund: Da geh her und merk Dirs, Du bist auch ein Kroat, weil Du auch in Kroatien lebst, und was in Kroatien lebt, heißt es doch, ist ein Kroat! Man soll nicht Humor haben. Denn für dieses argumentum ad canem sitzt nun der arme Humorist seit dem Herbst im Kerker und wird wohl noch sitzen, wenn wieder der Herbst kommt.

Ein Anderer, der auch des Hochverrathes angeklagt ist, leugnet auch. Da wird er angefahren: Leugnen Sie nicht! Man sieht es doch: Sie tragen ja nicht einmal hier vor Gericht eine Kravatte! Und nun wird ein umständlicher Beweis geführt, daß der Angeklagte niemals eine Kravatte trägt. Kroate und Kravatte nämlich; und daraus wird geschlossen: Wer von Kravatten nichts wissen will, will damit sagen, daß er von den Kroaten nichts wissen will. Kann ja sein. Aber es könnte doch auch sein, daß der Angeklagte wirklich nur einen empfindlichen Hals hat, den er nicht einengen will. Dadurch, daß man ihm den Strang um den Hals legt, wird Das auch nicht besser werden.

Von einem anderen Angeklagten wird erzählt, er habe zu dem Gendarm, der kam, um ihn zu verhaften, mit bauernschlauem Trotz gesagt: „So, dann sage ich gar nichts; wenn Ihr so mit mir umgeht und mich gleich verhaftet, dann sage ich kein Wort von Allem, was ich weiß, und Ihr sollt nichts erfahren, gar nichts!" Worauf denn der Gendarm, schon sehr froh, endlich doch Einen erwischt zu haben, der Etwas zu wissen schien, mit ihm zu verhandeln begann und ihn fragte, was denn nun aber wäre, wenn sie sich, zum Beispiel, entschlössen, ihn nicht zu verhaften. Worauf der Pfiffige versicherte, daß, wenn sie ihn nicht verhafteten, Das dann freilich etwas Anderes wäre; dann freilich könnte er schon reden und Manches sagen; denn man wisse doch Allerlei. Worauf sie denn schließlich einig wurden, daß er nicht verhaftet werden, aber dafür, sobald er von seinem Geschäft abkommen könne, gleich in die Stadt zum Untersuchungrichter gehen solle, um als Zeuge verhört zu werden. Der Gendarm ging, der Untersuchungrichter wartete Tag vor Tag; aber der Listige konnte halt immer von seinem Geschäft noch nicht abkommen. Bis er schließlich die Frechheit so weit trieb, ganz vergnügt in die Stadt zu gehen, um Etwas zu besorgen, ohne sich aber um den Untersuchungrichter irgendwie zu kümmern. Da wurde er auf der Gasse erkannt, gepackt und vorgeführt: und nun half ihm doch nichts mehr, weil er im Grund ein ganz ehrlicher Kerl ist, und er mußte gestehen, daß er nichts zu gestehen habe, weil er nichts wisse und nur gesagt hatte, daß er Etwas wisse, um nicht verhaftet zu werden, weil Dies seinem Geschäft geschadet hätte. Nun muß er es büßen.

Mit den Zeugen haben sie überhaupt kein Glück. Masaryk hat im Parlament erzählt, daß einer der Zeugen ein abgestrafter Mörder, ein anderer schon einmal zu achtzehn Monaten verurtheilt worden sei, noch ein anderer aber sich selbst verwundet habe, um gegen die Angeklagten aussagen zu können. Andere Zeugen erklären vor Gericht, nichts zu wissen, und wenn ihnen der Präsident dann aus dem Protokol vorhält, was sie in der Voruntersuchung ausgesagt haben, erklären sie, Dies nicht ausgesagt zu haben; das Protokol sei gefälscht. Vier Zeugen haben Das bisher erklärt. Ganz ausdrücklich: Was im Protokol steht, habe ich nicht gesagt, aber der Untersuchungrichter hat

mir befohlen, das Protokol zu unterzeichnen Da wird der Präsident zornig und schreit: „Sie verleugnen heute Ihre protokolarischen Aussagen! Sie leisten einen falschen Eid!“ Und einem dieser Zeugen hat er zugerufen: „Sie sind ein Spediteur, geben Sie Acht: Sie könnten irgendwohin spedirt werden!“ Und der Staatsanwalt hat einen Zeugen ermahnt: „In der Untersuchung haben Sie muthiger ausgesagt!“ Ein Zeuge hat zu Protokol gegeben, er habe bei einem der Angeklagten eine hochverrätherische Inschrift gelesen; doch stellt sich heraus, daß der Zeuge ein Analphabet ist und nicht lesen kann. Ein Zeuge hat ein hochverrätherisches Bild gesehen, nämlich das des Königs Peter; doch stellt sich heraus, daß es der Gambrinus gewesen ist. Ein Zeuge hat eine Bombe gesehen; doch stellt sich heraus, daß es ein elektrisches Taschenfeuerzeug war. Ein Zeuge hat eine serbische Fahne gesehen; nun wird ihm eine serbische Fahne gezeigt und er erklärt, eine solche Fahne nie gesehen zu haben, und es stellt sich wirklich heraus, daß er die serbische Fahne gar nicht kennt. Ein Zeuge hat einen der Angeklagten irgendwo gesehen; als er aber nun diesen Angeklagten, den er genannt hat, unter den Angeklagten heraussuchen soll, kann er es nicht und es stellt sich heraus, daß er ihn nicht kennt. Wenn dann einmal die Angeklagten murren, ermahnt sie der Präsident „die Würde des Gerichtes zu respektiren und sich anständig zu benehmen“. Und ein anderes Mal beschließt der Senat, einem der Vertheidiger eine Rüge zu ertheilen, „weil er den Kopf geschüttelt hat, worin der Gerichtshof eine Geringschätzung erblickt“.

Recht sonderbar wird dieser Prozeß doch geführt. Die Partei unserer freiheitlichen Deutschen aber ist der Meinung, Dies sei eine Angelegenheit, die ja die Deutschen gar nicht angehe. Bei uns gilt es nämlich für national, gegen ein Unrecht nur dann zu sein, wenn es an Angehörigen der eigenen Nation verübt wird. Wird es aber an Angehörigen einer anderen Nation verübt, so scheint man Dies eher fast als einen nationalen Gewinn anzusehen. Was Recht, was Unrecht, ist nicht mehr die Frage. Gefragt wird nur noch, wem es geschieht. Je nach Dem ist man dann dafür oder dagegen. Gar so deutsch kann ich Das eigentlich nicht finden. Auch unsere Zeitungen meinen, daß Dies doch eigentlich von keinem allgemeinen Interesse sei. Dies müsse man schon in Kroatien allein abmachen. Im Fall Dreyfus haben sie nicht gemeint, daß man Dies in Frankreich allein abmachen müsse.

In Agram aber begnügt man sich damit, alle Dinge, die dort geschehen, einfach zu dementiren. Dies ist Masaryk geschehen; es kann auch mir passiren. Ich wäre jedoch eher dafür, lieber diesen ganzen Prozeß zu dementiren.

Wien. Herman Bahr.

Kaplanselend.

Ein katholischer Geistlicher schreibt mir:

„Treffe ich da kürzlich auf der Eisenbahn zufällig einen evangelischen Amtsbruder Auf beiden Seiten Freude über das unvermuthete Wiedersehen; wie es alten Mitschülern gehe, die des Berufes Verschiedenheit verschiedene Wege geführt hat. Wo bist Du jetzt? fragte der Eine. Was hast Du angefangen? der Andere. Dauert denn gar nicht so lange, ist das Thema angeschnitten, das uns jetzt Alle interessirt: Besoldungbesserung. Ist der Unglücksrabe auch noch überzeugt von den reichen Schätzen, die wir katholischen Geistlichen anhäufen. Ich nenne ihm die Höhe meines Einkommens. Das will er natürlich nicht glauben. Allmählich erst kann ich sagen: Vici. Glaubts mir als altem Kommilitonen, kann sich aber doch nicht recht hineindenken. Als Beweis giebt er mir die Nummer der Norddeutschen Allgemeinen vom zweiten Mai; auf der ersten Seite steht: ‚Gleichfalls zu einer bedeutsamen Rede nahm am Dinstag aus Anlaß der Besoldungsgesetze Finanzminister Freiherr von Rheinbaben im preußischen Herrenhaus das Wort Die Staatsregirung habe ihr Wohlwollen für die Beamten nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten bekannt und für die Aufbesserung der Beamten, Lehrer und Geistlichen nicht weniger als rund zweihundert Millionen aufgewendet.‘ Für die Geistlichen beider Konfessionen, aber nicht einen rothen Pfennig für die Hilfgeistlichen; nur für die Pfarrer, bei deren Installirung ja der zahlende Vater Staat ein Wort mitzureden hat. Und Die es am Nöthigsten haben, gehen leer aus. Diesen Zustand hat der Generalanwalt des Episkopates, Kardinal Kopp, in der Sitzung des Herrenhauses selbst als einen ganz unwürdigen bezeichnet. Das Versöhnung athmende Wort sprach der preußische Finanzminister in der Sitznng vom siebenundzwanzigsten April; bei der zweiten Berathung der Besoldungvorlagen und Steuernovellen. Ein interessantes Moment boten dabei die Parlamentsberichte. Redet irgendein Centrumsabgeordneter in irgendeiner Sache, die Parlamentsberichte geben den Inhalt möglichst ausführlich wieder. Diesmal heißts in lakonischer Kürze: ‚Der Gesetzentwurf betreffend die Besoldung der evangelischen Geistlichen wird ohne Diskussion entsprechend dem Komissionbeschluß in der Fassung des Abgeordnetenhauses angenommen. Folgt Berathung des Pfarrerbesoldungsgesetzes für die katholischen Geistlichen.‘ Brevi manu wird reportert: ‚Fürstbischof Kardinal Dr. Kopp dankt dem Professor Loening für sein Eintreten im Interesse der Hilfgeistlichen in der letzten Plenarsitzung und beantragt en bloc-Annahme des Gesetzes. Das Gesetz wird unverändert angenommen.‘ Daß das Gesetz debattelos angenommen wird, ist zu verstehen, nachdem auch die evangelischen Pfarrer eben so davongekommen waren, namentlich aber, nachdem bei Berathung dieses Gesetzes im Abgeordnetenhaus das Centrum erklärt hatte, es könne sich auf Debatten nicht einlassen, könne nur annehmen oder ablehnen, weil die Fassung des Gesetzentwurfes den Wünschen des Episkopates entspreche. Warum aber nun mit einem Mal diese lakonische Kürze der Berichterstattung in der Centrumspresse? Damit beileibe keiner der Kapläne erfahre, daß Kardinal Kopp erklärt hat: ‚Ich habe nicht die Absicht, an der Vorlage Etwas zu ändern oder Abänderunganträge stellen zu wollen. Die Vorlage ist vom anderen Haus und von unserer Kommission angenommen worden und die kirchlichen Oberen haben ihr zugestimmt. Ich möchte von ganzem Herzen wünschen,

daß sein (Professor Loenings) warmes Eintreten für diese Geistlichen (Hilfgeistlichen) in der Zukunft auch von Erfolg begleitet sein möge.' Das sagt der selbe Mann, der die Interessen des Episkopates im obersten preußischen Haus vertritt und der in der Dritten Sitzung des Herrenhauses die elende Lage der katholischen Kapläne mit dem Ehrentitel ‚ganz unwürdiger Zustand' belegt hatte. Das allseitige Bravo, das der breslauer Eminenz lohnte, klingt wie reiner Hohn. Was hat denn eigentlich der hallenser Professor gesagt? Das hat man den Kaplänen wieder wohlweislich vorenthalten. Nach dem Stenographischen Bericht hat Loening in der Sitzung vom achtzehnten März gesagt: ‚Zwei dieser Gesetze beziehen sich auf die Unterstützung, welche der Staat der Evangelischen und der Katholischen Kirche angedeihen läßt, um eine Erhöhung der Gehälter der Pfarrer, der Ruhegehälter und eine bessere Fürsorge für die Witwen und Waisen der evangelischen Pfarrer in einer Weise zu ermöglichen, die den Anforderungen der heutigen Zeit entspricht. Seine Eminenz der Kardinal-Fürstbischof Kopp hat in der gestrigen Sitzung das Bedauern ausgesprochen, daß in diesem Gesetzentwurf über die Besoldung der katholischen Pfarrer nicht auch besondere Summen ausgeworfen sind zur Unterstützung der Vikare, und ich kann mich diesem Bedauern nur anschließen. Ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, in welcher der Staat die Möglichkeit haben wird, auch nach dieser Richtung hin den gerechtfertigten Forderungen der Katholischen Kirche zu entsprechen.' Allgemeines Bravo, also allgemeine Anerkennung der Gerechtigkeit dieser Forderungen. Und in das Bravo stimmt Kardinal Kopp mit ein. Auch er muß unsere Forderung einer zeitgemäßen Besserung der Besoldung als gerechtfertigt anerkennen; aber warum hat denn der Führer des Episkopates und Vertrauensmann der Regirung nicht auch in den langen Verhandlungen Etwas für die Hilfgeistlichen zu erreichen versucht, statt sich a priori mit der Regirungvorlage einverstanden zu erklären? Die Pfarrer werden besser besoldet; und als es sich vor wenigen Jahren darum handelte, die Gehälter der Bischöfe und Domherren aufzubessern, da war man sogleich damit einverstanden, da hat man sich nicht gewehrt, denn es galt dem eigenen Beutel: aber wo es sich um Hilfgeistliche handelt, die wirklich gar zu oft des Lebens Noth kennen lernen, falls sie nicht aus eigenen Mitteln zusetzen können, da kennt man keine Fürsorge Die speist man ab mit schönen Redensarten, vertröstet sie auf eine bessere Zukunft, verlangt aber trotz der traurigen Lage Gehorsam, Ergebenheit, Schweigen. Quod licet Jovi ...

Nun zur Sitzung vom siebenzehnten März. Herr von Buch-Carmzow: ‚Ja, meine Herren, Gehälter erhöhen, zufriedene Menschen schaffen, Wohlthaten erweisen, finde ich, ist ein sehr angenehmes Werk; eine große That liegt aber nur dann vor, wenn man sich entschließt, dafür Opfer zu bringen und, sei es durch Uebernahme neuer Leistungen oder durch Einschränkung der Ausgaben, in sparsamer Weise dazu die erforderlichen Mittel aufzubringen.' Schon erhebt sich der Finanzminister: ‚Die Beamten, Lehrer und Geistliche warten sehnlichst auf die Zulagen, die wir ihnen zugedacht haben. Das Herrenhaus würde sich ein großes Verdienst um die Sache erwerben, wenn es dem Satze folgen würde: Bis dat qui cito dat.' Das hätten allerdings die Bischöfe auch bedenken sollen, in deren Namen Kardinal Kopp sofort antwortete. Er will in Buchs ‚elegischen' Ton nicht einstimmen. Dafür aber versteht er meisterhaft, den Baum auf beiden Schultern zu tragen. Leitet ein mit einem recht artigen Kompliment für die Regirung: ‚Ich mache mich also

zum Dolmetsch der dankbaren Stimmung, welche in den betheiligten Kreisen (doch wohl nur der aufgebesserten Bischöfe, Domherren und Pfarrer) für dieses Vorgehen der Regirung herrscht.' Ein solches Kompliment, dessen innere Wahrheit denn doch mit Recht bestritten werden kann und tatsächlich von vielen Pfarrern bestritten wird, was dem Herrn Kardinal wohl nicht bekannt ist, muß naturgemäß eine eben so artige Erwiderung finden, die denn auch sofort der Herr Ministeraldirektor von Chappuis mit Geschick giebt: ‚Es ist mir zunächst eine angenehme Pflicht, Seiner Eminenz dem Herrn Kardinal-Fürstbischof von Breslau den Dank der Königlichen Staatsregirung für die wohlwollende Beurtheilung aussprechen zu dürfen, welche er den Gesetzentwürfen betreffend die Besoldung der Geistlichen, insbesondere dem für die katholischen Geistlichen, hat zu Theil werden lassen.' Dann stellt der Herr Kardinal der Regirung das (allerdings stark anzuzweifelnde und historisch widerlegbare) Zeugniß aus, daß ‚die Staatsregirung bei dieser Gelegenheit wie auch bei allen anderen, wo es sich um rein innere kirchliche Angelegenheiten handelte, ihrem Grundsatze getreu, zunächst die Bischöfe um ihre Anträge gefragt und ihre Wünsche gehört hat. Und die Bischöfe haben sich redlich bemüht, die Rechte und Interessen der ihnen anvertrauten Geistlichen in aller Weise zu vertheidigen.' Ja, wenn das Alles so ideal und wahr wäre: warum haben denn da die Bischöfe ihre Hilfsgeistlichen, für deren Rechte und Interessen sie doch auch verantwortlich sind, so ganz außer Acht gelassen, als sie inkognito in Köln und später in Fulda sich bemühten, die Rechte und Interessen der ihnen anvertrauten Geistlichen zu vertheidigen? Für die Pfarrer sind sie eingetreten (und die sind doch aus dem Gröbsten heraus); für die Hilfgeistlichen nicht. Und wenn Kardinal Kopp ‚die Stimmung, welche in manchen katholischen Kreisen sich geltend macht, begreift': warum hat er dann nicht versucht, ihr zu wehren, so lange es noch Zeit war und die Verhandlungen zwischen Bischöfen und Regirung noch schwebten? Er sagt: ‚Der Geistliche wird als Pfarrer schon nach drei Jahren in ein Einkommen von zweitausend Mark gestellt, also drei Jahre nach seiner Ordination.' Wie kommt es denn aber, daß ein Hilfgeistlicher zehn, zwölf, ja, fünfzehn Jahre warten muß, ehe er als Pfarrer angestellt wird, daß er so lange Jahre mit zwölfhundert Mark Nominalgehalt auskommen, als Pfarrvikar Jahre lang von fünfzehnhundert Mark sogar einen eigenen Haushalt bestreiten muß? ‚Noch in einem anderen Punkt', fährt der Kardinal fort, ‚sind die Wünsche und Hoffnungen sowohl der Bischöfe als der Geistlichen enttäuscht worden. Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, daß doch Etwas für die sehr schlecht gestellten Hilfgeistlichen geschehen möge. Die Hilfgeistlichen sind im Laufe der Zeit, während alle anderen Gehaltsverhältnisse sich gebessert haben, auf der selben Gehaltsstufe stehen geblieben. Das ist ein ganz unwürdiger Zustand, der in Bezug auf das Gehalt den jungen Geistlichen zugemuthet wird.' Eh bien, wenn die Bischöfe die Unwürdigkeit dieses kläglichen Zustandes kennen: warum suchen sie dann nicht nach einer Besserung? Früher hat der Finanzminister einmal vor dieser Frage auf die große Mehrzahl der katholischen Hilfgeistlichen gegenüber denen der evangelischen Kirche hingewiesen. Wer aber die Verhältnisse der Diözesen genau betrachtet und die vielen gar nicht oder doch nur unzulänglich besetzten Stellen in Erwägung zieht, daneben aber die häufigen Klagen aller Bischöfe über Priestermangel hört und sieht, welche Konsequenzen daraus die Bischöfe ziehen (zu Ungunsten einer gesunden Entwickelung des Klerus), Der versteht, warum von den Abiturienten und deren Eltern die pekuniäre Seite auch gründlich erwogen wird.

Nominell bekommt der Kaplan 1200 Mark. Davon gehen 750 bis 800 Mark ab an den Pfarrer für Beköstigung und Anderes. Bleiben 400 bis 450 Mark. Dafür ist der Kaplan in vielen Fällen noch verpflichtet, wöchentlich zwei oder drei Messen pro mensa zu halten, die im Jahre immerhin einen Betrag von 150 bis 200 Mark (gering gerechnet) ausmachen, so daß der Pfarrer thatsächlich 900 bis 1000 Mark für die Unterhaltung eines Kaplans bekommt. Dazu muß man zählen den jährlichen Ertrag aus den Taufen, Trauungen und Beerdigungen, die der Kaplan vornimmt, während der Pfarrer die dafür fälligen Stolgebühren in seine Tasche gleiten läßt. Von einer solchen Summe kann ein Pfarrer sehr wohl einen Hilfgeistlichen beköstigen, ja, es dürfte daraus auch noch eine nicht geringe Beihilfe zu der Erholungreise im Sommer oder zur Beschaffung eines reichsortirten Weinlagers oder zu angenehmer Ansammlung von Kapitalien abfallen. Das ist eine Rechnung, die kein Bischof oder Pfarrer rechtlich widerlegen kann. Und der Kaplan? Zu seinen 400 bis 450 Mark Gehalt kann er aus seinen Meßintentionen jährlich 200 bis 250 Mark zählen, so daß er auf ein bares Einkommen von 600 bis 800 Mark im Jahr rechnen kann; ein Mann, der nach Absolvirung der Gymnasialstudien drei Jahre auf der Universität oder in einer Philosophisch-Theologischen Lehranstalt und ein weiteres Jahr im Priesterseminar zubringt. Immer große Kosten, denen keine Einnahmen entsprechen. In vielen Fällen sind dann von diesem fürstlichen Einkommen, das ein tüchtiger Großknecht auch bezieht, Schulden aus der Studienzeit für Bücher und Anderes zu tilgen; hier und da (und gar nicht selten) zählen auch arme Eltern auf Unterstützung durch den geistlichen Sohn. Nun rechne man von dieser gewaltigen Summe ab die jährlichen Unkosten für Kleidung, Almosen an Bedürftige, die immer wieder sich herandrängen, die Bedürfnisse des täglichen Lebens: was ist dann das Fazit? Nun muß den so reich Besoldeten eine Versetzung treffen, vielleicht gar eine solche von einem Ende der Diözese zum anderen; die nicht immer geringen Umzugskosten hat er aus eigener Tasche zu bestreiten: kein Bischof, keine Behörde nimmt die drückende Last von ihm. Und man darf nicht vergessen, daß solcher arme Schlucker oft zweimal, ja, drei- und viermal in einem Jahr seine Stelle wechseln muß; ohne die geringste Unterstützung. Dem Schreiber dieser Zeilen hat sein Bischof erwidert: ‚Umzugskosten gewähren wir aus Prinzip nicht‘. Wird nun der neugeweihte Geistliche für irgendeine Stelle destinirt, so heißt es, eine angemessene Zimmereinrichtung beschaffen. Wovon? Sehr einfach: hat ers nicht von Haus, muß ers eben von seinem Gehalt nehmen. Einfachste Konsequenz: er zahlt Jahr vor Jahr ab. Nun sitzt er acht bis zehn Jahre als Kaplan; dann kanns ihm glücken, daß er selbständig wird. Wenn nicht als Pfarrer, so doch für eine Reihe von Jahren als Pfarrvikar oder Pfarradministrator. Sequitur: Beschaffung vollständigen Haushaltes, Besoldung der Haushälterin, wenn nicht eine Schwester oder andere Verwandte sich seiner erbarmt; aber er muß doch für deren Unterhalt auch mitsorgen. Gehalt 1500 Mark. Das spricht Bände. Neue Schuldenwirthschaft muß anheben, weil es nicht anders sein kann; Abbezahlung in Raten! Und nun harrt er der erlösenden Stunde: ‚Ich ernenne Sie zum Pfarrer in . . .‘

Das in Kürze über die pekuniäre Seite. Müßte folgen die Beleuchtung der Behandlung der Hilfgeistlichen durch Pfarrer und Obere, um das Elend modernen Sklaventhumes zu zeigen. Gewiß giebts unter den Pfarrern weiße Raben; aber die müssen mit der Laterne gesucht werden. Vom Essen sollen diese Zeilen ganz schweigen. Haushälterin, früher Dienstmagd, nach dem Tode der Haushälterin

Köchin: was soll dabei herauskommen? Hausschlüssel giebts nicht! Abends um Zehn wird das Haus geschlossen; wer nicht da ist, muß draußen bleiben. Gar nicht seltener Fall. Verkehr wird nicht gern gesehen; geht Einer bei Bekannten, sogar bei Verwandten ein und aus, so fallen unfreundliche Bemerkungen, gehen ungünstige Berichte an die Behörde. Folgt unwilliger Ukas. Entrüstung und Verbitterung bei dem schuldlos Betroffenen. Auf der einen Seite wird gefordert intensive Arbeit in den Vereinen, auf der anderen folgt bald ein Dämpfer von hoher Stelle, wenn Einer sich mehr Mühe giebt, als er im Mindestmaß nöthig hat, und wenn er sich allgemeiner Beliebtheit erfreut, die dem Pfarrer fehlt. Thätigkeit im Interesse des Volkes, besonders der Lohnarbeiter, wird mit Drohungen, dann mit plötzlicher Versetzung an einen entlegenen Ort geahndet. Das sind auch Fälle, die kein Bischof bestreiten kann. Denn (und Das ist das Allerschlimmste) es liegt System in der Sache. Der Pfarrer bekommt sein Recht; aber der arme Kaplan ist recht= und wehrlos. Man braucht nicht zu spezialisiren, um diese Behauptung zu beweisen. Differenzen kommen in jedem Berufe vor; aber selbst das Gericht urtheilt nicht, bevor es den Angeschuldigten und die von ihm benannten Zeugen verhört hat. Hier aber liegt es anders. Kommt eine Klage zu höchsten Ohren, so wird zwar der Pfarrer befragt, in keinem Fall aber der Kaplan. Der hat a priori Schuld; ergo anathema. Davon kann jeder Hilfgeistliche ein Liedlein singen: aber er darf nicht mucksen: man hält ihm das Schreckgespenst des kanonischen Gehorsams vor und erinnert an die kanonischen Konsequenzen. Der Beamte, der schuldlos gemaßregelt wird, kann sich öffentlich wehren; der disziplinirte Offizier quittirt den Dienst; der katholische Geistliche ist für immer gebrandmarkt, wenn er wagen sollte, an der geheiligten Institution des kanonischen Gehorsams zu rütteln, den ersten und allgemeinsten Grundsatz von Recht und Gerechtigkeit zur Norm seines Handels zu machen, auf Naturrecht und liberum arbitrium sich zu stützen. Er fürchtet den Skandal, scheut sich, die Brücke hinter sich abzubrechen, er bleibt, entrüstet mit Fug und Recht, bleibt, geknechtet von dem unbestimmten Begriff des kanonischen Gehorsams, bleibt, selbst wenn man in seine persönlichsten Rechte einzugreifen trachtet, — bleibt in seinem Amt. Er thut seinen Dienst, weil und so weit er muß, innerlich aber verbittert und vergrämt. Hier wäre kirchliche Reform besonders nöthig, denn gerade hier (es sei offen gesagt) liegt eine tiefe Wurzel des vielumstrittenen „Modernismus“. Man stelle die Hilfgeistlichen (und die haben noch den meisten Idealismus und Enthusiasmus für ihren Beruf, weil sie die Schattenseiten kaum schon zu sehen vermögen) pekuniär besser und behandle sie so, wie der Bischof bei Ertheilung der Priesterweihe nach einem Worte Christi, des großen Menschenfreundes, zu ihnen spricht: Jam non vos dico servos, sed amicos. Man behandle sie in der That als ‚Confratres‘, man versetze sie auf einen besseren sozialen Standpunkt: dann wird die Unzufriedenheit, die Kardinal Kopp in weiten katholischen Kreisen, speziell im jüngeren Klerus, konstatirt hat, weichen und neuer Lebensmuth und frische Schaffensfreudigkeit einziehen.

Scharfe Worte wohl sinds, die ich geschrieben habe; aber voll innerer Wahrheit und Berechtigung. Hier und da werden sie Opposition wecken. Die aber kann den Thatbestand nicht wegleugnen. Jeder, dem Gelegenheit und Macht dazu gegeben ist, bessere und schaffe zufriedene Menschen! Dies aber ward in redlicher Absicht geschrieben, damit endlich einmal die Oeffentlichkeit erfahre, in wie trostlos unwürdigem Zustande die katholischen Hilfgeistlichen ein modernes Sklavenleben führen müssen.“

❦

Die Lehre vom Leben.*)

Die vergleichende Naturgeschichte des Thier- und Pflanzenreiches, die paläontologischen Thatsachen, die Entwickelunglehre im engeren Sinn haben den Boden für Hypothesen gelegt, die unter dem Namen der Deszendenztheorie oder Natürlichen Schöpfungsgeschichte große Bedeutung erlangt haben und durch die Polemik für und wider den Darwinismus und Monismus, durch den Kampf um die Stammes-

*) Professor Max Rubner ist früh, schon als Siebenunddreißigjähriger, Leiter des berliner Hygienischen Institutes und damit Nachfolger Roberts Koch geworden. Die Berufung zeigte, welche Geltung der Forscher und der Dozent sich in München und in Marburg erworben hatte; und diese Geltung hat er als berliner Ordinarius noch wesentlich erhöht. Von seinen Arbeiten sind natürlich nur die dem Laien zugänglichen über den Fachkreis hinaus bekannt geworden: das Lehrbuch der Hygiene, Monographien über Kleidung, Nahrung, Krankenhauswesen und Aehnliches. Auch draußen weiß man, daß die Entwickelung der Bakteriologie diesem Physiologen, der die chemischen Umsetzungprodukte durchaus studirt hat, Werthvolles dankt. Er gilt als der Mann, der sich nicht in sein Laboratorium eingeschlossen hat und die Menschenwelt nur wie durch ein Fernglas sieht, sondern sich nicht zu stolz dünkte, für die Hygiene des Alltagslebens zu sorgen. Ein Praktiker; kein dürrer Spinner grauer Theorie. Jetzt läßt er (in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft) eine Sammlung von Aufsätzen erscheinen, die ihn von neuer Seite zeigt, die jeder Gebildete, selbst der nicht fachmännisch Geschulte, gern und mit Nutzen lesen wird (und der auch die hier veröffentlichte Schlußbetrachtung entnommen ist). „Kraft und Stoff im Haushalt der Natur“: so heißt das Buch; der Titel darf aber nicht mit Büchnerspuk und Vogtschatten schrecken. Die Lehre von der Lebenskraft, die Beziehungen von Materie und Energie zur lebenden Substanz, die Ernährung als Aeußerung aktiven Lebens, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft im Organismus, die Unitäthypothese des Energieverbrauches, die Isodynamie der organischen Nährstoffe, funktionelle Akkomodationen: Das sind ein paar der behandelten Themata. Am Meisten wird vielleicht die Studie über Naturwissenschaft und Philosophie interessiren, in der Geheimrath Rubner auf knappem Raum Etwas wie ein Glaubensbekenntniß giebt. „Was auch immer der fernere Entwickelungsgang der philosophischen Bestrebungen sein mag, Eins ist sicher: kein philosophisches System kann unbekümmert um die moderne Naturwissenschaft seinen Weg gehen. Die Geschichte der Philosophie lehrt geradezu die Unfruchtbarkeit solcher Versuche ... Der Naturforscher hat durch Sinneswahrnehmung und durch die Hilfsmittel der experimentellen Wissenschaft die Kenntnisse des wirklichen Geschehens zu erweitern, das Beobachtete kritisch zu sichten und logisch zu ordnen, zu Theorien und Hypothesen zu formen ... Wer von einer Ohnmacht der Naturwissenschaft spricht, weil sie uns Das, was wir heute die letzten Räthsel nennen, nicht löst, und wer an der Möglichkeit solcher Erkenntniß zweifelt, ist im Unrecht. Hat nicht die Wissenschaft uns gezeigt, daß die Substanzen, denen Leben innewohnt, im Wesentlichen überall gleich sind? Daß die Bausteine des Belebten in der äußerlich so ungleich beschaffenen Nahrung in den gleichen Typen wiederkehren? Und bietet nicht die moderne Psychologie und Gehirnphysiologie den bedeutungvollen Anfang methodischer Bearbeitung auch dieser komplizirtesten Prozesse?“ Kein pessimistischer Philosoph also. Und wer heute den Stand philosophischer Spekulation erkennen will, muß ja die Naturforscher um Auskunft bitten.

geschichte des Menschen auch der Laienwelt bekannt geworden sind. Kein Naturforscher, wie seine Stellungnahme im Einzelnen auch sein mag, wird sich der Macht der vergleichenden Thatsachen entziehen und einen Entwickelungsgang der organisirten Welt leugnen wollen.

Die natürliche Entwickelung der Geschöpfe und die offenkundige Verwandtschaft der Thiere, wie sie sich auch heute in Spezies gliedern, hat zur Voraussetzung, daß sie nicht allein in dem anatomischen Bau und den Lebensäußerungen sich nahestehen, sondern daß auch die inneren Vorgänge, die Zellen, die Lebensprozesse selbst sich mehr oder minder gleichen und einen typischen Entwickelungsgang aufweisen müssen. Wenn wir also die Zellen der verschiedensten Thiere unter einander vergleichen könnten, so müßte man auch eine Natürliche Entwickelungsgeschichte der Zelle schreiben können; denn wenn die Thiere als Ganzes eine Umformung erfahren, erleiden auch die Theile eine solche. Heute sind wir nicht in der Lage, solch ein Unternehmen durchzuführen; bei den bestgekannten Organismen ist die Zellphysiologie der Organe ein unsicheres Gebiet und unseren Forschungmitteln unzugänglich

Setzt man an die Stelle des Wortes Zelle die Erforschung biologischer Eigenschaften der Organismen, so ist das Studium einer solchen Entwickelung in greifbare Nähe gerückt; die Organismen als solche sind äquivalente biologische Werthe, ob einzellig, ob vielzellig, ob aus homogenem Material oder differenzirten Zellen bestehend, so daß, was wir an ihnen erfahren, unter sich vergleichbar ist.

Wer aufmerksam gefolgt ist, wird gesehen haben, wie wir logischer Weise durch die Beobachtungen der Lebensäußerungen der Organismen zu Schlüssen auf die innersten Vorgänge in den Zellen geführt worden sind. Die Frage nach der Bewerthung von Materie und Energie im Haushalt des Lebens hat uns bewiesen, daß wir hier einer Entwickelungsgeschichte der lebenden Substanz, der Grundmaterie alles Lebens gegenüberstehen.

Gewiß: noch ist nicht Alles auf diesem Wege geklärt; manchmal sind wir noch gezwungen, über Unvollkommenheiten hinwegzusehen. Das Lückenhafte liegt nicht in der Unmöglichkeit der Beweise, sondern in dem Umstand begründet, daß man bis jetzt die eminente Bedeutung, die vergleichend physiologische Erforschungen der energetischen Verhältnisse der mittleren Lebensdauer, der Tragzeit und ähnlicher Erscheinungen bei verschiedenen Organismen haben können, gar nicht geahnt hat. Was wissen wir nun über die Eigenschaften der lebenden Substanz, wodurch wir die Möglichkeit gewinnen, uns eine Vorstellung davon zu machen, daß eine Allen gemeinsame Grundsubstanz sich zu verschiedenen Massen, mit verschiedenen energetischen und sonstigen Eigenschaften umgestaltet hat? Man wird da zunächst Antwort auf die Frage verlangen: Was ist denn das Lebende im Gegensatz zum Toten, wie sieht das Lebende, vom Standpunkt der Mechanik der Atome beurtheilt, aus? Man will auch wissen, wie denn der Anfang gewesen ist, von dem man die Entwickelung zu rechnen habe. In diesen beiden Punkten versagt unsere Kenntniß. Die Formel des Lebens kennen wir nicht, und wann der Forscher geboren wird, der sie uns entwickelt, wissen wir nicht. Was wir aber erkannt haben, ist trotz Alledem nicht werthlos. Wir können eine Fülle von Angaben über die besonderen Eigenschaften der lebenden Substanz bieten; mehr, als man bisher wußte. Unsere Stellung ist wie die des Chemikers, der eine Reihe von Eigenschaften eines Stoffes kennt, seine Reaktionen auf andere Körper, dem aber noch die Strukturformel seiner

Substanz unbekannt ist. Die Unkenntniß der Stereochemie des Zuckers hat uns Jahrzehnte lang nicht gehindert, von seinen chemischen Eigenthümlichkeiten eingehenden Gebrauch zu machen und seine Beziehungen zu anderen Körpern zu verstehen.

Auch wir müssen zunächst noch das Lebende durch seine Reaktionen charakterisiren; nur sind unter diesen Reaktionen biologische Erscheinungen zu begreifen.

Es ist unverständlich, wie man in der Neuzeit immer wieder das Bestreben betont, das Lebende ausschließlich der Erscheinungweise des Leblosen unterzuordnen und in dessen Formen zu zwängen. Wozu ist es nothwendig, in infinitum nach Parallelen aus dem Gebiete der unbelebten Natur zu suchen? Auch wer das Walten an Kraft und Stoff gelten läßt, darf in dem Lebenden eine Naturerscheinung für sich sehen. Lebende Substanzen sind „Körper“ oder „Verbindungen“ besonderer Art, die deshalb auch ein eigenartiges Studium erfordern und ein ungeheures Arbeitfeld, noch frisch bebaut, darstellen. Es wäre denkbar, daß der Satz von der Erhaltung der Energie Geltung hätte auch für belebte Systeme, sagt Hertz, und daß diese dennoch sich unserer Mechanik entzögen.

Das Lebende reagirt auf Reize, es zeigt Reaktionen, wie jede andere aus Materie gefügte Verbindung; diese sind sogar sehr mannichfach und vor Allem spezifisch. Sie erschöpfen sich nicht in den Veränderungen durch Wärme- und Kälteeinflüsse oder in den Umformungen, welche dem Organismus einverleibte Substanzen erfahren, und in ähnlichen direkt dem Geschehen in der unbelebten Welt analogen Erscheinungen. Der komplizirten Konstitution der lebenden Materie entsprechen besondere Eigenthümlichkeiten, die andere Verbindungen gar nicht äußern können. Das Lebende zeigt Anlagen der Vererbung, der Degeneration bei Nichtgebrauch von Funktionen, Hebung der Qualität durch Uebung, Erinnerung, Reaktion auf mechanische Reize, auf Lichtwellen und auf elektrische Einflüsse, es zeigt blitzschnelle Umsetzungen und langsame, auf Jahre ausgedehnte und nach Hunderten und Tausenden von Generationen auftretende Akkommadationvorgänge.

Die biologische Reaktion, die Reaktionen des Lebenden, sind Erscheinungsgruppen, die, aneinandergefügt, das Ganze geben, aber für sich selbst wieder so viel Einheit besitzen, daß sie akkommodirbar und transferirbar sind. Jede einzelne dieser „Reaktionen“ hat zweifellos ihre besonderen materiellen und energetischen Grundlagen, die sich immer weiter in die Einzelheiten auflösen lassen; ihr Studium ist aber auch an sich für den Biologen unentbehrlich. Neben den spezifischen Lebensreaktionen findet man im Organismus natürlich zahllose Vorgänge, auf die unsere anderweitigen Erfahrungen an unbelebten Stoffen sofort und in vollster Allgemeinheit anwendbar sind, so, zum Beispiel, bei den vorbereitenden Arbeiten des Aufbaues der lebenden Substanz, beim Ausbau der Spaltprodukte, bei der Resorption und Sekretion und so weiter.

Für unsere Betrachtungen handelt es sich darum, aus der Vielheit dieser Erscheinungen die biologischen Eigenschaften der belebten Substanz herauszulösen, welche die gemeinsamen Grundlagen und die Vorbedingung und allgemeinsten Voraussetzungen des Belebtseins sind; und hierüber kann man in der That schon heute Auskunft geben.

Ich bin davon ausgegangen, daß Kraft und Stoff in der belebten Welt keine anderen Werthe sind als in der unbelebten. Gestützt auf diese bewiesenen Thatsachen, habe ich die Lebenserscheinungen in ihren Beziehungen zur Materie und Energie untersucht. Materie und Energie der Nahrung sind für die lebende

Substanz trennbare Dinge und werden auch, jede für sich, zu besonderer Funktion verwandt. Die konsequente Scheidung der materiellen und energetischen Bedeutung der Nahrung hat sich als ein fruchtbares Mittel erwiesen, den Lebensvorgang in seine wichtigsten Grundprozesse zu zerlegen.

Wie auch Bakterien, Hefen, Wirbellose und Wirbelthiere in dem chemischen Aufbau ihrer Zellen und deren spezifischer Lebensthätigkeit verschieden sein mögen: zwei Grundreaktionen, unlösbar verbunden, zeigt alle lebende Substanz. Zunächst den durch Energiezufuhr dauernd unterhaltenen Kreisprozeß, der mit Verlust von Energie durch Arbeitleistung oder Wärmeproduktion endet. Daneben haben wir den fermentativ wirkenden Zustand der Bionten, der den Nahrungstoff spaltet, die Energieübertragung auf die lebende Substanz unter gleichzeitiger Hemmung der Fermentäußerung, den Verlust an Energie und die Wiederkehr fermentativer Wirkung und so weiter als Einzelstadien dieses Kreisprozesses bezeichnet. Alles, was Lebensäußerung zeigt, hat diesen energetischen Prozeß als Voraussetzung: die ruhende, die arbeitende und die wachsende Zelle. Diese Eigenschaft muß also auch die lebende Substanz gehabt haben, aus der in der Entwickelungreihe die weiteren Lebewesen sich herausgebildet haben. Der energetische Umsatz bei allen Nachkommen ist als Variation primärer Eigenschaften der lebenden Substanz zu betrachten und läßt sich thatsächlich nach Maßgabe unserer Erfahrungen unter den jetzt lebenden Thieren als eine Anpassung an bekannte Größen funktioneller Leistungen betrachten.

Wird irgendeine Zelle oder ein Organismus durch Variation der äußeren, uns bekannten Lebensbedingungen auf die selbe Leistung im biologischen Sinne zurückgeführt, dann verläuft diese Lebensreaktion so gleichmäßig, so gleichsinnig, daß die selbe Summe von Energie diese Arbeit bestreitet. Die Art der Arbeit, im Sinn der inneren Struktur der lebenden Substanz betrachtet, muß die selbe sein, wie auch die Organdifferenzirung sein mag und wie sich die übrigen äußeren Formen und Lebenseigenthümlichkeiten der verglichenen Organismen gestaltet haben mögen. Die innere Aehnlichkeit der Arbeit der lebenden Substanz ist eine viel weitergehende als die äußeren Eigenschaften der Organismen.

Die energetisch arbeitende Gruppe ist ein untrennbarer Theil der kleinsten Lebenseinheit, der Bionten der einzelnen differenzirten Zellen.

Die ungeheuren Ungleichheiten im Energieverbrauch zwischen der stoffspaltenden Kraft einer Bakterienzelle und dem Umsatz der größten Säuger sind nur Variationen der selben Reaktion, die sich der durch die Existenzbedingungen verlangten Mehr- oder Minderarbeit angepaßt hat. Damit ist auch ausgesprochen, daß mit Bezug auf den energetischen Kreisprozeß nicht die geringste Schwierigkeit sich ergiebt, eine gemeinsame Entwickelungreihe und Verwandtschaft der verschiedensten Thierspezies anzunehmen.

In diesem energetischen Kreisprozeß von quantitativ so weitgehender Akkommodation liegt das Triebwerk des aktiven Lebens. Ehe die lebende Substanz nicht Energie aufgenommen hat, empfindet sie nicht, macht keine Wahrnehmung; sie sezernirt, bewegt sich und wächst nicht. Leben kann auch latent werden, es kann aber nur wieder geweckt werden durch Energieaufnahme und Funktioniren des Kreisprozesses, der eine Aenderung der Molekular- und Atomgruppirung herbeiführt. Die Energiezufuhr ist also das Pneuma und der Archaeus, die Anima der Vorstellungen der Alten. Die zweite Grundeigenschaft aller lebenden Substanz, so weit sie erforscht ist, besteht in einem ständigen Verlust N-haltiger Substanz, der auf ein Zugrunde-

gehen lebender Substanz und auf Verlust durch Leistungen der lebenden Substanz (Sekretionen, Fermentbildung), bei denen Eiweiß oder Aehnliches verbraucht wird, zurückzuführen ist. Die Reaktion zwischen materiellen und energetischen Funktionen ist, so weit man heute sehen kann, konstant; Beide zusammen sind eben das Leben. Ein kleiner Bruchtheil, etwa ein Fünfundzwanzigstel von der Gesammtenergie, die aufgenommen wird, genügt für die materielle Leistung des Lebensvorganges; aber dieser winzige Bruchtheil ist eben so nöthig wie die große Masse des energetischen Bedarfes, denn er ist eben die spezifische Organfunktion und die differenzirte Zellarbeit.

Als nothwendiges Korrelat der fortwährenden Zerstörung lebender Substanz ist der Wiederaufbau einzelner Bestandtheile zu betrachten, der von einzelnen Elementen der Zellen ausgeht, aber keinen echten Wachsthumprozeß darstellt, sondern nur die lebende Substanz einer Zelle auf gleicher Masse zu halten bestrebt ist: die Rekonstruktion.

Der Hauptaufwand, der im Leben gemacht wird, ist der für den kontinuirlichen Betrieb des energetischen Kreisprozesses. Das ist das wahre Aequivalent für das Belebtsein überhaupt, für die Existenz aktiven Lebens und für die Masse der Energie, um die das Belebte höher steht als der unbelebte Nährstoff.

In diesen eben geschilderten grundlegenden Vorgängen ist Alles vereinigt, was wir als den einfachsten Lebensvorgang im sogenannten Gleichgewichtszustand betrachten können.

Auf der tiefsten Stufe des Lebens haben wir die Einzelligen, die mit außerordentlich großem Energieverbrauch ausgestattet sind; ein Urmaterial, aus dem sich recht wohl die weiteren Wesen haben entwickeln können.

Die Richtung, welche die Größe der Leistung in lebender Substanz bei weiterer Ausbildung von Lebewesen genommen haben muß, liegt klar zu Tage.

In der quantitativen energetischen Leistung wurden die Metazoen nicht auf eine höhere Stufe gehoben; im Gegentheil: das Wesentlichste, was sich weiter vollzogen haben kann, trägt den Charakter einer Einschränkung dieser urwüchsigen Zersetzungskraft der Einzelligen.

Die Momente, die zu einer Veränderung der energetischen Umsetzung führten, sind relativ einfach. Die größte Variation bedingt vor Allem die Massenzunahme, durch die der Energieverbrauch auf die mannichfachsten Stufen gestellt werden kann. Die Zunahme der Masse eines Organismus ist zweifellos ein maßgebender Fortschritt in der Entwickelung. Die Mehrzelligkeit findet man schon periodisch bei Einzelligen durch gelegentliche Anlagerung. Hat sie gewisse Stufen der Masse erreicht, so zeigt sich durch Verminderung des relativen Nahrungverbrauches eine steigende Oekonomie der Nahrungmittelverwendung und wahrscheinlich allgemein hierdurch auch das Prinzip der Lebensverlängerung.

Die höchste Stufe erreicht die Organisation bei den Warmblütern, hier besonders auch in intellektueller Hinsicht. Mit der gleichmäßigen Temperatur gelangen Perzeption und Empfindungen zu voller Gleichmäßigkeit der Leistungen und klimatischen Schwankungen steht der Warmblüter unabhängig gegenüber. Die Langlebigkeit wird das Unterpfand der Sammlung von individueller Erfahrung und Intelligenz.

Bei meinem Versuch, den allgemeinen Zusammenhang vom Kleinsten bis zum Größten zu erklären, bleibt Manches ungelöst. Wenn es aber auch nur gelungen sein sollte die Ueberzeugung zu festigen, daß wieder ein Stück des Mystischen,

das unser Leben umgiebt, gefallen ist, so wäre immerhin der Zweck meiner Betrachtung voll erreicht.

Und nun noch zur Schilderung des Werdeganges des individuellen Lebens. Am Einfachsten verläuft das Leben bei den Einzelligen ohne sexuelle Differenzirung; begrenzt ist bei ihnen die Zellengröße durch die Masse und Eigenschaften des Kernes. Die Menge des in der Zeiteinheit neugebildeten Zellmaterials aber wird bestimmt durch die energetische Leistung der lebenden Substanz und den Wachsthumsquotienten. Bei Einzelligen ohne sexuelle Fortpflanzung ist der Wachsthumsquotient, günstige Ernährungverhältnisse vorausgesetzt, konstant; sie könnten daher die ganze Welt mit ihren Massen füllen.

Komplizirter ist die Entwickelung bei den sexuell differenzirten Zellen. Auch hier hängt die Zellgröße, die innegehalten wird, von der Kerngröße ab. Das wichtigste Merkmal ist aber hier die Begrenzung des Wachsthumes, das Entstehen von Zellenagglomeraten von ungeheurer Ausdehnung, aber mit genau begrenzter Endgröße des Individuums. Dieser Effekt wird erzielt durch ein mehr oder minder langdauerndes Massenwachsthum, wobei der Wachsthumsquotient nicht konstant bleibt, sondern eine fortwährende gleichartige Verminderung erfährt.

Die vielseitigsten Eigenschaften in biologischer Hinsicht hat die lebende Sustanz nach der Befruchtung. Die Wachsthumseigenschaft entsteht durch die Befruchtung. Bei den ersten Theilungen haben die Zellen das Material zur Anlage der Organe; die Organzellen aber haben nur Wachsthumsfähigkeit für die spezifische Organbildung.

Die Fortpflanzungzellen sind bei den Warmblütern und wohl allgemein in ihren energetischen Leistungen den elterlichen Zellen annähernd angepaßt. Der Akt der Befruchtung hebt die Zelleistung dann auf einen maximalen Wachthumsquotienten, der nun seine Funktion durch Ansatz von lebender Substanz bethätigt. Der Befruchtungakt wird also an sich schon entscheidend für die ganze weitere Gesammtentwickelung des Organismus bis zu den reifen Thieren, wenn auch nicht ganz allein entscheidend, da hierfür noch ein weiterer Faktor mit herangezogen werden muß: die Intensität des relativen Energieverbrauches. Da wir aber diese immerhin in Abhängigkeit vom mütterlichen Organismus sehen, kommt der Befruchtung unter diesen Umständen doch die größte Bedeutung zu.

Das energetische Wachthumsgesetz leitet nach der Geburt die Thiere zu ihrer definitiven Größe. Der Kreislauf neuer Leistungen kann nach dem Fortpflanzungakt beginnen.

Wie sich aus den kleinsten Uranfängen größere Formen bilden und wie sich diese Formen auf bestimmte Größen beschränken, haben wir nun auf die allereinfachsten Annahmen zurückführen können.

Die Degeneration der Wachsthumssubstanz ist unvermeidlich. Nach der Jugenzeit beginnt der innere Verfall erst langsam; später beschleunigt er sich. Jeder energetische Akt und Energieumsatz bringt das Wesen seinem Lebensende näher. Zur Zeit der menschlichen Pubertät haben wir ein Viertel, bei Schluß der Wachsthumszeit ein Drittel der Leistungfähigkeit der lebenden Substanz erschöpft.

Wir als Menschen stehen auch inmitten der Natur:

Gleich wie Blätter im Wald,
So des Menschen Geschlecht:
Dies wächst und jenes verschwindet. (Homer.)

Wir sehen rings um uns Vertrautes. Was um uns lebt, ist im Wesen

gleich dem eigenen, ein großes Ganzes, ein Zusammengehöriges. Wer will bedauerlich finden, ein Theil dieser Welt des Lebenden zu sein? Stumm und still schreitet die Arbeit Tag und Nacht in der Werkstatt des Lebens weiter; hier formt sich ein Thier, dort eine Pflanze. In jedem kleinsten Wesen liegt nicht weniger der Wunderarbeit als im größten. Zwingt uns die Natur nicht wieder zu sich, wenn sich junges Leben hebt und mehrt, in froher Frühlingsfülle das Leben triumphirt und in Mitfreude an dieser schaffenden Gewalt uns neue Lebenslust und Hoffnung und Thatenlust beseelt? Wir sollen mit und in der Natur leben. Einmal wird es für uns Alle Herbst und Winter. Wir fallen wie welke Blätter vom Lebensbaum; ein natürliches Ereigniß: und doch, wie sehr sträubt man sich, auch dieses Ende alles Lebens auf sich zu nehmen!

Was hat man auf diesem Gebiet sich nicht für verschiedene Mühe gegeben, um die Natur zu anderen Leistungen zu zwingen! Aber weder Medikamente, Geheimmittel, Injektionen und abenteuerliche Kuren haben jemals Erfolg gehabt noch werden sie je die Naturgesetze umstoßen. Alle Mittel, alle Versuche, unsere alternden Zellen mit verjüngender Kraft zu versehen, sind eitel; nichts kann den Verfall hemmen. Nur die Befruchtung vermöchte neues Leben zu schaffen. Diese Hilfe ist uns aber versagt; sie gilt nur den Fortpflanzungzellen, der neuen Generation, der Zukunft.

Wozu denn klagen um den unvermeidlichen Tod?

„Es ist des Menschen würdig, was im Lauf der Natur liegt, auch natürlich zu nehmen." (Wilhelm von Humboldt) Und haben wir denn als Menschen irgendeinen Grund, mit unserem Geschick unzufrieden zu sein? Wir theilen mit allen sexuell Differenzirten das Los der Sterblichkeit. Aber wenn wir unsere Existenz mit dem der uns doch sonst nahestehenden Säuger vergleichen, so sehen wir, daß unsere Lebensgrundlage eine außergewöhnlich bevorzugte ist, daß unsere lebende Substanz eine viermal so große Lebenszähigkeit besitzt, daß wir also einer erstaunlichen Langlebigkeit uns erfreuen.

Die Natur hat uns nicht nur den Tod gegeben, sondern auch die Fortpflanzungskraft; in den nachkommenden Generationen leben wir weiter, verjüngt, aber auch zu allen Leiden und Freuden bestimmt, die uns zu Theil geworden sind. Jeder giebt von seiner geistigen Errungenschaft ein Erbe weiter; der Eine durch Erziehung und Belehrung oft nur im engen Kreis, der Mann der Wissenschaft, indem er, was er erworben, der ganzen Welt zum Geschenk macht. In einem Kulturvolk stirbt kein Gedanke; wenn er Allen zu Gebot steht, wird das Errungene auf den geistigen Boden verpflanzt, der zur weiteren Entwickelung der geeignetste ist. So wird alles Wissen stets neu geprüft und gewinnt an Richtigkeit und Sicherheit. Der geistige Fortschritt und die Erkenntniß der Wahrheit ist so sicherer gestellt, als wenn Alles nur engeres Erbe der Kinder wäre. Seien wir also dankbar für die Gabe der Natur, für unsere Langlebigkeit; und mögen wir stets bedenken, daß es in vielen Fällen nur an uns liegt, diese Gunst zu genießen, indem wir das Geschenk der Natur weise schonen und pflegen! Das ganze Geheimniß, sein Leben zu verlängern, besteht darin, es nicht zu verkürzen. (Feuchtersleben.) Geben wir der Gesundheitpflege, was zu geben nöthig ist: dann wird das Leben arbeitreich, froh, genußreich und lang sein. Und wenn dann die Sonne des Lebens sinkt, so werden wir sagen können: „Ich gehe froh zur Ruhe."

Professor Dr. Max Rubner.

Hermann Stehr.

Der neue Roman von Hermann Stehr ist bei S. Fischer in Berlin unter dem Titel „Drei Nächte" erschienen. Bis zum Bekanntwerden des Romans „Der begrabene Gott" erregte das künstlerische Schaffen Stehrs eher die Aufmerksamkeit Derer, die erkannten, welche leidenschaftlichen Kräfte in diesem Künstler wirken, als den Dank der anspruchsvollen Genießer. Nicht ohne Berechtigung: denn diese Arbeiten tragen das Gepräge eines eigenen und beziehungreichen Lebens, das die Gluth und Inbrunst der heißen Kämpfe um sein junges Werk für künstlerische Resultate hält. Dies ist eine beinahe regelmäßige Entwickelungerscheinung jedes bedeutsamen Sentiments, die natürliche Folge der nothwendigen Thatsache, daß die Seele des jungen Künstlers den Werth der persönlichen Beziehung zum Gegenstand überschätzt. Bis mit dem Wachsen einer starken Persönlichkeit aus dieser überreichen Beziehungsfülle das liebreiche Verständniß für das erwählte Material entsteht. Und mit ihm das weittragende Bedürfniß nach dessen Gestaltung. Darum bin ich wenig geneigt, an die lebendige Dauer frühzeitiger und allzu rascher Entwickelungen zu glauben; die organische Bewältigung der treibenden Leidenschaft, das blühende Chaos eines reichen Gemüthes bedürfen nothwendig der Zeit. Der fruchtbare Ordnungsinn, dieser wunderbare Takt für das Erforderliche im Aufnehmen, der jeden Künstler auszeichnet, erfordern zu ihrer Vollendung innere Erfahrung und Gelegenheit, zu vergleichen.

In diesem Sinn gehört das Schaffen, das den beiden großen Romanen Stehrs vorangeht, in seine Entwickelungzeit. Aus der Fülle ungeordneter und phantastischer Eindrücke blinkt oft das ruhige Leuchten einer frühen Erfüllung und ich glaube, daß Vielen, die vielleicht persönliche Beziehungen zu manchen Geschehnissen dieser Werke haben, starke und tiefe Eindrücke daraus bleiben werden. Zum Besten aus jener Zeit gehört die kleine Erzählung „Das letzte Kind", die, legendenhaft verwoben, mit der herben Süße eines alten Märchens die Himmelfahrt einer Kinderseele darstellt, die der Schmerz der Eltern in ihr ewiges Licht trägt. Dieser Schmerz ist von so wilder, beinahe fanatischer Inbrunst, daß seine Wirkung überwältigt wie ein furchtbares persönliches Unheil. Es klingt wie lautes, stürmisches Weinen aus den Seiten, die Worte sind ganz durchtränkt von übergroßer Traurigkeit und schneidend wirkt der allzu herbe Kontrast zwischen der lichten Freude des entschlafenen Kindes, das an der Hand eines freundlichen Engels das Thor des Himmels findet, und dem irdischen Jammer der verarmten Mutter, deren Elend Niemand heilen kann als der Tod, der es bereitet.

Später erschien „Der begrabene Gott“. Hugo von Hofmannsthal war der Erste, der in irgendeiner Tageszeitung eine unkritische Kritik von so haltloser Begeisterung veröffentlichte, daß auch die Harmlosesten mißtrauisch wurden. Und doch hatte er Recht. Nur war er mit den empfangenen Eindrücken von sympathischer Hilflosigkeit; aber er brauchte einmal als Vergleich ein schönes Bild, das ich nicht vergessen habe. Er sah eine vom Kampf verwüstete Straße, deren Bäume bis an ihre Kronen mit Blut bespritzt waren, und unter ihnen die erstarrten Angesichter vieler Toten, über die hin ein heller Frühlingsmorgen seine Sonne goß, durch junges Grün, aus dem der unbeirrte und liebliche Gesang der Vögel scholl. Ein Lächeln dieser Wahrheit ruht über dem „Begrabenen Gott“, Etwas von jener barmherzigen Unbeirrbarkeit der Natur, die oft so unbarmherzig scheint. Eine Herzenssachlichkeit der Darstellung, die allerdings eigentlich eine Kraft des Schaffenden ist, die vorausgesetzt werden darf, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt. Der entscheidende Werth dieses Romanes aber liegt darin, daß Stehr darin gelungen ist, den Beziehungreichthum seines Gemüthes zum ersten Mal in der Gestaltung eines Charakters in große, bedeutsame Zusammenhänge zu bringen. Die früher an das Beliebige beinahe vergeudete Leidenschaftlichkeit seiner Gestaltungskraft erschuf hier künstlerisch vollkommen die Geschichte eines Menschendaseins, eingefügt in das gesetzmäßige Walten des Weltwesens, ein Menschenschicksal im großen Sinn, weil alle Erlebnisse psychologisch nothwendige Folgen der Wesensbeschaffenheit der Heldin sind und weil alles Leid eine Folge des hohen Werthes dieses Daseins ist, das im Tod eine neue, ewige Hoffnung beschließt.

Der neue Roman nun, der „Drei Nächte“ heißt, ist die Jugendgeschichte eines Außergewöhnlichen, der sein Schicksal, von frühster Kindheit an, in drei langen Nächten einem Freunde erzählt. Was außerhalb dieser Erzählung liegt, was sie einleitet und ausführt, ist eher gefälliges Beiwerk, das eine äußerliche Situation schafft, als daß es in engerem Zusammenhang mit den Berichten des Helden steht. Aber seine Erzählung selbst ist das Vollkommenste, was in unserer Zeit über die Entwickelung eines Knaben zum Mann geschrieben worden ist. Wie Viele haben es nicht versucht! Wie Manches verdanken wir den Besten unter ihnen! So Emil Strauß, dessen „Freund Hein“ wir lieben, und Hans Brandenburg, der uns den „Erich Westenkott“ geschrieben hat. Aber in den meisten dieser Geschichten einer Jugend ist die umständliche Ausführung entweder belanglos oder Alles ist mit beharrlicher Tendenz von irgendeiner bestimmten Lebensanschauung aus einseitig gesehen Die rührende und schöne Knabengestalt des „Freund Hein“ steht schon tief in den Schatten des Todes, als die ersten Lebenskräfte sie bestürmen, und „Erich Westenkott“ flüchtet in eine tötliche Blinddarmentzündung, bevor die raschen Gluthen seiner Jugend ihm den ganzen Beziehungreichthum seines lieben Wesens offenbart

haben. Bei Beiden (und bei den meisten ihrer Leidensgefährten) ist eine Lebensunfähigkeit aus hoher Tugend, mit einem bezwingenden Lächeln des Autors an den Leser, viel eher vorausgesetzt als bewiesen. Unfruchtbare und zuletzt schicksallose Künstlernaturen sind dargestellt; und gewiß läßt sich da eine Fülle von Leben und Leiden der Kindheit offenbaren, aber auch nicht viel mehr. Und meist sind wir gezwungen, Werth oder Nothwendigkeit der einzelnen Erscheinungen einfach deshalb zu glauben, weil keine Lebensdauer sie uns in Schicksal und Vollendung bestätigt.

Wie aus den umdunkelten Farben und aus den lichten Nebeln, die die wehenden Grenzen der Vergangenheit verhüllen, hebt das junge Dasein des Knaben sich aus der Erinnerung des Erzählenden in Stehrs Roman. Es ist wunderschön, mit welchem Takte des Stils der Autor vermeidet, das Halbbewußtsein und die traumhafte Versunkenheit des Kindes aus dem Bekannten zu ergänzen. Das Bewußtsein und das Verständniß für die Kindlichkeit ist ein Vorrecht der Gereiften, keine Eigenart einer ungetrübten Jugendlichkeit. Und so, ganz benommen vom einfältigen Licht des Erwachens, öffnen sich in diesem Buch langsam zwei Kinderaugen über den Schmerzen der Erde. Die sterbende Schwester, selbst noch ein Kind, schläft für den erstaunten Knaben über den Blüthenkränzen ein, die sie für ihr gemeinsames Spiel geflochten hatte. Für den Knaben ist es nicht der Tod. Nur die blassen Hände der müden Schwester ruhen aus in den Blumen, wie die gebrochenen Blumen in ihrem Schoß ruhen, und ihr geneigtes Gesicht über Beiden erduldet den Frühling, wie ihn die Blüthen erduldet haben. Auch im Sarg noch schläft für ihn die Schwester; und dies Bewußtsein begleitet ihn treu durch den schmerzhaften Sturm und durch die bitteren Kämpfe seiner wilden, dunklen Jugend. Ueberall, mit seiner schüchternen und gescholtenen Sehnsucht, wacht seine Schwester wieder für ihn auf. Die warme Innigkeit und die helle Lieblichkeit dieser Darstellungen kann ich nicht schildern, auch nicht die Meisterschaft, womit der Künstler langsam die tiefen Schatten des ererbten Verhängnisses über das Licht der ersten scheuen Hoffnungen heraufsteigen läßt. Es sind der dunkle Groll und die leidenschaftliche Bitterkeit der Großmutter, die schon seinen Eltern und nun auch ihm das Dasein verfinstern. Der Einfalt der Eltern erscheint der Geist der Gestorbenen als verhängnißvoller nächtiger Spuk; der reifende Knabe fühlt bald, daß das Erbtheil der Toten ihm tief im Blut wirkt. Er weiß, wie sie einst nach einem Leben voll grausamster Enttäuschungen begraben wurde: „Sie lag ja nicht ergeben, wie Andere, da unten, sondern zu Allem bereit mit lauernd weiten Augen, das Kreuz wie einen Hammer in der gefausteten Hand, hockte sie gleich einem argwöhnischen Wächter in ihrer Erdnische und verfolgte Alles mit unbestechlich bitteren Augen, was oben im Licht vorging . ." Mit seiner Hellsichtigkeit für die Abhängigkeit vom empfan-

genen Blut läßt Stehr diese grauenvollen, ungeschlossenen Augen der Toten auf der Lebenskraft und auf dem Thatendrang des Heranwachsenden ruhen. Meisterlich glüht dies äußere Bild auf im Licht der tieferen Wahrheit, die es verkündet. Unter den zornig fordernden Augen dieser vom Leben grausam Enttäuschten scheint keine Freude und kein Erfolg sich dem reichen Herzen ihres Erben gesellen zu wollen. Und dennoch lebt er seine schwere Jugend im unerkannten Segen der versöhnenden Kraft der Natur. Seine empfindsame Seele wird durchpflügt von jeder Bitterniß, die ein reiner Sinn und ein aufrichtiges Herz nur immer erdulden müssen, und wächst darunter. Die kluge, einfache und klare Art der Darstellung, deren Maß und Takt zum künstlerisch Vollkommensten gehört, was ich kenne, verleiht allen Erscheinungen eine tiefe, warme Eindringlichkeit und Fülle, die immer ohne Rückhalt unserem Herzen begegnet. In diesem Verständniß für das Wesen seines Materials, der Sprache, steht Stehr einem Theil der neuen Generation mit einer Unabhängigkeit und Kraft gegenüber, die in ihrer ruhigen Größe beinahe vernichtend ist. Gabriele d'Annunzio ist der schillernde Götze, der, über das Hemmniß der fremden Sprache hinweg, seinen falschen Prophetengeist verwirrend über die allzu Empfindsamen schickt. Das Unheilige seines Könnens werden nur die Stärksten erkennen, deren Halt im Glühen des eigenen Herzens ruht Dieser leidende Meister der Selbsttäuschung lehrte den Redestrom über das Herz hinführen, statt ihn hindurchzuleiten. Den sichersten Beweis für die innere Untreue dieses Entflammten bieten seine geradezu schmerzhaften Geschmacklosigkeiten, die wie ein grelles Kreischen seine gut verkappten Entgleisungen meistens dort verrathen, wo sein flackernder Ueberschwang einer Vollendung harrt. Ich erwähne ihn bei dieser Gelegenheit, weil ich in Hermann Stehr den stärksten Gegensatz zu solcher Wesensbeschaffenheit erblicke. Stehr wird im Bezeichnenden seiner Art nie Nachahmer finden. Manches läßt sich erlernen, nur eben Gemüth nicht. Dieser Besitz in aller hellen Herrlichkeit großen Verstehens ist Stehrs einsames Vorrecht in unserer lauten, raschen Zeit. Ruhig führt er die kühnste Hoffnung über die tausend Möglichkeiten, die das Wesen seines Helden giebt, zu ihrem nothwendigen Beschluß. Er wird Alles gut hinausführen: Das ist unsere Freude und unser reicher Genuß schon nach den ersten Schönheiten, die wir finden Eine selige Ahnung begleitet unseren suchenden Sinn durch dies Buch, durch dessen klare Traurigkeit ein Zittern jener lichten Wunder geht, die hinter der Menschenfinsterniß blühen. So war es immer schon; so wächst der Mohn im Korn; so schallt der Gesang der Vögel am Morgen; so tröstet uns Ermüdete die blaue Nacht. Die reinsten Segnungen eines vollkommenen Kunstwerkes sind unser Theil

Die herrlichen Gestalten der Eltern des Helden dürfen nicht unerwähnt bleiben; noch darfs die organisch wahre Art, in der die bürgerlich be-

schränkten Tugenden der Eltern im Sohn wiederkehren, aber hinübergehoben in den Bereich einer bewußten Seelenkraft. Was einst die ängstliche und charaktervoll beschwerte Furcht des Vaters war, seiner Bürgerpflicht redlich zu genügen, ist beim Sohn zum Verlangen geworden nach dem ewigen Bürgerrecht im Reich einer unbefleckten Unschuld des Herzens. Wundervoll ist die Gestalt der Mutter, die bis an ihren Tod, herb und treu, ein duldendes Kind, ihr Leid auf sich nimmt und ihre arme bittere Pflicht heilig spricht. Sie vermacht dem Sohn ihre besten Güter, ihren Kindersinn und ihre fruchtbare Einfalt der treuen Liebe, aber auch den dunklen Hang, die Schatten der Vergangenheit auf jede neue Hoffnung zu leiten.

Eigenartig und bezeichnend für das Wesen des Romans ist die Thatsache, daß beim Helden die Beziehungen zur Frau beinahe als nebensächlich erscheinen. Rasch versunkene Andeutungen und eine kleine hoffnungarme Episode: Das ist Alles. Ueber das Ende des Buches schweift da der Blick in die Zukunft, die sein Held sucht, und läßt vermuthen, daß dieses Leben, wohlgeschickt zu jedem Kampf, in einem neuen Werk seiner Vollendung harrt. Wir warten in Hoffnung.

Capri. Waldemar Bonsels.

Lex Richthofen.

Ein Mann hatte einen Kessel entliehen und gab ihn mit einem Loch zurück; vor dem Richter erklärte er dann: „Erstens habe ich überhaupt keinen Kessel bekommen; zweitens hatte der Kessel schon ein Loch, als ich ihn bekam; drittens habe ich den Kessel ohne Loch zurückgegeben.“ Die alte Geschichte ist in der Finanzkommission jetzt modernisirt worden. Die Konservativen sagen nämlich: „Erstens wollten wir den Werthzuwachs der Börsenpapiere nicht besteuern; zweitens haben wir den Antrag, den Werthzuwachs der Effekten zu besteuern, zurückgezogen; drittens wollen wir nicht den Werthzuwachs, sondern den Kurswerth besteuern.“ Das ist der Sinn des Antrages Richthofen und Genossen. Das Echo, das er weckte, war laut genug. Börsen, Handelskammern, Bankierverbände haben ihre Garden aufgeboten, um gegen die Feinde des mobilen Kapitals mobil zu machen. Zuerst erschienen die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft mit einer geharnischten Rede für die Olynthier auf dem Plan. Die drastische Ablehnung des ersten konservativen Vorschlages, der die Namen Dr. Roesicke und Graf Westarp trug, scheint die Vorkämpfer für das ungetrübte Glück der hereditas jacens zu äußerstem Widerstand gereizt zu haben; denn der Antrag Richthofen ist eine vermehrte und verböserte Auflage des ersten Entwurfes. Der rechnete auf rund 50 Millionen Mark aus der Besteuerung des Werthzuwachses von Effekten. Der zweite Entwurf will 90 Millionen einbringen. Strafe muß sein. „Haben Euch 50 nicht gepaßt, so zahlt

90" Zwischen Eins und Zwei lag ein Zeitraum von knapp vier Wochen; und am neunzehnten Mai wurde der Antrag Richthofen mit einer konservativ-klerikal-sozialdemokratischen Mehrheit angenommen. Das „Geschrei" der Börse mag manchmal an die biblische Sage vom Reichen Jüngling erinnert haben; heute ist der Lärm recht ernst zu nehmen. Die bequeme und dilettantische Auffassung, daß der Born der Börse unerschöpflich sei, war niemals schlechter begründet. Seit dem Jahr 1896 ist die Börse ein verstimmtes Instrument Weil sie die Evolution des Kapitals, die Ergänzung neuer Werthe (und die Vernichtung bestehender) besonders sichtbar macht, sind die Augen stets nur auf diese eine Provinz des Geldreiches gerichtet. Da, heißts, fließt das Gold in die Säcke; da muß die Schüssel hinhalten, wer Etwas ergattern will. In Wirklichkeit sind nur 15 Prozent des deutschen Volksvermögens in Werthpapieren angelegt: höchstens 15; mindestens 60 Prozent der Gesammtsumme von 350 Milliarden stecken in Grundbesitz und Hypotheken. Dazu kommen die Sparkassengelder, die etwa 11 Milliarden Mark betragen. Die werden eben so wenig von der neuen Steuer getroffen wie die Immobilien mit ihrem Zubehör. Nur ein kleiner Theil des deutschen Vermögens soll also die neue Last tragen. Aber gerade der Theil, in dem das stärkste Leben pulst. Herz und Gehirn des Wirthschaftkörpers. Und warum sucht man die Quellen der wirthschaftlichen Entwickelung zu verstopfen? Weil die Börse zu ihnen gehört und weil es verdienstlich ist, dem Jobbergesindel, den frechen Spekulanten, den Kursfälschern und Buchmachern ans Leben zu gehen, wo immer man sie packen kann.

„Die vorgeschlagene Besteuerung der Papiere lehnt sich genau an die in Frankreich als loi de transmission in Geltung befindliche Besteuerung an. Zwar soll der Umlauf der Werthpapiere gefaßt werden. Das geschieht aber, um Belästigungen des Verkehrs zu vermeiden, in der Form einer quotisirten Abgabe. Der Aussteller der Werthpapiere soll jährlich einen nach dem Kurswerth des emittirten Kapitals zu berechnenden Steuersatz bezahlen, wobei der Kurswerth nach dem Durchschnitt des vergangenen Kalenderjahres festgesetzt werden soll. Der Aussteller soll dann berechtigt sein, den ausgelegten Satz von den Inhabern der Werthpapiere einzuziehen. Die einzig mögliche Gelegenheit dazu ist die Auszahlung der Zinsen und Dividenden." Der Künder dieses Dysangeliums war Graf Westarp. Und die Behandlung der ausländischen Papiere? Der fremde Emittent soll im Inland einen Vertreter ernennen, der für die Erledigung der Steuerangelegenheit zu sorgen hat; wird diese Pflicht nicht erfüllt, so wird das Papier nicht zum Börsenhandel zugelassen; und für die nicht zugelassenen Effekten soll der Schlußnotenstempel verzehnfacht worden. Die Fiktion, daß es sich um eine quotisirte Besteuerung des Umsatzes handle, wird durch einen abgestuften Tarif aufrechterhalten. Die Sätze schwanken zwischen 1 und 5 Promille; die zum Börsenterminhandel zugelassenen Papiere werden höher besteuert als die per Kasse gehandelten. Diese feine Unterscheidung bietet die Möglichkeit, die in der Börsengesetznovelle gewährte Wiederzulassung des Termingeschäftes in ihrer Wirkung zu schmälern. Die Börsengegner schenken nichts: sie waren mal nett und kommen jetzt mit der Gegenrechnung.

Der Vergleich mit Frankreich ist gewaltsam herbeigezogen. Was geht uns Frankreich an? Sieht der deutsche Wirthschaftkörper wie der französische, die berliner Börse wie die pariser aus? Werden in Paris 1200 Dividendenpapiere notirt wie in Berlin? Nächstens wird man uns nach russischem Muster besteuern. Weiter:

„Zwar soll der Umlauf der Werthpapiere gefaßt werden: in Wirklichkeit aber wird er nicht gefaßt.“ Er ist wirklich nicht das Steuerobjekt. Besteuert wird, Jahr vor Jahr, der Kurswerth der an den Börsen notirten Papiere. Der hat mit dem Umsatz nur so weit zu thun, wie er durch ihn mitbestimmt wird. Nicht ausschließlich; denn der Kurs ändert sich oft, ohne daß nur ein Stück des Papiers umgesetzt worden ist. Bei Nachfrage ohne Angebot und vice versa. Die Steuer beruht also auf dem Kurs. Sie trifft einen Segment aus dem Kreis des deutschen Volksvermögens; nur der Besitzer von Werthpapieren soll dem Fiskus steuern. Befreit von der Steuer sind die Renten und Schuldverschreibungen des Reiches und der Bundesstaaten. Dieses Privilegium soll dem deutschen Rentenmarkt nützen. Von der Höhe des „Kurswerthes“ ist die Ergiebigkeit der neuen Steuer abhängig. Senkt sich die Quecksilbersäule am Barometer des Aktienhauses, so macht Fiskus schlechte Geschäfte. Ists aber klug, die Schuldverschreibungen des Reiches und der Bundesstaaten frei zu lassen? Warum soll ein Mann, der seine Spargroschen in Pfandbriefen angelegt hat, schlechter gestellt sein als der Besitzer von Reichsanleihe oder Konsols? Viele kleine Kapitalisten ziehen Schuldverschreibungen der Hypothekenbanken oder sicherer Industriegesellschaften unseren Staatspapieren vor. Fast sind wir ja so weit, daß wir für den Ankauf deutscher Anleihen Prämien gewähren müssen; ob dem Fiskus die Sonderbehandlung deutscher Renten Vortheil bringen wird, ist aber höchst zweifelhaft. Alte Lehre: verbotene Frucht schmeckt immer am Besten.

Auf beiden Seiten ist das voraussichtliche Ergebniß der neuen Steuer errechnet worden; natürlich ging man von grundverschiedenen Tendenzen aus. Die um Richthofen wollen zeigen, wie hoch die Steuereimer sich mit Dividendenmilch füllen werden. Die Geschädigten suchen den Umfang des Verlustes an Lebenskraft nachzuweisen. Zu den üppigsten Resultaten gelangten die Nationalökonomen des Centrums, die eine Beute von fast 200 Millionen Mark vom mobilen Kapital zu erraffen hoffen. Die Anderen weisen nach, daß die Deutsche Bank etwa 1½ Millionen, die Diskontogesellschaft 960 000 Mark, die Dresdener und die Darmstädter Bank je 800 000 Mark, die Berliner Handelsgesellschaft etwa 600 000 Mark zu zahlen hätten. Unter solchen Ausgaben müßte die Dividende leiden. Die Aktienbank zahlt heute schon doppelte Steuer; durch das neue Gesetz würde die Last verdreifacht. Das träfe aber auch die im Portefeuille ruhenden Werthpapiere; man dürfte also mit Fug von einer sechsfachen Steuer reden. Den Rekord schlüge die dualistische Hypothekenbank. Nämlich: dreifache Belastung des Aktienkapitals, einfache Besteuerung der Pfandbriefe, dreifache Abgabe auf die im Portefeuille liegenden Aktien und einfache Steuer auf die unter den Beständen geführten Schuldverschreibungen. So zinst, zum Beispiel, das im Betrieb eines bayerischen Pfandbriefinstitutes arbeitende Kapital der Reichs- und Staatskasse achtmal. Bayern hat noch keine „Einkommensteuer“ der Aktiengesellschaften und Aktionäre; die Doppelsteuerung, die auch dort besteht, erscheint als Gewerbesteuer und Kapitalrentensteuer. Wie es um die Gerechtigkeit bei der praktischen Durchführung des neuen Planes bestellt wäre, davon kann man sich, auf Grund der (noch immer unzureichenden) Aktienstatistik, einen Begriff machen. Der für die Fixirung der Abgabe erforderliche Kurs soll durch ein Heer von Beamten festgestellt werden. Ist es möglich, in absehbarer Zeit ein Gremium von Leuten zusammenzubringen, die genügende Sachkenntniß besitzen, um wenigstens die ärgsten Mißgriffe zu vermeiden?

Und da man diese Leute anständig bezahlen müßte, ginge ein nicht geringer Theil der neuen Staatseinnahmen in Gehältern auf. Wo bleibt da die Pflicht zu strengerer Sparsamkeit? Daß die Notirung der Werthpapiere oft unregelmäßig ist; daß manche Effekten Wochen und Monate lang nicht notirt werden; daß das Wiedererscheinen des Kurses vielfach auf Willkür und spekulative Mächlerei zurückzuführen ist, die mit dem inneren Werth des Papiers und der thatsächlichen Entwickelung des Geschäftes nicht das Mindeste zu thun haben: Das kümmert unsere Steuerdilettanten nicht. Ihnen ists um den Effekt zu thun. Details sind überflüssig; könnten Einen am Ende auf den Gedanken bringen: Was wir besteuern wollen, ist Schall und Rauch; ein Gebilde der Phantasie. „Wir wollen unmoralische Kurstreibereien bekämpfen und wünschen doch von Herzen, daß die Steuer auf den Kurs guten Ertrag bringe." Das sind vespasianische Grundsätze. Theoretisch gegen die Unsittlichkeit der Börsenspekulation; praktisch zur Ausbeutung der Unmoral bereit.

Die „Notirung" des Papiers ist die Voraussetzung für die Erhebung der Steuer. Gewiß. Und die Folge wird sein, daß die Zahl der nicht zum Börsenhandel angemeldeten Effekten, der „Papiere ohne Börsenkurs", zunimmt. Sehr zum Schaden des Publikums, dem die offfizielle Börsennotiz die Beurtheilung des Marktwerthes ermöglicht. Der Aktienfabrikant würde das Auge der Zulassungstelle nicht mehr zu scheuen haben; denn die Kotirungsteuer liefert ihm den Vorwand, die Einführung der Papiere in den Börsenhandel nicht zu beantragen. Aber die Erfinder des neuen Enteignungplanes haben ja auch an die Flucht vor der Börsennotirung gedacht; deshalb soll für die nicht zum Börsenhandel zugelassenen Werthpapiere der Schlußnotenstempel verzehnfacht werden. So ist vor jeden Nothausgang ein Posten gestellt Trotzdem wird es gelingen, den Fiskus zu betrügen. Wo Der sich in wirthschaftliche Angelegenheiten eingemischt hat, gabs Gestank. Die Börse hat gewiß einen guten Magen; aber die neue Speise aus der Küche der Konservativen wird sie nicht verdauen. Und welcher starke Finanzmann in England, Amerika oder sonstwo wird noch auf eine Betheiligung der deutschen Börsen an seinen Emissionen Werth legen? Die Agrarier werden sagen: „Gut, dann bekommen wir keine fremden Effekten mehr ins Land und können den eigenen Acker ordentlich pflügen." Aber der Welthandel fordert von den Börsen, daß sie internationale Märkte seien; und die „finanzielle Kriegbereitschaft", von der die Konservativen sprechen, so oft sie gegen Börse oder Reichsbank Etwas vorbringen, bedingt das Halten eines ansehnlichen Stocks ausländischer Werthpapiere. Berlin müßte ohne die internationalen Beziehungen zur Rinnsteinbörse herabsinken. Noch Eins: Wie stellt sich Herr von Rheinbaben zum Angriff der Brigade Richthofen? Die Aktiengesellschaften gehören doch zu den Lieblingen des preußischen Fiskus. Ende Oktober 1908 wurde der Entwurf einer neuen Gesellschaftsteuer vorgelegt. Die Regirung hat ihn einstweilen zurückgezogen und will erst bei der endgiltigen Regelung der preußischen Einkommensteuer wieder davon reden. Herr von Rheinbaben wollte aus den Aktiengesellschaften den doppelten Steuerertrag ziehen. Wenn nun das Reich aber die letzten Fettaugen von der Suppe geschöpft hat? Und Preußen ist nicht mehr der schmunzelnde Eisenbahnrentner der Wonnejahre. Im Herrenhaus sprach der Finanzminister neulich: „Die finanzielle Situation in Preußen ist durchaus ernst." Durchaus. Soll trotzdem der Wirthschaftkörper unfähigen Aerzten ausgeliefert werden? Ladon.

❧

Vier Briefe.

Ein Richter schreibt mir:

„Im Preußischen Landtag ist wieder einmal ein Justizminister einer beantragten Besserstellung der Richter und Staatsanwälte entgegengetreten. Kurz vorher war der sächsische Justizminister für seine (übrigens besser als die preußischen gestellten) Richter eingetreten und hatte sein Portefeuille damit aufs Spiel gesetzt. Und weshalb der Standpunkt des preußischen Ministers? Weil das Prinzip des Richterbesoldungsgesetzes entgegenstehe Wie sieht denn nun dieses Prinzip eigentlich aus, das von den doch wohl dazu berufenen Richtern bisher noch keiner herausfand? Wortlaut, Begründung und Landtagsverhandlungen über das Gesetz geben nicht das geringste Recht zu der Deutung des Ministers Und wenn dieses Recht bestünde: müßte es auch für immer bestehen bleiben? Nach der auf Einwände gegebenen ausdrücklichen Zusicherung der Regirung sollte das Gesetz vom neunundzwanzigsten Mai 1907 nur eine vorläufige Gehaltsregulirung sein (zum Zweck der Einführung der nur noch den Richtern vorenthaltenen Dienstaltersstufen), nicht eine Gehaltserhöhung, die eben so ausdrücklich mit der allgemeinen Gehaltsaufbesserung in Aussicht gestellt war. Richter und Abgeordnete haben Das als ein ernstes Versprechen aufgefaßt, das die Schädigung von fünf Siebenteln der Richter und Staatsanwälte, die zum Theil nie den recht mageren Ausgleich auf den zwei obersten Stufen erreichen werden, annehmbar erscheinen ließ. Viele von diesen fünf Siebenteln sind auf ihrer jetzigen Stufe bis zu neunhundert Mark durch die zwölf- bis achtzehnmonatige Zurückdatirung im Gehalt geschädigt und eben so für den Fall der Pension Eine nennenswerthe Mehrausgabe im Etat ist, wenn überhaupt, nur für das Uebergangsjahr erwachsen. Dennoch muthete man gerade Richtern zu, ein mit Schaden verbundenes Provisorium als ein gerechtes oder günstiges Definitivum anzunehmen und dazu erhöhte Steuern (mit Wegfall des Privilegs) zu tragen. Dabei ist die angebliche Gleichstellung anderer Beamten mit den Richtern im hellen Licht der Wirklichkeit eine wesentliche Besserstellung. Denn die anderen Beamten der Klasse 39 haben wesentlich kürzere Studien- und Vorbereitungzeit, gelangen viel früher zu kommissarischer und endgiltiger Anstellung, früher auch zum ersten und zu jedem höheren Besoldungdienstalter mit entsprechender Pensionfähigkeit; sie haben Nebeneinnahmen und andere Vortheile, die mit ihrer Stellung zusammenhängen und die dem Richter mit Recht versagt sind. Der Jurist braucht fast eben so viele Semester zum Referendar wie der Philologe zum Oberlehrer (in Sachsen und Bayern eben so viele); er hat fast täglich über Freiheit und Existenz verantwortlich zu entscheiden und mehrmals in jeder Woche bis in den Abend, oft bis in die Nacht hinein zu sitzen und sich mit gewandten Rechtsanwälten zu messen. So gehts in jedem Jahr elf Monate lang. Daß die Richter schlechter als andere Beamten der Klassen 39 und 40 gestellt wurden, ließ sich also selbst mit dem Prinzip des Herrn Justizministers nicht rechtfertigen. Der Verlust (Gehalt und Wohnungsgeld) betrug im Vergleich mit den Oberlehrern in den ersten siebenundzwanzig Jahren etwa für Richter und Staatsanwälte ungefähr fünfundzwanzigtausend Mark. Seit ihrer Trennung von der Verwaltung, mit der sie völlig gleich stand, war die Justiz hart an die Grenze der Subalternbeamten gelangt. Ein Anfangsgehalt von dreitausendsechshundert Mark, mit dem ein Richter sich mit An-

stand und mit offenen Augen in der Welt, die er beurtheilen soll, bewegen kann: diese Forderung war doch wohl nicht unbescheiden; der englische Richter bekommt nicht unter dreißigtausend Mark. ‚Mit Rücksicht auf die bevorstehende Verwaltungsreform', doch mit rückwirkender Kraft, wollte man außer den Oberregierungräthen und anderen gehobenen Räthen (Klasse 39, 49) noch neue „gehobene" Stellen von Regirungräthen (je eine auf zwei andere) schaffen und den Inhabern sechshundert Mark pensionfähige Gehaltszulage geben. Warum nicht ‚mit Rücksicht auf die Reform des gesammten bürgerlichen Rechtes, auf die Civilprozeß- und Strafprozeßreform' auch einem Drittel der Richter und Staatsanwälte? Etwas ist ja geschehen. Aber noch lange nicht genug. Und die consules werden sich zu fragen haben, ob sie mit ihren ‚Prinzipien' nicht am Ende der Justiz alle brauchbaren Kräfte entziehen."

Von Jagdinteressenten kam (vor der Herabsetzung des Stempels) dieser Brief:

„Auf der Suche nach Steuerquellen hat der preußische Finanzminister dem Abgeordnetenhaus einen Entwurf zur Aenderung des Steuergesetzes vom einunddreißigsten Juli 1895 zugehen lassen und darin auch eine höhere Besteuerung der Jagdpachtverträge und eine Erhöhung der Jagdscheingebühr vorgeschlagen. Die Jahresjagdscheine sollen, statt, wie bisher, 15, künftig 22,50 Mark kosten, also um fünfzig Prozent erhöht werden. Frei von allen Gebühren sollen die Jagdscheine der Staatsforstbeamten und derjenigen Privatforstbeamten sein, die auf Grund des § 23 des Forstdiebstahlgesetzes vom fünfzehnten April 1879 vereidet sind. Gegen diese Besteuerung und Erhöhung der Jahresjagdscheine müssen wir Einspruch erheben. Die Jagd wird nicht nur von reichen Leuten, sondern auch von vielen dem Mittelstand Angehörigen, von Ärzten, Anwälten, Industriellen und Gewerbetreibenden ausgeübt. Von Vielen wird die Jagd nicht als Sport, sondern zur Erholung und als Ausgleich und zur Erhaltung der im Kampf des Lebens übermäßig angestrengten Nerven benutzt. Schon aus diesem Grund sollte die Ausübung der Jagd nicht erschwert und breiten Schichten des Mittelstandes unmöglich gemacht werden. Befremden aber muß, daß die sehr wohlhabenden Kreise von dieser Gelderhebung völlig unberührt bleiben sollen. Privatjäger können nur von größeren Grundbesitzern und von reichen Leuten gehalten werden Diese erreichen durch die Vereidigung auf das Forstdiebstahlgesetz Beamteneigenschaft. Staat und Gesellschaft hat von der Haltung von Privatforstbeamten keinerlei Nutzen. Nutzen hat nur Der davon, der diese Beamten anstellen kann. Darum ist irgendein Grund zu freier Hergabe der Jagdscheine an diese Beamte nicht ersichtlich. Ist eine Erhöhung der Jagdscheingebühr im Interesse des Vaterlandes nothwendig, dann müssen auch alle Jagdausübenden gleichmäßig herangezogen werden. Sonst müßte man wirklich glauben, daß in unserem Vaterlande der Großgrundbesitz auf Kosten der anderen Stände besonders nachsichtig behandelt wird. Auch bedarf die Besteuerung der Jagdpachtverträge mit 10 Prozent bei Verträgen über 300 Mark, die dem Staat ein Einkommen von 1 400 000 Mark bringen sollen, der ernstesten Nachprüfung. In der Nachweisung wird die Summe von Jagdpachtverträgen auf 17 938 194 Mark für Preußen angegeben; davon sollen 3 100 397 für Jagden unter 300 Mark vorhanden sein, so daß 14 837 797 Mark der in Aussicht genommenen Besteuerung unterliegen. Die mit 17 938 194 Mark angegebene Summe stellt zweifellos nicht den vollen Pachtwerth der Jagden dar. Nicht eingeschlossen in diese Summe sind die Werthe für die Jagden der Großgrundbesitzer und der

Besitzer, die ihre Jagd nicht verpachtet haben. Soll eine gleichmäßige Besteuerung der Jagden erfolgen, so müßten die Jagdbezirke dieser Besitzer nach der in der Gegend für ähnliche Jagden bezahlten Preise mitveranschlagt und zur Besteuerung mit herangezogen werden. Es ist ein offenes Geheimniß, wie wenig gerade von Großgrundbesitzern an Steuern gezahlt wird. Bei der Veranlagung dieser Herren werden die Jagderträgnisse, wenn überhaupt, mit den Kosten für die Haltung der Forstbeamten ausgeglichen. Der Privatforstbeamte ist aber nicht nur Jäger; seine Hauptthätigkeit gilt, wie die der Staatsforstbeamten, der Anlage von Forstkulturen, der Nutzung der Schläge und Aehnlichem. Deshalb ist es auch nicht richtig, wenn die Jagdnutzung bei dem Einkommen der Besitzer nicht berücksichtigt wird. Will man aber von einem Jagdsport bei Jagdpächtern reden, dann soll man auch den selben Begriff bei den Besitzern und Großgrundbesitzern in dem selben Maß zur Anwendung bringen und auch hier diesen Sport besteuern. Wird in der selben Weise wie bei Pachtjagden der Jagdbesitz geschätzt, dann dürfte sich der Jahresbetrag für Jagden auf etwa 35 000 000 Mark erhöhen. Aber noch andere Gründe sprechen gegen eine zehnprozentige Besteuerung der Jagdpachtverträge. Amtlich wird nachgewiesen, daß die Jagden in der Nähe der großen Städte besonders hoch im Preis stehen, und sie werden als Luxusjagden bezeichnet. Jeder der mit den Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß an die Nähe der Großstadt der Gewerbetreibende, der Arzt, Rechtsanwalt und Lehrer gebunden ist. Mangel an freier Zeit zwingt ihn, seine Jagd möglichst in der Nähe seines Wohnortes auszuüben. Da ist denn die Nachfrage nach Jagden größer als das Angebot und werden Preise gezahlt, die in keinem Verhältniß zum Jagdergebniß stehen. Der geringe Ertrag wird namentlich dann eintreten, wenn der Jagdpächter ein Heger und waidgerechter Jäger ist. Nur reiche Leute können sich weit vom Wohnort liegende Jagden pachten; und da die den Städten fernen Jagdgründe im Verhältniß billiger sind, trifft die beabsichtigte Steuer den an die Oertlichkeit gebundenen, nicht so kapitalkräftigen Jäger doppelt schwer. Gerade in diesen Kreisen aber finden wir einen sehr großen Theil waidgerechter Jäger. Schaltet man diese Männer durch unerschwingliche Steuern von der Jagd ganz aus, dann wird sie wieder, wie in mittelalterlicher Zeit, ein Vorrecht der oberen Zehntausend. Geradezu verderblich aber müßte die Besteuerung der Jagdpachtverträge wirken, wenn der gesetzlichen Bestimmung rückwirkende Kraft gegeben würde. Die Jagdpächter würden mit Recht für die Dauer ihrer laufenden Verträge die Zahlung der Steuern verweigern, namentlich da, wo die Jagdpachtsumme in gar keinem Verhältniß zu dem Pachtertrag steht. Die Leidtragenden wären in diesem Fall die Verpächter, also meist Gemeinden."

Der Brief eines Ingenieurs:

„In einer Zeit, da noch immer die Mär von den glänzenden Aussichten verbreitet ist, die dem Ingenieur unserer Tage winken, scheint es nicht unberechtigt, noch einmal auf die mißliche Lage hinzuweisen, in die das Gros dieses Standes gelangt ist. Was nützt es Einem in den Alles verschlingenden Großkapitalgesellschaften, wenn man eigene brauchbare Ideen hat? Man soll gar keine haben, sondern sich auf die Ausführung von Aufträgen beschränken. Was nützen durch Gesetz sanktionirte Rechte, wenn das der Koalition, das die wirthschaftliche Lage der Ingenieure heute gebieterisch fordert, genommen oder unwirksam gemacht wird? Der Druck solcher Verhältnisse lastet schwerer als auf dem kaufmännischen auf dem technischen Be-

amten, der ein langes und theures Studium hinter sich hat. Die soziale Stellung der Ingenieure ist leidlich angesehen; aber sie werden meist so schlecht bezahlt, daß sie nicht auftreten können wie andere Vertreter akademischer Berufe. Und auch die Behandlung läßt oft berechtigte Wünsche unerfüllt. Mancher Ingenieur ist geneigt, seinen Beruf zu verleugnen, und schämt sich geradezu, sich als solchen in der Gesellschaft zu erkennen zu geben. Wer wundert sich darüber noch, wenn er hört, daß der Direktor eines großen Unternehmens einst erklärte, ihm sei ein tüchtiger Portier mehr werth als ein Dutzend Ingenieure? Und dem Angestellten, der nach solchen Kränkungen des Standesbewußtseins der Unzufriedenheit gar zu lauten Ausdruck giebt, weist man einfach die Thür. Was soll er dann beginnen gegenüber der Macht des ‚von den Unternehmern geübten Koalitionrechtes', die ihm jede neue Anstellung ungemein erschwert? Duckt er sich aber, wie die meisten thun, um als fleißiger und zufriedener Beamter zu gelten, so wird er bald um die trübe Erfahrung reicher sein, daß auch auf diesem Gebiet Vetternschaft wichtiger ist als tüchtige Leistung. Und in Großbetrieben sind die Abtheilungchefs oft so eifersüchtig auf einander, hüten sie ihre werthvolle Position so ängstlich, daß jeder Angestellte, der allzu viel Eifer zeigt oder sich gar für die Angelegenheiten des Nachbars interessirt, ihr Mißtrauen erregt. Daher auch die Geheimnißkrämerei und der gereizte Verkehrston der Bureaux unter einander, der oft über das unter gebildeten Menschen Uebliche weit hinausgeht. Und mit den Herren Chefs ist auch nicht immer gut Kirschen essen. Hört mal zu!

Direktor: Sie sind um eine Gehaltserhöhung eingekommen, Herr Ingenieur; die von Ihnen verlangte Summe ist aber zu hoch.

Ingenieur: Das kann ich nicht finden.

Direktor: Wir gewähren ja alljährlich Gehaltzulagen, doch müssen die Leistungen auch entsprechend sein Das trifft in Ihrem Fall nicht zu.

Ingenieur: Können Sie darüber urtheilen? Sie sind nicht Fachmann.

Direktor: Doch. Ich habe ja Ohren. Niemand nennt Ihren Namen im Werk; man spricht ja überhaupt nicht von Ihnen. In allen Abtheilungen müßte er aber genannt werden. Und wir können bei dieser Konjunktur keine hohen Zulagen gewähren. Auch sind Sie ja von Haus nicht schlecht gestellt. Sie erhalten monatlichen Zuschuß; der wäre auch bei der von Ihnen verlangten Zulage noch nothwendig, wenn auch vielleicht nicht in gleicher Höhe wie bisher.

Ingenieur: Ihre spionirenden Vertrauensmänner haben in diesem Fall zuverlässig gearbeitet. Unsere Firma scheint ja darauf auszugehen, finanziell gut situirte Beamte anzustellen; oder verheirathete, die nicht viel zuzusetzen haben und denen durch ihre Familie die Bewegungfreiheit genommen ist. Die sind geduldig und ausdauernd; und die Anderen rechnen es sich zur Ehre an, bei der Firma engagirt zu sein. Mit der Konjunktur kanns nicht so schlimm stehen; wir liefern ja kaum weniger Fabrikate als in der besten Zeit.

Direktor: Sie wissen eben nicht, wie schlecht die Preise heute sind.

Ingenieur: Das ist allerdings eine andere Frage. Doch werden Sie mir zugeben, daß es nicht unbedingt nothwendig ist, zu jedem Preis, selbst mit Verlust, unsere Fabrikate loszuschlagen, nur damit das Werk beschäftigt sei. Dadurch wird ja schließlich doch nur erreicht, daß es mit diesen Fabrikaten eben so geht wie mit denen anderer Abtheilungen unserer Firma. Deren Erzeugnisse wurden lange zu

Preisen abgesetzt, denen keine Konkurrenzfirma nachkommen konnte. Sie waren aber auch schlechter als alle anderen. Heute sind diese Abtheilungen anderen Firmen nicht mehr so überlegen. Die leisten noch Tüchtigeres und fabriziren nicht schlechter, aber billiger als früher. Auch ist die Konkurrenz gerade dabei, die von uns geschaffenen Kartelle zu sprengen, unter deren Schutz unsere Preise bisher florirten.

Direktor: Sie halten sich wohl für sehr orientirt in unseren Werken? Welche Beziehungen haben Sie denn zu den anderen Abtheilungen?

Ingenieur: Meine Verbindungen sind nicht auf unsere Werke beschränkt; sie reichen auch bis zu Instituten, über deren Kenntniß unserer industriellen und kommerziellen Angelegenheiten kein Zweifel aufkommen kann. Mir scheint jetzt beinahe, daß Herr Riedler in einem Theil seines Vortrags über die „Entwickelung des technischen Studiums“ besonders an unsere Gesellschaft gedacht hat. Das Streben, Abtheilungchefs der Konkurrenzfirmen unter allen möglichen Versprechungen zu uns zu locken, wird auf die Dauer nicht nützen. Sie fühlen sich bei uns nicht wohl und laufen bei der ersten Gelegenheit wieder weg. Hier ist, offen gesagt, nicht nur das Gehalt unzureichend; auch sonst ist Grund genug zur Unzufriedenheit.

Direktor: Sie verlangen aber zu viel. Sie wurden vor zwei Jahren als Hilfsbeamter mit dem bei uns üblichen Anfangsgehalt für Hochschulingenieure angestellt und haben nach einem Jahr schon eine Zulage von $16^2/_3$ Prozent erhalten.

Ingenieur: Das stimmt. Ich habe leider zwei Jahre lang für ein elendes Gehalt gearbeitet. Ohne auf die Klassifizirung der Beamten hingewiesen worden zu sein, wurde ich in die zweite Klasse des Beamtenstandes eingereiht und erst acht Tage nach meinem Dienstantritt erfuhr ich aus dem Anstellungschreiben, daß ich in die zweite Klasse gehöre. Der dagegen eingelegte Protest war vergeblich. Das mir damals gegebene Versprechen einer baldigen Beförderung ist heute, nach zwei Jahren, noch nicht eingelöst.

Direktor: Sie verlangen jetzt eine Zulage, die um 50 Prozent höher sein soll als die des vorigen Jahres, außerdem Aufrücken zum Vollbeamten, womit eine Steigerung Ihres Gehaltes um $33^1/_2$ Prozent verbunden wäre. So hohe Zulagen wurden bisher nicht bewilligt. Erklären Sie sich mit der Beförderung zum Vollbeamten zufriedengestellt!

Ingenieur: Das bedeutet eine Aufbesserung um nur 5 Prozent, die durch die um den selben Betrag erhöhte Gratifikation bedingt wäre.

Direktor: Allerdings wurde im vorigen Jahr den Hilfsbeamten Gratifikation gewährt. Sie haben aber keinen Anspruch darauf. Na, wir wollen uns auf die Hälfte einigen. Oder überlassen Sie es einfach meinem Ermessen; dann können Sie ja noch immer thun, was Ihnen gefällt. Trauen Sie mir etwa nicht?

Ingenieur: Ich habe weder zu Mißtrauen noch zu Vertrauen Grund. Ich kenne Sie ja nicht. Aber für Chicanen, wie sie selbst gegen alte Beamte beliebt sind, bin ich kein taugliches Objekt. Außerdem schachere ich nicht mit Ihnen um die Gehaltserhöhung. Ich bestehe auf meiner Forderung. Guten Morgen.

Dieser Dialog ist nicht phantastischen Ursprungs. Die darin nur einem Bedrängten in den Mund gelegten Worte sind allerdings aus den Unterhandlungen mehrerer bei verschiedenen Gelegenheiten und bei verschiedenen Firmen zusammengestellt. Ich fürchte, daß die Zahl der jungen Leute, die sich unter eigenen Entbehrungen und Familienopfern für diesen Beruf vorbereiten, bald kleiner werden wird.

Der Ingenieur wirds erst besser haben, wenn der Kapitalist einsehen lernt, daß ohne tüchtigen Menschennachwuchs auch die Industrierente verkümmern muß."

Ein Kaufmann schreibt mir:

Die Hausse in Otavi-Antheilen ist unbegreiflich; und noch unverständlicher ist: daß dieser Uebertreibung nicht von autorisirter Seite entgegengetreten und damit dem Verlust großer Theile des deutschen Vermögens vorgebeugt wird.

Die Gesellschaft hat im letzten Jahr ungefähr doppelt so viel Erz wie im Vorjahr gefördert. Im Jahr 1907 hatte sie laut Bilanz aus dem Bergbau einen Gewinn von 1 298 731,01 Mark erzielt. Aus dem Bahnbetrieb war ein Gewinn von 2 125 503,19, zusammen 3 424 234,20 erzielt worden. Nach unwidersprochenen Zeitungnachrichten wird die Bahn, der hauptsächlich ernährende Theil der Gesellschaft, verstaatlicht werden und von der Ankaufssumme wird das Reich 18 Millionen zur Rückzahlung an die Antheilinhaber verwenden, bei 200 000 Antheilen also 90 Mark per Stück zurückzahlen. Nach den Statuten beziehen die Antheilinhaber auf das eingezahlte Kapital 5 Prozent Vorzugsdividende, nach Rückzahlung von 90 Prozent dieses Kapitals also nur auf die verbleibenden 10 Prozent. Die Ankaufssumme, die das Reich zahlt, beträgt 22 Millionen. Nach der letzten Bilanz ergab das Bankkonto einen Reingewinn von 2 125 503, also eine ungefähr zehnprozentige Verzinsung des Ankaufspreises. Die Bahn ist für dreißig Jahre an die Otavi-Gesellschaft verpachtet gegen Zahlung eines Pachtzinses von 6 Prozent. Ueber die Tarifpolitik der Pächterin verlautet nichts; doch ist anzunehmen, daß der Gewinn der Otavi aus dem Bahnbetrieb auf einen gewissen Prozentsatz beschränkt ist und daß bei steigender Rentabilität die Frachtraten reduzirt werden müssen. Wenn man annimmt, daß das Reich der Otavi einen Gewinn von 4 Prozent gestattet, so würde er auf 22 Millionen 880 000 Mark betragen. Ein höherer Gewinn aus der Pachtung würde unwirthschaftlich sein und den Zweck der Verstaatlichung illusorisch machen. Die Verstaatlichung kann doch nur bezwecken, der Allgemeinheit billige Frachtraten zu sichern und hierdurch die durch die Bahn aufgeschlossenen Distrikte zu heben. Danach ist anzunehmen, daß, abgesehen von den vorerwähnten (geschätzten) 880 000 Mark Gewinn aus dem Bahnbetrieb, die Dividende allein aus dem Bergbau bezahlt werden muß. Unter der Voraussetzung, daß diese Angaben richtig sind, ergiebt sich für den Besitzer der Otavi-Antheile und Genußscheine bei einem angenommenen Erwerbungskurs von 230 für die Antheile und 130 für den Genußschein die folgende Verzinsung des Anlagekapitals:

Otavi-Antheile nominell 100 Mark Kurswerth angenommen mit 230 Mark gleich 230 Prozent. Nach Abzug der Rückzahlung von 90 Prozent verbleiben nominell 10 Mark per Antheil mit einem Kurswerth von 140 Mark gleich 1400 Prozent. Genußscheine: Kurswerth angenommen mit 130 Mark.

Berechnung der Verzinsung.

Gewinn auf Bahnpachtkonto angenommen mit		880 000 Mark
Gewinn auf Bergbaukonto „ „		2 500 000 „
(letzter gezeigter Gewinn) auf Bergbau 1 298 731 Mark	Total	3 380 000 Mark
Abzuziehen sind 15 Prozent für Reservefonds, Tantieme, Assekuranzreservefonds und Vortrag . .		507 000 Mark
Bleiben zu vertheilen		2 873 000 Mark

A.	Antheile. Nominalwerth 2 000 000 Mark erhalten Vorzugsdividende von 5 Prozent 100 000 Mark auf den Nominalwerth von 10 Mark bar	0,50 Mark
	Superdividende 50 Prozent von 2 773 000 Mark gleich 1 386 500 Mark oder auf 200 000 Stück Antheile per Stück bar	6,94 „
	per Antheil bar Totaldividende	7,44 Mark
	in Prozenten auf das Nominalkapital von 10 Mark gleich	74,4 Prozent
	auf den Einstandswerth von 140 Mark gleich	5,31 „
B.	Genußscheine	
	200 000 Stück Genußscheine theilen sich in . . .	1 286 500,— Mark
	Dividende in Bar per Genußschein	6,94 „
	in Prozenten auf den Einstandswerth von 130 Mark gleich	5,34 Prozent

Die normale Verzinsung für koloniale Papiere beträgt mindestens 10 Prozent, da bei diesen Unternehmungen stets das größere Risiko berücksichtigt werden muß. Dieses Risiko besteht hauptsächlich in der Möglichkeit des Auftretens von Unruhen, Arbeitermangel, Seuchen, Dürren und bei Minen in der Erschöpfung des Erzkörpers. Diese normale Verzinsung von 10 Prozent auf den angenommenen Einstandswerth der Otavi-Antheile und Genußscheine kann erst erzielt werden, wenn das Unternehmen 5 100 000 Mark zur Ausschüttung bringen kann. Einstweilen scheint die Gesellschaft noch lange nicht in der Lage zu sein, Dividenden von dieser Höhe vertheilen zu können.

Dem Vernehmen nach sollen große Theile der Antheile und Genußscheine in die am Wenigsten kapitalkräftigen Gruppen des deutschen Volkes gelangt sein. Es heißt, daß kleine Commis, Handwerker und ähnliche Leute die glücklichen Erwerber sind. Vielfach wird eine weitere Steigerung des Kurses bis auf 250 Mark per Antheil erwartet. Es ist dringend zu erhoffen, daß die Gesellschaft meine Darstellung eingehend und in verbindlicher Form widerlegt. Die Antheile waren zum großen Theil im Besitz der South African Company in London, einer Gesellschaft, die zu den berühmten Kolonialgründungen des Dr. Scharlach gehört und für die Entwickelung der deutschen Kolonie bisher so gut wie nichts geleistet hat. Diese Gesellschaft hat, nach ihrem Geschäftsbericht, einen großen Theil ihres Besitzes an Otavi-Antheilen und Genußscheinen in diesem Jahre abgestoßen. Es wäre höchst bedauerlich und volkswirthschaftlich unverantwortlich, wenn die deutsche Otavi-Gesellschaft mit ihrem Sitz in Berlin geduldet hätte, daß diese englische Gesellschaft die Kurse trieb, um ihren Besitz gut zu realisiren, und wenn deutsches Geld in die Kassen dieser fremden, der Entwickelung der deutschen Kolonie nur hinderlichen Gesellschaft geflossen wäre. Die Otavi-Gesellschaft ist, wie manche englische Gründung, wohl schon bei der Geburt so gründlich verwässert worden, daß nur die Gründer einen Vortheil einheimsen konnten und die späteren Besitzer der Papiere zu den jetzigen Kursen entweder ihr Geld verlieren oder sich, nach der künstlichen Treiberei, mit einer durchaus unangemessenen Verzinsung begnügen müßten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Juni 1909.

Holstein.

> Wenn des Liedes Stimmen schweigen
> Von dem überwundnen Mann,
> So will ich für Hektorn zeugen
> (Hub der Sohn des Tydeus an),
> Der für seine Hausaltäre
> Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
> Auch in Feindes Munde fort
> Lebt ihm seines Namens Ehre.

Großbeerenstraße 40. Dicht am Kreuzberg. Kleinbürgerhäuser, Kleinbürgerläden. Fünf Minuten davon, schon in der Yorkstraße, poltert, kreischt, protzt das neue Berlin im Stuckpomp. Hier, zwischen der Hagelberger- und der Kreuzbergstraße, ists still. Altberlin. Kein Bierpalazzo, kein Prunkladen. Enge Kutscherkneipen; der Bäckermeister, der für drei, vier Gäste Sitzgelegenheit bietet, Napfkuchen, Windbeutel, Sahnenbaisers bereit hält, auch, wenns verlangt wird, Kaffee kochen läßt, nennt sich nur schüchtern Konditor. Sogar Grünkramkeller giebts da noch, vor denen, auf dem Pflaster, Kartoffeln, Kohl, Mohrrüben, Aepfel stehen. Die Strähne der Telephondrähte ist dünn und das Surren des Straßenbahndrahtes dringt nur sacht in die graue Stille; wird im Sommer vom Rauschen des Wasserfalles übertönt, der schäumend durch den Viktoriapark stürzt. Wer vor Nummer 40 steht, sieht die weißen Gischtkämmchen. Das vornehmste Haus in der Runde. Altfränkisch vornehm; wie man vor fünfzig Jahren baute. Nach der Gewöhnung von heute eng und düster. Auf den Steinfliesen, die zur Hausthür hinaufführen, purzelt dem Einlaß

Heischenden ein Pförtnerskind entgegen; und der Zusammenstoß weckt die Lachlust der Spielkameraden. Ein paar Holzstufen. Links den Klingelstrang ziehen. Eine schmächtige Frau mit weißem Haar und freundlich schweigsamem Gesichtsausdruck öffnet. Frau Röber, die treuste, zuverlässigste Schaffnerin. Die läßt keinen Unwillkommenen hinein; ist durch die pfiffigste Reporterkunst nicht ins Schwatzen zu bringen. Ein schmaler Korridor, der kaum zum Umdrehen Raum gewährt. Drei Zimmerchen. Alte, ganz schlichte Möbel, die auf den Westberliner wie Urväter Hausrath wirken. Nur das Allernöthigste. Im Arbeit- und Wohnzimmer ein Schreibtisch, eine winzige Bibliothek, Photographien und andere Erinnerungzeichen. Im Schlafzimmer das Bett eines Försters oder Landlehrers; daneben, auf dem Nachttischchen, ein Leuchter mit Kerze. Nirgends die leiseste Ahnung von Luxus und Ueppigkeit. Kachelöfen. Petroleumlampen. Kein Gas. Kein Telephon. Und doch wars in dieser Parterrewohnung behaglich. An Winterabenden besonders, wenn dichte Vorhänge vergessen ließen, daß draußen, hinter der nächsten Ecke, das Leben der Proles brande. Wie in einer Provinzstadt wars dann; bei einem feinen Beamten, dem des Dienstes immer gleichgestellte Uhr ein Junggesellenleben lang ins Ohr getickt hat und der sich nach den Bureaustunden in reinlicher Einsamkeit an dem Bewußtsein röstet, dem Weltgetriebe, den Welthändeln meilenfern bleiben zu dürfen. Gern aber den Besucher, dessen Wesensart ihm paßt, davon erzählen hört; wie von Wichtigem, Bedeutendem, das weit hinter dem Pflichtenkreis des Hausherrn liegt. Doch just hier, in diesem südwestlichen Winkel der Reichshauptstadt, war der Puls deutscher Politik hörbarer als sonst irgendwo. Hohe und höchste Würdenträger kamen ins altfränkisch vornehme Haus. Der Kanzler, Staatssekretäre, Botschafter, Geheimräthe; Fürsten und Grafen; alte Edelfrauen und Großfinanzherren; auch aus der Schicht der Subalternen ward manchmal ein Bewährter zugelassen. In diese Parterrewohnung lieferte das Postamt SW 47 gewiß die interessantesten Briefe. „Seiner Excellenz dem Herrn Wirklichen Geheimen Rath Baron Fritz von Holstein."

Der wohnte hier; hatte sich aus dem neuberlinischen Getos hierher gerettet, als auch in der anhalt-dessauischen Enklave zwischen den Westbahnhöfen, die so lange, dicht neben den Brennpunkten des Straßenlebens, kleinstädtisch blieb, der Menschenspülicht ihm lästig wurde. Zu viele Kanzleiräthe, Souterrainschreiber, Krämerkinder, Spazirmädchen (in diesem merkwürdigen Revier hält mancher Hausbesitzer, manche ehrsame Familie sich nur durch den hohen Miethzins, den eine vom Ertrag der Prostitution sich redlich Nährende zahlt). Was brauchte er? Luft, Ruhe, Sauberkeit. Noch in seiner Kranken-

stube wars niemals dumpf oder muffig, ärgerte nie ein Stäubchen das Auge; fast lautlos kam und ging die Schaffnerin; und von den unbebauten Flächen des Kreuzbergbezirkes weht selbst an schwülen Tagen erträgliche Luft in die Nachbarschaft. Bis ins Auswärtige Amt war der Weg freilich weit. Um so besser: die Rath Suchenden fielen ihm nicht allzu oft ins Haus und er mußte schon morgens die Beine rühren. Gehen war ihm die beste Freude. Er konnte, mußte Stunden lang allein laufen, hatte auf solchem Marsch die brauchbarsten Einfälle und kam noch als Siebenziger aus der Großbeerenstraße gar nicht selten zu Fuß in die Grunewaldkolonie. Zum Stubenhocker taugte er nicht. Wäre am Liebsten Soldat geworden und stöhnte, da die Eltern den jungen Friedrich August Karl Ferdinand Julius, der rasch in die Oberklassen des Köllenischen Gymnasiums geklettert war, zum Juristen bestimmten. Fünfziger Jahre. Die Armee hat noch nicht das Ansehen, das Wilhelm und Roon, Bismarck und Moltke ihr später warben; die Erinnerung an 1806 ist nicht verblaßt, die Achtundvierziger haben die „Soldateska" verschrien und der güterlose Adel ersehnt seinen Söhnen einen lohnenderen Beruf als des Offiziers. Holstein wäre sicher ein guter Regimentskommandeur (kein ganz bequemer wohl, doch einer von ernstem Pflichtbewußtsein) geworden, hätte auch eine Generalstabsabtheilung mit weiser Umsicht geleitet und es am Ende zum Generalquartiermeister, vielleicht gar zur Nachfolge Moltkes gebracht. (Auf dem versailler Bild, das die Beamten der Reichskanzlei in der Felduniform zeigt, sieht der bärtige junge Herr Diplomat gar nicht militärisch aus.) Im Feuer zu führen: Das war seiner Wünsche höchstes Ziel. Den Verzicht fühlte er immer wie eine alte Wunde, die bei schlechtem Wetter brennt. Der Auskultator am Kammergericht mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut zu ächzen. Dann aber gings, schon im zweiundzwanzigsten Lebensjahr, auf den umdunsteten Olympos der Diplomatie. Da gabs zu sehen, zu erleben, zu fechten. Fürs Vaterland; auch ohne Degen und bunten Rock. Daß er für den Zwang zu blinder Subordination nicht geboren sei, gestand der Alternde selbst schmunzelnd in den Stunden ruhiger Rückschau. Der Vater hatte wohl doch den richtigen Weg gewählt. Im engen Gelaß der Großbeerenstraße war die Excellenz ein großmächtiger Herr, der vor Keinem je den Rücken zum Katzenbuckel krümmte; wars, trotz den drei Vorgesetzten, auch im Amtszimmer; am Königsplatz wäre der Chef noch untergeben gewesen. Und zu oft genannt worden. Viel zu oft für Holsteins Geschmack. Dessen Mann war Blumenthal, von dem Bismarck gesagt hat: „Die Zeitungen nennen seinen Namen nie, trotzdem er in der kronprinzlichen Armee Stabschef ist und um die Leitung des Krieges sich fast eben so

große Verdienste erworben hat wie Moltke." So hätte Holstein es gern gehabt. Nur von den Kennern wollte er beachtet und richtig geschätzt sein. Vor den Anderen im tiefsten Dunkel geborgen. Die Mahnung, im Schatten zu leben, war ihm gewiß der liebste Schluß epikurischer Weisheit. Seiner Wünsche höchstes Ziel: im Feuer zu führen und den Blicken doch unerreichbar zu bleiben. Eigensinniger Wille zur Macht in der Seele eines Empfindsamen, der grelles Licht nicht verträgt und unter öffentlicher Kritik wie unter frecher Entschleierung seiner Scham erschauert: ein politisch und psychologisch schwieriger Fall. In der Arbeitstube war dem Wanderlustigen schließlich doch am Wohlsten; blieb seine wahre Heimath. In den Glanz höfischen Lebens zog es ihn nicht. Allzu rasch verdorrt da die innere Freiheit. Den Rath, die persönliche Gunst des allerhöchsten Herrn zu suchen, hätte er wohl mit dem Wort abgeehnt, das Schillers Kürassier in Wallensteins Lager spricht:

> Mögen Die sich sein Joch aufladen,
> Die mitessen von seinen Gnaden,
> Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
> Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
> Nichts als die Müh und als die Schmerzen
> Und wofür wir uns halten in unserm Herzen.

Wir: die Beamten. „Wer anders macht ihn als seine Soldaten zu dem großmächtigen Potentaten?" Die Civilsoldaten in der Schreibstube. Der Mann, der so gern den Rock des Königs getragen hätte, fühlte sich stolz als Beamten. Wurde noch mit weißem Haar wild, wenn Parlament oder Presse die Leistung der Beamtenschaft herabsetzte oder gar empfahl, den Ersatz hinter der Bureauschranke zu suchen. „Das fehlte noch, daß man uns die Leute kopfscheu macht, um ihr Ansehen, den Hauptheil ihrer Löhnung, bringt und irgendeinem Bankier Ehren zukommen läßt, die unsere Besten kaum in einem langen Leben erreichen." Nicht einmal das Auswärtige Amt, an dem er selbst doch viel zu rügen fand und von dessen Vertretern er nur drei noch zu sich ließ, durfte man draußen tadeln. Und der Staatssekretär, der ihm vorher mindestens das kleinste der möglichen Uebel schien, hatte (wie Graf Posadowsky seit der Opferung Woedtkes) bei ihm verspielt, seit er nicht mit der erhofften Entschlossenheit für sein Amt eingetreten war. „An den Beamten liegts nicht; die Leute sollen erst mal nachsehen, ob anderswo so anständig gearbeitet wird." Ein dem Leben und dessen vielfach einander schneidenden Kreisen im Grunde doch Ferner, Fremder spricht so. Holstein hatte viel erlebt. Die stärksten Staatsmänner und Diplomaten zweier Menschenalter im Hausrock gesehen. Gortschakow und Thiers, D'Israeli und Cavour; das Gewimmel der Mittelwüchsi-

gen; und in Deutschland von Schleinitz, Robert Goltz und Harry Arnim bis zu den Gesandten von übermorgen Jeden, der irgendwo als Rad oder Rädchen der Maschine eingefügt war. Als Dreiundzwanzigjähriger ist er Bismarcks Jüngster in Petersburg (schon dort, unter Schloezer, Arbeiter, nicht nobel bummelnder Attaché) und erhorcht die ersten Vorbereitungen zum Kampf um die deutsche Vormacht. London, Washington; während einer Pause, die ein dienstlicher Konflikt bewirkt, Jagdfahrten durch Nordamerika. Stille Arbeit in Preußens Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten. Im Großen Jahr ruft der Bundeskanzler ihn nach Versailles und läßt ihn die Feder führen, als es, nach den Verhandlungen mit Thiers und Favre, zum Abschluß kommt. (Das Tintenfaß und die Feder, die für die Urkunde des Präliminarfriedens vom sechsundzwanzigsten Februar 1871 benutzt worden waren, hat Holstein Jahrzehnte lang aufbewahrt und erst, als er den Abend nahen fühlte, verschenkt.) Er bleibt in Paris, hilft Arnim stürzen und wird 1876 nach Berlin geholt. War er nicht reich genug, um an die Leitung einer Mission denken zu können, oder sah er früh ein, daß er ins abgesperrte Dunkel der Centrale besser passe als auf ein weithin sichtbares Gipfelchen? Nur zu Ferienreisen hat er Berlin noch verlassen. 1876 bis 1906: dreißig Jahre im Auswärtigen Amt. Intimer Verkehr fast nur mit beamteter Menschheit (civiler und militärischer); und die Gewöhnung, mit den Besuchern beinahe nur über die in sein Fach gehörigen Dinge zu sprechen. Die Herren von Bleichröder, von Mendelssohn, von Schwabach bat er wohl kaum je, ihm von der Entwickelung des Finanzwesens zu erzählen. Wozu? Das war nicht seine Sache. Dafür mochten Andere sorgen. Jedes Hirn, dachte er, faßt nur eine bestimmte Menge Wissensstoffs; und wenn ich meins mit anderem Kram überlaste, bleibt für den politischen nicht der nöthige Platz. Die Finanzhäupter sollten ihm berichten, was sie aus Petersburg, London, Paris gehört hatten; eine von der Amtsstube aus nicht wahrnehmbare Spiegelung der Ereignisse zeigen; und vernehmen, was an der Staatsspitze für heute und morgen gewünscht werde. Holstein wollte nicht veralten; mühte sich, in seinem Bereich die Evolution zu erkennen: und merkte doch nicht, wie die Welt (was wir so nennen) sich wandelte und mit welcher unheimlichen Schnelle ringsum die Grenzen der Macht verrückt wurden. Ich glaube nicht, daß er Japans Armuth je als die, wie im alten Preußen, zur Expansion drängende Kraft in seinen Kalkul eingestellt hat; da stand nur: Starkes Heer, leistungfähige Flotte, vorsichtig tapfere Geschäftsleitung. Den Franzosen traute er, als Iswolskij in Paris war, den Entschluß zu einer Aktivität zu, die der Gläubiger der Russen, Türken, Serben, Bulgaren sich in Orientwirrniß unter allen

Umständen versagen mußte. Hof, Regirung, Armee: andere Faktoren dünkten ihn für seine Rechnung nicht wichtig. Daß Diplomatenberichte nicht viel über Wirthschaft und Stimmung der Völker brachten, fand er nicht tadelnswerth. Wird anderswo etwa fleißiger gearbeitet? Gewiß nicht; nur da und dort, wo die wirthschaftlich Kräftigsten den Tshin entthront und sich die Prokura verschafft haben, vielleicht praktischer und nach modernerer Methode.

Solche Rede hätte Holstein höchstens von Einem hingenommen, den er „übern Durchschnitt" schätzte; und wäre auch vor Dessen Wort ungeduldig geworden („kribbelig", sagte er, dessen Sprache manchmal an Fontane erinnerte). Dann senkte sich das sonst aufwärts spähende Haupt und die Finger trommelten auf die Stuhllehne, krallten sich in den Handteller oder flatterten auf und nieder, wie in hastigem Wechselspiel der Streck- und Beugemuskeln. Und dann, wenn der Andere geendet hatte, kams wohl leise: „Sie mögen Recht haben; aber mir hülfe es nicht mehr, wenn ichs anders sehen lernte." Eigensinnig war er; nicht eitel. Erpicht, seinen Willen durchzusetzen; niemals, bekannt werden zu lassen, daß er den Entschluß erwirkt habe. Darauf zu verzichten, hatte das lange Beamtenleben ihn gewöhnt. In seiner Stellung war er nur möglich, wenn er den Chefs allen Ruhm ließ. Ob ers immer leicht getragen hat? In den letzten drei Lustren gewiß: da wußten die Zünftigen doch, deutsche und fremde, wer die Sachen mache. Vorher? Bismarcks Gehilfen mußten sich mit dem Ruf brauchbarer Handlanger bescheiden. Daß Dem im Wesentlichen Einer helfen könne, wollte selbst die Zunftwelt nicht glauben. Dem giebts der Herr im Schlaf. Holstein hat ihn fanatisch bewundert; von der ersten Stunde an. Als Bismarck, nach der babelsberger Audienz, am zweiundzwanzigsten September 1862 zum Ministerpräsidenten ernannt worden war, meinte noch Schloezer (später der Treuste der Treuen), die Führer der Landtagsopposition, die Vincke, Twesten, Sybel und Genossen, würden ihn klein kriegen. „Otto ist kein Charakter. Und Otto lügt zu gern." Holstein glaubte an Bismarcks Stern. Bis in die letzte Stunde? In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre fand er ihn matter, seine Politik nicht einfach, seine Taktik nicht stetig genug und witterte in der mißtrauischen Abneigung von Oesterreich eine Gefahr. Der cauchemar des coalitions, der dem Kanzler die Nächte verdarb, quälte den Geheimen Rath nicht. Und die russische Rückversicherung schien ihm fast ein Verrath an dem Geist des austro-deutschen Bündnisses. „Etwas Greifbares ist davon nicht zu erwarten; und wenns herauskommt, sind wir als falsche Kerle blamirt." Stets im Schatten des Riesen sich ducken: leicht ists nicht für einen Mann von stolzem Selbständigkeitsdrang. Der möchte

manchmal doch sein eigenes Denken und Wollen Ereigniß werden sehen. Hundertmal aber hat Holstein emphatisch betheuert, er habe nie Bismarcks Rücktritt gewünscht noch je gar zum Sturz des Titanen mitgewirkt. Als er merkte, wie ringsum Minen gelegt wurden, beschwor er Herbert, den Vater schnell nach Berlin zu rufen; sonst sei die Explosion unvermeidlich. Doch der Fürst kam zu spät aus dem Sachsenwald auf den Kampfplatz. Als der Kaiser über die „Lektionen" klagte, die der Alte ihm vor Zuhörern aufzwinge, schrieb Holstein im Krankenbett mit Bleistift einen langen Brief an Herbert. S. D. möge S. M. Alles, was er für nöthig halte, schonunglos sagen; aber unter vier Augen; vor den Ministern vertrage es der Kaiser, bei seinem Temperament, nun einmal nicht. (In dem Kronrath, der sich mit dem Ausstande der westfälischen Bergarbeiter beschäftigte, hatte Bismarck sehr schroff gesprochen.) Ob dieser Brief dem Kanzler vorgelegt worden ist, hat der Absender nie erfahren. Herbert sprach nicht darüber; und für jeden neuen Schwichtigungversuch wars bald zu spät. Bismarck ging, Caprivi kam und Herbert wollte nicht bleiben. Trotz Holsteins drängendem Rath. „S. M. wird Sie wie ein rohes Ei behandeln. Schon um Ihren Vater nicht noch mehr zu reizen. Der wird Ihnen natürlich jede Frage beantworten; und am Ende kommt er wieder zurück. Ihre Stellung kann also nur besser werden. Sie werden hier wie ein Statthalter regiren." Vergebens. Der Vater hatte, als Wilhelm ihn bat, Herbert zuzureden, mit Octavios Wort erwidert: „Mein Sohn ist mündig." (Der Gedanke, den Aeltesten als Geisel in Berlin zu lassen und dadurch zu ängstlicher Rücksicht gezwungen zu sein, lächelte ihm wohl nicht.) Der Sohn sprach: „Ich stehe und falle mit meinem Vater." Und schied auch von Holstein in offener Feindschaft. Der hatte Caprivi bestimmt, im Schloß gegen die Verlängerung des russischen Assekuranzvertrages zu sprechen. (Schuwalow drängte: also durfte man nicht zaudern.) Der Kaiser ist rasch gewonnen. Nun sollen noch die Sachverständigen des Auswärtigen Amtes gehört werden. Wo ist der Vertrag? Holstein hat, weil er als Gegner des Planes bekannt war, nicht mitgearbeitet und giebt die Frage an den Kanzleidirektor weiter. Der bringt dem Kanzler das Dokument. Die Häuptlinge der Politischen Abtheilung werden zusammengerufen, aufgefordert, ihr Votum schriftlich zu geben: und Alle (auch General von Schweinitz, der Botschafter) sind für die Ablehnung des Russenantrages. Als der Staatssekretär Graf Bismarck ins Amt kommt, ist die Sache erledigt. Johannens heftiger Sohn macht Herrn von Holstein (der auf Herberts Wunsch das dem Staatssekretär nächste Zimmer bezogen hat) eine Szene. „Sie konnten diese Dummheit doch verhindern. Aber Sie scheinen mich ein Bischen früh für einen toten Mann zu halten." Der Ge-

heimrath antwortet, er habe nicht die Macht, dem Kanzler die Ausführung seiner Absichten zu wehren. (Als er dem kühleren Bill den Auftritt schildert, meint Der gleichmüthig: „Ob der alte Esel den Vertrag zwei Tage früher oder später sah, ist doch ganz egal.“ Holstein läßt sich seitdem den Glauben nicht ausreden, Herbert sei nur deshalb so wüthend geworden, weil er, auf Befehl des Vaters, die letzten Tage seines Amtslebens zur Erneuung des Vertrages benutzen wollte, von dem dann dem Grafen Schuwalow nichts mehr abzuhandeln war.) Keine Brücke führt über die Kluft. Herbert, der dem Aelteren eng befreundet gewesen war, beschränkt sich fortan auf kühlen Gruß, diskutirt die Frage seines Bleibens nicht mehr und geht ohne Abschied von Holstein. Der im Hause Bismarcks nun als Verräther und Erzfeind verschrien wird.

War ers wirklich? Er hob die Schultern, sah blicklos über die Brille weg und sagte, wenns einmal nöthig werde, könne er durch einen hohen Haufen intimer Briefe beweisen, was ihn der Familie und der Person des Kanzlers allmählich entfremdet und wie er in den Wochen der Krisis gehandelt habe. So lange ers vermeiden könne, wolle er diesen „weltgeschichtlichen Staub“ nicht aufwühlen. Daß er im März 1890 nicht aus dem Amt schied, kann ihm kein Gerechter verargen; hat auch Bismarck ihm nie zugemuthet. Blieb nicht Schloezer, nicht selbst Wilhelm Bismarck im Dienst? Ein Mann, der die Arbeit liebt und noch nützen zu können hofft. Ein Preuße, der sich dem König bis zur letzten Fleischfaser angelobt hat. Und wars denn nicht gut, wenn wenigstens Einer blieb, der das Geschäft bis in den hintersten Winkel kannte? Der nur der res publica nach bester Kraft dienen wollte und für sich nichts mehr erstrebte? Holstein fühlte die Gefahr; fühlte, daß man ihm den Wunsch nachsagen werde, über den Reckenleib des Gestürzten hinweg auf die Höhe zu klettern: und erklärte drum, daß er ein höheres Amt nicht annehmen werde. Dieser Verzicht, wähnte er, müsse Allen genügen. Für sich wollte er ja nichts; entzog sich sogar der nahen Möglichkeit, in den Kreis des Kaisers zu kommen (weil er die Psyche des „Vorgesetzten“ kannte und sofort merkte, daß solcher Verkehr dem Staatssekretär Marschall nicht behagen würde). Wahn. Daß der Geheime Rath nicht nach Titeln und Würden lüstern sei, wußte Jeder. War er nun aber nicht am Ziel seines Sehnens? Vor ihm Dilettanten ohne Kenntniß und Erfahrung. Neben ihm nur Paul Hatzfeldt (der Freund) und Radowitz (der Feind) als Träger der Tradition. Endlich die Gelegenheit, de donner sa mesure; endlich, zu zeigen, was er aus Eigenem vermag. „So hat ers seit Jahren gewollt; konnte es aber erst haben, wenn die beiden Bismarck tot oder geächtet waren.“ Jubelstimmung des herrnlosen Zauberlehrlings:

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.

Der alte Meister ist nicht heimgekehrt; ob die Noth auch noch größer ward als im Wogenschwall der Besendespotie. Und dem Meisterspieler ist kein Wunder gelungen. Weil er eben nur ein Lehrling war und zwar Worte und Brauch merken, den Genius aber, der die Geister befreit und bändigt, nicht herbeizwingen konnte? Oder weil er auch nach des Meisters Weggang in der Küche nicht nach seinem Willen schalten durfte? So sah ers; sollten Alle es sehen. „Für Diejenigen, welche das innere Getriebe unserer auswärtigen Politik kennen, bedarf die Behauptung, daß ich allemal die entscheidende Instanz war, keiner Widerlegung. Es ist, zum Beispiel, genugsam bekannt, auch über das Auswärtige Amt hinaus, daß ich keinerlei Antheil hatte an der Vorbereitung jener Gruppe von politischen Handlungen, welche von der Kritik vielfach als Ursachen des englisch-französischen Zusammenschlusses vom April 1904 angesehen worden sind: ich meine das Krügertelegramm, das Bagdadbahnprojekt und die antienglischen Reden im Deutschen Reichstag. In jedem einzelnen dieser Fälle sah ich mich vor einer vollendeten oder doch eingeleiteten Thatsache, vor einer bereits vollzogenen Weichenstellung. Ich spreche hiermit keine Ansicht aus, sondern konstatire nur, wie weit ich davon entfernt war, der deutschen Politik die Richtung zu weisen." Das schrieb er mir vor drei Jahren; und hatte die Beispiele klug gewählt. Der an den Präsidenten Krüger gerichteten Depesche hätte er freilich nie zugestimmt. In dem Jameson Raid keinen Grund zu so jähem Kurswechsel gefunden. Sechs Monate vorher hat, an Bord des englischen Flaggschiffes „Royal Sovereign", Wilhelm im Rock des Britenadmirals gesagt: „Ich kann Sie versichern, daß einer der schönsten Tage meines Lebens, den ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe, jener Tag war, an dem ich die Mittelmeerflotte inspizirte, an Bord des ‚Dreadnought' stieg und meine Flagge zum ersten Mal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur Admiral Ihrer Flotte, sondern ich bin auch der Enkel der mächtigen Königin von England. Ich möchte meinen Gefühlen und den Gefühlen meiner Offiziere Ausdruck verleihen ... und trinke auf das Wohl der britischen Flotte, ihrer Admirale und Offiziere." Am dritten Januar 1906 kommt er, den die steife Haltung Salisburys verstimmt hat, mit militärischem Gefolge ins Kanzler-

haus und fordert, daß für die von der Uebermacht bedrohten Buren sofort Etwas geschehe. Der rathlose Onkel Chlodwig ruft den Staatssekretär (der als Redner das Reich ja schon im burischen Südafrika engagirt hat). Herr von Marschall ruft den Kolonialdirektor Paul Kayser, der den nach langem Hin und Her vereinbarten Wortlaut der Depesche redigiren soll. Der zu solcher Arbeit Berufene wäre Holstein gewesen; der beste Stilist. Der wäre am Ende aber explodirt; spornstreichs, statt sich zu fügen, aus dem Amt gelaufen. Hebt, da ers hört, in hellem Zorn die Hände gen Himmel. „‚Ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren‘: Das heißt doch deutlich, daß wir gegen England zu haben wären! Wie konnten Sie diesen Satz durchlassen?“ Der Staatssekretär: „Sie würdens begreifen, wenn Sie wüßten, was geplant war und was wir mit dem Kompromiß verhindern mußten.“ Als der Britenleu aufbrüllte, sprach Holstein: Da habt Ihrs nun. Mit seinem Willen wäre auch die Bagdadbahn („der trockene Weg nach Indien“) nie als politische Angelegenheit, als Reichsgeschäft behandelt worden. Und er wußte nicht, daß Graf Bülow (der seine Reden über internationale Politik mit ihm zu entwerfen und in den Grundlinien festzulegen pflegte) im Reichstag einen Passus einfügen werde, der England und insbesondere dessen Kolonialminister verstimmen mußte. Alles richtig. Daß die „allemal entscheidende Instanz“ nicht in der Wilhelmstraße zu suchen war, brauchte die Selbstvertheidigung nicht zu erweisen. Dort aber wies Holstein die Richtung. Das hat kein deutscher, kein fremder Diplomat je bezweifelt. Die Herren Chefs verstanden von dem Geschäft nicht viel und waren auf Den angewiesen, der, rompu au métier, des Handelns Folgen errechnen konnte. Daß er seinen Willen nicht durchzusetzen vermöge, hat, noch unter dem alten Herrn, selbst Bismarck, der doch für allmächtig galt, oft bestöhnt. Die Kausalität ist in politischen Dingen fast immer schwer zu erkennen. Die Politik, sagt Lagarde, „webt sich langsam und aus sehr verschiedenen Fäden. Kein Bericht wird je darüber sprechen, ob ein Minister mit so oder so viel Mühe eine störrige Mähre von Fürsten zurechtgeritten hat, bevor er sie aus der Reitbahn auf die Straße ließ, ob ein Fürst gern so und so viele Nachkommen der Makkabäer in seiner Nähe duldete, warum der und jener Vertrag abgeschlossen wurde.“ Wer will gar die Grenzen des Gebietes ermessen, auf dem ein mit greifbarer Verantwortung nicht Bebürdeter für den Gang der Ereignisse, für Geschehen und Unterlassen vor der Geschichte verantwortlich zu machen wäre?

Holstein hat oft geirrt; besonders schlimm, als er, in der Schicksalsstunde, da für eine Weile wenigstens der Schein der Kontinuität gewahrt werden mußte, zu brüsker Abkehr von Rußland rieth. Oft aber sind ihm Fehler zugeschrieben worden, die keine waren oder die nicht in sein Schuldbuch gehör-

ten. Daß er 1899 und 1901 vor flinker Annahme der Bündnißvorschläge Chamberlains, später vor den offiziösen Angeboten der Hansen und Betzoldt warnte, war vernünftig. „Wer mit dem Teufel aus einer Schüssel essen will, muß einen langen Löffel haben": von diesem Gedanken ging Chamberlain aus, als er in Leicester den Dreibund empfahl, der Deutschland und „die beiden großen Zweige des Angelsachsenstammes" umfassen sollte. Der devil war ihm der Gossudar aller Reussen. Gegen das Zarenreich und die Französische Republik, wo während des Burenkrieges die Wuth der bretonischen Wölfe mit lautem Gebell erwacht war und die alte Königin täglich wie eine Vettel gescholten wurde, sollte Deutschland die Waffe liefern. Die Bereitschaft schon hätte Britaniens strategische Stellung gebessert und die Möglichkeit profitabler Verhandlung mit Petersburg und Paris geboten. Das war der Hauptzweck des Planes; dessen Erfinner auf Wilhelms Wunsch baute, nach dem proburischen Telegramm die Britenliebe im Sturm zurückzuerobern. Für ein haltbares Bündniß mit der Leistung entsprechender Gegenleistung wäre weder Eduard noch Salisbury, der, wenn sichs um einen großen Gegenstand handelte, hinter der Greisenfassade noch recht lebhaft werden konnte, zu haben gewesen; auch in beiden Häusern des Parlaments kaum eine Mehrheit. Daß Holstein nicht in die Falle tappte, nicht damals schon den Bären dem Walfisch zutrieb, müßten Deutsche ihm danken. Nicht minder, daß er pariser Guirlanden zurückwies, seit Delcassé seinem (nicht aufdringlichen) Werben in Ostasien so unhöflich ausgewichen war. Und Marokko? Ist das Urtheil gerecht, das ihn, in diesem traurigen Handel nur ihn, als Rädelsführer verdammt?

Wir konnten uns 1899 mit England (vielleicht) gegen Frankreich, 1901 mit Frankreich und Spanien sicher gegen England über Marokko verständigen. Daß beide Offerten abgelehnt wurden, war klug. Die deutsche Interessensphäre durfte nicht dicht ans Mittelmeer grenzen; und das Scherifenreich mußte als Zankapfel zwischen den Westmächten liegen bleiben. Unser hastiger Flottenbau und die ungestümen Versuche, den Islam zu gewinnen, wecken in London neues Mißtrauen. Eduard und Lansdowne, Delcassé und Cambon trachten, die Erinnerung an Faschoda und den Burenlärm aus dem Gedächtniß zu tilgen. Die Frucht dieses Mühens, das franko-britische Kolonialabkommen vom achten April 1904, wird in Berlin ohne Aerger betrachtet. Der glimmt erst auf, als im Reichstag dem Kanzler lässige Schwachheit und Mangel an Nationalgefühl vorgeworfen wird. Als Der auf Urlaub geht, schärft er, mit einem Fuß schon im Wagen, dem Begleiter noch ein: „Achten Sie mir, bittte, besonders auf Marokko. Das, lieber Holstein, ist mir jetzt die Hauptsache." Jetzt; im Lenz hat er den Hofgeneralen widersprochen, die dem Kaiser eine

Landung an der Berbernküste empfahlen. Nur von der spanischen Seite her ist der Aprilvertrag nun noch zu durchlöchern. Doch England ist in Madrid zu stark (oder Radowitz, wie Holstein behauptet, zu schwach): am dritten Oktober unterzeichnen Delcassé und Del Muni das arrangement franco-espagnol. Nichts mehr zu machen? Holstein will noch immer nicht glauben, daß England das Westsultanat, das ihm seit Nelsons Tagen stets so wichtig schien, im Ernst aufgegeben habe; lieber, daß Frankreich dupirt, um den Preis des Verzichtes auf Egypten geprellt werden solle. Aber für die Ausführung der neu auftauchenden Pläne und Plänchen ist er eben so wenig verantwortlich wie für die Initiative. „Bis Ende Februar 1906, wo meine Marokko-Thätigkeit aufhörte, trugen alle wichtigeren unter den von mir veranlaßten Direktiven nicht nur die Unterschrift des Reichskanzlers, sondern waren vorher auch meistens eingehend mit ihm erörtert worden ... Dieser Sachverhalt berechtigt mich, die Behauptung, daß ich in irgendeiner Phase der Marokkofrage andere als die vom Reichskanzler bezeichneten Ziele verfolgt oder andere als die von ihm genehmigten Mittel angewandt habe, für freie Erfindung, für gänzlich unwahr zu erklären". Das hat er am neunzehnten Oktober 1907 in der „Zukunft" gesagt. Er war für die Landung in Tanger, nicht für die Rede (und hatte einen Nervenchoc, als er las, was Wilhelm gesagt habe). War gegen den Verständigungvorschlag, den Rouvier in Karlsruhe und in Berlin durch Privatpersonen machen ließ. „Weil wir den Kaiser doch nicht desavouiren, ein paar Wochen nach der Rede, in der er erklärte, nur mit dem souverainen Sultan verhandeln zu wollen, nicht mit Frankreich verhandeln konnten." War für die Konferenz, weil in seinem Hirn die Ueberzeugung lebte, daß wir mit tapferer Politik den Britenconcern zu besiegen vermochten. Gab das Dezernat ab, als auf solche Politik nicht mehr zu hoffen war. Und taumelte dennoch, wie ein Schwerverwundeter, als am zwölften März 1906 der Rückzug befohlen wurde. Das Alles ward hier oft erörtert, oft beseufzt. Nachher hat er mit dem Kanzler nie wieder über Marokko gesprochen. Die Behauptung, er habe in der Zeit der Casablancakrisis gehetzt und den Abschluß des Vertrages bekämpft, ist als unwahr erweislich. Einen Vertrag, den sein Freund Kiderlen entwarf und (in Gemeinschaft mit Herrn Jules Cambon) ausarbeitete, hätte er niemals bekämpft. War aber auch aus sachlichen Gründen für die Einigung: dieser Acker verhieß ja kein armes Hälmchen mehr. Die Ereignisse haben ihm Recht gegeben; von der Algesirasakte bis zum Schiedsspruch im Haag: eine schwarze Serie. Ich kann den Mann nicht tadeln, der dem Deutschen Reich die Kraft zutraute, sich allein durchs Dickicht zu schlagen.

(Marokko: dieses Kapitel hat er selbst geschrieben; nicht nur dieses. Der

Historiker darf von dem Nachlaß, dem gespeicherten Briefschatz Holsteins Manches erwarten. Familie Bismarck, Paul Hatzfeldt, Abeken, Schloezer, Bucher, Hohenlohe, Waldersee, Eulenburg, Bülow, Mühlberg, Monts, Marschall, Stumm, Tattenbach: keine schlechten Korrespondenten. Und wenn die von Holstein geschriebenen Briefe gesammelt würden, wärs für den Politiker und für den Psychologen eine Fundgrube von selten erschautem Umfang; auch für den Stilgourmet, der nur Wortkunst schlürfen will. Denn dieser Geheimrath hatte von Bismarck schreiben gelernt; klar, kraftvoll und höllisch persönlich.)

Er hoffte wohl, in den Sielen sterben zu können; und auch ihn hat, wie Bismarck, diese Hoffnung getrogen. Unter Bernhard Bülow konnte er sich ja ganz sicher wähnen. Den hatte der Vater („die Heilige Kraft": so hieß der pompös behende Staatssekretär im Amt) ihm ans Herz gelegt. „Nehmen Sie sich meines Jungen ein Bischen an, wenn ich tot bin!" Und der alternde Fritz war der Vermächtnißpflicht treu geblieben. Bernhard konnte nicht klagen. Bukarest-Rom: ein hübscher Sprung für Einen, den, da er in seinen amtlichen Berichten verwerthete, was rumänische Globetrotter brühwarm aus Paris gebracht hatten, der boshafte Graf Münster einen „flüchtigen Beobachter an der unteren Donau" nannte. Nach Berlin hat ihn Phili gebracht, nicht Holstein. Der sagte: „Wenn Sie mal Kanzler werden wollen, bleiben Sie lieber weg; als Staatssekretär des Auswärtigen hat noch Keiner Seide gesponnen." Doch Philis Sinn war nicht zu erweichen, der italienische Koch entschloß sich nach einigem Zaudern, der Herrschaft „ins Elend" zu folgen; und der neue Staatssekretär hatte bald die dankbarste Rolle (und den besten Einbläser) im Reich. Als er Kanzler wurde, bot er Herrn von Holstein das Staatssekretariat an. Nein. Zu geringe Kenntniß handelspolitischer Geschäfte und zu wenig Vertrauen in die rhetorische Schlagfertigkeit. Nein; trotzdem der Kanzler ihm die ganze Last der Repräsentation abnehmen wollte. Bis zu der derb motivirten Trennung von Philipp Eulenburg (dessen wiener Botschafterpolitik Holstein zuerst „phantastisch", dann, gröber, „operettenhaft" nannte) ging Alles glatt. Seitdem wurde dem Kaiser ins Ohr geraunt, der Alte, der dem Wink der Majestät stets ausgewichen war, sei ein weltfremder Dickschädel und staubig versteinerter Bureaukrat. Obendrein noch ein fanatischer Feind Frankreichs. (Die dümmste von allen Mären. Holstein hat französische Kultur, Literatur und Verkehrsform beinahe leidenschaftlich geliebt und ist mit den Staatsmännern der Republik, von Thiers und Gambetta bis auf Courcel und Hanotaux, auch in schwierigen Momenten gut ausgekommen.) Jedenfalls ein unbequemer Passagier. Den man am Liebsten, um den Gesprächsstoff zu entgiften, Herrn Delcassé nachschickte. Aber Bülow hat diese Entlassung schon dem Fürsten

Herbert Bismarck geweigert, an dessen freundlicher Meinung ihm damals doch lag. Abwarten. Dieser Reizbare schafft sicher selbst die Gelegenheit. Richtig. Im Herbst 1905 findet er, das Preßbureau lasse ihn schmählich im Stich; lancire schon lange nichts Wirksames über Marokko. Der Leiter, Geheimrath Hammann, wird gestellt und erwidert ruhig, die Oeffentliche Meinung scheine ihm für diese Sache noch nicht reif und vorsichtige Zurückhaltung deshalb nöthig. „Flausen!“ Der weiße Hitzkopf schmettert ein Abschiedsgesuch (das dritte) in die Reichskanzlei. Unmöglicher Zustand. Er habe zwar nicht den Titel, durch Lebensalter und Erfahrung aber das Ansehen eines Direktors der Politischen Abtheilung erworben und sei mit den Kollegen bisher immer fertig geworden. (Aber fragt mich nur nicht, wie, wisperten die Heinzelmännlein des Hauses.) Wenn ein aus dem Zeitungdienst übernommener Herr nun auf einem Separatfeuer kochen und sich ihm nicht fügen wolle, kehre das Chaos wieder. Er oder ich. Entweder wird das Preßbureau, als ein Theil der Politischen Abtheilung, mir unterstellt oder ich bin hier überflüssig. Der Kanzler kennt seinen alten Gönner. Immer gleich die Flamme aus dem Dachfirst. Wozu sich die Weihnacht verderben? Unterm Baum findet Holstein einen Remedur verheißenden Brief. Und acht Tage danach ist die Verfügung „raus“, die Seiner Excellenz die ganze Politische Abtheilung unterstellt; also auch das Preßbureau. Der störrige Hammann muß sich bei ihm melden. „Das hat er mir nicht vergessen; mich seitdem gehaßt und seine Meute immer wieder gegen mich losgelassen.“ Wirklich? Der Preßdezernent war wohl selbst ein kleiner Holstein geworden; kümmerte sich so ziemlich um Alles, nicht etwa nur um die Zeitungschreiber, und hatte viel mehr Macht, als sein Titel verrieth. Auch seinen Kopf für sich. Als Bönhase der Zunft verdächtig; aber des Chefs rechte Hand (die, versteht sich, nicht wissen darf, was die linke thut). Die beiden Geheimen mußten eines Tages zusammenstoßen. Der Alte sagte dem Jüngeren nach, er sei nur ein Polizistentalent ohne Ahnung vom politischen Geschäft; der Jüngere dem Alten, er treibe den Kanzler in Konflikte, die nur ein Riese durchfechten könne, und klage nach dem ersten Hagelschauer oder Kanonenschuß dann über die ungeheuerlichen Angriffe, denen er schuldlos ausgesetzt sei. Einstweilen hat Holstein gesiegt. Schlacht oder Scharmützel? Hinter der Front lauert ein stärkerer Feind. Wo ist die schöne Zeit, da Troubadour, Austernfreund, Spätzle in Eintracht wandelten? Herr von Kiderlen wegen allzu kräftiger Witze von Philipp dem Guten oben denunzirt und in Ungnade aus dem engsten Cirkel verbannt. Holstein der Schwarze Mann des Hofes. Nur der Troubadour schlägt noch die Laute. Seine wiener Berichte waren so ins Abenteuerliche ausgeschweift, daß auch der Kaiser sie in sarkastischen

Randbemerkungen verspottete und nicht nur Privatgründe das Scheiden aus der Karriere erzwangen. Aber auch im Ruhestand ist der Fürst zu Eulenburg und Hertefeld nicht müßig; noch gar ohnmächtig. Graf Uniko Groeben, Radolins Erster Sekretär, hat ihm aus Paris geschrieben, so lange Holstein mitwirke, sei an Frieden nicht zu denken; bei dem Namen schwelle dem Gallierhahn vor Wuth der Kamm. Das bestätigen, mit sorgenvoller Miene, die Herren Albert Honorius von Monaco und Raymond Lecomte. Einer, der so innig den Frieden herbeisehnt wie der Liebenberger, darfs nicht verschweigen. Das Abschiedsgesuch des Wirklichen Geheimen ist ja noch nicht erledigt. Er selbst bittet Bülow, es liegen zu lassen, bis entschieden sei, wer Richthofens Nachfolger werde. Herr von Tschirschky kommt. Der hat den kingmaker der deutschen Diplomatie vorher zwar mit äußerster Devotion behandelt und ihm nach Delcassés Fall in Worten andächtiger Bewunderung zu den Erfolgen seiner Marokkopolitik gratulirt. Weiß jetzt aber, was die Glocke geschlagen hat. Jeder Zoll ein Vorgesetzer. „Das erträgt Holstein nicht." Die Rechnung stimmte. Caprivi und Marschall, Hohenlohe und Bülow: er hatte sie alle klein gesehen und sah sie dann groß. Gestern noch überlegen, fast ein umschmeichelter Lord-Protektor; heute Gehilfe, der versuchen muß, den Chef allmählich zu überzeugen. Sechzehn Jahre lang hat ers getragen; noch der Höchste, dachte er, hat einen Allerhöchsten über sich und muß thun, als sei er der Handlanger eines erhabenen Herrn. Die vom Handwerk wissen doch, wie und von wem es gemacht wird. Tschirschky als Erzieher zu demüthiger Unterordnung: Das trug er nicht. Auch ein Sanfterer hätte nicht auf den Wink dieser in Hamburg und Luxemburg gebildeten Staatsmännlichkeit apportirt. Am zweiten April schreibt er an den Kanzler: „Das Auswärtige Amt ist für Herrn von Tschirschky und mich zu eng." Bitte um Genehmigung des Abschiedsgesuches aus der Weihnachtwoche. Langes intimes Gespräch mit dem Fürsten Bülow, der drängend räth, auszuharren. Am nächsten Tag aber einen Brief bekommt, in dem Holstein ihm mittheilt, daß er ein Duplikat des Abschiedsgesuches an das Auswärtige Amt geschickt habe; „weil es für meine Würde und Ihre Ruhe das Beste ist, ein Ende zu machen". Noch einmal versucht der Kanzler, das Gesuch aufzuhalten; läßt das Original vom Geheimrath Scheefer einschließen und dem neuen Herrn drüben sagen, daß ers persönlich erledigen werde. Erst als er röchelnd im Bett liegt, wird es vorgesucht; und in der Osterwoche dem Wirklichen Geheimen Rath Baron von Holstein der erbetene Abschied in Gnaden bewilligt.

Von zehn Diplomaten schwören mindestens acht darauf, daß Bülow froh war, den unbequemen Mahner los zu sein. Der kränkliche Tschirschky, sagen sie, hätte um keinen Preis gewagt, vom ersten Tag seiner neuen Herr-

lichkeit an wider den erkennbaren Willen des Kanzlers zu handeln. Der Fürst hat betheuert, daß er Holstein halten wollte. Der hat ihm geglaubt und für seinen Sturz die Trias Eulenburg-Hammann-Tschirschky verantwortlich gemacht. Der Liebenberger gab, als er ihn stellen ließ, sein großes Ehrenwort. „Nie! Wie ist es nur möglich, mir Solches zuzutrauen!" Ein Pistolenduell? Das fehlte gerade noch. Trotz dem Grauen Staar konnte der Rabbiate ja treffen. Lieber mehrte der Sänger und Held seine Injuriensammlung durch einen Brief, in dem Holstein ihn einen „erbärmlichen Menschen" nannte.

... Am achten Mai 1909 ist Holstein gestorben. Wenn er heute noch lebte, würde er mit Jünglingseifer (und, glaube ich, mit nie gekanntem Staunen) die leisen Versuche beobachten, zwischen Japan und der Türkei Fäden zu knüpfen und den Britenconcern durch die Verbündung zweier Asiatenmächte zu stärken, die Rußland auf beiden Flanken bedrohen. (Zu stärken? Shintoisten und Mohammedaner, die dem ersten Blick nichts gemeinsam zu haben scheinen als Christenhaß und allenfalls sympathie de peau, könnten eines Tages auch der „kleinen Insel", deren Sonne Rosebery selbst von röthlichen Nebeln verhängt sieht, die Bedingungen eines Vertrages diktiren: denn gegen ihre vereinten Horden wäre Indien nicht lange zu halten. Ein Thema, dem die deutsche Staatsmannschaft nachdenken sollte.) Näher läge der Excellenz freilich eine andere Sorge. Nur jetzt kein brünstiges Trachten nach Russenzärtlichkeit! Solche Gefühle sind aus einer slavischen Demokratie für uns nicht zu holen. Will Nikolai Alexandrowitsch mit Wilhelm plaudern: gut. Wir sind höfliche Leute; haben aber nicht das Bedürfniß, uns an wankende Mauern zu lehnen. Und wären so unklug wie in den dunkelsten Stunden der nachbismärckischen Aera, wenn wir Franz Ferdinand und Aehrenthal kopfscheu machten. Wir haben kein Kinderspektakel hinter uns, sondern einen harten Kampf um das deutsche Ansehen. Soll das wieder schrumpfen, weil Nikolais Majestät lächelnd zu winken geruht und wir selig auf die eben noch umwölkte Höhe emporstarren? Wir haben optirt, wie wir mußten: für Oesterreich; was diesmal hieß: für das Germanenrecht auf Selbständigkeit und vernünftige Expansion. Das winzigste Getändel mit Denen, die uns gestern einkreisen und lähmen wollten, kann uns den einzigen Bundesgenossen entfremden. Je länger wir kühl bleiben, desto größer wird in Ost und West die Gier nach Geschäftsabschlüssen mit dem Deutschen Reich. Also keine Aufbauschung des Schärenereignisses. Das gestern Erlebte kann sich morgen wiederholen. Noch ist in Südosteuropa das Drama nicht zu Ende gespielt. Nach der Pause kommen die Akte „Kreta" und „Bulgarien".

Holstein hat Deutschlands Sieg noch erlebt; nach langem Weh Deutschlands Befreiung als eine kaum noch erhoffte Freude empfunden. Hatte ers

nicht immer gesagt? Daß man kein Genie braucht, um mit vier Millionen Soldaten, den besten auf dem Erdrund, anständige und leidlich rentirende Politik zu machen, nur Muth und Nervenruhe? Genau so wäre es in Algesiras gekommen, wenn wir, statt auf die Säusler zu hören, tapfer durchgehalten hätten. Wer konnte denn den Tanz mit uns wagen? England ohne Landheer und mit veraltetem Schiffsgeschütz? Frankreich mit der Ulanenpanik von 1905? Rußland ohne Anleihe und mit der noch gährenden Duma? Auf Einschüchterung wars abgesehen; und der Bluff gelang nur, weil wir weich wurden. Vorbei. Die Scharte ist nun ja halb ausgewetzt. Den Zweiflern bewiesen, was deutscher Wille, noch bei schlechtem Wetter, vermag. Und der Verabschiedete hatte dazu mitgewirkt. In dem harzer Dammhaus, in das er, weil nur für einen Logirgast drin Raum war, so gern einkehrte, schrieb er den langen Brief, der den Kanzler in feierlichem Ton mahnte, diesmal sich nicht von der Stange wegdrängen zu lassen und dem Kaiser, dem Preußenkönig rückhaltlos zu sagen, welcher Einsatz auch für ihn auf dem Spielbrett stehe. Er empfahl Herrn von Kiderlen, der sich nicht nur als Orientspezialisten bewährte. Entlarvte den eitlen Stümper Iswolskij auf allen Schleichwegen. Und hatte endlich wieder Arbeit, die dem Patrioten nicht zur Qual ward. Noch im Krankenbett, bei knapper, dem Magen wenig, dem Gaumen nichts bietender Kost, konferirte und schrieb er eifrig. Der Leib welkte; der Geist schien verjüngt. Erst nach der Entlassung hatte er („weil ich im Amt nicht Zeit zu unnöthigem Aerger hatte") Bismarcks Buch gelesen. Das half jetzt zu einem stillen Triumph. „Fast alles über Rußland, Oesterreich und den Balkan Gesagte ist überholt oder war schon damals falsch; und Unsereiner wird wie ein Schuljunge heruntergeputzt, weil er daneben gehauen hat? Daß es nicht unter allen Umständen dumm ist, mit Oesterreich gegen Rußland zu gehen, sieht heute doch ein Kind. Und was habe ich wegen dieser Ueberzeugung auszustehen gehabt!" Ein Jammer, daß er just in diesem Lenz die Knochen nicht rühren konnte. Doch die Erinnerung an alte Fehler, wirkliche oder zugeschriebene, durfte schweigen.

Auch im Herzen des Königs. Der aber rief dem toten Diener kein Wort ins Grab nach; schmückte den Sarg des Royalisten nicht mit dem Kranz, den er jeder Dutzendexcellenz spendet. (Warum? Davon wird zu reden sein, wenn der Blick sich vom Amtsbezirk auf Holsteins außerdienstlichen Wandel und auf die Tragik seines Erlebens wendet.) Doch in diesem Brettergehäus ruhte Einer, der in schwerem Siechthum erst so recht glücklich geworden, erst vom letzten Bett aus an das Ziel des Jugendsehnens gelangt war: im Feuer zu führen und dem Auge, der schnüffelnden Spähsucht doch unerreichbar zu bleiben.

✱

Kunst fürs Volk.

Über anonyme Briefe und Karten bin ich gar nicht böse; die Wuth, die aus ihnen spricht, macht mir Spaß und sie haben den Vorzug, daß man sie nicht beantworten kann, also auch nicht zu beantworten braucht. Neulich haben meine Aufsätze in der „unmoralischen Zukunft" einen wackeren Deutsch-amerikaner erzürnt (warum liest er die „Zukunft", wenn er sie als unmoralisch haßt?), der mich für ein Prachtexemplar von Bornirtheit erklärt, weil ich mir einbildete, alle Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben. Ach nein, Das thue ich nicht. Wenn wir unsere Lagen tauschen könnten (ich weiß nicht, was der Herr ist, aber das Tauschen übers Wasser ist ja jetzt Mode), so würde er die Kobolde kennen lernen, die Unsereins bald zwingen, bald verlocken, über Themata aus verschiedenen Gebieten zu schreiben. Schickt mir da, zum Beispiel, Otto Julius Bierbaum sein Uhdebüchlein, doch wahrscheinlich in der Erwartung, daß ich Etwas darüber sagen werde. Als ob ich dazu Beruf hätte! Zwar der Umstand, daß die Abhandlungen der heutigen Kunstschriftsteller für mich Chinesisch oder, wie die Französinnen vor fünfzig Jahren sagten, Metaphysik sind, würde mich nicht geniren. Die der alten Aesthetiker, die ich in meiner Jugend zu lesen pflegte, habe ich ganz gut verstanden und den Grundsatz l'art pour l'art (wird daraus l'art pour les millionaires, so nimmts der Maler nicht übel), lasse ich nicht gelten. Ich meine, schöne Bilder und gute Musik sind wie die Aepfel und Birnen und andere gute Gottesgaben für Alle da, die Freude daran haben, und in den modernen Kulturvölkern sind Das wohl alle nicht ganz dummen und ganz stumpfsinnigen Menschen. Im Mittelalter war die Kunst Volkskunst, denn es gab fast keine anderen Kunstwerke als die Kirchen und ihren Schmuck, deren vornehmster die Biblia pauperum war (Aehnliches gilt von der Kunst aller alten Heidenvölker); und heute ist sie es wieder, denn das Familienjournal und wohlfeile Photographien tragen Reproduktionen der Kunstwerke in jede Arbeiterstube. Freilich leider nur schwarze (der trotz allen Fortschritten noch spärliche und unvollkommene Buntdruck ist vorläufig nicht zu rechnen), die namentlich bei Landschaften nicht genügen. (Unterschriften wie „Morgenstimmung im März" oder „Abendstimmung im November" klingen lächerlich unter einem schwarzen Bild, weil es die Farbe ist, was die Tages- und Jahreszeiten erkennen läßt.) Warum also, wenn die Kunst für die Masse da ist, sollte nicht Jeder aus der Masse sagen dürfen, was ihm an den Bildern, die er zu sehen bekommt, gefällt oder mißfällt? Aber gesehen haben muß man sie natürlich, ehe man darüber spricht: und daran fehlts bei mir. Die alten Meister habe ich ja in Museen kennen gelernt, wenn auch nicht studirt, aber seit mehr als zehn Jahren habe ich keine größere Ausstellung neuerer Kunst mehr gesehen. Ich besuche nur alljährlich

einmal die kleine Ausstellung eines breslauer Kunsthändlers. Da finde ich nun zwar jedesmal ein paar hübsche Sachen, aber das Meiste darin ist so, daß mir das Urtheil der Fliegenden Blätter und des Kaisers über die moderne Malerei zutreffend erscheinen würde, wenn diese Lokalausstellungen ein richtiges Miniaturbild der Gesammtproduktion wären, was sie hoffentlich nicht sind.

Winkelmann und Lessing haben die Grenzen der schönen Künste zu eng gezogen; doch wirklich schöne Künste sollen sie bleiben, sollen das Gemüth erfreuen und das Dasein verschönen. Dazu ist nicht nöthig, daß sie uns lauter Engel und Götter vorführen, die auf die Dauer langweilig werden wie alles Eintönige. Der Künstler soll also hineingreifen, wie in die Natur, so ins bunte, volle Menschenleben. Aber nicht überall, wo man Beide packt, sind sie interessant und nicht alles Interessante ist erfreulich. Des Uninteressanten und des Unerfreulichen bedrängt uns genug in der Wirklichkeit; dem Künstler, der es uns da reproduzirt, wo wir uns davon erholen wollen, sind wir nicht dankbar. Das Alltägliche und Gemeine, sogar das Häßliche verschmähen wir an sich noch nicht; wenn aus dem unschönen Gesicht eine schöne Seele, aus eine Gruppe gewöhnlicher Menschen ein Ereigniß von Bedeutung spricht, erklären wir uns für befriedigt. Und wenn zum Milieu, in das jenes Gesicht gehört oder in dem sich der Vorgang abspielt, fahles Erdreich oder Pfützen gehören oder wenn es eine armsälige Wohnung, vielleicht gar ein Kerker mit einem Strohbündel ist, so nehmen wir diesen unvermeidlichen Zubehör mit hin, eben so wie die Kleidung, die in solchen Fällen natürlich nicht aus Prachtgewändern bestehen kann. Für sich allein jedoch ist solcher Zubehör kein Gegenstand der Kunst. Arbeiterhosen und Düngerhaufen mögen so virtuos gemalt sein, daß sich Damen davor die Nasen zuhalten und die Haufen von Schweinen beschnüffelt werden; Objekte der schönen Kunst sind sie nicht. Es wäre der Gipfel der Dummheit, wenn ein Millionär, nur um mit dem Namen berühmter Meister und mit den bezahlten hohen Preisen zu prunken, seinen Speisesaal mit solchen Geschmacklosigkeiten verunzierte, statt ihn mit Festbildern a la Veronese zu schmücken. Bei modernen Landschaftbildern frage ich mich oft, wo manche moderne Maler ihre Augen haben, daß sie schlechthin Reizloses kopiren, statt in einer beliebigen Gegend unseres deutschen Gebirges oder eines Waldes, eines Parkes in der Ebene ein beliebiges Stück aus der Landschaft, die sie vor Augen haben, herauszuschneiden. Wollen sie sich die Mühe des Herausschneidens ersparen, so kann ihnen der Fensterrahmen einer Sommerlaube den Dienst erweisen. Manchmal mag die Sucht, etwas noch nie Dagewesenes zu schaffen, die Ursache der Geschmacklosigkeit sein. So sah ich in Breslau ein kleines Bild, das nichts enthielt als einen ganz unbedeutenden Mann, wie man sich ihn als Staffage gefallen läßt, von dem man jedoch nicht begreifen konnte, wie er zu der Ehre, für sich allein eingerahmt zu werden,

gekommen sei. Das Einzige, was die Wahl des Gegenstandes, freilich nur für Sonderlinge, rechtfertigen konnte, war der Umstand, daß er im Gesicht und auf dem Rock himmelblaue, rubinrothe und violete Flecke hatte, also wahrscheinlich bei der Aufnahme hinter einem mit eingesetzten bunten Scheibchen versehenen Fenster gestanden hat. Jeder vernünftige Maler hätte doch sein Modell in eine geeignetere Beleuchtung postirt

Gewiß will ich die Kunst nicht zu einem Mittel des Amusements erniedrigen; sie soll nicht nur erheitern, sondern auch erheben und veredeln, was sie natürlich als schlecht realistische (guten Realismus findet man sogar bei Raffael, in seinen Portraits) erst recht nicht kann. Und dieser Ansicht ist auch Bierbaum. „Wäre unsere Zeit wirklich künstlerisch, so würden unsere Kunstausstellungen nicht das Gepräge rastlosen Experimentirens zeigen, sondern Inseln der klaren Ruhe sein und jedes Bild lüde zur Andacht heute nicht weniger ein als in den Zeiten, da die Kunst der Andacht diente. Andacht aber ist Sammlung der Sinne und des Gemüthes auf Etwas, das sich über das gemeine Leben erhebt." Er führt einen Maler und einen Kunstgelehrten ein, die ihm Beide vordozirt haben. Der Maler lehrt in den Uffizien: diese alte Kunst ist wundervoll, aber sie ist tot; in dieser Weise weiter malen: Das wäre Leichenschändung Wirklich? Der Herr meint doch ohne Zweifel, der Glaube sei tot, aus dem diese Bilder entstanden sind und in dem sie andächtig betrachtet wurden. Das ist aber ein Irrthum; dieser Glaube lebt heute noch in Millionen Herzen, ist nicht Heuchelei, wie Die behaupten, die ihn nicht haben, also auch nicht verstehen, und darum ist es keine Leichenschändung, wenn Maler heute Altarbilder liefern, sondern berechtigte Fortsetzung der alten Malweise. Freilich können die modernen Kirchenbilder keine ungeheure Wirkung haben, weil sie ja nur neue Exemplare einer in Tausenden von Exemplaren vorhandenen alten Gattung sind. Aber welche Gattung ist nicht alt? Darum gebe ich dem Kunstgelehrten Bierbaums Recht, der kurz dekretirt: Moderne Malerei giebt es nicht! Bierbaum findet die Behauptung zu radikal; sie ist jedoch nur etwas ungenau Natürlich giebt es moderne Malerei; gerade heute wird ja genug gemalt Aber es giebt keine moderne Malerei in dem Sinn, daß etwas Neues, in keiner früheren Periode Dagewesenes produzirt würde, das man als modern von allem Alten deutlich unterscheiden könnte. Zu den biblischen Bildern des Mittelalters und der Renaissance und den Göttern, Portraits und Gesellschaftbildern der Renaissance sind die französischen, italienischen und niederländischen Landschaften und die Werke der niederländischen Genre- und Thiermaler nebst denen der Architekturmaler gekommen und auf diese Kategorien bleiben wir beschränkt, wenn nicht etwa unsere Luftschiffer auf den Mars gelangen und dort eine neue Kategorie von Wesen entdecken. Was als neu gerühmt wird, sind Techniken, die der Laie,

also der Durchschnittsgenießer, nicht sieht und deren Beschreibung in Abhandlungen er nicht versteht, oder Wunderlichkeiten, wie die vorher erwähnten: der Muth, Dinge zu malen, die wir Laien in Uebereinstimmung mit den alten Meistern nicht für malenswerth halten. Wir sind einem Landschafter schon dankbar, wenn er mit einigem Erfolg Wouvermann oder auch nur dem Grafen Kalkreuth nachahmt, verlangen nichts Besseres und halten es für unvernünftig, etwas Anderes zu verlangen, weil doch eben die Natur nichts Anderes bietet. Nur das Kulturleben bietet neue Stoffe: neue Bauarten, neue gesellige Veranstaltungen, neue Ereignisse. Das wird ja nun von den Photographen und den Kientops noch fleißiger benutzt als von den Malern; und wir sind dafür dankbar, mag dabei auch die Kunst in unkünstlerisches Kopiren der Wirklichkeit zur Unterhaltung und Belehrung übergehen. Pedanterie in dieser Beziehung wäre übel angebracht; es ist keine Sünde, sich Zeppelins Luftschiffe oder Bülow auf Norderney oder Fräulein Desmond anzusehen, wenn auch Keins der Drei weder in natura noch in der Kopie auf Kunstwerth im ästhetischen Sinn Anspruch machen kann. Es giebt keine moderne Kunst, weil alle Möglichkeiten der Bildenden Künste erschöpft sind. Von der Skulptur gilt Das in noch höherem Grade, weil ihr Gebiet noch enger begrenzt ist als das der Malerei. Mit den Stiefeln, Hosen, Uniformen und Kragen in Erz und Marmor geräth man ins Meißener Porzellan und ins Panoptikum (die Schöpferin des Achilleions würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie ihre Pelerine in Budapest zu sehen verdammt würde) und aus dem eigentlichen Gegenstande der Plastik, dem nackten Menschenleib, haben die Alten und die Renaissancekünstler schon Alles herausgeholt, was an Schönheit drin steckt. Den Neueren bleibt nichts übrig als Anwendung des Alten in neuen Kombinationen für Ruhmes- und Grabdenkmäler und Fassadenschmuck. Um die Poesie im Allgemeinen stehts nicht viel und um die Lyrik im Besonderen gar nicht besser. Wenn man sich in der Jugend mit Goethe, Uhland und Geibel ausgeschwärmt hat, verzichtet man später auf alle Neueren, die Liebe und Triebe reimen oder Ungereimtes zusammenphantasiren. Und ich meine, wenn ein junger Mensch von heute mit irgendeinem neueren Lyriker anfängt und später erst einen der Großen liest, wird er Den eben so fad finden, wie ich die Neueren finde. Am begrenzten Stoff und an der begrenzten Empfindungfähigkeit des Lesers liegts, nicht am Dichter. Wenn die neuen Novellisten genießbar bleiben, so haben sie Das der unerschöpflichen Stofffülle des modernen Lebens zu verdanken; künstlerische Auffassung und künstlerische Gestaltungskraft bleiben natürlich unumgängliche Voraussetzung; der rohe Stoff kann nur dem allerrohsten Geschmack genügen.

Nun hat Bierbaum allerdings Recht, wenn er Uhde den Ruhm zuspricht, etwas Neues geschaffen zu haben. Zufällig habe ich wenigstens eins

von den Bildern dieses Meisters im Original gesehen („Komm, Herr Jesus, sei unser Gast") und es hat mich tief ergriffen. Aber er hat damit keine neue Bahn eröffnet, auf der ganz allgemein zu einer neuen Kunst weitergeschritten werden könnte. Auch Bierbaum meint, Uhde habe Etwas gethan, „das nie vor ihm geschehen ist und kaum je wieder geschehen wird". Was thut er? Er setzt statt eines Pestalozzi den Herrn Jesus in eine Kleinkinderschule („Lasset die Kindlein zu mir kommen"), er läßt statt eines wandernden Handwerksburschen den Herrn Jesus von einer armen Familie zum Mittagessen eingeladen werden, er bietet uns die Niederkunft einer beliebigen armen Frau als die Heilige Nacht dar. Das ist ein genialer Einfall, der tiefen Sinn und hohe Bedeutung hat, aber es bleibt eine Schöpfung sui generis; es kann nicht Norm einer Schule werden; es geht nicht an, nun überall, wo im gewöhnlichen Leben und bei schlichten Leuten unseres Volkes etwas Gutes, Großes, Schönes geschieht, den Herrn Jesus hineinzubringen; Nachahmung wäre Entweihung und geschmacklos. Bierbaum zeigt schöner, als ich es vermöchte, daß Uhdes Kunst deutsche Kunst ist (deren Unterschied von romanischer besteht bekanntlich darin, daß sie auch ohne sinnliche Formenschönheit Seelenschönheit auszudrücken vermag) und daß sie protestantische Kunst ist. Dieses in einem doppelten Sinn. Den einen, den goethischen, übergehe ich. Was den anderen betrifft, so gefällt mir nur das Wort nicht, obwohl es der beinahe vierhundertjährige Sprachgebrauch geheiligt hat. Protestantische Religion ist eine contradictio in adjecto, denn im Protestiren ist kein Mensch religiös. Religion ist die allerpositivste Position und Protestiren ist Negation. Gewiß muß der Lutheraner, der Calvinist protestiren, wenn Karl V. oder Ludwig XIV. seinem Glauben Gewalt anthun will, aber ganz das Selbe thut der Katholik einer Königin Elisabeth, einem Zaren Nikolaus, heutigen deutschen und französischen Kulturkämpfern gegenüber. Was Bierbaum meint, nenne ich evangelisches, innerliches Christenthum, gegenüber dem äußerlichen, historisch gewordenen; und jenes repräsentirt Vincenz von Paul so gut wie der Gründer des Waisenhauses zu Halle und der des Rauhen Hauses bei Hamburg, wenn auch allerdings die zweite Art Christenthum sich großartiger und prächtiger als irgendwo in der römischen Kirche entfaltet hat. Alle die Christusgestalten vor Uhde, schreibt Bierbaum, „erzählen und erheben den siegenden Heiland, auch wenn sie ihn in der ganzen Qual des Schmerzenmannes und als Leichnam darstellen. Eins ist Allen gemein: daß sie auf unsichtbarem Spruchbande jenen Wahlspruch Karls des Großen verkünden: ‚Christus vincit, Christus regnat, Christus triumphat.' Aus Uhdes Evangelienbildern vernehmen wir diesen Ruf nicht: Das haben die Klerikalen jederlei Schattirung sofort gespürt. Dieser Christus kommt nicht als herrschender König, sondern als abgesetzter. Hier schmettert keine Fanfare, jauchzt kein Lied der Zuversicht, schwärmt keine noch

in Wunden selige Liebe; hier wird ein melancholisches deutsches Märchen erzählt: das ‚Es war einmal‘ eines großen Königs der Liebe, der vergeblich starb, obwohl man seinem Leichnam königliche Ehren erwies und aus seinem Kreuz ein Siegeszeichen machte.“ Wirklich abgesetzt? Wirklich vergebens? Wirklich nur ein Märchen? (Rein formell angesehen, sind Uhdes Cristusbilder allerdings Märchenbilder). Zwei Seiten vorher hat Bierbaum geschrieben: „Zu wissen, daß ein solcher Mensch gelebt hat, zu wissen, daß das Leben und Wirken eines solchen Menschen, der keine Macht besaß außer der seines Gemüthes, umgestaltend auf die ganze Gesittung des Theils der Menschheit gewirkt hat, zu dem wir gehören: Das ist eine Gewißheit, die einen religiös angelegten Künstler mächtig ergreifen mag.“ Und wenn Uhde nun seinen Christus in eine heutige Kleinkinderschule setzt, bekennt er da nicht, daß es Christi Geist und Liebeskraft ist, die in Männern wie Vincenz von Paul, August Hermann Francke, Pestalozzi, Wichern fortwirkt? Und wie könnte Christus fortwirken, wenn ihn nicht die Kirche, so sehr sie ihn entstellt und gemißbraucht haben mag, doch lebendig erhalten hätte? Die innerliche evangelische (bei diesem Wort denke ich natürlich nicht an die königlich preußische evangelisch-lutherische Landeskirche) und die äußerliche weltgeschichtlich gewordene Kirche schließen einander nicht aus, sondern sie sind nur eine besondere Seite des polaren Gegensatzes, auf dem alles irdische Leben beruht. Das Geistige baut sich seinen Leib, ohne den es nicht wirksam werden kann, und der Leib verfällt durch Verkalkung dem Tode, wenn der Geist entweicht, statt in ihm bleibend immer wieder die Erstarrung, der er zustrebt, zu überwinden.

Daß das Christenthum sogar in Frankreich noch nicht tot ist, beweisen einzelne Eroberungen, die es dort immer noch macht. Allerdings ist die Bekehrung von berühmten Aestheten meist nur eine edlere Form des Riesenkatzenjammers, dem die (oft noch recht jungen) Lebegreise von Geist und Gemüth auf die Dauer nicht entgehen können, da wir Heutigen nun einmal die Nerven der Renaissancemenschen nicht mehr aufbringen; aber wenn ein solcher Mensch, statt zu verlumpen oder im Irrenhaus zu sterben, mit Hilfe des Glaubens sich den Frieden der Seele und frische Schaffenskraft erobert, so beweist Das doch eben die Lebenskraft der Religion; und im Fall von Huysmans (den ich nur aus der bei Kirchheim erschienenen Biographie von Johannes Jörgensen kenne) auch die Lebenskraft der christlichen Kunst. Sein starkes Schönheitbedürfniß hat die Bekehrung angebahnt, die dann ein geschickter Beichtvater aus dem Aesthetischen ins Moralische überführte. Da Huysmans ein durchaus subjektiver Dichter war, sind seine Romane autobiographische Dokumente, in denen sich die Stadien seiner Bekehrung verfolgen lassen. Anfangs ist er ganz Realist und Naturalist: Paris, wie es leibt und lebt, mit all seinem Wirrwarr, seinem Glanz, seinem Elend und all seinem Schmutz: Das ist das Schöne.

Eines Tages aber zerrinnt die Illusion. Ausgetretene Stiefel, abgetragene Hosen und die solchem Aeußeren entsprechenden moralischen Herrlichkeiten: daran ist wirklich nichts Schönes! Eines Abends geräth Huysmans in eine Kirche; die Musik ergreift ihn, besonders eine „blonde, schmächtige Knabenstimme“. (Ohne solche Abgeschmacktheiten thuts nun einmal ein „Moderner“ nicht). Aesthet bleibt er auch als Gläubiger Er verherrlicht die christliche Architektur, singt begeistert das Lob Grünwalds und ärgert seine Brüder und Schwestern im Glauben durch eine durchaus nicht schmeichelhafte Schilderung des in jeder Beziehung grundsätzlichen Lourdes. Das Häßliche gilt ihm als Beleidigung Gottes und die Schönheit der katholischen Liturgie beweist ihm die Wahrheit des katholischen Glaubens. „Der Glaube, der eine solche musikalische Sicherheit geschaffen hat, kann nicht Irrthum sein.“ Ich halte den Gedanken, der hier angedeutet wird, für richtig, möchte ihn aber etwas deutlicher ausdrücken. Wenn gleich die ersten drei oder vier Takte eines Kirchenliedes, eines Kyrie, eines Tonstückes von Beethoven (denn Beethovens Musik ist religiöse, heilige Musik) in eine Stimmung versetzen, in der etwas Gemeines, Häßliches, Niedriges zu denken oder zu empfinden unmöglich wäre, so erweist sich das Heilige, das sich in dieser Musik kundgiebt, als eine Realität, als eine im höchsten Grade wirksame und mächtige Realität. Diese reale Macht aber existirt nirgends als in der christlichen Welt. Auch die Musik der intellektuell, technisch, vielleicht sogar moralisch uns gleichstehenden Japaner ist nur eine jämmerliche Katzenmusik; und die Musik der alten Griechen kennen wir eben so wenig wie den Barden- und Schlachtgesang unserer germanischen Vorfahren, auf den wir daraus schließen können, daß die Italiener den Gesang einiger Franken, die Karl der Große nach Rom mitgebracht hatte, mit dem Gepolter eines Wagens auf einer Knüppelbrücke verglichen. Damit ist die Realität jener höheren Welt bewiesen, die uns vom Christenthum erschlossen wird, aber natürlich nicht die Wahrheit der Dogmen einer einzelnen Kirche, die jedoch auch nicht für bedeutunglos oder für falsch angesehen zu werden brauchen; sie sind verschiedene Darstellungen der einen Realität, denen die Modulationen ihrer musikalischen Ausdrucksweisen entsprechen im gregorianischen Gesang, in den Kompositionen Palestrinas, des österreichischen Dreigestirns, Bachs, Händels, Mendelssohns, Richard Wagners (der, wie sein Tannhäuser, zwischen dem Venusberge und dem Kreuze hin und herschwankt).

Ein moderner Aesthetiker, den ich verstehe, ist Karl Scheffler. In seiner vortrefflichen Studie „Die Frau und die Kunst“ erklärt er, warum der Frau die künstlerische Schöpferkraft versagt ist und versagt bleiben muß und daß dieser Mangel nicht ihre Inferiorität beweist, ihr nicht zur Unehre, sondern zur höchsten Ehre gereicht. Der Künstler macht in seinem Werk die Weltharmonie, die Einheit der in der Wirklichkeit auseinandergerissen scheinenden

Glieder sichtbar. Der Mann, den seine Natur zu einseitigem Wirken zwingt, bedarf der Kunst und schafft für sich und für die anderen Männer Kunstwerke, um sich den Glauben zu sichern, daß er das Ganze nicht verliert, wenn er es auch in seiner Einseitigkeit nicht unmittelbar besitzen kann. Das Weib bedarf der Kunst nicht und hat nur ein schwaches Verständniß dafür, weil sie von Natur Harmonie ist, sich nicht erst ein Abbild der Harmonie künstlich zu schaffen braucht. Was Scheffler in der Begründung und Ausführung dieses Gedankens über das Wesen der beiden Geschlechter und gegen die verrückten Emanzipationbestrebungen mancher Weiber sagt (die vielmehr ein Streben nach der härtesten Knechtschaft sind), gehört zum Schönsten und Tiefsten, das je über diese beiden Gegenstände geschrieben worden ist.

Neues werden unsere Nachkommen noch viel erleben in den Gebieten der Wissenschaft, der Technik, der Volkswirthschaft, der sozialen Gestaltungen, aber kaum noch irgendwas im Gebiete der schönen Künste. Das braucht sie uns nicht zu verleiden und die Schaffenskraft der Künstler nicht zu lähmen. Je häßlicher das Leben in mancher Beziehung wird, desto mehr bedarf es der Verschönerung, und je schwerer es drückt, desto mehr bedürfen seine Träger der Erheiterung und Erhebung. Und da der Mensch doch auch in dieser Sphäre nach Abwechselung verlangt, so haben die Künstler solche zu schaffen, wenn sie auch nur Variationen von Altbekanntem hervorbringen. Fortschritte sind noch möglich und sogar sehr wünschenswerth in der Technik, die der Reproduktion dient. Wie schön wäre es, wenn uns die Familienjournale Farbendrucke darböten, die das Original beinahe ersetzten! Die schwarzen Bilder, die ihren eigenen Reiz haben (wie wunderbar haben ältere Kupferstecher in ganzen Reihen von Studien die Schönheiten eines einzelnen Oelgemäldes zur Anschauung gebracht!), dürften dadurch freilich nicht verdrängt werden

Neisse. Karl Jentsch

Die Fee der Freiheit.

Sie hieß Vera; nach der Fürstin in einem deutschen Kolportageroman. Es war ein Name, der so gut war wie ein Pathengeschenk und in den die Eltern die ganze Freigiebigkeit ihrer Herzen gelegt hatten. Er würde ihr nie im Wege sein, wenn sie Aussicht hätte, Etwas im Leben zu erreichen. Irgendeine Verpflichtung, sich mit einem Fürsten zu verheirathen, war mit dem Namen durchaus nicht verbunden Sie war nur so süß gewesen, diese Fürstin; und dann hatte sie ein Schönheitsfleckchen auf einer Seite des Halses gehabt, genau so wie Vera Das war das Ganze; wenn man nicht mit dem blinden Traum rechnen will, den Niemand kennt und der doch Alles trägt und erhält.

Etwas Anderes konnte es auch vernünftiger Weise nicht sein. Vera war dazu geboren, die Plage Anderer auf sich zu nehmen. Das war eine Bestimmung,

die Gottes weiser Rathschluß schon vor Erschaffung der Welt verfügt zu haben schien. Veras Kindheit war eine lange, mühsälige Erziehung zu dem Beruf, Denen auf der anderen Seite zu dienen; nur durch tägliche Gewöhnung konnte man sich vielleicht der Auszeichnung würdig machen, dereinst das Kindergeschrei und die wachen Nächte für die richtigen Mütter übernehmen zu dürfen. Vielleicht; denn es ist nicht so einfach, ohne Weiteres aus dem Schmutz heraus in die vornehme Welt zu kommen. Diese Frage konnte Einen im Athem halten; schon in der Wiege gelangte Beifall und Tadel als Meinungäußerung der fernen Herrschaften zu der kleinen Vera und in ihr ganzes Kinderdasein klang stets das Wort: Auf diese Art, Kind, wirst Du nie einen Platz behalten! Oder: So ists gut; so wird einmal ein tüchtiges Dienstmädchen aus Dir! Sie wurde auferzogen in der großen, einfachen Erkenntniß Dessen, was der Armuth frommt und opferte willig von dem Ihrigen, was verlangt wurde; ja, sie klagte nicht einmal mehr über Mißgeschick, seit ihr bedeutet worden war, daß die Damen das Heulen in der Küche nicht vertragen können.

Durch den ewigen Hinweis auf die „Herrschaft" kam es wie ein Schicksal über sie; der Beruf, zu dem sie sich vorbereitete, wurde etwas so Großes und Verantwortungvolles wie das Hüten eines Heiligthums. Sie schauderte ein Wenig bei dem Gedanken und legte willig ihr ganzes Kindergewicht in die Schale, die ihre Bestimmung trug. Ihre Mutter hatte ja selbst gedient, deren Mutter auch und wahrscheinlich so fort alle Ahnen in aufsteigender Linie, so lange die Welt stand. Ehe sie noch selbst eine „Herrschaft" gesehen, war sie vollauf vertraut mit allen Launen und Eigenschaften dieser göttlichen Wesen. Sie wußte auch, daß das Ganze gar nicht so entsetzlich sein müsse, wenn man nur schwieg und sein Bestes that.

So ausgerüstet, vollendete sie ihr vierzehntes Jahr und trat ins Leben hinaus, geläutert und fest in dem Verständniß, daß all ihre eigenen Forderungen gleich Null und all die Pflichten, die am Horizont erschienen, zwar ungeheuer schwer, aber von ihr zu erfüllen waren. Wer sie in dieser Periode ihres Lebens sah, muß gestehen, daß sie trotz manchen Schwächen etwas Unvergleichliches war: ein seelengutes, pflichtgetreues kleines Wesen, dessen Grundeigenschaft die stete Bereitwilligkeit war, Andere zu schonen und sich selbst zu belasten. Ein unentwickeltes Kind, das mit der entsagenden Weisheit eines Greises seine Sorgen so gründlich für sich zu behalten verstand, daß man fast den Eindruck erhielt, es habe überhaupt keine. Sie sah auch immer so hübsch froh und zufrieden aus. Und vor Allem war sie so gut mit den Kindern.

Wo sie geboren wurde, ist gleichgiltig. Sie drängte, wie alle Armen, ans Licht, und wenn sie nicht in der Hauptstadt geboren war, so fand sie doch bald den Weg dorthin. Das Leben, fand sie nun, packte sie durchaus nicht so hart an, wie sie erwartet hatte. Wenn Keiner von den Nächsten es sah, kniff die Freude ein armes Dienstmädchen in die jungen Wangen und flüsterte ihr thörichte Dinge ins Ohr; die jungen Götter des Lichts ließen die für sie Bestimmten sitzen, um sich den Träumen der Einsamen zu gesellen und die Finsterniß um sie her mit heiligen, der Familie trotzenden Ehegelöbnissen zu füllen.

Und nun mußte es gerade so ärgerlich und so höchst merkwürdig zugehen, daß Vera, die selbst vom Morgen aller Zeiten an ausersehen ward, der Anderen Sklavin zu sein, eines Tages das Kind der Freiheit unter dem Herzen trug. Kein Wunder, daß der Vater des Kindes vorzog, sie im Stich zu lassen. Unter dem

Vorwand, daß sie eine freche Dirne sei, die ihn verleitet habe, machte er sich unsichtbar und ließ sie für das Uebrige sorgen. Als ein Kind, das sie noch war, wußte sie vorläufig von nichts, sondern freute sich nur ihres Lebens. Sie stellte nach keiner Seite hin Ansprüche, sondern nahm dankbar entgegen, was ihr zu Theil wurde, und war ganz kindisch benommen von dem Lohn, der wie ein Goldregen in arme Hände fiel. Ohne das Ziel klar zu sehen, schaffte sie sich, Stück vor Stück, Alles an, was man braucht, um sich in die festlich gekleidete Menge mischen zu können, die, Paar um Paar, in Cirkus und Skalatheater wandert. Und eines Tages hatte sie, was dazugehört; nur noch nicht die Freiheit.

Durch ihre ganze Kindheit hatte es unaufhörlich geklungen: Wenn Du ein gutes Mädchen bist und Alles thust, was man Dir befiehlt, ohne zu raisonniren, dann darfst Du vielleicht nachmittags Deine Wäsche nachsehen und an Sonntagen morgens rasch in die Kirche laufen, während die Gnädige Deine Arbeit übernimmt. Wir haben uns immer so aufgeführt, daß wir wie zur Familie gehörig behandelt wurden und die abgelegten Kleider der Herrschaft tragen durften.

Vera wußte das Alles ja, auch ohne daß es gesagt wurde; in ihr armes Heim wars als Tradition eingehämmert. Noch während sie zu Haus war, kam manchmal eine alte Dame, die Großmutter besuchte und „Sie“ zu ihr sagte; Großmutter knixte dann, so hinfällig sie war, und sagte „Euer Gnaden“. Das gab der Armuth des Hauses einen gewissen Glanz, einen Widerschein des reichen Sonnenglanzes der Gnade. Und sie hatte mit ihrem Theil treulich dazu beigetragen; anders konnte es ja nicht sein. Das war nun mal ihr Schicksal

Eines Tages aber geschah das Unfaßliche, daß sie alle guten Traditionen über den Haufen warf und sowohl Erbtheil als Kinderlehre von sich abstreifte. Ein Sonnenstäubchen hatte sie befruchtend getroffen und sie trug ihre armsälige Hoffnung unter dem Herzen, allein für sich selbst, ohne Stütze von irgendeiner Seite und dennoch vergnügt und festlich gestimmt. Darin lag etwas Halsstarriges, das sich jeder Erklärung entzog. Ein armes Kind, das bisher gutartig war und das volle Vertrauen der Herrschaft genoß, geht plötzlich hin und verdirbt sich selbst Alles, einer fixen Idee zu Liebe. Sie wollte sich selbst ihr Gut und Schlecht zumessen, auf die Gefahr, dabei zu verlieren; und verlieren mußte sie ja, wenn man die Sache nach der Gesindeverordnung und dem freien Uebereinkommen berechnete. Nur als ein wunderlicher Anfall von Größenwahn wars zu erklären (die bittere Armuth im Elternhaus mochte schuld sein), daß sie die dünne selbstgekaufte Jacke der kostbaren, von der Frau abgelegten vorzog und sich lieber in ihrem bescheidenen Kämmerchen nach ihrem eigenen Kopf einrichtete, als daß sie in der Familie das Aschenbrödel machte Aber schließlich wars ja für sie selbst am Schlimmsten Auf die Anderen konnte es nur drollig wirken, wie sie ihre winzige Eigenpersönlichkeit so pietätvoll hegte, als habe sie plötzlich entdeckt, daß sie von altem Adel sei.

Mit der guten, halbkameradschaftlichen Umgangsform, die das wahre Verhältniß so hübsch verdeckte, war es nun vorbei. Vera wünschte es selbst und markirte zuerst die neue Stellung; es schien, sie finde eine Genugthuung darin, ihre Dienereigenschaft immer zu unterstreichen. Bisher hatte sie Alles von der Güte ihrer Herrschaft angenommen und viele Vergünstigungen erlangt, die ihr nicht zukamen; sie konnte sich zu jeder Tageszeit ein Freistündchen erbitten und, wenn sie entbehrlich war, der Bewilligung sicher sein. Mit einem Mal verzichtete die Un-

dankbare auf das Alles und erreichte als Ersatz dafür einen einzigen freien Abend in der Woche, der aber ganz ihr gehörte, so daß Niemand auf Gottes Erde als sie darüber zu bestimmen hatte. Und darauf eben kam es an; sie mochte ihrer Herrschaft diesen Abend gern schenken, aber sie sollten sie darum bitten wie um einen Dienst. Vera, der es vorausbestimmt gewesen war, Anderen zu dienen, war zum ersten Mal in die Lage gekommen, freiwillig Dienste erweisen zu können; sie hatte sich das Recht erkämpft, aus eigener Machtvollkommenheit Nein sagen zu können. Sie war zu hilfsbereit, um es wirklich zu thun; aber es war immerhin schön zu wissen, daß die Gnädige, selbst wenn sie an diesem Abend ein Kleines bekame, nicht so ohne Weiteres sagen konnte: Vera bleib zu Haus! Daß sie es als eine Gefälligkeit von ihr erbitten mußte. Vera war an einer Stelle unantastbar geworden; dafür opferte sie freudig Alles und meinte, noch zu gewinnen.

An ihrem Freiabend aber schwirrte sie ins hellste Licht hinaus: am Liebsten unter die Eingänge zu den großen Vergnügunglokalen. Da stellte sie sich geduldig hin, starrte ins Licht und wartete, bis sie so glücklich war, ihren weichen Arm unter den des jungen Mannes stecken zu können, ohne den es für ein Dienstmädchen keine rechte Freude giebt. Im Winter ist der Eingang zum Cirkus ein günstiger Ausstellungort für Einen, der über wenig Zeit verfügt; im Sommer muß man eine der Parkalleen aufsuchen. Da steht man in der Reihe und lauscht der Musik, während Soldaten und andere junge Bursche unter den Laternen auf und abgehen und ihre Wahl treffen.

Ein unsicheres Dasein ist es. Vera fing das Glück und verlor es wieder. Mehr als einmal. Mit nur einem freien Abend wöchentlich war es fast undenkbar, einen Jüngling festzuhalten, der ja jeden Abend zu seiner Verfügung hat; er ward der Sache leicht satt und schenkte das Cirkusbillet und seinen ritterlichen Schutz dann einer Anderen, die es besser hatte. Meist zog sich an solchen Tagen auch noch das Mittagessen hinaus, und kam sie endlich fort, so war es zu spät, um ihn aufzusuchen. Da mußte sie sich denn zu einem anderen Jüngling mit Cirkusbillet schlagen, um doch ein Bischen ins Leben hinauszukommen.

So oft sie knapp vor Tisch hinablief, um die letzten Ingredienzien zum Mittagsmahl zu kaufen, flatterte es vor ihren neidischen Augen von Geschäftsdamen, die auf dem Heimweg waren. Sie sind frei, der Abend gehört ihnen von sechs Uhr an, ihrer ist das Leben, alle vornehmen Herren sehen ihnen nach; sie beherrschen für eine Weile den Korso ausschließlich. Unter ihnen soll sogar Eine sein, die mit einem jungen Grafen geht; und sie ist gar nicht schöner als die Anderen. Er holt sie vom Geschäft ab und begleitet sie durch die Stadt, bei hell lichtem Tage! Vera sah sich in den Spiegel und zog Vergleiche. Sie wollte Ladenfräulein werden. Ja, sie war unstreitig der Stellung gewachsen, wenn sie nur erst nicht mehr bei der Gasflamme zu stehen brauchte, wenn das Haar auf einer Seite zurückgekämmt wurde und das Schwarze von der Herdbürste von den Fingern abging. Und mit ihrer neuen Jacke! Sie durfte den ganzen Korso hinabgehen, ohne die Augen niederschlagen zu müssen. Sie kündigte sofort den Dienst und ging in der letzten Zeit, zum Aerger der Frau, in der Küche mit Handschuhen umher. Dann bat sie um die Erlaubniß zum Ausgang, „um einen neuen Platz zu suchen“ (dreimal, wie das Gesetz es vorschrieb); putzte sich auf und suchte ein altes Stickmustertuch aus der Schulzeit hervor. Da gab es Hexenstich, Kreuzstich, Lückensaum,

gothische Buchstaben, ein ganzes kleines handgesticktes A B C. Das sollte ihr den nöthigen Schubs geben.

Und so war es bestimmt: Vera wollte Handstickerin werden, weil sie nun einmal das Mustertuch zeigen konnte (als Probe Dessen, was sie nie erlernt hatte). Waren etwa nicht von ihr selbst die Zacken an ihrem Einsegnunghemd geschlungen? Mit eigener Hand hatte sie die über ein Zwei-Dere-Stück gezeichnet und jeden Stich selbst gemacht.

Sie ging in eins der großen Geschäfte und verlangte, den Chef zu sprechen. Er betrachtete das Tuch, dann noch ein Taschentuch, an dem sie kürzlich Namen und Hohlsaum genäht hatte, und unterdrückte ein Lächeln. Er war ein gebildeter Mann (vielleicht allzu gebildet für Veras Welt) und sagte: „Das ist ja sehr schön; können Sie auch zeichnen?"

Vera hauchte in heiserer Freude ihr Ja hinaus; sie dachte an das Zwei-Dere-Stück und an die Zacken. Des Scheines halber ließ er sie es mit ein paar Epheublättern versuchen; sie kratzte Etwas hin, das einem zerbrochenen Haarkamm glich, und lächelte ihn mit bestrickender Zuversicht an.

„Na, Das ist ja recht gut", sagte der Chef zögernd. „Aber warum wollen Sie eigentlich Ihre Lebensstellung wechseln?" Er kannte diese armen Nachtschwärmer so gut, die irgendwo aus dem Dunkel daherkamen und so lange blind an das erleuchtete Glas prallten, bis sie tot herabfielen. Alles Ueberreden war hier hoffnunglos und seine Worte klangen auch zunächst wie ein Seufzer über die Schwierigkeit, heutzutage ein Dienstmädchen zu halten. „Man verdient ja viel mehr in der Stellung, die Sie haben; aber Sie haben vielleicht Neigung zu Handarbeiten?"

„Ja", erwiderte Vera arglos; „und man ist so gebunden im Dienst" Na, augenblicklich sei zwar kein Bedarf für sie, aber der Chef werde sie in Erinnerung behalten. Er erhielt ihre Adresse.

Von diesem Tag an ging Vera mit klopfendem Herzen umher. Sie zählte die Tage, obwohl sie nicht wußte, wie viele von ihnen in Ungewißheit lagen; so oft der Postbote klingelte, glaubte sie, es gelte ihr; und meldete sich der Zweifel, so wiederholte sie sich nur die freundlichen Worte des Chefs. Sie stand mit einem Bein schon außerhalb ihres Tagewerkes, war jede Minute bereit, aufzubrechen, wurde ihrer Arbeit mehr und mehr überdrüssig und begann, unverläßlich zu werden. Sie erhielt die Kündigung, sandte dem Chef ihre neue Adresse, verdöselte die Arbeit und wartete. Wieder wurde ihr zum nächsten Monat gekündigt; sie sandte wieder die Adresse und wartete; in einem Zustand wunderlicher Starrheit.

Eines Tages konnte sie nicht mehr Draußen war Frühling Sie lief von ihrem Platz fort, miethete ein Zimmerchen und stürzte sich hinaus in das Gewimmel der kleinen gefeierten Jackenmädchen. Einen Monat brachte sie so zu, trat von früh bis spät den Asphalt, bot sich vergebens in den Geschäften an, war jeden Abend im Cirkus. Als der Monat um war, hatte sie noch das Meiste von ihrer Ehre übrig, jedenfalls zu viel, um davon leben zu können; aber der Sparpfennig war aufgezehrt und ein großer Theil der Garderobe im Versatzamt.

Da gab sie es auf, sich mit den Ladenfräulein zu messen, und erkannte niedergeschlagen, daß auch ein geringeres Maß an Glück genügen könne. Eine Weile dachte sie daran, Haushälterin bei einem älteren Herrn zu werden; und da

sie hübsch war, bot sich ihr rasch ein Platz. Aber im letzten Augenblick bangte ihr davor, alle Konsequenzen der Stellung auf sich zu nehmen.

Wohl stand ihr der Rückweg zu Vergangenheit und Herrschaften offen; aber sie wollte auf ihre Freiheit nicht verzichten. Es war das theuer erkaufte Kind ihres armsäligen Daseins und sie wachte darüber wie eine verlassene Mutter, die zu jedem Opfer bereit ist. Und eines Tages schloß wie von selbst das Fabrikthor sich hinter ihr.

In der inneren Stadt zeigte sie sich nicht mehr; die Jacke war so schlissig und zerknüllt und sah aus, als werde sie abends als Nachtjacke gebraucht. Das Haar war dünn und wollte sich nicht recht krausen. Und auch das Gesicht war dünn. An Selbstkritik fehlte es ihr nicht. Aber sie sah ihren Traum verwirklicht: „Freiheit von sechs Uhr an"; und sie schwelgte von Sechs bis Acht in dem lebhaften Gewimmel froher Menschen.

Im Sommer verlegte die Jugend ihren Korso auf den Kapellenweg bis zum Rondeau hinaus. Auch hier giebt es vornehm gekleidete Herren mit frisch gebügelten Cylindern. Einer von ihnen wurde der Auserkorene. Ein Grafensohn war er zwar nicht, aber er hatte in einer Dilettantenkomoedie im Volkshaus den Grafen gegeben. Damals wohnte Vera im eigenen Dachkämmerchen am Frederikssundweg. Dann aber bekam sie das Kind und mußte über den Hof zu einer armen Familie, die schon viele Kinder zu hüten hatte.

Der Graf glitt rasch aus ihrem Dasein. Und von nun an verbrachte sie ihre Abende damit, draußen, wo die Stadt in Felder übergeht, an den kalten Ecken zu stehen und auf Frederik zu warten; meist vergebens. Zum letzten Mal sah ich sie da in einer Weihnacht. Sie stand Stunden lang vor einer Kellerkneipe, zitternd vor Kälte und Kummer, in der Hoffnung, einen Schimmer von ihm zu erhaschen und ihn in ihr armsäliges Nest mit heimzuziehen. Die Jacke existirte noch, konnte aber nicht geschlossen werden. Vera war hochschwanger. Und Frederik war ihrer müde geworden und zog den Keller vor; von Zeit zu Zeit sandte er einen Späher hinauf, um zu sehen, ob sie nicht schon abgezogen sei.

So sind ihre „freien Abende"; die würde sie aber nicht opfern und wieder einen Platz nehmen; in all ihrem Elend sieht sie voll Verachtung auf die Vergangenheit zurück. Viele haben ihr Mitleid gezeigt und sich bemüht, sie zur Vernunft zu bringen, aber ihr ist nicht beizukommen. Die Freiheit hat ihr kein Wohlergehen geschenkt; dies vaterlose Kind der Liebe hat sie vielmehr bis auf den letzten Faden geplündert. Aber eben deshalb liebt sie es wahnwitzig, mit Augen, die von Selbstverzehrung glühen; wie eine verhungerte Wölfin brütet sie, nach allen Seiten fletschend, über ihrem halbverkommenen Jungen. Selbst Frederik wagt nicht, dies fremde Wesen aus dem Nest zu schleudern.

Ihre Tochter wird nicht mit schweren Traditionen belastet sein. Sie soll nicht hinaus, um zu dienen. Das steht fest. Sie wächst auf unter den Bedingungen, die nun einmal die der unehelichen Kinder sind. Und eines Tages erwacht sie vielleicht zu der bitteren Erkenntniß, daß sie ohne Vater auf die Welt gekommen ist und ihre eigene Mutter auffressen mußte, um sich einen Weg zu bahnen.

Kopenhagen. Martin Andersen Nexö.

Trost.

Das ist so wunderschön und fremd,
Daß von der offnen stolzen Welt
Dein Aug', und blickts auch ungehemmt,
Sich nur das lichte Land behält.

Am Wege blüht der Hollerstrauch,
Die weißen Hügel sind ganz nah,
Da Dir von einem süßen Hauch
Das erste, tiefe Glück geschah.

Das macht: es hat Dein lautes Herz
Dies Glück so bang und hold bewegt,
Daß wälderein und hügelwärts
Es nur die lichten Träume trägt.

Gehst Du in fremden Ländern auch:
Da Dir das erste Glück geschah,
Am Wege blüht der Hollerstrauch,
Die weißen Hügel sind ganz nah.

Wien. Ernst Lothar.

Auswanderung.*)

Eins der schmerzlichsten Probleme für zwei von drei im Mitteleuropäischen Wirthschaftverein vertretenen Staaten, Oesterreich und Ungarn, ist die Auswanderungfrage. Aus Oesterreich-Ungarn wandern mindestens dreihunderttausend Menschen jährlich übers Meer und eben so groß oder noch größer ist die Zahl der Saisonwanderer, die vom Standpunkt des die Leistungen der ihm Angehörigen einbüßenden Staates wie vom Standpunkt des im Ausland Erwerb suchenden Individuums auch als Auswanderer gelten müssen. Auswanderer nenne ich Jeden, der sich auf unbestimmte Zeit aus der Heimath entfernt mit der Absicht, im Ausland seinen Lebensunterhalt zu suchen, und die ihn begleitenden oder ihm dahin nachfolgenden Familienangehörigen.

Während man in Deutschland einen prinzipiellen Unterschied zwischen Auswanderung sensu stricto, die dort eine beneidenswerth geringe Rolle spielt, und der Saisonwanderung macht, die in Deutschland ja nicht als Ab-, sondern als Zuwanderung auftritt, kann ich vom Standpunkt eines Arbeiterexport- und Auswanderungstaates, wie es Oesterreich leider in hohem Maße ist, zwischen diesen beiden Kategorien keinen grundsätzlichen Unterschied anerkennen und muß deshalb

*) Fragmente aus einem Vortrag, den der Vicepräsident der krakauer Gesellschaft für soziale Wissenschaften im Mitteleuropäischen Wirthschaftverein gehalten hat.

von beiden sprechen, da beiden sowohl das Schutzbedürfniß des Individuums wie die Staatseinbuße an Arbeiterkraft gemeinsam ist. Da übrigens die österreichische Amerika-Wanderung sich zum großen Theil als Auswanderung mit Rückkehrabsicht darstellt, so fällt auch das letzte Merkmal, die Reise über See, das früher als für die Unterscheidung zwischen Aus- und Abwanderung maßgebend angenommen wurde.

Zwischen dem Staat, der Arbeiter liefert, und dem, der sie durch Arbeitgelegenheit überhaupt oder durch günstigere Arbeitbedingungen an sich zieht, besteht ein natürlicher Interessengegensatz, analog dem zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Wie es Pflicht einer in die Zukunft schauenden Sozialpolitik sein muß, diesen natürlichen Interessengegensatz zwischen den einzelnen Bevölkerungsklassen innerhalb des selben Staates zu mildern, so muß es auch Aufgabe der Wissenschaft und der sie pflegenden internationalen Vereine, insbesondere des Mitteleuropäischen Wirthschaftvereins sein, zur Milderung bestehender Gegensätze zwischen den einzelnen Staaten und Nationen beizutragen. Viel geschieht schon, wenn man sich dieser Gegensätze bewußt wird und Verhältnisse anbahnt, die den Interessen beider Theile möglichst Rechnung zu tragen suchen. Die nothwendige Verständigung wird dann der Thatsachenerforschung zu folgen haben.

Ein Arbeiterexportstaat muß die Tendenz haben, durch Hebung der Produktionkraft, des inneren Konsums und der Volksbildung bei den oft von den Agenten zur Auswanderung verleiteten Analphabeten die Zahl der Auswanderer auf ein Mindermaß wirklich Ueberzähliger zu beschränken und der Düngung fremden Bodens durch die tüchtigsten Kräfte des eigenen Volksthumes ein Ziel zu setzen. Doch darf sich dieser Staat der Einsicht nicht verschließen, daß in der Auswanderung (insbesondere der auf kürzere Zeit) eine Schule wirthschaftlichen Fortschrittes gegeben ist, der schließlich dem Heimathland nützt, und er muß, bis sich seine wirthschaftlichen Verhältnisse gehoben haben, die Auswanderung als ein Sicherheitventil, als einen nothwendigen Beitrag zur Abschwächung sozialer Gegensätze und als ein günstiges Mittel, wenn auch von zeitlicher Dauer, ansehen, den bei dem heutigen Stande der Industrie und Landwirthschaft Unbeschäftigten lohnende Arbeit zu verschaffen. Ist nach längerer Anstrengung das wirthschaftliche Niveau des Arbeiterexportstaates gehoben, was nie in raschem Tempo, sondern immer nur allmählich erfolgt dann sind die Arbeiterimportstaaten, da immer neue Völker auf der Bildfläche des internationalen Verkehrs erschienen, inzwischen mit Arbeitern anderer Staaten und Völker versorgt worden und die Erfindungen der Technik haben daneben das Bedürfniß nach einer größeren Anzahl von Arbeitern wohl auch herabgemindert, politische Ereignisse haben vielleicht die Grenzen der Staaten verschoben, so daß sie eine jähe Stagnation ihrer Versorgung mit ausländischen Arbeitkräften und Ansiedlern wohl in keinem Fall zu befürchten haben.

Ist ein Staat in der ungünstigen Lage, etwa anderthalb Prozent seiner Bevölkerung an das Ausland abzugeben, wie es in Oesterreich-Ungarn der Fall ist, so muß er sowohl vom Standpunkt der sozialen Fürsorge für sie wie auch vom Standpunkt der Hoffnung, sie jemals zurückzugewinnen und ihre Kräfte für die eigene Zukunft zu verwerthen, zwischen verschiedenen Einwanderer- und Arbeiterimportstaaten unterscheiden. Offenbar tritt der wirthschaftliche Gegensatz zwischen Export- und Importstaat um so stärker hervor, je weniger Aussicht für den Exportstaat vorhanden ist, seine konnationalen Arbeitkräfte zurückzugewinnen, je

größeren Gefahren ihr Leben oder ihre Gesundheit durch Klimawechsel, ungewohnt intensive Arbeit, insbesondere Akkordarbeit ausgesetzt ist, je ungünstiger das materielle Ergebniß ihrer Lohnarbeit ausfällt, das oft ja noch durch unproduktiven Vermittler- und Agentengewinn reduzirt wird, und je mehr ihre Moral und ihr Wohlergehen durch böses Beispiel, Verführung, allgemeine Rechtsunsicherheit in ihrem neuen Milieu untergraben werden.

Die Einführung des zeitweiligen Aufenthaltsverbotes für einen Theil österreichischer Saisonarbeiter in Deutschland und der ihnen hierdurch zugefügte weitere wirthschaftliche Nachtheil, daß sie im Fall einer Verunglückung für immer in der Höhe einer dreijährigen Rente abgefunden werden, als ob sie freiwillig Deutschland verlassen hätten, die Aberkennung der Unfallentschädigung für die in Oesterreich zurückgebliebenen Witwen und Waisen verunglückter austro-polnischer Landarbeiter, die Monopolisirung des Arbeiterbezuges aus Oesterreich-Ungarn und Rußland in einer nicht nur von wirthschaftlichen Tendenzen geleiteten Institution und die Unterstützung österreichischer, nicht einmal konzessionirter Privatagenten niedrigster Sorte unter Ausschluß der österreichischen öffentlichen Arbeitvermittelungämter, der Zwang zur Ausstellung von Legitimationpapieren, und zwar in besonderen Farben nach den einzelnen Nationen, schließlich die Zuweisung der Arbeiter bei Ueberschreitung der Grenze an im Voraus bestimmte Arbeitgeber und die darin enthaltene offenbare Einschränkung ihres freien Verfügungrechtes: solche Mittel sind nicht geeignet, staatliche Interessengegensätze zu mildern. Ist auch das zeitweilige Aufenthaltsverbot eher aus national-politischen Rücksichten begreiflich, so kann der wirthschaftliche Schade, der seine Folge ist, nämlich der Wegfall der vollen Unfallversicherungrente, gewiß in keinem Fall berechtigt erscheinen. Der die Einführung der Legitimationpapiere angeblich begründende häufige Kontraktbruch der polnischen Saisonarbeiter würde gewiß seltener werden oder ganz verschwinden, wenn angesehene Institutionen sich nicht galizischer Privatvermittler bedienen würden, die durch Versorgung der Arbeiter mit auf verschiedene Namen lautende Arbeitbücher, durch Zureden und Agitationen sie in den meisten Fällen erst zum Kontraktbruch verleiten, um sie dann gegen nochmalige Beziehung der Vermittelungsgebühren an neue Arbeitgeber zu verschachern. Die Schuld trägt also der Vermittler; und gestraft werden die Arbeiter. Man will den leichtsinnigen und die Landwirthschaft wirklich empfindlich schädigenden Kontraktbruch bekämpfen und bindet thatsächlich den Arbeiter an die Scholle, weil doch das theoretisch ihm zuerkannte Recht auf nachträgliche Lösung des Arbeitvertrages so viele Plackereien und Schwierigkeiten bei seiner Realisirung für ihn nach sich zieht (die durch Unkenntniß seiner Sprache und durch nationalen Antagonismus noch verschärft werden), daß es nur selten in der alltäglichen Wirklichkeit ausgeübt werden dürfte.

Wer daher eine ehrliche Verständigung und Annäherung der einzelnen Nationen und Staaten oder wenigstens einen erträglichen modus vivendi im gemeinschaftlichen Interesse herbeiwünscht, muß die soeben flüchtig erwähnten Versuche wirthschaftlicher Sonderbehandlung als eben so viele Hindernisse erkennen.

Was soll nun in den Grenzen der Möglichkeit geschehen, um für die Arbeiterexportstaaten das Minimum zu leisten, das sie in ihrem Lebensinteresse anzustreben gezwungen sind? Vor Allem muß in Oesterreich der öffentliche Arbeitnachweis entsprechend ausgebaut werden. Die einzelnen Aemter muß man mit einer gut

honorirten und auf der Höhe sozialer Bildung stehenden Beamtenelite besetzen und sie müssen, zum Zweck des Austausches von Angebots- und Nachfragemeldungen, nach Kronländern gruppirt und mit einem Reichsarbeitamt an der Spitze in engen Zusammenhang gebracht werden und das ganze Geschäft der Arbeitvermittelung nach dem Ausland und zum großen Theil wohl auch im Inland in die Hand nehmen. In den Arbeiterimportländern muß, sowohl in deren eigenem wirthschaftlichen Interesse wie auch im richtig verstandenen nationalen, der Bezug der Arbeiter aus dem Ausland ausschließlich durch Vermittelung der öffentlichen Arbeitnachweisämter im Nachbarstaat erfolgen, damit endlich das betrügerische und ausbeutende Privatagententhum ausgeschaltet werde. Daneben müssen die Arbeiterimportländer im eigenen Interesse alle wirthschaftlichen Benachtheiligungen der ausländischen Arbeiter, die ihnen doch als anerkannte Arbeitkräfte wünschenswerth sind, vermeiden und bestehende Ausnahmegesetze aufheben.

Für den Arbeiterexportstaat bleibt noch eine Aufgabe, an der aber auch die Importstaaten mittelbar interessirt sind. Ein österreichisches Auswandererschutzgesetz könnte bewirken, daß große Massen bisher über See gelockter Arbeiter im Lande blieben und sowohl zur Verwendung im Inneren des Staates wie im Ausland (besonders in Deutschland) frei würden. Eine in Oesterreich unter ministerieller Oberaufsicht zu gründende und durch die diplomatischen Vertreter informirte, wenn auch von einem privaten Verein geleitete Centralauskunftstelle würde über Arbeit- und Ansiedelungsgelegenheit im Ausland Auskunft geben und ein Reichsauswanderungamt die Ausführung des Schutzgesetzes überwachen und leiten.

Sehr wichtig sind zwei Momente, die bei der Regelung der Auswanderungfrage für Oesterreich in Betracht kämen. Nach dem deutschen Gesetz vom neunten Juni 1897 dürfen Wehrpflichtige nur befördert werden, wenn sie eine Entlassungurkunde oder ein Zeugniß der Ersatzkommission haben, worin bescheinigt ist, daß ihrer Auswanderung aus dem Grunde der Wehrpflicht kein Hinderniß entgegensteht. Diese Bestimmung (§ 23 a) gilt auch für Ausländer, wie die Textirung der Paragraphen 23 a und b im Gegensatz zu c beweist, in dem nur von Reichsangehörigen die Rede ist. Auch hat sich die preußische Regirung in den Paragraphen 13, 14 und 17 der noch zu Recht bestehenden Kartellkonvention vom zehnten Februar 1831 ausdrücklich unserer Regirung gegenüber verpflichtet, die Beförderung der Flucht unserer Militärpflichtigen oder deren Verführung zur Flucht eben so wie die der eigenen Staatsangehörigen unter Strafe zu stellen. Trotzdem ist die Beförderung österreichischer und ungarischer Wehrpflichtigen in Hamburg und Bremen alltäglich. In den Prospekten des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie wird nur zwischen Deutschen und Nichtdeutschen unterschieden und von der zweiten Kategorie kein dem Paragraphen 23 a genügendes Papier verlangt. Ist meine Interpretation der gesetzlichen Bestimmungen richtig, dann müßte an die beiden großen deutschen Gesellschaften eine klare Rechtsbelehrung ergehen. Ferner ist noch von der Auswanderung nach Brasilien zu reden. Während die Beförderung deutscher Auswanderer nach Brasilien auf die drei Südstaaten beschränkt ist, werben deutsche Agenten in Oesterreich für den Staat Sao Paolo, der die Beförderungskosten ganz oder zum Theil auf sich genommen hat, Landwirthe (da der Boden dort für österreichische Auswanderer zu theuer ist, eigentlich Plantagenarbeiter). Allerdings widerspricht dieses Vorgehen nicht dem Text des Para-

graphen 23c, der seinen Schutz auf Reichsangehörige beschränkt; aber den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland würde die gesetzliche Ausdehnung des Paragraphen 23c auf alle Auswanderer ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit entsprechen. Die schlechte Behandlung, der niedrige und oft in „vales“ (Anweisungen) an den Kaufmann gezahlte Lohn, die hohen Lebensmittelpreise, das dem mitteleuropäischen Arbeiter schwer erträgliche Klima auf den Kaffeeplantagen Sao Paolos: Das Alles empfiehlt den Schritt, zu dem ich rathe.

Es hieße die Bedeutung der Auswanderungfrage verkennen, wollten wir bei diesem Resultat stehen bleiben und die Internationalität des großen Problems vergessen. Aus sozial-politischen und aus sozial-ethischen Gründen ist es nöthig, zwischen allen Staaten, für welche die europäische, vielleicht auch die chinesische und ostindische Kuliauswanderung in Frage kommt, internationale Verträge anzubahnen, in denen gemeinschaftliche Grundsätze der Auswanderung- und Einwanderungstatistik festgelegt würden, da die bisherigen, nach verschiedenen Methoden gefundenen statistischen Daten keinen genügenden Aufschluß bieten und in einigen für unsere Frage besonders wichtigen Staaten, wie Oesterreich-Ungarn, Brasilien, Argentinien, Rußland und den Balkanländern, die offizielle Statistik noch in den Kinderschuhen steckt oder politischen Sonderinteressen dienstbar gemacht wird.

In diesen Verträgen müßte die Lieferung von angeworbenen Arbeitern nach dem Ausland, wo sie nicht schon verboten ist, ausschließlich öffentlichen Arbeitvermittlunganstalten vorbehalten und bis zur allgemeinen Durchführung dieses Grundsatzes die strengste Kontrole der Privatagenten gesichert werden. Ferner müßte man die Bedingungen der Rechtsverbindlichkeit von im Ausland ausgestellten öffentlichen Urkunden (Geburt-, Tauf-, Trau- und Totenscheinen) für das Inland vereinfachen. Auf diesem für das Privatrecht, insbesondere das Erb- und Eherecht, die Militärstellungpflicht und Anderes so wichtigen Gebiet sehen sich, weils ihnen an als vollkommen glaubwürdig anerkannten Urkunden fehlt, die im Ausland, insbesondere in Amerika Geborenen, doch nach Oesterreich Zuständigen bei ihrer Rückkehr oft beträchtlichem Schaden ausgesetzt.

Will man einen Gedanken verwirklichen und seine Ausführung überwachen, so gehört dazu mehr als augenblickliche Begeisterung, mehr als eine internationale Konferenz von Staatsmännern, wie sie Roosevelt vorschlug, mehr als ein wissenschaftlicher Kongreß: es bedarf der einheitlichen und ausdauernden Leitung durch ein alle Bemühungen, Kenntnisse und erstrebenswerthe Gedanken zusammenfassendes internationales Institut. Das hätte in unserem Fall die Aufgabe, genaue Informationen von den Auswanderungämtern der verschiedenen Staaten über die Lage der Auswanderer in den einzelnen Ländern, über die dort geltenden Gesetze, Lohnhöhe, Lebensunterhalt, Fauna und Flora zu sammeln und internationale Vereinbarungen vorzubereiten, die dem hier skizzirten Gedankengang einstweilen wenigstens halbwegs entsprechen. Von den Staaten Europas und vielleicht auch der Union gemeinsam erhalten, würde ein solches Institut zu vernünftiger Besiedelung der Erde auf bisher unbewohnten, ungeheuren Flächen beitragen und durch seine Forschungen zugleich der Vergleichenden Rechtswissenschaft, der Völkerkunde und den Naturwissenschaften zu dienen berufen sein.

Krakau. Dr. Leopold Caro.

Kohlenzoll.

Einen Kohlenausfuhrzoll haben deutsche Agrarier schon oft gefordert; mehr wohl in der Absicht, das Kohlensyndikat zu strafen, als in dem Wunsch, dem Staat zu helfen. Der Preispolitik des mächtigsten deutschen Industriekartells sollte ein Weg gewiesen werden, den es freiwillig nicht beschreiten wollte. Der deutsche Hüttenbesitzer und Fabrikant stöhnt seit Jahren über hohe Kohlenpreise; das Syndikat erklärt, daran sei die Steigerung der Selbstkosten schuld. Die Arbeiterlöhne und das Grubenholz verzehren immer mehr Geld. Also muß man durch Einschränkung der Förderung den Schaden zu mindern versuchen, den Konjunkturschwankungen bringen könnten. Preisreduktionen würden die Dividenden kürzen. Daß aber gerade die Konservativen dem Syndikat vorwerfen, es sei den Beweis dafür schuldig geblieben, daß seine Dispositionen auf die Lage des Marktes und auf die Interessen der Verbraucher „gebührende" Rücksicht nehmen, ist ein guter Witz. Die Zöllner sollten den Syndikaten nicht gar zu scharf den Text lesen; denn ohne ihre Schutzpolitik hinter hohen Mauern wären die privaten Monopolträger nicht so kräftig gediehen. In der Verwaltung des Kohlensyndikates sitzen gescheite und erfahrene Männer. Wer wollte einem Emil Kirdorf die Verdienste absprechen? Trotzdem beweisen die Thatsachen, daß diese klugen Wahrer ihrer Interessen nicht immer richtig disponirt haben. Da ist, zum Beispiel, der Geschäftsbericht für das Jahr 1907, in dem das Syndikat sagt: „Will man wirthschaftgeographischen Verhältnissen nicht mehr die Bedeutung beimessen, die ihnen nach allgemeinen volkswirthschaftlichen Begriffen zukommt, will man statt Dessen die Theorie aufstellen, daß die deutsche Kohle dem deutschen Markt, natürlich auch der deutsche Markt der deutschen Kohle erhalten bleiben muß, so ist es, folgerichtig, als unzulässig zu erachten, daß, zum Beispiel, an der Deckung des Kohlenbedarfes unserer Reichshauptstadt England noch mit etwa 1,10 Millionen Tonnen jährlich betheiligt ist gegenüber etwa 480 000 Tonnen, die von Westfalen geliefert werden; daß ferner von dem Kohlenumschlag Hamburgs in Höhe von etwa 7,50 Millionen Tonnen jährlich mehr als zwei Drittel auf die englische und weniger als 2½ Millionen Tonnen auf die deutsche Kohle entfallen. Weite Gebiete von Hannover und des mittleren Deutschlands sind leichter der englischen Kohle zugänglich als der deutschen." So klagten die Herren vor etwa einem Jahr; und sie forderten vom Staat eine Ermäßigung der Frachtsätze, besonders vom Kohlenrevier nach Berlin, auf daß der fremden Konkurrenz der Markt genommen werden könne. Ringsum wurde gelächelt. Warum dringt denn die fremde Kohle immer tiefer ins deutsche Gebiet? Weil sie billiger ist als das deutsche Produkt. Wer ist schuld daran? Das Kohlensyndikat (und der Fiskus, der mit seinen Kohlenpreisen auch auf den Pfaden des Geizhalses wandelt). Da ist ein Fehler in der Rechnung der Syndikatsherren. Im Jahr 1908 ist der Import fremder Kohle zwar von 13,73 (1907) auf 11,66 Millionen Tonnen zurückgegangen. Das war aber nicht die Folge eines künstlichen Eingriffes, sondern der schwächeren Konjunktur. Auch in dem Geschäftsbericht für 1908 vertheidigt das Syndikat die Richtigkeit seines Verhaltens und betont, daß die Pflege des Exports nöthig war, weil der steigenden Kohlenförderung sonst in schlechten Zeiten nicht der entsprechende Absatz zu sichern sei. Hätte der deutsche Bergbau im Jahr 1908 nicht 21 Millionen Tonnen Kohle (im Werth von 200 Mil-

lionen Mark) im Ausland abgesetzt, so wären viele Zechenarbeiter entlassen worden. Das klingt überzeugend. Nun aber weiter: die Kohlenförderung im Deutschen Reich hat (1908) 148,62 Millionen Tonnen betragen; das Inland hat 139,23 Millionen Tonnen verbraucht; also konnten 9 Millionen exportirt werden. In Wirklichkeit sind 21 Millionen Tonnen ausgeführt worden. Dem Konsum blieben also 12 Millionen Tonnen weniger, als er brauchte. Dieses Quantum mußte durch den Import fremder Kohle gedeckt werden. Da ist zwischen den Worten und den Thaten der Essener ein Widerspruch. Denn den deutschen Verbrauchern sind Kohlen entzogen worden, die das Ausland billiger bekam, als im Inland möglich war.

Soll der Ausfuhrzoll nun den Abnehmern oder der Reichskasse nützen? Die Antwort auf diese Frage ist wichtig. Wenn nämlich die Kohlenpreise im Inland herabgedrückt werden sollen, so muß die Ausfuhr zurückgehen; soll aber der Exportzoll den Reichssäckel füllen, dann darf die Ausfuhr nicht sinken. Das muß auch der Reichstag einsehen. Die Finanzkommission wollte zunächst nur eine Einnahme von 25 bis 30 Millionen Mark auf dem Papier haben. Die 25 Millionen, die die Erbschaften bringen sollten, müssen im tiefsten Schacht verschwinden; der Förderkorb aber bringt Ersatz zu Tage. Der Fiskus soll mit dem Syndikat gemeinsame Sache machen und mit ihm über die dummen Kerle lachen, die da glauben, es gehe um ihre Preise. Das heißt: dem Syndikat würde das Lachen bald vergehen. Seine Mitglieder sind von ungleichem Wesen und Werth. Abgesehen von den bekannten Gegensätzen zwischen Hütten- und Reinen Zechen, ist die finanzielle Struktur und die Ergiebigkeit verschieden. Wenn das Syndikat die Parole ausgiebt: „Der Zoll von 1 Mark für die Tonne wird auf den Konsum abgewälzt; zu diesem Zweck sind neue Produktioneinschränkungen, bei unverminderter Ausfuhr, vorzunehmen“, werden viele Mitglieder sich gegen den Befehl auflehnen, weil das im Betrieb investirte Kapital nicht der Gefahr der Ertraglosigkeit ausgesetzt werden darf. Durch Aktien, Schuldverschreibungen und Hypotheken sind dem Bergbau immer neue Mittel zugeführt worden; die Verpflichtungen gegenüber den Geldgebern sind schon keine Mittelgebirge mehr, mit bequemen Paßübergängen, sondern Hochalpen. Dem „mobilen Kapital“ soll zwar von Staates wegen nur das Maß von Achtung entgegengebracht werden, das nothwendig ist, um die Bereitwilligkeit zu neuen Steuerspenden zu sichern; aber das Kapital hat das Recht, sich zu wehren: und so darf man sich auf schroffe Opposition mancher Bergwerkgesellschaften gefaßt machen, die vielleicht die Syndikatsfesseln sprengen werden. Der Industrie könnte Das nur erwünscht sein, da sie billige Kohlen bekäme; für die Zechen aber wäre es arg. Das ist leicht zu erkennen. Die Harpener Bergbaugesellschaft muß jetzt neue Aktien ausgeben. Das Kapital soll von 80 auf 85 Millionen erhöht werden (erst im vorigen Jahr stieg es auf 80). Geht die Kotirungsteuer durch, so hat Harpen für Aktien und Schuldverschreibungen etwa 300 000 Mark im Jahr zu zahlen. Die Gesellschaft ist mit 7½ Millionen Tonnen Kohlen am Syndikat betheiligt. Die Förderung betrug etwa 7 Millionen Tonnen. Ist davon 1 Million exportirt worden (die Ausfuhr betrug 1908 rund 14 Prozent der deutschen Gesammtförderung), so brächte der Ausfuhrzoll eine Million. Mit der Kotirungsteuer wären es 1,30 Millionen, die von der Dividende abzuziehen wären. Solche Wirkungen hat unsere Kohlenindustrie von Ausfuhrzoll und Kotirungsteuer zu erwarten.

Die deutsche Kohlenindustrie braucht die Ausfuhrmöglichkeit. Wenn voll

produzirt wird (ohne Fördereinschränkung), ist das Ergebniß größer, als der Bedarf fordert. Der Nothausgang über die Grenze darf also nicht gesperrt werden. Eine wirkliche Kohlenknappheit hat sich erst einmal gezeigt (in den Jahren 1907/08); in normalen Jahren produzirt Deutschland mehr Kohle, als es braucht. Welche Erfahrungen hat denn England mit dem Kohlenausfuhrzoll gemacht, den der Schatzkanzler Sir Michael Hicksbeach 1901 durchsetzte? Im Jahr 1906 wurde der Zoll wieder aufgehoben. Der Transvaalkrieg hatte die Bilanz aus dem Gleichgewicht gebracht und man mußte neue Einnahmen haben. Der Zoll wurde auf 1 Shilling für die Tonne beziffert. In den Absatzgebieten, die England unbestritten beherrscht, ließ der Export nicht nach; die Preise wurden erhöht und den Zoll hatte der Verbraucher zu tragen. Das war auf den Märkten, die unter internationaler Konkurrenz stehen (Holland, Belgien, Frankreich), nicht möglich. Hier wirkte der Ausfuhrzoll wie eine Prämie zu Gunsten des ausländischen Produzenten. Die britische Ausfuhr ging zurück und die fremden Konkurrenten, besonders Deutschland, gewannen an Boden. Der Zoll wird entweder also auf den Verbraucher abgeladen oder vom Exporteur getragen, der dadurch an Konkurrenzfähigkeit verliert und von den fremden Märkten verdrängt wird.

Die deutsche Industrie, so weit sie auf den Bezug von Kohle (für Koks gilt, mutatis mutandis, natürlich das Selbe) angewiesen ist, hat in erster Linie mit der Abwälzung des Zolls zu rechnen. Am ersten Oktober 1908 sind die Kohlenausfuhrtarife beseitigt worden. Man wollte die Kohlennoth mildern und das Syndikat zu einer weniger harten Preispolitik bestimmen. Nur etwa zehn Prozent der gesammten Ausfuhr sollten getroffen werden; trotzdem wartete man gespannt auf die Wirkung, die diese erste staatliche Korrektur der Syndikatspolitik haben werde. Im Jahr 1908 ist der Export nicht zurückgegangen, sondern gestiegen. Dabei ist zu bedenken, daß die Ausnahmetarife erst seit einem Vierteljahr beseitigt waren und daß vor dem Termin der Aufhebung die Ausfuhr natürlich besonders stark forcirt wurde. Wichtiger ist die beträchtliche Steigerung des Kohlenexportes, die wir jetzt sehen. Im April 1909 hob sich die Ausfuhr von Steinkohle um 2,70 Millionen Doppelcentner; besonders viel ging nach Belgien und Holland. Das Syndikat hat nicht nachgegeben und die Wichtigkeit der von England bestrittenen Märkte (Belgien und Holland) für die deutsche Kohlenindustrie ist erwiesen. Der würde es, wenn man ihr einen Ausfuhrzoll um den Hals legte, ähnlich ergehen wie England nach 1901. Als vor einigen Monaten in Sachsen eine Kohlensteuer vorgeschlagen wurde, waren unter den zahlreichen Gegnern auch Konservative. Und das Industrieland Sachsen würde durch einen Ausfuhrzoll nicht weniger leiden als durch eine Kohlensteuer.

Ein Kohlenausfuhrzoll wäre eine fiskalische Maßregel, die auf wirthschaft- und handelspolitische Faktoren keine Rücksicht nimmt und nicht einmal als Strafmittel gegen das Syndikat zu empfehlen wäre. Deutschland hat auch nicht, wie England vielleicht, mit einer nahen Erschöpfung seiner Kohlenlager zu rechnen und braucht deshalb den Export nicht einzuschränken, um das Land vor Kohlennoth zu schützen. Und wenn unser Ausfuhrzoll vom Ausland mit Exportprämien bekämpft würde? Könnten wir dann noch konkurriren? Was sollte die deutsche Industrie mit einem embarras de richesse an Kohlen und Koks anfangen, wenn die Konjunktur ihr nicht die Möglichkeit bietet, alles Brennmaterial zu verwenden? Dann liegt das Geld unfruchtbar auf den Halden; und wir haben auch heute noch immer nicht so viel, daß wir uns den Luxus solcher Trockenlegung von Betriebskapital leisten dürfen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Juni 1909.

Holstein.

II.*)

Goethe: Es gab eine Zeit, wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kukuk sei nur im Sommer ein Kukuk, im Winter aber ein Raubvogel.

Eckermann: Diese Ansicht existirt im Volke auch jetzt noch. Man gebraucht den guten Vogel als das Gleichniß des schändlichsten Undankes. Ich kenne Leute, die sich diese Absurditäten durchaus nicht ausreden lassen und die daran so fest hängen wie an irgendeinem Artikel ihres christlichen Glaubens.

Goethe: Die Herren Ornithologen sind wahrscheinlich froh, wenn sie irgendeinen eigenthümlichen Vogel nur einigermaßen schicklich untergebracht haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und sich um die von beschränkten Menschen gemachten Fächer wenig kümmert.

Eckermann: Der Kukuk ist ein Vogel für sich, mit so scharf ausgesprochener Individualität wie einer. Wir wissen von ihm, daß er nicht selbst brütet, sondern sein Ei in das Nest irgendeines anderen Vogels legt.

Goethe: Alles, was ich über ihn gehört habe, giebt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Er ist eine höchst problematische Natur, ein offenbares Geheimniß, aber trotzdem schwer zu lösen, weil es so offenbar ist. Bei wie vielen Dingen finden wir uns in dem selben Fall!

Vor drei Jahren hatte ich zum ersten Mal ausführlich über Holstein geschrieben (der im Lenz, mit den Brillanten zum Rothen Adler, verabschiedet worden war). Ihn der Grauen Eminenz verglichen, Herrn François le Clerc du Tremblay, den die Geschichte als Pater Joseph kennt und der im Dunkeln fünf-

*) S. „Zukunft“ vom zwölften Juni 1909.

zehn Jahre lang die internationale Politik Frankreichs leitete. „Holstein war noch weniger eitel als der Provinzial der Touraine und fühlte sich eigentlich nur in seinem Winkel wohl. Er wollte nicht sichtbar sein, nicht genannt werden. War unglücklich, vom Aerger krank, wenn sein Name einmal in die Presse kam. Ihm genügte die Wirkensmöglichkeit und das Bewußtsein der Macht. Die hatte er. Bene qui latuit bene vixit... War dieses Leben, das sich dem Blick so scheu immer barg, glücklich zu preisen? Herr von Holstein ist ans Ziel seines Wunsches gelangt: er hat geherrscht, in seinem Winkel alle Wonnen der Macht ausgeschlürft und sich manchmal als den Mann des Schicksals gefühlt. Ringsum aber wohl auch den lauernden Haß; und nah dem Herzen brannte es oft wie eine hautlose Stelle. Unter Blinden war dieser Einäugige König. Wenn er heute aber zurückschaut: wo liegen seine Reiche? Deutschlands internationale Politik war nie schlechter, ihr Ertrag nie dürftiger als in den drei Lustren holsteinischer Herrschaft. Als Bismarck ging, war Frankreich, als Holstein ging, Deutschland vereinsamt. Kein Reich also erobert, keine nützlich fortwirkende Tradition geschaffen; und kein warmes Heim in Menschenherzen gefunden." Einem heldischen Riesen ähnelte der Portraitirte nicht; doch weniger noch einem Knirps. Eine schlackige Persönlichkeit war dargestellt, deren großes und im Großen nicht unedles Wollen nicht vom rechten Schöpfergeist bedient wurde. Der erste Widerhall kam aus der Kanzleiregion. „In einem Punkt ist Ihr Urtheil Herrn von Holstein nicht gerecht geworden. Die Untergebenen hat er immer gut behandelt. Hochfahrend war er nie. Er hat Manchem geholfen und hinterläßt bei uns deshalb das beste Andenken." Sechs Wochen danach kam von Holstein ein Brief, der am achtzehnten August 1906 hier veröffentlicht wurde. Ueber die Bismarck-Katastrophe wolle er nicht sprechen, ehe der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" erschienen sei. „Wann Das geschehen wird, ahne ich nicht; falls ich vorher aus dem Leben scheiden sollte, werde ich einer kompetenten Persönlichkeit den Auftrag zurücklassen, das nach Lage der Dinge etwa geeignet oder nothwendig Erscheinende aus meinem Nachlaß zu veröffentlichen. Mir ist gesagt worden, daß auch von anderen Seiten auf diesen Zeitpunkt gewartet wird." (Dabei dachte er zunächst an Waldersees Witwe und an Boetticher; wußte aber nicht, daß dem Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck das Bestimmungrecht über den gefürchteten dritten Band zugefallen ist.) Der Hauptzweck des Briefes war wohl, den Verdacht abzuwehren, er habe der internationalen Politik des Deutschen Reiches die Richtung gewiesen und „direkte oder indirekte Beziehungen zu Seiner Majestät gehabt". Der erkennbarste Zweck. Der Gestürzte, um den sich von den superi damals

kaum Jemand kümmerte, ertrug das Bewußtsein der Ohnmacht wohl nicht und wollte beweisen, daß er noch nicht abgethan sei; mit dem Amt nicht jede Wirkensmöglichkeit verloren habe. („Sie haben mich aus dem Amt gebracht und mir dann doch wieder zu Macht verholfen": sagte er schmunzelnd später oft zu mir.) Drum kam er, zum ersten Mal ungezwungen, ans Licht. Warum gerade zu mir? Weil ich die Leute, die er für seine schlimmsten Feinde hielt, Philipp Eulenburg und Herrn von Tschirschky, grausam angegriffen und weil er am eigenen Leib erlebt hatte, daß solche Angriffe nicht immer, wie sonst mancher im Holzpapiergelände unternommene, zu belächeln seien. Die höfliche, in allem Historisch-Sachlichen aber auf festem Ankergrund beharrende Antwort, die ich im selben Heft seinem Brief gab, schloß mit den Sätzen: „Nie hat ein Geschichtenträger mich gegen Sie zu hetzen versucht; ich habe Ihnen die Quellen, aus denen ich schöpfte, gezeigt und bin zu jeder noch erwünschten Auskunft bereit. Daß mein Portraitirversuch in manchem Zug unähnlich blieb, ist zu fürchten. Was läge dran? Würde Ihr Bismarckbild meinem gleichen? Taines Bonaparte schien dem Prinzen Jerome eine erbärmliche Karikatur; und das Portrait, das dem Original gefällt, ist nicht immer das ehrlichste. Ich habe mich um gerechtes Urtheil bemüht. Doch selbst blindeste Ungerechtigkeit braucht den hellen Sinn Eurer Excellenz nicht zu umwölken. Sie sind jetzt ja frei, keinem durch Zufallsgunst Erhöhten mehr unterthan; und können, mit der Frische des Geistes, für die der Stil Ihres Briefes zeugt, Freund und Feind lehren, wie ein aufrechter, des politischen Geschäftes kundiger, von keinem Dickicht zu schreckender Mann seinem Vaterlande dient."

Vierzehn Tage danach fragte ein gescheiter und nobel empfindender Mann, den ich schon lange hoch schätzte: „Möchten Sie sich nicht mal bei mir mit Holstein aussprechen? Ihm scheint daran zu liegen." Gern. Der erste Eindruck: ein Professor. Ziemlich groß und hager. Dunkler, unmodischer Jacketanzug und breite Wanderstiefel. Der Kopf, mit dem kahlen Vorderschädel und der weit vorspringenden, ein Bischen zu dicken Nase über dem dichten Weißbart, eines Büchermenschen. So lange er die Brille trug. Wenn er sie abgenommen hatte, kam die Energie und die Feinheit des unbewachsenen Kopftheiles zu deutlicherem Ausdruck. Jedenfalls: kein geschniegelter Diplomat. Und: im neunundsechzigsten Lebensjahr noch kein Greis. Firn wie ein Fünfziger. Wegen Altersschwäche konnten sie Den nicht pensionirt haben. Der arbeitete sicher noch mehr als Kanzler und Staatssekretär zusammen; mehr und rascher. Und marschirte, zur Erholung, dann nach Tempelhof oder Paulsborn. Während der ersten Minuten waren wir Beide etwas steif und genirt. Dann ging er

aufs Ganze. „Hier bin ich; sehen Sie mich genau an und beantworten sich dann die Frage, ob ich dem Bild gleiche, das Ihnen in Bismarcks Haus gezeigt worden ist. Ohne Sie hätten meine Feinde mich nicht untergekriegt; aber daß Sie dem größten Mann des Jahrhunderts glaubten, kann Ihnen ja kein vernünftiger Mensch nachtragen." Damit war unter das Vergangene ein Strich gezogen. Und wir kamen einander schnell nah. Gingen noch am selben heißen Mittag eine Stunde lang durch schattige Parkstraßen. Seitdem hat er mich oft besucht; wenn er nicht krank war, mindestens einmal in jeder Woche. Und in jeder kam wenigstens ein Brief. Er respektirte die Arbeitleistung so sehr, daß er mir nicht erlaubte, ihm den weiten Weg zu sparen „Das fehlte noch! Ich habe auf der Welt nichts mehr zu thun und Sie arbeiten für Zehn. Nein: ich komme an Ihren etwas freieren Tagen, lasse mich ruhig abweisen, wenns Ihnen nicht paßt, und bestehe darauf, daß Sie in der Hausjacke neben mir sitzen. Haben Sie mal gar nichts Besseres vor und sagen sich bei mir an, so bin ich dankbar. Aber Ceremonien giebts für uns nicht." Dabei ists geblieben. Am achten März kam er zum letzten Mal. Nach ein paar Tropfen milden Rothweins hatte er Magenbeschwerden und einen Krampfhustenanfall; mußte sich hinlegen, schien aber nach einem Weilchen leidlich erholt und konnte bis an die Haltestelle der Straßenbahn gehen. Ein Wagen? „Danke." Danach hat er seine Wohnung nicht wieder verlassen. Dort saß ich manchmal noch an seinem Bett.

Wir haben uns im Lauf der Jahre ernsthaft befreundet und er hat mir viele Beweise tiefer Sympathie gegeben. Die Erinnerung darf den Blick nicht blenden. Doch Holstein war anders, als er mir von Weitem gezeigt worden war. Nicht größer: sauberer und aus feinerem Stoff. Bismarcks Psychologie entfleischte den Menschen; nahm ihm die Polyphonie des Empfindens und Trachtens und suchte all sein Handeln aus einer Willensdominante zu erklären. Holstein war ihm der Mann des Dunkels. Einer, der Jeden für einen Kujon hält und denkt: Wenn ich ihm kein Bein stelle, stellt er mir eins. Der Raubvogel, der, weil er nicht selbst brüten kann, seine Eier heimlich in fremde Nester legt. „Eigentlich war er mehr Arnims Schüler als meiner. Nur im Souterrain zu brauchen. Flecke auf der inneren Iris." Ein sanfter Kritiker war Bismarck nie. Aus Frankfurt hat er 1857 an Gerlach geschrieben: „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist." So blieb er; immer geneigt, die Mängel (auch an sich selbst) stärker zu betonen als die guten Eigenschaften. Wenn man ihn nach einem seiner Mitarbeiter fragte, wurden sicher zuerst die Grenzen der Fähigkeit und des Wollens gezogen;

das Lob der Leistung tröpfelte dann vielleicht nach. Zum Entzücken wars, die hohe, höfliche Stimme Todesurtheile sprechen zu hören. Und den Freund des Ehepaares Lebbin hatten Herbert und Bucher (nach Keudell und Reuß) ihm gründlich verleidet. Holstein war anders, als ihn der Gewaltige sah. Kein Schöpfergeist. Nicht der Mann, das Schicksal einer Nation zu gestalten. Nicht aus einem Guß; in manchem Zug eine problematische Natur (solche Naturen, sagt Goethe, „wird man in Diktionären, Bibliotheken, Nekrologen selten mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt finden"). Ungemein mißtrauisch und empfindlich: und doch von heiterem Wesensgrundton. Vom Wirbel bis zur Zehe von politischer Leidenschaft erfüllt: und doch von fast kindhafter Freude an den kleinen Alltagsgenüssen des Daseins. Just diese joie de vivre hatte ich ihm nicht zugetraut. Einen finster blickenden Duodezalba zu finden erwartet; „eine langfüßige, schmalleibige Kreuzspinne, die vom Fraß nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere." Und fand einen unterm Weißhaar noch Munteren, der das süße Leben, die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens egmontisch liebte. Stillen Laubwald und bunt bestickte Wiesen; Spazirgänge unter märkischen Kiefern oder auf dürrem Sandfeld hinter den letzten Häusern der Großstadt. Schmackhafte Speise und einen edlen Tropfen. Gespräche mit ernsten Männern und grazilen oder klugen Frauen. Er mußte sich 1907 schon kasteien, ging nur noch in fünf Häuser (wenn er sicher war, keinen Fremden zu treffen) und das Mahl, das ihm im engen Eßzimmerchen aufgetischt wurde, war karger und schlichter servirt als eines Bankbuchhalters. Noch aber gefiel ihm Allerlei. „Jedes Frühjahr das erste Thiergartengrün; oder wenn in Werder die Kirschen blühn; zu Pfingsten Kalmus und Birkenreiser; der alte Moltke, der alte Kaiser." So (ungefähr) konnte er mit Fontane sprechen. Und auch dem Schwedter fehlte, wie dem Neuruppiner, beinahe völlig der Sinn für Feierlichkeit. „Machthaber aller Arten und Grade, vom Hof, von der Börse, von der Parade, ‚Damens' mit und ohne Schnitzer, Portiers, Hauswirthe, Hausbesitzer: ich konnte mich Allen bequem bequemen, aber feierlich konnt' ich sie nicht nehmen." Der Mann bequemen Bequemens war Holstein freilich nicht. Doch Einer, in den das Dichterherz des gascognischen Märkers sich verliebt hätte. Nicht nur klug: auch kultivirt. Nicht nur witzig: auch männlichen Humors voll. Wie herzlich konnte er lachen; wie mußte man über ihn lachen, wenn er sich selbst zum Besten hielt oder Einen, den er erlebt hatte, derb karikirte! „Der hat sich, bis er die reiche Frau fand, furchtbar gequält und davon Schwielen an der Seele bekommen." „Der hat so viele Lügen über die Lippen gebracht, daß er jetzt aus dem Mund riecht."

Aergeres. Verlogenheit war ihm ein Gräuel. Von Paul Hatzfeldt (den er unter allen Diplomaten am Meisten liebte und dessen Bild der am Schreibtisch Sitzende stets vorm Auge hatte) sagte er oft: „Der hat nie ein unwahrhaftiges Wort gesprochen.“ Und dieser Tugend rühmte er sich selbst; nur dieser. (Die von der Amtspflicht erzwungene Unwahrhaftigkeit fiel in den Bereich der reservatio jacobea; Manchen, der sich ihm intim verbunden wähnte, hat noch der Verabschiedete „wie einen fremden Diplomaten behandelt“.) Von der galanten Seite zeigen ihn schon Hatzfeldts Briefe; und noch dem Greisenden war anzumerken, wie viel und wie gern er mit Damen verkehrt hatte. Er war wohl immer mehr ami des femmes als homme à femmes gewesen; der Archenferge, der die von der Sündfluth Bedrohten aufnahm und tröstete. Galant im alten Stil; wie ein Ritter, der sich vor dem Damenrecht beugt und doch nie zum Boudoiraufwärter verzwergt. Auch mit Kindern konnte er reden; lustig und ernst. Das hätte der Holstein bismärckischer Zeichnung nicht vermocht. Das kann nur Einer, dessen Herzensschrein Güte einschließt. Und der Hagestolz war bei den Kindern so beliebt wie bei deren Müttern.

Ein Plaudertalent, wie mans in Norddeutschland kaum noch findet. Er hatte viel erlebt, manches Gute gelesen und setzte die Worte wie ein in Doudans und Schopenhauers Schule Erzogener. Wer so anmuthiger Kunst spröd widerstand, wurde von dem Patriotismus des Mannes hingerissen. „Die leidenschaftliche Vaterlandliebe des Bürgers entsteht aus der Gesammtheit der Leidenschaften, die Gott ins Menschenherz gepflanzt hat: Liebe fürs eigene Selbst und Entschlossenheit zur Vertheidigung des heiligen Rechtes auf einen Platz an der Sonne, das mit ihm geboren ward; Liebe für die Familie, das engste Vaterland, das nicht über den Herzschlag der Kinder hinausreicht. Vater und Mutter, Weib und Kind, Blut und Sprache, Ehre und Erbtheil, Würde und Habe, Meer und Gebirg, Sitte und Gesetz, Himmel und Erde: das Alles umfaßt die Vaterlandliebe. Unter allen edlen Leidenschaften ist sie die mächtigste, weil in ihr alle anderen enthalten sind; und nur von ihr hat die Menschheit übermenschliche Leistung zu hoffen.“ Nie habe ich den Rhythmus dieser Sätze Lamartines stärker empfunden als in der Zeit des Verkehres mit Holstein. Der liebte Peußen, liebte das Deutsche Reich wie eine Mutter und wie eine Braut. War bereit, Alles fürs Vaterland hinzugeben. Das ihm mit knausernder Hand doch und mit mürrischer Miene lohnte. Ein Leben lang untergeben; ein Sold, mit dem sich nur knapp auskommen ließ; ruhmlose Arbeit und Tag vor Tag den Hundejungenärger im Amt. Herr über den ganzen Apparat der Reichsdiplomatie, unermüdlich am Werk, bis ins innerste We-

sensfältchen reinlich und in seiner stolzen Armuth niemals unzufrieden: auf solches Gewächs darf der deutsche Boden sich was einbilden. Das sollten die anderen Länder ihm erst nachmachen. Holstein hat den Trost, den er ersehnte, gefunden: mit seinem Menschenarm das Rad des Weltverhängnisses gedreht und gehemmt. Wäre aber auch als obskurer Geheimrath dem Vaterland mit Haut und Haar verschrieben gewesen; unter keinen Umständen ein gallischer fonctionnaire, der, nach Bonapartes Wort, statt des Stolzes die Eitelkeit in sich nährt, Pfründen und Nebenprofite erlauert und das Staatsamt mehr liebt als den Staat. Er knirschte, wenn er einen Fehler nicht hindern konnte; fühlte Körperschmerz, wenn er Etwas las, das ihm dem Reich schädlich schien; und hätte Einen, der dreist für fremde Interessen eintrat, am Liebsten zu Galgen und Rad verdammt. Sein Instinkt für das dem Reich Nothwendige war nicht unfehlbar, wie Bismarcks. Als Der sich, auf dem Weg nach Reval, mit dem preußischen Konsul im lübecker Rathskeller festgekneipt hatte und am nächsten Morgen, mit einem in der Wasserwiege geschaukelten Kater, aus dem gläsernen Bullenauge der Kabine müd auf die See blinzelte, sah er gleich, daß da nicht der richtige Kurs gesteuert werde. Schlüpfte, mit schwindligem Kopf, in die Kleider, kletterte auf Deck und sprach: „Mit Ihrer Navigation stimmts nicht, Kapitän." „Wieso denn?" „Mit diesem Kurs kommen Sie niemals nach Reval." „Will ich auch gar nicht, Herr; sondern nach Hull." Der sanft Bezechte war im Dunkel aufs falsche Schiff gerathen; hatte, trotzdem er zum ersten Mal auf See war und den Katzenjammer in allen Gliedern spürte, sofort aber gemerkt, daß mit dieser Steuerung nicht an sein Ziel zu kommen sei. (Keins von den kleinsten Geniewundern, scheint mir.) Holstein hats manchmal zu spät gemerkt; auch nüchtern, von keiner Passion berauscht und in oft durchsichtetem Fahrwasser. Doch das Ziel, das ihn lohnend dünkte, stets mit inbrünstiger Seele gesucht. Wie ers erreichte? Auf jeder gangbaren Straße; oder auf Umwegen durch stinkende Winkelgäßchen. Cum finis est licitus, etiam media sunt licita, meinte er (der Busenbaum und Pascal gewiß nicht kannte); der patriotische Zweck heiligt jedes Mittel. Otto Bismarck als Reichsfeind verschreien, Herbert Bismarck auf englischem Preßpapier anschwärzen, Vater und Sohn mit Spionen umstellen: was das Vaterland heischt, muß geschehen. Die haben ja auch nie Einen geschont; und aus den Provinzialbriefen winkt die tröstliche Kunde: „Nous corrigeons le vice du moyen par la pureté de la fin." Alle Politiker, die was erwirken wollten, haben so gedacht und gehandelt; vor und nach Macchiavelli. Zum Verbrechen wird eine schlimme That erst, wenn festgestellt ist, daß sie nicht von der Nothwendigkeit erzwungen war:

dozirte Napoleon, da man ihn mit dem Schatten des Herzogs von Enghien zu schrecken versuchte. Und Fritz von Preußen war nicht wählerischer als Fritz von Holstein. „Wenns nicht anders geht, müssen wir eben Schelme sein."

Wie eine Braut und wie eine Mutter hat Holstein die Heimath geliebt. Die kennt der Bräutigam, der Sohn selten bis ins Innerste; sieht sie aus liebendem Auge oft schöner, aus ängstlichem oft wohl auch schwächer, als sie ist; ahnt nicht, welche Schutz- und Trutzmöglichkeit sie in sich trägt. So wars hier. „Von innerer Politik verstehe ich gar nichts": Das sprach der Wirkliche Geheime Rath in bescheidener Ruhe aus. Als ichs zum ersten Mal hörte, dachte ich: Er übertreibt; meint nur, daß er sich auf diesem Gebiet nicht ganz so sicher fühle wie im Zunftbereich der Diplomatie. Nein: er wußte wirklich nichts davon. Nichts von der Verwaltung, den Gesetzen, Finanzen, Klasseninteressen, Parteien. Hatte sich nur um die Wehrmacht, Armee und Marine, gekümmert und sah nur in den Fraktionen, die dafür nicht das Nöthige bewilligten, Feinde des Reiches (und, versteht sich, in Polen, Welfen, Dänen, die ihm Auslandsvorposten auf deutscher Erde schienen und denen er deshalb nicht die kleinste Lebenserleichterung gönnte). Nach der Reichstagsauflösung vom dreizehnten Dezember 1906 kam er mit der Frage: „Ist diese Wendung gegen das Centrum nun ein guter oder schlechter Gedanke des armen Bülow?" (So nannte er ihn oft; fand des Kanzlers Lage höchst unbequem und war eifernd bemüht, ihn vor allzu hartem Angriff zu wahren.) War bald überzeugt, daß der von keinem Genius geleitete Freund im besten Fall siegen werde wie Pyrrhus in Apulien über die Römer; auf Askulum müsse Beneventum folgen und Herr Erzberger, trotz den Triumphgesängen des Evangelischen Bundes, rasch zum Curius Dentatus erstarken. Auch über die Möglichkeit einer Reichsfinanzreform hatte er keine Meinung; bekannte sich nur, „in einem gepfefferten Brief", dem Kanzler als Gegner der Nachlaßsteuer. Von der Entwickelung deutscher Wirthschaft, ihrer Kraft, Werthzeugerleistung, Relation zu der anderer Großstaaten war kaum ein Dämmern ihm ins Bewußtsein gedrungen. Spezialist fürs Auswärtige. Wohl der Letzte seiner Art; auch wer ihn bewundert, muß es wünschen. Wie kann Einem, der Bau und Leben der Staatskörper nicht bis in die tiefste Wurzelfaser kennt, im internationalen Geschäft Dauerbares gelingen? Der nicht sieht, daß in Großbritanien das stürmische Sehnen nach ausreichendem Schutz und Absatz der Produktion die papiernen Parteiunterschiede schon morgen vielleicht wegwirbeln kann? Daß in Rußland nicht für Freiheit und Menschenrecht, sondern gegen den rückständigen Kommunismus der Wirthschaft gestritten wird? Daß Frankreich, das alte Experimentirland der Menschheit-

geschichte, der Wahl zwischen Anarcho-Sozialismus und Diktatur nicht lange mehr auszuweichen vermag? Alle Balkanpolitik ökonomisch, von Wien, Bukarest, Sofia, Konstantinopel aus, determinirt sein muß? Die Vereinigten Staaten sich für die Industrieausfuhr rüsten und Panzerschiffe bauen, um auf unbefestigten Märkten Abnahme zu erzwingen? Die Zeit der Hof- und Kanzleidiplomatie ist unwiederbringlich dahin. Bismarck war von Genies Gnaden Allumfasser. Holstein, den man nicht Bureaukraten schelten darf, hat zu spät erkannt, um wie viel stärker das geliebte Vaterland war, als ers geträumt hatte.

Spezialist. Auch da nicht im rechten Sinn schöpferisch. Ganz ungemein begabt aber für die Ausnützung fremder Fehler, die Ausmünzung fremder Gedanken. Blitzschnell errechnete er dann jede Möglichkeit, hatte ein Bäckerdutzend historischer Beispiele an der Hand und fegte mit dem Hauch seines beredten Mundes jeden Zweifel hinweg. Als er im vorigen Hochsommer hörte, König Eduard habe in Ischl Franz Joseph ersucht, in den Britenconcern einzutreten und den Verbündeten in Berlin zur Verständigung über den Flottenbau aufzufordern, und habe auf beide Bitten eine freundlich, doch bestimmt ablehnende Antwort bekommen, jauchzte sein altes Herz. Nun mußte Alles sich, Alles wenden. Der alte Kaiser hat gesagt: „Da habe ich mir einen Feind gemacht; aber ich konnte nicht anders." Eduard ist ärgerlich abgereist und mit Clemenceau dann in fast kurwidrigen Zank gerathen. „Wenn wir jetzt nicht wieder weich werden, verfehlt die Einkreisung ihren Zweck." Tag und Nacht besann er, wie hier zu ermuntern, dort zu schwichtigen sei. Und war mit seinem Plan im Gröbsten fertig, als der bosnische Lärm anfing. Nachher hat er die Detailarbeit des Kanzlers sehr gelobt. „Er hat wirklich ein paar hübsche Einfälle gehabt und ich wüßte nicht, wers heute besser machen könnte." Sah den Himmel beinahe offen. Nur: die Flotte! Die war die bitterste Sorge seiner letzten Lebensjahre. So lange wir in dem jetzt beliebten Tempo weiterbauen, gehts weder mit der internationalen Politik noch mit den Finanzen vorwärts. Wir brauchen nur Unterseeboote, Minen, kleine Kreuzer, Torpedos, Zerstörer; Technikerwaffen und Küstenschutz. Wir müssen uns mit England verständigen, in würdiger Großmachtruhe natürlich, und dürfen nicht warten, bis die Sache vor die haager Instanz gebracht ist, wo wir majorisirt oder mindestens ins Unrecht gesetzt werden. (Was hätte er gesagt, wenn das Echo der Preßkonferenzreden noch in sein Ohr gelangt wäre? Balfour und Asquith, Roberts und Haldane, Lansdowne und Grey: höchste Zeit zu stolzem Entschluß. Wenn er gehört hätte, daß nun auch Oesterreich und Italien zu hastigem Bau theurer Dreadnoughts gezwungen werden? „Das beste Mittel, ihnen den Dreibund

zu verekeln. Noch eine Liebäugelei mit den Russen, deren Gefühle Lamsdorff, Cassini, Iswolskij uns doch verrathen haben, am Ende gar ein Versprechen für Persien: und wir sind wieder, wo wir nach Algesiras waren.") Wer ihm vom Flottenverein sprach, wurde mit einem zornig dreinschmetternden Marsch heimgeschickt. Der Marinesekretär Tirpitz war ihm ein Unheilbringer. Und wo in Presse und Parlament für Schlachtschiffe agitirt wurde, witterte er Panzerplattenlieferanten, Werftaktionäre und andere Profitjäger dahinter. So war er. Traute dem anders Denkenden das gewissenloseste Handeln zu. Bis an die Grenze des Landesverrathes; und darüber hinaus. Jeder Artikel, der ihm mißfiel, war das Werk tückischer Wichte, die meist den Schreiber nur vorgeschickt hatten und hinter dem Papierwall die Wirkung abwarteten. Was gegen ihn in die Zeitungen glissirt wurde, kam ausnahmelos von Hammann. Der beherrschte das Holzpapier des Erdballs. Hic et ubique. Auch wenn alle Indizien dagegen zeugten. Er ließ sichs nicht ausreden. Und lernte doch nie begreifen, wie Einer so infam sein könne, auch ihm häßliche Motive anzusinnen.

„Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen", spricht der frohnatürliche Sohn der Frau Rath. Der Qualm der Schwarzen Küche setzt sich nicht nur in die Kleider. Selbst Bismarcks majestätischer Menschenverstand war solchen Zwangsvorstellungen zugänglich. Ihm hieß der Fliegengott, Verderber, Lügner Holstein (manchmal auch Boetticher); dem Wirklichen Geheimen hieß er in allen Gauen des Reiches Hammann. Alles wiederholt sich nur im Leben; mir wars oft nicht leicht, bei dieser Wiederholung ernst zu bleiben; auf der Mundharmonika ruhig das Stück zu hören, das die Orgel ins Ohr gedröhnt hatte. Für den Humor der Sache hatte Holstein keinen Sinn. Half sich mit spitzem Witz aus der Verlegenheit. „Sie haben eine sehr angenehme Art, mir anzudeuten, daß ich allerwenigstens zur Hälfte verrückt bin. Schön. Mein Spinat wird ohnehin kalt, wenn ich mich nicht spute. Aber daß Sie mich für eigensinnig ausgegeben haben, ist stark; im Vergleich mit Ihnen bin ich ja ein nachgiebiger Backfisch. Na, eines Tages werden Sie mir sämmtliche Injurien abbitten und einsehen, daß ich noch meine fünf Sinne hatte. Glauben Sie denn, daß die Schimpferei auf Herrn Harden ohne den Segen vom Preßbureau solchen Umfang angenommen hätte? Das sind zu neun Zehnteln doch Leute, die Hammann einfach kommen läßt und mores lehrt, wenn ihm was von ihnen nicht gefällt." Der Groll war verraucht und er konnte wieder lachen. Am nächsten Tag kam dann sicher ein Brief. „Sie glauben doch nicht etwa, daß ich Sie aufhetzen will? Damit käme ich bei Ihnen an den Rechten. Meine Chefs habe ich von Zeit zu Zeit doch einmal überzeugt; bei Ihnen nützt nichts. Uebrigens

möchte ich auch gar nicht, daß Sie auf solcher Hasenjagd Ihre Zeit verlieren. Sie haben zu Ihren Feinden noch meine, ich habe zu meinen noch Ihre bekommen. Ich kann es aushalten und für Sie ist mir nicht bang. Aber . . ." Ceterum censeo. Dennoch glaube ich nicht, daß es ihn freuen würde, den gehaßten Preßdezernenten als einen des Meineides (in einer von den Eroten in heißer Stunde geweihten Sache) Angeschuldigten vor dem Schwurgericht zu sehen. Obwohl er der sanften Stimme des Mitleids nur selten lauschte.

Zu zorniger Beschwerde hatte er freilich Grund. Längst aus dem Amt, ohne die unersetzliche Akteneinsicht, mit rüstigem Geist zu trägem Müßiggang verurtheilt: und doch der Türkenkopf auf der Schießbudenstange, nach dem jeder Bummelschütze zielt. „Herr von Holstein ist an Allem schuld. Will Krieg gegen Frankreich. Läßt uns mit England nicht in Ordnung kommen. Hat den stillen Philosophen Tschirschky rachsüchtig weggebissen. Den Feldzug gegen Eulenburg und Genossen angezettelt Macht noch immer Alles. Arbeitet heimlich halbe Tage lang in der Wilhelmstraße. Bombardirt den Kanzler mit Briefen. Und zweimal war Bülow in diesem Monat bei ihm." Der dickste Schwaden stieg aus den Blättern auf, deren Leiter mit Bettlerdevotion um seine Mitarbeit geworben und, statt der ergierten „Enthüllungen", unzweideutige Absagen bekommen hatten (vielleicht werden die Briefe noch veröffentlicht). Das nahm er hin. Noch leichteren Herzens, was die Feinde Deutschlands gegen ihn sagten; er hätte von sich selbst schlecht gedacht, wenn er von Tardieu und kleineren Franzengeistern gelobt worden wäre. Ein einziges Mal konnte ich ihn zu einer Abwehr der ärgsten Entstellung bringen; er diktirte dem klugen Vertreter des „Matin" sein Glaubensbekenntniß und hat sich der Wirkung lange gefreut. Eher kränkte ihn, daß er in England als schlechter Kerl hingestellt wurde; in Berlin war er anglophil gescholten worden und unverdrossen doch bei dem mühsamen Versuch geblieben, die anglo-deutsche Zwietracht auszujäten. Eulenburg? Auch da war er ohne Schuld und Fehl. Den Fürsten verachtete er, hatte ihm seine „Erbärmlichkeit" von Mann zu Mann vorgehalten und sprach offen überall aus, daß er in der Beseitigung dieses Schädlings den besten Dienst sehe, der dem Reich und dem Kaiser geleistet werden könne. Aber der Kampf hatte längst ja (seit 1893) begonnen, als Holstein mich kennen lernte; er konnte mir nichts Neues sagen, hatte nicht den winzigsten Beweis und sah mein Material erst, als ich, nach dem münchener Prozeß, durch die Zeugenpflicht gezwungen war, es dem Untersuchungrichter vorzulegen. Nicht einmal den Namen Lecomte hat er mir genannt (trotzdem er damit den Wunsch eines ihm Wichtigen erfüllt hätte); und als ich ihn nannte, wurde er bleich:

weil er wußte, daß nun kein Pardon mehr gegeben werde. In der schwersten Zeit ist er wie ein älterer Freund an meiner Seite geblieben. An der Strategie und Taktik des Kampfes aber hat er nicht mehr mitgewirkt als irgendein Mann auf der Straße. In vielen Zeitungen stand es anders. Da war ich das Werkzeug seiner Rache. „Das soll Sie gegen mich aufbringen", sagte er. „Man hofft, daß Sie sich mit Ihrem gefährlichen Temperament gegen die Verdächtigung Ihrer Selbständigkeit wehren und von mir lossagen werden. Dann wird auf mich eingehauen. Sie, lieber Freund, müssen thun, was Ihnen das taktisch Richtige scheint. Mir macht das Geschrei nichts. Mich betrübt nur, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Meine Haut juckt jedesmal, wenn ich als angeblicher Freund des münchener und wiener Phili angeprangert werde. Als Ihr Parteigänger: meinetwegen jeden Tag dreimal. Wenn man aber, wie Sie, ganz allein gegen unnennbare Mächte kämpft, die vier Reichskanzlern widerstanden haben, ists nicht angenehm, sich Konsorten andichten zu lassen." Bis ins Ohr des Kaisers war die Lüge gedrungen, Holstein habe mir die Waffen geliefert und Amtsgeheimnisse ausgeplaudert. Der zuverlässige Monarchist, der seinen Kaiser niemals, auch nicht im Märzsturm von 1890, in Stich gelassen, der kaiserlichen Ingerenz nur engere Grenzen gewünscht hatte, galt als Verräther. Als tot, in der Stille eingesargt, unrühmlich bestattet. Ehe er starb.

Das Erlebniß dieser Prozeßjahre hat die Kraft des Siebenzigers gebrochen. „Sie werden sich erholen; ich nicht mehr." Unter Qualen verlernte er den Glauben, der so lange fest wie ein Fels gewesen war. Den Glauben an die Rechtspflege, den Mannesmuth hoher und höchster Staatsbeamten, die ehrliche Noblesse seiner Konservativen Partei; in den finstersten Stunden fast den Glauben an das alte Preußen. „Hat der Süden wirklich eine bessere Justiz? Dann müssen wir uns schämen." Er vergrämte sich; fragte, wofür er vierzig Jahre lang gefochten habe; wurde morsch und anfällig. In den Beinen fühlte ers zuerst. Krampfadern; allerlei schmerzhafte Symptome, die Greisenbrand fürchten ließen. Auf weite Wanderungen hieß es verzichten. Im Zimmer sitzen oder liegen, Umschläge machen, die Decke um die Beine wickeln; schon eine Straßenbahnfahrt rächte sich meist. Nur ein halbes Leben noch. Dann wurde der Magen rebellisch. Behielt nur Brei und die leichtesten Speisen. Schied Blut aus. Geschwüre? Der Leib magerte ab; die Hände schrumpften und wurden runzelig. Das sah nach Magenkrebs aus. Herr Dr. Grünfeld, sein treuer Arzt, tröstete ihn: solche Magenblutungen seien bei älteren Leuten mit verkalkten Adern nicht so selten und keine ernste Gefahr. Holstein lebte gern; und wollte drum hoffen. Gespräche über das Staatsgeschäft waren im Krankenarrest bei-

nahe seine einzige Freude. Und dem Kanzler wurde in der Presse und am Hof genau nachgerechnet, wie oft er nach dem Leidenden sah. Waren die Pausen zu kurz: „Holstein macht wieder Alles.“ Was die Psyche über den Körper vermag, lehrte die Orientkrisis die Freunde des alten Herrn erkennen. Munterer als je war er, auch wenn er nicht an die Luft durfte. Hatte endlich wieder Arbeit und konnte mit sachverständigem Rath wirken Nicht nur durch unverbindliche Briefe an Botschafter oder Dezernenten, die ihm, halb aus Höflichkeit, noch Manches mitgetheilt hatten. Jetzt wurde er gefragt und hatte zu antworten. Und gerade die Sache, die er mitberieth, ging gut. Unter der Abendsonne schien er aufzublühen. Der Kaiser hatte die Zeichen der Zeit erkannt und die Hoffnung, das Deutsche Reich einschüchtern zu können, war gewichen. Ein Jahr doppelter Ernte. Auch der letzte Bluff Iswolskijs verpufft; Rußland giebt nach. So lange hatte der Kraftrest gereicht. Nun wird der Herzschlag matter, Husten und Athemnoth schlimmer; muß mit Stärkungmitteln nachgeholfen werden. Im schmalen Bett schien er fleischlos. Und lag geduldig, nahm das Tränklein, den Brei und sprach über die Lebensmöglichkeiten des Vaterlandes. Als der Kanzler, nach langer Pause (im Amt und im Reichstag war gewiß viel zu thun), für den Tag vor seiner Abreise nach Venedig wieder angemeldet war, ließ der Kranke sich, nach einem schweren Anfall, Kampher einspritzen und sprach dann wohl eine Stunde zu dem aufhorchenden Freunde, der sein höchster Chef geworden war. „Es war so Etwas wie mein politisches Testament. Als das Nöthigste heraus war, schloß ich: ‚Nun bin ich fertig. Aber ich glaube: ich bin für immer fertig.‘“ Er hat den Kanzler nicht wiedergesehen.

Hat auch sein letztes Ei in ein fremdes Nest gelegt.

Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen
(Hub der Sohn des Tydeus an),
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort.
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre

... Ein Patriot, der beim Siegesfest nicht noch am Tag tiefster Trauer vergessen sein darf. Die Menschen, seufzt Goethe, „kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz; nun tritt noch der böse Wille hinzu, der Alles entstellt“. Dieser ward nicht erkannt. In ihm war mehr Güte, war höhere Achtung des Menschenwerthes, als der beste Wille Ferner ihm zutrauen mochte. Die Summe seiner Fehler war nicht klein. Und die Pflicht zur

Wahrhaftigkeit, die er so oft als die edelste pries, würde schmählich verletzt, wenn man diese Summe feig zu kleinern trachtete. Die Fehler Eines, dem ein ins Tragoedienreich hineinlangendes Erleben beschieden war. Eines, der nie allein, nach dem Inbegriff seines Meinens und Wollens, entscheiden durfte; immer erst mindestens einen Anderen (oft genug wohl von geringerer Intelligenz und Erfahrung) überzeugen mußte. Der zwischen seinem Meister und seinem Kaiser wählen sollte und den dieses Schicksal zermalmte, da es endlich ihn doch auf ein Gipfelchen hob; als den Legendenjudas des deutschen Heilands den Mißtrauischsten, unter Mißtrauen Fröstelnden fortleben ließ. Der nie die Last, nie die Lust voller Verantwortlichkeit kannte und drum tollkühn manchmal mehr wagte als ein sichtbar Wirkender, der zur Rechenschaft gezogen werden kann. Ein sensitiver Draufgänger, dem im Getümmel die Nerven versagten. Der selbst den vorher übersehenen Vorgesetzten dann schalt, weil er ihn im Drang schutzlos lasse. Ein altpreußischer Royalist, dem die Standarte des Herrn das Palladion war, der auch seinem König sich am Ende des Lebens aber widerwillig entfremdete und über dem Grab heiliger Liebe zu lächeln, gar zu lachen versuchte. Ein scharfsinniger, tapferer, im Fleiß nie erlahmender, uneigennütziger Mann, der sich von Keinem was schenken ließ, die Spende, die er den Aermeren reichlich zumaß, sich vom Mund absparte, nie sich in Hochmuth reckte, auf dem Nachbargebiet jede Leistung bescheiden anerkannte, streng auf Sauberkeit hielt; und im Zorn die Wesensfugen sprengen zu wollen schien, wenn ihn, der Jahrzehnte hindurch von früh bis spät in der Schwarzen Küche gewirthschaftet hatte, Einer aus Unrath witternden Nüstern beroch. Einer problematischen Natur in manchem Zug ähnlich; keiner Lage völlig gewachsen und von keiner ganz befriedigt Vorgesetzter will, Untergebener kann er nicht sein. Unter hitzendem Licht würde der Brand auf dem hautlosen Brustfleck unerträglich. Der Untergebene wird durch Mangel an Duckmäuserfügsamkeit jedem Chef einmal lästig. Fritz von Holstein ist geschmäht worden, weil er in schlaffer Friedenszeit an das letzte Mittel der Völker, der Fürsten zu mahnen wagte; weil ihm, wie seinem Liebling Schiller, die Nation nichtswürdig schien, die an ihre Ehre nicht freudig ihr Alles setzt. Er hat an Deutschland geglaubt und, als er, zum ersten und letzten Mal, dem Blick unerreichbar, im Feuer führte, mit diesem frommen Glauben gesiegt. Hell klang da aus der Greisenkehle der Ruf durchs Land. Ists nicht vielleicht gut für ihn, daß er nach diesem Sonnentag starb? Den neuen Winter nicht mehr sah? Er wäre dem bösen Vorsatz wieder der lauernde Raubvogel geworden. Und die Spätsommerfrucht seines Hirnes hätte ein fremder Wille bebrütet.

✱

An die Jugend.

Ich möchte Euch zum Abschied (in meinen Jahren ist jedes Wiedersehen zugleich ein Abschied) kurz sagen, wie wir, meiner Meinung nach, leben müssen, damit unser Leben nicht, wie es jetzt den meisten Menschen vorkommt, schlecht und traurig verläuft, sondern damit es so ist, wie Gott wünscht und wie wir Alle wünschen, nämlich glücklich und froh, wie es sein soll.

Alles kommt darauf an, wie man sein Leben auffaßt. Wenn ich mein Leben so auffasse, daß es mir (dem Johann, Peter, der Marie) in meinem Körper gegeben ist und daß Alles darauf hinausläuft, diesem Ich, dem Johann, Peter, der Marie, möglichst viel Freude, Vergnügen, Glück zu verschaffen, so wird das Leben stets und unter allen Umständen unglücklich und schlimm verlaufen. Weil Alles, was ich für mich erstrebe, jeder Andere für sich erstrebt. Und da Jeder nach möglichst viel Glück trachtet, dieses Glück aber für alle Menschen das selbe ist, so reicht es niemals für alle. Wenn Jeder für sich lebt, ist gar nicht zu vermeiden, daß Einer dem Anderen Etwas wegnimmt; daß Alle gegen einander kämpfen, einander hassen und unglücklich machen. Selbst wenn die Menschen erreichen, wonach sie streben, können sie doch niemals genug bekommen, haben Angst, man könne ihnen das Erlangte wegnehmen, und beneiden Alle, die erreicht haben, wonach sie trachteten.

Wenn Jeder sein Leben in seinen Körper verlegt, muß dieses Leben unglücklich sein. So ist es jetzt bei all diesen Leuten. Es soll aber nicht so, soll nicht unglücklich sein. Das Leben ist uns zum Glück gegeben. Damit es aber so sei, müssen die Menschen einsehen, daß unser wirkliches Leben nicht in unserem Körper ist; und daß unser Glück nicht darin besteht, zu thun, was der Körper will, sondern zu thun, was der Geist verlangt, der in allen Menschen lebt. Dieser Geist aber verlangt Glück für sich, den Geist. Und da der Geist in allen Menschen der selbe ist, verlangt er das Glück aller Menschen. Allen Menschen Glück wünschen, heißt aber, alle Menschen lieben. Daran kann uns Niemand und nichts hindern. Je mehr Einer liebt, desto freier und froher wird sein Leben.

Die Sache ist also die, daß man trotz allen Bemühungen nicht fertig bringt, seinem Körper zu Gefallen zu leben, weil man Das, was er verlangt, nicht immer erreichen kann; und selbst wenn man es erreicht, muß man mit Anderen kämpfen. Dem Geist, der Seele kann man immer zu Gefallen leben, weil die Seele nur Liebe braucht und weil man der Liebe wegen mit Keinem zu kämpfen genöthigt ist. Je mehr man liebt, desto näher kommt man den Anderen. Warum also nicht lieben? Jeder wird nicht nur selbst um so froher und glücklicher, je mehr er liebt, sondern er macht auch Andere um so froher und glücklicher.

Das also wollte ich Euch, meine lieben Freunde, zum Abschied sagen; wollte Euch sagen, was alle heiligen und weisen Männer, was Christus und alle Weisen der Welt Euch gelehrt haben, nämlich: daß unser Leben unglücklich durch uns selbst ist; daß die Macht, die uns ins Leben gesandt hat und die wir Gott nennen, uns nicht gesandt hat, damit wir uns quälen, sondern, damit wir das Glück erlangen, nach dem wir Alle trachten, und daß wir das uns bestimmte Glück nur dann nicht erlangen, wenn wir das Leben nicht so auffassen, wie wir müssen, und nicht Das thun, was wir thun müssen.

So aber klagen wir über das Leben, behaupten, es sei schlecht eingerichtet,

und bedenken nicht, daß nicht unser Leben schlecht eingerichtet ist, sondern, daß wir nicht Das thun, was wir thun müssen. Es ist gerade so, wie wenn ein Säufer darüber klagt, daß es so viele Wirthshäuser giebt, während die vielen Wirthshäuser doch nur bestehen können, weil es so viele Säufer giebt.

Das Leben ist den Menschen gegeben, damit sie glücklich seien; sie müssen sich dieses Glück nur auch aneignen. Wenn die Menschen nur in Liebe und nicht in Haß lebten, wäre das Leben Aller ein ununterbrochenes Glück.

Jetzt heißt es überall, unser Leben sei schlecht und unglücklich, weil es schlecht eingerichtet sei; man brauche die schlechten Einrichtungen nur in gute umzuändern: dann werde auch unser Leben gut. Liebe Freunde, glaubt Das nicht! Glaubt nicht, daß diese oder jene Einrichtung Euer Leben schlechter oder besser machen kann. Ich will gar nicht davon reden, daß alle Leute, die sich um die besten Lebenseinrichtungen bemühen, unter einander uneinig sind und streiten. Die Einen schlagen eine Lebenseinrichtung als die beste vor, die Anderen erklären sie für die allerschlechteste und für gut nur ihre, die noch Andere wiederum spottschlecht nennen. Und gäbe es eine allerbeste Lebenseinrichtung: wie soll man denn bewirken, daß die Menschen danach leben, wenn sie an ein schlechtes Leben gewöhnt sind und es gern haben? Thatsächlich sind wir jetzt an ein schlechtes Leben gewöhnt, haben es gern, sagen aber, wir würden gut leben, wenn die Lebenseinrichtung gut wäre. Wie ist wohl eine gute Lebenseinrichtung möglich, wenn die Menschen schlecht sind?

Zunächst müßten die Menschen selbst besser werden. Man verspricht Euch ein gutes Leben, wenn Ihr, die Ihr ein so schlechtes Leben führt, auch noch gegen Menschen kämpft, sie mit Gewalt unterwerft, sogar tötet, um diese gute Lebenseinrichtung herbeizuführen. Das heißt: man verspricht Euch ein gutes Leben, wenn Ihr selbst noch schlechter werdet, als Ihr jetzt seid. Glaubt nicht daran, liebe Freunde! Es giebt nur ein Mittel, das Leben zu bessern: die Menschen müssen selbst besser werden.

Euer Glück und das Glück Aller liegt niemals in einer sündhaften, auf Gewalt gegründeten Lebenseinrichtung, sondern in der Sorge für Euer Seelenheil. Nur durch diese Fürsorge für seine Seele erreicht jeder einzelne Mensch und die Gesammtheit das größtmögliche Glück und die beste Lebenseinrichtung, die man sich nur wünschen kann. Das wahre Glück, das jedes Menschenherz sucht, liegt nicht in irgendeiner zukünftigen, durch Gewalt aufrechtzuerhaltenden Einrichtung, sondern Jeder kann es sofort, überall, in jeder Minute des Lebens und sogar des Todes durch Liebe erlangen.

Dieses Glück ward uns schon vor Jahrhunderten gegeben; die Menschen haben es aber nicht verstanden und nicht angenommen. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo wir gar nicht mehr anders können, wo wir es annehmen müssen; erstens, weil der Unsinn und die Leiden unseres Lebens uns dahin gebracht haben, daß dieses Leben einfach unerträglich wird; zweitens, weil die Lehre Christi jetzt so klar geworden ist, daß wir uns zu ihr bekennen müssen. Unser Heil erreichen wir nur durch die Einsicht, daß unser wahres Leben nicht in unserem Körper ruht, sondern in dem göttlichen Geist, der in uns lebt, und daß wir deshalb alle Bemühungen, die wir früher auf die Verbesserung unseres körperlichen Lebens gerichtet haben, jetzt auf das allein wichtige und nothwendige Werk richten müssen: daß Jeder in sich die Liebe nicht nur zu Denen, die uns lieben, sondern, wie Christus sagt, zu allen

Menschen, besonders zu Denen, die uns fremd sind und die uns hassen, wecken und stärken muß. Heute ist unser Leben hiervon so weit entfernt, daß im ersten Augenblick ein Uebertragen aller jetzt auf weltliche Dinge gerichteten Bemühungen auf das eine unsichtbare und ungewohnte Werk der Liebe zu allen Menschen unmöglich scheint.

Das scheint aber nur so: die Liebe zu allen Menschen, sogar zu Denen, die uns hassen, ist der Menschenseele nicht so fern wie Haß und Kampf gegen den Nächsten. Die Aenderung der Lebensauffassung ist nicht unmöglich; unmöglich ist die Fortdauer des Kampfes Aller gegen Alle, den wir jetzt führen. Nur diese Aenderung kann die Menschen von der Noth erlösen, die sie jetzt leiden, und deshalb muß diese Aenderung früh oder später kommen.

Liebe Freunde, wozu, warum quält Ihr Euch? Bedenkt doch, daß Euch das größte Glück bestimmt ist und erwerbt es Euch! Alles liegt an Euch. Es ist so leicht, so einfach und macht so viel Freude.

Hier wenden die Leidenden, Armen und Bedrückten vielleicht ein: „Das mag für die Reichen und Herrschenden ganz gut sein. Die können ihren Feind leicht lieben, wenn sie ihn in ihrer Macht haben! Aber für uns, die Leidenden, Bedrückten, ist es schwer.“ Das ist nicht richtig.

Liebe Freunde, die Lebensauffassung müssen die Herrschenden und Reichen eben so ändern wie die Bedrückten und Armen. Und für die Armen ist es leichter als für die Reichen. Die Armen brauchen nur nichts zu thun, was gegen die Gebote der Liebe verstößt, nur nicht an Gewaltthaten mitzuwirken: dann verschwindet Alles, was der Liebe im Wege ist, von selbst. Für die Reichen ist es schwieriger, das Evangelium der Liebe anzunehmen und zu befolgen. Sie müssen, um diesem Evangelium zu gehorchen, auf die Verführungen, die Macht und Reichthum mit sich bringen, verzichten. Und Das wird ihnen schwer. Die Armen und Bedrückten aber brauchen nur keine neue Gewalt anzuwenden und, was die Hauptsache ist, an der alten nicht mitzuwirken.

Wie der einzelne Mensch wächst, wächst auch die Menschheit. In ihr wächst das Bewußtsein der Liebe. Dieses hat in unserer Zeit schon eine Höhe erreicht, die uns erkennen lehrt, daß die Liebe uns retten und die Grundlage unseres Lebens werden muß. Was wir jetzt erblicken, sind die letzten Zuckungen eines sterbenden Zeitalters, das auf Gewalt und Bosheit, nicht auf Liebe gegründet war. Bald wird Jeder merken, daß all diese Kämpfe, dieser ganze Haß und all diese auf Gewalt gegründeten Einrichtungen unsinniger Lug und Trug sind, die zu nichts Anderem als zu immer größerem Unglück führen. Bald wird Jeder merken, daß das einzige, einfachste und erreichbarste Rettungmittel uns von dem Bewußtsein geboten wird: das Grundprinzip des Lebens Aller ist die Liebe.

Nach einer Legende war der Apostel Johannes im höchsten Alter ganz von einem Gefühl erfüllt und gab ihm stets mit den selben Worten Ausdruck: „Kinder, liebet einander!“ Das war der Rath eines Mannes, der bis an die äußerste Grenze des Lebens gelangt war. Genau so muß sich das Leben der Menschheit äußern, die bis zu einer gewissen Grenze gelangt ist.

Ist ja Alles so einfach, so klar! Man lebt: Das heißt: man wird geboren, wächst, reift, vergreist und stirbt. Kann wirklich der Zweck unseres Lebens in uns selbst liegen? Sicher nicht. „Was ist Das eigentlich?“ fragt man sich. „Was bin ich denn?“ Und die Antwort lautet: „Ein Wesen, das liebt.“ Zuerst scheint

es, als ob man nur sich liebe. Aber man braucht nur Etwas länger in der Welt zu sein und ein Wenig nachzudenken, so sieht man ein, daß es mit der Liebe zu sich selbst, dem Wesen, das durchs Leben geht und stirbt, nichts ist. Daß diese Liebe keinen Zweck hat. Man fühlt, daß man sich lieben muß und liebt. Indem man aber sich selbst liebt, fühlt man zugleich, daß der Gegenstand der Liebe unwürdig ist. Aufhören, zu lieben: Das kann man nicht. Denn die Liebe ist das Leben. Was soll also werden? Man liebt Andere, Verwandte, Freunde, Wesen, die wieder lieben. Anfangs scheint Das zu genügen. Aber erstens sind all diese Menschen unvollkommen, zweitens verändern sie sich und drittens sterben sie. Wen soll man also lieben? Es giebt nur eine Antwort: man muß Alle lieben muß die Grundlage aller Liebe, muß die Liebe, muß Gott lieben. Nicht der bestimmten Person wegen muß man lieben, nicht seiner selbst wegen, sondern der Liebe wegen.

Das braucht man nur zu begreifen: dann verschwindet mit einem Mal alles Böse aus dem Leben und das Leben wird klar und heiter.

„Das wäre schön“, sagen die Leute; „wenns nur Alle thäten So aber läuft es darauf hinaus, daß ich der Liebe lebe, daß ich den Anderen Alles hingebe, während Die für sich und ihren Leib leben. Was wird dann aus mir und meiner Familie, aus Denen, die ich liebe, die ich lieben muß? Geredet wird über die Liebe schon lange; doch Niemand handelt, wie er redet. Das kann auch Niemand. Sein Leben der Liebe widmen könnte man nur, wenn alle Menschen wie durch ein Wunder bereitet würden, das weltliche, körperliche Leben in ein geistiges, göttliches zu wandeln. Aber dieses Wunder geschieht nicht und deshalb bleibts bei Worten ohne That.“ So sprechen Leute, die sich bei ihrem falschen gewohnten Leben beruhigen. Sie sprechen so, wissen aber in der Tiefe ihres Herzens, daß sie Unrecht haben, daß ihr Urtheil verkehrt ist. Es ist verkehrt, weil eine Aenderung des Lebens Aller nur bei Vortheilen im weltlichen, körperlichen Leben nöthig ist, nicht aber im geistigen: der Liebe zu Gott und Menschen. Die Liebe verschafft dem Menschen Glück nicht durch ihre Folgen, sondern durch sich selbst; verschafft es ihm ganz unabhängig von Dem, was andere Menschen thun und was überhaupt in der Außenwelt geschieht. Die Liebe bringt dadurch Glück, daß Jemand, der liebt, mit Gott vereinigt wird und nichts für sich wünscht, sondern Alles, was er hat, selbst sein Leben, für Andere hingeben will und in dieser Hingabe an Gott sein Glück findet. Deshalb kann Alles, was andere Leute thun, und Alles, was in der Welt geschieht, auf sein Thun keinen Einfluß haben. Lieben heißt: sich Gott hingeben; thun, was Gott will; Gott aber ist die Liebe, Gott will Allen Gutes und kann also nicht wollen, daß Jemand, der seine Gebote erfüllt, zu Grunde gehe. Einer, der recht liebt, geht auch unter Nichtliebenden nicht zu Grunde. Und selbst wenn er, wie Christus am Kreuz, unter Menschen umkommt, so ist sein Tod eine Freude für ihn und ein bedeutsames Werk für die Anderen; nicht aber traurig und nichtig wie der Tod weltlicher Leute. Die Ausrede, daß man sich nicht ganz der Liebe widme, weil es nicht Alle thun, man also allein bliebe, ist unklug und häßlich. Wird denn Einer, der arbeiten muß, um sich und seine Kinder zu ernähren, es nicht thun, weil Andere nicht arbeiten?

Liebe Freunde, laßt uns unser Leben an die Vermehrung der Liebe in uns setzen, mag die Welt gehen, wie sie will, ist zu sagen: wie es ihr von oben bestimmt wird. Wenn wir so handeln, erlangen wir das größte Glück für uns selbst und thun Anderen so viel Gutes, wie wir nur können.

Nun noch ein Wort, liebe Freunde. Von keinem Werke kann man wissen, ob es gut oder schlecht ist, wenn man es nicht im Leben erprobt hat. Wenn man einem Landmann sagt, es sei gut, den Roggen in Reihen zu säen, oder einem Imker, Bienenkörbe mit Rähmchen zu machen, so wird ein verständiger Landmann und Bienenzüchter, um zu erfahren, ob der Rath zu befolgen sei, einen Versuch machen und danach handeln. So ists auch mit dem Leben. Um zu erfahren, wie weit die Lehre von der Liebe im Leben anwendbar sei, müßt Ihr sie erproben.

Macht den Versuch. Verpflichtet Euch, eine Weile alle Gebote der Liebe zu befolgen. Lebt so, daß Ihr bei jedem Thun zunächst daran denkt, alle Menschen, Diebe, Trunkenbolde, rohe Vorgesetzte oder Untergebene, zu lieben, daß Ihr zunächst daran denkt, was ihnen nöthig sei, nicht aber Euch. Und wenn Ihr so gelebt habt, fragt Euch: War Das schwer? Haben wir uns verschlechtert oder unser Leben verbessert? Und dann entscheidet, je nach der Erfahrunglehre, ob thätige Liebe Glück und Segen bringt oder nicht. Probirt es aus, bemüht Euch, statt dem Beleidiger Böses mit Bösem zu vergelten, statt Einen, der ein schlechtes Leben führt, hinter seinem Rücken zu schelten, bemüht Euch, statt Dessen Böses mit Gutem zu vergelten, nichts Schlechtes über einen Menschen zu sagen, selbst mit dem Vieh, dem Hund nicht roh umzugehen, sondern gut und freundlich; lebt so einen Tag, zwei Tage oder mehr (nur zur Probe): und vergleicht Euren Seelenzustand in dieser Zeit mit dem früheren. Macht den Versuch: und Ihr werdet sehen, wie die finstere, trübe Stimmung einer fröhlichen weicht. Lebt so eine zweite und dritte Woche: und Ihr werdet sehen, wie Eure seelische Heiterkeit zunimmt und Euer Schaffen gedeiht. Macht den Versuch, liebe Freunde: und Ihr werdet sehen, daß das Evangelium der Liebe nicht nur Worte bringt, sondern den Ruf zur Allen nächsten, Allen verständlichen, Allen nothwendigen That.

Jasnaja Poljana, 1909. Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Arbeit und Spiel.*)

Arbeit ist eine stetige, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Thätigkeit „Spiel ist die freithätige Darlebung des Inneren.“ Wenn wir diese beiden Aussprüche vergleichen, so erscheint Arbeit als Gegensatz des Spieles. Und es ist nicht zu leugnen, daß hier ein Gegensatz vorliegt, namentlich, wenn wir die Arbeit nur als den Fluch betrachten, im Schweiße des Angesichtes unser Brot zu verdienen. Wie aber, wenn wir sie als ein Erziehungmittel auffassen, als eine Strafe, die einen Segen enthält?

Wer die Arbeit nur als das Mittel ansieht, das der Zwang der Verhältnisse ihm auferlegt, Der wird noch heute das Wort, mit dem der Mensch aus dem Paradies getrieben worden, nicht als Segen empfinden. Aber so gewiß der Thätigkeitstrieb im Kinde sich regt, ohne daß es von dem Zwang der Verhältnisse, sein Brot zu verdinen, getrieben wird, so gewiß können wir den Thätigkeit-, den Schaffenstrieb als Triebfeder zur Arbeit bei den Menschen voraussetzen.

*) Eine Probe aus dem Buch „Was ich von Fröbel lernte und lehrte“, das Frau Dr. Goldschmidt in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt.

Die Natur bot dem Menschen die Nahrung auch ohne Arbeit. Das nomadische Umherschweifen gab immer einen anderen Boden mit neuen Pflanzen und Früchten. Regte sich im Menschen nicht der schöpferische, der Thätigkeitstrieb, so hätte er gelebt und hätte sich fortgepflanzt wie andere Lebewesen. Daß in unseren heutigen Kulturverhältnissen dieser eigentliche Ausgangspunkt, von dem aus die Arbeit des Menschen betrachtet werden muß, nicht deutlich erkennbar uns entgegentritt, daß unsere Kultur oft das Wort „Wohlthat wird Plage“ bestätigt, darf unsere Auffassung nicht beeinflussen. Wir müssen wiederholen: das Kind, das uns vielfach Repräsentant des Naturzustandes der Gesammtheit ist, zeigt uns deutlich den schöpferischen Trieb des Menschen ohne jeden Nebenzweck.

Wir können keine Triebe schaffen, wir können sie nur leiten, bilden, entwickeln, auch unterdrücken; bisher hat weder die Selbsterziehung der Menschheit (die Kultur) noch die Erziehungwissenschaft (Pädagogik) diese Aufgabe bewältigt.

Fröbel faßt die Arbeit des Menschen als schöpferischen Trieb auf, nicht, weil er Idealist ist, sondern, weil er, wie jeder Forscher, in die Gesetze der Entwickelung einzudringen strebte. In seiner Menschenerziehung heißt es: „Erniedrigend, nur zu dulden, nicht zu verbreiten, ist der Gedanke, als arbeite, schaffe der Mensch nur darum, seinen Körper, seine Hülle zu erhalten, sich Brot, Haus und Kleidung zu erwerben. Nein, der Mensch schafft ursprünglich und eigentlich nur, damit das in ihm liegende Geistige, Göttliche sich außer ihm gestalte und er so sein eigenes, göttliches Wesen und das Wesen Gottes erkenne.“ So aufgefaßt, wird sich der Zusammenhang zwischen Arbeit und Spiel natürlich ergeben. Auch die Arbeit ist die freithätige Darlebung des Inneren, die bei dem Kinde sich im Spiel zeigt. „Was ist denn das Spiel der Kleinen? Es ist das Spiel des Lebens selbst, nur in seinen Anfängen.“

Die landläufige Meinung, das Kind spiele, weil es noch nicht arbeiten kann, hat der Erkenntniß Platz gemacht, daß des Kindes Spiel seine Arbeit ist. Das Kind spielt, um die Zeit zu benutzen, nicht, um sie zu vertreiben. Wenn wir bedenken, daß das Kind, außer in den physischen Funktionen der Nahrungaufnahme, der Verdauung und des Schlafes, sein Wesen nur im Spiel offenbaren kann, dann müssen wir diesem Spiel für die Entwickelung seiner geistigen, gemüthlichen und sittlichen Anlagen eine große Bedeutung zuerkennen.

„Spielen, Spiel ist die höchste Stufe der Kindheitentwickelung, denn es ist die freithätige Darlebung des Inneren, die Darstellung des Inneren aus Nothwendigkeit und Bedürfniß des Inneren selbst. Spiel ist das reinste, geistigste Erzeugniß des Menschen auf dieser Stufe und ist zugleich das Vorbild und Nachbild des gesammten Menschenlebens. Die Quellen alles Guten ruhen in ihm, gehen aus ihm hervor: ein Kind, das tüchtig, selbstthätig still, ausdauernd, ausdauernd bis zur körperlichen Ermüdung spielt, wird gewiß auch ein tüchtiger, stiller, ausdauernder, Fremd- und Eigenwohl mit Aufopferung befördernder Mensch. Ist nicht die schönste Erscheinung des Kinderlebens dieser Zeit das spielende Kind, das in seinem Spiel ganz aufgehende Kind?“ Und weiter sagt Fröbel: „Dem ruhigen, durchdringenden Blick des echten Menschenkenners liegt in dem freithätig gewählten Spiel des Kindes dessen künftiges inneres Leben offenbar vor Augen. Die Spiele dieses Alters sind die Herzblätter des ganzen künftigen Lebens, denn der ganze Mensch entwickelt sich in ihnen, in seinen feinsten Anlagen, in seinem

inneren Sein. Das ganze künftige Leben des Menschen hat in diesem Lebenszeitraum seine Quelle Das Kind soll im Spiel und durch das Spiel ein zu ihm sprechendes Erziehungbuch zur Beachtung für sich selbst, finden."

Der Gedanke, daß das Spiel des Kindes und Spiele überhaupt eine sehr große Bedeutung haben, datirt nicht von Fröbel; er ist so alt wie unsere Kultur. Namentlich ist es das griechische Volk, bei dem wir so deutlich auch darin die Harmonie seines Lebens erkennen, daß seine Spiele „Feste", religiöse Feste waren und daß selbst ein so strenger Gesetzgeber wie Lykurg für die Spartaner Tänze und gymnastische Uebungen anordnete. Plato hat bereits Spiele für Kinder vorgeschlagen, die denen Fröbels ähnlich sind. Er sagt: „Vom dritten Jahr an biete man dem Kind Spiele, die diesem Alter angemessen sind, woraus man auf den künftigen Beruf schließen könne; spielend lassen sich auch manche Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen, namentlich solche, die sich auf die Geometrie beziehen." Plato hält die Spiele der Kinder für so wichtig, daß er meint, man dürfe sie nicht verändern, weil sonst ein veränderlicher Charakter erzeugt werde, der leicht selbst die gesetzliche Ordnung im Staat gefährdet.

Die Erkenntniß des Spieltriebes als des schöpferischen, als des höchsten Triebes, der uns Menschen geworden, führt uns zu der Einsicht, daß die Menge fertiger Spielsachen, die wir dem Kinde geben, nicht nur deshalb schlechte Spielmittel sind, weil sie zum Zerstören reizen, sondern, weil sie die Schaffensfreudigkeit stören. Wenn wir einen Erwachsenen, der in sich schöpferische Kraft fühlt, zwingen, nur die Werke Anderer in sich aufzunehmen, wenn wir ihm keine Zeit gönnen, seiner inneren Schaffenslust zu genügen, dann sehen wir, daß Unmuth, Verstimmung, Verdüsterung sich seiner bemächtigen. Das Kind ist sich selbst nicht klar und kann sich nicht dagegen sträuben, daß ihm Etwas aufgedrängt wird, das seiner Natur, seinem inneren Wesen widerspricht. Uns aber mag diese Erkenntniß von dem Schaffenstrieb auch für die späteren Stufen geistiger Entwickelung ein Fingerzeig sein Wer vermag zu berechnen, wie viel schöpferische Kraft durch Aufnehmen Dessen, was wir nicht verarbeiten können, verloren geht? Denn nicht nur für die Kindheitstufe ist der Ausspruch Fröbels zu beherzigen: „Nicht, was der Mensch aufnimmt, sondern, was er aus sich heraus gestaltet, Das giebt ihm seine Bedeutung und seinen Werth."

„Das Streben des Menschen in der frühesten Kindheit ist höher und kräftiger als das der meisten Menschen im späteren Alter; die geistige Kraft in ihrer unbewußten frühesten Zeit hat gewiß eine innere Stärke, von welcher wir Erwachsenen und Bewußten uns keine Vorstellung machen können." Bedeutsam ist Fröbels Ausspruch über den Gewinn, den die Erwachsenen von der Beobachtung des Kindeslebens und seiner Spiele haben können: „Der Erwachsene erblickt dadurch wie in einem Spiegel die ihm selbst ferne, die ihm nicht anschaubare eigene Kindheit, die ja der Mensch, wie sein eigenes Angesicht, nicht selbst sehen kann, sondern in einem Spiegel schauen muß. Durch die Beobachtung der Kinder, der Kindheit wird der Mensch sich selbst und ihm sein Leben klar; es kommt Einheit in dieses Leben."

Wir können das Prinzip, das die Spielmethode Fröbels beherrscht, in die Worte fassen: Der Spieltrieb des Kindes ist sein Thätigkeit-, sein Schaffenstrieb und zeigt die Kulturtriebe des Menschen in ihren Anfängen

Henriette Goldschmidt.

Rainer Maria Rilke.

Ich kenne Rilke seit seinem ersten Buch, seit seinen „Larenopfern", kenne seinen ganzen Weg; aber nun sehe ich auch sein Ziel. Er ist für uns, die nach ihm kamen, der größte Verführer gewesen, größer noch als Hofmannsthal. Doch nur in seinen früheren Büchern, als seinem süßen Silbenfall noch eine Manier eigen war. Nur die Manier ist gefährlich, nicht die ausgeglichene Kunstanschauung; nur die Einseitigkeit, nicht die Harmonie; Heine, nicht Goethe. Jetzt hat er seine Manier, all dieses erkünstelte Assoniren und Alliteriren, abgethan und kann Führer sein, nicht Verführer nur. Gewiß hat ihn gerade seine Manier erst der Erkenntniß seines Zieles nähergebracht, wie ja jede Einseitigkeit, Uebertreibung in der Kunst von Nutzen sein kann, wenn man in ihr nicht befangen bleibt. Das Wesen seiner Kunst ist nun klar enthüllt.

Noch vor zwei, drei Jahren hätte ich darauf geschworen, daß in der Lyrik der musikalische Gehalt Alles sei. Wie Verlaine darauf schwor. Gedichte waren mir nichts als musikalische Formeln in Worten. Kunst fürs Ohr. Kunst für metaphysische Bedürfnisse. Jeder Vers Rilkes bestätigte Das. Jeder seiner Verse war ein Bogenstrich auf zart sordinirter, melancholisch tönender Geige. Worte, Begriffe, die ihre Sachlichkeit abzulegen schienen, die sich in Melodien verflüchtigten, ganz in Musik auflösten. Diese Kunst bedurfte eines nur engen Reiches. Die Sehnsucht und der Stolz der Mädchen-Königinnen, die Demuth der Engel, die Schmerzseligkeit Mariae. Nicht auf die Weite des Umkreises kam es an, sondern auf die Fülle der musikalischen Variationen, auf immer neuen Schmelz der Laute.

In den letzten Büchern Rilkes ist nun eine vollständige Wandlung. Diese letzten Bücher haben mich überzeugt, daß die Lyrik eben so Wirkungen der Malerei, ja, der Plastik wie der Musik zu erreichen vermag. Ihre geistigen, sensuellen Wirkungen. Daß sie das Wort als Material wie Thon oder Marmor oder wie Stift und Farbe behandeln, aus dem Wort nicht nur musikalische Nuancen, sondern Reflexe des Lichtes und der Bewegung locken kann.

Solche Kunst hat Können zur Voraussetzung. Unbewußtheit, Intuition genügt solchem Gelingen nicht. Solche Kunst will Vertrautheit mit allen Kräften der Sprache, mit allen ihren Schlichen und Finessen, mit allen ihren Zwischen- und Untertönen, allen ihren Deutigkeiten und Raffinements. Will technische Meisterschaft als Voraussetzung, unbegrenzte Beherrschung des Materials. Sie versagt sich dem Dilettanten ganz, der in der Lyrik sich bisher ohne Schranken tummeln konnte, weil Ueberschwang allein schon als Poesie galt. Ihre Strenge, ihre Vollkommenheit, ihre Souverainetät wehrt ihn ab. Sie will erarbeitet sein. Der Ernst, mit dem Rilke mir erzählte, wie er im Jardin des Plantes ein Thier betrachtet, wie er täglich zu ihm zurückkehrt und es anschaut, um

das Bild in all seiner unmittelbaren Lebendigkeit, in knappsten und kennzeichnendsten Zügen zu bannen, dieser Ernst des arbeitenden, knetenden, meißelnden, formenden Künstlers ist mir unvergeßlich.

Die Lyrik kehrt hier wieder zur Sachlichkeit zurück. Sie hat seit Langem nichts als Reflexe wiedergegeben. Gefühls- und Gedankenreflexe. Die Dinge waren nur Anreger. Die Stimmungen, die sie dem Dichter mittheilten, die Gemüthszustände, in die sie ihn versetzten, waren die Hauptsache. Die Lyrik ist die subjektivste der Künste: und die Dichter verhüllten die Dinge mit ihrer Persönlichkeit, mit ihrer Subjektivität, daß man nur die Gegenwart der Dinge ahnte, ihren Duft nur witterte, ihr Leuchten nur schimmern sah; aber man schaute sie nicht. Nicht die Natur sah man durch ein Temperament, denn Natur und Temperament hatten die Rollen vertauscht: die Natur war ein Transparent geworden, durch dessen vernebelte Scheiben man das Temperament sah. Die Dinge sprachen nicht direkt aus den Versen, traten aus ihnen nicht unmittelbar hervor. Man verwechselte Sachlichkeit mit Nüchternheit und fürchtete sie.

Den Schleier, der auf den Dingen lag, hat Rilke gehoben. Wie die malenden Impressionisten nähert er sich der immer bewegten Natur. Sie ist nackt wie Gott. Ihre Erscheinungen selbst, nicht die Zustände, die sie auslösen, sucht er einzufangen. Nicht das Subjekt: das Objekt rückt er in das Licht. Wird seine Kunst dadurch etwa unpersönlich? Hier erlebt man das ewig Geltende: wo die Persönlichkeit vorhanden ist, verleugnet sie sich niemals in ihren Schöpfungen. Rilkes stilistische Struktur, die Wahl seiner Vergleiche, das Uebergleiten der Verse, das Aufklingen der Reime wird man nicht verkennen. Besonders seine Anschaulichkeit nicht.

Im Jardin du Luxembourg hat er „Das Karoussell“ gedichtet. Ein Karoussell, das sich dreht und kreist; nichts mehr. Auf einem Hirsch ein kleines Mädchen, auf einem Löwen ein Junge, auf schaukelnden Pferden größere Mädchen; „und dann und wann ein weißer Elephant“.

„Ein Roth, ein Grün, ein Grau vorbeigesendet,
ein kleines, kaum begonnenes Profil.
Und manches Mal ein Lächeln hergewendet
an dieses athemlose blinde Spiel.“

Nichts mehr. Und doch kommt mir vor, als wäre nie ein pariserischeres Gedicht geschrieben worden. Man weiß: da ist ein ganz bestimmtes Karoussell. Und es steht in der leichten, flimmernden, immer von leisem Rausch angehauchten Luft dieser Stadt, deren Leben selbst ein athemloses blindes Spiel zu sein scheint. Rilke beschreibt eine „Spanische Tänzerin“. Man sieht diesen Tanz, der zuckende Flamme ist, hört das stachelnde Klappern der Kastagnetten, fängt die herrisch hochmüthige Geberde und zuletzt das süß grüßende Lächeln auf. Die ganze Pracht der Rasse lodert in den Versen. Er schildert in dem Gedicht „Der letzte Graf von Brederode entzieht sich türkischer Gefangenschaft“ eines Helden Flucht:

„Bis der Fluß
aufrauschte nah und blitzend. Ein Entschluß
hob ihn sammt seiner Noth und machte ihn
wieder zum Knaben fürstlichen Geblütes.
Ein Lächeln adeliger Frauen goß
noch einmal Süßigkeit in sein verfrühtes,
vollendetes Gesicht. Er zwang sein Roß,
groß wie sein Herz zu gehn, sein blutdurchglühtes:
es trug ihn in den Strom wie in sein Schloß.“

Sieht man nicht diese straffe Bewegung, die das Pferd in den Fluß führt, das heroisch stolze Sterben Zweier? Er beschreibt den „Fahnenträger“, der die Fahne feierlich und liebevoll vor sich trägt, wie eine Frau. Er ist der Muth und die Treue selbst; er darf sie nicht verlassen. Nur in der Schlacht

„dann darf er sie abreißen von dem Stocke,
als riß' er sie aus ihrem Mädchenthum,
um sie zu halten unterm Waffenrocke.“

„Die Erblindende“ beschreibt er, zuerst, wie sie ihre Tasse faßt, ein Wenig anders als die Anderen, dann ihr Lächeln, „es that fast weh“, zuletzt ihr Gehen durch die Zimmer

„als wäre Etwas noch nicht überstiegen,
und doch: als ob, nach einem Uebergang,
sie nicht mehr gehen würde, sondern fliegen.“

Den „Panther“ hinter Gitterstäben:

„Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.“

Niemals ist der Rhythmus eines Katzenleibes mit so sicheren Strichen errafft worden. Dann aber die serenen Züge der Venus, die aus den Wellen steigt, die unsicheren Schritte Eurydikes ... Eine Flucht von Bildern und Gestalten, deren Schönheit strahlt. Sie strahlt von Nacktheit, von Reinheit, von unverwischtem Leben. Sie ist aus der Realität geschöpft; ein erhobener Verismus. Gewiß stilisirt, was aber die Unmittelbarkeit nicht abschwächt, sondern steigert. Jede Kunst, die dem Wesentlichen nachgeht, gelangt zur Stilisirung.

Was ehemals Melodie war, Wohllaut und nichts als Wohllaut, ist nun Linie, Bewegung. Und da alle Harmonie, auch die der Formen, Musik ist, ist auch hier wieder Musik; Musik, nicht nur Wohllaut. Das Singen der Dinge selbst, nicht das Singen über die Dinge. Nicht die „beseelte“ Natur, sondern die Seele der Natur selbst. Die Andacht vor dem Traum ist eine Andacht vor den Dingen geworden.*)

Wien. Camill Hoffmann.

---

*) Rilkes „Neue Gedichte“ sind im leipziger Inselverlag erschienen.

Brigantaggio.*)

Unter den Großmächten dieser Erde ist vielleicht eine der größten die Macht der Gewohnheit. Was hätte man in Mitteleuropa zu reden gehabt, wie viele Spalten hätten die Blätter den Zuschriften ihrer Abonnenten gewidmet, wenn Das vorgefallen wäre, was ich in Reggio am letzten Abend meines dortigen Aufenthaltes erlebte! Und was thaten die Leute in Reggio?

Ich war just eingeschlafen (und habe einen leichten Schlaf: Das gebe ich zu). Aber auch wenn ich mitten im tiefsten Schlummer gelegen hätte, ich hätte aufwachen müssen. Ich fuhr auf und rief? „Cosa?“ Antwort gab mir der wüste Klappertanz meines gesammten Waschgeschirres; und als nun noch mein Bett mit mir heftig zu turnen begann, zweifelte ich nicht mehr: Das war ein niedliches kleines Erdbeben, vielleicht der Vorbote eines großen. Es fiel mir aber nicht ein, aufzustehen, Alarm zu schlagen, zu fliehen. Es war ja friedlich still ringsum. Keiner schien sich um das Bebchen zu kümmern. Eine Viertelstunde lang lag ich und wartete, ob nun gewaltige Stöße kämen und Reggio wieder einmal wankte. Nichts. Im Warten schlief ich gemüthsruhig ein und schlummerte süß, bis mich der Hausknecht um halb sieben Uhr morgens weckte. Ich fragte sogleich, was denn nach Elf losgewesen, ob er nichts vom „terremoto“ verspürt habe. O Du heilige Großmacht der Gewohnheit; er ahnte nichts! Oder hatte ich mich getäuscht? War ich einem Traum zum Opfer gefallen? Den bejahrten Kutscher, der mich und mein Gepäck zum Bahnhof brachte, fragte ich bang. Aber der Ehrenmann wußte, was sich begeben hatte; es war also doch kein Traum gewesen. Mit gemüthlichem Lachen erzählte er:

„Ja, es war ein Erdstoß, aber so wenig! Im Süden, gegen Capo Spartivento, hat man es stärker gespürt. Die Herren Reisenden, die gerade mit dem Zug ankamen, haben erzählt, daß sie es ordentlich in den Wagons gefühlt haben.“

Nun ja: damit man sich in Reggio aufrege, muß es schon ärger kommen; faustdick. Die Großmacht der Gewohnheit thuts. Ich aber verließ um acht Uhr Reggio mit dem verpflichtenden Bewußtsein, daß diese Stadt mir während meines kurzen Aufenthaltes das „Beste“ geboten, das sie zu bieten hatte.

Und nun gings die Westküste aufwärts. Das Land zeigte sich mir als blüthenreichen und früchteschweren Garten. In lichtem Goldschein blinkten aus dem Laubwerk Hunderter von Bäumen Riesencitronen, dunkelgoldig glühten die Kugeln der Orangenfrüchte, Maulbeerbäume schwenkten ihre langstieligen Blätter, Mandeln wurden geerntet, junge Feigen zeigten schüchtern ihr tiefdunkles Grün und über dem Wall der Pelargonien prangten in feurigerem Roth Granatblüthen an den Aesten. Und immer im Westen die kaum bewegte See, die der großen Halbinsel Geschichten von der kleineren Insel dort drüben raunend erzählte und verrätherisch drüben das gleiche Spiel trieb.

Scilla! Den Ausruf des Namens empfand ich geradezu wie ein Ereigniß. So tief auch das Interesse für Weltgeschichte in mir wurzelt: ich spürte so recht, daß die Mythen, die man in jungen Jahren aufnimmt viel, viel stärker in Geist

*) Aus dem im wiener Verlag „Lumen“ erscheinenden illustrirten Buch „Armes Kalabrien!“, das den Verfasser des Romans „Christus nicht Jesus“ in neuem Licht zeigt.

und Herz nachhallen als die Historie. Der Anblick des sagenumwobenen Felsens, den häufige Erdbeben und Wogenprall bereits arg abbröckelten, an dessen linker Flanke das Fischerstädtchen hinangebaut ist und dessen Haupt das schon etwas ruinenhafte Schloß der Prinzen Ruffo di Scilla krönt, ist so malerisch, daß er nicht ernüchtert und die Phantasie ertötet. Ich blickte und träumte; und es that mir leid, daß der Zug so rasch die Station verließ.

Das Bild wechselte. Sizilien entschwand den Blicken und endlos breitete sich das Meer; landeinwärts machte der Fruchtgarten Bergwänden Platz, die scharf aufstiegen und bis an die Bahn herabreichten, die oft unter einem Bergfuß durch dunkle Wölbungen schlüpfen mußte. Alle diese Bergwände stiegen in kleinen Terrassen auf, deren senkrechte Wändchen gemauert waren und deren schmale Plattformen je eine Rebenreihe trugen. Das sah zierlich und kunstvoll aus.

—

„Bagnara!“ verkündete der Kondukteur, öffnete die Thür meines Abtheils und rief einen Träger herbei. Ich war, nach nur anderthalbstündiger Fahrt, schon an meinem vorläufigen Ziel angelangt. Das Handgepäck ließ ich auf dem Bahnhof zurück und ging, vom Träger geführt, von einem unaufhörlich seine Dienste anbietenden Kutscher ohne Pferd und Wagen gefolgt, zu dem Mann, an den mich der freundliche Vicekonsul in Reggio gewiesen hatte, auf daß ich mir Rath hole in Sachen Aspromonte. Der Bagnarese lag krank darnieder, empfing mich jedoch. Ich übergab ihm das Empfehlungschreiben und that, neben dem Krankenlager sitzend, meine Ansichten kund. Männliche und weibliche Familienmitglieder in verschiedenen Altersstufen versammelten sich und es wurde Kriegsrath gehalten. Auch der Kutscher, der eingetreten war, betheiligte sich und wurde schließlich, nachdem ich von seiner Forderung zehn Lire abgezogen hatte, zu seiner vollsten Zufriedenheit in meine Dienste genommen. Zuerst sollte er mich von Bagnara auf den Eliasberg führen, dann von dort nach St. Eufemia, einem kleinen Nest am Fuß des Aspromonte. Einen besseren und leichteren Weg auf den nahezu zweitausend Meter hohen Montalto, den höchsten Gipfel des Aspromontegebirges, als den über Bagnara-Eufemia giebt es nicht. Aber mein erstes Ziel war ja nun der Eliasberg, dieser noch nicht sechshundert Meter zählende Zwerg. Mit den besten Wünschen für baldige Genesung und mit allseitiger Danksagung schied ich aus dem Haus meines Berathers. Sieh da: an der Schwelle saß noch mein Träger. Welche rührende Anhänglichkeit! Sie ward belohnt, wie eigentlich jede Tugend es werden müßte, und trug eine kleine Silberfrucht. Der Kutscher eilte in den Stall voraus und gab dem Träger in unverständlicher Mundart an, wo man ihn finden würde. Jenem mir noch räthselhaften Ort schritt ich jetzt zu, hinter mir der Träger mit dem vom Bahnhof geholten Handgepäck. „Rechts“ oder „links“ oder „geradeaus“: ganz wie er kommandirte, ging ich und schämte mich nicht einmal eines Kommandanten, der nebst seiner Bloßfüßigkeit noch zahllose andere bedenkliche Kleidungdefekte aufzuweisen hatte. Ein geradezu wüster Kerl. Aber ich parirte. Aufwärts gingen wir; den Ort Bagnara, der nicht so klein ist wie schmutzig und schmerzhaft gepflastert, stiegen wir empor. Seit ich in Kalabrien einzog, vergaß ich fast, daß es Orte giebt, die nicht an Bergeswänden oder auf Hügelrücken aufgebaut sind. Wäre Bagnara als ebene Fläche mit geraden Straßen vor mir aufgetaucht, ich hätte mich maßlos

gewundert und mich fern von Kalabrien geglaubt. Bergauf, bergauf, bis mir der Gepäck tragende Führer ein „Halt" gebot. Aha: da stand richtig auch schon der Kutscher neben einem Wägelchen. Ach, wie sah das Fuhrwerk aus! Da frommten alle Künste, die der „Wasserer" nun spielen ließ, so gut wie nichts. Der Staub zwar wich; doch Alter und Gebrechen blieben. Nun, viel besser hatte das Fahrzeug, das mich von Rimini nach San Marino bracht, auch nicht ausgesehen; und die Fahrt war doch genußreich gewesen, wenigstens für Auge und für Herz. Und heute war ich wahrhaftig entschlossen, meinem Ziel zu Liebe alles Böse in den Kauf zu nehmen.

Zweispännig gings jetzt auf den Monte Elia; allerdings langsam. Eine andere Gangart als einen raschen Schritt erlebte ich bei diesem Pferdepaar nie, weder auf ansteigenden noch auf ebenen noch auch auf abwärts führenden Straßen. Vorläufig allerdings konnte ich ein anderes Tempo als einen langsamen Schritt auch nicht verlangen. Steil wand sich der Weg zwischen den Häusern des scheinbar endlosen Bagnara empor. Ein Prachtkerl von einem kalabreser Fischer, der vor einem der Häuser auf einem Sessel saß und sich mit einer Schaar anderer unterhielt, fiel mir unter den Typen besonders auf. Eine nervige, sehnige Gestalt, wie aus Holz geschnitzt, ein kupferbraunes Antlitz, aus dem ein von weißen Brauen umrahmtes Augenpaar scharf und kühn blickte. Die gestrickte blaue Mütze, die als flaches Viereck das Haupt deckte und hinten strumpfartig in den Nacken fiel, stand ihm prächtig und das Gewehr, das ihm von der Schulter hing, war eins mit ihm. Das war echt Kalabrien.

Als die Häuser Bagnaras endlich vom Wegrand schwanden, traten die Rebenterrassen an ihre Stelle. Rechts blickte ich zu ihnen empor, links, meerwärts, auf sie hinunter. Der blaue Spiegel lag schon tief unter mir und hier und dort sah ich durch Schluchten auf ihn hinab. Die Sonne brannte unbarmherzig, als wir den hochgelegenen Ort Pellegrina erreichten, dem der cypressenreiche Friedhof Bagnaras gegenüber liegt. Zur Stillung meines Durstes, den der heiße Staub immer neu anfachte, feuchtete ich Lippen und Kehle fast unablässig mit den Mispeln, von denen ich mir in Bagnara in Ermangelung von Orangen einige Dutzend gekauft hatte. Aber kaum lag Pellegrina hinter mir, da schwand jäh die Sonne und der Himmel begann, sich mit leichtem Weißgewölk zu umziehen. Ich stellte bedauernd fest, daß auch über Siziliens Bergen ein dünner Schleier lag und im äußersten Westen das Meer wie hinter einem Spinnennetz sich barg. Ich fürchtete, in leeres Grau zu blicken, wenn der Gipfel des Eliasberges einmal erreicht war. Inzwischen hatte der Wagen abermals eine kleine Ortschaft durchfahren. Die Straße wurde ebener. Die weinbewachsenen Hänge waren verschwunden, das lichte, gelbgrüne Laub junger Edelkastanien schimmerte mir überall entgegen. Der Kutscher, der um meine Bildung sehr besorgt war und nicht aufgehört hatte, jede Ortschaft, jeden Berg, Alles, was in den Gesichtskreis trat, bei Namen zu nennen, erklärte, daß wir nun die „corona" erreicht hätten. La corona, die breite Plattform, welche den Gipfel, die Krone des nicht ganz sechshundert Meter hohen Berges bildet, hatte ich schon früher einmal erblickt, als ich auf der Spitze des Leuchtthurmes von Faro auf Siziliens äußerster Nordostspitze stand und meine Augen die Küste Kalabriens suchten. Der Wächter dort hatte mir damals von der Bedeutung erzählt, die vor Zeiten diese Plattform hatte; und nun, da sie erreicht war, hörte ich nochmals dasselbe „Es

war einmal". Nämlich: es war einmal ein brigantaggio in Kalabrien und es war einmal auf dieser Höhe des Monte Elia einer der Hauptsitze der Räuber. Als die Eisenbahn noch nicht gebaut war und Alle, die von irgendeiner an der Westküste Italiens gelegenen Stadt nach Villa San Giovanni, nach Reggio, nach Sizilien wollten, die Fahrstraße benutzen mußten, da war eine goldene Zeit für die Wegelagerer auf dem Eliasberg. Denn es gab nur den einen Weg, nur die eine Straße, die knapp am Berg vorüberführte und noch führt. Dann kam für die Räuber die Zeit des Kampfes auf Tod und Leben und dann begann es eben zu heißen: „Es war einmal". Wahrhaftig: da war erstorbene Vergangenheit. Die Menschen, die jetzt hier oben die kleinen, aus Dürrholz, Zweigen und trockenem Reisig erbauten Hüttchen bewohnten, diese niederen, armsäligen Behausungen, die sie mit Weidethieren theilten, waren, falls sie etwa den einstigen Herren und Raubrittern von der „corona" entstammten, gänzlich aus der Art geschlagen. Höflich grüßten sie, tief zogen sie die Käppchen und streckten mir nicht einmal verlangend die Hände entgegen.

Der Kutscher brachte die Pferde zum Stehen (was übrigens leichter war als das Gegentheil), wies mir einen Fußpfad, der meerwärts abzweigte und sehr sanft anstieg, und belehrte mich, daß ich nun immer dem Kirchlein zuschreiten müsse und in zehn bis fünfzehn Minuten mein Ziel erreicht haben würde. Ich sprang aus dem Wagen und schlug die angegebene Richtung ein; schritt auf dem kleinen Weg dahin, der ein Wenig höckerreich begann, bald aber bequem weiterführte. Zwischen den niederen bunten Blüthen und kleinen Farnkräutern an beiden Seiten des Pfades gaukelten zahllose Schmetterlinge; Füchse und Heckenweißlinge, stahlblaue Heuchel- und prächtig gelbe Aurora-Falter wiegten sich im Schaukelreigen und ich begrüßte mit wahrhaft kindlicher Freude einen Bienenschwärmer, der neben mir aufflog. Bienenschwärmer! Als Knabe hatte ich für diesen seltenen Schwärmer geschwärmt, aber trotz aller Sehnsucht und Mühe außer in aufgespießtem Zustand niemals einen erblickt. Dazu brachte ich es erst jetzt, fern von der Heimath und fern von der Kindheit.

Vom kleinen Eliaskirchlein trennten mich nun noch wenige Hundert Schritte. Ich hielt die Augen fest auf den Bau gerichtet und wehrte ihnen, nach links oder nach rechts abzuschweifen. Ich wollte den Blick von dort oben voll genießen, den ganzen auf einmal, und mich überraschen lassen. Erst überraschte mich ein anderer Anblick. Zwischen Kirche und Bergesrand gewahrte ich eine Gestalt, die völlig einem Einsiedler glich, wie Märchen- und Legendenbilder ihn darstellen. Ein langes, schwarzes Gewand, ein wallender, weißer Bart, dunkle Brillen, ein schwarzes Käppchen und in einer Hand ein langer weißer Stab. Wie der Mann so dastand, bot er wahrhaftig ein malerisches Bild. Ich hatte die Kirche versperrt und einsam gewähnt und keinem Menschen hier zu finden gedacht. Die Vorbildung, die ich durch meinen Wagenlenker genossen hatte, war also nicht lückenlos. Ich hatte nur erfahren, daß am Ostermontag hier oben zu Ehren des Propheten ein mit Tanz, Musik und anderen irdischen und vom Satan erfundenen Lustbarkeiten verbundenes Fest stattfinde, ein „divertimento", zu dem aus der engeren und weiteren Umgebung viel Volk zusammenströme, daß aber ansonsten das Kirchlein verödet stehe. Das stimmte also nicht. Ich war jetzt dem Haus und dem Märcheneinsiedel nah gekommen. Für ihn nahm mein Interesse mit jedem Schritt ab. Das war kein

frommer Mönch in der Kutte der Entsagung, sondern ein weihenloser Laie, der nur ein aus der Entfernung wirksames langes Kleidungsstück trug und wohl nur in raffinirter Berechnung sich hergerichtet hatte: mit Mantel, Kappe und Bart. Eigentlich also doch ein abgeklärter, ein weltweiser Mann. Er begrüßte mich mit frommem Anstand und ich wußte, daß er mich schon auf die zu gewärtigende „mancia“ hin einschätzte. Etwa fünfzig Schritte vor dem Kirchlein, hart am Bergrand, sah ich ein kleines Mauerstück ragen, das drei Holzkreuze krönten. Ueber Ackerland, durch Lupinenklee hindurch lenkte ich unverzüglich den Schritt dorthin, vom Weißbart langsam gefolgt. Und nun sandte ich die Blicke hinab und ins Weite, um die gerühmte Aussicht zu genießen. Die Sonne hatte sich wenige Minuten früher nochmals durchgerungen und beleuchtete Meer und Land. Aber den Schleier, der die Liparischen Inseln und den Stromboli verhüllte, vermochte sie nicht zu zerreißen Doch war der Blick, der sich mir bot, trotzdem noch herrlich. Was das Auge entzückte, waren nicht die zwei beträchtlichen Stücke sizilianischen Küstenlandes; die kalabrische Küste, die weithin unter mir sichtbar ward mit ihren Städtchen, Bäumen, Bergen, Hügeln, Hainen und Straßen, war ein reizvoller Anblick. Zumal die am Nordfuß des Eliasberges hingebaute Stadt Palmi mit ihren vielen Häusern, deren jedes ich genau sah, mit ihren Oliven- und Orangenhainen fesselte das Auge. Und das große Stück ebenen Landes, das sich nord- und ostwärts an diese Stadt schließt, lag weit gebreitet und ich konnte jede Bodenfalte unterscheiden Gräser und Bäume gaben dem Boden ein dunkelgrünes Kleid; aber dort, wo es vom Meer bespült ward, trug das Kleid einen Saum; ein schmaler Silberstreif faßte es schimmernd ein. Denn silbern sah im Sonnenlichte der graue Ufersand aus. Ich saß lange auf der Bank, die an der dem Meere zugewandten Seite der kleinen Mauer errichtet ist, und freute mich, daß ich den Weg hierher nahm

Das Männchen, das sich neben mir niedergelassen und schon mehrmals ein Orientirungsgespräch einzuleiten versucht hatte, von mir aber schnöde um Ruhe gebeten worden war, sah schließlich den Augenblick gekommen, da ich dem Redewechsel zugänglicher erschien. Seine erste That war, daß er aus einem Kästchen ein buntes Bild des Elias zog und es mir reichte. Ich legte es in mein Notizbuch, ohne eine Bemerkung über die künstlerischen Vorzüge der Darstellung fallen zu lassen, und leitete das Gespräch nach meinem Ermessen. So erfuhr ich denn, daß außer am Ostersonntag noch am zwanzigsten Juli, dem Eliastag, hier großes „divertimento“ stattfinde, daß allsonntäglich von Palmi ein Priester komme, um die Messe zu lesen, und daß der alte Mann dann ministrire und im Uebrigen von Almosen lebe, die er sich in Palmi hole oder hier oben erwarte. Das verlieh ihm in meinen Augen eine gewisse Aehnlichkeit mit Elias selbst, der ja auch dasaß und auf das Brot wartete, das Gott ihm durch einen Raben zu senden pflegte. Im Kirchlein saß der Rabe aus Holz geschnitzt und schwarz gestrichen auch richtig zu Füßen der Holzstatue des Propheten. Dieser trug zum Schutz vor Fliegen einen Organtinschleier über dem Antlitz und in der einen Hand das ihn charakterisirende Feuerschwert, das leider keine größere Wirkung erzielte als eine gedrehte rothe Wachskerze. Nachdem der Weißbart den Propheten, ich den Raben und eine kleine Münze das Brot gespielt hatten, schieden wir freundschaftlich und ich schlug wieder den Fußweg ein, an dessen Ende ich den harrenden Wagen finden mußte. Da, kaum dreihundert Schritte unter dem Kirchlein, begegnete ich einem Bauernpaar.

Der hochgewachsene Mann, der den Typus und die Gestalt jenes bewaffneten Fischers hatte, trug einen Stock, wie ihn der alte Ministrant getragen, nur erheblich dicker. Das Weib war breit und stämmig und mit einem Buckelkorb versehen. Ich war schon an dem Paare vorübergekommen, als der Mann, der bei meinem Anblick sogleich mit dem Weibe eifrig zu flüstern begonnen hatte mich plötzlich anrief.

„Signoria!“ (So redeten mich die Leute in diesen Gegenden an, also etwa: ‚Euer Gnaden‘.)

Ich blieb stehen und fragte den Mann, was er wünsche. Die linke Hand hielt ich in der nahen Rocktasche, in der sich, seit ich den Wagen verlassen hatte, etwas Schweres befand.

Der Mann richtete an mich eine Frage, die ich der Mundart wegen nicht recht verstand, bis die Frau sie wiederholte. Da begriff ich, daß ich gefragt worden war, ob ich allein sei.

Das war eine etwas seltsame Anknüpfung. Wie ein Blitz durchfuhr es mich: „Da ist es!“ Diesem „Es“, auf das ich ja im Geheimen wartete, wollte ich um keinen Preis aus dem Wege gehen. Eifrig nickte ich. „Ja, ich bin ganz allein hier,“ versicherte ich. Die Begleiterin in der Tasche machte mich sicher.

Kaum hatte ich die Worte gesprochen, als die Entfernung zwischen mir und dem Mann auch schon schwand. Während ich stehen blieb, sprang der Andere mit großen Sätzen auf mich zu und sein erhobener Arm schwang über dem Haupt den derben, langen Stock. Das war unverkennbar ein Angriff. Das hieß: „Schlag' nieder und raub aus!“ Schnell aber war ich um einen Schritt zurückgetreten und meine Hand hatte die Waffe gezogen, die ich mit ausgestrecktem Arm dem drohend Nahenden entgegenhielt.

„Achtung! Ich schieße“, rief ich laut und bestimmt.

Das Weib, das stehen geblieben war, schrie irgendwas; und der Mann, ernüchtert durch Das, was er sah und vernahm, hielt jäh inne und ließ den Stock sinken Auf etwa zwölf Schritte standen wir einander gegenüber.

„Nun?“ fragte ich.

Der Mann zog, ohne sich vom Fleck zu rühren, ehrerbietig die Mütze und sprach Etwas. Da ich nicht gleich verstand, hieß ich ihn seine Worte wiederholen und erkannte nun die höfliche Frage, ob der Wagen unten mir gehöre. Ich gab heiter lachend eine bejahende Auskunft und setzte mit dem landesüblichen Gruß „State mi buono!“ meinen Weg fort, die bewaffnete Hand wieder in der Rocktasche. Die Gesichter des Ehepaares konnte ich leider nicht mehr betrachten, da eine Wegbiegung mir den Anblick raubte.

— — —

Um halb zwei Uhr nahm mich der Kutscher wieder in Empfang und setzte seine Rosse in langsame Bewegung. Jetzt gings über das Plateau zurück und dann sanft abwärts. Die Kegelspitzen der Berge und Hügel mit ihren Weinterrassen lagen unter mir und dann neben mir. Bei Pellegrina bogen wir gegen Eufemia ab. Seit ich Reggio verlassen hatte, seit dem Frühstückstrank, den kein Backwerk verschönte, war noch nichts Genießbares über meine Lippen gekommen außer dem Saft der Mispeln. Ich war hungrig und erkundigte mich in Pellegrina nach Eiern. Diese gab es wohl, aber in keinem Haus ein Feuer, um sie hart zu sieden. Mir

wurde gesagt, daß ich da wohl zwanzig bis dreißig Minuten warten müßte, denn „Feuer mache man nicht so rasch“. Da verzichtete ich und beschloß, mit dem Essen zu warten, bis ich Eufemia erreicht hätte, wo es, wie mir der Rosselenker sagte, einen Gasthof gab, noch dazu einen, der den schönen und stolzen Namen „Albergo Aspromonte“ trug.

Wieder fuhr ich auf einer Bergstraße mit wechselndem Ausblick aufs Meer dahin. Den letzten solchen Ausblick auf diesem Wege gewährten breite Lücken zwischen dem Blattwerk eines Kastanienwäldchens. Ich sah genau auf die Spitze von Faro hinüber; und da gedachte ich auf einmal lebhaft eines Hammerhais, den ich im Hafen von Messina gesehen hatte. Es war allerdings kein wirklicher gewesen, sondern ein aus Segeltuch geformter, der als Schiffszeichen einen Dampfer schmückte. Genau so, als läge dort unten im Meer, der Küste Italiens gegenüber, ein mythenhaft riesiger Hammerhai, dessen Kopf Faro und die beiden sichtbaren Stücke der Nord- und der Ost-Küste der Insel bildeten, genau so sah ich Sizilien von hier. Und ich mußte daran denken, daß dort drüben, dem Seeungeheuer Scylla gegenüber, der Sitz des Ungeheuers Charybdis war. Ob nicht etwa gleich mir einmal Jemand den Kopf des Hammerhais erblickte? Wie entstehen Sagen und Märchen, wie Götter und Dämonen?

Aber nun ging es landeinwärts; das Meer war verschwunden mit all seinen Göttern und Ungeheuern. Gerade und eben sah ich ein großes Stück der Fahrstraße vor mir. Den Blick begrenzte die hohe Bergwand, um deren willen ich dieses Weges fuhr. An großgewachsenen Eichen, Eschen, Akazien und Buchen vorbei. Dann bergab: und da lag San Eufemia, mein nächstes Fahrtziel. Der Ort schien mir, so lange ich ihn von fern sah, ganz und gar nicht so übel. Die rothen Dächer leuchteten und der Häuser gab es viele. „Albergo Aspromonte“: wirklich ein verführerisch schöner Klang. Mein Kutscher lenkte jetzt meine Gedanken und das Gespräch auf seine materiellen Interessen und machte mir einen Vorschlag, den ich der Ueberlegung werth fand. Er wollte warten, bis ich von der Bergtour zurückgekommen sei, und mich dann nach Bagnara bis zum Bahnhof zurückführen. Ueber den Preis einigten wir uns nach dem unvermeidlichen Handeln, das durch die landesübliche Ueberforderung zum Gebot gemacht wird, und ich blieb mit meinem (etwa die Hälfte des Verlangten betragenden) Gegenangebot natürlich Sieger. Doch schloß ich noch keineswegs fest ab. Denn ich wollte erst einmal genau wissen, ob und wie ich die Bergtour machen könne und wie lange sie dauern werde. Mehr als einen Tag wollte der Kutscher nämlich nicht um den von mir gebotenen Preis im Ort warten; und drängen wollte ich mich doch auch nicht lassen. Endlich wurde also besprochen und beschlossen, daß der Führer der „carrozza“ einen Führer der „vettura“ (so wird dort das Reitthier, der mulo, genannt) mir gleich zur Stelle schaffe und daß dann Alles endgiltig festgelegt werden solle.

Da war der Ort auch schon erreicht. Schon? Es war eine halbe Stunde nach vier Uhr und mein Magen war über sein unfreiwilliges Fasten empört. Armer Magen! Er ahnte nicht . . . Doch: jetzt ahnte er schon; denn da hielt der Wagen vor dem „Albergo Aspromonte.“

Wien. Friedrich Werner van Oestéren.

Eyck & Strasser.

Das Schicksal der Lederfabrik Eyck & Strasser in Berlin ist beinahe eben so viel besprochen worden wie die Reichsfinanzreform Und doch war eigentlich kein Anlaß, sich um Leben oder Sterben einer Firma mit zwei Millionen Mark Aktienkapital mit besonderem Eifer zu kümmern. Freilich: zum ersten Mal waren Arbeiter für die Generalversammlung mobil gemacht worden: sie sollten selbst sehen, welche Mühe man für ihr Wohl aufwende. Auch dieser Theil der Inszenirung blieb aber wirkunglos Die Berliner Handelsgesellschaft bestand, als Hauptgläubigerin, auf ihren Forderungen: und so mußte der Konkurs angemeldet werden. Der Handelsgesellschaft sind Vorwürfe jeglicher Art gemacht worden. Leichtsinnige Kreditgewährung, schrankenloser Egoismus; und so weiter Irgendwo las ich sogar, es sei ein Fehler in der Organisation, daß die Handelsgesellschaft nur einen Sitz habe. Als ob es nicht viel einfacher wäre, dem Beispiel der anderen Banken zu folgen und jede einigermaßen belebte Straße mit einer prunkvoll aufgemachten Depositenkasse zu zieren! Warum ein zwanzig- oder dreißigfach getheilter Betrieb leichter als ein centralisirter zu übersehen sein soll, hat der Kritiker nicht verrathen. Als die Gemüther sich beruhigt hatten, nahm man einige Vorwürfe zurück. Nicht alle; man ließ, der Sicherheit halber, Etwas hängen. Die Handelsgesellschaft hat an die Lederfabrik eine Forderung von 3,15 Millionen, für die sie sich Waaren verpfänden ließ Außerdem war eine hypothekarisch sichergestellte Summe von 1,05 Millionen als Garantie gedacht. Die Kalkulation der vorhandenen Lederbestände hatte keine haltbare Basis. Die Vorräthe wurden zu hohen Preisen bilanzirt; sonst wäre die geforderte Sicherheit nicht zu erreichen gewesen. Dolus oder falsche Beurtheilung der Konjunktur: Das wird noch festzustellen sein. Der Ledermarkt hat viele Hoffnungen enttäuscht; der Tendenzumschwung mag die Katastrophe bei Eyck & Strasser verschuldet haben (in die übrigens die seit vierzig Jahren in Ehren bestehende Handschuhfabrik von Cohn in Johanngeorgenstadt mit hineingezogen worden ist).

Mußte die Berliner Handelsgesellschaft wissen, wie faul es in der Firma Eyck & Strasser aussah, und durfte sie ihr so hohen Kredit geben? Im Aufsichtrath der Lederfabrik saß, als Vertreter der Handelsgesellschaft, Kommerzienrath Behrens. Besser wäre es gewesen, wenn auf diesem Platz ein Geschäftsinhaber der Bank gesessen hätte. Aber die Herren, die den Bankdirektoren alljährlich die Ueberfülle von Aufsichtrathsstellen ankreiden, dürften eigentlich nicht fordern, daß die Bank im Aufsichtrath jedes Unternehmens, dem sie Kredit gewährt, vertreten sei. Bei der Schlußabrechnung hat die Handelsgesellschaft sich jedenfalls konsequent gezeigt. Sie lehnte die in der Genneralversammlung beschlossene Einigung ab, weil ihr die gebotenen Garantien nicht genügten. Sie hatte sich die Auswahl der Personen, die ihr Sicherheit leisten sollten, selbst vorbehalten und ließ, mit Recht, die Garanten nicht von der Gegenpartei bezeichnen. Der Konkurs mußte also angemeldet werden. Karl Fürstenberg ist nicht der Mann, der sich Vorschriften machen läßt oder ungerechten Tadel sanftmüthig hinnimmt. Wenn ihm eine Sache einmal verekelt worden ist, mag er nichts mehr damit zu thun haben Die Sanirung der Lederfabrik wäre wohl möglich gewesen, wenn die öffentliche Kritik die Angelegenheit mit mehr Sachlichkeit und mit weniger Temperament behandelt hätte. Die dem Aufsichtrath gewährte Decharge soll angefochten werden. Man behauptet, der General-

versammlung sei die Decharge der meisten Aufsichtrathsmitglieder „abgenöthigt“ worden, um Regreßansprüche zu vereiteln. Da nicht sanirt wird, möchte man wenigstens Schadensersatz erlangen; vermuthlich werden sich also die Gerichte mit der letzten Generalversammlung und deren Zwischenfällen zu beschäftigen haben.

Läßt sich an der Kontrole der Aktiengesellschaften Wesentliches bessern? Die alte Frage. Die Grenze zwischen Leitung und Aufsicht darf nicht verschoben worden, da sonst die Zuverlässigkeit der geschäftlichen Dispositionen leidet. Die Direktion muß sich ein gewisses Maß von Selbständigkeit wahren. Eine Bank, die einer Gesellschaft Kredit giebt, kann sich in deren Geschäfte nicht allzu tief einmischen und muß den Betrieb der Direktion überlassen. Soll eine Bank nur einzelnen Industriezweigen mit Kredit aufhelfen? Dann hättens nur die Schweren Industien (Eisen und Kohle) gut. Im Mitteleuropäischen Wirthschaftverein wurde neulich über die mangelhafte Organisation des Kredites für die Mittel- und Kleinindustrie geklagt und eine Modernisirung verlangt. Mehr Kredit also, nicht weniger, für die Kleinen. Die Lederfabrik Eyck & Strasser gehörte nicht zur Klasse der Großindustrie. Durfte die Handelsgesellschaft sich deshalb nicht mit ihr einlassen? Gerade diese Bank ist sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Industriekundschaft; sie hatte aber keinen Grund, prinzipiell die Verbindung mit einer Lederfabrik abzulehnen, die ein Jahrzehnt lang recht anständige Dividenden gegeben hatte. Wie soll der Geldbedarf der nicht zur Gruppe der Schweren Industrie gehörenden Branchen befriedigt werden, wenn die Aktienbanken nicht für sie sorgen dürfen? Vertrauensmänner (so wurde einmal vorgeschlagen) sollen den Banken alle zur Beurtheilung der Kreditwürdigkeit erforderlichen Unterlagen liefern. Das müßten Leute von gründlicher Branchenkenntniß sein; für jeden Industriezweig wäre also ein Spezialberather nöthig. Solche Treuhänder wären theuer; und dürfte man sie für unrichtige Auskunft verantwortlich machen?

Daß die Industrie ohne die Banken nicht auskommen kann, hat wieder der Fall der Laurahütte gelehrt. Die veröffentlichte einen sehr ungünstigen Ausweis über ihr drittes Quartal und vermied jede Schönfärberei. Da sie in der Montanindustrie vornan steht, hat ihr Bericht symptomatische Bedeutung. Die Sache hätte aber noch viel schlimmer ausgesehen, wenn die Gesellschaft genöthigt gewesen wäre, an den Geldmarkt zu appelliren. Schon wurde mit der Emission neuer Aktien oder Schuldverschreibungen gerechnet. Die Verwaltung erklärte aber, daß die Kosten der nothwendigen Neubauten durch Bankkredit, der auf mehrere Jahre fest zugesagt sei, gedeckt werden sollen. Ein Glück im Unglück: nun brauchen in ungünstiger Zeit nicht neue Papiere herausgebracht zu werden. Da sieht man, was gerade in mageren Jahren der Bankkredit für die Industrie bedeutet.

Der Berliner Handelsgesellschaft ist im Fall Eyck & Strasser auch zugemuthet worden, auf die von ihr girirten Obligationen besondere Rücksicht zu nehmen. Es handelt sich um eine 4½prozentige (zu 105 rückzahlbare) Anleihe von 1 Million Mark, die im Mai 1905 zu 102,80 an die Börse kam und zur Umwandlung eines Theiles der Bankschuld diente. Solche Transaktionen sind durchaus nicht selten und an sich nicht zu tadeln. Die Handelsgesellschaft hat also ihren Aktionären nicht Etwas angethan, das eine besondere Erklärung forderte. Die Schuldverschreibungen tragen ihren Namen und ein Theil liegt wohl im Portefeuille der Bank. Wer aus Prinzip gegen industrielle Schuldverschreibungen ist, kann sich auch mit deren hypothekarischer Sicherstellung nicht begnügen. Er betrachtet die Industrieobligation

als Industriepapier und beurtheilt ihren Werth nach den Aussichten des Sondergebietes, dem sie entstammen. Ganz sicher sind ja auch die Obligationäre ihres Geldes nicht; und sie können nicht, wie die Aktionäre, die Geschäftsführung beeinflussen; die Generalversammlung ist ihnen nicht zugänglich. Die Wirkung dieses Abstinenzzwanges wird besonders da sichtbar, wo das Obligationenkapital größer ist als das Stammkapital. Man hat daran gedacht, das Aufsichtamt für Privatversicherung auf die Hypothekenbanken auszudehnen und eine besondere Abtheilung für Industrieobligationen zu schaffen. Der Gesammtbetrag dieser Papiere ist auf rund 2½ Milliarden Mark zu beziffern; genug für eine besondere Kontrolstation. Das Aufsichtamt hätte die Qualität der Sicherheiten zu prüfen und darüber zu wachen, daß den Obligationären schädliche Veränderungen ausgeschlossen sind. Da das Aufsichtamt sich im Versicherungbetrieb bewährt und das Geschäft nicht gestört hat, braucht man kaum zu fürchten, daß die öffentliche Kontrole der Industrieobligationen nothwendige Finanztransaktionen erschweren würde; die Verbreitung solcher Papiere würde eher erleichtert. Oder soll man die Obligationäre in die Generalversammlung lassen? Den Aktionären hat das Zutrittsrecht noch nicht viel genützt. Gerade im Fall Eyck & Strasser ist ja wieder darüber geklagt worden, daß die Aktionäre von großen Engagements zu spät hören. Indemnität sei, da man für die Generalversammlung ja eine Mehrheit schaffen könne, stets zu erreichen. Mit gewissen Unzulänglichkeiten des Aktienwesens muß man sich einstweilen eben abfinden. Der Machtbereich der Verwaltung ist durch statutarische Bestimmungen zu begrenzen; aber welche Direktion läßt sich hinter solchen Schranken halten? Oft ist rascher Entschluß nöthig. Soll erst die Generalversammlung befragt und eine geheim zu haltende Transaktion der Oeffentlichkeit aufgetischt werden? Das könnte in vielen Fällen schaden. Die Pflicht, Geschäftsgeheimnisse dem Blick des Konkurrenten zu bergen, wird ja im Interesse des Aktionärs erfüllt. Würde der Abschluß jeder Hypothek, die Aufnahme jeder Anleihe und jeder Bankkreditwunsch in der Generalversammlung erörtert, dann käme manche Gesellschaft in arge Verlegenheit. Der Aktionär kennt auch die Einzelheiten des Betriebes zu wenig, um dringenden Forderungen der Direktion widersprechen zu können. Die „Publizität" mildert wohl einzelne Schroffheiten im Regiment der Aktie; sie kann aber niemals aus der Oligarchie eine Demokratie machen und das Risiko ganz ausschalten.

Das Gezeter, das jedesmal anhebt, wenn eine Großbank an einer Geschäftsverbindung Verluste erlebt, ist beinahe schon spaßhaft. Die Direktoren werden so ungefähr wie Idioten oder Lumpen behandelt. Wenn die Geschäfte ohne Risiko zu machen wären, könnte jeder Tischlermeister, sogar jeder Staatssekretär Bankdirektor sein. Daß seine Feuerversicherung-Gesellschaft mal für einen Brandschaden aufkommen muß, gilt als natürlich. Der Bankdirektor aber, dessen Institut von dem Kapital, das sich so üppig verzinst, an einem wider Erwarten fehlschlagenden Geschäft 1 oder 2 Prozent verliert, wird angebrüllt, als gehöre er von Rechtes wegen auf den Scheiterhaufen. Können die Banken denn immer nur verdienen? Kann Das irgendein Geschäftsmann? Irren wir Wirthschaftkritiker niemals? ... Was lehrt also der Fall Eyck & Strasser? Kaufe nie Aktien eines Unternehmens, dessen Branche Du nicht kennst; und hüte Dich besonders vor Papieren, die keinen großen Markt haben.

Ladon.

Ingenieurnoth.

Ein Großindustrieller schreibt mir:

Sehr geehrter Herr Harden, im vorletzten Heft der „Zukunft“ veröffentlichten Sie auf die Bitte eines Ingenieurs einen Brief, den man nicht beachten würde, wenn er nicht gerade in einer so prominenten Wochenschrift erschienen wäre, den man aber an dieser Stelle nicht unwidersprochen lassen darf. Am Schluß war zwar gesagt, daß die geschilderte Unterhaltung aus verschiedenen Gesprächen zusammengetragen sei; jede Bemerkung darin ist aber so ungehörig und so sehr gegen alle Disziplin, daß ich als Direktor den jungen Mann (er ist, wie er sagt, vor zwei Jahren von der Hochschule abgegangen) sofort entlassen würde. Duldet aber ein Direktor solche Sprache eines seiner jungen Ingenieure, dann würde ich als Aufsichtrathsmitglied dafür sorgen, daß dieser Direktor als gänzlich unfähig zur Leitung eines Geschäfts oder einer Fabrik so schnell wie möglich entfernt werde. So viel über die Frage der Disziplin. Zur Sache selbst möchte ich bemerken, daß heute die Techniker nach Absolvirung der Hochschule beim Eintritt in die Praxis gewöhnlich im Monat hundertfünfzig Mark Anfangsgehalt bekommen. Die Leistungen sind dafür zunächst gleich Null. Denn natürlich dauert es ziemlich lange, bis diese jungen Herren von der Praxis eine Ahnung, bis sie auch nur die geringste Routine erlangt haben, bis sie überhaupt wissen, was in dem Ressort, in dem sie arbeiten, oder gar in der ganzen Fabrik, in der sie beschäftigt sind, vorgeht. Um dem Concern, dem sie angehören, auch nur das Geringste leisten zu können, müssen die jungen Leute die Zusammenhänge von Konstruktion, Fabrikation, Projekt und Verkauf wenigstens oberflächlich kennen und es gehört viel Zeit, Ruhe und Interesse der Vorgesetzten dazu, die vielen Irrthümer und Fehler geduldig hinzunehmen. Im Hinblick auf solche Leistung scheint mir eine Erhöhung des Gehaltes (schon nach dem ersten Jahr) um $16^2/_3$%, also auf 2100 Mark, durchaus nicht zu niedrig.

Wie kindlich ist die Schlußbemerkung! Wie wenig weiß der junge Mann, wie es in der Industrie aussieht! Alle Direktoren, Prokuristen und Ressortchefs in der Industrie haben nur einen Wunsch: sich tüchtige Mitarbeiter heranzuziehen; sie ermüden nicht, ihr jüngeres Personal immer wieder zu prüfen und zu beobachten, um zu erkennen, wo sie Einen als besonders tüchtig herausnehmen und vorwärtsbringen können. In der Industrie sind thatsächlich ja stets sehr viele gute Stellungen zu besetzen, für die es an qualifizirten Bewerbern fehlt. Auf Gehalt wird gar nicht gesehen und ich könnte Ihnen große Gesellschaften nennen, in denen Posten mit zehn- bis dreißigtausend Mark Einkommen fünffach und zehnfach zu besetzen sind, aber nicht besetzt werden können, weil die richtigen Menschen fehlen. Ist Ihr Briefschreiber ein tüchtiger Mann (nach seinem Brief bezweifle ichs freilich), so wird es ihm nicht schwer werden, seine Vorgesetzten auf sich aufmerksam zu machen und andere, minder tüchtige Beamte zu überflügeln. Die Wahnvorstellung, daß die Leiter großer Gesellschaften heutzutage ihre Beamten drücken, gewissenlos ausbeuten und nicht aufkommen lassen, sollte nachgerade doch aus einigermaßen hellen Köpfen verbannt werden. Wir Alle, Direktoren und Ressortchefs, sind froh, wenn wir brauchbare Beamte haben, thun alles Mögliche, um sie so zufrieden zu machen, daß sie keine Lust haben, von uns weg zu anderen Unternehmern zu gehen, und freuen uns, wie eines uns persönlich beschiedenen Glückes, des Tages, an dem wir unter den Angestellten Einen finden, der für den Posten eines Gesellschaftleiters geeignet erscheint. Daß uns diese Freude noch immer allzu selten beschert wird, ist jedenfalls nicht unsere Schuld.

Prozeß Moltke wider Harden.

Am einundzwanzigsten April habe ich (wie hier schon am Schluß des Prozeßberichtes vom ersten Mai mitgetheilt wurde) an den Herrn Generallieutenant z. D. Grafen Kuno Moltke geschrieben:

Eurer Excellenz

theile ich das Folgende mit:

Auf Ihren Wunsch und im Vertrauen auf eine loyale Durchführung des im Lauf der letzten Wochen auf Ihre Anregung Vereinbarten habe ich am einundzwanzigsten März meinen Namen unter die Erklärung gesetzt, die Sie am Neunzehnten unterzeichnet hatten und die wir, mit einem gemeinsamen Begleitschreiben, am zweiundzwanzigsten März der Königlichen Staatsanwaltschaft eingereicht haben.

Ihr Herr Prozeßvertreter wird Ihnen bestätigen, daß ich in der Hauptverhandlung das dem Menschenmaß Erreichbare geleistet habe, um eine schonende Behandlung der Sache und der Person zu ermöglichen und dadurch Eurer Excellenz Schmerzliches zu ersparen. Durch Ihr Verhalten haben Sie mir die Fortsetzung dieser Taktik unmöglich gemacht und mich zugleich von der Verantwortung für alles Weitere entbürdet. Ich bin an das Vereinbarte nicht mehr gebunden und habe heute an die Königliche Staatsanwaltschaft geschrieben:

„Der Königlichen Staatsanwaltschaft beehre ich mich mitzutheilen, daß ich nach den gestrigen Aussagen des Grafen Kuno von Moltke von den beiden am zweiundzwanzigsten März der Königlichen Staatsanwaltschaft eingereichten Erklärungen meinen Namen zurückziehe und mich von den darin ausgesprochenen Wünschen lossage. Ich ersuche den Herrn Ersten Staatsanwalt, diese Mittheilung unverzüglich dem einstweilen zuständigen Gericht, der Vierten Strafkammer am Königlichen Landgericht I Berlin, zugänglich zu machen."

In vorzüglicher Hochachtung

Harden.

Am selben Tag stellte ich den Antrag, das Urtheil der Vierten Strafkammer vom Reichsgericht revidiren zu lassen. Die Verhandlung sollte in Leipzig am fünften Juli stattfinden. Am zwölften Juni wurde mir der folgende Brief übersandt:

„Seiner Hochwohlgeboren Herrn Maximilian Harden.

Eurer Hochwohlgeboren

theile ich, in Beantwortung Ihres Briefes vom einundzwanzigsten April, Folgendes mit:

Sämmtliche von meinem Anwalt, Herrn Justizrath Dr. Sello, vor Gericht abgegebenen Erklärungen entsprechen meinen Intentionen und dem von mir unterzeichneten Vergleich. Auch ich habe in meiner Vernehmung zum Ausdruck bringen wollen, daß in den streitigen Artikeln der ‚Zukunft' der bewußte Vorwurf nicht gemacht worden ist. Wenn meine in der Erregung vor Gericht gemachte Aussage die Auslegung zulassen sollte, als ob ich mich nicht streng an den wohlerwogenen Wortlaut und Sinn des Vergleiches gehalten hätte, wie Dies in der Beweisaufnahme Euer Hochwohlgeboren in loyaler Weise gethan haben, so bedaure ich Dies und kann nur wiederholen, daß Dies meiner Absicht nicht entsprach.

Diese Erklärung läßt mich annehmen, daß auch Euer Hochwohlgeboren sich wieder auf den Boden des Vergleiches stellen und die Angelegenheit als erledigt ansehen werden.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Graf Moltke."

Diese (zur Veröffentlichung bestimmte) Erklärung genügt mir. Um ihren Wunsch zu erfüllen, habe ich am fünfzehnten Juni dem Zweiten Strafsenat des Reichsgerichtes mitgetheilt, daß ich auf die Revision des Urtheils vom zwanzigsten April verzichte. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Juni 1909.

Sonnenwende.

Die Standarte.

Zwischen Granitklippen und Schären hat, im Finischen Meerbusen, der Deutsche Kaiser den Herrn aller Reussen besucht. Wie im Juli des Jahres 1905; des Jahres von Portsmouth. Damals war Nikolai Alexandrowitsch auf dem „Polarstern", jetzt auf der „Standarte" in den Archipelagus gekommen. Und wieder wurde, wie vor vier Jahren, mit unbedächtiger Schnelle der Frage, wessen Wunsch die Zusammenkunft erwirkt habe, die Antwort gesucht und gefunden. Wieder bei uns laut in alle Lüfte geschrien: Wir warens nicht! Warum? Muß auch im Leben des Deutschen Reiches sich Alles denn wiederholen? Nach dem ersten Schärenbesuch, als Witte in Paris mit Rothschild und Rouvier die Milliardenanleihe vorbereitete, sagte ich hier: „Wenn Nikolai den Besuch erbeten hatte, durfte mans nicht durch alle Gassen tuten. Anstand und Klugheit riethen von einem Gerede ab, dessen Zweck nur sein konnte, den Gossudar in die Rolle eines Bittstellers zu erniedern. Die Herren der Wilhelmstraße mußten ihrer Preßkundschaft empfehlen, sich bei der Frage nach der Vaterschaft nicht aufzuhalten. ‚Keine der beiden möglichen Antworten liegt auf dem Weg unserer Interessen. Lassen wirs lieber bei der generatio aequivoca. Und wenn die westmächtigen Kollegen zetern, fragen Sie nur mit höflich verhüllter Ironie, ob man drüben seiner Sache ganz sicher sei, und fügen hinzu, uns verbiete das natürlichste Taktgefühl die Erörterung dieser privaten Frage.' Das war nicht gar so schwer zu treffen." Wurde aber auch diesmal nicht getroffen. Ganz so schlimm wars jetzt freilich nicht. Denn Ruß-

land ist nicht mehr vereinsamt und den guten Nika stellt sich heute wohl kaum Einer als einen Nachbarsbesuche Erbettelnden vor. Immerhin konnte das Preßgezänk über die Paternität der Besuchsabsicht zwischen Berlin und London vermieden werden. Uebersetzt solche Staatsaktion doch in die Gewohnheit Eures Alltagslebens. Herr Knusemüller schreibt, er hoffe, Herrn Pechschulze bald einmal wiederzusehen. Der antwortet, er theile diese Hoffnung und werde sich freuen, wenn seine Reise nach Merseburg dem in Halle lebenden Gevatter die Gelegenheit biete, ihn aufzusuchen. Von wem nun „der Wunsch ausgegangen ist", mag ein Magister lobesam entscheiden. Etwas mehr Würde, liebe Herren! Und etwas mehr Verständniß für die Psyche der Gekrönten. Deren Offizialreden sind gut, sind mindestens unschädlich, wenn sie (ein pariser Possenschreiber hats neulich wieder erwähnt) den für Geburtstage eingelernten Deklamationen achtjähriger Kinder ähneln. („Die alte Freundschaft unserer Häuser; der Wunsch, den Frieden zu erhalten; die zuversichtliche Hoffnung, daß von diesem Tag an ...") Die sprechen, wenn sie einander wiedersehen, viel seltener, als der Bürger wähnt, von hoher Politik; meist von der engeren und weiteren Familie, von Reiseplänen, Jagdfahrten, Festen und dem lästigen Dienstbotenärger im Staatsgebäude. Eine phonographische Aufnahme solcher Gespräche würde neben den offiziösen Berichten zu recht lustiger Wirkung kommen. „Alle wichtigen Fragen der Weltpolitik wurden in den Unterhaltungen der Monarchen berührt und besonders ausführlich die Probleme behandelt, die im Osmanenreich, auf Kreta und in Persien aufgetaucht sind. In allen Punkten wurde die erfreulichste Uebereinstimmung festgestellt." Aus dem Trichter schallts anders. „Meine Zweite hat sich zum Geburtstag gewünscht, daß der langweilige Stolypin den Papa nicht mehr so oft stören dürfe." „Der Pneu Michelin ist längst übertroffen." „Natürlich verkauft Leopold seine Kunstsachen nur, damit nachher nicht der ganze Kitt als Nationaleigenthum eingezogen werden kann." „Bei Vicky Spanien muß es bald so weit sein." „Die arme Alix England klagte im Winter sehr über Rheuma."

Nützen solche Besuche? Katharina Romanowna Daschkow (Woronzows Tochter, die in den Jakobinertagen der petersburger Akademie der Wissenschaften präsidiren durfte) hielt von den Reisen der Monarchen überhaupt nicht viel; und hatte an zwei Höfen Erfahrung gesammelt, als sie schrieb: „Gerade ein kluger, gebildeter und beredter Herrscher bringt, auch wenn er sich ernsthaft bemüht, richtig zu sehen und gerecht zu urtheilen, aus fremden Ländern fast immer falsche Ansichten heim. Man zeigt ihm ja jeden Gegenstand nur von der hübschen Seite. Alles, was man ihn sehen läßt, muß glänzen; und dieser Glanz trügt den Betrachter. Noch eine andere Gefahr bedroht reisende Könige

und Kronprinzen. Um sie einzufangen, spenden die Fremden ihnen, was an Weihrauch und Schmeichelkunst irgend erreichbar ist; und die an solche Atmosphäre Gewöhnten wollen zu Haus dann von den Unterthanen vergöttert werden. Deshalb würde ich so erlauchten Personen niemals Reisen in fremde Länder empfehlen, sondern ihnen rathen, ohne den Pomp, der ihrem Rang ja gebührt, die Unterthanen aber zu fruchtlosen Ausgaben zwingt, durch die Provinzen ihres eigenen Landes zu reisen und den Zustand der Verwaltung und die Interessen der Bewohner gründlich zu erforschen." Diese Hofdame der großen Katharina war nüchterner als unsere Chronisten. Denen wird jede Begegnung zweier Monarchen zur Weltwende. 1905: Mitternachtvisite bei Bjoerkoe; zwei Mahlzeiten auf dem „Polarstern"; bald nach der zweiten entschwindet die Polarissima dem sichtenden Blick der „Hohenzollern" am Horizont. Felsenfeste Freundschaft. Bis in Algesiras die Binde vom Auge fällt. 1907: dreitägiger Besuch Nikolais in Swinemünde; achtundzwanzig Kriegsschiffe (vor Cowes wird Eduard am ersten Augusttag eine andere Armada vorführen) und die rednerische Verheißung raschen Flottenausbaues. Innigste Interessengemeinschaft; unser Handel wird, trotz dem Prohibitivzoll, der Deutschlands Hauptindustrien ins Zarenreich getrieben hat, kostbare Herbstfrucht pflücken. Die Freude heult so laut, daß Herr Iswolskij, aus Angst vor einer londoner oder pariser Rüge, in seinem weiten Preßbereich den caractère essentiellement familier de l'entrevue betonen läßt. Reval, Bosnien, der serbische Georg in Petersburg, die Intervention des Grafen Pourtales für Oesterreich-Ungarn: ist die Erinnerung an diese Zeichen innigster Interessengemeinschaft schon verblaßt? Was soll danach der zweite Nordarchipelbesuch uns bescheren? Beim ersten durfte man noch hoffen, Rußland von Frankreich loszueisen, das im ostasiatischen Krieg plötzlich sein Herbergerrecht als eines neutralen Staates so seltsam gedeutet und dadurch Roschdestwenskijs Fassadenflotte ins Verderben getrieben hatte; oder beide nations alliées et amies in den mitteleuropäischen Concern zu ziehen. Deutschland, Rußland, die Habsburgermonarchie, Frankreich, Italien (das dann keinen Grund mehr hätte, sich aus dem Joch alter Verträge zu sehnen): Das wäre der Bund der Kontinentalmächte, der unübersteigbare Wall gegen britische Drohung; und die Zelle, in der eine Europäerwirthschaft entstehen könnte. Vorbei. Fürs Erste sind die Westmächte dem Reussenreich unentbehrlich. Sie geben ihm Geld, schützen es vor Japan und dem Islam und gestatten ihm in Persien jede Verletzung des vor zwei Jahren feierlich besiegelten Vertrages. Und wir haben nicht mehr mit der Neigung und Abneigung eines Selbstherrschers zu rechnen, sondern mit der Stimmung des russischen Slavengewimmels. (Da-

ran dachte Wilhelm wohl, als er in seinem Trinkspruch den Weg pries, auf dem Nikolais „Weisheit" das Volk vorwärts führe.) Diese Stimmung war uns nie so feindlich wie jetzt; nicht in Aksakows noch in Gortschakows Tagen. Ein winziges Häuflein besinnt die Verständigung mit dem Deutschen Reich; wäre sogar bereit, ihm aus dem Rossijskoje Gossudarstwo die polnischen Weichselgouvernements gegen guten Preis abzutreten (worüber sich, da wir ein besser lohnendes Kolonialgebiet kaum finden könnten, in allem Ernst reden ließe). Ein Häuflein ohne Einflußmöglichkeit. Die Masse wüthet gegen Deutschland. Leise und laut. Gebildete und Bauern. Absolutisten und Verfassungmänner. Das melden, aus den verschiedensten Schichten und Gubernatorien, alle Berichte. Einst war der Deutschenhaß das Sonderrecht der Panslavisten, der Altrussen aus Karamsins und Katkows Schule; seit der letzten Orientkrisis hat er auch die der Konstitutionell-Demokratischen Partei (Kadeten) Anhangenden verseucht. Nikolai durfte nicht wagen, den Deutschen Kaiser auf russisches Festland zu laden; hätte sonst häßliche Demonstrationen erlebt. Ganz offen wird beim Traktir und im Kasino der Wunsch nach einem Krieg gegen Deutschland ausgesprochen, der das Russenprestige wiederherstellen und dem Slavendrang ein Ventil öffnen werde. Aehnliches war zu erwarten; ist hier oft vorausgesagt worden, wenn unsere öffentlich Meinenden sich für die Freiheit und das Menschenrecht des Russen schwärmend erhitzten. Ein Zar kann, eine slavische Demokratie niemals dem Deutschen Reich aufrichtig befreundet sein. Vom Wort bis zur That ist im Hirnklima solcher Menschheit freilich der Weg noch länger als anderswo. Für uns aber auch noch weniger als am Tag der bismärckischen Generalabrechnung Anlaß, um Liebe zu betteln. Die Landsleute Nikolais des Zweiten wollen uns hassen. Unsere Losung kann nur lauten wie Nikolais des Ersten: Noli me tangere!

Der Zar, dems in seinem goldenen Käfig nachgerade wohl allzu stickig wurde, will die Könige von England und Italien, den Präsidenten der Französischen Republik, vielleicht auch (wenn Herrn Iswolskij die Furcht vor der Veröffentlichung der im vorigen Herbst an Aehrenthal geschriebenen Briefe zu solchem Rathe drängt) den alten Kaiser Franz Joseph besuchen. Konnte die Interview mit Wilhelm also gar nicht vermeiden. An Gesprächsstoff wird es nirgends fehlen; auch an solchem nicht, der über das Familiäre noch hinausreicht Kreta ist für das der dänisch-glücksburgischen Hellenendynastie nah verwandte Haus Holstein-Gottorp ja fast eine Familienangelegenheit. Wird Rußland sein Wachtschiff und das Truppenfähnlein von Kreta heimrufen, die dünne Fiktion türkischer Oberherrschaft damit noch mehr schwächen und die graeko-slavischen Glaubensbrüder zur Angliederung der Insel ermuthigen?

Möglich, daß man in Cowes dazu räth. Die kretische Sudabai ist die vorletzte Etape auf dem Weg von Gibraltar nach Port Said, dem wichtigen Weg vom Atlantischen in den Indischen Ozean. Auch in dieser Bai und ihrem bequemen Hafen möchte England herrschen. Das wäre zu erreichen, wenn die Schutzmächte ihre Trüppchen aus Kreta zurückzögen und den türkenfeindlichen Insulanern so das Zeichen zu offenem Aufruhr gäben. Die „liberalen" Berather des Sultans Mohammed (einer Puppe, die man dem Volk zeigt, die aber nicht mitreden darf, auch, trotz der Khalifenweihe, aus dumpfer Blödheit nicht mehr erwachen wird) müssen dann gegen Griechenland mobilmachen; wären wahrscheinlich der Gelegenheit froh, die ihnen erlaubte, sich als die Vertreter eines tapferen Nationalbewußtseins zu erweisen, die das Osmanenerbe nicht schmälern lassen. Ein turko-griechischer Krieg, dem der lüstern nach Makedonien lugende Bulgarenzar sicher nicht müßig zusähe, böte einem Britengeschwader den billigsten Vorwand zur Landung in der Sudabai. Nur wird Sir Edward Grey kaum Lust haben, das Odium dieses unabsehbaren Handels auf sich zu nehmen. Die Tage von 1895, wo Salisbury den Deutschen Kaiser für die Zerstückung der Türkei zu gewinnen suchte, liegen weit hinter uns. Großbritanien weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe Indien zu halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des mit Japan äugelnden Islam hüten. Rußland vorschicken? Das ginge. Doch die „Standarte" wird auf ihrer Rundfahrt auch vor Cherbourg ankern; und die an der Wahrung der mediterranischen Machtverhältnisse interessirten Franzosen werden wohl von einem Schritt abrathen, dessen Hall in Makedonien, Albanien, Tripolis ein Europens Ruhe störendes Echo wecken könnte. Läßt Rußland seine Schildwache auf Kreta, dann werden die anderen Schutzmächte sichs dreimal überlegen, ehe sie ihr Kontingent zurückrufen. Die Insel ist heute schon fast selbständig und die türkische Suzerainetät nicht viel mehr als ein schöner Wahn; der aber zerrisse, wenn die Signatarmächte, die Unterzeichner der Verträge von Paris und Berlin ihre Inselposten, die Bürgen der Osmanenherrlichkeit, einzögen. Das nur von hellenischer Wehrmacht noch geschützte Eiland wäre eine von der listigen Britania leicht zu erraffende Beute. Das müßte selbst dem mit Eitelkeit hypothekarisch überlasteten Hirn des Staatsmannes Iswolskij einleuchten. Am Ende meint er, dem Partner, der sich in Persien einstweilen so gefällig zeigt, einen Gegendienst schuldig zu sein. Mag er. Wilhelm (der entschlossen scheint, über die der Kaisermacht in der Verfassung gezogene Grenze nicht mehr hinauszutrachten) hat in den Schären gewiß nicht Unhaltbares versprochen. Noli me tangere! Auf Deutsch: Wir sind bereit. Das steht auf unserer Standarte.

Muß in weithin sichtbaren Lettern drauf stehen. Michel würde wieder

der alte fool of fortune, wenn er sein Friedensbedürfniß ausspreitete und den Verdacht nährte, er sehne sich in den franko-russischen Bund. Unter der ersten Bedrohung mit Waffengewalt hat der Concern der Einkreisungmächte gewankt. Diese Lehre darf nicht verloren sein. Einer der schädlichsten Fehler deutscher Politik war, daß sie unzuverlässig schien, ohne von so argem Schein je Nutzen zu haben. Wer diese schreckende Spur aus dem Gedächtniß harkt, hilft nur zu neuer Enttäuschung. Das laute Gerede über die Finenbusenfreundschaft hat schon geschadet. Zum ersten Mal seit dem serbo-bosnischen Hader hat die wiener Presse wieder Rußland auf die mürzsteger Straße zu locken versucht. Und in London war Graf Mensdorff (den Franz Joseph im Aerger des vorigen Winters den zweiten Botschafter Englands am österreichischen Hof nannte) wohl rechtemsig. Denn wir hören, daß Eduard nach Marienbad geht, und dürften nicht staunen, wenn sein Wunsch erfüllt würde: in Pola oder gar in Ischl, auf dem Schauplatz seiner ersten Diplomatenniederlage, sich neben Franz Joseph und Nikolai als den Friedensstifter bejubeln zu lassen. Baron Aehrenthal will für jeden Fall gedeckt sein. Aus dem Gefühl solcher Pflicht stammt wohl auch seine Absicht, Herrn Clemenceau in Karlsbad zu besuchen. Frankreich hat in Serbien viel Geld angelegt, auch die in Berlin emittirten Papiere an sich gezogen und müßte für seine Zinsen zittern, wenn die Exportwirthschaft des Serbenstaates gedrosselt würde. Muß also beschwichtigt werden. Bewilligt Aehrenthal den Serben einen annehmbaren Handelsvertrag und erleichtert ihnen obendrein durch einen transbosnischen Schienenstrang, der den Weg nach Ragusa kürzt, die Ausfuhr, dann braucht Frankreich dem Bau einer von Siebenbürgen über rumänisches und bulgarisches Gebiet nach Saloniki führenden Bahn nicht zu widersprechen. Trotzdem sie Serbien umgehen und die Hauptstraße des austro-orientalischen Verkehres von den Thälern der Morawa und des Wardar weiter nach Ost schieben würde. Bulgariens Handel wäre dann durch serbische Krisen und Kriege nicht mehr gehemmt; und Zar Ferdinand rief neulich seine beiden Minister wohl nicht nach Wien, um ihnen die Meisterkunst der Pawlowa oder Luegers unterirdische Nothdurftstätten zu zeigen. Franko-österreichisches Orientabkommen ohne den Umweg über Petersburg: da würde ein Neues. Aehrenthal kennt die Russen genau. Hat sie niemals überschätzt.

Wenn sie ihre Wuth an uns auslassen wollen, werden sie uns gerüstet finden. Herr Iswolskij mag vor den Briten mit der Gewißheit prahlen, daß ein Krieg gegen das Deutsche Reich in Rußland populär wäre. In England ein mit der Waffe zu führender nur in der Gruppe des von Nelsonlorber träumenden Admirals John Fisher. Der möchte losschlagen, ehe es zu spät wird; heute lieber als morgen. Weil er weiß, wie Britanien im Bann des vorur-

theilenden Wahnes, als Dreadnoughtbauer unerreichbar zu sein, selbst seine älteren Marinetheile entwerthet hat. Sein (und Eduards) Gegner, der nur als Agitator noch, nicht als Admiral mehr aktive Sir Charles Beresford, ist nicht für Krieg, sondern für eine Milliardenanleihe, die den raschen Bau von anderthalb Dutzend Dreadnoughts des größten und schnellsten Typs ermöglicht und mit diesem Vorsprung Englands maritime Weltstellung sichert. Solchen Strömungen entzieht sich auf britischem Boden nur ein Bruchtheil der Arbeiterpartei und das letzte Aufgebot der Friedensquäker. Und in Deutschland leben Leute, die mit ernster Miene von der Möglichkeit reden, der Kaiser könne im Hochsommer oder Herbst wieder nach England gehen (schon der Besuch des Kronprinzen beim Großonkel wäre politisch ein schlimmer Fehler). Leute, die sich noch immer an Angelntischen füttern und tränken lassen und die überschwängliche Rednerei der Reicke und Genossen anhören, ohne zu erröthen. Andere, denen Englands „Furchtsamkeit" billigen Stoff zu taktlosen Witzen liefert. Wollen wir uns nie in die Politik mündiger Völker gewöhnen? Auch dem blödesten Auge ist die Nutzlosigkeit der Verbrüderungschmäuse erwiesen; wer heute noch mitschmaust und mitschwatzt, sündigt gegen die Pflicht zu nationaler Selbstachtung. Wir können gegen England Krieg führen (den nicht der König wünscht, sondern eine Tories, Gladstonianer und Sozialisten vereinende Partei, und dessen Gefahr nach Eduards Tod noch näher wäre) oder uns mit England über den Flottenstatus verständigen. Ein Drittes giebt es nicht; denn auch Beresfords Plan brächte ja Krieg: finanziellen, der für uns noch gefährlicher als ein mit der Waffe auszufechtender wäre. Die Männer, die von dem Versuch würdiger Verständigung abrathen, bürden sich ungeheure Verantwortung auf. Den Briten dämmert die Erkenntniß, daß sie mit all ihrer pfiffigen Kunst die Bürgschaft für ihren Weltreichsbesitz nicht erlangt haben. Marokko ganz, Persien halb verloren, Japan in leisem Geflüster mit der Türkei; und die Seeherrschaft von Deutschland und von den Vereinigten Staaten bedroht. Wir könnten viel erreichen, viel mehr, als 1899 und 1901 zu haben war, und, wenn wir Britanien auch noch das Belgiererbe am Kongo ließen, in Europa uns den Hegemonenrang sichern (der Dänen und Niederländer bald wohl den Nutzen enger Verbündung mit dem Deutschen Reich erkennen lehrte). England sein Erworbenes, Arabien, den Kongo und die Weltmeere; Deutschland, als europäischer Vormacht, das Recht, nach Ost und Nordwest seine Grenzen zu dehnen: nur auf solcher Basis ist die Verständigung möglich. Ist so aber heute noch durchzusetzen. Und was wäre dann der Spuk eines von Rußland tollkühn unternommenen Krieges? Von tapferen Augen bei Tageslicht besehen: die Gewißheit, das Phantom französischer Großmacht

endlich zu vernichten. Wir sind bereit. Wer dem Versuch anglo-deutscher Verständigung widerspricht und mit dem selben Athem dennoch den Frieden predigt, kann nur beweisen, daß ihn die Möglichkeit einer Niederlage auf dem Schlachtfeld mehr schreckt als der sichere Ruin durch unerträgliche Rüstung.

Reichsfinanz.

Die Antwort auf die Frage nach dem Verhältniß zu England bestimmt auch die künftige Gestaltung des Reichshaushaltes. Und wer über die Reichsfinanzen spricht, muß den Blick über die Schlagbäume der Heimath hinausgeschickt haben. Das größte Landheer, eine Schlachtflotte ersten Ranges und die wuchtigste Soziallast: solche Bürde wird auf die Länge dem Stärksten lästig. (Achtunddreißig Jahre Armee- und Marinebudget; und keinen Blutstropfen vergossen. Obs die Enkel nicht wie methodische Tollheit anwittern wird?) Kommt noch die Wirkung der von MacKinley, Chamberlain, Beresford geschriebenen Rezepte hinzu, unterbietender Yankeeexport von Kohle, Eisen, Stahl, Absperrung der Märkte des Greater Britain oder mindestens Erschwerung der deutschen Einfuhr, mit dem Aufwand aller Kräfte beschleunigter Dreadnoughtbau, dann müssen wir um die Entwickelung unserer Industriemacht und Handelsgeltung ernstlich bangen. (Schon deshalb ist, so häßlich der Wochenstuben wirwar aussah, die Geburt des Hansabundes als eine Hoffnung zu begrüßen. Gescheite Männer werden sich bei ertraglosen Scheltreden gegen die Agrarier nicht lange aufhalten, sondern durch Sammlung der Elemente, deren Arbeit das in den letzten zwei Jahrzehnten Errungene allein zu danken ist, die Vorbedingungen kluger Wirthschafterpansion zu sichern versuchen. Nur der Blick auf solches Ziel, nicht auf Steuerscharmützel und Zungendreschleistung, kann Produzenten und Zwischenhändler, Schutzzöllner und Manchesterleute, Großbetriebsherren und Handwerker zusammenhalten.) Daß Herr Sydow mehr fordern muß als die Kollegen Lloyd George, Caillaux und Bilinski, ist ein warnendes Zeichen. Und wie weit wir auf dem alten Weg mit der jetzt verlangten halben Milliarde kämen, kann ein Schulkind errechnen. Graf Posadowsky, der vor dem Freiherrn von Thielmann im Reichsschatzamt saß, hat gesagt, Sydow habe um zweihundert Millionen zu wenig gefordert.

Noch sind die fünfhundert im Reichstag nicht bewilligt. Und die Zünftigen schwadroniren von schweren Stunden und ernsten Tagen. Stockblinde empfehlen gar, den Reichstag aufzulösen. Als ob ein halbwegs gewissenhaftes Bundesrathsmitglied für den Plan stimmen könnte, mit einer Steuerparole gegen Konservative, Centrum, Sozialdemokratie, Kleingewerbepartei in die Wahlschlacht zu ziehen. Das Centrum würde kaum einen Sitz verlieren, die

Konservative Partei im schlimmsten Fall zwanzig; sicheren Gewinn würde, aus dem Besitz der für Haupt- und Stichwahl zersplitternden Bourgeoisie, nur die Sozialdemokratie einheimsen. Wenn der Rath nicht nur als Bluff wirken sollte, ist der Vater des Auflösungplanes als ein armes Tröpflein erwiesen. Kosten, Lärm und Koth eines Wahlkampfes, weil Regirung und Mehrheit mit einem Neuntel des verlangten Betrages noch nicht im Reinen sind? Morgen können sies sein: wenn die Regirenden klug sind und ihren liberalen Anhang nicht von der Leine lassen. Der neue Tag heischt neue Taktik. Vor ein paar Wochen konnte ein robuster Kanzler dem Borussenadel des Reichstages drohen: Ihr bekommt in Preußen das Massenrecht auf direkte Wahl, im Reich eine dem gewandelten Vertretungbedürfniß angepaßte Wahlkreiseintheilung, Ihr verliert den Landrath als Wahlmacher und Steuerinstanz und für immer das Vorrecht auf die besten Verwaltungstellen, wenn Ihr nicht vor dem Tag der Entscheidung einschwenkt. Das hätte manchen Huf traben gelehrt. Inzwischen hat das Centrum aber die Unterzeichnung des Assekuranzvertrages erwirkt und Herr von Heydebrand „seinen Stall gereinigt" (solche Bilder liebt dieser starke Politikerkopf). Mit der Faust ist nichts mehr zu erstreiten. Und das monotone Gezeter über „agrarische Begehrlichkeit" bleibt eben so unwirksam wie der Rückfall in die Kulturkämpferpositur. Was kann geschehen?

Was geschehen muß. Unbefangen Zuschauenden scheinen die Stunden nicht so schwer, die Tage nicht so ernst wie Einem, der auf bröckelndem Block vereinsamt ist. Scheint der Geschäftsabschluß näher und leichter als je vorher. Weil erst jetzt die Rabattmöglichkeit geboten ist. Vier Fünftel der Geldforderung sind fast im Trockenen. Vernunft und Vorsicht empfahlen, dem Reich (das im Grunde ja ein abstrahirter Begriff ist, nicht eine in eigener Körperhülle lebende Persönlichkeit) jedes Recht auf direkte Steuern zu versagen und, wenn man die indirekt einzutreibenden nicht bis zu der jetzt nöthigen Höhe bringen wollte, das Fehlende den Matrikularbeiträgen zuzuschreiben. Dazu hatte man nicht den Muth. Die Gewöhnung in den auf Massenbeifall angewiesenen Caesarismus entband das Schlagwort: „Hundert Millionen muß der Besitz tragen." (Der, versteht sich, auch von den vierhundert den Haupttheil trägt; Tabak, alkoholischen Trank, allerlei Luxusfutter theurer bezahlen und den Lohn dem erhöhten Existenzminimum anpassen muß.) Auch davon ist, nach dem großen Drusch, ein Drittel bequem zu haben. Und was noch streitig? Den Kohlenausfuhrzoll, die Besteuerung des Mühlenumsatzes und der Effektenkotirung können die Verbündeten Regirungen in der ihnen zugemutheten Form nicht annehmen. Auf diesem Gelände also in gleichem Schritt und Tritt mit den Nationalliberalen marschiren. Sie dürfen aber auch nicht ohne äußeren Zwang

die Erbanfallsteuer aufgeben, für die gestern vor den Wachtstuben allzu laut die Trommel gerührt worden ist. Schlüpft sie, wider Erwarten, beim Hammelsprung noch durch: wunderschön. Wird sie abgelehnt: soll dann der Bundesrath erklären, nun sei der casus belli gegeben und kein Friede mehr möglich? Das wäre ausbündige Thorheit. Das kann ein Nationalliberaler, den das Geschwätz noch nicht um seine Vernunft gebracht hat, nicht fordern Die Erbanfallsteuer mag gerecht oder ungerecht, nützlich oder schädlich sein (ich halte mich nicht für sachverständig): etwas spezifisch Liberales ist an ihr mit der schärfsten Lupe nicht wahrzunehmen. Liberale haben sie heftig bekämpft. Auch der Kanzler (dem sie, als er von Godefroy fünf Millionen geerbt hatte, wohl nicht als ein Meisterwerk der Gerechtigkeit erschienen wäre) und der preußische Finanzminister. Zwei große Parteien wollen sie nicht; sehen in ihr den ersten Vorstoß in den Bereich der Vermögenskonfiskation; sagen, in jeder Finanzklemme werde man, unter Massendruck, flink die Steuersätze erhöhen. Eine Mehrheit. Und Anerkennung des Majoritätrechtes ist doch das Lebensgesetz aller Parlamente. Die Mehrheit (die Parteien also, die in den dreißig Jahren seit 1879 gemeinsam schon recht ersprießliche Gesetzgeberarbeit geleistet haben) verzichtet auf Kohlenexportzoll, Mühlenumsatz- und Kotirungsteuer; wenn sie später nicht Aerger ernten will, auch auf die Vertheuerung von Kaffee und Thee, die doch den Teufel Kohol verdrängen sollen, und auf den Kleinquark der Seifen-, Mundwasser-, Zahnpulversteuer. Dafür opfern die Nationalliberalen das Idol der Erbanfallsteuer und widersprechen nicht, wenn die Zuckersteuer auf alter Höhe bleibt, der Umsatzstempel etwas theurer wird (die Großbanken können uns jeden Tag eine höhere Schlußnotenprovision abfordern), Checks und Wechsel, außer den nur auf drei Monate laufenden, besteuert werden (den Dividendentribut heischt Herr von Rheinbaben ja für Preußen; nur deshalb geht er gegen die Kotirungsteuer so scharf ins Zeug). Das wäre ein glattes, reinliches Geschäft, das keinem Kontrahenten Grund zu Klage gäbe. Damit wäre der Reichsbedarf fürs Erste gedeckt. Konservative, Reichspartei, Wirthschaftliche Vereinigung, Centrum und Polen wären dafür noch heute zu haben und die Verbündeten Regirungen könnten zustimmen, wenn die Nationalliberalen sich der Mehrheit anschlössen. Sind sie so schlecht geführt, in ihrer Angst vom Linken so dicht umgarnt, daß sie zaudern, gar, wie jetzt in der Zeitung steht, die Entscheidung an das Schicksal der Erbanfallsteuer binden können? Ob Kinder und Ehefrauen das vom Vater, vom Mann Ererbte versteuern: Das hat mit liberalen Grundsätzen nicht das Allergeringste zu thun. Der hitzigste Kaplan, der wildeste Wangenheimer könnte sich in diesen Steuerplan verlieben. Bismarck hätte ihn ingrimmig befehdet und der

Industriekapitän Kirdorf hält ihn für schädlich. Die einzige neue Steuer, die den Grundbesitz trifft? Nur ein Bruchtheilchen, sagt Ihr ja selbst. Vom Schicksal dieser Steuer die Entscheidung über das ganze Bündel abhängig zu machen, wäre ruchlos und dumm. Noch dürfen die Nationalliberalen zustimmen. Ihren Wählern und ihrer Amme, der Industrie, mit gutem Gewissen dann sagen: Unser Verdienst ist, daß Kohle, Mehl, Papierkotirung, Kaffee und Reinigungmittel von arger Belastung frei bleiben. Sind sie klug genug, nicht klug zu sein, dann muß der Bundesrath (nicht: der Kanzler) sich auf dieser Basis mit der Mehrheit verständigen. Die hat, gerade nach liberaler Auffassung, das Recht, ihren Willen zur Geltung zu bringen. Spart Eure Sentimentalitäten! Das Gegrein täuscht nicht darüber, daß die Heydebrand, Müller aus Fulda, Erzberger schlauere Politiker und fähigere Führer sind als die Bassermann, Wiemer, Schrader. Die Ausgaben hat Euer Leichtsinn bewilligt. Jetzt kommt die Rechnung. Sputet Euch unterm Auge des Auslandes! Und merkt Euch, daß die echte, die dauerbare Reichsfinanzreform nur durch eine reiflich besonnene Wandlung der internationalen Politik erwirkt werden kann.

Der Bundesrath muß sich mit der Mehrheit verständigen; nicht der Kanzler. Der hat Sonderwünsche. Möchte sein Blocksgebild (das alte antirömische Kartell, dem die Freisinnsreste angekittet wurden) erhalten oder auf den Trümmern das Amtliche segnen. Dessen Privatwunsch darf nicht entscheiden. „So Ungeheures lasse ich mir nicht ansinnen“: un beau geste; für Einen, der doch kaum über den Winter bliebe, nicht mal ein Opfer. Im Reich anders als in Preußen regiren, im Reichstag die Leute ächten, die im münchener, karlsruher, stuttgarter Landtag den Ton angeben: Das ging ein Weilchen; geht länger nicht. Das Reich, heißts, braucht fünfhundert Millionen; jede Mehrheit, die sie aus sauberer, nicht schnell versickernder Quelle schöpft, muß willkommen sein. Den Allzuklugen ist, nebenbei, noch zu sagen, daß sie den Abgang des Kanzlers nur durch den Entschluß zu einer vernünftigen Steuervertheilung beschleunigen. Die Hastprodukte der Kommission würde er überleben. Wenn der Bundesrath für Kohle, Kotirung, Mühlenumsatz die Erbsteuer hingeben muß, hat der Kanzler nur die Wahl: sofort, als Besiegter, oder nach einer Anstandspause, als Mitwirker des Sieges, zu verschwinden.

Hammann.

Ob Fürst Bülow vor dieser Wahl bebt? Der Grund, auf dem er baute, wankt; und ringsum brechen die Stützen. Die dürre, vom Trübsalwinkel über Gemeinplätze auf Gipfel der Selbstzufriedenheit kletternde Junirede, die nur wenig der Sache Dienliches brachte, schloß mit dem Satz: „Wenn ich mich

überzeugen sollte, daß meine Person der Sache entgegensteht, daß ein Anderer leichter ans Ziel gelangen würde, oder wenn sich die Verhältnisse in einer Richtung entwickeln sollten, die ich nicht mitmachen kann, will und werde, so wird es mir auch möglich sein, den Träger der Krone von der Opportunität meines Rücktrittes zu überzeugen; und dann wird mein Wunsch, daß mein Nachfolger Erfolge erzielt, eben so ehrlich sein, wie es meine Arbeit im Dienste des Landes war." Schade, daß dieses behende und gepflegte Talent, dem besonders auf den Gebieten innerer Politik so Manches gelang, sich vom Applausbedürfniß verleiten ließ, den Dernburgbluff mitzumachen und den Landsleuten für das Bekenntniß zu einer Weltanschauung auszugeben. Die Dezembertage des Jahres 1906 haben ihn, den vom Jubel der Blinden Umbrausten, schlimmer geschwächt als die fühlbaren Mängel der von ihm zu verantwortenden internationalen Politik. Aus diesen Mängeln hat er gelernt und die Diplomatengeschicklichkeit ins Staatsmännische zu weiten gestrebt. (Der Unterschied des in diesen Aemtern zu Leistenden ist nicht unbeträchtlicher als die Distanz zwischen der Arbeit eines Depositenkassenvorstehers und eines Bankdirektors.) Doch er saß auf einem künstlich zum Fels gemörtelten Häufchen, das keine ernste Belastungprobe bestehen konnte. Nun ist er fast einsam. Den besten Subalternen, ders durch seine Tüchtigkeit vom Militäranwärter zum Geheimen Regirungrath gebracht hatte, mußte der von eklem Gewisper Verärgerte wegschicken (als Generalkonsul nach Triest; was nicht ganz wenig ist). Holstein, der Freund und Nothhelfer, starb. Und gegen den Wirklichen Geheimen Legation Rath Dr. Hammann, den Preßbureauchef, hat das Königliche Landgericht I Berlin das Hauptverfahren wegen Meineides eröffnet.

Ich kenne den Mann nicht; habe ihn nie gesehen. Doch den Empfindenden kann die Jäheit des Glückswechsels auch erschüttern, wenn sie einen ihm Fremden niederwirft. Ists nicht grausig, daß der Name des Mannes, den vor drei Monaten noch nicht Journalisten nur, den auch Botschafter und Staatssekretäre als den im Auswärtigen Amt Schoens Mächtigsten umschmeichelten, jetzt täglich neben dem Philipps Eulenburg in der Zeitung steht? Mahnt es nicht schriller als die Totenglocke an die Vergänglichkeit alles Irdischen? Ich kenne den Thatbestand, auf den das Strafverfahren gestützt wird, seit Jahren. Viele kennen ihn eben so lange. Nicht Einer, von dem ich weiß, hat eine Kriminalgefahr darin erblickt. Nur den Umriß. Frau Lucie Schmitz trennt sich im Juli 1900 von ihrem Ehemann, dem bekannten Architekten und Plastiker Professor Dr.-Ing. Bruno Schmitz, und nimmt ihre beiden Kinder mit, denen der Vater ein (von der Mutter nach freiem Ermessen zu verwaltendes) Kapital von zweihunderttausend Mark schenkt. Der Ehestreit vergiftet sich und im Scheidung-

prozeß beschuldigt der Mann die Frau, mit seinem Freund Hammann, der 1899 seine Frau verloren hat und vier Söhne erzieht, die Ehe gebrochen zu haben. Die Beschuldigte giebt nur zu, daß sie sich nach der Lösung der Ehegemeinschaft dem Freund geschenkt habe. Am zwanzigsten Juli 1902 wird durch Gerichtsspruch die unhaltbare Ehe geschieden; „auf Klage und Widerklage", denen in letzter Stunde ein Parteienvergleich gefolgt war. Geldkonflikte tauchen auf, neue Civilprozesse beginnen; und der Professor, dessen Wuth ins Erbarmunglose wächst, behauptet, Frau Lucie habe die übernommene Pflicht zur Keuschheit verletzt und sei drum jedes Rechtsanspruches auf Vermögen und Kinder verlustig. Die Angegriffene giebt dem Vormundschaftgericht die an Eides Statt geltende Erklärung, daß sie solche Pflicht niemals übernommen, seit dem Sommer 1902 aber keinem Mann angehört habe. In dem Streit ums Geld wird Geheimrath Hammann als Zeuge vors Landgericht II geladen Er kommt nicht; beruft sich auf das schriftliche Zeugniß der Frau, dessen Angaben er nur bestätigen könne; aber nicht wolle, weil er die Absicht, ihn in einen dem Beamten unerträglichen Skandal hineinzuziehen, vereiteln möchte. Schmitz widerspricht und das Gericht ladet Hammann zu einem neuen Termin. Am siebenzehnten Oktober 1903 wird er von einem Landrichter unter dem Zeugeneid vernommen. Beschwört, daß es seit dem September 1902 zwar zu Leidenschaftausbrüchen, doch nie zu „Beiwohnung" gekommen sei. Und erlaubt dem Richter nicht, dieses Wort durch ein gebräuchlicheres („Geschlechtsverkehr") zu ersetzen. Weigert dem Anwalt des Gegners die Antwort auf eine tiefer ins Sexualreich dringende Frage. Am neunzehnten Oktober 1903 kommt ein von Schmidt Beauftragter zu ihm und berichtet: Der Professor hat die Wohnung der Frau belauern, den Fußboden durchbohren lassen und kann nun durch Thatzeugen die von Hammann eidlich bestrittene Beiwohnung erweisen. Zornige Reden, neue Vergleiche, Streit um die beiden Töchter aus Schmitzens Ehe. Im April 1904 heirathet Hammann Frau Lucie Schmitz, geborene Genelli, und nimmt deren Töchter zu seinen Söhnen ins Haus. Seitdem bedroht der Professor ihn mit Strafanzeigen und Disziplinarmaßregeln. Auf beiden Seiten steigert die Wuth sich ins Wüste. Schmitz beschuldigt die Mutter seiner Kinder, Frau Lucie deren Vater der häßlichsten Dinge; und den beiden Männern scheint in Rede und Schrift das gröbste Schimpfwort gegen einander noch nicht grob genug. Schmitz hatte am vierundzwanzigsten April 1904 eine ausführlich begründete Strafanzeige geschrieben, die aber erst vier Jahre später, zunächst von Hammann, der sich eine Abschrift verschafft hatte, der Staatsanwaltschaft eingereicht worden zu sein scheint. Der Bescheid ist vom sechsundzwanzigsten November datirt und von Isenbiel unterschrieben. „Der Nachweis daß Sie

bei Ihrer Aussage die Eidespflicht verletzt haben, läßt sich nicht führen; ich habe das Verfahren deshalb, mangels ausreichenden Beweises, eingestellt." Lange Begründung. Auch Isenbiels Nachfolger am Landgericht I und Isenbiels Vertreter in den Geschäften der Generalstaatsanwaltschaft erklären, daß sie keinen Grund zum Einschreiten sehen. Letzte Instanz ist das Kammergericht. Dessen Strafsenat findet Anlaß zum Zweifel an Hammanns Glaubwürdigkeit und fordert die Eröffnung der Voruntersuchung. Die leitet Landgerichtsrath Schmidt. Der will selbst sehen, ob die Ueberführung durch den Augenschein möglich wäre, setzt einen Lokaltermin an, rekonstruirt den von den Zeugen geschilderten Vorgang: und stellt fest, daß sie nicht gesehen haben können, was sie gesehen zu haben behaupten. In einem langen Schriftsatz, der kein Verdachtsmoment übergeht, wird abermals die Einstellung des Verfahrens beantragt. Der Referent der zuständigen Beschlußkammer ist für den Antrag, wird aber überstimmt; und das Hauptverfahren eröffnet (dem sich nun der Beschwerdeführer Schmitz als vertretbarer Nebenkläger anschließen kann).

Geheimrath Hammann hat diese „ungeheuerliche Fügung" dem „herrschenden formalen Schematismus" zugeschrieben, „der leider nicht nur in Papier, sondern auch in Menschenfleisch arbeitet". In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, die zur Herabsetzung preußischer Rechtspflege bisher nicht benutzt wurde. Daß dem Gehetzten, Gevehmten die Galle überlief, ist begreiflich. Doch er irrt. Was ihn ungeheuerlich dünkt, ist alltäglich; von dem Fabrikbetrieb unseres Gerichtswesens nicht zu trennen. Vielleicht sollte just jetzt, nach Eulenburg, um jeden Preis der Schein allzu milder Mandarinenbehandlung gemieden werden. Vielleicht fürchtete die Beschlußkammer einen rügenden Eingriff des dem Angeschuldigten mißtrauenden Strafsenates und ließ darum den Ruhm des Wahrheitfinders gern den „unabhängigen Männern aus dem Volk", die als Thatrichter beeidet werden. Einerlei. Unter jedem Mond reifen in Moabit solche Beschlüsse. Der Preßdezernent wird freigesprochen. Ein viel Unklügerer hätte in solcher Lage, ohne den allerwinzigsten Grund, nicht wissentlich Falsches beschworen; ohne Grund: denn für Geldanspruch und sittliche Geltung war diese Aussage ihm selbst und der geliebten Frau nicht günstiger, als das Bekenntniß des Beischlafes gewesen wäre. Die Rückkehr in sein interessantes Amt wird die liebe Sexualheuchelei aber dem Mann wohl sperren, den diese Strafsache vor dem Blick eines natürlich Fühlenden doch nicht bemakelt. Er hat gethan, was abertausend Andere thaten: ein Weib, dem er sein Leben verbinden wollte, gierig an sich gerissen, da seine Sinne keuchend nach ihr riefen, und den Richter das intime Grenzgekos nur ahnen lassen. Sein Eid kann nicht gestraft werden. Doch er ließ sich ertappen. Siehe: den Reinen schauderts;

Kaiser und Dichter.

Die Beziehungen Wilhelms des Zweiten zur zeitgenössischen Dichtung sind nicht ganz so klar wie die zur modernen Bildenden Kunst. Man weiß nicht viel mehr davon, als daß er von den Franzosen Ohnet, von den Deutschen Lauff schätzt. Liliencron erhält von ihm ein Jahresgehalt, aber es ist durchaus nicht sicher, ob dieser Umstand, der einer Fürsprache des Grafen Kuno Moltke zu danken ist, wirkliche Kenntniß der Werke des holsteinischen Barons zur Voraussetzung hat oder ob der Flügeladjutant dem Kaiser nicht nur die prononcirt preußisch-loyalen Militärstücke des Kombattanten von 1866 und 70/71 vorgelegt hat (unter Hinweis darauf, daß Liliencron in beiden Kriegen verwundet worden ist).

Jede weitere Belehrung über Das, was Seiner Majestät von moderner deutscher Poesie gefällt, wird uns also willkommen sein müssen. Deshalb verdient, bekannt zu werden, daß Wilhelm der Zweite einen in Buenos Aires lebenden Deutschen namens Leo Mirau für würdig gehalten hat, ihm auf diplomatischem Wege sein Wohlgefallen an seinen Versen ausdrücken zu lassen. Der „Argentinische Volksbote“ berichtet:

„Kaiser und Dichter.

Eine Ehrung besonderer Art ist dem bekannten Buchhändler Leo Mirau widerfahren. Seine Excellenz der Deutsche Gesandte Herr von Waldthausen hatte ihn gestern mittags in sein Hotel gebeten und theilte ihm mit, wie Seine Majestät den Deutschen Kaiser seine ‚Lieder aus weiter Ferne‘ erfreut haben, die Herr Mirau zu Weihnachten herausgab und Seiner Majestät zum Geburtstag übersandte. Excellenz von Waldthausen hob hervor, daß gerade die deutsche Gesinnung, welche sich in den Liedern offenbart, Seiner Majestät besonders gefallen habe und Höchstdero dem Herrn Reichskanzler Auftrag gegeben, dem Verfasser seine hohe Anerkennung durch die Kaiserliche Gesandtschaft in Buenos Aires auszusprechen. Herr Mirau erwiderte, daß die Anerkennung, die Seine Majestät ihm spende, nicht so sehr ihm wie allen Deutschen im Auslande gelte, welche im Gedränge des Lebens nicht vergessen, die deutsche Muttersprache in Prosa und Dichtung zu pflegen, und daß in der rückhaltlosen Anerkennung der Kunst die eminent hohe Gesinnung des Kaisers als friedliebender Herrscher sich widerspiegele. Wohlgemuth schieden Minister und Dichter mit einem warmen Händedruck.“

Und wie dichtet Herr Mirau? So:

Mein Kaiser.

Lieder singt man überall:
Solls mir nicht gelingen,
Zu der großen Liederzahl
Auch ein Lied zu singen?

Und ich ging fürbaß und sang,
Sang mit lautem Schalle,

Wies mir in dem Herzen klang,
Meine Lieder alle.

Mancher lobte meinen Sang,
Mancher dünkt sich weiser;
Doch des Liedes höhern Klang,
Den gab ihm mein Kaiser.

Herrschertugend, die ihn ziert,
Fürst aus deutschem Stamme,
Adlerflug — im Herzen schürt
Der Begeisterung Flamme.

Flammen, die zu Herzen gehn
Und von Herzen kommen,
Lernt man diese recht verstehn,
Wirds Alldeutschland frommen!

Dieses Gedicht steht als „Vorwort“ gesondert für sich. Die übrigen, in Reihe und Glied, sind aber eben so schön. Erstes Beispiel:

Der Freiwillige.

Freiwill'ger bin ich in dem Heere,
Zum fünften Regiment gezählt,
Und darin ruht nun meine Ehre,
Ob auch die Uebung mir noch fehlt;
Ich brauche nur ein Jahr zu dienen,
Das ist mir lieb, doch nicht Begehr;
Doch daß ich kann freiwillig dienen,
Das rechne mir zur hohen Ehr'!

Freiwillig heißt ja frei und willig,
Die Freiheit selbst mein Kaiser ehrt;
Gern thue ich, was recht und billig,
Doch mehr von mir auch nicht begehrt!
Wer kann des Thrones Freiheit schützen,
Wenn ihm die eigne Freiheit fehlt?
Wie können wohl Befehle nützen,
Wenn Ihr Unbilliges befehlt?

Ich bin Freiwilliger im Heere,
Zum fünften Regiment gezählt,
Und darin ruht nun meine Ehre,
Ob auch die Uebung mir noch fehlt.
Freiwillig heißt ja frei und willig,
Die Freiheit selbst mein Kaiser ehrt:
Gern thue ich, was recht und billig,
Doch mehr von mir auch nicht begehrt!

Gleich darauf ertönt ein

Schlachtlied.

Auf einem Schlachtfeld sterben!
Wie muß Das herrlich sein,
Wenn sich die Wolken färben
Im Abendsonnenschein.

Musik hat intoniret
Ein Lied von Kampf und Tod;
Das Bataillon chargiret,
Die Erde färbt sich roth.

Es steigen Engel nieder
Herab in Kampfesnoth
Und die gefallenen Brüder
Erlöst der Heldentod.

Der Sieg ist bald entschieden,
Das Glück geht uns zur Hand
Und darauf wird es Frieden:
Heil Dir, mein Vaterland!

Doch der Buchhändler vom Boulevard Callao in Buenos Aires (wo man seine Lieder bestellen kann) hat nicht nur loyale und heroische Saiten auf der Leyer, sondern auch minnigliche. Auch da klingt es schön:

Unvergleichlich:

Mein Lieb, Du gleichst dem Palmenwald
An Schönheit, Hoheit und Gestalt;

Der Ceder gleichst Du am Libanon,
Dem goldnen Tempel des Salomon;

Du gleichst dem jugendlich fliehenden Reh,
Du gleichst dem reinsten Blüthenschnee;

Du gleichst dem ersten Veilchenduft,
Der sinneberauschenden Frühlingsluft;

Du gleichst dem muthig schnaubenden Roß,
Dem Feldherrn gleichst Du und seinem Troß;

Du gleichst dem mächtigsten Volke im Reich:
Nur Dir, mein Lieb, kommt Niemand gleich!

Aber auch in der Liebe denkt er entschieden national:

Im Café zu Stambul.

Chadra Chalmas, schwarzes Mädel,
Laß Dein schelmisch Lachen sein
Oder ich hau' Dir den Schädel
Mit der Wasserpfeife ein.

Weiße Zähne, rothe Lippen,
Schwarze Wang' und dunkles Aug',
Kann ich Dir am Munde nippen,
Wenn ich meinen Mokka saug'?

Du erheuchelst stilles Sehnen,
Eine Brust voll Liebesschmerz,
Chadra Chalmas, Deine Thränen
Weichen nicht mein hartes Herz.

Chadra Chalmas, Deine Liebe
Duftet wie ein Rosenblatt:
Chadra Chalmas, Deine Triebe
Kenne ich und bin sie satt.

Chadra Chalmas, Deine Treue
Ist ein leerer Wortschall mir,
Denn ich schwör' es Dir aufs Neue:
Keinen Cent geb' ich dafür.

Chadra Chalmas, laß das Fächeln,
Stille Deinen Liebestrieb:
Denn er gleicht doch nicht dem Lächeln
Meiner liliengleichen Lieb!

Herr Mirau ist viel gereist. Und nicht ohne Bereicherung seiner Poesie. Ein „Abend auf der Akropolis" gab ihm ein Gedicht ein, dessen erste Strophe lautet:

Der Wind streicht durch die Hallen
Auf der Akropolis;
Die Götter sind gefallen
Wie einst Themistoklis.

Eine andere griechische Strophe geht so:

Wie bist Du so gesunken,
Seit Sokrates Dich sah,
Als Phidias freudetrunken
Schuf seine Athena.

Beim „Abschied von Italien" spielt ihm die Begeisterung einen bösen Streich: er reimt auf Italien Lilien. Diese poetische Freiheit geht entschieden zu weit. Liest man jedoch ein Gedicht, wie „Der Vesuv", so begreift man, daß ein Temperament wie Leo Mirau sich nicht um Vokale kümmern kann:

Neapels Drachen zu besiegen,
Zog ich hinaus mit hohem Muth.
Ich habe den Vesuv bestiegen
Als übermüthig junges Blut.

Den Gipfel habe ich erklommen,
Den Blick zum Krater hingewandt;
Ich habe ihn mit Sturm genommen,
Ob auch die Lava mich verbrannt.

Ob mich bedrohten Wolken, Winde,
Nach seinem Schlunde ging mein Blick
Trotz Feuergraben, heißer Rinde . . .
Voran! Ich schaute nicht zurück!

An seines Kraters weiter Runde
Stand keuchend ich nach schwerem Ritt,
Indessen tief im Kraterschlunde
Laut hämmerte der Feuerschmied.

Vesuv, wie gleichst Du meinem Herzen!
Vesuv, wie gleichst Du meiner Brust!
Drin hämmert auch in Liebesschmerzen
Ein andrer Schmied mit Schadenlust!

Aber er kann die Gluth seiner Seele auch dämpfen und sich Eindrücken zu ruhiger Schilderung hingeben. Dann entstehen Bilder wie:

Der Pincio zu Rom.

Täglich zur Nachmittagsstunde
Giebt sich Rom ein Stelldichein
Auf des Pincio weiter Runde
Scharenweise und allein.

Lustig, ja, beinah verschrien
Tanzt der Italiener schnell
Nach dem Takt der Melodien
Verdis seine Tarantell'.

Kinder jubeln, schrein und singen
Voller Lust und Munterkeit;
Vögel zwitschern drein und singen
Märchen sich aus alter Zeit.

Einsam zieht so mancher Weise,
Eingekehrt in sich allein
Seines Denkens stille Kreise
Bei der Sonne Abendschein.

Auf des Pincio alter Mauer
Lehn' auch ich zur Abendstund':
Seh' in heilig frommem Schauer
Roms geschichtlich' Hintergrund,

Bis die Sonne blutig strahlend
Hinter dem Sankt Peter steht,
Einmal noch die Zinnen malend
Goldig . . . und dann untergeht!

Ein Gegenstück dazu aus der Heimath:

Die Marienkirche.

Danzig, meine Vaterstadt,
Kirchen und Kapellen hat;
Doch die schönste ist von allen,
Die am Meisten mir gefallen,
Wird Marienkirch' genannt,
Hochgeschätzt im Vaterland.

Die Umgebung Danzigs gleicht
Stambul und Neapel leicht,
Erscheint sie uns im Frühlingskleide,
Blumen gleich wie Sammt und Seide;
Palmen gleich am Weichselstrom
Erhebt sich der Mariendom!

Ueber Kuppeln, Zinnen her
Ragt sie aus dem Häusermeer:
Baudenkmal aus frommer Zeit,
Zeuge für die Ewigkeit.
Die Marienkirche hat
Danzig, meine Vaterstadt.

Herr Mirau scheint aber nicht nur aus Danzig, sondern auch aus Langenau gebürtig zu sein. Wenigstens, so weit das Gedicht Giltigkeit hat, das sich „Mein Langenau" nennt; eine Perle der Heimathkunst:

An der Weichsel Strand
Liegt mein Heimathland;
Meine Wiege stand
An Dorfesrand,
Wo die Au so grün
Und die Linden blühn;
Dahin, dahin möcht ich ziehn!
Denn auf weiter Au
Ich nichts lieber schau
Als die Heimath Langenau!

Lieblich schauen dort
Bäume aus dem Ort,
Die in seinem Schoß
Stehen klein und groß;
Gärten schließen fein
Haus und Hof mit ein,

Hingestreckt im Sonnenschein.
Ja, auf grüner Au
Ich nichts lieber schau
Als die Heimath Langenau!

An des Dorfes Fuß
Schlingt sich Bahn und Fluß,
Wo die Wäscherin
Spannt Linnen hin;
Wo das Wasser blitzt
Mit der Angel sitzt
Knabe vor dem Wind geschützt.
Ich nichts lieber schau
Als die Heimath Langenau!

Winters, wenn es schneit,
Und zur Sommerszeit,
Wenn die Sonne brennt
Am Firmament,
Manches junge Paar
Liebt sich treu und wahr;
Und so bleib' es immerdar!
Drum auf grüner Au
Ich nichts lieber schau
Als die Heimath Langenau!

Der Band enthält noch viele Perlen. Seien wir genügsam und schließen wir mit der, die den poeta laureatus vom Boulevard Callao auch als Geschichtphilosophen zeigt:

Der kölner Dom.

Wer hat ihn aufgebauet,
Den hehren Gottesdom
Das Denkmal großer Zeiten
Am heilig' deutschen Strom?

Als Frauentreu noch blühte
Und deutsche Redlichkeit,
Da baut' man ihn als Denkmal
Der deutschen Frömmigkeit.

Die guten Sitten schwanden,
Das Deutsche Reich zerfiel
Durch Pseudophilosophen
Mit ihrem falschen Spiel.

Als dann die Kaiserkrone
Geschwunden war vom Rhein,

Da schliefen auch die Bauten
Am kölner Dome ein.

Da kam ein guter König
Von milder Sinnesart
Und hat zum Weiterbauen
Das Volk um sich geschaart.

Und als das Werk vollendet
Sich spiegelte im Rhein,
Da setzte Gott auch wieder
Den Deutschen Kaiser ein!

Spinnen wir diese Philosophie weiter aus, so gelangen wir zu der nicht ganz gleichgiltigen Erkenntniß, daß ohne die Vollendung des kölner Domes Herr Leo Mirau nun und nimmer vom Gesandten des Deutschen Kaisers eine Botschaft vernommen hätte, die der Kanzler des Deutschen Reiches im Allerhöchsten Auftrag von Berlin nach Buenos Aires gelangen ließ.

Dresden. Otto Julius Bierbaum.

Was wir gestatten.

In jedem anderen Kulturstaat wäre es unmöglich, in jedem anderen Land würde man wohl Haarkünstlern, Oberkellnern und Cirkusreitern, nicht einem ästhetisch verfeinerten Professor ein solches Sprachgemengsel verzeihen. „Voilà tout, up to date, tout comme chez nous; elegante Farben, charmanter Autor, aparte Nuancen, gentilere Empfindung. Embarassirt, important, eine Croute, Deroute. Changiren, lanciren, goutiren, brilliren, penibel, outrirt, Importeur, Affaire, Negligeance, Nonchalance, Marchand-Amateur.“ Nicht in der eilig hingeworfenen Plauderei eines abgehetzten Berichterstatters ist Dies und Aehnliches zu lesen; das soeben erschiene Werk ist ein ernstes und wagt, ein kunstgeschichtliches Problem von einer neuen Seite anzupacken; der Verfasser setzt seinen Ruf aufs Spiel und bittet, seine Ansichten „wenigstens als sehr überlegt zu betrachten“. Mit Ausnahme des versagenden Sprachgefühles ist das Buch gut geschrieben; ein angenehmer Stil, oft leicht dahinfließend, oft markig. Geradezu vollendet schön, einfach und vornehm ist die Ausstattung; von erlesenem Geschmack der Einband, mustergiltig der Druck,

die Anordnung, die Vertheilung. Es war eine physische Freude, diese sattrothen Bände in den Händen zu halten, es war ein Stolz, dieses Werk zu besitzen. Dann, beim Lesen, fast auf jeder Seite ein körperliches Mißbehagen, als würde daneben gesungen, als würde Einem Speisen auf fettfleckreichem Tischtuch vorgesetzt, als führe Jemand mit einem Schieferstift senkrecht über die Tafel. Und ich frage mich: Wie ist Das möglich?

Die deutsche Sprache hat eine viel größere Wortfülle als die französische und bietet an neuen Ausdrucksmöglichkeiten wahrlich genug. Die Fähigkeit, anschauliche Wortverbindungen zu schaffen, ist ihr beneideter Vorzug. Natürlich hat auch die reichste Sprache hier und da weniger günstige Prägungen eines Begriffes als die anderer Länder. Die einander entsprechenden Worte decken sich nur zum Theil; darauf beruht die Schwierigkeit, die Kunst einer Uebersetzung. Einem Franzosen, der Deutsch und Englisch beherrscht, würden beim Schreiben oft klarere, lebendigere Worte aus den anderen Sprachen einfallen. Das unbestreitbar bessere Wort, auch wo es im Französischen verständlich wäre, läßt er weg, denn er weiß, daß es dem Satz nicht nützt, sondern schadet, daß jeder fremde Laut die Klangreinheit zerstört. Mit glücklichen Modellirungen ist das Französische verschwenderisch ausgestattet. Ich bin nicht sicher, ob der Kunstprofessor, den ich meine, mir in der Kenntniß dieser Sprache überlegen ist; mehr bewundern und lieben kann er sie nicht. Ehren wir ihren durchsichtigen Glanz, ihre geschliffene Feinheit, indem wir von ihr lernen; mit entliehenen Brocken schänden wir nur die eigene Sprache. Das veredelt nicht, als gösse man kostbar feurigen Wein in ein noch junges, dünnes Gewächs. Das wirkt wie ein Tropfen Tinte in einem Glas Milch: der Trank wird schmutzig.

Gewiß ist es bequem, halbwegs eingebürgerte Ausdrücke wie „Coulisse", „desperat", „Retouche", „Pose", „frappant" zu benutzen. Wer seine Sprache liebt, giebt sich die kleine Mühe, sucht und findet den richtigen Ausdruck. Unter der übergroßen Fülle der von meiner Hand angestrichenen Worte ist nicht eins, das gewählt wurde, weil der Schreiber einer Wiederholung, einem ungefälligen Gleichklang ausweichen wollte; oft brachte gerade das Fremdwort einen Mißton hervor. So etwa (es klingt unwahrscheinlich): „Eleven entliefen".

Eine dem Werth entsprechende Aufnahme ist dem Buch geworden. Man lobt es überall. Mit Recht. Aber leidet denn Niemand unter des Verfassers unerklärlichem Versagen auf diesem einen Gebiet künstlerischer Empfindung, achtet Keiner darauf? Nur in Deutschland konnte Das geschehen. Bei uns kommen neunhundertneunundneunzig Musik liebende Menschen auf Einen, der sich an dem Klang, an der Reinheit des Wortes erfreut.

Marie von Bunsen.

Gedichte.*)

Annabel Lee.

Ist ein Königreich an des Meeres Strand,
Da war es, da lebte sie —
Lang, lang ist es her — und sie sei Euch genannt
Mit dem Namen Annabel Lee.
Und ihr Leben und Denken war ganz gebannt
In Liebe — und mich liebte sie.

In dem Königreich an des Meeres Strand
Ein Kind noch war ich und war sie,
Doch wir liebten mit Liebe, die mehr war denn Dies —
Ich und meine Annabel Lee —
Mit Liebe, daß strahlende Seraphim
Begehrten mich und sie.

Und Das war der Grund, daß vor Jahren und Jahr
Eine Wolke Winde spie,
Die frostig durchfuhren am Meeresstrand
Meine schöne Annabel Lee;
Und ihre hochedele Sippe kam
Und — ach! — man entführte mir sie,
Um sie einzuschließen in Gruft und Grab,
Meine schöne Annabel Lee.

Die Engel, nicht halb so glücklich wie wir,
Waren neidisch auf mich und auf sie.
Ja: Das war der Grund (und Alle im Land,
Sie wissen, vergessen es nie),
Daß der Nachtwind so rauh aus der Wolke fuhr
Und mordete Annabel Lee.

Weit stärker doch war unsre Liebe als die
Von Allen, die älter als wir —
Von Manchen, die weiser als wir —
Und die Engel in Höhen vermögen es nie
Und die Teufel in Tiefen nie,
Nie können sie trennen die Seelen von mir
Und der schönen Annabel Lee.

*) Bei Georg Müller in München erscheint eine neue, stattliche Ausgabe von Poes Gedichten. Herr Theodor Etzel hat sie übersetzt. Hoffentlich gewinnt der starke Dichter der Neuen Welt auch bei uns nun noch mehr Freunde. Von der besonderen, sorgsamen Art der Uebersetzung sollen drei Proben eine Vorstellung geben.

Kein Mondenlicht blinkt, das nicht Träume mir bringt
Von der schönen Annabel Lee,
Jedes Sternlein, das steigt, hell die Augen mir zeigt,
Von der schönen Annabel Lee;
Und so jede Nacht lieg' zur Seite ich sacht
Meinem Lieb, meinem Leben in bräutlicher Pracht.
Im Grabe, da küsse ich sie,
Im Grabe, da küsse ich sie.

Gebet.

Am Morgen, am Mittag, im Abendlicht
Vernahmst Du, Maria, mein Lobgedicht.
In Lust und Leid, in Wonne und Weh,
Gott-Mutter, auch fernerhin mit mir geh!
Als strahlende Stunden heiter entwichen
Und keine Wolken den Himmel durchstrichen,
Führtest Du gnädig die Seele mir
Hin zu den Deinen, hin zu Dir.
Nun, da Schicksalsstürme schrecken,
Dunkel mein Heute, mein Gestern bedecken,
Laß mein Morgen strahlend scheinen
Im holden Hoffen auf Dich und die Deinen.

An das Wissen.

Wissen! Du wahre Tochter alter Zeit!
Du, deren Auge ändert alle Dinge:
Ein Geier, der das Herz benagt und weit
Ausbreitet des Realen träge Schwinge!

Wie sollte Dich der Dichter lieben? Wie
Dich weise nennen, die Du so voll Tücke
Den kühnen Himmelsflug ihm hemmst und nie
Den Sternenpfad ihm gönnst zu seinem Glücke?

Triebst Du Diana nicht von ihrem Wagen
Und die Dryade aus dem Walde fort
Zu glücklicherm Gestirn, geschützterm Ort?

Und hast die Nymphe aus der Fluth getragen
Und nahmst dem Elfenvolk und mir den Traum
Im Sommergras beim Tamarindenbaum?

Edgar Allan Poe.

Anzeigen.

Paul Scheerbart: Kater-Poesie. Ernst Rowohlt in Leizig.

Dem Dichter Paul Scheerbart, der vor zwanzig Jahren das erste seiner (bis jetzt) vierundzwanzig Bücher herausgab, ist der äußere Erfolg versagt geblieben. Woran liegt Das? Am deutschen Lesepublikum, das es liebt, jeden Autor auf eine bestimmte Note festzulegen, und dem es nicht gelingen will, Scheerbarts Note richtig zu erkennen. Man merkt, daß hinter seinen Lustigkeiten eine tiefe Weltauffassung steckt, ein Wissen um letzte Wahrheiten; aber man stößt sich an seinem Lachen, an seinen grotesken Einfällen, die dem schwerfälligen Deutschen mit dem „Ernst" der scheerbartischen Probleme nicht vereinbar scheinen. Sie merken nicht, daß sein Humor (Scheerbart ist unter den lebenden deutschen Dichtern der einzige wirkliche Humorist im Sinn Sternes und Jean Pauls) die praktische Anwendung seiner Lebensanschauung ist. Scheerbarts Phantasie, deren Umfang keine Grenzen hat, bewegt sich im Außerirdischen, im Kosmisch-Zeitlosen. Die kleinen Dinge der Erde dünken ihn unsagbar komisch gegenüber der unausdenkbaren Größe der Welt. Traurigkeit ist ihm Erdenschwere. Darum wählt er die ausgelassenste Sprache und die lustigsten Symbole für Das, was ihm heilig ist. Das Kleben am Erdboden aber, das Wichtignehmen der irdischen Beziehungen verhöhnt er mit blutigem Spott. (Daher auch seine „Anti-Erotik".) Aus diesem Gemisch von anbetender Weltverehrung und schallendlachender Erdironie setzt sich Scheerbarts Humor zusammen; und diese scheinbare Gegensätzlichkeit in seinem Innern versperrt ihm das Verständniß bei den Deutschen, die Scherz, Satire und Ironie wohl zu schätzen wissen, aber deren tieferer Bedeutung, dem Humor, mit ahnungloser Fremdheit gegenüberstehen. Zum ersten Mal publizirt jetzt Scheerbart ein Versbuch, das er in richtiger Erkenntniß seiner europäischen Leser „Kater-Poesie" nennt. Wer Scheerbart nicht kennt, wird in diesen Gedichten in der That nur Kater-Poesie finden, Ulkverse, die einen fidelen Kreis unterhalten können. Wer aber Scheerbarts Werk im Ganzen kennt, Der findet auch hier, selbst im abstrustesten Blödsinn noch, die „tiefere Bedeutung" heraus. Selbst im „Indianerlied", in dem der Dichter mit Denen abrechnet, die seinen Geist nicht verstehen, die seine Bücher nicht kaufen, die ihn selbst, einen unserer feinsten und originellsten Dichter, in erbärmlichster Noth darben lassen.

München. Erich Mühsam.

✤

Stilanalysen als Einführung in die japanische Malerei. Mit 24 Lichtdrucken. Oesterheld & Co., Berlin.

Was wird in Europa in so vielen Fällen unter japanischer Malerei verstanden? Meist steckt hinter dem Begriffe nur die Kenntniß und die Werthschätzung einiger Farbenholzschnitte. Mit Kiyonobu, Harunobu, Utamaro, Hiroshige, Hokusai und deren Anhang beginnt und endet die Anschauung. Man forscht nicht nach den Wurzeln, nicht nach der Entwickelung. Dabei bieten Kind- und Mannesalter der japanischen Malerei die reinsten Ergebnisse der fremden Kultur. In meiner Einführung kommen die soeben genannten Namen überhaupt nicht vor. In der That dürften sie an dem prächtigen Baum der japanischen Malerei kaum bemerkbare Blättchen sein. Ich habe versucht, Wurzeln, Stamm und Aeste ein Wenig bloszulegen. Mit der religiös-hieratischen buddhistisch-japanischen Malerei im siebenten

und achten Jahrhundert ist begonnen. Dann folgt die so unendlich bunte, bewegungfrohe und lebenumfassende Kunst des frühen Mittelalters, eine unerschöpfliche Fundstätte altjapanischer Sitten und Gebräuche. Dann das späte Mittelalter, das im Bann der Meister aus der Zeit von Chinas Sungdynastie steht, deren Kultur einen Höhepunkt in der Entwickelung menschlichen Geistes bedeutet. Tief beseelte Landschaften erscheinen nun zum ersten Mal in Japans Kunst. Die Blüthe der feinen impressionistischen Schwarzweißkunst bricht an. Auf der Basis dieser Kunstrichtungen setzen, erst um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts, die Perioden ein, deren Schöpfungen in Europa zu einem Theil jetzt so sehr bekannt geworden sind. Aber auch diese dürften ohne die deutliche Vorstellung des Vergangenen im Grunde unverständlich sein. Eben so wie die modernere Kunst Europas ohne die Kenntniß der Gothik und Renaissance niemals wirklich tief erfaßt werden könnte. Seit Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts blühen übrigens nicht nur die Schulen, aus denen die Meister des Farbenholzschnittes hervorgegangen sind. Andere Stile gehen kraftvoll nebenher: so ein dekorativer, vielleicht dem europäischen Rokoko vergleichbar, und ein barocker, der sich einer der Wirklichkeit möglichst nahen Bewältigung des Gesehenen widmet So viel vom Historischen. Aber mir lag vor Allem daran, die Stilprinzipien der japanischen Schulen in ihren Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten zu beleuchten. Ich habe mich um die japanischen Lösungen der Raum-Farben-, Bewegung- und Linienprobleme bemuht. Nur der Anfang konnte gemacht werden, da fast jegliche Vorarbeit fehlt. Erst wenn die japanische Kunst ein vollwichtiges Glied der Weltkunstgeschichte bilden wird, erst wenn man ihre Meisterwerke bei Formulirung ästhetischer Gesetze nicht mehr übersehen darf, ist hier Ausführlicheres zu leisten. Aus allen Zeiten japanischer Malerei habe ich typische Beispiele zur Analyse ausgewählt. Da wird von der starren Liniensprache und der weltenfernen Erhabenheit der altbuddhistischen Malerei gesprochen, von der europäischer Gewohnheit geradezu entgegengesetzten Perspektive der mittelalterlichen Illustratoren mit ihrer Freude an überraschenden Bewegungen; ich versuche, den Zusammenhang zwischen chinesischer Kalligraphie und der chinesisch beeinflußten Malerei aus der Zeit der Ashikagashogune aufzuzeigen. Alle diese Untersuchungen sind heute leichter geworden durch die wunderbaren Sammelwerke, in denen die Japaner ihre Kunst der staunenden Welt offenbarten. Diese Publikationen, vor Allem die „Kokka“ und die „Selected Relics of japanese Art“, liegen in den Bibliotheken der größeren deutschen Museen aus.

Halensee. Dr. phil. William Cohn.

Du darfst ehebrechen! Eine moralische Geschichte. Verlag von Erich Reiß in Berlin-Westend.

Ich möchte, daß dieses kurze Büchlein von möglichst Vielen gelesen würde, nicht nur von „allen guten Ehemännern“, denen es gewidmet ist, sondern auch von allen guten Ehefrauen und solchen, die es sein oder werden wollen. Es ist in ihm versucht worden, an einem möglichst keuschen Beispiel die ideale Thorheit („Lügen“ nannte der alte ehrliche Ibsen so Etwas) der absoluten Treue des Mannes in der Ehe ad absurdum zu führen Nicht Libertinage sollte, wie in den Romanen der jungen Russen, in diesem Büchlein gepredigt werden; sein böser Titel heißt: „Du darfst“, nicht: „Du sollst ehebrechen!“ Auch daß die strenge, reine Monogamie

im Zusammenleben der Geschlechter nach wie vor „das Ideal“ sein und bleiben soll, wird hier nicht angefochten noch die Nothwendigkeit von konventionellen Lügen im Gesellschaftleben bestritten. Die Ehe als eine staatliche Institution bedarf nach außen hin des Nimbus der völligen Monogamie; und was hilft es, sich über Heuchelei zu entrüsten, wenn eben die Gesellschaft als Staat diese Heuchelei verlangt und gesetzlich stabilirt? Diese Schrift will die Ehe nur mit Rücksicht auf die Beiden, die sie vereinen soll, betrachten und will darum, dem Leben nachgehend, die unbedingte Treue als sittliche Forderung in der Ehe um ihren Kredit und ihr Ansehen bringen und statt ihrer die unbedingte Freundschaft zwischen Ehegatten als Grundstein für eine glückliche Ehe legen und verlangen. Unter Ehegatten versteht dieses Büchlein zwei freie Menschen, Mann und Weib, die Jahre, ja, Jahrzehnte lang möglichst glücklich zusammenleben wollen, ohne ihre Eigenart aufzugeben oder zu opfern. Daß der Ehebruch der Frau dieses glückliche Freundschaftverhältniß meist trüben, ja, zerstören wird, weil er Folgen zeitigt oder jedenfalls jeden Augenblick zeitigen kann, ist eine vom Standpunkt der Gleichberechtigung der Geschlechter vielleicht beklagenswerthe, aber in der Wirklichkeit heute bestehende Thatsache. Wer daran Etwas ändern will, Der muß auf den Boden des Mutterrechts zurückkehren, auf den wir am Ende wieder in kommenden Jahrhunderten gelangen. Für unser Leben heute jedoch sind Dies noch Utopien und als solche unpraktisch und unfruchtbar. Daß aber der Ehebruch des Mannes, wenn er passirt ist, das Freundschaftverhältniß zwischen Mann und Weib in der Ehe nicht dauernd vernichten soll, indem er dem Mann einen Makel und der Frau eine Waffe giebt: Das soll diese kurze „moralische Geschichte“ lehren. Und soll damit helfen, die geringe Zahl der glücklichen Ehen in Deutschland zu vermehren und die banalen Qualen der gewöhnlichsten Ehezwistigkeiten („querelles allemandes“ nennt sie der beste Kenner unserer Schwächen, der Franzose) zu vermindern, indem es ihren wichtigsten Grund wegzuräumen versucht.

Kaiserswerth am Rhein. Herbert Eulenberg.

Hansa.

„Große Parade-Gala-Vorstellung“, wie es im Jargon der Manege so schön heißt. Inszenirt vom Reichskanzler Fürsten Bülow, dargestellt von zwölf hervorragenden Mitgliedern der Hoffinanz und Großindustrie. Der Cirkus Schumann sieht recht häßlich aus; er ist zwischen die alten Häuser des quartier latin geschoben und hat keine Front. Ein Cirkus gehört auf einen freien Platz; aber die Stätte, wo einst Ozeana Renz ihre Triumphe feierte, sollte ursprünglich den profanen Zwecken einer Markthalle dienen. Das war Strousbergs Plan; schließlich ist ein Cirkus draus geworden. Dahin riefen am zwölften Juni Riesenplakate: „Oeffentliche Kundgebung zur Reichsfinanzreform.“ Die Tribüne war zur Königsloge gewandelt. Dort thronten die Herren der Millionen. Geheimrath Rießer präsidirte. Das klangvolle Pathos des geistlichen Oberhirten der deutschen Banken und Bankiers fügte sich schön in die Rolle des Heerrufers. Gewaltig dröhnte die Rede und hell schmetterte der Beifall. Auf diesen Ton waren alle Reden gestimmt; bis auf eine. Die hielt Herr Emil Kirdorf aus Gelsenkirchen. Der brachte trockene Ziffern, die aus der Bilanz seiner Gesellschaft stammten. Deren durch Steuern

und soziale Pflichten bedrängte Lage wollte er zeigen. Keine sentimentale Arbeiterpolitik, sonst fressen wir uns selbst auf. So ungefähr war der Refrain. Der paßte natürlich nicht zu der Stimmung: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall"; und Kirdorf machte Fiasko. Aber seine Rede war eigentlich die vernünftigste, die man gehört hat. Emil Kirdorf bleibt stets ein Aufrechter. Und läßt sich nicht von den Wogen der Begeisterung ins Land Utopia tragen. Trotzdem wird auch er „an die als gut erkannte Sache den letzten Hauch von Roß und Mann setzen" (wie Herr Geheimrath Emil Jacob, wohl in seliger Erinnerung an den vorwärtsbringenden Spediteurberuf, wundervoll sagte). Nur liegt dem Gelsenkirchener mit der harten Sprache der Wohllaut der Phrase nicht so parat wie den gewandten berliner Toastrednern. Das Ergebniß der Protestkundgebung war zunächst die Gründung des „Hansabundes für Gewerbe, Handel und Industrie". Sein Zweck soll sein: „Im gemeinsamen Interesse der drei genannten Stände alle gegen dieselben (so stehts leider in der Resolution) gerichteten Angriffe und Schädigungen abzuwehren; ferner positive, zum Schutz dieser Stände dienende Vorschläge zu machen; und auf Ausgleichung von Gegensätzen in den eigenen Reihen hinzuwirken." Der Hauptzweck war natürlich, eine Kampfesorganisation gegen den Bund der Landwirthe zu schaffen. Hie Schumann, hie Buschmann! Am achtzehnten Februar 1893 wurde im berliner Tivolisaal der agrarische Bund gestiftet. Damals schwang Caprivi das Szepter; ihm galt der Haß der Agrarier; den Reichskanzler machten sie für das Sinken der Getreidepreise verantwortlich. „Wir müssen aufhören, zu klagen: wir müssen schreien! Wir müssen schreien, daß es das ganze Volk hört, daß es in die Parlamente und Ministerien dringt; wir müssen schreien, daß es bis an die Stufen des Thrones vernommen wird!" So stand es im Aufruf des Gutspächters Ruprecht an die Bauern. Und der Bauernbund ist mächtig geworden. Doch die Hybris packte die Agrarier; im Steuerkampf ließen sie es auf eine Kraftprobe ankommen. Und Bülow sagte: „Genug." Die antiagrarische Liga ist mit Wissen und Willen der Verbündeten Regirungen geschaffen worden. Die Träger tönender Titel und funkelnder Orden hätten ihrer loyalen Gesinnung kein Opfer zugemuthet; sie wußten: diesmal gehts mit dem Kanzler gegen die Opposition.

„Durch eigene Kraft und durch Verträge mit mächtigen Fürsten verstand es die Hansa, sich gegen die Ueberfälle und Angriffe der Raubritter zu schützen und sich von allen lästigen, den Verkehr hemmenden Rechten und Mißbräuchen zu befreien": so heißt es von dem alten Hansabund, der im Mittelalter den Handel schützte. Voran standen die Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig; aber die Macht der Hansa umfaßte den gesammten Handel zu Wasser und zu Land. Im Westen der Stahlhof in London, im Norden Wisby auf Gotland, im Osten der Petershof in Nowgorod: die Vorposten des großen Städtebundes. Wahrung gesicherter Fahrt auf Land und See; schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten zwischen einzelnen Bundesstädten; Aufrechterhaltung der Ruhe im Inneren der Städte: Das war das Programm des Hansabundes. Handel und Schiffahrt gediehen; und der Bund kämpfte mit scharfen Waffen gegen alle Konkurrenz. Die Hansemänner des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts waren kriegerische Kaufleute. Aristokraten, die von den demokratischen Zünften nichts wissen wollten (der neue Hansabund vereinigt Großindustrie und Handwerk, als ob es nie einen Gegensatz zwischen Großkapital und Kleinbetrieb gegeben hätte). Aber die Einigkeit hielt nicht lange. Bald stritten die Städte wider einander, weil eine eifersüchtig auf die

Privilegien der anderen war. Lübeck hielt sich am Längsten. Dann fiel eine Stadt nach der anderen vom Bunde ab. Zuerst die Niederländer, später England und die deutschen Vorposten. 1627 war der letzte Hansetag. Der „königliche Kaufmann" verschwand und an seine Stelle traten das Reich und die Landesfürsten, die sich um kaufmännische Interessen nicht kümmerten. Der stolze Handelsherr, der als Bundesgenosse im Kriege gesucht wurde, sank zum „Krämer" herab. Mit der politischen Bedeutung des Kaufmannes war es vorbei. Die Hansa war eigentlich also die erste und letzte politische Organisation des Handels. Hier waren die Kaufleute Subjekt der Politik; seitdem sind sie nur noch Objekt der Staatskunst gewesen. Die Wahl des Namens Hansa könnte also eine besondere Tendenz des neuen Bundes andeuten. Will man die Tage der Wittenberg und Wullenweber wieder aufleben lassen und dem Handel zu königlichen Ehren verhelfen? Oder ist auch dieser Name nur Schall und Rauch? Die That muß es lehren. Die wollen wir abwarten.

Die alte Hansa ging an der Zwietracht ihrer Mitglieder zu Grunde. Daran sollen die neuen Hanseaten denken. Der neue Bund umschließt die heterogensten Elemente: Großindustrie und Handwerk; Prinzipale und Angestellte; Hochfinanz und Kleinbankiers; Industrie und Zwischenhandel; Schutzzöllner und Freihändler. Können die Feinde von gestern Freunde werden? Der Gedanke des Zusammenschlusses ist gut. Man kann eine so starke Organisation wie den Bund der Landwirthe nur mit gleichen oder ähnlichen Waffen bekämpfen; aber es fragt sich, ob die Fundamente der Trutzfestung nicht zu breit angelegt sind. Die Städte schließen sich gegen das Land zusammen. Gut. Aber auf dem Land gebietet nur ein Stand (der Gegensatz zwischen Großgrundbesitz und Bauernschaft wird im Kampf um die agrarische Vorherrschaft kaum sichtbar) und die wirthschaftlichen Faktoren des städtischen Bodens sondern sich in viele Gruppen. Wer hat den Hansabund begründet? In dem Verzeichniß der Handelskammern, Korporationen, Verbände und Vereine stehen ungefähr vierhundert Namen. Nur ein kleiner Theil war im Cirkus Schumann offiziell vertreten; die anderen haben sich mit dem Vorgehen gegen die Steueranträge des konservativ-klerikalen Kartells wohl solidarisch erklärt. Die sechstausend Simultanwähler aber waren zum großen Theil Angestellte der Banken, denen der freie Sonnabendnachmittag Gelegenheit zur Bekundung ihres Interesses an der Reichsfinanzreform bot. Für die Richtigkeit dieser Vermuthung läßt sich ein ziemlich gewichtiges Argument anführen: als der Vorsitzende des Deutschen Bankbeamtenvereins erklärte, die Angestellten marschirten mit ihren Chefs, antwortete der lauteste Beifall. Und neben mir hörte ich ein bekanntes Mitglied der berliner Hochfinanz zu seinem hamburger Nachbar sagen: „Da zeigt sich, wer heute den Ausschlag giebt." Die Gründung des neuen Bundes war freilich nur ein symbolischer Akt; denn die feste Struktur soll das Gebilde erst noch bekommen. Möge sie wirklich fest und dauerhaft werden! Einstweilen erfahren wir, daß eine „überaus rührige Thätigkeit" entwickelt wird und daß aus allen Theilen des Deutschen Reiches, von allen politischen Parteien, aus allen Kreisen des Handels und Gewerbes Zustimmung und Beitritt erklärt worden ist. Die in Handel und Industrie thätigen Frauen (mehr als zwei Millionen) verwahren sich gegen den Versuch, sie zu „Heloten der Arbeit" zu stempeln, und verlangen, daß man sie als „gleichberechtigte Mitglieder" in den Hansabund aufnehme. Alles sehr schön; wohin aber geht die Reise? Sicher ist nur, daß der Arbeiter andere Ziele hat als der Unternehmer; daß er seine Abhängigkeit von der Dividende noch nicht erkannt hat und sich deshalb um Kotirungsteuer und alle

anderen Besitzsteuern wenig kümmert; daß in seinen Augen der Hansabund nur ein neuer Arbeitgeberband ist. Wer hat die Protestversammlung einberufen? Der Centralverband der deutschen Bankiers und der Centralverband deutscher Industriellen. Das sind Vertretungen, die Sonderinteressen zu wahren haben. Unter ihrer Aegide aber soll Einigkeit im Kampf gegen die Agrarier herrschen. Wird Das möglich sein? Eine umfassende Organisation der Unternehmer gegen den Terrorismus der Arbeiterverbände wäre nützlich; ein Interessentrust, der Prinzipale und Angestellte umfaßt, muß seine Lebensfähigkeit und Wehrmacht erst beweisen.

Wenn der neue Hansabund sich darauf beschränkt, praktische Politik zu treiben, so kann er Nützliches wirken. Er mag schreien, daß es das ganze Volk hört; daß es in die Parlamente und Ministerien dringt; daß es an den Stufen des Thrones widerhallt: wie Handel, Gewerbe und Industrie bei Seite geschoben worden sind durch eine Partei, die nicht den dritten Theil des deutschen Volkes hinter sich hat. Mit zähem Fleiß und ernstestem Aufwand geistiger und physischer Kraft ist das Gebäude der deutschen Industrie errichtet worden. Nicht die Agrarier haben Deutschland zur wirthschaftlichen Weltmacht erhoben, sondern die Leute, die in den Parlamenten als quantité négligeable betrachtet werden. Man sehe nach, wie viele Vertreter von Handel und Industrie in Reichstag und Landtagen sitzen, und berechne das Verhältniß der parlamentarischen Vertretung zu der Bedeutung der drei genannten wirthschaftlichen Gruppen. Das Resultat ist beschämend. Welche Demüthigungen haben die Kaufleute geduldet, ehe sie zu schreien anfingen! Der Geschäftsmann sagte: „Ich habe keine Zeit, mich um solchen Mumpitz wie die Politik zu kümmern. Mögen die Dinge gehen, wie sie wollen; ich habe von meinem Geschäft den Kopf voll genug." Das ist der Manchesterstandpunkt, der den Agrariern den Erfolg so leicht gemacht hat. Je indifferenter der Händler und Industriemann sich zeigte, desto schärfer ging der Bund der Landwirthe ins Zeug; und Börse, Handel, Industrie und Gewerbe hatten die Kosten ihrer Passivität zu tragen.

Nun soll es genug sein des grausamen Spiels. Der Hansabund soll den von ihm vertretenen Ständen die ihnen gebührende Achtung erzwingen. Er muß zunächst das Verständniß für die Leistungen von Handel und Industrie verbreitern. Der Ausgleich des Gegensatzes in seinen eigenen Reihen wird ihm nicht gelingen. Innungen und gewerbliche Verbände können nicht mit Syndikaten der Großindustrie an einem Strang ziehen. Hat Herr Kirdorf, als Vorsitzender des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates, nicht ganz andere Interessen als Herr Emil Rathenau, der Generaldirektor der A. E. G., oder Herr Artmann, der Direktor der Ludwigshafener Walzmühle? Können Kohlenproduzenten und Kohlenverbraucher überhaupt gemeinsame Sache machen? Kann der Verband deutscher Detailgeschäfte mit den Waarenhäusern in der selben Front stehen? Man kann Oel und Wasser nicht mischen; aber Beides in einem Glas vereinigen. Das muß das Prinzip des Hansabundes sein: keine fruchtlosen Versuche, gewaltsam Harmonien herzustellen; aber Einigkeit, wo es sich um die Abwehr agrarischer Vorstöße handelt. Herrn Rathenau, der in der Cirkusversammlung mit zu leiser Stimme sprach, wurde zugerufen: „Mehr Strom." Diesen Zuruf sollten alle drei „Hansastände" hören. Mehr Strom; mehr Energie in der Abwehr aller schädlichen Ungebühr. Das brauchen die Drei. Wenn der Hansabund die Grenzen seiner Wirkensmöglichkeit richtig erkennt und sich in diesem Bezirk kräftig regt, wird er Nutzen stiften. Schweift er aber ins Utopische, so wird von ihm nur die Erinnerung an eine Cirkuspantomime bleiben. Ladon.

Wirthschaftbelastung.*)

Das gemeinsame Vorgehen zur Abwehr unwirthschaftlicher Belastung ist erfreulich. Deshalb die Veranlassung (bedenkliche Anträge der Reichsfinanzkommission) fast willkommen. Abwehr am Nöthigsten für Bergwerks- und Hüttenindustrie („schwere"), namentlich Bergwerke. Deren Belastung ganz besonders schwer durch bedenklich zunehmende unmittelbare Lasten (Steuern und Kosten der Arbeiterfürsorge); aber noch mehr durch die mittelbaren Lasten, die eine übertriebene und falsch verstandene soziale Gesetzgebung und berg- und gewerbepolizeiliche Bestimmungen ihr auferlegen.

An Zahlen, möglichst knapp, meiner Gesellschaft (der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft) will ich die bedenkliche Steigerung dieser Lasten zu zeigen suchen. Die GBAG gehört zum günstigeren Durchschnitt des niederrheinisch-westfälischen Kohlenrevieres; die Zahlen vieler anderen Gesellschaften und Gewerkschaften ergeben ein noch trüberes Bild. Die Gesammtlasten der GBAG an Staats-, Gemeinde- und anderen Steuern betrugen nebst den durch die soziale Gesetzgebung bewirkten:

im ersten Jahr 1873	Mk.	104 235,92	oder	4,63 % des Reingewinns
1880	„	173 106,70	„	16,24 %
1890	„	742 813,32	„	18,38 %
1900	„	2 228 528,77	„	23,64 %
1907	„	6 004 020,39	„	34,76 %
1908	„	7 065 595,43	„	54,18 %

also 1908 gegen 1907 rund 1 060 000 Mark mehr bei fast unveränderlicher Erzeugung und Arbeiterzahl, während bei den Steigerungen der vorher genannten Zeitabschnitte

*) In der Versammlung, deren Ergebniß die Gründung des Hansabundes war, hat auch der Geheime Kommerzienrath Emil Kirdorf gesprochen, der dem Kohlensyndikat und der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft vorsitzt. Nicht so gesprochen, wie es der in den Cirkus Schumann gepferchten Menge gefiel. Nicht mit dem Bazarpathos der Jacob und ähnlicher „Volkswirthe" (die das Volk doch nie bewirthet haben). Solche Nichtsalsredner, die zuerst Geld gehäuft haben, seitdem herumschwatzen, in Ministerien für sich und ihre Klienten sorgen, die widrigste Personalreklame treiben und die beste Sache kompromittiren, fanden „stürmischen" (noch netter klingt: „nicht endenwollenden") Beifall. Der stärkste Organisator deutscher Industrie wurde durch höhnende Zwischenrufe und Zischen gröblich gemahnt, seine ungefällige Rede zu schließen. Ein böses Omen. Wenn eine Agrarierversammlung den Geheimrath Adolf Wagner niederschreit, wirds, als ein pöbelhaftes Verbrechen, in der liberalen Presse hart gerügt. Daß Bankbeamte und Händler den Geheimrath Emil Kirdorf unanständig behandeln, ist nur natürlich. Erstens: Leiter des Kohlensyndikates, von dem man immer gehört hat, daß es die deutsche Nation schnöd bewuchere. (Sollten die Leiter, die hellsten Köpfe unseres Großgewerbes, wirklich nicht so weitsichtig sein wie der jüngste Redakteur irgendeines Handelstheiles?) Zweitens: Bergherr. (Ist er zwar nicht, sondern in Gelsenkirchen mit Gehalt und Tantieme angestellt; gegen Einen, den man in die Front der frech einsäckelnden Schlotjunker reiht, polemisirt sich aber bequemer.) Drittens: nicht „voll und ganz" für die Erbanfallsteuer (in der seit acht bis zehn Wochen jeglicher wahrhaft liberale Mann in Stadt und Land doch das Schibboleth erkennen muß: das erlösende Wort, das, auch wenn der ganz dazu passende Begriff fehlt, den Ephraimiten durch die Steuerfurt hilft). Und viertens gar Gegner einer „dem Bewußtsein des christlichen Staates genügenden Sozialreform." In

für die Gesammtzahlen die Vermehrung der Arbeiterzahl zu berücksichtigen ist. Betrachtet man die gewaltige Steigerung im letzten Jahr, so wird noch greller beleuchtet, wie diese Lasten der sozialen Pflichten für den gesammten niederrheinisch-westfälischen Bergbau gestiegen sind, wenn ich nach dem Bericht des Vorstandes der Sektion 2 der Knappschaft-Berufsgenossenschaft für 1908 anführe, daß diese Lasten im Jahr 1908 betrugen 40 044 994,31 Mark gegen 29 174 176,54 Mark, also in einem Jahr rund 11 000 000 Mark mehr, die zum weit überwiegenden Theil durch die neugeregelten Knappschaftsatzungen entstanden sind. Solche Erscheinung sollte warnen vor leichtherzigen Gesetzesänderungen, wie sie die vorgelegte Reichsversicherungordnung plant, gegen die nur nachdrücklich Einspruch erhoben werden kann.

Lege ich der Lastenberechnung meiner Gesellschaft aber die Vermehrung der Steuern zu Grunde, die durch den fünfzigprozentigen Landessteuerzuschlag und die durchweg erhöhten Gemeindeumlagen im laufenden Jahr eintritt, so würden sich für 1908 533 655,84 Mark oder 4,09 Prozent des Reingewinns mehr ergeben haben; setze ich ferner hinzu den Einfluß einer Kotirungsteuer (gegen die wir hier nachdrücklich Einspruch erheben und die nicht, wie ihre Urheber darstellen, eine Besteuerung des mobilen Kapitals, sondern nach der Art ihrer Erhebung eine weitere Belastung der wirthschaftlichen Betriebe sein würde) mit 740 000 Mark oder bei unserem vom ersten Januar 1910 an arbeitenden erhöhten Kapital von 156 Millionen mit 866 750 Mark, so ergiebt sich eine weitere Abgabenlast von 5,67 oder 6,65 Prozent des Reingewinnes. Müßte die G B A G außerdem den beantragten Kohlenausfuhrzoll auf sich nehmen, so würden die Lasten weiter um 1 099 051 Mark oder 8,43 Prozent steigen. Ein Jahr mit den Ergebnissen des

---

die Wolfsschlucht! Herr Kirdorf ist der schlichteste, ernsteste, bedürfnißloseste Mann, der sich erdenken läßt. Sein Leben ist Arbeit; der ländlichen Ruhe auf dem Streithof, wo er sich, bei Mülheim, fast wie ein wohlhabender Landwirth angesiedelt hat, wird er kaum froh. Glaubt ein Verständiger, daß dieser Mann, ders nicht einmal zu wirklich großem Vermögen gebracht hat, für seine Tasche, seine Tantiemen sorgt, wenn er vor einer Sozialpolitik warnt, die dem deutschen Gewerbe schließlich die Konkurrenzfähigkeit schmälern müßte? Verkennt ein nicht völlig Blinder, daß solche Männer, die rastlos neue, lohnende Arbeitgelegenheit schaffen, für Deutschland wichtiger sind als Professoren, Redner und Schreiber, die aus Anderer Beutel die Mühsäligen und Beladenen füttern und entlasten wollen? Der Lorber, der dem Sozialreformator lohnt, hängt heut so niedrig, daß der Spazirgänger ihn ohne Anstrengung pflücken kann. Und wir sollten uns, mag unser Glaube auch in andere Richtung streben, eines Mannes freuen, der den Muth hat, einer an demagogische Schmeichelrede gewöhnten Masse rückhaltlos seine Meinung zu sagen. Sollten stolz auf einen Mann sein, der, statt nach Schätzen und Ehren zu gieren, sich mit der Singularehre bescheidet, der deutschen Industrie gegen Feindschaft und Kurzsicht den Weg in lichte Zukunft zu bahnen. Da Kirdorfs Rede in den meisten Zeitungberichten ins Unverständliche verkürzt war und besonders seine Ziffern (die beweisen, welche ungeheure Last Staat und Gemeinde einer Aktiengesellschaft aufbürden) mir ernster Beachtung werth scheinen, habe ich den Geheimrath ersucht, mir den Text zur Veröffentlichung zu schicken. Er hats gethan und dem Begleitbrief den Satz hinzugefügt: „Am Schluß der Rede, deren Entwurf ich Ihnen sende, habe ich mich gegen die Erbanfallsteuer gewandt, der ich eine Vermögensteuer vorziehen würde, aber erklärt, daß ich trotzdem für die der Versammlung vorgelegte Resolution stimmen werde, weil deren Wirkung durch Widerspruch oder Stimmenthaltung geschwächt werden könnte."

Jahres 1908 würde also, nach Maßgabe der bestehenden Steuer- und anderen Gesetze und der jetzt geplanten Steuern, der G B A G eine Abgabenlast von 53,18 % + 4,09 + 5,67 + 8 43 = 72,37 Prozent des Reingewinnes auferlegen. Wenn man den Gewinn des Jahres 1908 um die eingetretenen und drohenden vermehrten Lasten verringert, würde der Prozentsatz der Gesammtlasten 88,46 Prozent betragen.

Solche Zahlen enthalten wohl an sich die deutlichste Warnung vor weiterer Belastung der wirthschaftlichen Betriebe dieser Art.

Zur Frage des Kohlenausfuhrzolles will ich nur kurz die Zahlen ergänzend anführen, die sich nach der Ausfuhr des Rheinisch Westfälischen Kohlensyndikates für dieses und nach der gesammten deutschen Kohlen- und Brennstoff-Ausfuhr im Jahr 1908 ergeben würden. Das Kohlensyndikat würde 14 212 500 Mark, der gesammte Kohlenbergbau 28 033 842 Mark zu zahlen haben. So lange die niederrheinisch-westfälische Kohlenindustrie geeinigt bleibt, müßte sie diese Last in dem Umfang, wie sie zur Aufrechterhaltung ihrer Betriebe die Ausfuhr nicht entbehren kann, auf den Inlandsverbrauch abwälzen, was eine Vertheuerung der im unbestrittenen Gebiet abgesetzten Erzeugnisse um 37 Pfennig auf die Tonne ergeben würde. Müßte die Kohlenindustrie bei Verfall des Kohlensyndikates solche Last neben den geplanten und bestehenden, immer noch wachsenden Lasten ganz auf sich nehmen, so würde unweigerlich ein großer Theil der Zechen erliegen und damit eine weitgreifende wirthschaftliche Nothlage eintreten. Bei der verhältnißmäßig günstig arbeitenden G B A G ist der Unterschied zwischen den reinen Verkaufspreisen und den nackten Gewinnungskosten ohne jede Amortisation oder Aehnliches, der trotz dem früher bestandenen vernichtenden Wettbewerb im Durchschnitt der Jahre immer noch über 3 Mark für die Tonne betrug, in den letzten vier Jahren trotz dem Schutz des Syndikates auf 2,40 Mark im Durchschnitt zurückgegangen; die Selbstkosten sind von 4,78 Mark, dem Durchschnitt der Jahre 1873 bis 1880, auf 8,39 (im Durchschnitt der letzten vier Jahre) gestiegen. Zu betonen ist hierbei noch, daß die in Folge der maßlosen, unberechtigten Angriffe, die in der Zeit der Kohlennoth gegen das Kohlensyndikat gerichtet worden sind, beschlossenen Maßnahmen des staatlichen Wettbewerbes und vor Allem die gegen das Syndikat gerichtete Tarifpolitik unserer Industrie schwere Wunden schlägt, ohne dem Staat und dem sonstigen Wirthschaftleben irgendwelche Vortheile zu bieten.

Betrachtet man diese ungeheuerlichen Lasten, die auf der Industrie, besonders auf der Bergwerksindustrie ruhen und die bei andauerndem wirthschaftlichen Niedergang zu einem schweren Nothstand führen müssen, so kann an der Berechtigung, dringend vor unbedachten weiteren Lasten zu warnen, nicht gezweifelt werden. Gewarnt werden muß auch vor weiteren gesetzlichen Bestimmungen der angeblichen Arbeiterfürsorge, die Erschwerungen, Beeinträchtigung und Vertheuerung der Betriebe ohne praktischen Nutzen bringen. Ein trauriges Zeichen war für uns das neuste Gesetz über „die Sicherheitmänner"; einmüthig sprach sich der Bergbau dagegen aus; er fürchtet von diesem Gesetz schwere soziale Gefahr und Vertheuerung der Betriebe. Der Kampf um die Seele der Arbeiter hat uns auch dieses Gesetz gebracht. Mit solcher Stimmung- und Gefühlspolitik vernichten wir die Blüthe unseres Wirthschaftlebens; eine unüberlegte, übertriebene Arbeiterfürsorge schlägt in das Gegentheil um; sie vernichtet die beste Fürsorge: lohnende Arbeitgelegenheit. Eine unbedachte, den wirthschaftlichen Verhältnissen nicht Rechnung tragende Steuerpolitik aber wird die Quellen zum Versiechen bringen, aus denen Staat und Gemeinden die größten Einnahmen schöpften.

Rheinelbe-Gelsenkirchen. Emil Kirdorf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

ie Ankunft
Herausgeber:
Mammilian Harden.
Siebenundsechzrgster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft-
1909.

Inhalt.

Berlin, den 3. April 1909.
Das Balkanrennen.
Edward hat versucht:
Oesterreich einzuschüchtern
(Helfer: MensdorffinLondon,Jswolskij inPetersburg, BarrereinRom)
b) Deutschland aus dem letzten Bündniß zu locken
(Mittel: Konferenzschrecken, Besuch in Berlin, Marokkovertrag)
c) Dadurch als unzuverlässig und muthlos zu erweisen und
ci) auch in Osteuropa völlig zu isolnen
(nächsteZiele dann: franko-deutscheVersöhnung;Rumäniennach Karls
Tod und Dänemark mit der starken Secfestung unter Vritsneinfluß)
e) Rußland einen Erfolg zu schaffen, derBritanien nichts kostet
(Mittel: Diplomatischer Russensieg über den austro-deutschen Bund)
s) Rußland in Südosteuropa, wie in Ostasien, den Weg zu sperren
(Mittel: Meerengenverschluß, Stärkung derTürken undBalkanslavett)
ss) Den Musulmanen die britische Hegemonie zu beweisen und sie
d) zum Schutz Indiens um den Union Jack zu schaaren.
hat erreicht: Die erste sichtbare Niederlage seines Regentenlebens.
Jswolskij hat versucht:
a) Ruhland als genesen und zur Aktion fähig zuneigen
b) Der russischen Flotte die Meerengen zu öffnen
c) Rußlands Prestige auf dem Balkan wiederherzustellen
ä) An Aehrenthal die Finte, an Bülow die Abfuhr zu rächen,
hat erreicht: Den Ruf eines boshaft wüthenden Narren.

Clemenceau hat versucht:
a) Zwischen Englands und Rußlands Wünschen sich durchzuschlängeln
b) Die nach Osteuropa verliehenen Milliarden zu schützen
c) Die Kriegsgefahr zur Minderung innerer Schwierigkeit zu nützen
In Edwards Concern zu bleiben, ohne ihm Etwas zu leisten
6) In der Wirrniß Frankreichs Herrschaft über Marokko zu sichern
f) Briten, Slaven, Türken sich als starken Freund zu empfehlen
ss) Dem Deutschen Reich ein zweites Algesiras zu bereiten.
hat erreicht: Alles sub a, d, c, d, e; nichts ^ub fund
Tittoni hat versucht:
a) Den Anspruch auf italienischen Balkanbesitz anzumelden
K) Erweisliche Wahlhandlung zu meiden und
c) sich den Weg (oder Rückweg) ins Lager des Sieges offen zu halten.
hat erreicht: Was er wollte (wenn die Dreibundpartner blind bleiben).
Aehrenthal hat versucht:
a) Franz Josephs Abend mit dem Ruhm des Reichsmehrers zu erhellen
b) FranzFerdinandsMorgenvonderPstichtzuraschauerExpansionzuentlasten
c) Oesterreichs Recht auf aktive Politik vor dem Thronwechsel zu sichern
Z) Das Selbstbewußtsein der verstimmten Völker zu stärken
e) Habsburg durch einenSüdoftwall gegen Magyarentrotz zu schirmen
l) RußlandsOhnmachtauch imeuropäischenOrientzuerweisen
^) Minen vor die Balkanküste der Adria zu streuen
Ii) Serben und Bulgaren den Glauben anRußlandund Jtalienzu nehmen
j) Vom berliner Schlepptau loszukommen und lavirfrei zu werden,
hat erreicht: Alles (nur um höheren Preis, als er gehofft hatte).
Bülow hat versucht:
Zu zeigen, was er in der Aera der „Zurückhaltung" vermag; und
b) daß ihm zu tapferer Politik vorher nur die Freiheit fehlte
e) Den Glauben an Deutschlands Macht, Muth, Treue zu erneuen
6) Den Bund der Westmächte da zu lockern, wo der Knoten nie fest war
e) Die Katholiken durch den Kampf für Oesterreichs Recht zu versöhnen
f) Den Balkanlärm zu stiller Bestattung der Scherifenschmach zu nützen
DenBlickderNationvonderHauptgefahr,demFlottenfteber,abzulenken
K) Als gekrönter Sieger erst den Riß im Block zu enthüllen
j) Sich als unentbehrlichen Meister der Diplomatie zu bestrahlen'
K) Und als treusten Vasallen der verkannten Majestät anzutragen
I) Die Möglichkeit des Bleibens also und guten Abganges vorzubereiten,
hat erreicht: Alles; und den Ruf des bequemsten Dieners wiedererlangt.

Der Kampf um Taine.
i.
s ist nicht nöthig, ein lautes Geschrei zu erheben, wenn die Kritik das
Lebenswerk eines allgemein geschätzten oder gar berühmten Mannes zum
Objekt strenger Zergliederung macht. In der Jdeenbewegung, die den Kultur-
gang begleitet, ist die Kritik ein mächtiger Hebel. Sie schafft dem Leben Geltung.
Rücksichtlosigkeit gegen traditionelle Werthe ist oft ihre oberste Pflicht. Denn
sie peitscht die produktiven Energien «ach und verhindert, daß der Historismus,
das Sichabfinden mit Genusenem und nicht selten Verwestem, über das Leben
triumphirt. Man kann auf dem Kulturacker nicht bauen, ohne Schutt weg-
zuräumen. Darüber können nur Romantiker greinen, Menschen mit angenagtem
Lebensmuth; Menschen, deren Gehirn bis zur Trübung der Sehschärfe nnt Litera-
tur und Papier angefüllt ist. Nur wünschen wir, daß die kritischen Werkzeuge,
um nicht Reichthümer zu zerstören, in gewissenhafte und geweihte Hände ge-
rathen. Es giebt kaum ein größeres Weh, als wenn durch Seelenblindheit
echte Seelenwerthe zerstört werden.
Von einem solchen Fall blinder Werthzerstörung will ich hier sprechen.
Der sie verübt, ist Max Nordau; ihr leidendes Objekt ist Hippolyte Taine,
der Kritiker, Aesthetiker, Philosoph. Essayist, Historiker, Humanist, dem bis-
her, nach der Schätzung durch Berufene, ein hoher Rang unter den schöpferischen
Geistern des neunzehnten Jahrhunderts angewiesen war. Im französischen
Schriftthum galt er, bis auf Nordau, als König. Er hatte Gegner; natürlich.
Er hatte sie seit den ersten starken Erfolgen als Kritiker und Literaturhistoriker.
Er hatte sie als metaphysikfeindlicher Philosoph, der, in dem Buch über die
menschliche Intelligenz (Oö l'IntslIjSsnceX eine literarisch meisterhafte Dar-
stellung dcs auf Erfahrung und wissenschaftliche Thatsachenbearbeitung sich
gründenden Positivismus gegeben, aber früher schon gegen die eklektische Buch-
weisheit Victor Cousins eben so erfolgreich wie energisch Opposition gemacht hatte.
Und er hatte sie als Methodiker der Literatur- und Kunstgeschichte. Das war
weiter nicht erstaunlich. Dem kritischen Scharfblick konnten die Schwächen seiner
berühmten (übrigens von Hegel beeinflußten) Milieutheorie nicht entgehen; denn
abgesehen von den schwankenden, ja, nebelhaften Bestimmungen der Begriffe
„milisu", ^inoiQSQt", mit deren Hilfe das literarische oder künst-
lerische Werk erklärt werden sollte, war der Versuch vermessen, naturwissen-
schaftliche Methoden auf den künstlerischen und literarischen Zeugungprozeß
(das dunkelste Gebiet menschlicher Levensäußerungen) bei dem heutigen Stande
der Psychologie anwenden zu wollen. An dieser iu6t1ioäS soisntMlMS nahmen
besonders die Künstler Anstoß. Flaubert schrieb nach dem Erscheinen der „Ge-
schichte der englischen Literatur": „Es giebt etwas Anderes in der Kunst als die

Umgebung, in der sie ausgeübt wird, und als die physiologischen Voraussetzungen
des Arbeiters. Nach diesem System kann die Gruppe erklärt werden, niemals
aber die Individualität, die besonderen Umstände, die uns zu jenem Beson-
deren machen. Diese Methode führt nothwendig dazu, daß man sich um das
Talent gar nicht kümmere. Das Kunstwerk hat nur noch als historisches Doku-
ment Bedeutung." Aber wundervoll war und bleibt der titanische Drang des
jungen Tains, den Subjektivismus, Impressionismus, Feuilletonismus der
Kritik einzudämmen; und kein Kritiker und Literaturhistoriker wird die ^8sa.is
äs oriti^us st ä'KiZtoiro (18)8) und die „Geschichte der englischen Literatm"
unbereichert aus der Hand legen. Manchmal ermüoet das mit unerbittlicher
Strenge durchgeführte Verfahren, ein litcrarhistorsches Problem als Problem der
Mechanik behandelt zusehen. „Hier giebt es", heißt es in der berühmten Vorrede
zur Englischen Literaturgeschichte, „überall nur ein Problem der Mechanik: die
Gesammtwirkung ist ein durch die Mrötze und Richtung der sie erzeugenden
Kräfte bestimmtes Kompositum". Und in der Anwendung mechanisirt dieser
methodologische Panzer oft das Unbestimmbare der Persönlichkeit. Aber trotz»
dem: Taines Studien, wie die über Balzac, über La BruySre, über CarlyZe, über
Prosper Msrimse, brachten den theoretischen Gegner zum Verstummen; statt
des verniedlichenden Dilettantismus der Schöngeister wird hier das Lebenswerk
einer großen literarischen Persönlichkeit aus den elementarsten Grundkräften
ihrer Seele, aus den subjektiven und sozialen Bedingungen ihres Wachsthumes
nut überwältigender Folgerichtigkeit abgeleitet, so daß es nicht eigentlich er-
klärt, wohl aber verstanden wird.

Gegner erwarb Taine sich vor Allem, Gegner in allen Lagern, als er,
im Zenith seines gefestigten Ruhmes, das Riesenwerk zu schreiben an sing, durch
das er einen dauerhaften Nachruhm begründete: die Ursprünge des zeitgenössischen
Frankreich. Es kam in zwanzig Jahren heroischer Arbeit zu Stande und blieb
ein Torso. Taine war kein „gelernter" Historiker, er hatte bis dahin nie in
Archiven gearbeitet, er hatte nie historische Quellenkritik getrieben, er mußte
für die Aufgabe, wie er sie verstand, sich Methoden ersinnen, wie sein natür-
licher Scharfsinn und seine eminente logische Schulung sie ihm eingaben: aber
als der erste Band die Presse verließ, bewiesen Stürme jubelnder Zustimmung
und entrüsteter Abwehr, bewies die Erregung aller am öffentlichen Leben be-
wußt theilnchmenden Franzosen, daß ein Lebensbuch geschrieben war. Kein
Buch, bestimmt, in den Katalogen der Bibliotheken zu figuriren oder die rasch
verflauende Sensation einer Zunftclique zu sein; kein Buch, das bloßem in-
tellektuellen Arbeitbedürfniß feine Entstehung dankte; kein der reinen Erkennt-
nißsphäre gehöriges Elaborat, sondern ein Buch, das über das Morgen die
Augen öffnet, indem es das Gestern verstehen lehrt. Kurz: ein Lebensbuch.
Beim Fortgang der Veröffentlichung wuchs der öffentliche Antheil; nur kamen

bei jedem neuen Bande, der erschien, die Jasager und die Neinsager aus anderen Lagern. Ein gutes Zeichen für den Werth des Werkes: Taine gestaltet nicht aus der verzwergenden und verzerrenden Optik des Parteimannes. Freundschaften lockerten sich, liebgewordene Beziehungen lwie zur Prinzessin Mathilde) zerrissen, der Volksfreund von gestern wird der Volksfeind von heute: aber von Haß und Gunst der Varteiblinden unberührt, entrückt in die erhabene Sphäre seiner als Schicksal empfundenen Aufgabe, lebte der große Schriftsteller hinfort nur seinem Werk.

So hatte dieser Mann wohl Zweifler und Gegner die Fülle, solche aus Instinkt und solche aus Prinzip, aber sie behandelten ihn mit respektvoller Vorsicht und Behutsamkeit; so sucht man sich, bevor man einen Bergriesen fällt, ja auch sorgsam die Stelle aus, an die man die Axt legt. Aber für die große Gemeinde seiner Bejaher war und ist er der Entfessele! geistiger Energien, der, mit dem blendenden Scheinwerfer seiner historischen Intuition, die letzte große Wegstrecke unserer geschichtlichen und geistigen Entwickelung beleuchtete. Das ganze neuere Geschlecht von Literaturhistorikern, Kritikern, Publizisten hat er, nicht nur in Frankreich, mit erzogen; Die gerade, die am Meisten von ihm abwichen und seine Auffassungen und Werthungen ablehnten, denen seine Methodik zu eng erschien, gerade sie haben ihm den Reichthum semer Anregungen und die charaktervolle Kraft der Darstellung besonders herzlich gedankt. Ich konstaüre jetzt nur; weder prüfe noch beurtheile ich. Neben Ernest Renan stand und steht Taine. Zu beiden Humanisten suchen dle neu in die Gemeinschaft der Geister Geborenen ein mneres Verhältniß zu gewinnen. Ihre Lebens- und Weltformeln sind natürlich von der Kritik schon angenagt, Einzelnheiten bröckeln ab, aber ihrem Werk, als Einheit genommen, ist der Odem noch nicht entschwunden: noch greift es auf das Leben über. Bruneti^re (Evolution 6s la oi'itihus). Monod t Renan, Taine, Michelet), Faguet bestätigen dieses Faktum ihres ungeheuren Einflusses. Davon war hier auszugehen.

II,

Jfts nöthig. über Max Nordaus organische Unfähigkeit zur Beurtheilung wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Vorgänge heute noch Worte zu verlieren? Der Mann war längst gezeichnet, ehe Bernard Shaw die Muße fand, ihn als Falschmünzer der Kritik dem Gelächter der Europäer preiszugeben. Sein Buch Uber die „Entartung" ist längst als der frechste Versuch erkannt, die Kulturbaumeister des neunzehnten Jahrhunderts als pathologisch geartete Werthzerstörer abzuthun; es wird höchstens noch als abschreckendes Dokument für philisterhafte Ueberhebung, dreiste Moralheuchelei und absolute Kunstfremdheit Nutzen stiften.

Aber sein Urheber lebt noch, wirkt noch; noch späht seine blinde Zer-

störungwuth nach Objekten der Zerfleischung. Kaum hatte daher Nordau (der
in Paris lebt) von dem Buch gehört, in dem Professor Aulard von der Sor-
bonne Taine als Historiker der französischen Revolution (^aans iu3torien
ds 1a rsvolution kran^is«) in Grund und Boden kritisirt, als er sich be-
eilte, die mit aller Vorsicht aufzunehmende Zunftkritik in einen unwiderleg-
baren Beweis für Taines Unvermögen als Historiker umzufälschen und in
einem Strom aufgeregter Worte deutschen Lesern also zu denunziren:
„Tarne macht glauben, daß er Urkunden gelesen hat, und er hat sie größten
Theiles nie gesehen und nur in seltenen Fällen flüchtig darin geblättert; er sührt
Werke von Bouills, Necker, Bachaumont, Mercier, Boileau an und die von ihm
mit scheinbarer Gewissenhaftigkeit angegebenen Seiten enthalten nichts von Dem,
worauf er sich beruft: er gicbt Stellen zwischen Gänsefüßen wieder und sie sind
Nicht nur von ihm stilistisch geändert, verkürzt, verstümmelt, umgestellt, sondern
häufig in ihr Gegenthetl umgekehrt; er verblüfft bei jeder Gelegenheit durch Statistiken
und sie sind ausnahmelos aus der Tiefe des Gemüthes geschöpft; er saht zu einem
scheinbar realistischen Bild Züge zusammen, die zeitlich um Jahrzehnte, räumlich um
den ganzen Durchmesser Frankreichs auseinander liegen; er greift aufs G?rathe>
wohl eine einzige Thatsache heraus, erfindet sie auch wohl eigens für seinen Bedarf,
nicht ohne sie mit gefälschten Hinweisen in Fußnoten zu begründen, und verallge-
meinert sie dreist; er läßt royalistische Geheimagenten der fremden Höfe, wie Mallet
du Pan, als Gewährsmänner für Vorgänge gelten, die sich vierzig Meilen von
ihnen abgespielt haben; er beruft sich fast nur auf erklärte Feinde der Revolution,
die alle Verleumdungen der parterfanatischen Schandmäuler ihrer Zeit zusammen-
trugen, und hat nie die Gewissenhaftigkeit, ihre boshaften Angaben nachzuprüfen,
auch wo Dies sehr leicht war. Mit dieser Methode gelangt er dazu, die Männer,
die Frankreichs Geschicke von 1789 bis 1798 geleitet haben, als eine Bande Dumm,
köpfe, Strolche und Gauner, als Zwitter von Tiger und Affen, als barfüßiges,
lesens- und schreibensunkundiges Gesindel und als Taschendiebe und Gurgelab-
schneider hinzustellen. Wie dieser Auswurf der Menschheit im Stande war, Groß-
thsten zu vollbringen, die den Zeitgenossen die höchste Bewunderung abnöthigten,
siegreiche Kriege zu führen, Werse Gesetze zu geben, einen Staat, eine Gesellschaft
aufzubauen, die sich durch alle Stürme seit einem Jahrhundert unerschütterlich be-
haupten: DaS versucht er nicht zu erklären. ES konnte nur ein Wunder sein, wenn
die Schöpfer der neuen Ordnung wirklich die rohen und verworfenen Bestien waren,
die er schilderte Aulard zeigt, wie Alles mit natürlichen Dingen zugegangen ist.
Die Bestien der Revolution sind eine zugleich alberne und nichtswürdige Erfin»
dung Taines."
^ordau giebt Dies, mit schnalzender Genugthuung, als die Summe
von Aulards Untersuchung, als die Schlußfolgerung dieses Historikers; aber
der Leser, der unseres Schnststellers Stil kennt, wird sofort den Kern von den
unverschämt Übertreibenden Zuthaten zu unterscheiden und den objektiven Sach-
verhalt zu ahnen wissen. Nordau sagt: Aulard hat Taine als bewußten Lügner
und Fälscher entlarvt. Aulard sagt: Taines historische Methode war rührend
dilettantisch. Er benutzte Quellen, ohne deren objektiven Werth zuvor unter-

sucht zu haben, beruft sich auf Gewährsleute, die Patteimänner waren, auf
Zeugen, ohne deren Glaubwürdigkeit zuvor geprüft zu haben; citirt falsch,
liest falsch, macht falsche statistische Angaben, natürlich nicht aus triebartig
wirkender Unaufrichtigkeit, sondern, weil er das Geheimniß wissenschaftlicher
Bearbeitung historischer Quellen nicht erkennt und sich zur strengen Objektivität
des Historikers nicht erzogen hatte. Das klmgt schon anders. Und dann meint
Aulard: Taines historische Beurtheilungen sind vorschnelle Verallgemeinerungen;
unsere Kenntniß der Quellen für die Geschichte der Französischen Revolution
ist noch ganz minimal, vorläufig existiren eist die Vorarbeiten zu den Vor-
arbeiten; und Taine hat zu seinem Riesenunte: nehmen, zu dem in fünf dicken
Bänden vorliegenden Fragment der „Ursprünge" „nur" zwanzig Jahre gebraucht.
Tas ist der springende P^nkt in Aulards Kritik des Historikers Taine:
das Urtheil über die Französische Revolution ist noch nicht spruchreif. Erst
müßte eine unabsehbare Reihe von Aulards die unabsehbare Reihe von Vor-
arbeiten erledigt haben, ehe wir ein Recht haben, über den historischen Prozeß,
den wir mit dem Sammelnamen der Französischen Revolution belegen, eine
Meinung zu haben. Aulard spricht als Quellenforscher und Quellensichter
und hat als solcher Recht. Aber der Nachweis, daß Taine kein Archivrath
war, ist eben so alt wie der, daß seine literarische Methode in den Händen
eines interessanten Mannes höchst interessant, aber nicht, im Kärrnerfinn des
Wortes, wissenschaftlich ist. In dem vor zehn Jahren geschriebenen achten
Band der von ?sM äs «lullsvills herausgegebenen H^toirs äe la I^nZus
st äs 1a I.it6rawr6 ti'aQ<M86 (den der Alleswiffer Max Nordau nicht zu
kennen braucht) sagt der brannte Historiker Seignobos von Taine: „Bevor
Taine sich ans Studium der Revolution machte, hatte er nur nach gedruckten
Dokumenten gearbeitet, und zwar nach solchen, die die Literatur betreffen Sein
Vorhaben zwang ihn, Materialien je5er Art zu sammeln. So kam er ins Archiv
und hat dort den Rausch der Jnedita gekostet (wovon die Vorrede zum ^neion
K6ZM6 ein Zeugnis rührender Naivetät ablegt); dort hat er sich in einen Archiv'
arbeiter verwandelt: aber in einen unzuverlässigen. Er besitzt keine Methode.
Bis auf die verworrenen und lückenhaften Angaben an der Spitze einiger Bände
giebt er überhaupt keine Bibliographie. Eben so dilettantisch ist seine Methode
der Verweisungen. Ganz abgesehen von der Häufigkeit ungenauer Citate (Taine
ist wohl der ungenauste französische Historiker des Jahrhunderts), sind die
Verweisungen am Fuß der Seiten so unordentlich vertheilt, daß man zuerst
gar nicht weiß, auf welche Textstclle sie Bezug nehmen. Statt jeder Text-
stelle die Note zuzuweisen, die ihr zum Beweis dienen soll, begnügt er sich
oft damit, Bündel von Anmerkungen zu machen, die er, am Seitenende, von
Zeit zu Zeit anhängt. Oft ist eine Angabe so unbestimmt, daß sie lächerlich
wird. Das ^nei6n ReSlM6 liefert dafür kaum glaubhafte Beispiele. Seite 5:

,Vergl. M88im Gregor von Tours und die Sammlung der Bollandisten/
Passim bedeuiet hier eine Sammlung von sechzig Seiten in Groß-Folio. Seile
369: ,Galiani, Korrespondenz, passim/" „Was das Schlimmste ist: er prüft
nie den Ursprung der Quellen und die historische Zuverlässigkeit ihrer Ver-
fasser. Erinnerungen und Memoiren giebt er fast den Werth zeitgenössischer
Dokumente; zum Beispiel: den sogenannten ^Ismmrss 6e Lourrisuns. So
hat er dem Portrait Napoleons Züge beigemischt, die von Phantasieberichten
herstammen. Apokryphes Gerede und Anekdotenkram, dramatische Erfindungen,
Streit- und Parteischriften und nachgeborene Erinnerungen werden unkritisch
als Quellen für den Thatsachenverlauf und die Personencharakteristik ver-
wertet; der Historiker Taine besitzt eben eine robuste Leichtgläubigkeit." In
diesen Worten (die, bei diesem Gelehrten, schließlich doch eingeschränkt werden
durch die Bewunderung vor dem Werk als Ganzem, vor der historischen Synthese)
steckt ungemeine Uebertreibung. Die Berge von pstits taits oder taits divers»
auf die die Synthese sich gründet, sind kaum ersteigbar Den Quellenwerth
im Einzelnen zu prüfen, ging über die menschlich mögliche Arbeitleistung eines
Einzelnen; die streng wissenschaftliche Forschung'war, auf diesem Gebiet, erst
in den Anfängen. Die Benutzung der Archivschätze durch Taine war darum
keineswegs willkürlich, denn seine Wegweiser durch dieses Labyrinth war die
lebendige Anschauung der ihm von der Jugend her vertrauten Menschen des
Lmeisri rESiino, der Jakobinerherrschaft und des Empire und die beinahe
erschöpfende Kenntniß rhrer Literatur, ihrer Philosophie, ihrer Wissenschaft,
ihrer Kunst, ihrer Zeitungen, ihrer Korrespondenzen, ihrer Erinnerungen. Man
ann sich vorstellen, welche Stütze der wieder aufbauenden historischen Phan-
tasie solche Anschauung und solche Kenntniß sein mußten; und es erscheint
nicht übertrieben, wenn Taine erklärt, daß ihn, mitten unter den vergilbten
Papieren des Archivs, beim Lesen ihrer verblauten Schriftzeichen manchmal
die Lust anwandelte, mit den Schreibern laut zu sprechen.

III.

Aber es sei. Wir geben Taines archivalische Unzulänglichkeit zu und
wissen, was seine Revulotiongeschichte nicht geben kann. Aber was konnte
Taine ^geben? Was geben seine „Ursprünge" thatsächlich? Ein Psychologie der
Revolution. Eine Zergliederung der Seelenversassung von Volk, Bolksführern,
Volksverführern, die alle Phasen des staatlichen Umwandlungprozesses be-
gleitet, von der Auflösung der alten Ordnung bis zur Auflösung jeder Ord-
nung, bis zur Errichtung der neuen Ordnung. Eine Zurückführung aller äußeren
Vorgänge auf den Urquell aller gesellschaftlichen Lage- und Gleichgewichts-
verschiebungen: den menschlichen Willen und seine unterirdischen Zuflüsse. Alles
materielle, sinnfällige Geschehen, nach dessen Raum und Zeit lückenlos erfül'

lender Summe der „eigentliche" Historiker strebt, ist zunächst doch Pantomime,
die aus jenem Urquell verdeutlicht, verlebendigt werden muß, damit das, trotz
allen Worten, stumme Spiel als Produkt der Vernunft oder der Unvernunft
erscheint. Ein Historiker, der aus den Schutthaufen des „Materials" die Pan-
tomime nicht herauszuarbeiten versteht, ist . . keiner; ist nur ein Handlanger
des Historikers. Einer, der in das Mosaik der Pantomime nicht die symbolischen
Züge und Einzelheiten hineinzuarbeiten versteht, ist weder Psycholog noch
Künstler, sondern ein Kärrner. Nnd Einer, der von dem wirren Knäuel der
Oberfläche und der krausen Mannichfaltigkeit der Erscheinung den Weg nicht
findet bis zum Sitz jener höchsten Vernunft oder Unvernunft die, je nachdem,
über die Geschichte das Licht der Freiheit oder Unfreiheit breitet: Dem fehlt
die letzte Weihe des Historikers, nämlich die Gemüthslage, in der der Philo-
soph der Geschichte wurzelt. Ich weiß nicht, ob es unter allen Geschichtschreibern
des neunzehnten Jahrhunderts einen gegeben hat, der von den wesentlichen
Eigenschaften seines Berufs, der vom historischen Künstler mehr besessen hat
als Hippolyte Taine. Seine archivalische Technik war, trotz zwanzigjährigem
heroischen Bemühen, im Handwerkssinn mangelhaft; aber es ist leicht möglich,
daß einem Menschen mit Taines Blick für die Symbolik der geschichtlichen
Thatsachen, mit seiner Gabe psychologischer Divination, mit seinem Instinkt
für die staatbildenden und staatzersetzenden Kräfte niemals die an sich wün-
schenswerthe mikroskopische Genauigkeit im Einzelnen erreichbar ist. Die
ganz großen Historiker sind in den allerseltensten Fällen auch tüchtige Archiv-
räthe, weil in der Natur, um ein drastisches Wort zu brauchen, das Genie
und das Talent kaum je vereinigt sind. Die meisten Kritiker Taines fordern
im Grunde dieses Unmögliche. Sie weisen ihm nach, daß seine Zettelsamm-
lungen lückenhaft und einzeln? Zettel mit ungenauen Angaben versehen waren.
Aber Keinem ist der Nachweis gelungen, daß Taines Charakteristiken von Ein-
zelpersönlichkeiten und sozialen Gruppen, seine Art, die Verkettung der Er-
eignisse dar- und klarzulegen und seine Werthurtheile geschichtlich zu begründen,
von den Lücken und Mängeln irgend wesentlich betroffen w?rden: daß die innere
Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit seiner Auffassung und Darstellung davon be-
rührt wird. Woher kommt es, daß „trotzdem" keiner von seinen unbefangenen
Kritikern sich diesem Eindruck entziehen konnte? Es ist nicht wahr, wenn man
sagt, dieser Eindruck gehe oon Tnnes Stilkünsten aus In diesem RieZenbuch von
einigen tausend Seiten zst kein Wort, kein Bild, kein Gleichniß Selbstzweck, es
enthält keine einzige unsachliche Pointe oder Antithese; wer, statt von diesem be-
zwingenden Willen zur Sachlichkeit ergnffcn zu werden, das eitle Gespreiz
des tÄi'LSui' ü ictse aus Taines Worten abliest, ist einfach sachunverftändig
oder böswillg. Eben so wenig wahr ist aber die Angabe, diesem Eindruck unter-
liege nur, wer Taines Tendenzen billige. Nein, er ist auch da wirksam.

Wo Einzelheiten, etwa die Charakteristik des Jakobiners und des Jakobiner-
thums, gemißbilligt werden oder in das Schema der politischen Ueberzeugungen
nicht hineinpaffen. Das wäre ja unmöglich, wenn die Eindruckskraft einer
historischen Darstellung von der unsinnigen Forderung einer lückenlosen In-
duktion abhinge. Ein Charakter wird nicht begriffen, ein Mensch nicht „er-
kannt", sein Wesen nicht verstanden, sein Werth nicht gerecht beurtheilt, wenn
ich die Summe seiner Handlungen in Händen habe, in denen er sich äußert,
sondern, indem ich die gleichglltigen von den wesentlichen Zügen scheide. Die
Summe, die (möglichst vollständige) Induktion trübt den Guckkasten in den
Seelenraum; das Verständnis der Geschehnisse, in die der personale Faktor
des Universums als Agens eingeht, der Geschichte also, beruht auf einer In-
duktion und Deutung des qualitativ Wichtigen. Ich brauche nicht sämmtliche
Personalakten sämmtlicher Jakobiner zu kernen, um „den" Jakobiner zu er-
kennen . . Der Geschichtforscher kann, durch seine unverständliche Uebertragung
naturgeschichtlicher Methoden aus die Geschichte, dem Geschichtschreiber leicht
lästig werden: der Eine sucht Häufung von Kenntnissen, der Andere Erkenntniß.
Taine, der naturwissenschaftlich unvergleichlich geschulter als die meisten seiner
Kritiker war, rettet die wahrhaft geschichtliche Methode gegen die Pseudo-
methode, wonach die Geisteswissenschaften zu einem gigantischen Materialspeicher
ohne Dach ausgebaut werden.

IV.

Die Auflehnung gegen Taines Geschichtwerk gründet sich aber viel weniger
auf seine Methode als auf seine Tendenzen. Der Streit um die Methode ist
immerhin noch ein wissenschaftlicher; bei dem Streit um die Tendenz kämpfen
einäugige Leidenschaften gegen einander. Dabei haben natürlich die Meister
des Bluffs durch große Worte, wie Mox Nordau, die meiste Aussicht, die
Oeffentliche Meinung in Sachen Taines zu verdunkeln. Seien wir auf der Hut.
, Das berühmte Kapitel über die Jakobiner im dritten Band des Werkes
ist das beliebteste Kampfobjekt. „Dem" Jakobiner Taines wollen die Kritiker
nirgends in Wirklichkeit begegnet sein. Er sei eme böswillige, grotesk über-
treibende Verdichtung von Charaktereigenschaften, wie sie sich bei allen mög-
lichen Sorten schwacher oder schadhafter und mit Verbrecherinstinkten begabter
Individuen wohl finden mögen, aber nie und nirgends bei einem der führen-
den Jakobiner thatsächlich sich gefunden haben. Hier trete die sonst eher ver-
schleierte reaktionäre Tendenz des berühmten Schriftstellers grell zu Tag. Diesen
Vorwurf halte ich für durchaus ungerecht. Reaktionär sein, heißt: das Gesetz
des Lebens, nämlich das Gesetz der Entrvickelung, leugnen; bedeutet, ins Po-
litische übersetzt, den Versuch, Rechts- und Staatsformen über die natürliche
Dauer ihrer Nützlichkeit hinaus festhalten zu wollen, wodurch das Dasein in der

sozialen Gemeinschaft beengt, geknebelt, gefesselt, verkrüppelt, die Fugen im
Bau gelockert, wodurch, statt auf Erhaltung und Befestigung, auf Abbruch
gearbeitet wird; bedeutetet, ins Historische übertragen, Vergangenes und Ver-
westes in der ganzen Zufälligfeit seiner Erscheinungsorm, in seiner ganzen Zeit-
gebundenheit der Gegenwart und Zukunft als Ideal vorhalten und dieses Ideal
als Werthmesser gebrauchen. Das soll Taine je getban haben? Im Leben sicher-
lich nicht; ihm, dem der Pseudoimperialismus Napoleons des Dritten eine
böse Farce war, der er (als Lehrer) die Gefolgschaft versagte, schwebte als
Ideal immer die englische Auffassung der politischen Freiheit, der englische Be-
griff der persönlichen Freiheit vor. Politisch lebte er in der Vorstellungwelt
des älteren englischen Liberalismus, der, als Methode der organischen Fort-
bildung von einem sozialen Zellkern aus, auch der heutigen Demokratie des
Jnselreiches zu Grunde liegt. Wenn in Frankreich in achtzig Jahren dreizehnmal
die Verfassung geändert, die Fundamente des Staatsbaues zerstört und neu
gelegt wurden, so ist Das kein Beweis für die Güte der französischen Methode.
Die englische Verfassung geht immer von jenem Zellkern aus (no^au pri-
mitif st niassit' neunt ihn Taine); um ihn herum ist das Centralgebäude
errichtet; und es wird erweitert oder verändert, je nach den Bedürfnissen seiner
Bewohner. Edmund Burke meint, die englische Verfassung sei nie ganz alt
und nie ganz neu; und darin liege dle Gewähr ihrer, Dauerhaftigkeit und An-
passungfähigkeit zugleich. Tains theilt diese Auffassung; Das ist seine einzige
Tendenz, wenn wir eine Denkrichtung so nennen wollen, die alle historische
Erfahrung und Vernunft für sich hat . . . Die absolutistische Vielregirerei,
die Allgegcnwart und in die private Sphäre übergreifende Allmacht des Staates
waren ihm verhaßt; und in diesem Haß wurzelte seine tiefe Abneigung gegen
die Tyrannei der Masse wie des Einzelnen. „Sucht nicht", sagt er, „in dem
Programm der (Jakobiner-) Sekte die beschränkten Vorrechte, die ein stolzer
Mensch im Namen der Selbstachtung für sich fordert, nämlich die vollständi-
gen Bürgerrechte sammt ihrem Gefolge politischer Freiheiten, die ihnen als
Wächter und Beschützer dienen: die Sicherheit des Gutes und des Blutes, die
Stetigkeit des Gesetzes, die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe, die Gleichheit der
Bürger vor dem Gesetz und dem Steuersiskus, die Abschaffung der Vorrechte
und der Willkür, die Wahl der Abgeordneten und die vernunftgemäße Ver-
wendung der öffentlichen Gelder, kurz, die kostbaren Bürgschaften, die aus je-
dem Bürger einen innerhalb seines beschränkten Lebenskreises unverletzlichen
Souverain machen, die seine Person und sein Eigenthum vor Bedrückung oder
öffentlicher oder privater Brandschätzung schützen, die bewirken, daß er inmitten
von Mitstrebern und Gegnern ruhig und ungebeugt seinen Beruf übt, daß er
aufrecht und erhobenen Auges seinen Richtern, ja, dem Staate selbst gegen-
übertritt. Mit einem so kümmerlichen Geschenk (inince oAcie^n) mögen An«

Hänger der englischen Verfassung und der parlamentarischen Monarchie sich zufrieden geben; daraus macht sich die jakobinische Theorie verzweifelt wenig; im Nothfall tritt sie darauf wie auf gemeinen Staub . ." Das soll nach Reaktion schmecken? Das klingt nach der bitteren Beklemmung des in seinem Freiheitstraum Enttäuschten: die Sehnsucht schweift nach England, nicht nach Rußland. Wenn ein solches Bekenntniß seinen Bekenner zum Reaktionären stempelt, dann sind wir alle Reaktionäre; dürfen uns aber des Vorzugs rühmen, den bedeutendsten radikalen Denkern Europas (sofern sie wirkliche Denker sind) beigesellt zu werden. Daß Taine Rousseau, den Verfasser der revolutionären Bibel, zu ihnen nicht gezählt hat, wird parteiisch verzerrt genannt; aber es ist ganz dumm, ihn darum zu den Verkleinerern des hinreißenden genfer Rhetors aus Voreingenommenheit zu rechnen 1<T I^ein^iti's etwa); ein politisch so radikaler Denker wie John Morley, Minister für Indien im Kabinett Asquith, einer der intimsten Kenner des vorrevolutionären Fcankreicks, muß zugeben, daß keins der großen Schlagworte in Rousseau, die wie Blitze einschlugen, sachlich anständig begründet war. Auf die Impressionen eines leidenschaftlichen Herzens läßt sich ein Staat nicht gründen. Ein Soziologe, der grundsätzlich eine überganglose Neuordnung im Verhältniß von Natur und Kultur, von Regnern und Regalen für möglich hält, erscheint mir historisch und politisch gerichtet. In der Pädagogik gab Rousseau Anregungen; da wirkte er wohlthätig. Seine Staatslehre war überhastig entworfen und wurde ein Zerrbild des Wirklichen und Möglichen; sie wurde zu einem Pulvermagazin, in das mit der glimmenden Lunte ihrer Leidenschaft Kinder und Erwachsene stürzten. Die Souverainetät des Volkes, die Centralioee des OoMrat Loeial, hat darum (Taine hat Recht, es zu sagen) wie ein schlechter Schnaps ganz Frankreich berauscht IQÄUVÄILS oau-dovio du Oontrat Loeial^). Sie organisirte sich nicht, wie in England, langsam aber stetig, in Form einer indirekten und nur zeitweilig eingreifenden Kontrole der Regirung durch das Volk, gab sich nicht kund in der Form einer Vertheilung von Bollmachten an ein abgestuftes System von Ausschüssen und Stellvertretungen, sie kristallisirte sich von vorn herein in dem Unbegriff des direkten Mitregirens der ganzen sich souverain gebärdenden Masse und ächtete dadurch jede Unterordnung unter die Sachverständigkeit der selbst gewählten Vertreter und Beamten. So glitten, gleich nach der Einnahme der Bastille, die Züge! der Regirung aus den Händen des wurmstichigen, scheinmächtigen Königthums, das aufgehört hatte, eine Realität zu sein, nicht in die Hände der Nationalversammlung, sondern unter das namenlose Gewimmel der Straße. Die englische Revolution hat keinen Augenblick zur Auflösung aller Regirung, zu asozialen, zu vorsozialen Zuständen, zu Anarchie und Chaos geführt; vielmehr rangen zwei mächtige Realitäten mit einander, d^r absolutistische, der stuart-ccntrische Stcmtsgedanke und die

puritanische Theokratie, der, nach sehr kurzen Geburtwehen, Cromwell das
Organon schuf. Das Jakobinerthum aber war die abenteuerlich zusammen-
gewürfelte Intelligenz der Straße, gewaltthätia, grausam, feig, mißtrauisch,
eilel; es sog alle individuellen Sonderfreiheiten auf. es machte den Staat zum
Vielfraß Leviathan und erstickte durch die Allgegenwart seiner moralischen und
politischen Censur jeden freien Athemzug. Seine grausame Strenge und der
pedantische Begriffsfanatismus seiner großen Trias Marat, Danton, Robes-
pierre verdeckten einen Abgrund von Frivolität. Selbst der seltsam originale
und interessante Danton ist doch nur ein „Ai'5mdöelSH6ur 6s ^ Laus-
eulottei-ie"; maßlos und unbeherrscht, mit einer Stimme, die wie eine Sturm-
glocke über die Häupter der Masse dröhnt, mit den drohenden Gesten seiner
Cyklopenglieder, mit seiner bald wilden und leidenschaftlich glühenden, bald
konischen Beredsamkeit beherrscht er die Straße doch nur, so lange er ihr
dienert. Man kennt ja die Darstellung Taines. Wenn er zeigt, wie die Re-
volution von allem Anfang die Richtung auf das Jakobinerthum, auf die
Straße einschlug, so giebt ihr im Caesarismus endigender Kreislauf und ihre
organisatorische Ohnmacht ihm Recht. Es ist kein Berrath an ten Ideen der
Aufklärung und Humanität (die Tame geliebt hat), der Freiheit und Brüder-
lichkeit (denen Taine als Idealen gehuldigt hat), wenn gezeigt wird, sie seien
durch Verkoppelung mit der Gleichheitraserei um allen Segen gebracht worden.
Man nenne solchen Nachweis, der sich auf ein erdrückendes Material und eine
luchsä'ugige Psychologie stützt, tendenziös, absr ein echter Geschichtfckreiber,
der seine Geseüschaftphllosophie im Kopf trägt und mit der Naturgeschichte des
Gesellschaflsthieres vertraut ist, kann gar nicht umhin, das geschichtliche Ge-
schehen nach seinen unmittelbaren Erfolgen und den letzten Lebenszwecken ab-
zuschätzen; doch nur, wenn seine Tendenz die verzwergende eines Parteimannes
ist, fällt sie uns lästig. Taine war zum Parteimenschen organisch unfähig;
sein Blick war auf früheste Anfänge und fernste Ziele gerichtet, auch wenn
seine wissenschaftliche Aufgabe der unmittelbarsten Gegenwart galt. Damm
lebt in seinem monumentalen Geschichtwerk ein Geist, der uns packen und lenken
wird, auch wenn viel ehrlichere Advokaten als der unselige Nordau die Sache
der Archivräthe gegen ihn führen werden.

Dr. Samuel Saenger.

WS

^n'il avait 1s plus eruslloment i-^iN^ (Zaus e'Hst-^-älrs 1a

Die Zukunft.

Nachmittag in Florenz.

äglich fahr ich mit Pietro,
Meinem wohlbeleibten Rutscher
(Und mit seinem Pferdchen palle,
Welches auch nicht mager ist),
Täglich, nachmittags um Dreis,
Fahr ich auf der alten Straße,
Die sehr steil ist und sehr holprig,
Erst nach San Domenico
Und sodann, vorbei der Villa,
wo Herr Dante einst verliebt war,
Zwischen hohen Gartenmauern
Nach Florenz. Dort trink ich Thee.
„wie? Und der Palazzo Pitti?
^soncZczmia? Uffizien?
Hast Du nicht nach Schönheit Durst?"
Oh ja. Aber für Museen
Bin ich selten nur in Stimmung.
Denn es find Ronservenbüchsen;
Ihre Schönheit schmeckt nach Blech.
„wie? die himmlische Tribuna?
Alessandro Botticelli?
Cimabue? Donatello?"
Alle schmecken dort nach Blech.
Lieber wandre ich durch dunkle
Kirchen mit dem Operngucker
Und verrenke Hals und Kopf mir
Nach der dort versteckten Kunst.
Da nur wirkt sie noch ins Leben,
Thront sie noch auf ihrem Throne,
Frei, gebietend, nicht gefangen:
Athmet aus und athmet ein.

Nachmittag in Florenz.
Denn ein Kunstwerk braucht den Athen
Braucht die Luft des thätigen Lebens;
Seine Schönheit wird zum Schemen,
Sperrt man sie vom Leben ab.
Stünde David noch im Freien,
Dort, wohin ihn schuf sein Schöpfer,
Wohl, er wäre nicht so glänzend
weiß wie jetzt und „fast wie neu";
Aber, grau vielleicht und rissig,
Mitgenommen von Frost nnd Feuchte,
Leidend, wie das Leben immer
Leiden muß, um ganz zu sein:
Stund er heldenhaft lebendig,
Sterbend stund er noch lebendiger,
Herrlicher, strahlender da als jetzt im
Abgemessenen Oberlicht.
„Und verdürbe." Freilich. Alles
Leben muß einmal verderben.
Aber leben soll es, leben:
wirklich leben, bis es stirbt.
Denkt nicht immer an die Enkel!
Denkt an Euch, wie Jene thaten,
Die ihr Leben sich verschönten,
Bildner ihrer Gegenwart
Dann erst hättet Ihr ein Recht, sie
In die heiligen Leichenkammern
Eurer Pietät zu stecken.
Brauchtet Ihr für Eignes Platz.
Doch genug! Ich geh zu Gilli,
Trinke Thce und esse Auchen.
Leider bin ich manchmal schwach und
Lese Zeitungen dazu.
Heiliger Marsyas! Noch immer,
Simson Deutschland, find Philister,
Ach, und was für eine Sorte,
(Frech und bieder) über Dir.
Deine Delila heißt Wohlstand.
Ueppigst hast Du zugenommen.
Wohl bekommt Dein Fett dem Bauche,
Doch dem Hirn bekommt es schlecht.

Die Zukunft.
Und der Seele, ach, der edlen
Deutschen Seele fehlts an Räume,
Scheint es, in dem kolossalen
Corpus, der ganz Masse ist.
Bocke, bocke nicht, Trochäus!
Ietzo mußt Du Zahlen tragen.
Schwer fällt wohl dabei das Tanzen,
Doch Dein Keuchen kündet Ruhm:
Seit dem Jahre achtzehnhnndert-
Achtzig stieg von einunddreißig
Theilen unser Rohlenkonsum
Bis auf hundert heut. Respekt!
Der verbrauch von Weizen hat sich
In der selben Zeit verdoppelt;
Apfelsinen ißt man ditto
Doppelt mehr als dazumal.
Und nun gar der Heckepfennig,
Symbolum des höheren Lebens,
Hat um zweiundachtzig Hundert-
Theile löblich sich vermehrt.
Simson! Simson! Wahr die Haare!
Delilachen liebt die Glatzen!
Selbst die Haare auf den Zähnen
Putzt sie, furcht ich, Dir noch weg.
Schon hast Du das Byzantinern
Allzu rasch gelernt, schon zieht Dein
Bauch Dich tiefer auf die Erde,
Als es Ehrerbietung heischt.
Treibe andere Gymnastik,
Als nach vorn die Rückenbeuge!
Steige, Simson, wie Du stiegst, als
Michel Deutsch noch mager war.
0a,m6rz<?i-e! Oamsrisre!
„8udit.0 ^a^ui-s! ,,6^516!"
So. Jetzt geh ich zum Tungarno,
Schöne Damen anzusehn.
warum nicht? Ich kanns vergnüglich,
Denn ich habe eine Schönre.
Treue ist für Den kein Kunststück,
Derlei jedem Tausch verliert.

Nachmittag in Florenz.
Ah, die Gräfin Montignoso!
Na, so, so. Da: die Geliebte
Des viel schönren Gabriele.
(„Rübchen" heißt er eigentlich.)
Nun, nicht übel: Raffe, Feuer,
Gertenbiegsam, große Augen,
wie sie für die weite Bühnen-
Perspektive nützlich sind
Dort: Amerika. Das ist nun
Nicht mein Lall. Protzt Hygiene.
Resultat der Speisekarte,
wenig Anmuth, viel Effekt.
England. Aoh! Noch immer schwärmt die
Miß für „ihren" Botticelli.
Engelhaft und englisch giebt ein
wunderliches ZNischprodukt.
Endlich kommt, der ich schon lange
Aufgelauert habe, kommt die
Große Modecourtisane,
Die Bellezza von Florenz.
La Signora Millelire
Heißt man sie. Deß zum Beweise
Trägt sie eine Perlenkette,
Die gewiß nicht billig ist.
Sonst: ich danke. Blos Bellezza.
Ansichtkartenscho'nheitstypus.
Gut genug für jene Beutel,
Die voll mills lirs sind.
Aber nun: o theure Heimath!
Kommt da nicht das süße Gretchen,
Das, weils feinen Hans gefunden,
Schleunigst nach Florenz gemußt?
Ja, sie kommt und, ja, sie lächelt,
Ja, sie ist ganz hin vor Selig-
Aeit und großem Glücke, weil sie
wirklich in Zwlien ist.
Spotte nicht, verruchter Anabel
Taß ihr auch das jugcndstilig
Künstlerisch empfundene, aber
Praktische Reformkostüm

Ist sie trotzdem nicht recht niedlich?
Frage Dich: wie viele solche
ZNündchen, Aeugelchen und Naschen
Haben ehmals Dich entstammt?
Außerdem: „Frühlings Erwachen"
Hat auch Diese tief begriffen
Und sie ist durchaus kein Gretchen
wie das alte Gretchen mehr.
Neue Jugend! „Zugend"! präge
Tief es Dir in Dein Gemüthe:
von der alten „Gartenlaube"
Sind wir absolut befreit.
Auf und greife in die Harfe!
Unser Gretchen ist verwandelt.
Unser Gretchen ist ästhetisch.
Unser Gretchen ist modern.
Sieh, sie geht in einen Laden,
N)o man schöne Marmorfachen
Billig kauft. Nun: was erstand sie?
Ha! Ein nacktes Frauenbild I
Schlag die Harfe! Schlag die Harfe!
Denn Germanien ist gerettet.
Zwar: sie kaufte einen Kitsch, doch,
Heil, es war ein nackter Ritsch
vetturino! „Sissignore"
Nach Fiesole! . . . Die Gäulchen
Brauchen, Gott fei Dank, zwei Stunden,
Bis ich wieder oben bin.
Denn es ist ein schönes Fahren,
Langsam, langsam bis zur Höhe.
Unten liegt wie eine Muschel,
Rosafleischig überhaucht,
Traumhaft, wesenlos, ein sanftes,
Zages Blinken, liegt vhantomisch
Diese Stadt der alten, edlen
Phrasenfeindlichen Kultur.
München. Otto Julius Bierbaum.

Die Luftschlacht.*)
mallways erwachte in der Nacht wieder. Die Kabine lag im Dunkel, ein Luft-
zug wehte durch und Kurz redete mit sich selber Deutsch. Bert sah ihn un-
deutlich durchs Fenster, das er aufgeschraubt und geöffnet hatte, hinunterspähen.
Das kalte, klare, dünne Licht, das weniger Licht ist als ein Schwinden der Dunkel-
heit, das tintige Schatten aufs Gesicht wirft und in hoher Luft den Tagesanbruch
verkündet, lag auf seinem Gesicht.
„Was ist los?" fragte Bert.
„Still!" sagte der Lieutenant. „Hören Sie nicht?"
Durch die Stille kam das wiederholte Donnern von Kanonen: ein Schuß
zwei; dann eine Pause; dann in rascher Reihenfolge drei.
„Alle Wetter!" sagte Bert, „Kanonen!" Im nächsten Augenblick war er
neben dem Lieutenant. Das Luftschiff flog noch sehr hoch und drunten das Meer
war von einem dünnen Wolkenschleier verhüllt. Der Wind hatte sich gelegt. Bert
folgte der Richtung von Kurzens Finger und sah schattenhaft durch den farblosen
Schleier erst einen rothen Schein, dann einen raschen rothen Blitz und dann, in
einiger Entfernung davon, einen zweiten. Eine Weile schienen es stumme Blitze;
,erft Sekunden später, wenn man schon aufgehört hatte, darauf zu warten, kam der
verspätete Knall. Bum! Bum! Ein Hornruf klang durch das Luftschiff.
Kurz fuhr auf, sagte in aufgeregtem Ton Etwas (immer noch Deutsch) und
ging nach der Thür.
„He! Was giebts?" rief Bert. „Was ist?"
Der Lieutenant blieb einen Augenblick unter der Thür stehen. Seine Gestalt
hob sich dunkel von dem erleuchteten Gang ab. „Sie bleiben, wo Sie sind, Small«
ways! Sie bleiben hier und thun gar nichts. Wir kommen in Aktion," erklärte
er; und verschwand.
Berts Herz begann, haftig zu schlagen. Er fühlte sich selbst über den käm-
pfenden Schiffen da unten in der Tiefe hangen. Ob sie wohl im nächsten Augen-
blick hinabschießen würden wie ein Habicht, der auf einen Vogel stößt? „Alle Wetter!"
flüsterte er endlich mit scheuer Stimme.
Bum! Bum! . . . Ganz fern entdeckte er einen zweiten röthlichen Schein,
der dem ersten antwortete. Dann fühlte er, daß Etwas auf dem „Vaterland" an-
ders war als bisher; was, konnte er sich nicht erklären. Und plötzlich merkte er,
daß die Maschinen Zu einem fast unerhörbaren Pochen abgestoppt hatten. Er zwängte
seinen Kopf durchs Fenster (es ging gerade noch zur Noth) und sah in der frostigen
Luft auch die anderen Luftschiffe zu einer fast unmerklichen Bewegung zurückgestoppt.
Ein zweites Signal ertönte und wurde von Schiff Zu Schiff aufgenommen.
Der Titel klingt ein Bischen zu „aktuell": und dasBuch. in dem das hierver-
öffentlichte Kapitel stehen wird, weicht dem Vorwurf, allzu zeitgemäß zu sein, nickt ängst-
lich aus. Aber es ist sehr interessant, liest sich leicht und giebt eine klare Vorstellung von
Möglichkeiten, die heute überall die Massenhirne beschäftigen. Was dran romanhaft ist,
Kleid und Zier, braucht man nicht zu kennen,um den Hauptinhalt des Schlachtenkapitels
zu verstehen. Deshalb wars möglich, ein Romanfragment zu veröffentlichen. Das Buch
heißt „Der Luftkrieg" und wird bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinen.

Die Lichter «loschen; die Flotte ward zu einer Masse schattenhafter, dunkler Körper in einem intensiv blauen Himmel, der da und dort noch einen vereinzelten Stern zeigte. Lange Zeit, so schien es ihm, hingen sie so; dann kam das Geräusch von Luft, die in das Ballonet gepumpt wurde, und langsam, langsam sank das „Vaterland" hinab zu den Wolken.

Er reckte den Hals, aber er konnte nicht sehen, ob der Rest der Flotte ihnen folge; die überhängenden Gaskammern versperrten ihm den Blick Für eine Weile wurde das Dunkel noch tiefer; der letzte verbleichende Stern schwand vom Horizont und Bert spürte die kalte Nähe der Wolken. Dann, plötzlich, nahm der Schein unten deutliche Umrisse an, ward zur Flamme und das ^Vaterland" hielt in seinem Abstieg und hing, beobachtend und selbst unbeobachtet, dicht unter einer treibenden Wolkenschicht, vielleicht tausend Meter über der Schlacht da unten.

In der Nacht waren Gefecht und Rückzug in eine neue Phase getreten. Die Amerikaner hatten die Flügel ihrer zurückgehenden Linie geschickt zu einer Kolonne zusammengezogen, die sich südlich von den langsam sie verfolgenden Deutschen hielt. Dann hatten sie, in der Dunkelheit vor dem Tagesanbruch, gedreht und dampften jetzt in gedrängter Ordnung nordwärts, in der Absicht, die deutsche Schlachtlinie zu durchbrechen und die Flottille anzugreifen, die zur Unterstützung der deutschen Luftflotte auf New Jork zuhielt. Vieles hatte sich geändert seit dem ersten Zusammenstoß der Flotten. Der amerikanische Admiral, O'Connor, war jetzt vollkommen über die Existenz der Luftschiffe unterrichtet und wandte seine Hauptaufmerksamkeit nicht mehr auf Panama, da er Nachricht hatte, daß die Unterseeflottille aus Key Weft dort eingetroffen und der „Delaware" und der „Abraham Lincoln", zwei mächtige und ganz moderne Schiffe, schon in Rio Grande, auf der Paciftkseite des Kanals, waren. Eine Kesselexplosion an Bord der „Susquehanna" verzögerte jedoch sein Manöver und der Tagesanbruch fand dieses Schiff so dicht bei der „Weimar" und „Bremen", daß diese Kreuzer sofort das Gefecht eröffneten. Wollte O'Connor sie nicht im Stich lassen, so mußte er mit der ganzen Flotte angreifen. O'Connor wählte die zweite Möglichkeit. Es war kein hoffnungloser Kampf. Die Deutschen standen, obwohl viel zahlreicher und stärker als die Amerikaner, in einer von Flügel zu Flügel fast fünfundvierzig Meilen messenden zerstreuten Linie; che sie sich zum Kampf sammeln konnten, hatte die Kolonne von sieben Amerikanern sie vielleicht von einem Ende zum anderen gesprengt.

Der Tag brach grau und umwölkt an und weder die „Bremen" noch die „Weimar" bemerken, daß sie nicht nur mit der „Susquehanna" zu thun hatten, bis die ganze Kolonne in einer Entfernung von kaum einer Meile oder weniger hinter diesem Schiff aufzog und zum Angriff vorging. So war die Lage der Dinge, als das „Vaterland" in der Luft erschien. Der rothe Schein, den Bert durch die Wolkenwand gesehen hatte, kam von der unglücklichen „Susquehanna"; sie stand fast augenblicklich in Flammen und legte sich auf die Seite, focht aber noch immer mit zwei ihrer Kanonen und dampfte langsam südwärts. „Bremen" und „Weimar", Beide an verschiedenen Stellen getroffen, entfernten sich nach West bei Süd von ihr. Die amerikanische Flotte, an der Spitze der „Theodore Roosevelt", kreuzte hinter ihnen durch und schnitt ihnen den Weg ab, indem sie sich zwischen sie und den großen modernen „Fürst Bismarck" stellte, der von Westen her kam.

Bert kannte natürlich die Namen all dieser Schiffe nicht und hielt, verleitet

durch die Richtung, in der die Kämpfenden vorgingen, lange die Deutschen für die Amerikaner, die Amerikaner für Deutsche. Er sah (wie er glaubte) eine Kolonne von sechs Panzerschiffen drei andere verfolgen, die durch einen Neuankömmling unterstützt wurden; bis schließlich der Umstand, baß die „Bremen" und die „Weimar" auf die „Susauehanna" feuerten, seine Berechnungen über den Haufen warf. Eine Weile war er jetzt ganz verwirrt. Auch betäubte ihn der Lärm der Kanonen; bei jedem schwachen Blitz zitterte sein Herz in Erwartung des darauf folgenden Schlages. Auch sah er diese Kriegsschiffe nicht, wie er gewohnt war, Kriegsschiffe auf Abbildungen zu sehen, im Profil, sondern von oben und sonderbar verkürzt. Fast überall zeigten sie leere Decks; nur da und dort hielten kleine Trupps von Menschen sich hinter stählernen Bollwerken verschanzt. Die langen, beweglichen Mündungen der Kanonen und die ihre dünnen, durchsichtigen Feuerstrahlen ausspeienden Schnellfeuergeschütze der Breitseiten waren so von der Vogelschau aus die Hauptzüge im Bilde. Die Amerikaner, die Turbinendampfer waren, hatten zwei bis vier Schornsteine; die Deutschen gingen tiefer im Wasser und hatten Explosivmaschinen, die jetzt aus irdendeinem Grund ein dumpfes Grollen von sich gaben. In Folge ihrer Dampfpropulsion waren die Amerikaner größer und von eleganterem Bau. Und all diese verkürzten Schiffe sah er da unten schlingern und rollen und ihre Kanonen über riesige, niedere Wellen, unter dem kalten, scharfen Licht des jungen Tages, gegen einander feuern. Das ganze Schauspiel schaukelte sachte mit dem rhythmischen Steigen und Sinken des Luftschiffes hin und her.

Zuerst tauchte von der ganzen fliegenden Flotte nur das „Vaterland" über der Bildfläche drunten auf. Es schwebte hoch über dem „Theodore Roosevelt", indem es mit der vollen Geschwindigkeit des Schiffes Schritt hielt. Es mutzte vom Schiff aus manchmal durch die treibenden Wolken deutlich sichtbar sein. Der Rest der deutschen Luftflotte blieb in einer Höhe von sechs- bis siebentaufend Fuß über dem Wolkenzelt und unterhielt durch drahtlose Telegraphie einen lebhaften Verkehr mit dem Flaggschiff, ohne sich aber der Artillerie unten auszusetzen.

Cs ist ungewiß, zu welchem bestimmten Zeitpunkt die unglücklichen Amerikaner die Gegenwart dieses neuen Faktors im Kampf bemerkten. Kein Bericht darüber ist vorhanden. Wir müssen uns so gut wie möglich vorzustellen versuchen, was es für einen Oes Kampfes müden Seemann gewesen sein muß, als er beim Emporblicken plötzlich über seinem Kopf diese riesige, lange, stumme Erscheinung erblickte, die bei Weitem größer als jedes Kriegsschiff war und von deren Hintertheil eine große deutsche Flagge wehte. Dann, als der Himmel sich aufhellte, tauchten durch die abziehenden Wolken immer mehr Schiffe im Blau auf, alle in stolzer Verachtung, ohne jede Armirung, ohne Kanonen, und alle in raschem Flug dahineilend, um mit dem Kampf unten Schritt zu halten.

Von Anfang bis zu Ende wurde nicht eine Kanone auf das „Vaterland"* abgefeuert; nur wenige Gewehrschüsse. Ein unglücklicher Zufall wars, daß ein Mann an Bord getütet wurde. Das Luftschiff betheiligte sich auch nicht direkt am Kampf; bis zum Schluß. ES schwebte über der dem Untergang geweihten amerikanischen Flotte, während der Prinz (der Kommandeur der deutschen Flotte) durch drahtlose Telegraphie die Bewegungen der anderen Luftschiffe dirigirte. Jetzt eilten der „Vogelftern" und die „Preußen", jedes Luftschiff mit einem halben Dutzend Drachenflieger im^S?lepp?au^ mit volle^Fahrgeschwindigkeit^herbei, stellten sich an di<Spitze und

sanken dann, als sie den Amerikanern etwa um fünf Meilen voraus waren, durch die Wolken abwärts. Der .Theodore Roosevelt" feuerte sogleich mit seinen großen Kanonen in ihre vordere Barbette; aber die Granaten krepirten weit unter dem „Vogelstern"; und gleich darauf senkte sich ein Dutzend Em-Mann-Drachenflieger herab, um den Angriff zu beginnen.

Bert, der noch immer den Hals zum Kabinenfenfter hinausstreckte, sah diesen ersten Zusammenstoß zwischen Aeroplanen und Panzerschiffen. Er sah die seltsamen deutschen Drachenflieger mit ihren breiten, flachen Flügeln und viereckigen, schachtelförmigen Köpfen, ihren auf Rädern laufenden Rümpfen und ihrem einzelnen Reiter gleich einem Flug Vögel durch die Luft niederstoßen. .Alle Wetter!" sagte er. Einer rechts kippte plötzlich um, schoß senkrecht in die Luft hinauf, zerplatzte mit einem lauten Knall und flackerte brennend in das Meer hinunter. Ein Anderer stürzte kopfüber ins Wasser und schien, als er die Wellen berührte, in tausend Stücke zu zerspringen. Auf dem Deck des .Theodore Roosevelt" sah er jetzt kleine Menschen umhereilen, die von oben nur wie Köpfe und Beine aussahen; sie machten sich bereit, auf die Anderen zu schießen. Jetzt schoß die erste Flugmaschine zwischen Bert und das Deck des Amerikaners. Ein Krach: und ihre Bombe schmetterte mitten in die Vorderbarbette. Ein dünnes, kleines Geknatter von Gewehrfeuer antwortete. Bum, bum, bum gingen die Schnellfeuerkanonen der amerikanischen Batterie; und da kam als Antwort auch schon eine Granate vom „Fürst Bismarck". Dann kam eine zweite, eine dritte Flugmaschine zwischen Bert und dss amerikanische Panzerschiff; beide warfen ihre Bomben. Eine vierte, deren Reiter von einer Kugel getroffen war, taumelte abwärts und zerschmetterte in tausend Stücke, explodirte zwischen den Schornsteinen und zertrümmerte sie. Bert sah in einer Sekunde ein kleines schwarzes Wesen von der brennenden Flugmaschine abspringen, gegen den Schornstein anprallen und leblos niederstürzen.

Krach! Eine ungeheure Explosion im Vordertheil des amerikanischen Flaggschiffes. Ein Riesenstück Metall schien sich daraus emporzuheben und in die See zu stürzen. Z» die Lücke, die es hinterließ, scheuderte ein Drachenflieger eine feuersprühende Bombe. Und dann, einen Augenblick lang, sah Bert, im immer Heller werdenden, erbarmunglosen Tageslicht, nur allzu klar: eine Anzahl winziger krampfhaft sich bewegender Animalkula, die im schäumenden Kielwasser des .Theodore Roosevelt" kämpften. Was war da? Doch nicht Menschen? Doch sicherlich keine Menschen? Mit ihren klammernden Fingern rissen und zerrten die zerschmetterten, ertrinkenden Lebewesen an Berts Seele. .O Gott!" rief er. Und noch einmal, fast wimmernd: .O Gott!" Er blickte wieder hin; sie waren verschwunden und der schwarze, durch den letzten Schuß der sinkenden „Bremen" leicht entstelM Rumpf des „Andrew Jackson" theilte die Wasser, die sie verschlungen hatten, in zwei gleiche symmetrische Wellenlinien. Ein paar Sekunden lang sah Bert vor blindem, hilflosen Entsetzen überhaupt nichts mehr von der Verwüstung da unten.

Dann flog, mit einem weithin donnernden Getöse, die ‚Susquehanna", die einen ganzen speienden Vulkan krachender kleiner Explosionen auf ihrem Rücken zu tragen schien und jetzt drei Meilen oder mehr ostwärts lag, auf und verschwand unmittelbar darauf in kochendem, dampfendem Gischt. Nur aufgewühlte Wasser sah man; dann warf mit furchtbarem Gurgeln die Tiefe Wirbel von Dampf und Luft und Petroleum und Bruchstücke von Segeltuch und Holzwerk und Menschen aus.

Eine Pause entstandet im Gefecht. Eine lange «Pause, wie es Bert schien.
Er sah nach den Drachenfliegern aus. Die abgeplatteten Trümmer des einen
schwammen im Kielwasser des .Monitor", die anderen waren, Bomben in die
amerikanische Kolonne schleudernd, vorbeigezogen. Ein paar warm im Wasser;
offenbar unverletzt. Und drei oder vier waren noch in der Luft und kehrten eben
in weitem Bogen zu ihren Mutterlustschiffen zurück. Die amerikanischen Kriegs-
schiffe waren nicht mehr in Kolonnenformation. Ter „Theodore Roosevelt" hatte
sich, schwer beschädigt, nach Südosten gewandt; und der „Andrew Jackson", zwar
sehr mitgenommen, aber in seinen Gefechtstheilen unverletzt, schob sich zu seiner
Deckung zwischen ihn und den noch frischen und kampffrohen .Fürst Bismarck".
Im Westen erschienen der .Hermann" und der „Germanicus"; sie kamen in Aktion.
In der Pause nach dem Untergang der „Susquehanna" vernahm Bert ein
schwaches Geräusch: wie das Knarren einer schlechtgeölten, verrosteten Thürangel
beim Oeffnen: das Hurrageschrei der Mannschaft des „Fürst Bismarck". Und
dann, noch immer während dieser Pause im Aufruhr, stieg die Sonne empor. Die
dunkeln Wasser wurden leuchtend blau und ein Strom goldenen Lichts verklärte
die Welt. Es war wie ein plötzliches Lächeln in einer Szene voll Haß und Ent-
setzen. Der Wolkenschleier war wie durch Zauber verschwunden; und die ganze
Unermeßlichkeit der deutschen Luftflotte zeigte sich am Himmel, der Luftflotte, die
jetzt auf ihre Beute herabstieß.
Krach! Bum! Krach! Bum! Die Kanonen hoben wieder an. Wer Panzer-
schiffe waren nicht für den Kampf mit dem Zenit gemacht und das Einzige, was
die Amerikaner vermochten, waren da und dort ein paar glückliche Schüsse in einem
sonst völlig wirkunglosen Gewehrfeuer. Ihre Kolonne war jetzt ganz gesprengt;
der „Theodore Roosevelt" war, als Wrack, mit kampfunfähigen VerdeckZanonen,
hinter der Linie zurückgeblieben; die „Susqueharma" war gesunken und der „Mo-
nitor" in ernstlicher Gefahr. Er und der „Theodore Roosevelt" hatten ihr Feuer
ganz eingestellt, eben so die „Weimar"' und die „Bremen". Alle vier Schiffe lagen,
in einem Waffenstillstand wider Willen, auf Schußweite neben einander und alle
vier hatten noch ihre Flagge aufgezogen. Nur vier amerikanische Schiffe, an der
Spitze der „Andrew Jackson", hielten noch ihren Kurs nach Südosten. Parallel mit
ihnen, unter stetem Feuer, danrpften der „Fürst Bismarck", der .Hermann" und
der „Germanicus" und versuchten, sie zu überholen. In der Luft erhob sich langsam
das „Vaterland" und bereitete sich auf den Schlußakt des Dramas vor.
Jetzt nahmen etwa zwölf Luftschiffe Aufstellung hinter einander und ließen
sich dann rasch, aber ohne Haft, in Verfolgung der amerikanischen Flotte durch
die Luft nieder. Sie blieben in einer Höhe von zweitausend Fuß oder mehr, bis sie
über oder etwas vor dem letzten Panzerschiff standen; dann schössen sie rasch, inmitten
eines Kugelregens, nieder und warfen, indem sie ein Wenig schneller gingen als
unten das Schiff, einen Hagelschauer von Bomben aus seine mangelhaft geschützten
Decks, bis diese eine einzige große Fläche voll detonirender Flammen waren. So
zogen die Luftschiffe, eins hinter dem anderen, über die amerikanische Kolonne
weg, die noch immer versuchte, den Kampf gegen den „Fürst Bismarck" den.Her-
mann" und den „Germanicus" fortzusetzen; und jedes Luftschiff brachte neue Ver-
herung und Verwirrung zu der alten, die sein Vorgänger angerichtet hatte. Das
Kanonenfeuer der Amerikaner hörte fast ganz auf; aber noch immer dampften sie

weiter, hartnäckig, unbesiegt, blutig, zerschlagen, in grimmem Widerstand, Kugeln
nach den Luftschiffen, speiend und verfolgt von den deutschen Panzerschiffen.
Dann fiel es plötzlich auf, daß die Schlacht ferner rückte und immer kleiner
und unhörbarer wurde. Das .Vaterland" erhob sich durch die Luft, langsam und
stumm, bis das Donnern der Kanonen nicht mehr das Herz traf, sondern nur
noch, gedämpft durch die Entfernung, ans Ohr schlug und bis die vier stumm
gewordenen Schiffe im Osten kleine, ferne Punkte waren. Waren es auch vier?
Bert sah nur noch drei der schwimmenden, schwarzen, rauchenden Schiffruinen in
der Sonne dort unten. Aber die „Bremen" hatte zwei Boote ausgesetzt; und auch
der „Theodore Roosevelt" ließ Boote herab, auf die eine Masse von winzigen,
kämpfenden, mit den breiten, großen Wellen des Ozeans steigenden und fallenden
Pünktchen zutrieb. Das „Vaterland" folgte der Schlacht nicht länger. Und der
ganze hastende Tumult da unten trieb davon, südoftwärts, wurde kleiner und
kleiner, verstummte mehr und mehr . . . Eins der Luftschiffe lag brennend auf
dem Wasser wie ein ferner riesiger Flammenwirbel und weit im Südwesten tauchte
erst eins, tauchten da«n drei andere deutsche Panzerschiffe auf, die ihren Kameraden
zu Hilfe eilten. Ruhig und sicher stieg das „Baterland" wieder empor (und mit
ihm die ganze Luftflotte) und nahm seinen Kurs auf New Dork zu. Die Schlacht
wurde etwas ganz Kleines, weit Entferntes; ein zufälliges kleines Erlebniß vor dem
ersten Frühstück. Sie schrumpfte zusammen zu einer fernen Kette von dunkeln Formen
und einem rauchenden gelben Feuerschein, der bald darauf nur noch ein undeut-
licher Fleck im weiten Horizont, in dem neuen, hellen Tag und schließlich ganz
verschwunden war.
So sah Bert Smallways den ersten Kampf des Luftschiffes und den letzten
Kampf der seltsamsten aller Dinge in der ganzen Kriegsgeschichte: der Panzer-
schiffe, deren Laufbahn mit den schwimmenden Batterien des Kaisers Louis Napoleon
im Krimkrieg begann und bei einem ungeheuren Aufwand an menschlicher Energie
und an Kosten siebenzig Jahre lang dauerte. Während dieses Zeitraumes pro-
duzirte die Welt über zwölftausendfünfhundert dieser seltsamen Ungeheuer, in Klassen,
in Typen, in Serien, jedes größer und schwerer und tötlicher als seine Vorgänger.
Jedes wurde zuerst als ein Wunder seiner Zeit begrüßt; die meisten werden zuletzt
als altes Eisen verkauft. Nur etwa fünf Prozent von allen kämpften jemals in
einer Schlacht mit. Einige gingen unter, andere strandeten und sanken, wieder
andere rannten einander aus Versehen an und gingen unter. Das Leben zahl-
loser Menschen, das wunderwolle Genie und die Geduld von Tausenden von In-
genieuren und Erfindern, unermeßliche Schätze an Geld und Material wurden in
ihrem Dienst verbraucht; verkommene, verhungerte Existenzen auf dem Land, Millionen
von Kindern, die zu harter Arbeit gezwungen waren, unzählige unausgenützte,
verlorene Gelegenheiten kostbaren Lebens haben wir ihnen zu verdanken. Für sie
mußte um jeden Preis Geld beschafft werden: Das war das Gesetz für die Existenz
einer Nation in jener seltsamen Zeit. Sie waren die unheimlichsten, die unheil-
vollsten und kostspieligsten aller Riesenfaulthiere in der ganzen Geschichte der mecha-
nischen Erfindung. Und dann machten billige Apparate aus Gas und Drahtgeflecht,
die aus der Luft nach Ihnen zielten, ihnen ganz und für immer ein Ende.
Noch nie hatte Bert Smallways so der Vernichtung ins Auge geschaut,
noch nie waren ihm Verschwendung und Verherung des Krieges so zum Bewußt-

sein gekommen. Langsam begriff sein aufgeschreckter Geist: auch Dies war Leben! Aus all dem leidenschaftlichen Sturm der Empfindung löste sich, als Haupteindruck, ein Bild: das Bild der Mannschaft des „Theodore Roosevelt", die nach der Explosion der ersten Bombe mit den Wellen gerungen hatte. „Herrgott!" sagte er bei der Erinnerung. Und Das hätten gerade so gut ich und Grubb sein können! Man schlägt um sich und Wasser läuft Einem in den Mund, denke ich mir. Lange wirds ja nicht dauern, glaube ich."

Es drängte ihn, zu sehen, wie das Alles auf Kurz gewirkt habe. Auch fühlte er, daß er hungrig war. Zögernd ging er nach der Thür der Kabine und spähte hinaus in den Gang. Ganz unten, vorn, wo es zur Kantine abging, stand eine kleine Gruppe von Luftschiffern und besah Etwas, das eine Nische ihm verbarg. Einer von ihnen war in dem leichten Taucheranzug, den Bert schon in der Gaskammermansarde gesehen hatte, und er bekam Lust, hinzugehen und sich den Mann und den Helm, den er unter dem Arm trug, näher zu betrachten. Aber als er zu der Nische kam, vergaß er den Helm. Vor ihm auf dem Boden lag der Leichnam des Jungen, den eine Kugel vom „Theodore Roosevelt" getötet hatte. Bert hatte nicht bemerkt, daß überhaupt Kugeln bis zum ^Vaterland" emporgedrungen waren; er wußte gar nicht, daß es im Feuer gewesen war. Eine ganze Weile begriff er nicht, was den Jungen getötet hatte; auch erklärte Keiner es ihm. Der Junge lag noch ganz so, wie er gefallen und gestorben war: die Jacke zerrissen und versengt, das Schulterblatt zerschmettert und vom Rumpf gerissen und die ganze linke Seite des Körpers zerfetzt und zermalmt. Er war voll Blut,

Die Leute hörten dem Mann mit dem Helm Zu, der Allerlei sprach und aus das runde Loch im Boden und die klaffende Holzverkleidung des Ganges wies, an denen das noch immer bösartige Geschoß den Rest seiner Kraft ausgelassen hatte. Alle Gesichter waren ernst und nachdenklich: Gesichter von blonden, blauäugigen, nüchternen Männern, die an Gehorsam und geordnetes Leben gewöhnt waren und denen dies vernichtete, nasse, jammervolle Etwas, das noch vor Kurzem ihr Kamerad gewesen war, eben so fremd und seltsam schien wie Bert.

Den Gang herab, von der Richtung der kleinen Galerie her, erscholl jetzt lautes Lachen; Jemand sprach (Deutsch) in Tönen höchsten Triumphes. Andere Stimmen von leiserem, respektvollerem Klang antworteten. „Der Prinz!" sagte Einer; und all diese Männer wurden steifer und weniger natürlich. Den Gang herab kamen ein paar Seeoffiziere. An der Spitze Lieutenant Kurz mit einem Pack Papiere in der Hand.

Als er das Ding in der Nische erblickte, stand er stockstill und sein frisches Gesicht ward weiß. „Oh!" sagte er bestürzt. Der Prinz kam dicht hinter ihm und redete über die Schulter weg mit dem Kapitän und dem General von Winterfeld. „He?" sagte er zu Kurz, indem er sich mitten im Satz unterbrach und der Bewegung von Kurzens Hand folgte. Er starrte den zerfetzten Gegenstand in der Nische an und schien einen Augenblick zu überlegen.

Dann machte er eine leichte Handbewegung nach dem Leichnam und wandte sich zum Kapitän. „Fortschaffen!" sagte er und ging weiter, wahrend er in dem eben unterbrochenen Satz fortfuhr.

H. G. Wells.

Gelsenkirchen Sc Co.
ugust Thyssen giebt der Welt Räthsel auf. Ende Oktober 1908 hieß es, Thyssen sei totkrank. Als die Verschmelzung Nordstern-Phoenix in die letzte Phase vor dem Guß eingetreten war, lag Thyssen im kölner Augustinerspital. Man zweifelte an seinem Aufkommen; aber er genas. Auch im vorigen Jahr ist der Schloßherr von Landsöerg wieder auf die Beine gekommen; und das Erste, was man von ihm seitdem hörte, ist: er scheidet aus dem Aufsichtrath der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft. Vater und Sohn haben, so wird gemeldet, ihre Mandate niedergelegt, weil sie mit dem Handeln der Leiter des Unternehmens nicht einverstanden seien. Das kann sich wohl nur auf die Beschaffung neuen Kapitals für Gelsenkirchen beziehen. Eine andere Version spricht von der Absicht Thyssens, die Gewerkschaft „Deutscher Kaiser", den Stammsitz des mülheimer Stahlkönigs, zu einem großen Concern auszubauen. Deshalb sei er schon vor einigen Monaten von seinem Aufsichtrathsposten beim „Phoenix" zurückgetreten. Nöthig wäre dieser Schritt nicht gewesen. Thyssen brauchte, wenn er wirklich neue Trustpläne hegt, nicht aus den beiden großen Montanconcerns zu scheiden. Die Stellung im Aufsichtrath ist von einem bestimmten Aktienbesitz nicht abhängig; Thyssen könnte also einen Theil seiner gelsenkirchener Aktien abgeben, ohne sich ganz von dem Unternehmen zu trennen. Doch über die Motive wissen wir nichts Genaues. Die Hauptfrage bleibt: Hat August Thyssen, den wir als den stärksten Vertreter des Trustgedankens kannten, wirklich, aus freiem Entschluß, den beiden Montantrusts den Rücken gekehrt? Von Thyssen selbst wissen wir, daß er bei der Vereinigung der Gesellschaften Nordstern und Phoenix keine „führende Rolle" gespielt hat. Er hat bestritten, als Spiritus rsotor dabei gewirkt zu haben. Die Zusammenschweißung von Gelsenkirchen, Schalke und Rothe Erde galt bisher als ein Werk Augusts des Großen. Sollte man auch da geirrt haben? Sind die Banken, die im Reich der schweren Industrien die Oberherrschaft hatten (man muß sagen „hatten"; denn die Dresdener Bank hat in ihrem letzten Geschäftsbericht festgestellt, daß die Abhängigkeit der Industrie von der Großfinanz der Vergangenheit angehört), stärker gewesen und haben sie ihren Willen gegen die Absichten des Mülheimers durchgesetzt? Kohlensyndikat, Phoenix, Gelsenkirchen: immer hats mit einer Resignation Thyssens geendet; und wer auf diese Etapen zurückblickt, kann annehmen, daß der Wille des Selbstherrschers im Reich der Schächte und Hochöfen anderen Zielen zustrebt, als man bisher vermuthete. In der Aktienwelt herrscht nur, wer sich dauernd die Majorität zu sichern vermag. Dazu gehören bei einem trustartrgen Unternehmen sehr große Mittel. Der Amerikaner ersetzt sie manchmal durch den Bluff. Damit kommt man aber bei uns nicht aus. Meist siegen die Finanzriesen, mit ihrer Gefolgschaft von eigenen und erborgten Aktien. Die „Persönlichkeit" kann sich nur dann voll zur Geltung bringen, wenn sie Außenseiter ist. So etwa wie Guido Henckel-Donnersmarck. Der hat sich sein Bollwerk allein aufgebaut und von Bündnissen oder Interessengemeinschaften nie viel erwartet. Vielleicht holt Thyssen jetzt, nachdem er sich von allen Beziehungen zu den vom Großkapital sinanzirten Verbänden befreit hat, zum großen Schlag aus. Hui vivi-a, vsrra. Jedenfalls ist er seine gelsenkirchener Aktien zu rechter Zeit losgeworden. Eine Kapitalsvermehrung um nominal 46 Millionen (26 Millionen Aktien und 20 Millionen Obligationen) ist keine

Kleinigkeit. Und daß die Ankündung der neuen Finanztransaktion der Börse zu-
gleich mit der Dividendenerklärung von 9 Prozent (gegen 12) gemeldet wurde!
hat das Urtheil über die gelsenkirchner Politik nicht gerade gemildert. Der Dis-
kontogesellschaft wurden einige Komplimente versetzt; und wenig schmeichelhafte
Bergleiche mit Dortmunder Union und Bochumer Bergwerk wuchsen aus der all-
gemeinen Erregung hervor. Das war ja noch nicht dagewesen. Mitten in Krieg-
und Konjunktursorgen platzt ein Koloß mit so unbescheidenem Geldhunger hinein!
Die spekulirenden Peripathetiker konnten sich lange nicht beruhigen, obwohl der
Ukas der Verwaltung deutlich durchblicken ließ, daß man zur Kapitalserhöhung
gezwungen sei. Ende Oktober 1908 deutete ich hier schon an, daß man von Gelsen-
kirchen Überraschungen zu erwarten habe. Fünf Monate mußten wir warten.
Vielleicht wollte man dem alten Thyssen Zeit lassen, sich in Ruhe seines Aktien-
besitzes zu entledigen, oder erst der Dividendenziffer sicher sein Denn der Kapital-
bedarf stammt nicht von heute und gestern. Der Rückgang der Dividende um
3 Prozent war nicht so schlimm wie der Blick auf die Papiermaffen des gelsen-
kirchener Coneerns. Nach der neuen Emission werden es 156 Millionen Aktien-
kapital und 70 Millionen Anleiheschulden sein. Zusammen 226 Millionen. Vornan
steht die Firma Friedrich Krupp mrt 264 Millionen und hinter Gelsenkirchen kommt
Phoenix mit 135 Millionen. Der Trust Gelsenkirchen rangirt also, dem Kapital
nach, neben den größten V-Banken. Welche Wandlung in fünf Jahren! In fast
beängstigend raschem Tempo ists im Montangewerbe vorwärts gegangen. Sind wir
nun schon am Ende? Auf eine Steigerung der Rentabilität ist kaum zu rechnen.
Man war bei Gelsenkirchen mit 9 Prozent zufrieden, weil man nur 8 erwartet
hatte. Nachdem Jahre lang höhere Dividenden gezahlt worden waren. Das zeigt,
wie die Zukunft der Jndustriewerthe beurtheilt wird. Gelsenkirchen hätte zunächst
für die neuen Aktien bis zum Jahr 1812 eine Dividende von je 6 Prozent heraus-
zuwirthschaften. Von 1912 ab sollen die Aktien volle Dividende beziehen. Die
nächste Verpflichtung ist also in der Notwendigkeit eines Mehrgewinnes von 1^/2
Millionen ausgedrückt, die allein zur Verzinsung der neuen Aktien aufzubringen
wären. Die Schuldverschreibungen sollen nach Bedarf ausgegeben werden. Nimmt
man an, daß jedes Jahr 10 Millionen bringt, so ergiebt sich eine Zinsenlaft (zu
4V2 Prozent) von 450 000 Mar? im ersten, 900 000 Mark im zweiten und 1,35
Millionen im dritten Jahr. Mit der Aktienrente also 2 bis 3 Millionen, für die
der Gesammtertrag aufzukommen hätte. Man sieht, daß es der Gesellschaft nicht
leicht werden wird, ihren Aktionären auch nur die Dividende von 9 Prozent auf
die Dauer zu sichern. Wenn nicht etwa bei der geplanten Ausdehnung der Ver-
arbeitung eigener Rohstoffe die Betriebsunkosten sich merkbar verringern. Auch werden
Perioden guter Konjunktur natürlich die Einnahmen heben. Einstweilen aber wächst
nur die Kapitalist beträchtlich. Der Dividendenrückgang bedeutet, bei dem zu ver-
zinsenden Aktienkapital von 130 Millionen, ein äuoini» esssaris von 3,9 Millionen;
die Entwerthung der Aktie (seit Anfang Januar 1909) um rund 12 Prozent aber
ist ein äamriulu omei-Zens von 151/2 Millionen. Mit diesen 19^ Millionen bezahlen
die Leute, die seit einem Jahr Aktionäre sind, die „Betriebserweiterung".
Die sechzig bis siebenzig Millionen, die jetzt gebraucht werden, sind durch
die Umwandlung der Kohlengesellschaft Gelsenkirchen in einen „gemischten" Concern
bedingt. Jin Anfang produzirte die Gesellschaft nur Kohle und Koks. Seit der

Bereinigung mit Schalke und Rothe Erde ist sie auch Produzentin von Roheisen, Stahl, Halbzeug, Schienen und Trägern. Der Schwerpunkt liegt zwar noch immer beim Kohlensyndikat, wo Gelsenkirchen mit der größten Ziffer betheiligt ist. Nun soll aber auch die Eisenseite verstärkt werden. Die neuen Mittel sollen zur Errichtung neuer Hochöfen und eines neuen Stahlwerkes dienen, damit die Gesellschaft ihre Kokereianlagen und ihre Eisenerzgruben in Luxemburg und Lothringen möglichst rationell ausnutzen kann. Die Ansammlung von Lagerbeständen an Rohstoffen, die bei jedem Konjunkturwechsel fühlbar war, soll dadurch unmöglich gemacht werden, daß alles Roheisen und aller Koks in eigenem Betrieb weiter verarbeitet wird. Diese Vervielfältigung der Großbetriebsproduktion bringt den Werken, die auf die Verfeinerung von Rohstoffen angewiesen sind, eine starke Konkurrenz. Der Gegensatz zwischen den trustartig angelegten Etablissements und den Einzelbetrieben, wie, zum Beispiel, den reinen Walzwerken, wird zu noch schärferem Ausdruck kommen. Die Weiterexistenz der nicht gemischten Unternehmen wird unter den neuen Verhältnissen kaum zu sichern sein. Auch da wird noch viel Kapital verloren gehen, das man zu den Verlusten, die der Konzentrationprozeß mit sich gebracht hat, hinzurechnen muß. Da Gelsenkirchen mit dem Ausbau seiner Anlagen bis zum Jahr 1912 fertig sein will, so ist die künftige Stellung zur Frage der Verlängerung des Stahlwerkverbandes schon skizzirt. Dessen Vertrag läuft am dreißigsten Juni 1912 ab. Der erweiterte gelsenkirchener Concern aber wird natürlich im neuen Vertrag eine wesentlich höhere Betheiligung fordern, als er heute hat. Auch die anderen Gemischtbetriebe werden gezwungen sein, im Lauf der Zeit die Schritte Gelsenkirchens nachzumachen. Bielleicht bewirkt das neue elektrische Verfahren in der Stahlerzeugung und die dadurch möglich gewordene Ausnutzung der in Luxemburg und Lothringen lagernden Minetteerze, daß die Hauptstätten der deutschen Stahlproduktion vom Westen mehr nach dem Südwesten verlegt werden. Das würde das Vorgehen der Gelsenkirchener erklären, aber auch die Vermuthung bestätigen, daß das Finanzgeschäft von Gelsenkirchen nur der Anfang einer ganzen Reihe ähnlicher Transaktionen sein wird. Dem Stahlwerkverband wird, rsduZ sie Ltantidus, der Kampf ums Dasein nicht leichter gemacht, als er bei der Erneuerung des Vertrages war. Denn die Tendenz, Einzelconcerns zu schaffen, verschäft sich, wenn die Leistungfähigkeit der einzelnen Betriebe steigt. Im Uebrigen sind die äußeren Umstände, unter denen sich der Wechsel in der Ausgestaltung des Montangewerbes vollzieht, sehr ungünstig. Die Halbjahresabschlüsse der Laurahütte und der Dortmunder Union genügten kaum bescheidenen Ansprüchen. Und die Erläuterungen, die von der Verwaltung der Laurahütte gegeben wurden, klangen nicht heiter. Dann sehe man sich einmal die Kurse an:

2. Januar
2. Januar
24. März
1909
1908
1909
194.25
194,75
183,50
11
Gelsenkirchen
184,30
191,60
177.90
9
Phoenix
168,25
178,25
158.30
II
Rheinstahl
160,25
167,30
155.50
1!
216.75
199.90
186.50
10
279 -
267-
212-
18
289.50
306-
A«.75
17
Kattowitzcr
283 —
205,50
241.25
14

Bei den westfälischen Papieren findet man erhebliche Kurseinbußen, die nur zum
kleinsten Theil durch politische Sorgen zu erklären sind. Von den Ostelbiern fallen
Kattowitzer und Donnersmarckhütte durch starke Mehrbewerthung auf; sie haben sich
die Gunst der Spekulation zu erwerben gewußt. Neben der Qualität der beiden
Gesellschaften, die in gutem Ertrag (Kattowitz hielt seineDwidende aufrecht; Donners-
marck zahlt drei Prozent mehr als im vorigen Jahr) und in einer sicheren finan-
ziellen Struktur zum Ausdruck kommt, haben Gerüchte über eine angeblich beab-
sichtigte Fusion mitgewirkt. Bei der Donnersmarckhütte ist auch der Austausch
Jarislowsky gegen Deutsche Bank von Bedeutung gewesen. So lange der Bankier
Jarislowsky die Geschicke der Hütte lenkte, blühte das Unternehmen im Verborgenen;
gewann dadurch vielleicht an innerer Kraft und häufte Offene und Stille Reserven.
Dann kam die allgewaltige Deutsche Bank: und die Donnersmarckhütte wurde „mo-
dernisirt", die Aktie zur Favoritin der Spekulation und von Konzentrirung und Thesau-
rirung war seitdem nicht mehr die Rede. Nun wird das Kapital erhöht; und die
Donnersmarckhütte bleibt, bis auf Weiteres, der feinste Tip der östlichen Ecke Deutsch-
lands. Oberschlesien ist zu neuem Leben erwacht. Die Auseinandersetzungen zwischen
den beiden großen Gruppen, der Oberfchlesischen Stahlwerkgesellschaft und der Schle-
ichen Montangesellschaft, währen schon Wochen lang und man erwartet noch immer
große Überraschungen. Oberschlesien hat, wie ich hier schon sagte, noch manche
Chance vor sich, die für Rheinland-Westfalen nicht mehr gilt. Aber die Basis ist im
Osten weniger breit als im Westen und besteht fast nur aus Kohle. Ladon.
LH

Gogol.

^HAuschkin stammt aus zwei Wurzeln", sagt Gogol. Die eine nennt er
„Lösung von der Erde und der Wesenheit, Streben nach dem Reich
körperloser Vifionen"; er meint damit das Prinzip des Geistigen, des Körper-
losen, Dessen, was man, im Gegensatz zum Heidenthum, mit „Christenthum"
bezeichnet. Die andere nennt er: „Gebundensein an die Erde und an den Leib,
an die greifbare Wesenheit"; es ist das Prinzip des Körperlichen, Dessen, was
man heute noch, im Gegensatz zu „christlich", „heidnisch" nennt. Ob Gogol
ahnte, daß diese Analyse auch auf ihn zutrifft? Ob er wußte, daß auch er
auf diesen beiden Urprinzipien fußt? „Noch nie habe ich solche heitere Selig-
keit gekostet. O Rom! O Italien! Dieser Himmel! . . Diese Lust! . . Ich
trinke: und kann mich nicht satttrinken, ich sehe: und kann mich nicht satt-
sehen. Noch nie war ich so froh, so glücklich."
Gogols Freunde erzählen: Als er in Rom in der Villa Wolkonskij beim
alten römischen Aquaedukt lebte, pflegte er ganze Tage unbeweglich, mit glühen-
den Wangen, auf einer Arkade zu liegen und in den blauen Himmel, auf die
herrliche tote Kampagna zu schauen. „Italien ist mein! Ruhland, Petersburg,
der Schnee, die Schurken, Ministerien, Katheder, Theater: das Alles war nur

ein Traum. Jetzt bin ich in meiner Heimath erwacht." Einen seiner Briefe, datirt er nach der altrömischen Zeitrechnung, statt nach der christlichen: „Im Jahr 2588 nach Roms Erbauung". Cr wollte wohl für einen Augenblick die Geburt Christi vergessen und die 1835 Jahre des Christenthums waren für ihn, wie „Rußland, Petersburg, Schnee und die Ministerien", nichts als ein Traum. Natürlich war es nur ein Scherz; wenn wir aber an das damalige Verhältniß Gogols zum Christenthum denken, so bekommt dieser Scherz eine ganz eigene Bedeutung. In dem Brief heißt es weiter: „Als ich Rom zum zweiten Mal sah, hatte ich das Gefühl, es sei meine Heimath, die ich vor Jahren verlassen hatte, in der aber meine Gedanken immer wohnten. Oder so: es ist nicht meine Heimath, sondern die Heimath meiner Seele, das Land, in dem meine Seele noch vor meiner Geburt gelebt hat."

Weder Bethlehem noch Golgatha, sondern „die herrliche tote Kampagna" war die Urheimath Gogols. Das heidnische Alterthum hat er nicht nur erfaßt und gefühlt: er hat in ihm gelebt. So haben wohl nur noch zwei Menschen im neuen Europa, zwei große Apostaten des Christenthums, Goethe und Nietzsche, gelebt. Rom, bedeutet Kraft, körperliche Stärke. Rom ist die größte und letzte Verkörperung eines der zwei Urprinzipien, von denen Gogol bei seiner Beurtheilung Puschkins spricht: Rom ist das stärkste Band, das den Menschengeist an „Erde und Leib, an die greifbare Wesenheit" fesselt: Alles, was früher und später war, erscheint in Vergleich zu Rom gespensterhaft, unkörperlich, imaginär. In Rom zuerst sprach ein Mensch die Worte: „Noch nie habe ich solche heitere Seligkeit gekostet" (Gogol) oder die Worte des goethischen Prometheus. Jedes Geschlecht und jeder Stamm brachte nach Rom, als einen Baustein für das weltumfassende Gebäude, eine besondere Stärke seines Leibes und eine besondere Lust am Sein mit; sie alle kamen mit ihren Göttern unter den irdischen Himmel des heidnischen Pantheons; zum Schlußstein der mächtigen Kuppel aber wurde das Wort: „Die Erde ist ein Himmel,'der Mensch ist ein Gott."

In der Tiefe seiner kleinrussischen Kosakenseele, in den Urelementen seines Stammes und seiner Sprache ahnte Gogol, trotz allen „körperlosen Visionen" des Christenthums, Etwas, das dem Christenthum vom Uranfang entgegengesetzt ist: die Lebenslust und die Leibeskraft des Heidenthums, die unerschütterliche Feste des „irdischen Himmels". Aus Petersburg, der Stadt „des Schnees, der Schurken und der Ministerien", schrieb er einmal seinem kiewer Freund Maximowitsch: „Bei Gott, wir sind den Urelementen ganz schrecklich entfremdet! Wir können jetzt das Leben nicht mehr so leicht nehmen wie die alten Kosaken. Hast Du jemals versucht, morgens beim Aufstehen im Nachthemd einen. Tanz aufzuführen? Höre, Bruder: wenn all das Traurige und Freudlose, das in unseren Seelen aufgespeichert liegt, herauskönnte, weiß der Teufel, was dann geschähe! Je stärker die alte Trauer an der Seele rührt,

desto lauter sei der neue Jubel. Etwas Vorzügliches giebt es in der Welt: eine
Flasche guten Weines. Entkorke sie und gleich nach dem ersten Glas wirst Du
neues Leben in Dir spüren. Am anderen Tag aber rühre Dich und arbeite
mit eiserner Kraft." Diese „eiserne Kraft" heißt in der Sprache des vollendeten
Weltbewußtseins ^>^, Rom; in der Sprache des Elementar-Unbewußten „Ge-
bundensein eines jeden Volkes au sein Land und an seinen Leib", an seine
heidnische Urnatur. Gogol scherzt freilich auch hier; doch klingt auch in diesem
Scherz die selbe Sehnsucht nach seiner alten Heimath, die Sehnsucht, mit der
er in die herrliche lote Kampagna blickt.
Aus diesen Urquellen kommt Gogols Lachen. „Die ausgelassene Lustig-
keit, die in meinen ersten Werken bemerkt wurde, entsprach einem seelischen
Bedürfnis Mich überfiel oft eine unerklärliche Trauer. Um mich selbst zu
zerstreuen, erfand ich nun all das Komische, das ich überhaupt erfinden konnte.
Ich erfand komische Personen und Charaktere und brachte sie in komische Situa-
tionen, ohne dabei an den Zweck und den Sinn dieses Thuns zu denken.
Meine Jugend reizte mich." Später, als er diesen Urquellen ferner war, wurde
sein Lachen zu einem „Lachen durch Thränen", zu einem grausamen Werkzeug
eines grausamen Wissens, zu einem Anatomenmefser, mit dem er das Leben
wie eine Leiche aufschlitzt. Im Anfang war es aber nur ein Lachen des Lachens
wegen, ein Ueberfluß an Leben, Jugend und Freude. Er berauschte sich an
seinem Lachen wie an Wein; er wärmte sich an ihm bei der Petersburger Kälte,
wie an den Strahlen seiner heimathlichen kleinrussischen oder römischen Sonne.
Jedenfalls ist Gogol als junger Kosake, der im Hemd einen lustigen Tanz
aufführt, eben so echt und bedeutend wie als griesgrämiger Mönch, der von
den körperlosen Visionen und von den Schrecken des Jenseits predigt.
Aus diesem Urheidenthum stammt auch seine sonderbare teuflische Wollust,
die so graß von unserem christlichen Begriff des geheiligten Ehebettes absticht.
Ein Biograph sagt: „Ich glaube, daß Gogol nie Etwas von der Liebe
zu einem Weibe gewußt hat." Man kann auch wirklich in der ganzen Lebcns-
geschichte Gogols nichts von Liebe oder Verliebtsein entdecken. Der Arzt, der
ihn vor seinem Tode behandelte, bezeugt: „Er hat seit langer Zeit keinen Ge-
schlechtsverkehr gehabt und behauptet, nie ein besonderes Verlangen nach noch
eine große Befriedigung in solchem Verkehr gefunden zu haben." Der junge
Gogol schrieb einmal an einen verliebten Freund: „Ich verstehe recht gut Deinen
seelischen Zustand und fühle mit Dir, obwohl mich das Schicksal bisher vor
ähnlichen Erlebnissen bewahrt hat. Und ich bin ihm dankbar: hätte ich Feuer
gefangen, so wäre ich im Nu zu Asche verbrannt." In der Erzählung „Wij"
finden wir eine charakteristische Stelle. Das schöne Hexcnfräulein kommt in den
Stall, wo der Knecht Mikita gerade ein Pferd putzt. „Laß einmal, Mikita", sagt
sie zu ihm, „ich will mein Füßchen auf Deinen Nacken setzen." Der dumme Mikita

freut sich und sagt: „Nicht nur Dein Füßchen darfst Du draufsetzen: kannst auch
ganz aufsteigen." Das Fräulein hob den Fuß, und als er das nackte, ftramme
weiße Bein sah, war er wie behext. Der Narr krümmte den Rücken, faßte
mit beiden Händen ihre nackten Beine und begann, wie ein Pferd zu galo-
piren; wo sie mit ihm bei diesem Ritt überall hinkam, wußte er nicht mehr;
doch als er heimkam, war er halbtot und von diesem Tag an ging es mit
ihm bergab, er magerte ab, glich bald einem Spahn, und als man einmal im
Stall nach ihm suchte, fand man nichts als ein Häuflein Asche und einen
leeren Eimer: er war verbrannt, ganz von selbst verbrannt!" Klingt es nicht
wie eine Wiederholung des Bekenntnisses Gogols: „Ich wäre im Nu zu Asche
verbrannt", wie der arme Knecht Mikita? „Zu meinem Glück", fährt Gogol
fort, „hatte ich Willenskraft genug, um der Versuchung, in den Abgrund zu
schauen, widerstehen zu können." Die Macht, die ihn den Frauen fern hält,
ist keine Schwäche, sondern eine ganz besondere Form orgastischer Wollust;
ein Schweigen bedeutet nicht den Tod, sondern eine übermäßige Fülle, eine
schwüle Ruhe, eine Gewitterspannung des Geschlechtes. „Als der Philosoph
Choma Brut mit der Hexe auf dem Nacken durch die Lüfte flog, sah er tief
unten im Teich ein Nixlein auftauchen, er sah ihren Rücken und ihr Bein, sie
war voll herrlicher Rundungen, ganz elastisch, wie aus zitternden Lichtstrahlen
geboren. Ihre weichen Brüste leuchten matt wie ungebranntes Porzellan, ganz
diaphan im Sonnenlicht. Sie bebt und lacht im Wasser. Mas ist denn?'
denkt der Philosoph im Vorbeifliegen. Schweiß rinnt von ihm in Strömen,
er hat ein teuflich-sützcs Gefühl einer durchdringenden, quälenden Wolllust."
„Die Jungfrau leuchtet im Wasser wie in einem gläsernen Hemd; ihre Lippen
lächeln, ihre Wangen glühen, ihre Augen locken Einem die Seele aus dem
Leibe ... Sie verbrennt in Liebe, sie küßt Dich tot . . . Entfliehe, Du
Christenmensch!" Das ist doch die äußerste Grenze der Wollust, die eben so
schrecklich ist wie die äußerste Grenze des Lebens. „Im zarten silberweißen
Nebel huschten Mädchenleiber, leicht wie Schatten. Wie aus durchsichtigen
Wolken waren sie gemeißelt und der silberne Mond durchleuchtete sie." („Mai-
nacht"). Diese weißen durchsichtigen Mädchenleiber verfolgen Gogol überall;
selbst auf dem Gouverneur-Ball in den „Toten Seelen" taucht neben Tschitfchi-
kow ein junges Mädchen auf: „sie war allein weiß und durchsichtig in der
trüben und undurchsichtigen Menge, wie eine Vision aus einer anderen Welt,
wie ein Nixlein im trüben, dunklen Teich". Diese „durchsichtigen, leuchtenden,
aus Wolken gemeißelten" Nixenleiber sind von der selben Art wie die Leiber
der alten Götter; es ist das selbe mystisch.wirkliche, beseelte Fleisch, der stärkste
Gegensatz zu der „christlichen" fleischlosen Geistigkeit; leicht und doch unver-
gänglich fest, wie die „Feste" des Himmels. Dies ist auch die eine der zwei
„Urquellen", We sich in Gogol vereinigen; es ist das Prinzip des Fleisches.

„Bei einer Nixe", fährt der Erzähler fort, „war der Leib nicht so durch.
fickNg wie bei den anderen: in seinem Innern war ein schwarzer Kern." Auch
in Gogol, in der heidnischen Urquelle seiner Lustigkeit und seines Lachens
steckt ein solcher schwarzer Kern. Es ist der schwarze Punkt, in dem sich die
beiden Welten, die beiden Pole berühren und den grenzenlosen mystischen
Schrecken gebären. Einen solchen Punkt giebt es auch schon im alten Hellas:
auch dort erklingt in der heitersten, seligsten Stunde des Mittags ein entsetz-
licher Schrei, ein geheimnißvoller Ruf: die Stimme Pans, vor der alles Le-
bende in namenlosem Grauen entflieht. Gogol kennt diese Stimme: „Ich
habe diesen Ruf schon oft in meiner Kindheit gehört: manchmal hörte ich hinter
mir ganz deutlich meinen Namen nennen. Das geschah in den heitersten sonnigen
Tagen, als sich kein Blatt rührte, keine Grille die Ruhe störte und kein Mensch
in der Nähe war. Aber selbst die wildeste Gewitternacht im Walde mit der
ganzen Hölle der Elemente könnte mich nicht so erschrecken wie diese grauen-
hafte Stille unter dem wolkenlosen Himmel. Ich lief keuchend und zitternd
aus dem Garten und beruhigte mich erst, wenn ich irgendeinem Menschen
begegnete, dessen Gegenwart mich von de? schrecklichen seelischen Leere befreite."
(„Gutsbesitzer der guten alten Zeit.")

Der Sinn des „panischen" Schrecken wurde erst an dem Tag offenbar,
an dem Christus geboren wurde und der große Pan starb. Das Ende des
Heidenthums ist der Anfang des Christenthums; das Ende des Irdischen der
Anfang des Himmlischen: das Ende des Fleisches der Anfang Dessen, was
jenseits vom Fleische liegt.

Den schrecklichen „geheimnißvollen Ruf" hört Gogol auch in Puschkins
Dichtung. Er sagt: „Der Dichter war ganz vom Anblick des Kasbek, auf
dessen Gipfel ein Kloster liegt, Hingeriffen; das Kloster erschien ihm als eine
im Himmel schwebende Arche:

O Hafen, heiß ersehnt und fern!
Ich strebe zu der Gnadenquelle,
Will auS den Schluchten mich befrein
Und in der lichten Wolkenzelle
Dem Schöpfer ewig nahe sein!"

(Puschkin: DaS Kloster auf dem Kasbek.)

Hier liegt die zweite der Urquellen, die er in Puschkin fließen hörte.
Sie kam auch später in Gogol zum Durchbruch; und mit viel größerer Wucht
als bei Puschkin. Im Jahr 184ö, am Vorabend seiner Bekehrung zum Christen-
thum, schrieb er: „Ich bin nicht für den Lärm des Alltags bestimmt; mit
jedem Tag und mit jeder Stunde bin ich mehr davon überzeugt, daß es kein
besseres Los auf Erden giebt als das Los des Mönches." Es zog ihn in
Puschkins „lichte Wolkenzllle" hin. In der Stille des heidnischen Sommer-
tages hört er plötzlich, wie Jemand seinen Namen nennt; schrecklich war dieser
Ruf aus der anderen Welt, denn er bedeutete Gogols Tod.

Moskau. Dmitrij Mereschkowskij.

II.
^^it dem Herbst zog 1829 ein jungerBursch in Petersburg ein. Er zählte kaum zwanzig Jahre, war klein und unscheinbar, mit kurzen Beinen und langem Rumpf und einem Gesicht, in dem auf den ersten Blick nur die große Nase und eine dicke Haarsträhne merkwürdig erschienen; die ungeberdige Strähne verdeckte fast immer die Stirn und später erst, bei genauerBetrachtung,sah man in den kleinenbräunlichen Augen einen unruhigenFeuerschein blinken, den Reflex nagenderNeugier und sehnsüchtiger Schwärmerei, der das Fuchsgesichtchen des Kleinen gar seltsam bestrahlte; dazu eine unappetitliche Kleidung und die Leutescheu des ängstlichen Provinzialen, der nach derHauptstadt gekommenist, um Bekanntschaften anzuknüpfen und sein Glück zu machen, und der nun schüchtern doch vor jeder Berührung mit Fremden erzittert. Kein Held also für galante Händel, kein Hätschelhündchen für müßige Damen; nur ein armer, blöder Junge, der in der Residenz des schrecklich großen Nikolaus einen Tshin, irgend ein Aemtchen erhaschen wollte. Er kam vom Süden, aus derUkraine, dem Wunderlande, das Türken und Polen beherrscht und verhaust haben und das die Spuren orientalisch lärmender Prunkherrlichkeit bis heute bewahrt hat. Da war, in der Gegend von Poltawa, unser NikolausWassiljewitsch Gogol geboren worden, da hatte er, ein Kind kriegerischer Kosakenhorden, die Jugendjahre verlebt: imSommer auf der duftenden Steppe, die derBlick weithin übersieht, imWinter im armsäligenHäuschen,hinter verkittetenFenstern.Nun suchte erstaunend sich in der künstlichen Schöpfung Peters zurecht. Alles war ihm fremd: das Klima, die Stadt, die Menschen und Sitten. Nur die Einheit im orthodoxen Griechenglauben hält Kleinrussen und Moskowiter zusammen; und allzu viel Frömmigkeit brachte der Enkel der wilden Saporoger aus der Heimath nicht mit. Er war nicht heiter, eher für die Nachtseite des Lebens bestimmt; aber aus der süßen Melancholie, in der ihm am Wohlsten war, flackerte mitunter doch eine flüchtige Ausgelassenheit auf, eine Lust an boshaftem Spaß und grinsend er Vergnüglichkeit. Der Grohrusse, der von Europens Kultur nicht betünchte, ist schwerfällig und bedächtig und seine zähe Bauernschlauheit weicht nur in den langen Räuschen und wüsten Wollüsten der Festtage, die der Kirchenkalender oder der Branntweindurst ihmbezeichnet; derKleinrusseist südländisch leichtsinnig und launenhaft, immer zu jähen Entschlüssen bereit, um den nächsten Morgen stets unbekümmert, ein Phantast, dem in das letzte Kichern schon die ersteThräne rollt, nicht ein ruhig rechnenderGeschäftsmann. Nikolaus Gogol hatte sich den jungen Kopf mit glänzenden Soldatengeschichten und roman-

tischen Kosakenabenteuern vollgepfropft, mitFamiliensagen, die ihm die ein-
bildnerische Kraft mächtig erregten: und sollte nun Akten schreiben und im
Verwaltungdienst langsam die Leiter erklimmen; er war unter frohen Men-
schen am Asowmeer ein freier Bursche gewesen und sollte im Großrußland
des Schreckenspatriarchen nun ein kümmerlicher Tshinownik sein.
Das ging nicht lange. In das eintönigeFedergekratze der Schreibstube
summten dieVolksweisen derSteppenrhapsoden lockend hinein und schmeichel-
ten den Gefesselten aus dem engen Gefängniß.Die bunte Bühnenwelt schien
auch diesemLechzendenzuersteineStättephantastischerFreiheit: Erscheinung
und Stimme reichten zum Schauspieler nicht aus. Er wollte Erzieher wer-
den: in denHäufern desAdels wurde derScheue nichtheimisch; der Suchende
konnte kein Führer sein. Von der Katheder, dachte er, kann Jugend auf Ju-
gend wirken: nach der Antrittsvorlesung war sein Feuer verflackert. Was nun?
Ein Nothhafen nur winkte dem Schiffbrüchigen, ein Beruf, der die Freiheit
des Geistes und die Möglichkeit weiterWirkung vereinen konnte: dieLiteratur;
sie ist immer das letzte Asyl, die Zufluchtstätte derVerzweifelnden; sie nährt,
redlich oder auch unredlich, Schaaren von Deklassirten und krönt aus der Masse
den Einen, der für die Sendung auserwählt ist. Eines schönen Tages war Ni-
kolaus Gogol ein bei denZeitunglesern beliebter Geschichtenerzählergeworden,
Shukowsktj und Pu-schkin nahmen sich des Kosakensprossen an, — und nun
ging es in raschen Sprüngen bergauf: er war nach Petersburg gekommen, um
ein kleiner Beamter zu werden, und wurde ein großer Dichter.
EinDichterwardamals, in den dreißiger Jahren, ein wüster, ein höchst
genialischerHerr, der dieWeiber am Narrenseil führte, die Nächte am Spiel-
tisch verschlemmte und beiTageneben dem Absynthglas rasch einpaar rasselnde
Verse hinkritzelte. Byron und Musset waren die großen Muster, denen die
Kleinen nacheifern mochten und von denen auch die Ausgewachsenen sich in
allenLanden bethören ließen. Ein Dichter von 1830 mußte den romantischen
Helmbusch tragen, mit Göttern und Helden auf Du und Du stehen und die
Sittengrenzen derBürgerlichkeit Herrenmoralich verachten;sonst wurde ernicht
für voll angesehen. Es war die Zeit des Kainszeichens und des Künstlermar-
tyriums: der vom düster drohendenVerhängnihBetroffene trieb sich alsSe-
her undKünder traurig umher und die bestenWeine und die schönstenMäd-
chen waren gerade gut und schmackhaft genug, um dem unter der Genielast
Keuchenden die Erdenwanderung zu erleichtern. NationaleVerschiedenheiten
wurden, da man von der Geburt Rousseaus und des Liberalismus eine neue
Aera für die beglückte Menschheit datirte, nicht anerkannt und die Romantiker-

uniform verbarg wirklich dem an der Oberfläche haftenden Blick die Unterschiede im Wuchs und im Wesen. Die nationalen Merkmale verschwimmen jedesmal, wenn ein großes, ein, wie man frühergern sagte, allgemein menschliches Ziel dieGeister verlockt, ein politisches odersoziales; wir suchen sie heute, imZeitalter der internationalenKlassenkämpfe, wieder vergebens und die Franzosen lächelten leise, als sie in demDichter der Weber einen unter dem Germinaleichen gezeugten Landsmann erkannten. In den dreißiger Jahren hatten Chateaubriand, die Sand undHeinederRomantiknochnichtdieWendunginsSozialreformatorischegegeben; umpolitischeJdeale,die wir heutekühl belächeln sehen, tobten damals noch hitzige Kämpfe und die Gedankenwelt der Encyklopadisten und Robespierristen wirkte durch ganz Europa als große Gleichmachen!!. Alten Vorurtheilen und entsittlichter Sitte wurde derKrieg erklärt, auf feudale Verschanzungen der Sturm gewagt und die neue Botschaft vom herrlichen Leben in Freiheit und Gleichheit verkündet. Die Poeten schritten in schillernder Pracht den Kämpfern voran und zeigten in bunten Bildern die gewandelte Welt. Eine Welt, die selbst in der Dichtung nur nach Bonaparte möglich erschien; Lakaien freiten da Prinzessinnen, blasirte Lords höhnten Gottund denTeufelund lüstern welkenden Dirnen wurde eine neue Jungfernschaft angeliebt. Die europäische Dichtung sah aus wie eineStubebeimGrohreinmachen: kunterbunt war der Hausrath durcheinandergethürmt, an den Fenstern fehlten die Gardinen und der Fußboden verschwand fast in lauem Thränengewässer. Die Dichter aber lachten der Verwirrung und meinten, sie fänden sich schon zurecht, viel besser sogar als in der ordentlichen Korrektheit, und die Anderen, die Nichtgenialen, sollten eben sehen, wo sie blieben. Als sie Das vernahmen, wurden diese Anderen doch ein Bischen unruhig, weil sie merkten, daß es mit derGleichheit wieder einmal nichts war, daß seit den Tagen der Feudalherrschaft und der Klassiker nur der Kleiderschnitt sich verändert hatte und daß statt des Rechtes der Legitimität nun das Recht des Geniesund derLeidenschaftgeltenfollte.UnddieseAnderenwarepdieMehrheit.
Da begann, ganz leise zuerst, die Abkehr von der Romantik. Victor Hugo merkte in seiner Gottähnlichkeit nichts davon, als er Cromwell und Hernani schrieb und in pathetischen Vorreden dem Erdkreis meldete, die einzig wahre, einzig beglückende Dichtung sei jetzt erst erfunden. Ihn trug derZaubermantel des lyrischen Magus noch bis zum höchsten Ruhmesthron in denWolken empor; unten aber, im nächtigenReich der Schwarzalben, rüsteten schon die Erben und zwangen, nicht sehr viel später, auch den Prunksüchtigen, von Maria Tudor und Don Carlos den stilleren Pfad zu den ^ravailleurs äs

1a mer und den^issrableszu suchen. Man warmitromantischenAbenteuer-
lichkeiten überfüttert worden: nun wollte dem müden Gaumen diegepfefferte
Kost nicht mehr munden; von den Großen und Genialen hatte man lange
genug Ueberschwöngliches gehört: nun heischten die Kleinen und Mittel-
mäßigen ihr Recht; eine geputzte Menschheit war durch dieDichtung stolzirt:
nun sollte der wattirte Romantikerrock in die Rumpelkammer wandern und
dieVolksindividualitätinnatürlichemWuchssichenthüllen.DieGroßindustrie
und dieBourgeoisie waren, in frühenFormen vorläufig, entstanden, dieHö-
rigen mußten, um brauchbar zu sein, jetzt Etwas lernen und das demokrati-
firte Gewimmel mochte von Helden und Fürsten und Geniemärtyrern einst-
weilen nun nichts mehr hören. Dickens und Balzac wurden die Deuter der
neuen Zeit in Europa; und in Rußland erwuchs der erste russische Dichter.
Ruhland hatte bis dahin die literarische Mode Europas mitgemacht; unter
Katharina war der Encyklopadiftengeift in die dünne Oberschicht desZaren-
reiches eingedrungen, Wisins leichte Lustspielsatiren fanden rasche Erfolge
und Dershawin hatte auf Kommando emHofodendichtung geschaffen; dann
waren zwei starke und feine Lyriker erstanden, Puschkin und Lermontow, die
sich romantisch vermummten und zu früh starben, um aus den Banden des
europäischen Liberalismus ihre russische Seele retten zu können. Jetzt erst,
als in Europa das Sehnen nach schlichter Wahrhaftigkeit und deutlich be-
stimmten Zuständen dieparfumirteLiteratur einerFabelweltüberdenHaufen
wehte, jetzt erst erwachte auch der slavische Genius aus seinem Schlummer und
neben dem großen Kritiker Bjelinskij reckte der große Dichter Gogol sich auf.
Es roch in Ruhland damals garnicht nach neuerLiteratur. Zwar, ganz
so schlimm wax der erste Nikolaus nicht, wie erjetzt durch dieLegende schreitet:
er schwang nicht nur das Stöckchen, sondern liebte auch dieJIias, die in man-
chem modernen Lande manchem Minister wohl ein Buch mit sieben Siegeln
ist, und es geschah ihm, daß er im Kreis der homerischenHelden den Beginn
eines Hofballes verträumte. Behaglich war aber die Atmosphäre nach dem
Dekabriftenaufstand und dem Türkenkrieg im Zarenreich gerade nicht; die
feineren Geister kränkelten in derWurzelund überdenHöhen derGesellschaft
zogen sich dräuende Ungewitter zusammen. Die geistig nachWestländermode
Gekleideten, dieSapadniki,schämten sich,Russen zu sein; sie hatten denDuft
der europäischen Kultur gierig eingesogen: und die Mischung aus Juchten,
Schafpelz und Wodka stieg ihnen nun unangenehm in die Nase; sie hatten
in Frankreich, während der Invasion, dieWonnen eines srohenLebeu inFrei-
hcit kennen gelernt: der enge Zwang ward ihnen nun, als sie von der Loire

an die Newa heimkehren mußten, doppelt lästig und ihr Sehnen langte, wie
einer der Dekabristen später schrieb, nach der Möglichkeit, Frankreich nach
Ruhland zu importiren. Diesem Versuch war das nikolaitische Zeitalter nicht
günstig und deshalb geschah, was immer geschieht, wennzwischen dem Willen
der Herrschenden und dem Anspruch der Gebildeten eine Kluft sich aufthut:
es gab eine Entfremdung, eine leiseLösung von allem vaterlandischen Wesen.
In einem Volk von Analphabeten konnte der harte Druck auf vorwärts drän-
gendeGeister nicht eineMassenerZrankung bewirken; in derOberschicht aber,
die seit Iwans Und Peters Tagen zu Gunsten der Selbstherrlichkeit immer
mehr erniedert und atomisirt worden war, nistete die Unzufriedenheit sich ein,
die Unlust am trägen Beharren im Sumpf und die bohrende Sehnsucht nach
den neuen Heilsgütern der Freiheit und Gleichheit. Lyrisch gestimmteSeelen,
wie Puschkin, suchten in hitzigen Leidenschaften denTrost, betteten sich, wenn
sie müde waren,dannindiewärmendeDeckedesByronismus undbelächelten
vornehm die altmodische Mummerei, die von den Söhnen Ruriks bei strenger
Strafe amtlich noch immer gefordert wurde. Andere, denen politischerGroll
die Galle überlaufen lieh, sagten in schriller Rede sich von der Heimath los
und verkündeten lärmend, dem Russenvolk sei in der Menscheitgeschichte keine
Zukunft beschieden. Von dieser Art war Peter Tschaadajew, der Verfasser
des berühmtenPhilosophischen Briefes,der die Russen den unehelichen Kin-
dern verglich, weil ihnen mit ihren Nebenmenschen jede Verbindung fehle.
Tschaadajew war alsPersönlichkeitunbeträchlich und seineUrtheilefind heute
werthlos, aber er ist als der früheste Träger einer Zeitstimmung interessant,
die für die Arbeit der Nihilisten damals die ersten Maulwurfshügel aufwarf.
Im Jahr 1836, alsTschaadajews Brief im Teleskop erschien und zum
Kriegsmanifest der frondirenden Jugend wurde, hatte Gogol eben die Kette
abgestreift, die ihn noch an das längst nicht mehr geliebte akademischeAemt-
chen band, und war, jauchzend rief ers durch die Straßen, wieder ein freier
Kosak geworden. EinKosakund einDichter, aber nicht ein Politiker. Unkluge
Leute, die aus staubigen Literaturgeschichten um Mitternacht eilig Bazar»
Weisheit sammeln, haben ihn zu einem Genossen Tschaadajews gemacht und
feinragendes Werk zu einerpolitischen Satire heruntergeputzt, die dasSystem
des schlimmen Nikolaus mit tätlichem Streich treffen sollte. Das klingt immer
gut, ist billig und schmeichelt dem freien Bürgerstolz sich sehr freundlich ins
Ohr; leider ists nur nicht wahr. Gogol war immer ein Dichter, der Mensch-
liches menschlich sah, und die satirische Grundstimmung seines Wesens ließ
sich niemal in maulheldischen Radikalismus locken; er hat, wie jeder rüstig

Schaffende, auch politisch gewirkt, aber nicht in der Richtung des Nihilismus;
Tolstoi, nicht Turgenjew, hat fein Werk fortgeführt und mit besserem Recht
als Tschaadajew kannselbstKatkow sich seinenVerwandien nennen. Es war ein
Glück für das Land, daß in demAugenblick gerade, wo dumpfeVerzweiflung
die Besten ergriff und alle Leuchtfeuer derHoffnung ausgelöscht schienen, ein
Dichtererstand,deraus dem ^
deneLustundselbsterlittenesWehinwundersamsummendeWeisenzulösenver-
mochte.RußlandsnationalsteDichtung drang ausGogols„Mantel"ansLicht.
Die Weise war neu und sie brachte bald, trotz der dünnen und zarten
Jnstrumentirung, alle anderen Töne zum Schweigen. Orgiastische Wonnen
und Weltenekel, Mondscheinschwärmerei und Menschenverachtung, heißeLei-
denschaft und tückischer Verrath: die Saiten der glitzernden Lyra waren all-
gemach abgespielt und ein neues Stück wollte sich nicht gestalten. Die Masken-
feste, bei denen eine schwarzäugige Schöne entführt und ein Herzensbund
hastig, in einerSyringenlaube, geschloffen wurde, waren ja herrlich gewesen
und den Dichter, der zur Laute die pomphaften Abenteuerlichkeiten sang, hatte
lange reicher Beifall belohnt. Nun aber war des festlichen Lärmens genug;
die Nachahmer verstümperten die Serenaden und Trauermärsche, die Masken-
anzüge erschienen beim Sonnenaufgang fahl und verschliffen. Die Welt war
bürgerlich geworden, blanke Schwerter und Bojarenkoller sah man nicht mehr
und das Gekribbel im dunklen Kleid heischte in derPoesienun das Heimath-
recht. Die Weiteren suchten vergebens den volkstümlichen Ton; sie wurden
öen romantischen und rhetorischen Ueberschwang nicht mehr los und das Be-
mühen Puschkins, vonl Parnaß in die russische Ebene herunterzuklettern, er-
lahmte auf halbem Wege. Auch Gogol brachte aus der bunten Steppe und
aus den Erinnerungen an kriegerische Familiensagen einen balladesken Ton
mit, der deutlich das Epos vonTaraßBulba durchklingt, das Heldenlied vom
Roland der Ukraine. Es war nicht mehr der Romantikerton, eher ein Echo
aus der fernen Welt alter Heroengedichte; aber dieses erste großeWerk, dessen
homerische Fülle und rabelaisische Derbheit denFeinfchmeckerMerinwe ent-
zückten, war zugleich auch einAbschied, eineTrennung von den Träumen der
Jugend. Wie um die Kosakensteppe Süden und Norden streiten, wie da dem
prangenden Orientsommer rasch ein eisiger Winter folgt, so hatten um die
DichterfeeleGogols auch zweiWelten gestritten,fo warin denlachendenLenz
seines frohen Schaffens der erste nordische Reis gefallen. Derunter den Polen-
streichen hinsterbende Taraß sieht prophetisch die Zeit, wo der großrussische
Islam die erwürgte Kofakenfreiheit rächen wird, und der Dichter sendet der

Heldenmär und der Heimath den letzten, klagenden Gruß. Jetzt ists mit der
Abenteuerlichkeit vorbei, vorbei mit dem wilden Leichtsinn des Saporogers:
Feiertagsstimmunglagertsichumihn,evangelischeFrömmigkeitundderKlein^
rufse zieht aus, dem großrussischen Menschen poetische Tröstung zu bringen.
Er findet zweigute Führer: Cervantes weitet ihmdieWeltanschauung,
Puschkin schenkt ihm den für seine Eigenart passendsten Stoff. Der große
Lyriker, der selbst die neue Wcisenichtvermochte, wußte doch ganz genau, wie
sie klingen sollte, und erkannte das merkwürdige Genie des jungen Genossen
sogleich; er sah, daß in Gogol der Messias der unendlich Kleinen erstanden
war, der Dichter der Kümmerlichen aus dem Durchschnitt, die der Poeten-
hochmuth bisher vernachlässigt hatte, weil sie trivial waren, Warzen hatten
und fleckige Röcke trugen. Schon waren dem Novellisten in dieser engen Welt,
die ihm fremd war und die erdeshalb neugierigeresderEingeborene durch-
forschte, Prachtgestalten gelungen, wie der traurigeHeld des„Mantels"; jetzt
sollte er den Rahmen weiter spannen und Puschkin, der immer hilfreiche, gab
ihm denStoss zum „Revisor" und zu den„TotenSeelen".AnbeidenWerken
hatCervantes,denschonderzwanzigjährigeTshinownik leidenschaftlich liebte,
unsichtbarmitgearbeitet; dietiefsinnigeMenschlichkeit, die wir im DonQuijote
mit immer erneuter Freude bewundern, regt sich auch hier, nicht richtend, nur
suchend, und ineinerphantastisch verzerrten Welt mischt ein blitzblankerSpott
sich mit wehem Schluchzen zu niemals und nirgends versagendem Zauber.
Als der „Revisor" nach langerPause wieder auf einer deutschen Bühne
erschien, wurde er mit Hellem Jubel begrüßt, wie eine luftigePosse, die gegen
dieBeamtenkonuptionimZarenreich klatschendeStreiche führt,und eine wohl-
weise Kritik hatte diesem Urtheil kaum etwas Wesentliches hinzuzufügen. So
ganz einfach liegt die Sache nun doch vielleicht nicht. Als Theaterstück wiegt
GogolsKomoedienicht schwer undalssatirischeDarstellungöffentlicherSitten
kann sie denVergleich mitFigarosHochzeitnicht vertragen; dieFabel ist arm
und ohneBewegung und die politische Satire dringt nichtbiszu den Wurzeln
der Schäden. ZarNikolaushätte den Dichter auch gewiß nicht mit Geld unter-
stützt (heimlich sogar, damit der Beschenkte die fichereSelbständigkeitnicht ver-
liere), wenn das Stück so furchtbar gefährlich gewesen wäre. Das erste Schrift-
denkmal der russischen Sprache, eine bischöflicheVerordnung aus dem Jahre
1036, warnt die geistlichen und weltlichen Beamten schon vor der Bestechung
und seitdem ist diese Warnung niemals verstummt; genützt hat sie freilich
nicht. Vielleicht trägt die halborientalische Natur des Russen an der schweren
Erkrankung des Staatsorganismus die Schuld, vielleicht muß der Despotis-

musineinemRiesenreichdurchKorruptiongemildertwerden:jedenfallsstimmt
der Anblick der Beamten, die durch Trinkgelder ihre kargen Einkünfte ver-
mehren, dieRussen eher zu Heiterkeit als zu grimmer Empörung. Gogol aber
war auch hier kein zürnender Richter, sondern ein mitleidigerDichter; und er
zeigt uns nicht verftatztePossenuugeheuer, sondern lebendige, schwache und in
ihrer Schwäche verseuchte Menschen. Herr Chlestakow, der Petersburger der
dreißiger Jahre, der ganz in Romanillusionen lebt und auf seinen erborgten
Europäeraufputzsehrftolzist,lachtüberdiefearmsäligeMenschheitund nimmt
lachend ihr Geld; aber der Dichter stimmt in diesesLachen nicht ein und sein
letzter, mitleiöigerSeufzer gilt den schmählich Enttäuschten, die den Falschen
bestochen haben. Die Leidensgeschichte des edlen Funkers aus La Mancha ist
nicht eine Schnurre von dem geprellten Narren, Gogols Tragikomoedie ist
nicht ein derber politischerSchwank: sie ist das Bild einer Zeitstimmung, ein
Panorama, das Menzel gemalt haben könnte und hinter dessen feinem Ge-
strichel ein unendlicher Horizont sich dehnt. Auf der Suche nach dem groß-
russischen Menschen war der „Revisor" die ersteEtape: so lebte,so verkam, sl>
verängstete sich der Tshinownik, so bedrückte er den Schwachen und wedelte
vor dem nur scheinbar Starken. DerDichter hatte, nach eigenem Geständniß,
das frohe Lachen schon damals verlernt, und als er sein Werk auf der Bühne
sah,mochte seinEmpsinden demwohl sehrähnlich scin,dasPuschkin,nach der
Lecture derTotenSeelen, ausrufen lieh: „Gott, wienamenlos traurigist doch
unser Ruhland!" Sehr ähnlich dem, das aus Nekrassows Versen kreischt.
NikolaiWassiljewitfch Gogol hat das verlorene Lachen nicht wiederge-
funden. Er sah den russischen Menschen, sah ihn in jeöer Gestalt: und überall
vernahm er das Stöhnen und Aechzen eines verlöschenden Lebens. Der rus-
sischeMensch schien ihm gut. für ein friedliches Glück ganz geschassenund doch
zermorscht unter dem lastenden Druck der Verhältnisse, der unabänderlichen.
Das Allheilmittel der Liberalen hatte der zärtliche Steppensohn nicht in der
Tasche und sein gebrochenerWillebewahrtekaumnoch ein schwaches Erinnern
an den gewalttätigen Räubergeist der Ahnen vom fernen Dnjepr. Er war
ausgezogen, um einer Menschheit poetische Tröstung zu bringen, und muhte
mit leeren Händen nun an dem StrohlagerderLeidenden stehenund erkennen,
daß ihnen vor dem Dämmern eines neuen Morgens keine Hilfe zu bringen
war. Die Nutzlosigkeit seines Thuns, das bange Gefühl, nur tote Literatur
zu schaffen, zehrte an dem schwächlichen Manne, der mit seiner Arbeit auch
künstlerisch niemals zufrieden wurde und der sich an dem Mühen um Frische
und Fülle des Ausdruckes zerrieb. Der Gedankenkreis derEvangelien bot ihm

den einzigen Trost: er ging den Weg, den nach ihm Dostojewskis und Tolstoi
beschritten, und wurde der Stifter der slavischen Mitleidensreligion. Als er
von der Pilgerfahrt nach Jerusalem ins Vaterland heimgekehrt war und von
den Rationalisten als halbirrer Mystiker verspottet wurde, schrieb er in seine
Bekenntnisse den Satz: „Ich habe dasLeben aufmerksam verfolgt, das Leben
in seiner grausamen Wirklichkeit, nicht in Träumen der Einbildung, und ich
bin so zu Dem gelangt, der allein die Quelle des Lebens ist." Die ganzeGe-
schichte der russischenDichtung ist in diesepaarWortezusammengedrängt,—
und vielleicht die Geschichte aller modernen Dichtung, die vom Promethiden-
trotz immer zu Faustens Puppenstand führt und vom Venusberg zum Kar-
sreitagszauber. In der Romantikerzeit gehts allenfalls noch mit der frechen
Losung clieu ni maitre; aus der Betrachtung der grauenWirklichkeitaber
sehnt sich das vom Jammer verstörteAuge in höhere Lüfte und das alte Men-
fchenbedürfniß nach himmlischem Trost wird wieder wach. Der arme Enkel
der Saporoger verlor im traurigen Dunkel des Zarenreiches das Lachen und
lernte dafür das christlicheLieben.Großrußland erdrückteihn; und dem Typhus,
der denDreiundvierzigjöhrigenhinwegnahm,blieb nichtmehrvielArbeit. Er
selbst aber, der sich zerquälte, weil er dem Nächsten nicht wirksamen Trost finden
konnte, starb nichtungetröstet und den letzten Blick, der im Gewölk den Erlöser
suchte, durfte dieHoffnung verklären, daher in seinem Volk als derErste unter
den Mitleidigen fortleben werde, alsderRevisordesweltgeschichtlichenDichter-
Prozesses, der dieGroßen ohneErbarmen entthronteund dem Gewimmel der
Kleinen den Eingang ins Himmelreich der Dichtung nicht mehr verschloß
Nicht ungetröstet starb er. Dreiundvierzigjährig erst; und schon ein er-
schöpfter Mann. Auch ein fast vergessener. Die Hofgunst war ihm entzogen;
der Gouverneur von Moskau erhielt auf dem Dienstweg eine Rüge, weil er mit
allen Orden hinter dem Sarg des Dichters bis an die Gruft geschritten war; und
Turgenjew wurde auf sein Landgut verbannt, weil er in einem Offenen Brief
NikolaiWassiljewitsch einen großen Mann genannt hatte. Nun, nach hundert
Jahren, huldigt ihm Ruhland, dem er eine Dichtung aus kaum noch gedüng-
tem Boden gestampft hat; huldigt ihm eine Welt, die ihm, mehr als irgend-
einem Anderen, die Erkenntniß des russischen Islam zu danken hat: dieKennt-
niß einer vorher unentdeckten Menschheitprovinz. DerKosakhatGrohrußland
erobert und die Europäer das Genie Großruhlands empfinden gelehrt. In
hellen unddunklenStundendenkt das Volkderschwarzen Erde, derSteppe, der
Wolgaufer seines Dichters. Und in der Geschichte derWeltliteratur lebt er, als
einSSmann undAhn,und seinesWirkeysSpuristnichtwegzuwischen.M.H.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 10. April 1909.
Dreadnought.
^^dmiral Benrose Fitzgerald: „Die Frage, die von uns Antwort fordert,
GW? ist nicht, ob wir einpaarDreadnoughtsmehrhaben müssen als Deutsch-
land. Nach meinerseemännischen Ueberzeugung sind wirherausgefordert wor-
den und müssen den hingeworfenen Handschuh aufheben. Wir dürfen nicht
das Gesicht wegdrehen und thun, als sähen wir ihn nicht. Als ich ein Knabe
war,sagtemanmir, werzu lange walte,stehlesichselbst dieZeit.Heute fürchte
ich: Wer zu lange wartet, bringt fich selbst um die Herrschaft, um die Macht
des Weltreiches." Admiral Kennedy: „Wenns nöthig ist, werden wir noch
fünfzig MillionenPfund für unsereFlotte ausgeben. DasGeld wird leichtzu
finden sein. Wir hätten ja noch viel mehr auszugeben, wenn diese Schufte
stKo?o ?conncjrc?Zs) unsere britische Küste beträten." Admiral Percy Scott:
„Wir müssen nicht nur auf dem Meer, sondern auch in der Luft stärker sein
als einZweibund der stärksten Mächte." HerrBarlow von der Navy League:
„Was würde aus den Heimstätten derBriten, wenn die Macht, die denElsah
eingesteckt hat,wenn der schnurrbärtige deutscheRiese in dieses Land.käme?"
Der Observer: „Eine fremde Macht hat heimlich die Ziffern ihres Flotten-
programmsverdoppelt undeincnVorsprungvon sechsMonaten erreicht.Das
ist eine Verschwörung gegen unsere Existenz.SolchesHandeln mißachtet alle
Grundsatze derSittlichkeitund giebt uns das Recht zu schneller Vergeltung mit
Waffengewalt." Morning Post: „Das Parlamentwarimmer zufrieden, wenn
es auf dem Papier las, wie viele Panzerschiffe, Kreuzer, Zerstörer wir haben.
Die Marine schien nur bestimmt, den Abgeordneten hübsche Tabellen zu lie -

fern; meldeten die einen großen Tonnengehalt und Kanonenbestand, dann
war Alles inOrdnung. Jetzt muß dieKammer, muh das Volk derThatsache
ins Gesichtsehen, daßunsereFlottenicht fürdenKriegorganisirtist." Asquith,
der Premierminister: „Jeder Brite muh sich schämen, wenn er der Worte
gedenkt, die er in diesen Tagen sinnloserPanik gehört und gelesen hat." Tre-
velyan, der Sekretär des Erziehungamtes: „Wie einOtkanhat, nach den De-
batten über das Flottenbudget, der Schrecken anEnglandsKüste gewüthet."
Marinesekretär Macnamara: „Ich bin ein Bischen besorgt um John Bull;
er, der einst Alles mit würdiger Ruhe aufnahm, verliert jetzt bei der leisesten
Reizung den Kopf und ähnelt einem vom Schlage Getroffenen." Das sind ein
paar Proben britischer Lenzstimmung. Einer Stimmung, die England noch
nicht erlebt hat. Die Flottenpanik von 1859 scheint der Erinnerung nur ein
blassesFlämmchenneben einem Feuermeer. Die Konservatioen, die ansSteuer
und an die Krippe zurück möchten, haben das Feuer geschürt. Der Wunsch,
die Balkanschlappe nicht lange beschwatzt zu hören, hat das neueThema em-
pfohlen. Das erklärt noch nicht Alles. Großbritanien, das seine Schiffstypen
Dreadnought, Inflexible, Jnvincible nennt, sich aljo sür furchlos, unbeug-
sam, unbesiegbar amgiebt, zittert vor dem deutschen Angriff. Und birgt die
Furcht nicht den Verbündeten; nicht einmal den Kolonien. Nie gab es in der
Geschichte dieser großen Nation eine so kleine Stunde. Daß die Welt eines
Tages über Englands Mangel an Entschlußfähigkeit staunen werde, sagte
Bismarck voraus (er brauchte nur zu bedenken, daß Einer, der viel zu verlieren
hat, sich nie leicht zum Wagnih entschließt); hat aber nicht geahnt, daß die
Jnsellömer sich je so schwach zeigen würdm.Wassollen die Freunde in Paris,
Petersburg,Rom, Madrid,Tokio,was inKanada, Australien,Jndien,Egyp-
ten, Südafrika die fest oder lose dem Britenschicksal Verbundenen denken,
wenn sie solches Gewinsel hören? Daß dem Weltreich die Nacht naht? Oder
daß die von denPathologen des Völkerlebens erforschteHysterie der Hellenen
sich auf dem Eiland der einst so männlich lustigen Angeln erneut?
Besuche und Beschwichtigungen sind ertraglos geblieben. Das warvor-
auszusehen. Wir sind nicht weiter als vordenAmusirreisen derStadtoerord-
dneten, Pfarrer,Zeitungschrciber; haben heute mit viel ärgererVerstimmung
zu l echnen als vor Edwards Einzug durchs BrandenburgerThor. Die deutschen
Kriegsschiffe, sagt der Brite, sind für denKampf imKanal und in der Nordsee
gebaut. „Sonst sähen sie anders aus und hätten größere Bunker; denn die
Deutschen werden nicht, wie NikolaisAdmirale, Kohlenkähne nach Ostasien
milschleppen. Sechzig Millionen sind sie; in drei Jahrzehnten fast hundert.

Brauchen breiteren Nahrungspielraum und wollen ihn aus dem Leib unseres
Weltreiches schneiden. Noch können wir die starken Geschwaderin derNordfee
vereinen. Nicht lange mehr. Die Kolonien wollen den Union Jack nicht nur
überalienKaftensehen.UndwennderPanamakanalerössnetist,müssenwirauf
beiden Meeren, die er verbindet, anständig vertretensein. Ein Seemann spricht
von fünfzig Millionen Pfund wie von einem Pappenstiel. Doch die Reichs-
ftnanzen haben die Nachwirkung des Burenkrieges und der Geschäftskrists noch
nicht überwunden; und selbstBalfour würde sich hüten, demVolk ungeheure
Summen abzufordern. Fitzgeralds Rath, morgen loszuschlagen, klingt recht
gut. Nur: ohne Bundesgenossen? Frankreich will nicht. Ruhland kann nicht.
Die deutsche Flotte wäre, wenn sie sich am Angriffspunkt nicht stark genug
fühlte, nicht aus demHafenfchutzzu locken; und jedeLandung brächte sicheres
Verderben. Was also bleibt uns? Dürfen wir warten, bis Deutschland noch
mächtiger, die Möglichkeit ausreichender Bemannung für uns noch geringer
geworden ist? Als die Flotte Louis Napoleons uns unbequem wurde und die
Hoffnung aufeinen zweitenTrafalgartagschrumpfte.haben wir uns mitFrank-
reich verständigt. Was 1859 gelang, kann 1909 wieder gelingen. Der Kon-
kurrent, der nicht niederzurennen ist, muh unser Freund werden."
Die Gelegenheit ist günstig. Und wer sie müßig verpaßt, den Volks-
genossen fürdieVersäumnißschuldhaftbar. Morgen abschließen? Nein. Aber
Vorsorgen. Untersuchen, ob der Gefechtswerth der Schlachtschiffe nicht beträcht-
lich überschätzt worden ist; ob die Sachverständigsten nicht heute schon ganz
anders darüber denken als noch vor zwei Jahren; ob das Deutsche Reich sich
den Luxus erlauben darf, für unerprobte Typen Riesen summen auszugeben.
Ernsthaft untersuchen; Herren, denenBauundArmirungderSchiffeGewinn
bringt, dürfen nicht mitrathen. In England thut die Admiralität, als sei das
vor der ersten Dreadnought Gebaute kaum noch der Rede werth. Ist diese
Schätzung richtig, dann müssen wir, ohnereicheKolonienund mit einem Sol-
datenbudget von achthundert Millionen, uns schnell zur Umkehr entschließen.
Trotzdem der Bau der Schlachtslotte als die größte Leistimy Wilhelms des
Zweiten gepriesen wird. Der Kaiser kann nur wollen, was dem Reich nützt.
Um ihm dieEntschleierung einesJrrthums zu erjparen, dürfte dieFinanzkraft
des Reiches mcht nutzlos geschwächt, die Ruhe des Reichslebens nicht gestört
werden. England wird erst aufhören, uns ringsum Feindschaft zu stiften, wenn
es eine leidlicheVerständigung über die Flottenziffer erlangt hat; und würde
lieber verbluten als eine ihm schädliche Aenderung der Relation hinnehmen.
Auch w ir dürfen nur thun, was unser Jnteresse heischt; nichts Anderes. Können

wir als Landmacht stärker bleiben als der franko-russische Zweibund und als
Seemacht zugleich so stark werden wie England plus Frankreich? Nein. Dann
nützt uns die Ueberrüstung nicht. Ein Krieg moderner Seemächte ward noch
nicht erschaut (Spanienhatte hölzerneKähne, Ruhland eine hastig zusammen-
gestümperte, mit Landratten als Mannschaft hinausgeschickte Flotte); wer
weih, welcheUeberraschungen er brächte? Fast sieht es aus, als werde dieMensch-
heitbaldmerken,dahdiefürdenBaugroherSchlachtschiffeverwendetenSum-
men insWasser geworfen sind Torpedo, Unterseeboot, Minen, Luftschiff: von
allenSeiten sind dieKolosse bedroht. Prüft genau, ehe Ihr auch nur im alten
Tempo weiterbaut. Nicht den Briten zu Liebe: dem Deutschen Reich. Vernunft
ist nie einSchwachheitsymptom. Gründliche Untersuchung kann lehren, dah
dieZeitderPanzerzuversicht schon wiedervorbeiist; und dieBasisschaffen,auf
der eine Deutschlands würdige Verständigung mit Britanien möglich wird.
Die Gelegenheit ist günstig. Eduards System, irgendwo einGeschwür
offen zu halten (Marokko, Makedonien, Serbien), mit dessen Eiter das Blut
der armen Europa am locus minores resistente vergiftet werden kann,
kommt im Augenblick nicht zu rechter Geltung. Indien ist nicht beruhigt und
Kitchener, in dem die Heimath jetzt ihren Scharnhorst zu finden hofft, war
nicht sicher, ob dieMohammedanerdiesmalmit dem selben fanatischen Eifer
wie1857 gegen die Hindus fechten würden. Trotz den tönenden Meetingreden
ist dasReich auch der Geldopfer, die ihm dieSeerüstung aufzwingt, schon ein
Bischen müde. Und es hat erkannt, dah Deutschland dieKraftprobenicht scheut.
Das ist die Hauptsache. Flottenbautempo, Werftleistung, Lustschifferkunst
warenimHerbst schon bekannt. Dünkten den Vetter aber ungefährlich, weil er
sich gewöhnt hatte, uns mit einem billigen Bluff einzuschüchtern. Zum ersten
Mal ists ihm nun mißlungen. Deshalb der Lärm. Eine Marineenquete, eine
offeneVerhandlung mit England kann dasDeutscheReichnichtdemüthigen;
heute noch weniger als je vorher. Nur jetzt keine süßen Worte über denKanal
säuseln; keine Monarchenbegegnung im Mittelmeer; kein Prinzenbesuch in
London. Die helfen nicht; nähren nur wieder den Wahn, auf dem Weg über
den Hof könne zu holen sein, was an der Amtspforte nicht zu erlangen war.
Wir sind noch nicht am Ende. Der Balkanstreit war eine Etape auf
dem Marsch, derDeutsche und Briten vereinen oder zumKampf um dieHege-
monie gegen einander reihen wird. Frohlockt nicht zu früh! Nach DeKasses
Sturz sah esungefähr so aus wieheute; angstliche Nachgiebigkeit hatuns dann
in die unbequemste Lage gescheucht, die das Reich je kennen lernte. Solche
Erinnerung mahnt zu steter Wachsamkeit. Vergeht auch nicht, daß der Geg.

ner von gestern (und vielleicht von morgen) weder territorial noch finanziell
geschwächt worden ist; daß wir nichts Greifbares erobert, nur eine neue An-
fehensschmälerung vermieden haben; daß Oesterreich-Ungarn mindestens
eine halbe Milliarde ausgeben mußte, um einen Besitz zu sichern/der ihm feit
den reichstatter Tagen oft zugesagt war; und daß Rußland, ohl« schlagferti-
ges Heer, ohne die Möglichkeit, einen Krieg zu bezahlen, zwei Großmächte,
die über vier Millionen Menschen ins Feld stellen konnten, vier Monate lang
beunruhigt und dernächstbetheiligten eine schwere Last aufgebürdet hat. Das
Spiel geht bald weiter. Remis: ist jetzt die Losung. Und wir würden wieder
belächelt, wenn wir uns allzu laut desvor derPausegemachtenStichesrühm-
ten und thäten, als hätten wir Grund, uns in neuem Siegesglanze zu sonnen.
Osterstimmung. Der Glaube an einen Frühling ist auferstanden; auf
dem Acker bleibt aber noch die wichtigste Arbeit zu thun. Getrosten Muthes
mag sie begonnen werden. Das Schicksal deutscher Zukunft wird nicht durch
die Zahl der Panzerschiffe entschieden; auch uns kann, wie dem Vaterlande des
Admirals Fitzgerald, schließlich gleichgiltig sein, ob wir drei Dreadnoughts
mehr oder weniger haben. Oreaä nouFw, nichts fürchten: Das muß fortan
wieder die Parole deutscher Politik werden, wie fies in Bismarcks Tagen war'
Wirbrauchen nichts zu fürchten, wenn wir entschlossen sind,demDrang nicht
zu weichen. Der Balkanstreit hat uns gelehrt, daß heutzutage schon die Farbe
der Entschließung den Feind schreckt; daß Einer, der sich zumKrieg entschlossen
zeigt, rasch einzuheimsen vermag, was einst nur auf blutiger Walstatt zu ernten
war. Auch um Marokko wäre kein Krieg entbrannt, wenn wir fest geblieben
wären; und das Deutsche Reich hätte sich Demüthigung und den Abfall un-
zuverlässigerGenossen erspart.Nicht immer wirds uns so leicht gemacht wer-
den wie in derHaemuskomoedie,inder eineitlerPfuschdiplomat undeincere-
brasthenischer Bengel Hauptrollen spielten. Wer gewinnen will, muß auch
wagen. Doch der Bann ist gebrochen. Deutschland wieder als die starke und
muthige Militärmacht angesehen, die nicht durch Schrecken zubändigen, nicht
mit Rosenketten zu fesseln ist: die man niederringen oder mit der mansich an-
ständig abfinden muß-v^aä nou^tii! BlicktumEuch: wenhatderDeutsche
zu fürchten? Er ist unüberwindlich, wenn er sichnicht selbst aufgiebt. Und seit
ers weiß, ist er auch entschlossen, nicht eine Stunde lang noch eine Regirung
zu dulden, die unwürdige Zumuthung vom Fremden wehrlos hinnimmt.
Ein leidlichesQuartal deutscherPolitik liegt Hinteruns. Und fröhlicher
als seit zwanzigJahren klingt das Geläut der Lenzfestglocke ins Ohr.

Der letzte Kondottiere.*)

he, wie alles von der Notwendigkeit Geschaffene und durch die Zeit Bedingte und Erschöpfte, das Kondottierethum nieder- und unterging, stellte es sich der Welt noch einmal in einer Persönlichkeit dar, die Alles, was den Kondottiere zu einer charakteristischen Individualität macht, in sich vereinigt. Der letzte der großen Kondottieri ist Giovanni de' Medici, berühmt als der Führer der Schwarzen Banden.

Sein kurzes Leben fällt in eine der schicksalschwersten Zeiten Italiens. Frankreich und Spanien bekämpfen einander auf der Halbinsel und kämpfen um ihren Besitz. Die italienischen Mächte, unter ihnen der Papst, ergreifen bald für die eine, bald für die andere Großmacht Partei, statt einmüthig sich gegen die Fremden zu wenden. So kommt denn Italien schließlich unter die Botmäßigkeit Spaniens; seine Fürsten, unter ihnen der Papst, müssen mit dem Kaiser Paktiren, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht: der Fremde ist Herr im Land.

Giovanni hat nur noch den Anfang dieses Endes erlebt. Was er thun konnte, um sein Vaterland vor der Knechtschaft zu bewahren, that er unermüdlich und mit aller Kraft. Er diente Leo dem Zehnten, König Franz, Kaiser Karl, diente Dem, der ihm den größten Vortheil bot, die glänzendsten Versprechungen machte, aber sein Streben ging doch dahin, keinen der Fremden zu mächtig werden zu lassen. Deshalb ging er wohl meist von den Kaiserlichen zu den Franzosen, von Diesen zu Jenen; er wollte eine Art Gleichgewicht der Mächte herstellen. Viele und nicht die thörichtesten der politischen Köpfe Italiens sahen in Giovanni das Heil der Halbinsel und das Bollwerk gegen die Fremden; das einzige, das man ihnen entgegenstellen könnte. Man wußte, daß, wenn er die Werbetrommel rühren ließ, ihm die Soldaten von allen Seiten zuströmten und daß ihn die Spanier am Meisten fürchteten und schätzten. Jeder hielt ihn für kühn und feurig, traute ihm große Gedanken und große Entschlüsse zu.

Ein Brief Macchiavellis an Francesco Guicciardini vom März 1620 giebt die allgemeine Auffassung von der Persönlichkeit Giovannis treu wieder. Es geht das Gerücht, der Kondottiere wolle eine Schaar von Leuten zusammenbringen, um Krieg zu führen, wo es ihm am Besten scheine; der florentiner Staatsmann malt sich aus, wie man diesen Gedanken für ganz Italien nutzbringend verwirklichen könne. Von Allen und Jedem müßte Giovanni unterstützt, ihm Fußvolk und Reiter, so viele wie möglich, unterstellt werden: dann würde er bald den Spaniern das Hirn herumtreiben und ihre Pläne durchkreuzen, die darauf zielen, Toskana und die Kirche zu ruiniren; dann würde er dem König von Frankreich den Sinn ändern, wäre er im Stande, über Krieg und Frieden zu beschließen.

In der Aufstellung eines Nationalheeres unter Giovanni sieht Macchiavelli das einzige Mittel, der fremden Mächte sich zu erwehren. Wünsche und Hoffnungen, die sich bei der Zwietracht und eigennützigen Politik der italienischen Fürsten nie erfüllen konnten, auch wenn Giovanni ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Es war noch immer wie früher, daß Jeder im Schutz der Mächtigen empor

5) Ein Abschnitt aus dem (hier schon als interessante und lehrreiche Studie erwähnten) Werk „Die Kondottieri", das bei Eugen Diederichs in Jena erscheint.

und weiter kommen wollte und Alles daran setzte, die Anderen niederzuhalten und zu unterdrücken. Giovanni selbst trug sich mit dem Gedanken, eine Herrschaft zu gründen. Wie alle Kondottieri will auch er für sich und seine Nachkommen Land erobern, eine Heimath haben. Er ist nur so lange, wie er es sein muß, ein Nomade, dessen Haus das Kriegszelt ist.

Er will in der Stadt herrschen, in der die Wiege seines Vaters stand. Wenn er auch nie davon sprach, wenn auch keine Miene seinen Wunsch bekundete, steht doch fest, daß er nach der Herrschaft über Florenz strebte. König Franz gewann ihn dadurch für sich, daß er ihm die Herrschaft über das einst von seiner Mutter Katerina Sforza regirte Jrnola und Forli und über Florenz in Aussicht stellte.

Giovannis Verwandte, die Medicäer, voran die Päpste Leo X. und Klemens VII., suchten den Rastlosen und stets von großen Plänen Bewegten von Florenz, von Toskana immer von Neuem abzulenken. Clemens sttzie ihn schließlich als Gouverneur nach Fano, an den Rand der Adria, als könne er ihn nicht weit genug von Florenz bringen. Auch hier aber stirb! nicht in thatenloser Muße die Kraft und das Feuer des Kondoltiere, der in der Blüthe seiner Jahre steht und noch ungezählte Tage vor sich sieht. Ter Papst hat ihm eire Galeone geschenkt; Giovanni kauft drei Fuften hinzu, bemannt sie mit seinen Leuten, den Dienern seiner Soldaten, aus denen er in kurzer Zeit tüchtige Matrosen gebildet hat, und will Ankona nehmen, es zu seinem Wafferplatz machen und von dort seine Macht über See und Land ausdehnen. Doch Ankona erfährt von seinem Anschlag, ist auf der Hut und Giovanni zieht König Franz Zu, der ihn mit reichem Sold in seinen Dienst ruft.

Hat Ankona sich selbst vor der Eroberung durch ihn bewahrt, so schützt drei Jahre früher nur der nachdrückliche Einspruch des Sardinalkollegiums Perugia vor ihm, als er gegen die Stadt zieht, nachdem er in wenigen Tagen Francesko Maria de la Rovere vom florentiner Gebiet verjagt und Montefeltro erobert hat.

Ehe er nach Fano geschickt ward, hatte er sich in der Lunigiana festgesetzt, wo er einen Platz La Vula gekauft hatte und eine Festung bauen wollte. Das brachte die Markgrafen Malaspina, die Mächtigsten dort, gegen ihn auf. Als sie Ernst machten, rückte er mit dreitausend Mann und einigen Geschützen gegen sie; hätten sich nicht Genua, Florenz und zwei Kardinäle ins Mittel gelegt und Frieden gestiftet, so hätten die Malaspina es theuer büßen müssen.

Wieder und wiedersucht er festen Fuß zu fassen: immer umsonst. Ihm gelingt nicht, was seinem einzigen Kinde, Kosimo, beschieden ist, der mit achtzehn Jahren die Herzogskrone von Florenz sich aufs Haupt setzt und das Reich Toskana schafft, von dem Giovanni träumte.

Jeder, Frankreich wie Spanien, der Papst und die italienischen Mächte, hatten ein Interesse daran, zu verhindern, daß der Medicäer sich irgendwo festsetze; er wäre eine Gefahr für sie Alle geworden. So verging denn dem Kondottiere fein Leben in Plänen, Entwürfen, fruchtlosen Mühen im Feldlager, unter Kämpsen, die seinen Ruhm mehrten, aber keinen,Gewinn für die Zukunft brachten.

Er ist der erste und der einzige Medicr, der als Soldat und Feldherr sich einen großen Namen macht, der einzige Medici auch, der Kunst und Wissenschaft gleichgültig gegenübersteht. Wohl ist er mit Pietro Aretino freundschaftlich verbunden, aber was ihm den „Göttlichen" nah bringt, ist nicht dessen literarische

Größe, sondern seine gefürchtete Feder, die jeden Kronenträger rücksichtlos kritisirt, die Welt in Athem hält und brandschatzt: er steht in Arelino einen Kondottiere der Feder, wie ihn Italien bisher nicht hervorbrachte und auch nicht in den folgenden Jahrhunderten hervorgebracht hat. Er auch nannte Pietro die Geißel der Fürsten. In Giovanni ist das Blut der Sforza stärker als das der Medici. Er ist der Sohn, den sich Katerina, Franceskos des Ersten Enkelin, so lange gewünscht hat, in dem die Größe ihres Geschlechtes wieder aus- und fortlebt. Was sind neben ihm die Söhne, die sie Girolamo Riario, Giacomo Feo geboren hat! Sie hat ihres „Giannino" Großthaten nicht mehr erlebt, aber früh erkannt, welche Gaben ihm die Natur verliehen hatte, erkannt, daß ihre besten Eigenschaften sich auf ihn vererbt haben.

In seiner frühen Kindheit war er für sie ein Sorgenkind. Er ist oft und schwer krank und mehr als einmal geben ihn die Aerzte auf. „Ich weiß nicht, was ich von unserem Ludovico*) sagen soll. Das Fieber ist heute etwa zwölf Stunden früher gekommen und heftiger als beim letzten Paroxismus gewesen. Laßt zu Gott beten, daß er uns ihn erhalte, wenn es für sein Bestes ist", schreibt Katerina einmal ihrem Schwager Lorenzo. Giovanni ist noch nicht zwei Jahre alt, da vertreibt Cesare Borgia die kühne Sforza, „die erste Frau Italiens", wie die Chronik von Venedig sie nennt, aus Jmola und Forli. Sie muß ihm als Gefangene folgen und wird in die Engelsburg gesetzt. Vor ihrem Sturz hat sie aber ihren Giannino flüchten können. Als sie wieder frei ist, muß sie um ihr Kind mit ihrem Schwager kämpfen. Lorenzo hat das Erbe Giovannis verludert und ihn selbst in seine Gewalt bekommen. Katerina gewinnt durch gerichtlichen Spruch ihren Sohn wieder und bringt ihn zu seiner Sicherheit in das Frauenkloster von Annalena, wo Giovanni, in Mädchenkleidern, unter den Nonnen weilt, bis seine Mutter ihren Prozeß gewonnen hat und Lorenzo „aus Angst und Aerger darüber" gestorben ist.

In der MedicKervilla von Kaftello wächst Giovanni heran, von der zärtlichen Mutter behütet, von Antonio de' Numai und Antonio Baldraccani belehrt, „ein großer, munterer und schöner Junge", ein trotziger, wilder, kecker Knabe, der von den Büchern nichts wissen will, der, statt zu studiren, reitet, ringt, ficht, schwimmt, der ein Kriegsmann werden will wie Attendolo Sforza und Francesko. Wenn er früher die Amme und den ersten Lehrer geschlagen, hinter Hunden und Katzen her gewesen, ihnen Ohren und Schwänze zu seinem höchsten Vergnügen abgeschnitten, sich mit seinen Altersgenossen gerauft, geprügelt, mit Steinen, Stöcken, Fäusten bekämpft hat, so treibt er es später noch ärger. Kein Lehrer hält bei ihm aus, und selbst wenns einer thäte, wäre es doch umsonst; Giovanni interessirt ein kleines flinkes Pferd mehr als Vergil und Cicero. Nach Katerinas Tode kann ihn Niemand mehr lenken. Sie hat ihn Francesko Fortunati, dem Pfarrer von KaScina, Kanonikus von San Lorenzo in Florenz, und Giacomo Salviati anvertraut, der ihm später seine Tochter Maria zur Gattin giebt.

Seine Jugend ist von zahllosen Händeln ersüllt. Florenz zittert vor ihm.

^) Der Sohn Katerinas Sforza und Giovannis de' Medici ward erst nach Katerinas Oheim, dem Herzog von Mailand, Lodovico gerannt, nach des Moro Ende aber und seines Vaters frühem Tod nach Diesem.

Er giebt Tag und Nacht nicht Ruhe, bindet mit Allen, mit den ersten Degen der Stadt, an. Der Gonfaloniere Pietro Soderini sieht sich endlich genöthigt, ihn für eine Weile aus Florenz zu verbannen.

Papst Leo X. hat von Giovanni genug gehört, um ihn nicht für ungefährlich zu halten. Mußte man nicht von ihm, der, kühn, muthig, tapfer, durch seine Freigiebigkeit sich viele Freunde und Anhänger gewonnen hatte, für die Medicäerherrschaft fürchten?

In Rom, wohin er auf Wunsch des Pontifex kommt, treibt er es wie in Florenz. Leo X. hat Giovannis Schulden bezahlt und seir.e verpfändeten Güter eingelöst. Bald hat der jetzt Neunzehnjährige wieder Geld in Fülle und eine Gefolgschaft wie in seiner Vaterstadt. Auch in Rom unaufhörlich Händel und Streit. Bei der Engelsbrücke greifen ihn die Orsini einmal mit zweihundert Mann an; er hat nur zwanzig Getreue bei sich und schlägt sich mit ihnen durch, obwohl er sich leicht in die Engelsburg zurückziehen könnte.

Giovannis Ehrgeiz ist größer geworden; die Kämpfe mit florentiner und römischen Stadtwachen haben ihn nur kurze Zeit gereizt, auch die Händel mit feindlichen Adeligen genügen ihm nicht mehr; er will sich jetzt als Soldat versuchen. Wer ihn, der so viele hervorragende Krieger gebildet hat, in militärischen Dingen unterwies, ist uns nicht bekannt Bei seinem ersten Zug, gegen Francesko Maria de la Rovere, den der Papst aus seinem Herzogthum Urbino vertrieben hat und der jetzt sein Land wieder erobern will, hat er den Befehl über hundert Reiter. Er ist der Einzige, der sich unter den Offizieren Lorenzos de' Medici auszeichnet. Obwohl der Papst sich über die militärischen Qualitäten Lorenzos keinen Augenblick täuscht, stellt er ihn doch an die Spitze des Heeres. Welch ein Abstand zwischen ihm und Giovanni, dem geborenen Krieger! Leo X. weiß trefflich die junge Kraft zu nutzen. Giovanni hilft ihm, der kleinen Fürsten von Fermo, Recanati, Fabriano und Benevent, die dem Papst unbequem sind, Herr zu werden, hilft dem Herrn von Sermoneta wieder zu seinem Besitz. Doch all Das ist für Katerinas Sohn nur Vorspiel zu dem Kampf, der im Jahr 1521 anhebt zwischen Kaiser, König und Papst und den er bis zu einem schneeschweren Novembertag des Jahres 1526 mitkämpft, bald unter den französischen Fahnen, zuletzt unter denen der Liga gegen den Kaiser.

In diesen fünf Jahren wächst mit jedem Feldzug sein Ruhm; überall wird sein Name mit Bewunderung genannt. Seine Schaaren, die Schwarzen Banden sind überall bekannt. Als nach Giovannis Tod der florentiner Gesandte Folko de' Portinari nach England kam, konnte er König Heinrich dem Achten nicht genug von Giovanni und seinen Soldaten erzählen. Die verblüffende Schnelligkeit seiner Märsche, die ungeahnte Rapidität seiner militärischen Evolutionen trug ihm den Beinamen „Kriegsblitz" ein. Frundsbergs Landsknechte, die er nicht zur Ruhe kommen ließ, nannten ihn in bewundernder Verzweiflung den „großen Teufel". „Italien" ward er zubenannt, weil in ihm sich die Ehre und der Ruhm der italienischen Waffen verkörperte.

Giovanni ist selbst für diese Zeiten ungewöhnlich schnell emporgekommen.

*) So genannt, seit sie nach Leos Tod ihre weißen Feldzeichen mit schwarzen zur Bekundung ihrer Trauer vertauschten.

und zu den höchsten militärischen Stellen gelangt. Von Jahr zu Jahr wächst seine Macht; und fünf Jahre waren ihm überhaupt nur vergönnt. Papst Leo giebt ihm erst den Befehl über hundert, dann über zweihundert Reiter; als Leo sich mit Kaiser Karl 1521 verbindet, kommandirt Giovanni bereits vierhundert Reiter. König Franz wirbt den Medici 1522 mit viertausend Mann Fußvolk und vierhundert Reitern an und giebt ihm achttausend Dukaten Sold für seine eigene Per. fon. Mit der selben Anzahl Truppen wird er zwei Jahre später wieder von Frank. Mch angeworben. In seinem letzten Feldzug ist er Generalkapitän des gesammten Fußvolkes der Liga.

Die Feldherren, unter und mit denen er kämpfte, sind keine Vorbilder sür ihn gewesen. Wenn man von Lorenzo Medici überhaupt absehen muß, der ja auch nicht mehr als nomineller Oberbefehlshaber des gegen den Rovers ziehenden Heeres war, kommt allein Prospers Kolonna in Betracht. Aber auch er ist größer im Vermeiden von Niederlagen als im Gewinnen von Schlachten und keine Spur in ihm von Giovannis Initiative. Lautrec, Bonnivet, Lannoy: tüchtige, tapsere Soldaten, aber keine Feldherren. Francesko Maria de la Rovere, einst Herzog von Urb'mo, ist wohl, neben Giovanni gehalten, die kläglichste Karikaiur eines Soldaten und Generals. Daß man den Rovere an die Spitze des Ligaheeres stellte, zeugt mehr als alles Andere für die Unfähigkeit der gegen den Kaiser Verbündeten, der spanischen Macht einen wirklichen Könner entgegenzustellen. Neben Giovanni kann sich aber auch nicht der Marchese von Peskara, Ferdinand d'Avalos behaupten. Der Medici ist nicht nur der tapferste und kühnste, er ist auch der begabteste Kondottiere dieser Zeit. Was die Liga in ihm verliert, erkennt sie erst ganz nach seinem Tode.

Giovanni ist kein Mann der vielen Worte; er hält nicht lange Kriegsrath: er handelt. Während die Anderen noch sammt dem König im französischen Lager hin und her überlegen, ob man ein Haus, das die Feinde besetzt haben, erstürmen soll, springt Giovanni voll Ungeduld auf, ruft seine Soldaten und nimmt die feindliche Stellung. Als es gilt, über die Adda zu setzen, und der alte Kolonna noch eine Ansprache an die Soldaten hält, wirst sich Giovanni „wie ein neuer Horatius" in voller Rüstung auf seinem türkischen Schimmel Sultan in die hochgehenden Wogen, die Seinen hinter ihm; sie kommen glücklich ans Land und die Franzosen ziehen sich eilig zurück, denn er fällt über sie mit seinem gewohnten Ungestüm her und ihm am Meisten hat es sein Vetter Francesko zu danken, wenn er den Mailänder Herzogsthron wieder besteigen kann.

Sein Muth und seine Schnelligkeit vornehmlich verhelfen ihm zu seinett Erfolgen und Siegen. Wie ost hat er nicht mit viel geringerer Truppenzahl dem Feind gegenüberstanden und ihn doch geschlagen! Eben hat er mit Peskara Rooecco genommen, woraus sich nur im Hemd der fieberkranke Bayard retten konnte, da hört er, fünftausend Grisonen sind im Gebiet von Bergamo und wollen sich mit dem Heer Venedigs vereinigen. Sofort bricht er gegen sie auf und zwingt sie durch unaushörliche Angriffe, sich wieder zurückzuziehen.

Die Macht der Feinde ist nie für ihn ein Grund, sich ihnen unterlegen zu glauben. Er denkt noch, wie er in Florenz gedacht hat, als er sich mit seinen treuen Genossen der großen Stadtwache gegenübersah. Da wandte er sich und Zählte seine Begleiter: „Zwölf sind wir, — los auf sie!"

Er weiß, wen er hinter sich hat: eine Schaar, von der er jeden Einzelnen
kennt; denn Jeder, der bei ihm unterkommen will, wird einer strengen Prüfung
unterzogen. Es ist eine Auslese der Besten. Wer faul ist, wird aus dem Lager
gejagt, wer feig, bezahlts mit dem Kopf, wer ein Verräther, muß Spießruthen
laufen. Kleine Leute nimmt der Mediei nicht gern, denn die Niccolo Piccinino
sind selten. Wie er selbst das Kopfhaar geschoren und nur einen kleinen Bart
hat, dürsen auch seine Soldaten keine langen Haare und Bärte tragen. Entweder,
sagte er, sind es Nester für Läuse oder der Feind kann sie im Kampf packen oder,
wenn man sie pflegt und parfumirt, verbringt man die Zeit. Sauber muß der
Soldat sein, nichts mehr, ausdauernd, tapfer, kühn, enthaltsam, kein Spieler, kein
Säufer, kein Schürzenjäger; nach des Medici Meinung ist ein Soldat, gut gewaffnet
und gut zu Pferde, der in der Schlacht gesiegt hat, der größte Mann der Welt. Wie
kann man ihn aber mit dem Kaiser und dem König von Frankreich vergleichen?
sragt man Giovanni. Doch, antwortet er, ein einfacher Soldat hat ja den König
gefangen genommen.

Ein wirklicher Soldat kann nach seiner Ansicht nicht zu hohen Jahren kommen.
Als er eines Tages einen damals sehr bekannten Krieger sah, der nun vierund-
siebenzig Jahre zählte, meinte er: „Wenn an ihm Etwas gewesen wäre, würde
er heute nicht mehr leben." Der Soldat muß nach ihm sich nicht auf die Ge-
rechtigkeit der Sache verlassen, für die er kämpft, sondern auf Herz und Hand.
Giovanni kennt nicht die manöverartigen Kondottiereschlachten; er schont
seine Leute nicht. Als Prospers Colonna ihm deshalb Vorwürfe machte, entgegnete
er heftig und auf des Generals Wortes „In einem Walde würdet Ihr nicht so
zu mir sprechen", erwiderte er: „Da würde ich Euer schwarzes Barett roth färben."
Noch mehr ließ er den Grafen Guido Rangone abfallen, der ihm vorhielt, daß
er so viele tüchtige Soldaten in den Kämpfen sterben lasse. „Wenn ich sie sterben
lasse, kann ich auch andere wieder schaffen; Ihr versteht weder das Eine noch
das Andere."

Er war mit seinen Schaaren eng verwachsen. Wer ihnen zu nah trat, forderte
ihn heraus. Er war streng, aber nie hart und ungerecht. Bei Widerspenstigen
und Feigen übte er in früheren Jahren sogar selbst Justiz. Er sprach und vollzog
das Urtheil. Wenn er auch sonst die Zügel nicht zu straff hielt, verlangte er doch
unbedingten Gehorsam. Als er in Fano wieder und wieder Streitigkeiten unter
den Semen schlichten mutzte, obwohl er sie nachdrücklich zur Ruhe gemahnt hatte,
sperrte er, um endlich ein wirksames Beispiel zu geben, zwei seiner fähigsten Haupt-
leute, die ihren Handel hatten ausfechten wollen, bewaffnet, wie sie waren, in eine
Kammer, sagte ihnen, nur einer von ihnen werde sie lebend verlassen, verschloß
sie und ging davon. Die Beiden, Giovanni da Torino und Amiko da Venafro,
hieben auf einander ein, bis sie blutbedeckt und halbtot niedersanken. Aber erst
nach langen Bitten öffnete Giovanni die Thür, ließ sie ausheben und verbinden.
Seitdem war Friede unter seinen Leuten.

Wie er der Erste zu Pferde war, wenn es in die Schlacht ging, wollten
auch die Seinen zuerst den Feind angreifen. Er übernahm willig die schwierigsten
Aufgaben und deckte die Heere beim Rückzug in einer Weise, daß die Feinde bald
von der Verfolgung abließen. Als die Truppen der Liga Mailand, dessen Kastell
dank der elenden Führung des Rovers sich dem Kaiser ergab, fluchtähnlich verlassen
wollten, setzte er sich ihnen entgegen: „Wer jagt uns denn?"

Wie sich selbst, muthete er auch den Seinen das Aeußerste zu. Mäßig w
Speise und Trank (er särbte das Wasser nur schwach mit Wein), einfach in der
Kleidung (nur Gang, Haltung, Geberde unterschied ihn vom gewöhnlichen Soldaten^
nie reiches Gewand, prunkvolle Rüstung und kostbare Waffen), tapser bis zur Toll»
Nihnheit (wie oft ward ihm nicht das Pferd unter dem Leib erschossen, wie oft
rettete ihn aus dem Hinterhalt nur seine Unerschrockenst y, ein Meister in allen
Leibesübungen (zweimal durchschwamm er in voller Rüstung den Po), war er das-
Muster und Borbild, das unerreichte, der Seinen. Ein stattlicher Mann, mehr
als mittelgroß, mit schöngeformten Beinen, kleinen Füßen; sein Gesicht war auf-
fallend bleich, sein starkes Kinn, seine prachtvolle Hautfarbe erinnerte an seine Mutter
Katerina Sforza. Ein Mann, schnell auffahrend im Zorn, aber auch bald wieder
besänftigt, rasch im Entschluß, noch rascher in seiner Ausführung, ein Mann, frei-
müthig im Wort wie in der That (Heuchler sind Feiglinge, erklärte er), ein Mann,
ganz auf sich selbst gestellt, der keine Protektion braucht. Mochte ein Guido Rangone
Briefe über Briefe an den Papst schreiben, um ihm im Gedächtnitz zu bleiben:
Giovanni redet nur durch die That.
Seine Name, seine Anwesenheit im Feldlager wiegt Regimenter auf. Die
Kaiserlichen sagten vor Mailand einmal zu den Franzosen: „Entfernt Herrn Giovannr
aus Eurem Lager und wir wollen mit Euch in offener Feldschlacht kämpfen, ob-
wohl wir weniger zählen als Ihr." König Franz erklärte selbst, er hätte Schlacht
und Freiheit nicht bei Pavia verloren, wenn er Giovanni bei sich gehabt hätte,
und Du Bellay und Montluc versichern das Selbe in ihren Memoiren.
Von den Thaten des Medici erzählen sich Alle voll Bewunderung. Einem
spanischen, fest gewappneten Ritter hat er die Lanze durch die Rüstung gerannt,
daß sie auf der anderen Seite herausgedrungen ist. Seinen Hauptmann Paolo
Luciasco hat er allein aus den Feinden herausgehauen. Seinen Neffen, den Grafen
von San Secondo, den Spanier und Schweizer auf der Straße von Marignano
angegriffen und übel zugerichtet haben, hat er furchtbar gerächt. Er ist den Feinden
nachgesetzt, hat sie niedergehaueu. Jeden gepackt, der sich nicht rettete, die Ge-
fangenen in einige Häuser sperren lassen und diese Häuser angezündet.
Manchmal überfällt den Medici die Wildheit und er wüthet wie seine Mutter,
die an den Mördern ihres zweiten Gatten Giacomo Feo so schreckliche Rache nahm
und selbst Kinder nicht schonte. So läßt er einmal aus Wuth, um einen gefallenen
Hauptmann zu rächen, zweihundert Schweizer niedermachen, obwohl sie sich auf
Vertrag ergeben haben.
Er ist aber nicht nur ein tapferer Soldat, ein kühner Reiterführer, sondern
auch ein Feldherr, von dem man sich das Höchste verspricht. Es ist ihm nicht
vergönnt, in einer großen Feldschlacht sein Könnenwzu zeigen; ehe es zu der für
Franz den Ersten so unglüölichen Schlacht von Pavia kommt, wird Giovanni von
einer Arkebuse im rechten Schienbein verwundet und nach Piacenza, dann in die
Moorbäder von Abano gebracht. Er kämpft nur in zahllosen Gefechten und macht
manche Belagerung mit. Jeden Platz, wo er einmal gewesen, kennt er genau,
jede Art der Befestigung ist ihm bekannt, er kennt das Terrain wie kein Anderer.
Er bringt die Leichte Reiterei wieder zu Ansehen und Ehren; überall läßt
er, zu höchsten Preisen, spanische und türkische Pferde kaufen, denn sie sind die
besten. Begegnet ihm ein Mönch zu Pferde, so nimmt er ihm seinen Gaul und

hiebt ihm einen schlechteren: „Der trägt Euch auch ins Kapitel, ehrwürdiger Vater!"
Die Soldaten erhalten bequeme Röcke und Sturmhauben nach burgundischer Art.
Seine Arkebusiere nimmt er auf Kleppern mit sich; wenn es zum Kampf kommt,
steigen sie ab. Dadurch schafft er sich eine unglaubliche Bewegungmöglichkeit.
Die Albanesen und Levantiner hält er für die besten Reiter und nimmt sie, wo
er kann, in seinen Sold.
Mit seinen Leichten Reitern setzte er Frundbergs Landsknechten besonders
zu, die von den Alpen in die Lombardei med er stiegen, „um den Kaiser und sein
Volk zu erretten, weil offenkundundig und am Tage sei, daß der Papst den Kaiser,
das ehrliche Kriegsvolk und die Kolonna unterdrücke"; ihnen voran der alte Söldner-
führer, dem von seinem Sattel Schnüre aus Gold und Seide hingen, mit denen
er den Papst und den päpstlichen Hof henken wollte. Die Feldherren der Liga
wissen sehr wohl, daß man in offener Feldschlacht diesen Landsknechten nicht be-
gegnen kann. Man muß sie unaufhörlich angreifen und durch fortwährende Schar-
mützel und Gefechte aufreiben. Giovanni geht gegen sie, plagt sie, läßt sie nicht
zur Ruhe kommen. Die Landsknechte nennen ihn voll Grimm den großen Teufel.
Wie sollen sie sich seiner erwehren? Was sie nicht können, thut für sie der Zufall.
Giovanni meint, Frundsberg habe keine Geschütze; er weiß nicht, daß der Herzog
Don Ferrara ihm einige Stück geschickt hat. Mitten im Kampf trifft ihn ein Fal-
konettscduß in den rechten Oberschenkel und zerschmettert ihm den Knochen.
Von Borgoforte wird er nach Mantua gebracht. Die Sänfte kommt im
Schnee nur langsam vorwärts; die Flocken wirbeln in dichten Schwärmen zur
Erde. Endlich ist er in der Stadt und im Hause seines Freundes Luigi Gonzaga.
Er denkt nicht an seine Wunde, nur an die Seinen, die weiterfechten. Seines
getreuen Lukantonio erinnert er sich in herzlicher Liebe. Aretino, der immer um ihn
ist, sagt: .Wir wollen ihn holen lassen!" .Soll Einer wie er", fragt Giovanni,
„den Kampfplatz verlassen, um einen Kranken zu sehen?" Seines Neffen, des Grafen
von San Secondo, gedenkt er: „Wäre er wenigstens hier! Daß ihm meine Stelle
verbliebe?" Er denkt immer an den Krieg: „Wie wird es werden?" Die Aerzte
dringen auf eine Operation und Aretino spricht ihm davon: „Laßt Euch den Schaden,
den das Geschoß machte, beseitigen und in acht Tagen könnt Ihr Italien, das
jetzt eine Sklavin ist, zur Königin machen!" „Es soll geschehen", erwidert der
Medici. Die Aerzte geben ihm Medizin und bereiten Alles zur Operation vor.
Da es Essenszeit ist, überfällt ihn Uebelkeit, er erbricht sich: «Die Zeichen Caesars!"
sagt er zu Aretino. Mit verschlungenen Händen gelobt er, zum Apostel von Ga»
lizien zu pilgern, wenn er gerettet wird.
Die Aerzte kommen; sie haben acht bis zehn Leute gefunden, die ihn halten
werden, während ihm das Bein abgesägt wird. „Auch zwanzig würden mich nicht
halten können", sagt er lächelnd. Er selbst nimmt das Licht, um den Aerzten zu
leuchten. Aretino kann während der Operation nicht im Zimmer bleiben. Obwohl
er sich die Ohren zuhält, hört er ihn doch zweimal aufschreien. Als er wieder
zu ihm kommt, ist Giovanni heiter: ^Jch bin geheilt!" Er läßt sich das abge-
sägte Bein bringen, lächelt, als die Anderen nicht sehen wollen, was er hat dulden
müssen, denkt, wenn er nicht mehr zu Fuß kämpfen kann, so wird er es zu Pferde
thun, denkt aber nicht daran, daß er sterben kann und wird. Er muß sterben,
denn zwanzig Stunden hat er keinen Arzt gehabt und jetzt hat ihm Meister Abraham,

der jüdische Arzt, das Bein nicht hoch genug abgesägt, in dem Stumpf sind Knochensplitter zurückgeblieben, und der Brand wird kommen und Giovanni wird sterben, noch nicht neunundzwanzig Jahre alt.
Einstweilen sind die Schmerzen gewichen, doch zwei Stunden vor Tag kommen sie mit allen Qualen wieder. Er ruft und Aretino springt auf, wirft sich in die Kleider und eilt zu ihm. Sobald Giovanni ihn sieht, sagt er, daß ihn mehr als sein Schmerz der, Gedanke an die Feiglinge quäle; er plaudert mit Aretino und vergißt darüber seine Leiden. Mit dem Morgen kommt eine Todesahnung über ihn. Er vertheilt an seine Getreuen und Diener viele Tausend Dukaten in barem Geld und Gewändern; für sein Begräbniß setzt er vier Julier aus. Er will einfach bestattet werden, er wünscht keinen Prunk, dem er im Leben abhold war, bei seinem Begräbniß. Am ersten Abend in Mantua schon hat ihn der Rovere, als er ihn besuchte, auf seine Christenpflicht verwiesen. Jetzt kommt der Beichtiger, obwohl Giovanni keinen braucht. Während der Schmerzen, die er bei der Amputation litt, hat er gefragt, ob man für eine Sünde zweimal bestraft werde, und da man ihm antwortete: „Nein!", cesagt: „Tann bin ich sicher!"
„Als Soldat habe ich gelebt, wie Soldaten zu leben pflegen; hätte ich Euer Gewand getragen, dann hätte ich wie ein Mönch gelebt!" spricht er zu dem Beichtiger; „obwohl es nicht erlaubt ist, will ich in Aller Gegenwvrt beichten, denn ich habe nichts meiner Unwmdiges gethan." Dann sagt er das Confiteor, in dem, wie er glaubt, Alles enthalten ist. Das ist seine Beichte.
Nach der Vesper kommt zu ihm der Marchese von Mantua, Federigo II. Giovanni und er haben einander auf den Tod gehaßt. Federigo hat dem Medici zwei treffliche Hauptleute weggelockt und das Gerücht nicht totgeschwiegen, das besagte, Giovannis Kraft und Erfolge beruhten nur auf seinen Offizieren. Aber der Medici hat wieder und wieder gezeigt, daß er Herz und Kopf und Hand der Seinen ist und ihre Seele. Federigo hat wüthend gesagt, er werde ihn töten lassen, Giovanni hat geantwortet: „Ihr werdet es befehlen und ich werde es thun." Und der Marchese hat es nur seinem Glück zu danken, wenn er Giovanni nicht in die Hände fällt. Jetzt aber ist der Medici krank und der nahende Tod versöhnt nun die beiden Feinde. Der Marchese umarmt ihn und spricht ihm liebevoll zu: „Bittet mich um eine Gunst, die Euch und mir geziemt?" sagt er ihm zuletzt. .Liebt mich, wenn ich gestorben bin!" erwidert Giovanni.
Seine Diener umstehen trauernd das Lager. Seine Hauptleute kommen; er mahnt sie, seine Ehre hochzuhalten. Sein Neffe, der Graf von San Secondo, soll der Führer der Schwarzen Banden werden. Man fragt den Sterbenden, ob er nicht ein Testament machen wolle; er braucht es nicht, die Armuth und die Gesetze haben es schon für ihn gemacht. Sein Sohn erbt den Nuhm des Vaters und seine vielen Schulden. Giovanni hat nie Geld gehäuft, immer es mit vollen Händen ausgegeben, Güter verpfändet, jetzt noch wie in seiner stürmischen Jugend in Florenz und Rom. Seine Soldaten haben immer mehr gehabt als er, der nichts für sich braucht.
Er will noch einmal vor seinem Tode den kleinen Kosimo sehen, denn er weiß, daß er sterben muß. Der Marchese tröstet ihn und sagt ihm, er werde wieder gesunden, aber Giovanni erwidert: „Ihr verliert heute Euren größten Freund und treusten Diener." Dann spricht er vom Krieg, der ihn mehr als alles Andere

bewegt. So geht es bis zur neunten Stunde der Nacht; es ist die Vigilie deS
Heiligen Andreas. Da quälen ihn die Schmerzen so, daß er Aretino bittet, ihm
vorzulesen, bis er einschläft. Aretino lieft und Giovanni schlummert ein. Nach
einer Viertelstunde fährt er auf: „Ich träumte, ich sei gesund und kämpfe Wenn
es mir erst besser geht, will ich den Deutschen zeigen, wie man kämpft und wie
ich mich zu rächen weiß."
Er empfängt die Letzte Oelung und kommt wieder etwas zur Ruhe. „Ich
will nicht unter diesen Pflastern sterben", sagt er. Man legt ihn auf ein Feldbetts
er schläft ein und im Schlaf kommt zu ihm der Tod. Das Sterben verändert
seine Züge nicht, die stolz, kühn und herrisch wie im Leben sind, seine Augen nicht,
die noch blicken, wie sie im Leben geblickt haben. Auf Wunsch Aretinos nimmt
Giulio Romano von ihm die Totenmaske, die der Göttliche ehrfurchtvoll bewahrt
und nach der Tizian das Bild des Kondotnere malt. Auf Herzog Kosimos Befehls
der Giovannis Gebeine später in die Graokapelle der Medici bringen ließ, schafft
Bandinelli sein Denkmal, das den großen Reilerführer sitzend zeigt und vor dem
die Florentiner sagen: „Herr Giovanni äalls darxZs nsi-s, des langen Reitens
überdrüssig und müde, ist vom Pferde gestiegen und hat sich gesetzt."
Das Volk Mantuas füllt die Straßen, die Frauen die Fenster, als mau
ihn zur letzten Ruhe trägt. Die Bahre haben seine Hauptleute auf die Schultern
gehoben, der Marchese mit allen Gonzaga, mit seinem Hofstaat, mit den Behörden
folgt ihr nach San Francesko, wo man den Medici niederlegt in voller Rüstung,
mit seinen Waffen, als ginge es wieder in die Schlacht.
Ein großer Kriegsmann wird zu Grabe getragen: mehr noch: die Hoffnung
Italiens in dieser schweren Zeit; mehr noch: der letzte Kondottiere.
Traunstein Dr. Alfred Sem er au.
LWS
Helbstanzeigen.
Tagebuch einer anständigen Fran> Verlag von Albert Langen in München.
Als ich 19<?6 die „Beichte einer Gefallenen" veröffentlichte und damit auch
literarisch einen Strich unter den traurigsten Abschnitt meines Lebens zog, ahnte
ich nicht, daß das „Tagebuch einer anständigen Frau" einmal noihwendig werden,
würde. Auch dieses Buch ist ein Versuch der Selbstbefreiung von etwas unend-
lich Widrigem. Trug das erste Werk mehr den Charakter einer Beichte, so ist das
Tagebuch einer anständigcn Frau eine Anklage, die im öffentlichen Interesse er-
hoben wird. Mehr gegen ein System als gegen die Personen, die dieses System
vertreten. Darum wurde in dem Buch selbst (obwohl es nur erweisliche Wahr-
heiten enthält) jede Andeutung der Stadt, in der diese Ereignisse sich zutrugen,
vermieden. Die Stadt ist Frankfurt am Main. Aber Alles hätte sich eben so gut
in einer anderen Stadt Deutschlands (oder wenigstens Preußens) abspielen können.
Aber wie man mich hetzte, wie mein Gatte ein Opfer dieser Privatrache wurde, wie
man ihn, den Mann von nicht nur unantastbarem Charakter, sondern auch von
unantastbarem Ruf und Vorleben, in dem selben Staat, in dem unter Umständen
zuchthauswürdige Verbrecher mit der größten Höflichkeit behandelt werden, auf eine

Denunziation hin verhaftete und nicht nur mit Strolchen und Stromern zusammensperrte, sondern sogar zusammenfesselte: Das, scheint mir, ist selbst für Preußen nicht gerade typisch. Und darum scheint mir auch mein Buch, das absolut keinen Anspruch auf „künstlerischen« «Weith macht, ein Interesse zu haben, das über das eines rein persönlichen Menschenschicksals weit hinausgeht. Wenn das Buch dazu beiträgt, die Aufmerksamkeit auf Mißstände zu lenken, die zur öffentlichen Gefahr geworden sind, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Frankfurt am Main. Hedwig Hard.

Christenthum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.
E. Haberland in Leipzig, 1950.

Die Leser der „Zukunft" haben einige meiner Meinungen über religiöse Dinge kennen gelernt. Dem Emen oder dem Anderen mag ein Buch nicht unwillkommen sein, das diese Ansichten in geordnetem Zusammenhang und einigermaßen vollständig vorträgt. Die Kapitelüberschriften lauten: I. Die Vergangenheit. 1. Die Zeit der Apostel und der apostolischen Väter. 2. Die altkatholische Kirche. 3. Die Kirche als politische und Geistesmacht. 4. Die Kirche in der Völkerwanderung, Z. Die Eingliederung der Germanen in die Kirche. 6. Die Deutschen retten und erhöhen das Papstthum. 7. Das Papstthum auf der Höhe seiner Macht und die Blüthe der katholischen Wissenschaft. 8. Verderbniß und Niedergang der abendländischen Kirche. 9. Das Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation. 10. Der Tridentinische Katholizismus. 11. Die innere Entwicklung des evange« lischen Christenthumes und sein Einfluß auf die äußere Gestaltung des Lebens. 11. Die Gegenwart. 12. Rationalismus und Aufklärung. 13. Die Romantik, die Restauration und die katholische Renaissance. 14. Der Ultramontanismus besiegt den Romantizismus. 15. Protestantische Theologie und evangelische Kirche in Deutschland. 16. Der gegenwärtige Kampf der Konfessionen in Deutschland. 17. Religiös-kirchliche Zustände in den übrigen Ländern. III. Die Zukunft. 18. Kann der wissenschaftlich Gebildete heule noch an Gott glauben? 19. Der Offenbarung--charakter des Christ entHumes. 20. Es giebt keine unfehlbare Lehrautorität; der Dogmatismus und der Orthodoxismus sind Verirrungen. 21, Kritik der wichtigsten Dogmen. 22. In welchem Sinn die katholische Kirche zu reformiren ist. 23. Katholische Ethik. 24. Askese und Mystik. 25. Ausblick in die Zukunft.

Erst nach vollendeter Korrektur ist in der Druckerei der Schluß der letzten Anmerkung auf Seite 723 durch Weglassung einer Zeile und Verdoppelung einer anderen zu völliger Sinnlosigkeit entstellt worden. Er soll lauten: „Die geforderte Aufhebung der eigenen Persönlichkeit, des endlichen, psychischen Ich endlich beweist gleich vielen anderen Aeutzerungen Schmidts seine Verwandtschaft mit dem Pessimismus, der in der Jndividuation das Böse steht. Dazu hat, von Fichte an, trotz Hegels optimistischem Temperament, der gesammte sogenannte Idealismus geneigt; erst der an Leibniz anknüpfende Lotze hat der deutschen Philosophie den Weg gezeigt, auf dem der Sturz in den Abgrund vermieden werden kann, und öieser Weg führt ganz nah ans Christenthum heran."

Neiffe. Karl Jentsch.

Die junge Generation.
er metaphysische Tick erregt die Seelen. Man hat sich mit der Literatur-
strömung von heute abgefunden, indem man sie als „Neuromantik"
popularisirt hat. Und da nun dieses Wort einmal in einer Atmosphäre von
Jugend und Leichtsinn schwimmt, fühlt sich der besonnen Zeitgenosse ver-
pflichtet, sich aus diesem Chaos zu einer ernsten Lebensgestaltung durchzuringen.
Man naht sich der Kunst mit einer michelangelesken Geberde: Wir haben Ver-
pflichtungen. Wir stehen vor der Epoche des „ernsten Menschen". Um den
Namen ist man nicht verlegen: Neuklassizismus.
Im Schatten dieses heroischen Wortes brüten die Fanatiker der Regel.
Die Entdecker seltsamer Gesetzlichkeiten, die alle Räusche und Erregungen mit
Rezeptnamen belegen. Die ästhetische Schöpfung so von Regeln abhängig
machen, daß alle zufällige Heiterkeit wie mürber Staub abfällt. Bebrillte Pi-
raten, die Alles nehmen, was an Ueberschwang und Reichthum erinnert. Nur
das Nothwcndige ist durch das Gesetz gerechtfertigt. Natürlich: der große Zug.
Der ernste Mensch hat immer das Bedürfniß nach Großzügigkeit. Transpirireno
sollst Du schaffen. Wie gesagt: die klassische Tragoedie. Voll Strenge und
Unerbittlichkeit; mit einem Wort: Hebbel.
Franz Seroaes, der auch einmal jung war (und ein Goethebüchlein ge-
schrieben hat, das ihm jetzt wahrscheinlich sehr unangenehm ist) empfahl in
einem Aufsatz neulich Hebbel als Erzieher. Es „schauen heute auf Hebbel fast
alle jene jungen Leute, die. mit Zukunftsdrang und schöpferischem Willen be-
gabt, ein Herauskommen aus der gegenwärtigen Unzulänglichkeit ersehnen und
fest entschlossen sind, ihre Kräfte zu hohen Zielen zu spannen". Welche trost-
losen Perspektiven! Und weiter lobt er als ernster Mensch die durch Hebbel
erzogenen Paul Ernst und Wilhelm von Scholz. Das langsame Emporwinden
der neuweimaraner Klassik beweist von Neuem, wie der Deutsche um den Preis
seines Bildungbedürfnisses (Nietzsche hat ein anderes Wort dafür) zu jeder
Qual bereit ist, selbst zur peinvollstcn Langeweile. Wie trockenes Holz, das der
Wind aufstört, prasselt der Rhythmus der ernstischcn Verse in m iner Er-
innerung. Hebbel als Erzieher einer jungen Generation! Welch reifes Alter
gehört dazu, Das mit ernstem Feuer zu verkünden, welch ein endgiltiges Ver-
gessen der eigenen Jugend. Welch Vergessen Goethes
- Eckermann erzählt: Das Gespräch wendete sich auf den Tusso, und welche
Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen'gesucht. Idee? sagte Goethe;
„daß ich nicht wüßie! Ich hatte das Leben Tafsos, ich hatte mein eigenes
Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zu-
sammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso . . . Die Deutschen sind
übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und

Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei! So habt doch endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben!" Ja, Goethe! Was wußte Der von deutschem Bildungbedürfniß? Wie kann ein Kunstwerk vollkommen sein, dessen Dichter sich nicht bewußt war, die letzte Essenz des Daseins und aller Erfahrung in seinen Versen eingefangen zu haben? Hebbel, sehen Sie, da vermißt man nie den großen Ernst, das Ringen des Künstlers. Schweiß! Schweiß! Das Abwerfen der Gedankenschalen, das rauchige Aufblitzen und Steigen der Gedanken, die uns in den Strudel hineinreißen: Das ist die peinliche Unklarheit der jungen Leute. Hebbel ist bis zum letzten Grunde seiner Seele klar, bis zu dem Punkt, wo Alles als eine mathematische Konstruktion erscheint. Hebbel ist der Heros der Unsinnlichen, die durch seine schwer aus gedanklichem Ringen sich lösenden Reliefs ihre Denkkraft angetrieben fühlen und die Leichtigkeit, das Freiwerden von Gedanken als Befreiung durch die Kunst ausgeben. Die Kunst hat wenig mit der glasklaren Helle zu thun, die gleich einer chemisch erzeugten Atmosphäre um die Verse Habbels ruht, die wie mit hydraulischer Kraft aus widerspenstigem Material gestanzt scheinen. Nie überrieselt den Leser bei Hebbel das plötzliche Blühen der Dinge, das Quellen neuer Schönheit, wenn der Dichter sie berührt. Nie dieses tiefe Gefühl, daß der Dichter vom Licht der Welt entzündet war und ihre Schönheit im seligen Schauen aussprach. Hebbel trifft, was Goethe von Schiller sagt: „Es war nicht Schillers Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflektiren." Und: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten."

Hier berührt Goethe (den ich in dieser Abhandlung noch oft sprechen zu lassen gedenke, weil er ein erlauchter Mensch und Feind aller schlechten Musik war) den wunden Puntt: die Stellung des Dichters zur Wirklichkeit. Goethe spiegelte sich gern in einem Wort, das er sehl liebte: Schauen. Der Dichter hat kein höheres Interesse als das, die Wirklichkeit dazustellen, die er geschaut hat. So dachte sich Goethe die Dichter der antiken Tragoesien, fernab oon jedem „sentimentalen" Versuch, Ideen in Versen auszudrücken. „Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgendeine längst fert'ge Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, diese für das Theater so gut und wirksam wie möglich darzustellen." Mit der dichterischen Gestaltung der Wirklichkeit muß die Idee gleich nutgestaltet fem: außerhalb ihrer befindliche Ideen kennt der Dichter in Hinsicht auf scm Schaffen nicht Die spekulative Aesthetik der deutschen R^mantillr, die Paul Ernst auch allerdings für hoffnunglose

Dilettanten hält, mündet in dü'se Forderung, daß der Dichter nur seine Wirklichkeit darzustellen habe, daß jedes Kunstwerk fein eigenes Ideal in sich trage. Und den tiefsten Schatz goethischer Erfahrung durch alle verschlungenen Gänge sorgsam achtend, erklären fte immer wieder: der Künstler habe nur die Besonderheit darzustellen, alle Verallgemeinerung geschehe aus unkünstlerischen Absichten. Das trifft Hebbel, wie es Schiller trifft. Hebbel mißachtete die Besonderheit der Erscheinung, der Wirklichkeit. Er sah nicht, daß die künstlerische Erscheinung der Idee erst durch den Reichthum empirischer Zusälllgkeiten, Einzelheiten möglich ist. Seine Menschen führen tas Leben der Maschinen, deren Schönheit dann besteht, in möglichster Vereinfachung möglichst viele Funktionen zu vollziehen. Aber die ästhetische Wirkung beruht, elementar ausgedrückt, auf dem Schein der Wirklichkeit, auf der Suggestivkraft des Einzelnen.
Es mangelt an Raum, über Hebbel erschöpfend abzuhandeln. Daß er ein großer Mensch war, einer, der in letzte Tiefen mit schmerzhafte Kraft und Zartheit blickte, daran denke ich nicht zu zweifeln. Ich erwähne seine Schauensarmuth, weil ein unbedenklicher Schriftsteller ihn beispielhaft für ein junges Geschlecht empfand. Warum er gerade als Erzieher verherend wirken kann, sagt ein anderes Wort Goethes: „Ich habe mir die ästhetische Ansicht der Welt, die landschaftliche, durch die wissenschaftliche ganz verdorben und dabei kommt endlich auch nicht viel heraus." Wenn eine junge Generation denkbar wäre, deren Blutumlauf so trüg, deren Sinnlichkeit so muthlos wäre, daß sie gerade dem Beispiel Hebbels folgen würde: sie müßte in einem tobenden Gallert verwirrter Spekulationen enden. Was diese Art ästhetischer Betrachtung zu Tage fördert, zeigt das von Servaes belobte Werk Paul Ernsts „Der Weg zur Form", zeigen die Dramen der „N^uklasftk", zeigt, wenn Sie wollen, der Essay von Franz Servaes, den ich noch nie mit so tötlich ernstem Munde und in die Ewigkeit gerichteten Augen doziren hörte.
Das Verwirrende ist die Vorstellung der „Form". Damit sind wir im Centrum des weimarischen Irrgartens. Der Begriff der Form ist seit Schiller ein sprudelnder Brunnen von Verwirrung. Die Form ist die Bestimmung, unter der wir eine Erscheinung überhaupt als künstlerisch empfinden. Ist ihrem Inhalt nach ein Verhältmßgesctz, unabhängig und unwandelbar. Veränderlich ist, was der Künstler u d^s Gesetz einordnet. Bei Seroacs verselbständigt sich die Form in seltsamster Weise. Tie muß „organisch ausreifen" oder er empfindet gac: „Die Form ist der höchste Inhalt." Diese Unoerstänolrchkeit der Begriffe entspringt der Methode, allgemein giltige ästhetische Gesetze durch Beobachtung un) Vergleichung von Kunstwerken zu finden. Allgemein giltige Gesetze vermag dieser Psychologismus natürlich nicht zu gewähren; nur eine von persönlichsten Eindrücken erfüllte Unklarheit der Begriffe. Bei Servaes tritt diese Metbode noch naio und anspruchslos auf; mit aufsaugender Lnige-

weile und magiftralem Elnst beherrscht sie die neuklassische Gemeinschaft. Ich denke hier vor Allem an Emsts „Weg zur Form", das fatale Produtt eines nicht unbegabten Menschen, d^m sich „das landschaftliche Bild verdorben hat" und der nun mit der Leidenschaft seines Wirkungtriebes in ästhetischen Untersuchungen Ausdruck zu finden hofft, ohne sich in die Abstraktionen der Wissenschaft hineinzufinden. Der Rest ist Verwirrung.

Paul Ernst ist um ähnliche Ziele wie Hebbel bemüht Ader ohne dessen quälende Wltierungsgabe. Einer, dem nicht, wie Hebbel, die R?volte im Blute blitzt. Was bei diesem der stane Wille eines Einsamen ist, ist bei Ernst die erarbeitete Ueberzmgung eincs nachdenklichen Menschen. Ich halte es aber nun einmal für e-ne unglückliche Veranlagung, sich bei vorwiegend dichterischer Begabung um ästhetische Spekulationen bemühen zu müssen, während das an Anschaulichkeiten gebundene Denken selbst bei qualvollster Askese es nur zu einer unreinen Abstraktion bringt. Steht ein Mensch großen Formates dahinter, so sind seine Aeußerungen eben an sich werthvoll. Ernst ist von dem Gedanken einer absoluten Gesetzlichkeit so hingerissen, daß sich ihm öie logische Struktur der Erscheinung unwiderstehlich in den Vordergrund drängt Es stachelt dieses überreizte Bedmfmß nur noch mchr, daß ihn sein Psychologismus zwingt, alle Erscheinungen als Relativitäten, durch zeitliche Einflüsse be« dingt, aufzufassen. So bringt er selbst das Sittengesetz in der kantischen Formulirung um seine Allgemeingiltigkeit; es ist ihm nur „Formel für die da« malige Sittlichkeit". Nun sieht die kantische Formulirung des Sittengesetzes von jeder empinichm Erscheinung ab und konstatirt nur, unter welcher Bedingung Menschen mit Bewußtsein ihrer Würde in Gemeinschaft leben können. Jede zeitliche Moral zeigt sich als durch die besonderen Bedingnisse geformte Erscheinung dieses Gesetzes. Damit ist zugleich die Definition der Tragoedie gegeben, bei de? alle auf ihre Analyse abzielende Aeslhetik erst beginnen kann und zu der Ernst vermöge seines Relativismus nicht kommt. Das Individuum, das, seine persönliche Freitheit entwickelnd (seine individuelle Auffassung des Sittengesetzes), sie auch gegen das Sittengesetz durchzusetzen sucht, ist Objekt der Tragoedie.

Ernst sieht dre Tragoe)re von Zeitlichleiten abhängig und vergißt, daß es sich dabei nur um ihren veränderlichen Inhalt handeln kann. Aber sein Trieb zum AllgemeingilUgen muß nun das Absolute an anderer Stelle suchen und er findet e5 m der Situation. Diese soll „objektiv" sein. „Jede Hand» lung, die rein aus dem Charakter entspringt, nicht aus der Notwendigkeit einer objektiven Situation, in die jeder Charakter Hineingerathen kann, ist im letzten Grunve willkürlich." Das ist der Gipfel des Begriffslyrismus. Die Situation ist die Beziehung 5er Charaktere auf einander innerhalb eines gegebenen Stoffes, die sich in der Erscheinung als staw8 quo zeigt: in der

Tragödie ist sie, ihrer Dynamik nach, gemäß iwer Definition eindeutig bestimmt. Die zeitliche Besonderheit hängt vom Dichter ab. Ernst scheint sich unter Situation etwas Beharrliches vorzustellen, in das bald Der, bald Jener eintritt, wie der Mensch in Blakes mythologischem System in seine Zoas. Aber diese objektiven Situationen haben entscheidende Wirkungen: Shakespeare, zum Beispiel, weiß, daß sie im „Othello" fehlen, und „deshalb hat er seine Figuren mit so wundervollen Leben ausgestattet, daß er uns doch wenigstens während der Darstellung das Gefühl der Nothwendigkeit suggerirt". Und als Emst die Brauchbarkeit seiner ästhetischen Theorie an Shakespeare erprobt, sieht er endlich ein, daß Shakespeare keine Tragoedien schreiben konnte. Das, was auf uns wirkt, ist „dramatische Lyrik". Hieraus (aus der dramatischen Lyrik) entsteht Shakespeares Reichthum; es gehört schon, meint Ernst, „der ganze Dilettantismus unserer Romantischen Schule dazu, diesen Zusammenhang nicht zu durchschauen!" So wirkt das bloße Hinsehen auf die logische Struktur der Tragoedie.
Ernst weiß nicht, daß der vollkommenste logische Organismus erst als Kunst empfunden wird, wenn er mit dem ganzen Reiz der Einmaligkeit auftritt, also als historisches Geschehen wirkt. Seine dramaturgische Kritik beginnt immer damit, daß sie die Tragoedie ihrer Einmaligkeit entkleidet und sie ganz naturalistisch für etwas Allgemeingiltiges nimmt. Es zeugt von dieser ästhetischen Barbarei, eine solche Learbetrachtung niederzuschreiben, wie es Ernst gethan hat. Zeugt von einer abgestorbenen Epidermis, von zuchtloser Brutalität des ästhetischen Empfindens, wenn er Lear als die Tragoedie eims thörichten Greises behandelt. Ein Schauspieler, der Lear so darstellen würde, wäre vor thät« lichen Beleidigungen nicht sicher Die Tragoedie Lears ist eben nicht die des typischen alten Mannes, sondern die Tragoedie Lears, die nur in diesem Rhythmus des Geschehens in so düsterer Gluth aufleuchtet. Das ist das Tragische, daß sich dieser König als die Macht empfindet, die er repräfentirt. Die Abgabe der äußeren Zeichen berührt ihn nicht. Er bleibt für sein Empfinden Das, was Kent von seinem Antlitz liest: Hoheit. Hoheit, die Jeder, der ihr wie einem Menschen naht (wozu sich Lear durch seine Abdankung vor der Welt gemacht hat), als einen Beleidiger empfindet. Die Umwandlung Lears zum Menschen, ein gewaltiges Schicksal sagenhafter Könige, löst die Energie der Tragoedie. Ein Fanatiker greift blind durch Blüthen und Glorie, um die „objektive Siluation" zu suchen.
Die Tragoedie auf ihr logisches Schema zu bringen, es in sehr bedeutungvollen, konzentrirten Versen auszudrücken, die kein Feuer der Seele geschmolzen, kein heiterer Sonnenstrahl berührt hat: Das ist das Ideal des Neuen Weimar. Wer hier die neue Generation sieht, beweist sein Ruhebedürfniß.
Wir aber, die wir uns unsere Freunde an der Erscheinungen wechselndem Spiel, unsere Heiterkeit nicht rauben lassen wollen, uns froh den Einflüsterungen

unseres Dämons ergeben und heiter gestaltend leben: an uns ists, Protest zu
erheben gegen ein Dogma, das uns Alle mit seinem Medusenhaupt ängstet:
mit qualvollster Langeweile. Feierlich soll erklärt werden: Man stirbt bei
diesen im Frost erstarrten Versen. Mir schauert vor dem Tiefsinn, den ich aus
der künstlerischen Gestaltung herauslesen muß, um als anständiger Mensch fort-
an zu vegetiren. Dann lockt schon reicher eine andere Stimme: Gestalten im
Anblick der erhabenen Wirklichkeit, bewegt vom Wellenschlag eines heiteren
Herzens, aufschäumend in den Stürzen eines hingegebenen Enthusiasmus. Der
Alte aus Weimar, der so die Kunst sah, scheint mir ein besserer Führer zu
sein als Hebbel, der nur in Posen Rodins in meinen Träumen erscheint. Ge-
wiß: es giebt eine junge Generation; es ist höchste Zeit, Das zu betonen. Es
wühlt dumpf wie Sturm und Aufruhr, die sich durch die fette Breite der
Zeitgenossen keine Kanäle schaffen kann. Es giebt noch unbekümmerte Menschen,
die angstvoll die Zumuthung abweisen, ihre Kunst mit tiefsinnigen Ideen zu
laden. Unsere Zeit, verfettet in träger Selbstachtung, abgestumpft durch mili-
tärisch geregelte Belustigungen, bedarf anderer Antriebe, um epileptische Zuckungen
zu verspüren. Man lasse die Hände von klassischer Bearbeitung urzeitlicher
Tragoedien und gebe sich athmeno dem Leben hin, wie es Goethe nur je ge>
wünscht hat. Es ist die Anmaßlichkeit kühn gewordener Pedanterie, dem Künstler
seine Form vorzuschreiben. HsvGnons K 1a nawi-s.

Die junge Generation. Sich äußern, darstellen, die Welt seines Innern
in einem Sturm von Begeisterung hinausschreien, sich ergießen in die trüb-
dunkle Fülle der Gestalten, strahlend voll siegreicher Empörung: so läuten sich
junge Generationen ein. Darstellen im Feuer des Enthusiasmus, der die Last
einer trägen Zeit mit lachender Revolte von sich schleudert; sich darstellen, das
Spiel seiner Seele wiederfinden im leuchtenden Strom des Geschehens: Das
dünkt mich eher eine Begeisterung schauenstiefer Menschen zu sein als die
chemischen Bemühungen aus Neuweimar, deren Verse dem Schauspieler im
Mund erfrieren. Es giebt andere Dramen in der zeitgenössischen Literatur,
die von frischeren Kräften zeugen. Und dann, die Boten der Zukunft: das
Werk Johanms V. Jensens, der das äußerste Kap unserer Zeit beschritten hat
und leuchtend aus Dampf und Rauch die Götterstatue des neuen Menschen
hebt, mit elektrischer Gewalt nach unserer Seele zuckend, der sich in weiter
Fülle strahlend eine neue Lichtung des Lebens öffnet. Und schon hat die
junge Generation, von der ich spreche, das erste Werk hervorgebracht: ein
Trompetenstoß über blache Felder, eine schillernde Schale, in der das Meer
unserer Sehnsucht spielt, blühender Sturm in einer Nacht der Muersbrünste:
„Der Fremde", Roman von Ren6 Schickele.

Niederschönhausen. Rudolf Kurtz.

Karfreitagslegende.

as Furchtbare war geschehen. Ein bluttrunkener Pöbel schleifte den Heiland
der Welt zur Richtstätte.
In der Mitte des heulenden Volkes aber weilte Einer, dessen düsterer Schatten
die hereinbrechende Sonnensinsterniß noch verdunkelte, dessen Gegenwart bei diesem
gräßlichen Triumphzug unentbehrlich war. Satan führte seine Getreuen heute selber
an. In ihren todheifchenden Schrei mischte sich seine Stimme in einem grollenden
Donnerton, der grauenhafter war als alles Brüllen verthierter Menschheit.
Nun war das Opfer beinahe vollendet. Die bleiche, blutüberströmte Gestalt
des Heilandes lag mit ausgebreiteten Armen auf das Kreuz hingestreckt und der
Henker griff nach dem Hammer . . Da blickte sich der Mann suchendem. Wo waren
die Nägel? Keiner seiner Gehilfen reichte sie ihm. Wo waren sie? Indem offenen
Korb, in dem sie bei anderen Geläthschaften gelegen hatten, nicht mehr. Vermuth-
lich waren sie beim Tragen durchs Gedränge verloren worden.
Ein Schrei getäuschter Wuth entrang sich allen Kehlen. Den Vnurtheilten
nur mit Stricken an sein Kreuz festzubinden wie die beiden Anderen, erschien den
Wolfsherzen viel zu mild. Nägel mußten es sein, die ihm Hände und Fuße durch-
bohrten; und recht scharfe, lange.
Schon wollten einige Dienstbeflissene nach der Stadt zurückeilen, um das
Nöthige zu holen, während ihr Opfer inzwischen in seiner peinvollen Lage blieb:
da drängte sich ein Mann nach vorn und hielt triumphirend eine Handvoll großer,
spitzer Nägel in die Höhe „Ich habe gesehen, wie sie aus dem Korb fielen, und
habe sie ausgehoben!" stammelte er ganz alhemlos vor Hast und Eifer. Allseitiger
Beifall lohnte ihm; der Henker aber klopfte ihm auf die Schulter.
„So Einen wie Dich kann ich gebrauchen! Du kannst mir nachher auch
das Kreuz aufrichten helfen, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin. Da sind willige
Arme nölhig. So ein Kreuz mit einer Last daran ist schwer."
Der Mann nickte bereitwillig und stand gleichgiltig dabei, während der Henker
nun die schlanke Hand des Hingestreckten aufritz, sie wider den Kreuzbalken
drückte und mit harten Schlägen den eisten Nagel hindurchtrieb. Das Blut spritzte
Hochauf und ein krampfhaftes Zittern lief dmch die Glieder des Heilands. Die
wohlthätige Betäubung, die auf ein paar Minuten seine Sinne umfangen hatte,
wich der Gewalt der Schmerzen. Sein Mund verzog sich, er öffnete die Augen.
Ihr Blick traf den freiwilligen Helfer. Vermachte eine rasche Bewegung rückwärts
und schob einen der Knechte vor sich.
„Wird Dir übel? Kannst Du kein Blut sehen?" höhnte der Henker, während
er die linke Hand des Heilands annagelte. Der Angeredete erwiderte etwas Un-
deutliches, blieb aber in seiner gedeckten Stellung. Da rief eine gellende, unschön
heisere Weiberstimme aus dem Gedränge heraus: „Der hat auch alle Ursache, den
Blick des Rabbi zu meiden! Hat ihn Der doch vor sechs Monaten vom Aussatz
geheilt! Und nun schleppt er ihm zum Dank die Nägel der Marter herbei!"
Diese Undankbarkeit überraschte sogar den Pöbel. „Jsts wahr, was das
Weib sagt? Warst Du krank? Hat er Dir geholfen?" klang es von allen Seiten.
Der Gefragte richtete sich trotzig auf. „Sie lügt! Wie kann ich krank gewesen
sein? Ihr seht doch, daß ich gesund bin!"

„Deshalb könntest Du doch stüher krank gewesen sein? Dieser da hat Manchen geheilt!" meinten Einige.
„Aber mich nicht! Ich war nie unrein!"
Da kreischte die gellende Stimme wieder auf und überschrie das Geräusch der Hammerschläge, mit denen der Heiland vollends angenagelt wurde. „Es ift doch wahr! Ich weiß es! Dieser hier, Abner, Sohn des Hadidja, war ausgestoßen und aussätzig. Mit den Unreinen wohnte er in leeren Gräbern und mit den Hunden stritt er sich um den Fratz vor Hunger. So war er. Und der Rabbi hat ihn geheilt, hat ihn wieder Mensch sein lassen! Nun lohnt er ihm so!"
Ein dumpfes Murren erhob sich im Volk und der Mann, dem die Blicke nicht gefielen, mit denen er gemustert wurde, fing zu zittern an. Dann aber raffte er all seinen Muth zusammen. „Sie lügt!" rief er frech. „Hört Ihr denn nicht an der Stimme, daß es eine Aussätzige ist, die da spricht? Eine Unreine, die sich gegen das Verbot unter uns geschlichen hat, um ehrliche Leute zu verleumden? Da, seht selbst!" Mit diesen Worten nahm er einen Soldatenjpeer vom Boden und ritz dem Weib damit auf rohe Weise den Kopfschleier herunter, um die Unreine nicht mit den Händen zu berühren. Das entstellte Angesicht einer Aussätzigen wurde sichtbar und Alles prallte zurück. Der Instinkt der Selbstcrhaltung wachte auf. Drohende Rufe erschallten und die Hände hoben Steine zum Wurf.
Die Frau aber ließ sich nicht abschrecken. „Und wenn ich gleich gesteinigt weicde: ich sags doch und Ihr werdet mir glauben. Dieser Abner hier ist mein Nachbar in der Höhle gewesen, wo wir zusammen hausten. Unrein wie ich war er, bis ihn der Rabbi geheilt hat."
Sie schrie so laut, wie sie konnte; doch jetzt achtete Niemand mehr aus ihre Anschuldigungen; Alle waren nur auf die eigene Sicherheit bedacht.
„Was gehts uns an? Mach Deine Sache mit ihm allein aus! Wer hieß Dich aber das Gesetz übertreten und unter uns kommen?" grollten Alle.
Da trat in das entstellte Antlitz ein Zug, der es beinah schön machte. „Warum ich gekommen bin? Nicht wegen dieses Elenden, den ich nur zufällig wiedererkannte: Nein, ich habe dem Tode getrotzt wegen Eines, der mich nicht geheilt hat, zu dem ich nicht hinkommen konnte, als er noch unter uns wandelte, und den ich doch so sehr liebe. Den wollte ich noch einmal sehen. Den Ihr jetzt kreuzigt . . ."
Sie wollte noch mehr sagen, da traten einige Soldaten mit eingelegten Speeren auf sie zu. „Hinweg, Weib?" riefen sie streng.
Einen Augenblick stand die Aussätzige noch still; ihr Antlitz wendete sich nach dem Gekreuzigten, der auf dem Marterholz am Boden lag. „RabbuniZ" flüsterte sie und der unendliche Schmerz verlieh ihrer Stimme einen Hauch des früheren Wohlklanges. „O Rabbuni!"
Da drängten die kalten, scharfen Speerspitzen auf sie zu. „Hinweg mit Dir!"
.Ich bin fertig!" sprach sie kurz, hüllte sich in die Fetzen ihres Schleiers und schritt, von Speeren umstarrt, von Männern mit Steinen in der Hand verfolgt, durch die Gasse, die ihr das Volk ängstlich freiließ . . . Bald danach lag sie erschlagen, abseits vom Wege unter einem Haufen von Steinen, den man über den noch warmen Körper gehäuft hatte, und ihr Blut sickelte zwischen den Ritzen hindurch.
Während das Weib gesteinigt wurde, richteten die Henker das Kreuz auf. ES stieg langsam empor, mit dem Angenagelten daran, es schwankte hin und her, von

kräftigen Armen gehalten und geschoben, bis es in die bereitete Grube hineinge-
stoßen und mit Keilen fest angetrieben worden war, so daß es nicht umfallen
konnte. Nun stand es als ein Merkzeichen, hoch und düster in dem grauen Dunft
des Tages; und ein so tobendes Brüllen des Volkes begrüßte den Anblick, daß
die schwere Luft darunter erbebte.
Dicht am Kreuz, mitten unter dem rasenden Pöbel, stand der Mann, den
die Aussätzige Adner genannt hatte, und schrie mit Allen um die Wette. Breit-
spurig, die Hände in die Seiten gestemmt, stand er da; doch hatte er seinen Platz
so gewählt, daß ihn der Gekreuzigte nicht ansehen konnte. Mußte dieses Weib auch
gerade hier losbrüllen! Als er unter den Ausgestoßenen lebte, da war sie ihm
recht gewesen, denn sie theilte jeden erbettelten Bissen mit ihm. Aber dann, nach-'
dem er in ihrer Abwesenheit durch den Wunderthäter geheilt worden war, dessen
Weg an seiner Höhle vorbei führte, wollte er nichts mehr von der Genossin seines
Elends wissen. Er hatte sie verlassen, ohne sich um sie zu kümmern, sich den Prie-
stern gezeigt, um rein befunden zu werden, und dann war sie vergessen. Niemand
sollte wissen, daß er einmal unrein gewesen war. Das hätte ihm schaden können.
Deshalb ging er allen Aussätzigen aus dem Weg. Auch durfte Niemand ahnen, daß
er mit dem Verurtheilten da je zu thun gehabt hatte oder gar von ihm geheilt
worden war. Es ging ja ums Leben, wenn die Priester solche Dinge erfuhren.
Unter diesen Gedanken war Adner unwillkürlich vorgetreten; eben so haftig
aber ging er wieder zurück . . .
Der Henker lachte und hielt ihm eine Küiblsflasche voll Dattelbranntweins
hin. „Da; trink einmal auf den Schrecken."
Adner that einen tiefen Zag. „Was meinst Du? Ich habe keinen Schrecken
gehabt", meinte er leichthin, als er die Flasche wiedergab.
Sämmtliche Henkersknechte singen zu lachen an. „Stolle Dich nicht so, als
ob es Dir gleichgiltig gewesen sei, was die Aussätzige sagte, Sie wird wohl Recht
gehabt haben! Aber uns kümmert es nicht."
„Nein, sie hat nicht Recht gehabt! Ich war immer gesund! Und auch wenn
ich krank gewesen wäre, hätte ich nicht Diesen da um Hilfe gebeten. Ich bin ein
Rechtgläubiger, dem das Gesetz über Alles geht!"
„Bist ein Schristgelehrter? Ich dachte. Du seiest ein armer Teufel wie wir."
„Das bin ich auch. Aber trotzdem eifere ich für das Gesetz und hasse Alle>
die dagegen freveln!"
Alles lachte aus vollem Hals. Abner hörte den Hohn und die Verachtung
der Herzen in dem Klange. Das machte ihn rasend. „ES ist nicht wahr, nicht wahr,
daß Dieser hier mich geheilt hat!" schrie er mit zitternder Stimme.
„Warum kannst Du ihm denn nicht in die Augen sehen?"
„Das kann ich wohl!" Abner wandte sich nach dem Kreuz und blickte stier,
mit sichtlicher Ueberwindung, zu Dem hinauf, der mit geschlossenen Augen daran
hing. „He Du, Mefith, Gesetzorccher, schau mich einmal an!" schrie er dabei.
Langsam hoben sich die Lider von den totwehen A^gen des Dornengekrönten.
Da machte Abner wieder eine Bewegung, als wolle er sich verstecken. Die Leute
neben ihm kicherten. Einige kleine Buben johlten. Das ritz ihn wieder nach vorn.
„Verflucht seist Du!" schrie er, am ganzen Leibe bebend vor Scham und
Wuth, und schleuderte eine Handvoll Gerölls, das er aufgehoben chatte, nach dcm

bleichen, blutüberströmten Haupt hinauf. Dann blieb er steif stehen und glotzte ins Leere hinein, denn vor ihm tauchte aus dem zunehmenden Dunkel ein Antlitz auf, bei dessen Antlitz ihm das Blut zu Eis gerann.

Es war ein schreckliches Antlitz. Menschenähnlich, größer und gewaltiger, dabei aber doch auch wieder niedriger und thierischer. In fahlem Eigenlicht stand es vor dem Entsetzten. Der Körper, der dazu gehörte, verschwand im Schatten. Hatte das Antlitz Augen oder lohien gedämpfte Flammen in den Kraterhöhlen unter den finsteren Brauen? Die Nüstern der scharfen Nase bebten vor grausamer Gier. Das Gebiß fletschte wie die Giftzähne einer Viper. Auf der hohen Stirn thronte furchtbare Macht. Und dieses Angesicht lachte. Es lachte in grauenhafter Freude und N'ckte dem Zitternden, wie einem alten Bekannten, beifällig zu.

Abner wandte sich mit schlotternden Knien an seine Umgebung. „Da . . . da . . . seht Ihr nichts . . .?!" röchelte er und wies ins Leere.

Schallendes Gelächter antwortete ihm; und als er scheu nach der Stelle hinblickte, wo das fürchterliche Gesicht ihm zugewinkt hatte, war es verschwunden. Er stammelte: „Mir ist nicht wohl"; und lief fort, so schnell ihn seine wankenden Beine tragen wollten . . . Im tiefen Dunkel fand er kaum seinen Weg; überall stieß er auf Menschen, die gleich ihm in ihre Häuser flohen, und Alles redete von der unerklärlichen Finsternitz.

Endlich war das kleine Haus erreicht, das er bewohnte. Er riß den Schlüssel aus dem Gürtel, öffnete die Hausthür und erschrak aufS Neue. Alle die vielen gefüllten Oelkrüge, die in dem dämmernden Gewölbe standen, sahen aus wie eine Reihe von Mißgestalten Zwergen, die ihn höhnisch angrinsten.

Bebend vor innerem Frost, daß ihm die Zähne zusammenschlugen, zündete er ein Lämpchen an; noch eins und wieder eins, bis der ganze Raum hell war. Dann schloß Abner die Fensterladen, um die Nacht nicht zu sehen, und kauerte sich auf dem Lager zusammen, wie ein geschlagener Hund.

Wls war ihm wiederfahren? Welch ein Gesicht hatte er gesehen?

Es war ja richtig, daß ihn der Nazarener geheilt hatte. Aber wußte er denn damals schon, daß dieser Wundertäter ein Gesetzbrecher, Zauberer, Gotteslästerer war? Hätte er Das damals schon gewußt, so wäre er nicht Zu Diesem gegangen. Er war im Grund ein Betrogener, ein Getäuschter! Er hatte zu klagen, baß er unwissentlich von einem Zauberer geheilt worden war und nun Theil an dessen Schuld hatte, ohne es zu wollen. Da war es nur Sühne und Buße, wenn er der Hinrichtung beiwohnte und dabei half, wo er nur konnte. Und die Aussätzige? Hatte er nicht Unrecht gethan, sie der Verfolgung preiszugeben? Gewiß nicht! Es war seine Pflicht, die Menschen vor Ansteckung zu warnen und ihnen bie Gefahr zu zeigen, in der sie schwebten. Die Frau traf die gerechie Strafe für die Uebertretung des Gebotes, Gesunden zu nahen. Außerdem hatte sie sich ja öffentlich als Anhängerin des Nazareners bekannt.

Sie war aber doch früher^gut zu ihm gewesen und hatte ihm in seinem Elend geHolsen: er aber hatte sie verlassen. Das war nicht so gemeint gewesen. Er wollte ihr schon zu rechter Zeit Nahrung und Kleidung schicken; nur eben nicht gleich, so lange seine Spur noch zu ihr hinsührte. Später! Warum hatte sie nicht gewartet? Warum war sie unter die Menschen gegangen? Warum hatte sie ihn verklagt und ihn zur Nothwehr getrieben? Alles war ihre eigene Schuld!

Als Abner so weit in der Selbstrech Fertigung war, fühlte er sich beruhigt
und erleichtert. Die Dunkelheit kam gewiß von einer Sonnenfinfterniß . . .
In diesem Augenblick schlugen die Töne einer Handpauke an AbnerS Ohr,
die ihm sagten, daß Straßenmusikanten vor der Thür waren. Er rief sie herein;
es war ein blinder Jüngling mit seiner Schwester. Abner kannte sie und bewirthete
sie mit Allem, was er hatte. Dafür sollten sie ihm ihre Künste vormachen.
Die Beiden freuten sich des Verdienstes und gingen auf all seine Späße
ein, so daß bald darauf das stille Gewölbe von Singen und Lachen widerhallte.
Endlich hielt Abner dem Mädchen eine gefüllte Weinflasche hin und rief: „Trink,
schöne Rahab, trinke Dir Feuer an, um Dein bestes Lied zu singen!"
Rahab brachte ihm lächelnd ihr sinnliches Gesicht mit den rothen, dürstenden
Lippen ganz nah . . . Da verzerrte es sich jählings, er schrie auf und stieß das
Mädchen von sich. Es war kein Fcauengesicht mehr, das ihn aus ihren schwarzen
Flechten hervor angrinste. Es war das fürchterliche Antlitz von vorhin. Und jetzt
rollten die Doppeldonner von Gewitter und Erdbeben über die wankende Erde.
Abner verlor das Bewußtsein.
Als er wieder zu sich kam, lag er allein in seinem Gewölbe auf dem Boden.
Die Thür stand weit offen, die schrägen Strahlen der Spätnachmittagssonne sielen
hindurch. Der Himmel draußen war blau, die Leute gingen auf den Straßen
ihren Geschäften nach. Alles war wie an jedem Tag.
Zuerst dachte Abner, er habe geträumt, als er sich schwerfällig erhob und
seine Sinne zu sammeln suchte. Dann aber sah er die Weinschalen suf dem Tisch
stehen; und er hörte die Vorübergehenden von der Finsternitz und dem Erdbeben
sprechen. Da merkte er, daß er nicht geträumt habe. Weil ihm aber die Sonne
und der blaue Himmel das Selbstbewußtsein wiedergegeben hatten, ließ er sich
diese Erkenntniß nicht viel anfechten. Kein Zweifel: er war betrunken gewesen
und hatte dabei die selbe Sinnestäuschung gehabt wie auf dem Richtplatz. Trotz
dieser Zuverficht konnte er es aber in seinem Gewölbe nicht aushalten. Es waren
so dunkle Ecken darin. Er wollte lieber hinausgehen und Bekannte aufsuchen.
Hastig schloß er sein Haus wieder ab und eilte auf die Straße. Beim dicken Ezechiel
droben in der Oberstadt gabs guten Wein und luftige Kameraden; dahin wollte er.
Seltsam: obwohl das WeinhauS an der anderen Seite lag, war er bald
wieder auf der Richtflätte, wo die drei Kreuze in die Luft ragten. Zuerst erschrak
er, daß ihm das Herz fast stillstand; dann aber packte ihn eine unheimlich zwingende
Neugier, die ihn Schritt vor Schritt näher an die Stätte heranzog. Ob der Ver-
urteilte noch lebte?
Er war tot, war sogar schon vom Kreuz abgenommen und Leidtragende
waren um seine Leiche beschäftigt. Abner brauchte nicht mehr vor seinem Blick.zu
bangen. Gr athmete auf. Und schritt einer nahen Schänke zu, die ihm bekannt war.
Gejohl und Gelächter schallte ihm daraus entgegen. Römische Soldaien
zechten in dem WirthshauS. Abner wäre am Liebsten wieder umgekehrt, weil es Leute
aus der Kohorte waren, die am Kreuz die Wache hatten. Doch der Wirth hatte den
Gast schon gesehen und nöthigte ihn herein. „Tritt ein, guter Freund, es ist noch
Platz da. Ich habe den besten Cypernwein heute erhalten. Versuche den Tropfen!"
Abner nahm sich zusammen und trat in das enge, rauchige Gelaß, in dem
es nach den fettgebackenen Speisen roch, die aus dem Kohlenfeuer in der Ecke be-

reitet wurden. Die Soldaten würfelten und zechten und achteten des einsamen Gastes nicht. „Sie machen sich einen guten Abend", schmunzelte der Wirth, indem er Abner Wein vorsetzte. „Ich habe ihnen Alles abgekauft, was sie von den Hingerichteten an Kleidern und Sachen erbeuteten; nun wird der Gewinn vertrunken. Etwas Besonderes war nicht dabei, außer einem Stück, das unter Brüdern noch zweimal mehr Werth ist, als ich dem pockennarbigen Gallier dafür gab, der es erloste. Ein wirklich gutes Stück. Willst Du es haben, Abner? Ich lasse es Dir billiger als Anderen."

Abner wollte nicht sehen und machte eine abwehrende Handbewegung; aber schon hatte der Andere einen Rock, wie ihn die Rabbiner tragen, vom Gesims genommen und breitete ihn auseinander.

„Schau nur? In Einem gewebt, ohne Naht, tadellose Arbeit, schön in der Farbe. Was sagst Du dazu?"

Eine dunkle Macht zog Abner den abgewendeten Kopf herum; er mußte Hinsehen, ob er wollte oder nicht. Purpursarbig war der Rock und einige Flecke von noch tieferem Purpur waren darauf.

„Die Blutspuren gehen heraus; dann ist der Rock wie neu", meinte der Wirth und schaute lachend über das ausgespannte Gewand hinweg, das er in beiden Händen hoch hielt, auf Abner hin. Und da verzerrte sich dessen Gesicht. Wars wieder Satan, der den Entsetzten anlachte?

. . . Abner wußtö nicht, wie er in das einsame Thal gekommen war, in dem er sich plötzlich wiederfand. Er mußte sinnlos fortgelaufen sein und einen weiten Weg querdseldein gemacht haben, denn seine Kleider waren von Dornen zerrissen und seine Füße vom Geröll blutig. Es war Nacht. Der Mond schien bleich und kalt. Nur zerklüftete Felsen ringsum, kein Baum, kein Strauch, kein Grashälmchen wuch5 in dieser Oede. Er ächzte. Aber hatte er denn so Schlimmes gethan? Ein Jeder würde in seiner Lage so gehandelt haben. Es war nur berechtigte Nothwehr und die Sorge ums eigene Leben, die ihn zu Allem trieb.

Da stieg ihm eine Erinnerung auf. Hatte nicht Der, von dem er geheilt worden war, neulich erst im Tempel gesagt: Wer sein Leben, lieb hat, wird es verlieren? U.^d Abner hatte damals gerufen: Hosianna'

Abner fühlte plötzlich, daß er nicht allein war. Etwas, Jemand war m seiner Nähe. Er sah sich um . . . Neben ihm ragte ein sonderbar gebildeter Fels in die Höhe mit einem Abschluß, der einem Menschenhaupt glich. Der Mond schien hell darauf. Und jetzt wars kein Fels mehr, sondern eine ungeheure schattenhaste Gestalt und das Antlitz dieser Gestalt kannte er nur zu gut. Jetzt lachte es aber nicht. Der Mund war zusammengekniffen, die finsteren Brauen waren gerunzelt und die lohenden Augen blickten ihn starr und unverwandt an. Jetzt wußte er, daß es keine Rettung sür ihn gab. Stumm hockte er da, bis ihm fem gräßlicher Herr mit den Augen ein Zeichen machte. Da stand er auf und ging. Er wußte nicht, welchen Weg er einschlug, noch, wohin sein Fuß trat. Er taumelte wie ew Trunkener, er kroch wie Einer, den eine Centnerlast erdrückt, aber er ging vorwärts und die schattenhafte Gestalt mit dem furchtbaren Antlitz ging neben ihm her. Endlich kam er in der Einöde an ein tiefes Loch, das mit schlammigem, brackigem Wasser gefüllt war. Da winkte sein Herr: Abner warf sich hinein und ertrank darin wie ein unreines Thier, das ersäuft wird.

Düsseldorf. Anna Freiin von Krane.

Wiegand.
^^m Sommer des Jahres 190; hatte ich Gelegenheit, mit dem Generaldirektor
G^'oes Norddeutschen Lloyd, Dr. Heinrich Wiegand, zu sprechen. Es war das
Jahr der nordatlantischen Tarifkämpfe, unter denen die bremer Gesellschaft mehr
als das Hamburger Schwesterunternehmen zu leiden hatte. Dem winkten damals
außerdem beträchtliche Extragewinne aus Nußland, dessen Regirung es Schiffe ver-
kaufte, und es konnte für 1901, während Bremen nur 2 Prozent gab, 9 Prozent
vertheilen. Das war, als ich Wiegand aufsuchte, noch nicht vorauszusehen; trotz-
dem verbarg er die Sorge um das Kommende nicht. Die Dividendenfrage war ja
nicht so wichtig wie die weltpolitische Aufgabe der großen Rhedereien. Ich erinnere
mich eines Satzes, den Wiegand sprach und der seine Denkart erkennen läßt. „Es
wäre thöricht, zu leugnen, daß wir Erwerbsinleressen haben. Die Aktionäre geben
ihr Geld nicht um einer Idee willen her, sondern, weil sie es gut verzinst haben
wollen. Uns großen Rhedern ist aber eine ideale Aufgabe gestellt, die sich in nüch-
ternen Zahlen nicht ausdrücken läßt. Nur schade, daß unserem Wollen durch die
tyrannische Macht des Kapitals so enge Grenzen gezogen find." An Temperament
und Beweglichkeit fehlte es Wiegand nicht; aber er wollte draußen immer der kühle
bremer Patrizier scheinen, der Bürger der Weserstadt, in deren Mauern der Typus
des königlichen Kaufmannes noch zu finden ist. Man hat Wiegand oft vorgeworfen,
daß er sich nicht nur von kaufmännischen Grundsätzen leiten, sondern von der Hoff-
nung blenden lasse, Bremen könne wieder mächtiger werden als Hamburg. Der
durch diese Hoffnung entstandene Wettkampf habe den Lloyd schließlich in die un-
bequeme Lage gebracht, in der er beim Tode seines Generaldirektors war. Wir
wollen nicht abwägen, wie groß die Schuld des Einzelnen sein mag; je reicher
der Mensch an Ideen ist, desto leichter stößt er sich an den rauhen Kanten der Wirk-
lichkeit. Daß Wiegand für die Bremer viel geleistet hat, ist unbestreitbar. Doch unter
den Trauerkundgebungen, die in ungewöhnlicher Fülle dem Lloyd zuströmten, war
die werthvollste der Nachruf, den Ballin dem bremer Konkurrenten widmete. „Wir
.betrauern sein Hinscheiden aufs Schmerzlichste, nicht nur, weil er der Leiter einer
uns befreundeten und auf vielen Gebieten eng Verbündeten Gesellschaft war, die
unter seiner Führung eine hochangesehene Stellung in der ganzen Schiffahrtwelt
gewonnen hat; wir richten vielmehr unseren Blick auf die Verdienste, die Dr. Wie-
gand sich um die deutsche Schiffahrt erworben hat, und auf Das, was seine Arbeit,
die weit mehr als die Grenzen seiner Vaterstadt umfaßte, für das ganze deutsche
Vaterland bedeutete. Viel zu ftüh hat ein tragisches Geschick ihn aus unserer Mitte
gerissen; und doppelt schwer ist ein solcher Verlust in einer Zeit, wo die Schiff-
fahrt mit ungewöhnlich widrigen Verhältnissen zu kämpfen hat." Diese Worte, die
die Aktionäre der Hamburg-Amerika-Linie stehend anhörten, sagen mehr als das
übliche Beileidsgerede. Heute ist eine ernste Zeit für die Schiffahrtgesellschaften.
Eine Zeit, die Köpfe verlangt. Wenn da über einem starken Hirn sich der Sarg,
deckel schließt, fühlt auch der Gegner im Wettbewerb den Verlust des Zählers. Wer.
konnte ahnen, daß der scheinbar so Rüstige die Grenze des Greisenalters nicht er-
reichen werde? Aber vielleicht ward der Lebens faden gerade zur rechten Stunde
abgeschnitten; vor der Schwelle, hinter der schlimmere Enttäuschung harrte.
An dem Tag, der Wiegand sterben sah, war an der Börse erzählt worden

daß zwischen Direktion und Aufsichtrath des Lloyd Differenzen über die Aufstellung
der Bilanz entstanden seien und der Generaldirektor aus der Gesellschaft scheiden
werde. Dem Gerücht wurde widersprochen; aber wenige Stunden danach war der
Direktor sür immer aus seinem Amt geschieden. Die Schwierigkeiten, mit denea der
Norddeutsche Lloyd im vorigen Jahr zu kämpfen hatte, haben die Kräfte des Verant-
wortlichen Leiters wohl schneller verbraucht, al>s sonst zu erwarten gewesen wäre.
Was die Bilanz für 1908 bringen werde, war noch unbekannt; man wußte nur,
daß hier, wie in Hamburg, auf Dividende nicht zu rechnen sei. Heinrich Wigand
schied aus einer Zeit, die an Möglichkeiten weit hinter den Tagen zurückblieb, da
der junge Syndikus die Leitung der bremer Rhederei übernommen hatte. Ais Nach-
folger Lohmanns konnte er, in Gemeinschaft mit seinem an die Spitze des Auf-
sichtrathes berufenen Freund Geo Plate, schon am Anfang seiner Direktorialthätig-
keit zeigen, was er zu leisten vermochte. Das Jahr 1892 brachte schwere Taris-
kämpfe unter den großen transatlantischen Linien, die sich dann zu dem Nord-
atlantischen Dampserlinienverband zusammenschlössen. Bremen hatte eine weniger
günstige Position als Hamburg. Und Wiegands etwas zurückhaltende Art soll, nament-
lich bei den Konferenzen in New Jork, die Verhandlungen nicht immer erleichtert
haben; Ballins Energie und Klugheit mußte oft nachhelfen. Einer der amerikani-
schen Konkurrenten hat über Wiegsnd gesagt: „He 13 n. Aentleman; dut is
onl^ SsntlsmAn nnck t1^t3 A linle ineonvsnisrit." Er glich eher einem Staats-
mann als einem Geschäftsmann; war vom Beamtentypus aber sehr fern. Wer die
Welt mit seinen Gedanken umspannt, hat keinen Respekt vor dem Grünen Tisch.
Und die Ministerherrlichkeit galt ihm nicht als der Güter höchstes. Er wollte nicht Ko-
lonialoirekzor, nicht Schatzsekretär sein, sondern von Bremen aus für das Reich wirken.
Nicht Alles, was er :hat, i.st seiner Gesellschaft gut bekommen. Der Bau der
Riesendampfer wäre wohl nicht so beschleunigt worden, wenn die Bremer nicht
Ballins Pläne für den Bau von Doppelschraubenschnelldampfern verkannt und des-
halb selbstfalsch disponirthälten.BallinkonntemanchenWerftauftrog noch zurückziehen,
während der Lloyd gezwungen ist, die bestellten Schiffe abzunehmen. Durch die Bau-
schulden und Bauverpflichtungen sind die finanziellen Verlegenhelten der Schiffahrtge-
sellschaften entstanden; in Bremen noch ärgere als in Hamburg. Ende 1907 waren für die
bremer Rheder« drei große Passagierdampfer für den nordatlantischen Verkehr von
zusammen 60000 Registeltons im Bau. Der Preis dieser Riesenschiffe ist aus 35 Mil-
lionen veranschlagt worden. Ferner waren drei Neichsdampfer abzunehmen, die 10
bis 12 Millionen kosten. Das giebt zusammen 45 bis 47 Millionen, die der Lloyd
aufzubringen haben wird. Ende 1907 waren erst 3^/2 Millionen bezahlt. Durch
die Neubauten wurde das Schuldkonto des Generaldirektors besonders schwer be-
lastet. Mehr als einmal kam es im bremer Verwaltungsgebäude zu ernsten Aus-
einandersetzungen mit den Finanzmännern der Gcsellschast, die Wiegands Ansehen
aber nicht zu schmälern vermochten. Namentlich Geo Plate, der Aussichtraihsoor-
sitzende, hielt stets zu seinem Freund; manche Leute sahen nicht nur in Ballin,
sondern auch in Plate den stärkeren Kopf (und den eigentlichen Leiter der bremer
Gesellschaft, den Mann, der die produktiven Gedanken gab). Ob es wirklich, wie be-
hauptet wurde, auch zwischen Aussichtrath und Direktion zu einem Konflikt gekommen
ist: diese Frage könnte man jetzt, nach Wiegands Tod, unbeantwortet lassen.
Wenn man Wiegand auch das Streben nach Expansion nachsagte und ihn

für die „Verwässerung" des Lloydkapitals verantwortlich machte (das Kapital des Lloyd beträgt heute rund 237, das derH-A-L 226 Millionen): für die Vereinigung Bremen-Hamburg war er nicht zu haben. „Wenn Sie eine Fusion wollen, können Sie doch nur da^an denken, daß die Packetfahrtgesellschaft im Lloyd aufgeht." Das war nicht nur scherzhast gemeint; der bremer Großkaufmann lebte und starb in der Ueberzeugung, daß der Lloyd das erste Schiffahrlunternehmen der Welt sei. Um den Herrschaftgelüsten Hamburgs entgegenzutreten, ließ Wiegand immer neue Riesendampfer tauen. Im Urtheil der Börse steht die Packetsahrt über dem Lloyd. Das beweist noch nichts; über die finanzielle Grundlage der beiden Gesellschaften wird sehr verschieden geurtheilt. Solche Betriebe, die allen Schwankungen der Konjunktur ausgesetzt sind, passen eigentlich nicht in die Aktienform. Eine stetige Verzinsung des Kapitals können sie niemals verbürgen, weil die Last der Abschreibungen allein schon die Rentabilität gefährdet. Das normaleDurchfchnittsalter eines modeMHN Ozeanriefen beträgt nur aMIahre. Dana?°Umr^an^W wie hoch ö^Ä'oMrMunFen sein ^müssen, wenn der Buchwerlh der Schiffe dieser raschen Abnutzung entsprechen soll. Kluge Beralher warnen deshalb vor diej'en Werthen. Unbestritten ist Wiegands Verdienst um den Ausbau des Reichspostdampfer-Verkehrs, der dem Llcyd anfangs unrentable Geschäfte brachte. Jede Persönlichkeit, die verschwindet, läßt eine Lücke; das Individuum kann nicht ersetzt werden. Deutschlands Größe beruht ja auf der Stärke seiner wirthschaftlichen Intelligenzen; und man sieht nicht gern einen von diesen Pfeilern sinken. Wiegand war mit seinem Nationalgesühl und dem Bewußtsein hanseatischer Kraft eine stattliche Gestalt im Gesammtbild der deutschen Wirthschait. Und wer den Werth dieser Persönlichkeit ehrlich zu erkennen sucht, darf die Frage sparen, ob der Tod dieses Mannes auch für die Hinterbliebenen selbst, für den Norddeutschen Lloyd, als ein Verlust zu buchen ist.

Ladon.

Ein paar Tage nach Wiegands Tod wurde die Lloydbilanz bekannt. Sie übertraf die schlimmsten Befürchtungen. Im vorigen Geschäftsbericht war gesagt worden, die Einigung der transatlantischen Schiffahrtgesellschaften lasse eine profitable Verkehrsentwickelung hoffen; besonders sei von der Verständigung über die Zwischendeck-Preise Nützliches Zu erwarten. Wo bist Du, Sonne, geblieben? Heute wäre dieLloydanleihe nicht einmal mehr zu 1V2 Prozent unterzubringen. Erneuerung- undReservefonds völlig aufgezehrt; BeniebSvcrlust 17^2 Millionen. Das ward kaum je erlebt. Wenn der Schrcckenskunde von der bremerKatastrophe nicht schnell die Nachricht gefolgt wäre, die Diskontogesellschafrhabeihr Schmerzenskind, das Popp. Engagement, mit ansehnlichem Nutzen losgeschlagen (wobei Oppenheim im nobelsten Stil verdient haben soll), wäre die Wirkung wohl noch stärker geworden.Immerhin werden Wiegands Erben am vierundzwanzigsten April in der Generalversammlung keinen leichten stand haben. Was soll geschehen? Dem unbefangenen Blick bietet sich ringsum nur eine Möglichkeit: die Vereinigung mit der Hamburg-Amerikn-Linie. Schon an Mythen, Reklame- und Betriebskosten aller Art könnten dann Riesensummen erspart werden. Wozu brauchen beide Gesellschaften überall getrennte Bureaux? Sie mü^n sich einigen. Den Bremern bleibt aus der Trümmer st eure keine Wahl. Und BlUlin wird sich nicht als Knicker erweisen

Zwei Briefe.
Hochgeehrter Herr Hürden,
M^m vorigen Jahre machte in französischen Blättern der Selbstmord eines drei-
SW zehnjährigen Mädchens von sich reden, das einen viel älteren Mann liebte
und, weil es ihn nicht Heirathen konnte, Strychnin genommen hatte. Der Leitartikler
der pariser „^.nnaloL" nahm den Fall zum Ausgangspunkt' einer Betrachtung über
Kinderselbstmorde, aus der wir erfahren, daß die Statistik in unserem Nachbar-
lande in den letzten fünf Jahren 1630 zählt. Der Verfasser fährt wörtlich fort:
Nu ^IlSWÄ^ns, e'est pis Sncoi-e,: äss millisrs ä'^coliers mottent iin ^ Isur
ponr äekApper a 1«^ drntalite cl'uQS ^iseiplins äs fsi-, et pui8 pq.re6
c^u'ils SmmaAÄsiQSQt sans les 6izzerei-. 1^6 sni lneuÄFS les ine. Der Franzose hat
als Gewährsmänner seiner ungeheuerlichen Übertreibung offenbar die Verfasser eini-
ger Brochuren und Artikel, die gerade im vorigen Jahr nach einzelnen Schulkata-
strophen bei uns Verwirrung und Unruhe in die Öffentlichkeit trugen. Zahl und Mo-
tive sind in seinen Angaben zu beanstanden. Bald danach veröffentlichte er denn auch
eine ihm aus Deutschland zugegangene Mittheilung, die auf Grund einer Statistik
einen jährlichen Durchschnitt von 121 (die Feder sträubt sich, ein „nur" hinzuzu-
setzen) Selbstmorden, freilich nur von Kindern unter fünfzehn Jahren, berechnet,
gegen die „druwtit6 6s <ii8eip1in6" aber protestirt. Nach Professor Eulenburgs
amtlichem Material (Zeitschrist für pädagogische Psychologie) kamen auf allen
preußischen Schulen in den Jahren 1880 bis 1903 an Selbstmorden von Kindern
1117 Fälle vor; nach der von Gebhardt in der Monaischrist für höhere Schulen
veröffentlichten Statistik fallen davon auf die höheren Schulen Preußens 416, die
Selbstmordversuche mit einbegriffen. Da Gebhardts Aufsatz nicht nur trockenes
Zahlenmaterial bringt, auch den Eindruck strengster Objektivität und Wahrhaftig-
keit macht, so mögen hier einige weitere Angaben aus ihm mit Nutzen über die
Fachkreise hinaus vorgetragen werden, wenn sie auch, zum Leidwesen manches vor-
schnellen Anklägers, eine glänzende Rechtfertigung der „Schultyrannen" bedeuten.
Wir treffen hier zunächst auf eine wesentliche Korrektur der eulenburgischen Sta-
tistik, die noch summarisch anführte, daß von den 1117 Fällen 321 aus Furcht vor
Bestrafung von Schulvergehen oder wegen geringen Schulerfolges stattgefunden
hätten, aber darauf aufmerksam zu machen unterließ, wie oft die Bestrafung nicht
. von der Schule, sondern vom Elternhaus drohte, wie oft Enttäuschung und Er-
bitterung über den nicht erreichten Erfolgs auch Wuth über eine erlittene Strafe,
die in vielen Fällen nicht den geringsten Zusammenhang mit der Schule hatte,
den Schüler in den Tod trieb und unter wie traurigen, ganz außeihalb der Schule
liegenden Verhältnissen manche der Unglücklichen zu leiden hatten. Gebhardt hat
aus den über die 1903 bis 1908 an Preußens höheren Schulen vorgekommenen
1.04 Schülerselbstmorde und -Selbstmordversuche eingeforderten amtlichen Berichten
zu ermitteln gesucht, „welche Mächte an den jugendlichen Seelen ihre schändliche
Arbeit getrieben, die Katastrophe vorbereitet und langsam herbeigeführt haben".
Da entrollen sich uns die Bilder von Familienverhältnissen so grauenhafter und er-
schütternder Art, daß das daran genährte woZium viwe der verirrten und fkhrer-
losen Jugend in manchen Fällen wohl begreiflich wird; in anderen (sie machen

den achten Theil aus) wurde die Phantasie durch eine elende Schund- undHinter-
treppenlitteratur ungesund erregt, auch durch die unverdaute und betäubende Lc-
ture der Schopenhauer, Nietzsche, Düring, Darwin, Tolstoi, Ibsen, Zola, Höckel
aus dem Gleichgewicht gedrängt; nicht selten ließ sich die ansteckende Wirkung eines
in der nächsten Umgebung erlebten Selbstmordes nachweisen; in zehn Fällen kamen
Liebesverhältnisse ins Spiel; in einigen Furcht vor Entdeckung schrecklicher Krank-
heiten; in anderen Kummer nach Todesfällen in der Familie; in zehn Fällen
standen Schule und Familie vor einem Rähsel. Das Ergebnis lehrt, wie der Vor-
sitzende des Schulkollegiums der Provinz Brandenburg mehrfach öffentlich und
mit Nachdruck erklärt hat, daß die Schule auch nicht in einem einzigen Fall die
Schuld trägt; man müßte denn, wie es für den oberflächlichen oder übelwol-
lenden Beuri heiler so nah liegt, den Anlaß mit den Motiven verwechseln. Aller-
dings ist hier und da ein Selbstmord auch auf eine Schulstrafe gefolgt: aber ent-
weder stand der Schüler unter dem Druck der geschilderten Verhältnisse und Ein-
flüsse oder die Schule unter dem Zwang der ihr zur Durchführung ihrer Auf-
gaben und zur Erreichung ihrer Ziele gesetzlich zustehenden Zuchtmittel. Tic Schule
soll ja in diesem femininen Jahrhundert nicht mehr das Motto, das noch Goethe
vor seine Selbstbiographie setzte, über ihre Thür schreiben. ma^istsr
ps.i-06 8implioi turbas! schallt es in allen Tonarten und Tonstärken; das Helden-
thum der kleinen Pfl chten, das Rousseau preist, zu dem die Schule erziehen soll,
schilt man jugendfeindliche Pedanterie; daß (um noch einmal Goethe zu citiren) Ehr-
surcht das letzte Zcel aller sittlichen Bildung ist, wird als Beschränkung kräftiger
Individualität geleugret. Ich kann hier nur wiederholen, was ich schon öfter betont
habe: nicht die Art der Arbeit und nicht der Inhalt der dem Schüler auferlegten
Pflicht ist es, was so manchen Reformer böse Worte gegen das System und gegen
den Lehrerstand schleudern läßt, sondern die Arbeit an sich und das Pflichtgefühl
widerstreben vielen Kindern und werden durch allerlei oft gut gemeinte, oft rück-
fichtlos hämische und entstellende Kritik in Familie und Oeffentltchkeit diskreditrrt.
Freüich ist der Bildungstoff, den wir der Jugend reichen, nicht gleichgiltig, nicht
gleichwerthig, ist die Art, wie wir ihn reichen, nicht unfehlbar und immer noch
der Verbesserung fähig. Aber auf den Streit der Fakultäten und Weltanschauungen,
auf Didaktik und Methodik brauche ich hier gar nicht einzugehen; ohne Gewöhnung
an Disziplin, an Ordnung, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Fle tz (.er ist die
Hauptsache", sagt Schiller von ihm; «.denn er giebd nicht nur die Mittel des Lebens,
sondern er giebt ihm auch seinen alleinigen Werth") hat die Schule ihnn Beruf
als Erzieherin di's künftigen L^benskämpfers und Staa sbürgers ve; fehlt. Wir
wollen Luft und Licht im Schulhaus, wir wissen, daß Dem, der das Bündel zu
fest schnürt, der Rlemen reißt, wollen deshalb Nachsicht, Geduld, Liebe beim Lehrer,
Freude beim Schüler, ein auf gegenseitiges Vertrauen und Verstehen gegründetes
Verhältniß zwischen Beiden, zwischen Schule und Haus, wir unterstützen besonders
das Streben nach Btsettigung jeder körperlichen Züchtigung in der Schule (was
in außerdem schen Ländern nicht nur, sondern auch in manchen deutschen Bundes-
staaten möglich ist sollte es auch in Preußen sein); aber wie die menschliche, zumal
die kindliche Natur einmal ist: ganz ohne Strafen wird auch der humanste Lehrer
nicht auskommen und er muß sie verhängen aus die Gesahr, daß sie bei einem über-
empfindlichen, steuerlosm, des Daseins überdrüssigen Menschenkind zu einem unseligen

Ausgang sichren. Hier gilt, bei allem herzlichen Mitgefühl gegenüber der Tragik
des Einzelfalles, das harte Wort des Kaiphas aus Johannes 11. 50.
Aus solchen Ei wägungen heraus habe ich Herrn Professor Ginlitts Artikel
„Der Retter" hier mit Betrübniß gelesen. Er kritisirt die Brochure Lewinnecks
über „Schülerselbstmorde und Elternhaus", in der der Verfasser (ähnlich wie auch
Budde in feinem Heftchen „Schülerselbftmorde") dem Milieu des Selbstmörders
die größere Hälfte der Verantwortung für dessen unheilvollen Schritt zuschiebt,
nicht ohne schars gegen Die vom L>der zuziehen, die heutzutage Eltern und Schüler
in ihrer nach seiner Ansicht grundlosen und gefährlichen Feindschaft gegen die Schule
beflä ken. Als ich die Brochure zuelst las, machte sie auf mich den Eindruck einer
kräftigen Einseitigkeit (Gebhaidts Untersuchungen waren noch nicht bekannt), die
ich als Seitenstück zu gegnerischen, eben so einseitigen Pamphleten für nicht unan-
gebracht und taktisch zulässig hielt. Und an der dona K6ss des Verfassers glaubte
ich um so weniger zweifeln zu müssen, als er jedenfalls kein Schulmann, sondern^
wie es scheint, Journalist ist. Solche Stimme, die diesmal nicht nur aus der Reihe
der „Pflichtbanausen" und „geistig Armen" kommt, müßte Herr Professor Gurlitt,
der doch sonst dem Urtheil und den Wünschen des Laienstandes mehr Gehör in
Schulsragen verschaffen will, nicht deshalb von oben herab abthun, weil sie mit
seinen eigenen Ansichten nicht zusammenstimmt. Schließlich nehmen wir Pädagogen
das Gute, wo wir es finden; auch von Laien. Lewinneck kann als Journalist wohl über
eine gewisse Erfahrung in Schulfragen verfügen, kann allerlei Elteinstimmen ge-
hört haben, Vater schulpflichtiger Söhne sein, kann sich für Schulfragen besonders
interessiren und was sonst einen Nichtl'achmann in diesem Fall legitiniiren kann. Was-
mir so wenig an Gurlitts Kritik gefüllt, ist ihre stark persönliche Note, über der die
Sache zu kurz kommt. Es ist ja oft bequem, auch sür den Leser unterhaltend, sich mit
der Person des Gegners zu befassen, aber vornehmer und zweckdienlicher bleibt es doch,
sich einzig an die Sache zu halten; eine lange Reihe von Erfahrungen, eine Fülle von
Anregungen, eigene Praxis und eigenes Nachdenken geben uns ja genug Mittel att
die Havd, die Gründe des Gegners zu prüfen und, Wenns noththut, zu verwerfen.
Herr Lewinneck ist vielleicht nur ein Kirchenlicht; ich halte mich gewiß nicht für mehr:
aber es mag auch der kleine Lichtstumpf dem Wegsucher zuweilen von Nutzen und
willkommen sein. Tie Wahrheit geht uns allemal, mit Platon, über den Mann.
Uebrigens ist ja zum Glück Lewinncck nicht der einzige Laie, der de< Schule in
dem schweren, ihr heute aufgedrängten Kampfe beigesprungen ist, und schon aus
Lewinnecks Brochure Hütte Herr Gurlitt sehen können, daß ihm durchaus nicht,
wie er andeutete, alle Preßstimmen zu Gesicht gekommen sind: hätten wir Schul,
männer wirklich die ganze Laienwelt g/gen uns, so wäre unsere Position nicht mehr
zu halten Aber ich kann, zum Beispiel dem Brief des Studenten, der an Herrn
Gurlitt schrieb, eine stattliche Reihe von Aeußerurigen ehemaliger Schüler ver-
schiedenster Berhssklassen entgegenstellen, die längst alle kleinen Schulleiden ver-
gessen und ihren ehemaligen Lehrern und der von ihnen besuchten Anstalt ein dank-
bares Andenken bewahrt haben und die ihre .Kinder und Kindeslinder, auch wenn sie
nicht schweißlos und unzerschunden den Weg der zwö'f Klussen zurücklegen, der alten,
liebgewordenen Schule wieder zuführen. E n gewissel.haster Lehrer und Vater wird
nicht alle Wege der heutigen Erziehung willen- und urtheillos mitgehen, die Päda-
gogik nicht als ehrwürdiges Petrefakt, ihre Vertreter nicht als sakrosankt ansehen; aber

bis zu „ganz erbärmlicher Abrichterei zu Frömmigkeit, Fürstenliebe, Untenhanen-
demuth", wie Herr Professor Gurlitt schreibt, ist es denn doch in unseren Schulen
noch nicht gekommen, und wenn der verlästerten Institution ein Anwalt ersteht,
sollte man ihn ritterlich hören oder widerlegen. Ich kcmme auf das Kopitel der
Schülerselbstmorde zurück; Herr Professor Gurlitt hat in seiner über sie handeln-
den Brochure maßlos gegen „den öden Schuldrill", den er mit den „Soldaten-
Zchindereien" auf eine Stufe stellt, geeifert: wird er nach Gebhardts Darstellung
seine Ansicht revidiren und das Konto der Schule entlasten? Freilich hält er ja
nichts von „gewissenhaften amtlichen Erhebungen"; aber hinter Zahlen können doch
Thatsachen stehen, deren Menge und Beweiskraft sichere Schlüsse erlauben. Gurlitt
hat ferner lange genug in der Praxis gestanden, kennt auch Pestalozzi zu genau,
um nicht zu wissen, daß, mit W. Münch zu reden, die wärmsten Jugendfreunde
nicht immer die besten Erzieher werden. Und so zeige er denn immerhin weiter
jede Wunde des Erziehungwesens, schelte auch die „hochmülhigen Philologen" tüchtig
aus, damit sie noch mehr auf sich achten, aber er sehe und male nicht zu schwarz,
damit nicht auf seine Reformarbeit die ihm wohlbekannte ciceronianische Briefstelle
Anwendung finde: ^68e!o < 1^002060 imdsoillior 68t. msäieinA Hus.ru rnordus..
Professor vi- E. Grün Wald.

Verehrter Herr Jentsch,

in dem tiefgedachten und warm empfundenen Aufsatze, den Sie in der „Zukunft"
dem Andenken des siebenbürgischen Sachsenbischofs Daniel Georg Teutsch widmen,
fand ich nebst Accenten eines unverhüllten Unwillens wider Bolksart, Staatskunft
und Sprache des ungarischen Volkes historische Lücken und tatsächliche Unrichtig-
keiten, auf die ich im Folgenden Ihre Ausmerksamkeit hinlenken möchte, in der
sicheren Zuversicht, daß der hohe Sinn und die Wahrheitliebe, die Sie in Aus-
übung Ihres publizistischen Berufes stets bekundet haben, auch in diesem Falle die
Berufung „ack melius infoi-ma^Zum" wirksam machen werden.

Sie erzählen, wie die siebenbürgischen Sachsen, obwohl sie auf dem letzten
siebenbürgischen Landtag für die Union mit Ungarn gestimmt hatten, im Sturm-
jahr 1849 sich dennoch treu an die Seite des Kaisers schlugen; aber Sie brechen
Ihre Erzählung am Tag nach der Waffenstreckung des ungarischen Revolution-
heeres bei Vtlügos ab, wo der kaiserliche General Clam-Gallas die schäßburger
Nationalgarden und ihren Hauptmann Teutsch mit Worten wärmster Anerkennung
entließ. Da klafft die erste Lücke in Ihrer Darstellung. Denn was nach der Nieder-
werfung der Revolution geschah, welches Los der kaisertreuen Sachsen in dieser
Epoche harrte, ist außerordentlich wichtig; nicht allein sür die spätere politische
Stellung des Bischofs Teutsch: es ist von ausschlaggebender Bedeutung auch für
das politische Verhältniß, in das sich das Sachsenvolk zu dem im Jahr 1867 wieder-
errichteten ungarischen Staat stellte, und für die Beziehungen, die zwischen Sachse?
und Magyaren auch heute noch bestehen. Um diese Lücke auszufüllen, enheile ich
mit Ihrer geneigten Erlaubniß einem Geschichtschreiber das Wort, den Sie, ver.
ehrter Herr, und mit Ihnen wohl auch das ganze deutsche Volk als eine für ma-
gyarisch nationale Anwandlungen durchaus unnahbare Individualität gen? aner-
kennen werden. Was war nach diesem Gewährsmann das Schicksal der Sachsen
unter der unumschränkten Herrschaft der siegreichen Kaisergewalt, die ihren Sieg

zum nicht geringen Theil eben der sächsischen Tapferkeit zu danken hatte? Unglaublich schnöden Undank mutzten sie ernten. Das wiener Regime griff mit fchonunglosen Händen in ihre Selbstverwaltungrcchte ein, die sie durch sechs Jahrhunderte unter der Magyarenherrschaft sich in nie angetasteter Vollständigkeit bewahrt hatten. Zuerst nahm man ihnen die Befugniß der autonomen R chtsprechung- dann sprengte man den nördlichen Theil ihres Gebietes vom Hermannstädter Kreis ab, um es zum deeser Kreis zu schlagen; und schließlich verstümmelte man die altehrwürdige Stellung des „Sachsengrafen" zu der eines einfachen Kreispräsi. deuten, der nicht mehr das LeltSovsrnmerit zu leiten, sondern allen Befehlen der wiener Centralgewalt blindlings zu gehorchen hatte. Und das Alles schon wenige Wochen nach dem kaiserlichen Erlaß vom zweiundzwanzigsten Dezember 1849, der feierlich versprochen hatte, den Sachsenboden als selbständiges Kronland auszugestalten. Der Geschichtschreiber, dem ich diese und noch einige nachfolgende Daten entnehme, ist V7. Heinrich Friedjung. Und das Werk, woraus ich das Material zum Ausfüllen der Lücke Ihrer geschichtlichen Darstellung schöpfe, ist der erste Band seines meisterhaften, von der gesummten deutschen Kritik mit verdientem Lob empfangenen Buches «Oesterreich von 1846 bis 1860".

Wollen Sie aus Flitdjungs Mund noch mehr über die Leidensgeschichte der Sachsen unter dem kaiserlichen Absolutismus hören?

Dem zum bloßen Kreispräsidenten erniederten Sachsengrafen Salmen wurde, weil er gegen solche Politik des Undanks in W en Vorstellungen zu machen wagte, gar übel mitgespielt. Er wurde zur Strafe als Hofrath an den Obersten Gerichtshof nach Wien versetzt. „Er verwahrte sich in einem würdigen, an den Gouverneur gerichteten Schreiben dagegen, daß er damit Etwas von den alten Rechten seines Volkes preisgebe, und behielt sich die Würde des Sachsengrafen vor, in der er nach altem Brauch unabsetzbar war. Mit der Autonomie der Sachsen war eö jedoch gerade so zu Ende wie mit der der ungarischen Koinitate und Freistädte." Friedjung schildert das Schicksal der Sachsen dann weiter: «Bor seinem Abschied aus der Heimath wohnte Salmen einer Versammlung des historischen Vereins der Sachsen bei, wo ihr trefflicher Geschichtschreiber Teutsck den Abschnitt seines Buches vorlas, in dem das Schicksal des Sachsengrafen Markus Pempflinger aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts erzählt wird, wie er für den Kaiser und für sein Volk alles Leid erfuhr, wie die Seinigen durch Hunger und Krieg hingerafft wurden und wie ihn die Sorge um das Baiertal d grau gemacht. Da wandten sich Aller Augen auf Salmen, der, unter ähnlichen Sorgen früh ergraut, sinnenden Hauptes, dasaß. Tiefe Wahrheit bngt sich in dem Spotiwort, das einem Ungarn in den Mand gelegt wird, als sich ein Kroate bitter über die Regnung beschwerte; der Magysre habe ihm in seinem gebrochenen Deutsch und in dem eigentümlichen Tonfall seiner Sprache den Trost zugesprochen: „No jo, was wir als Straf habn, Das habt Ihr als Belohnung."

So ist denn die L^tcke, die Sie, verehrter Herr Jentsch, in Ihrer historischen Skizze offen ließen, durch die gründliche Geschichtkenntnitz und die muthige, nach allen Seiten hin unerschrockene Wahrheitliebe Friedjungs ausgefüllt. Behaupte ich zu viel, wenn ich sage, daß durch diese Ergänzung Ihrer Darstellung der deutschen Oeffentlichkeit ein neues Licht aufgehen werde, ein Licht, in dessen historischem Glanz die Zähigkeit, mit der die Sachsen sich seit dem Jahr 1867 in den Dienst

der ungarischen Staatsidee gestellt und in dieser Stellung trotz allen entgegengesetzten Impulsen von außtn standhaft ausgeharrt haben, als ein Produkt empirischer, am eigenen Volksleib erprobter Staats Weisheit erscheint? Gerade der Bisch, f Teutsch, der 1851 unter Thränen die Bbschiedsgrüße seines Volkes an den verabschiedeten Sachsengrafen Salmen verdolmetscht hat, gerade er hat bis ans Ende seines reich begnadeten Lebens die bittere Lehre der Epoche, die Friedjung schildert, niemals vergessen wollen. Wenn Teutsch, wie Sie, verehrter Herr, selbst offen zugeben, „die guten Eigenschaften des Magyarenvolkes und den Geist seiner Staatsmänner stets zu schützen wühle und die Schuld an den MißHelligkeiten hauptsächlich den untergeordneten Organen zuschrieb", so war die Wurzel solcher Einsicht sicherlich die Erinnerung an die düsteren Tage, da die siegreiche wiener Centralgewalt sich an den Rechten der Sachsen vergriff, die, nach Friedjungs Zeugniß, von den Magyaren durch sechs Jahrhunderte niemals angetastet worden waren. Auch bin ich sicher daß Bischof Teutsch, den ich noch persönlich zu kennen die Ehre hatte, der Allererste wäre, sich gegen eine solche Reorganisation des Habsburgerreiches zu verwahren, wie sie von Ihnen, geihrter Hirr, am Anfang Ihres Artikels empfohlen wird. Zunächst würde er, der Historiker, eine „Kombination von Centralismus und Föderalismus" als eine Quadratur des Zirkels betrachtet und abgelehnt haben. Die Central!sation der öffentlichen Gewalten schließt ja in der That das gleichzeitige Walten des Föderalismus völlig aus. Nach der Niederringung der Revolution des Jahzes 1848 ist ja Aehnliches im Donaureich versucht worden. Aber mit welchem Erg'bnih? Der Centralismus erwies sich als ein neuer Chronos, der seine föderalistischen Kinder, eins nach dem anderen, verschlang. Früdjuvg weist noch, wie die Selbstverwaltung des Sachscnvolkes zum ersten Happen wurde, den dieser neue Chronos verschlang. Ungarn war damals (Herz, was willst Du nuhr?) in fünf selbständige Bruchtheile zerstückl und jeder dieser fünf Theile sollte zu einem selbständigen Kronland weiden. So hatte es die siegreiche Kmsergewalt versprochen; und Niemand darf zweifeln, daß dies Versprechen in der ehr« lichsten Absicht gegeben worden war. Aber die centripetale Kraft des kaiserlichen Centralismus war stärker als der ehrlichste föderalistische Wille. Die Kronländer wurden bald zu Provinzen, die Provinzen eben so bald zu bloßen Regirungbezirken, die nach einheitlicher Schablone verwaltet werden mußten und deren historische Sonderrechte den centrab frischen Bedürsnissen auf der ganzen Linie weichen mußten. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß seitdem sechzig Jahre verstrichen sind und daß die damals noch völlig unorganisirten, von der Nationalitätenidee noch kaum berührten, mit einander ohne jegliche Fühlung dahinvegetirenden Slavenmassen in der Zwischenzeit zu einer organisch ausgestalteten, vom Solidaritätbewutztsein fanat.sch durchdrungenen, der vereir.heiilichenden Kraft des allslavischen Gedankens unterworfenen Volksindividualität emporgewachsen sind, die (auch Das bitte ich mit in R chuung zu stillen) im Donaureich überdies die Mehrheit hat. Der Versuch eines föderalisirenden Centralismus rvüide also auch diesmal kläglich versagen. Nur würde jetzt die slavische und die in der slavischen Idee einheitlich organisirte Mehrheit sich als Konkursverwalter des bankerot gewordenen Föderal-Centralismus einsetzen und diesseits von der Leitha die Deutschen, jenseits von der Leitha die Magyaren unter ihre Botmäßigkeit beugen. Daß dabei die Deutschen des Königreiches Ungarn gleich beim Beginn des Versuches am Schlimmsten fahren

würden, liegt so klar auf der Hand, daß es kaum noch eines Beweises bedarf. Das
Deutschthum in Ungarn bildet nicht ein fest umgrenztes Sprach- oder Landgebiet, wie
die Utopisten des central!stischen Föderalismus zu glauben scheinen. Quer durch das
ganze Königreich zieht sich vielmehr das deutsche Element von PreHburg bis an
den Rothenthurmpatz als ganz dünner Volksstreifen hin. Wie wollen Sie, ver-
ehrter Herr, aus diesem dünnen Streifen einen gesonderten landständischen Regirung-
bezirk machen? Und wenn Sie Das nicht können, wie wollen Sie die deutschen
Diasporen vor der Ueberfluthung durch die slavisch-rumänischen Massen bewahren?
Die kompakteste Masse bildet das Deutschthum Ungarns wohl auf dem Sachsen-
boden Siebenbürgens. Und dennoch umfaßt es selbst da kaum Dreißig vom Hundert
der vorwiegend rumänischen Bevölkerung. Auch wenn sie also aus dem Gebiet
der Sachsen eins Ihrer „gesonderten, landständisch verwalteten Gebiete" machen
wollten, würde das Deutschthum dort von den Rumänen majorisirt werden. Und
was es für die Sachsen heißt, von der rumänischen Mehrheit majorisirt zu werden,
darüber kann Ihnen Herr Lutz Korodi, sicherlich auch kein in magyarischem Vor-
urtheil Befangener, wenn er sich der AerZ Pacurariu im urdeutschen Städtchen Mühl-
bach noch erinnert, einen erschüttert beweiskräftigen Ausschluß ertheilen. Sächsische
Frauen und Kinder wurden in dieser Zeit und in dieser Stadt von rumänischen
Polizisten verhaftet und auf die Polizeiwache gebracht, wenn sie die Kühnheit hatten,
auf offener Straße ein deutsches Wort zu sprechen.

In ganz Siebenbürgen finden Sie nicht einen einzigen Deutschen, der in
irgendeinem Sinn magyarisirt worden ist. Wohl aber zeige ich Ihnen (leider) zu
Dutzenden Ortschaften, wo noch vor zwei Jahrzehnten eine rein sächsische Bevölkerung
lebte und wo heute eine ausschließliche rumänische Einwohnerschaft sich breitmacht,
die das angestammte und erbgesessene Deutschthum zäh und rücksichtlos verdrängt
hat. Und zeigen kann ich Ihnen ganz in der Nähe Hermannftadts eine Bevölkerung,
die noch den evangelischen Glauben bekennt, der aber das Wort Gottes, soll es über-
haupt verstanden werden, in rumänischer Sprache gepredigt werden muß.

Zum Schluß nur noch Eins. „Das Völkchen, das nskürik, risktsk, nskik
konjuzirt", so wird an einer Stelle Ihres Artikels das Ungarvolk genannt. In
dieser „nskünk, nektek, nsKiK"-Sprache aber hat Petöfi seine feurigen Lieder
gesungen, Baron Josef Eötvös seine „LeitendenIdeen des neunzehnten Jahrhunderts"
geschrieben, J6kai seine herrlichen Romane verfaßt. In dieser Sprache auch hat
Graf Julius Andren Hohenwarts Fundamentalartikel, die Oesterreich slavisiren
und zum Rachekrieg gegen Preußen organisiren sollten, vernichtet und die Politik
des innigsten Zusammengehens mit dem eben erst erstandenen Deutschen Reich
verkündet. In dieser Sprache haben Parlament und Presse Ungarns die deutsch-
österreichisch-ungarische Bündnißpoltlik Bismarcks und Andrässys im Verlauf dreier
Jahrzehnte immer und immer wieder gegen die Anstürme der österreichischen Slaven
verteidigt. In dieser Sprache hat erst jüngst wieder die Oeffentliche Meinung
Ungarns gefordert, daß die Donaumonarchie die anglo.französisch.russtschen Ein-
kreisungbestrebungen gegen Deutschland mit allem Nachdruck zurückweise. Das Völk-
chen, das „QsKünK, risKWK, neKIK" konjugirt, Hai, so meine ich, allen Grund, von
der deutschen Publizistik nicht canaills, sondern, als natürlicher und zuverlässiger
Bundesgenosse im Kampfe wider das Slaventhmn, freundlich behandelt zu werden.

In aufrichtiger Hochachtung bin ich, sehr geehrter Herr, Ihnen ergeben

Josef B6s;i Königlich Ungarischer Ministerialrath a. D.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin-
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 17. April 1909.

Der Block.

M^on einer Mixtur wird Heilwirkung erwartet. Wenn die beiden konser-
vativen und die vier liberalen Fraktionen sich verbünden, dann, heißls,
kann dieschwereSchlacht nochgewonnen werden. Warum soll dieses Bündnih
unmöglich sein? DieFreisinnigen weigern das fürHeer und Flotte Erforder-
liche ja nichtmehr.DieHandelsverträge laufenlangeJahre- fürTarifkämpfe
ist also keinRaum; und überdasden amerikanischen ötaaten zu Gewährende
kann man sich verständigen. Menn mans so hört, möchts leidlich scheinen;
steht aber doch immerschief darum'.DieKonservativen warenJahre lang des
CentrumsBundesgenossen;warensgesternnoch: und sollen heutedie Partei be-
kriegen, die sie für ihre Ägrarpolitiknicht entbehren können? Unter einem Ban-
ner mitDenen marschiren,die ihnen seit dreißigJahren mit steigenderWuth
Brotwucher, Fleischwucher, Schnapswucher und andereTodsünde vorwerfen?
Etwa im Reichstag kosen und im Landtag Kugeln wechseln? Knabenpolitik.
Bis Eins war Kurt Räuber; dann geht er, weil dem dicken Emil die Nase blul et,
zudenStadtsoldalenüber. Wenndas Land die bourgeoisen Parteien sotreulos,
vonlautgerühmtenGrundsätzen so abtrünnig sähe,könntendieSozialdemokra-
ten sich fteuen... Nach emsigerundgeräuschloserVorarbeit wäre eineVerständi-
gung denkbar; wenn einStaatsmann prüsidnte. DerwürdezudenKonservati-
ven sprechen: ,Jhr müßt überdenTag Hinausvorsorgen. BleibtJhrdiepreußi-
scheJunkerpartei^blind vorallen grohenZeichenderZeit,dannentwaffnetEuch
nächstens derHah. Auf das Centrum könnt Ihr nicht lange mehrsicherrechnen.

Das istübermorgen vielleicht eine demokratische Partei, der die Adeligen gern
enttiefen, wenn sie der Gefolgschaft sicher wären. Habt Ihr nie an die Not-
wendigkeit einerModernisirung gedacht? Die reiche Bourgeoisie ist auf dem
Marsch zur Macht; steht schon dicht vor der Höhe. Wollt Ihr mit ihr regiren
oder warten, bis derBelagererEuch eine Schanze nach der anderen abtrotzt?
Auch die Großindustriellen und Großhändler wollen Bestehendes erhalten.
Das, was sie brauchen, natürlich nur. Zaudert nicht trüg vor der Frage, was
Ihr thun sollt. Seid brünstig im Geist, mahnt der Apostel, und schicket Euch
in die Zeit. Wozu dient all der alteStapelkram, der Euer Lager füllt? Geht
ins Volk; die Tage der Privilcgirung sind dahin. Sichert Euch die Klassen-
existenz und fragt nicht, was Andere lernen und wie oft sie beten. Haltet Euch
nicht bei der Sehnsucht nach Staatsstreichen und Rechtsbeschränkungen auf.
DasKlima, dasEuropa jetzt hat,ist solchenPlänen nicht günstig.Habsburg
selbst hatseingesehen.Jhrsolltden Ekelnamen der Reaktionäre loswerden und
ungefährdet fortanim Agrarbesitzrecht wohnen. Pflichten internationaler und
nationaler Politik heischen das Opfer; das Euch ja nicht allzu schwer werden
kann. Zur Stillung Em es metaphysischen Bedürfnisses wirds noch reichen,
auch wenn Religion offiziell fürPrivatsache erklärt ist.MüßtJhrdenn immer
als dieFeinde derBildungverschnen weiden? AlsdieLeute,diedenHutgegen
denStrich bürsten? WolltJhrgossilicn werden, daß iniReichderGroßindustrie
derFremde bi!tet,nach alten Kirchen und Ichloßminen ihm auch einen über-
lebenden Iiodc?, 6^1 zu zeigen? Ihr habts nicht nöthig.Seid starkeKerle, die
in jedem Beruf rasch was vor sich bringen, in jedem bald vornan sein können.
Blickt nach England hinüber. Ist da der Adel ohnmächtig? Arm? Verhaßt?
Aergerts ihn, daß auch Andere vorwärtskommen und dieWelt unter Ulberts
Sohn nicht mehr aussieht wie unter Karl Stuart? ... Ihr wollt die Leute
der nouvcü^L coud^Z nicht ins Helle lassen, weil sie Euch an den Kragen
möchten, Euch dieLebensmöglichkeit kürzen. Das thun sie, weil sie glauben,
nur auf dieseArt mit Euch fertig werden zu können; und fertig werdenwollen:
denn Ihr sperrt ihnen ja den Weg und möchtet die Quellen ihrer Bildung,
ihres Reichthumes, ihrer Macht am Liebsten verschütten. Schließet Frieden!
Beeilt Euch! Auch mir gefiele ein luftiger Bauernstaat mehr als einer mit
Kohlenstaub und Proletarierkafernen. Aber all unser Sehnen ruft ihn nicht
zurück. Wenn wir reich sein wollen, müssen wir unsere (viel zu enge) Welt für
die Kulturform der Industrie einrichten. Und nobler ists, Eure Söhne mit-
machen alssieBankiertöchterheirathcnzulafsen, die Euch die Rasseverderben.
EureNolle ist noch nicht ausgespielt. Große Aufgaben warten. Ihr könnt im

Ersten Glied bleiben, wenn Ihr nicht gouvernemental und nicht rückständig seid. Konservativ möchten Viele sein. Alle, die an der Erhaltung desReiches interessirt sind. Ermöglicht ihnen, mit Euch zu gehen: Ihr habt sie/
.. .DerBlock,deruntermChristbaumbeschertwerdensollte, stammt aus dem Spielzeugladen. Nach stiller, emsigerVorarbeit könnte eineVerfafsung-partei entstehen, die dem Reich giebt,was ihm gebührt, die so konservativ und so liberal ist, wie ein verständiger Realist heute sein kann, und imKleinen so duldsam, wie eine große Partei sein muß. Die Hitzköpfe beider Lager sollen mit ihrem Groll draußen bleiben. Die Verbündung der Besonnenen genügt. Die Einigung ist nur möglich, wenn vom Ziel her die Macht winkt. MancherStreit istschnell geschlichtet worden, als dieSuppeaufgetragenwar. Dem Reich fehlt der Pulsschlag politischen Lebens. Warum? Erstens, weil die Bourgeoisie, die nun einmal das Hirn kapitalistischer Staaten ist, so viel Geld verdient, daß sie fürPolitik nichtZeit hat (und völlig vergißt, daß diese Politik ihr, wenns noch eineWeile so weiter geht wie seit 1890, das Geschäft gründlich verderben wird). Zweitens, weil keine Partei hoffen kann, sich zur Henin der Staatsgewalt zu machen. Das ließ unser Elend zu hohen Jahren kommen. Wer setzt Alles an einen Kampf, der als Siegespreis nur die Genugtuung verheißt, den Gegner mit der Spitze der Lanze und Bayonnette unliebsam gekitzelt zu haben? Als Land und Machtzuwachs zu erobern war, haben die deutschen Fürsten alten Zwiespalt geschlossen, hat derWittelsbacher sogar auf das erträumte Alternat im Kaiseramt verzichtet. Wenn ein ungewöhnlicherGewinn reizt, verbünden sich Aktiengesellschaften, die gestern verfeindet waren. DieHoffnung aufProfit überwindetalleGefühlswiderstände. Wir werden große Parteien und starke Koalitionen haben, sobald man sich entschließt, solchenGebildendieMöglichkeitdesRegirens zu geben.Entschlieht man sich nicht: k'arlicmientai'^ (Zovernmei^ kann erzwungen werden. Die Sicherung dieser Regirungform muh das nächste Ziel politischen Trachtens sein. Unser Reichsparlament redet den Regirenden ins Handwerk drein und knickert ihnendiePfennige ab. DieserunwürdigeZustanddarfnicht noch länger dauern. Die Entwickelungstufe des Parlamentarismus läßt sich nicht überspringen. In England. Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Belgien, Skandinavien, in Oesterreich und den Balkanstaaten sogar regirt das Parlament.Soll aufunserHerrngebotdie Sonneüber Gibeon, der Mond über Ajalon stillstehen? DieFraktionen sähen anders aus, wenn sie darauf gefaßt sein mühten, morgmzur Ausführung des Programms berufen zu werden, das sie gestern opponirend verfochten. Die Führer der einander in der Herrschaft

ab lösenden Gruppen würden die Interna der Reichsgeschäfte kennenlernen und allmählich ein politisches Personal bilden, das weih, worauf es ankommt, und den Gang der Maschine sachkundig kontroliren kann. Allzu lange gebundene Kräfte, die für die re8 publio^ brauchbarsten, würden entfesselt und kämen zu nützlicherGeltung. Auch dasCentrum müßte zeigen, daß es sich im LandLuthers nichtnuralsheimlichregirendePartei zu behaupten, sondern für sein Handeln undHindern dieVerantwortlichkeit auf sich zu nehmen vermag. Und dieSozialdemokratie würde durch die Hoffnung, als Theil einer Koalition und eines Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigstenWünschedesProletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäftigen Müßiggang eines Sektenlebens aufzugeben, den modernden Papierwall desKommunistischen Manifestes zu räumen und den Weg der Lassalle, Seddon, Burns, Millerand zu gehen. Wenn die Päpstlichen und die Marxifchen erst einmal regirt hätten, zur Staatsräson gekommen wären, liehe sich bequemer mit ihnen leben.
... Ein Triumph des Centrums und keine sichtbare Stärkung des Liberalismus.DasistderErtrageinesWahlkampfes,dernachamerikanischemMuster vorbereitet und für den mehr Geld verwendet wurde als je noch für einen im Deutschen Reich. Hat der grohe Aufwand den erhofften Nutzen gebracht? ... Die neue Mehrheit wird, so jubeln die Dienstwilligen, aus Konservativen, Agrariern, Antisemiten, Nationalliberalen, Freisinnigen bestehen. Auf dem Papier stimmts; in der Praxis des Reichsgeschäftcs nur, so lange nichts Beträchtliches unternommen wird. Eine wnthschaftliche Vorlage, dieHerrnvon Oldenburg behagt, kann Herrn Kaempf nicht gefallen. Ein sozialpolitisches Gesetz, dem die Kröcher und Normann zustimmen, muß Herr Schräder verwerfen. Die drei freisinnigen Fraktionen müßten vom Dinstag auf den Donnerstag ihre Grundsätze völlig ändern, um mit den verhaßten Junkern, mit denHerrenKreth, Roesicke,Hahn friedlich zusammenarbeiten zu können. Im Stillen wird ja auch auf das Centrum gerechnet. Das verheißt, sachliche Politik treiben zu wollen, wird ohne Rachsucht also den ihm genehmenVorlagen ins Leben helfen. Möglich. So unklug wird aber der Kluge wohl nicht sein, dah er sich als Puffer gebrauchen läßt. Wenn das Centrum nicht alle Taktikerkunst verlernt hat, wird es jede Erörterung des Vergangenen meiden und in Ruhe zunächst die Leistung der neuenMehrheit abwarten; lächelnd vielleicht nur zeigen, mit welchen Ueberzeugungopfern sie erkauft ward. In frostiger Einsamkeit wird es nicht lange bleiben. Für eine ihm widrige Kulturpolitik wärendieneunzigMännerder konservativen Partei und derWirthschaftlichen Vereinigung nicht leicht zu haben. Und stimmt es, als wäre gar nichts ge-

schehen, einfach nach des Herzens Neigung, überbietet es die Freifinnigen, die
sich nicht ohne Vorbehalt hingeben können, dann ists, mit feinen hundertzehn
Mandaten, auf dem Mehrheitmarkt bald wieder als Großmachtumworben."
Das sind Fragmente aus Artikeln, die vor zweiJahren hier veröffent-
licht wurden. Die innere Einigung derParteien iftseitdem nicht ernstlich ver-
sucht, der Weg, der zu Parlamentarischer Regirung führen könnte, nicht be-
schritten worden. Am letzten Märztag hat im Reichshaus der Kanzler über
das Gebild geredet, dessen Name einst dem Sprachschatz des Abgeordneten
Clemenceau entlehnt ward. Er ist noch immer stolz darauf. „Der Gedanke,
der der Bildung des Blocks zu Grunde lag, war der, durch Milderung der
Parteigegensätze die besten Kräfte der Konservativen und der Liberalen, die
sich so lange und oft in unfruchtbarenKämpfen gegenseitig aufzehren, zu ver-
binden und dadurch fruchtbar zu machen für die Lösung großerpolitischerund
nationaler Aufgaben. Daß zwischen derRechten und der Linken, namentlich
in wirtschaftlichen Fragen, Gegensätze bestehen, die nicht in jedem Augen-
blick beseitigt werden können, habe ich vom ersten Tag an gewußt. Der Ge-
danke aber war doch ein zu gesunder und hat im Land zu festen Boden gefaßt,
als daß er durch vorübergehendeSchwierigkeiten wieder erstickt werden könn-
te. Die Ideen haben ihr eigenes Dasein und ihre eigene Berechtigung - und
diese ist nicht immer abhängig von den oft wandelbaren und oft mangelhaf-
ten Formen, in denen sie in die Erscheinung treten. Darum glaube ich,
daß der Gedanke nicht tot ist; ich bin überzeugt, daß er in dieser oder jener
Form Wiederaufleben, daß er uns Alle überleben wird." (Ein Gedanke, der
einer Blocksbildung zu Grunde liegt, Gegensätze mildert, Kräfte fruchtbar
macht, festenBodenfaht undnicht erstickt werdenkann.) WiemagstDuDeine
Rednerei nur gleich so hitzig übertreiben? Der Gedanke, Fraktionen für eine
Weile zumVerzicht aufForderungen, die sie allein nicht durchsetzen könnten,
zubestimmen undso (durchKompromiß oderKartell) eine Mehrheit zu schaffen,
ist ja nicht ganz neu. Bismarck hat, je nach Bedarf, mit einer konservativ-
nationalliberalen oder mit einer konservativ-klerikalen Mehrheit gearbeitet
und die Erfüllung solcher Alltagspflicht (unter „ dreihundert Schafsköpfen" die
für ein Gesetz ausreichende Stimmenzahl finden) nie als dasErgebniß eines
Schöpfergedankens gepriesen. Und alsimFebruar 1881 derWunsch auftauchte,
Windthorsts Leuten den Weg ins Reichstagspräsidium zu sperren, trafen Chri-
stoph Tiedemannund Udo Stolberg einander in der Erkenntniß der Notwen-
digkeit, Konservative und Nationalliberale für die näch sten Aufgaben zu einen.
GrafStolberg(derjetztdemReichstag präsidirt) sah sofort aber auchdieHaupt-

schwierigZeit und schrieb anTiedemann, den Chef der Reichskanzlei: „Wir dürfenuns nicht darüber täuschen, daß das Zusammengehen mit dem Centrum in der Zollfrage, dessen Unvermeidlichkeit ichzugebe(obwohlmirdieSachegleich damals außerordentlich unsympathisch war), ein Wendepunktin der Entwickelung derKonservativenPartei gewesen ist. Durch die gemeinsam erkämpften Kornzölle ist der Appetit geweckt worden." Neu ist nur der (erst nach Richters Tod möglich gewordene) Versuch, auch das Häuflein der Freisinnigen, das in dem Kartell die zweiteSchmach desJahrhunderts bezetert hat, in den Mehrheitpferch zu locken, und der Glaube, diese schlecht Gepaarten könnten dem Reichsgeschäft auf die Länge Ertrag sichern. Man schämt sich schon ein Bischen, darüber noch zu reden. Strategische Stellung oder pädagogisches Trachten (derKatholikenpartei zu zeigen, daß es imNothfall überein Streckchen hin auch ohne sie geht): dafür ließe sich immerhin Einiges sagen; und wenn der deutscheKanzler durchaus französeln will, mag er sein Angstgebild bloc nennen (trotzdem innere Einheit, Kohäsion, Wucht fehlt: dem Gebild wie dem Bildner). Aber wir wollen vorwärts. Müssen. Und auf einem Wagen,dessenPferderechtwärts,linkwärts auseinanderstreben,kommt man nicht weit; kostet die FahrtmehrZeit, alsihr ziemt. Strategische Stellungen und PSdagogenmittel werden für Stundenund Tage gewählt; nicht für die Ewigkeit.
FürstBülow ist als Personalpolitiker von unüberbietbarerGeschicklichkeit; schlüpft durch dieengftenMaschen, sonntsichim Glanz, wenn die Feinde ihn schon eingeurnt wähnen, und findet denFragen, an denen sein Amtsleben hängt, stets die ausreichende Antwort. (Wer ihn für tot erklärt, sollte bedenken, daß noch aus dem zerstückten Aal das Leben erst weicht, wenn das Rückgrat von einerStricknadel durchstoßen ist. Und wenn die Nadel das Rückgrat vergebens sucht? Also geduldig warten, bis der neue Mann im Reichsanzeiger steht.) Fürst Bülow kann immer auch anders. Einstweilen letztes Beispiel:
Im Dezember muß der Kanzler, weil er die Verantwortung nicht zu tragen vermag, gehen, wenn der Kaiser sich nicht zu völligem Wandel der Wesensbethätigung entschließt; im März muß er bleiben, „so lange ihm das Vertrauen Seiner Majestät zurSeite steht". Dieser Behende, der gestern als Mandatar desVolkswillens austrat und heute, unternicht geringerem Beifall, den bis in dieVendee getreuen Vasallen spielt, muß längst eingesehenhaben, daß er sein Schicksal nicht an einen „Gedanken" ketten darf, der aus dem Nachlaß des Kolonialprinzen Erni stammt: an den Knabengedanken, die stärkste und unschwächbarste Fraktion fortM
schließen. Er will das Machtbewußtsein und den Komfort des Kanzlerhauses

noch nicht entbehren und ist zu schlau, um nicht zu merken, daß erBeides nur
durch die Sicherung neuer Möglichkeit sich erhalten kann. DasReich, sagt er,
braucht dieFinanzreform; braucht sie sofort; und will sie nur von der konser-
vativ-liberalenMehrheit, Nurvon ihr? Was morgen unentbehrlich fein wird,
nimmt der kluge Haushalter heute aus jeder nicht allzu unsauberen Hand.
Daß es just diese Mehrheit sei, heischt des Reichskanzlers Wohl; nicht des
Reiches. Und ein Kanzler, der bleiben (wenigstens bis zu dem Herbsttag, wo
dieVillaMalta beziehbar wird) und nicht ohne Schlußapplaus abtretenwill,
dürfte sich nicht selbst die Leistungmöglichkeit schmälern. Mühte also (unge-
fähr) sprechen: „Als eine große Partei von vorher oft bewährtem Patriotis-
musinTagennationalerNothihreHilfeweigerte,warichverpflichtet,ihr,unbe-
irrtvonNeigungund Abneigung,zubeweisen, daß die Reichspolitik nichtunter
fraktionelleHerrschsucht zu beugen ist. Darum thatich, was jederStaatsmann
rnsolcherLagegethanhat undimmerthunwird: ichschweißtemireineReserve-
mehrheit.Nie aberkonntemirauchnurderWunschnahen, die von einem großen
und ehrenwerthmTheil meiner Mitbürger Gewählten zuächten.Jchbineinzu
guter Schachspieler, um muthwillig auf ein Drittel derFelder zu verzichten;
bin auch als Politikerzu erfahren. uminderAusschaltung der Centrumspartei
ein Ziel zu sehen, das zu erreichen lohnt. Wer mitarbeiten will, ist willkom-
men. Und will dasCentrum, weil dieAmtspflicht mich gezwungen hat, eszu
bekämpfen, zwar die Sache, abernicht die Person, so werde ich keine Minute
zögern, mich, als das Hindernih nützlicher Arbeit, aus dem Weg zu räumen.
Wer unseremReich zu dem nöthigenGeld hilft, ist einerlei; wichtig nur, daß
ihm schnell und auskömmlich geholfen wird. Ebenso unpersönlich, scheint
mir, müssen aber auch große Parteien denken. Und die Herren im Centrum
sollten daneben noch erwägen,ob ichihnen nichtgerade im Winter ihres Miß-
vergnügens draußen mehr gegeben habe, als ich ihnen daheim zunehmen ver-
mochte. Ich denke an die Entwirrung des Balkanknäuels. Der Politikerin-
ftinkt meiner verehrten Gegner ist zu kräftig entwickelt, als daß sie verkennen
könnten,wie rasch sich in den vonSlavenbewohntenLändern dieStoßgewalt
der griechischen Orthodoxie steigert. Die Nachwirkung des Schismas war in
der politischen Geschichte Osteuropas nie fühlbarer; nie vielleicht auch für Rom
gefährlicher.Sie sehen, welcheKrämpfe den Islam schütteln und mit welcher
Hast im Restgebiet und an der Peripherie des Osmanenreiches die Willens-
richtung gesucht und wieder verlassen wird. Sie sehen Slavenstaaten bereit,
sich gegenrömisch-katholische Mächte den Mohammedanernzuverbünden; das
Griechenkreuz als Schutzgebälk vor den Halbmond zu pflanzen. Und Sie

haben erlebt, für welche Glaubensgemeinschaftunter meiner Leitung und Verantwortlichkeit das Deutsche Reich optirt hat. Meinen Sie, daß dieser Kanzler, selbst wenn er sonst dazu Lust hatte, in der Heimath Kulturkampf und Katholikenächtung planen könne, während er draußen die Solidarität mit der römisch slavischen Großmacht lauter betont als je ein Vorgänger? Nur die salus puküe3.darf ihm Leitstern fein; er wäre ein Verräther am Reich, wenn Rachsucht oder Ehrgeiz ihn zur Arbeit willige Elemente abstoßen hieße."

Nach solcher Rede wären wir endlich über den Blocksberg und hätten die Wege frei. Vor solcherRede giebts nur ein Plätzchen, auf dem dieHeerde, mitLockpfeise und Peitschenstiel, zusammenzutreiben ist. Noch ists ja immer gelungen; kann auch bei den Steuergesetzen wieder gelingen. (Ob die vorgeschlagene Spiritussteuer nothwendig oder schädlich ist, mögen Sachverständige beurtheilen. Doch als die Konservativen sich denLiberalen verbündeten^ konnten sie nicht voraussetzen, daß derBundesgenosseihnendieKartoffelrente kürzen wolle. Eine Interessengemeinschaft darf nicht damit beginnen, daß der eine dem anderenPartner dasGeld abnimmt. Sie muß auf allen Seiten die Anerkennung des status quo fordern; auch schlecht Gepaarte dürfen einanderwederdenVerzicht aufSelbstverwaltung und Standesamt noch dieHergabe des Branntweinbenefiziums zumuthen.) Vierhundert Millionen sind schon gesichert; das fünfteHundert wird, spätestens imHerbst,zu haben sein. EinWeilchen kommtderKanzlermit seinemSystem wohl noch aus. Monate lang läßter dieDinge gehen, wie esGottgesällt; nichtetwa, weil er vor allen Fragen des Rechtes und der Wirtschaft rathlos steht, sondern, weil er fühlt, daß nur diese Ermüdungtaktik ihm zum Sieg helfen kann. Ist der Brei tausendmal beschnüffelt und beleckt, auf der Zungentenne kein armes Hälmchen mehr zu dreschen, dann findet der furchtsamer Schwachheit gesellte Ekel irgendeine leidliche Ausflucht. Ein verdammt gescheites System; das einzige, von dem der auf eine knappe, inkohärente Mehrheit Angewiesene Etwas zu hoffen hat. Muß es aber so bleiben? Weiter auf den heißen Stein tröpfeln? Erzählt doch nicht, die „Weltanschauung des Centrums" werde bekämpft! Solljagar nicht bekämpft werden. Das Centrum ist in den Tagen derBlocksherrlichkeit, die ihm das Odium derSteuerbewilligung abnimmt, so erstarkt, daß es sich ungestraft prachmatische Dummheiten gestatten darf. Und kann warten. Das Reichsgeschäft aber leidet. Der Finanzjammer beweists. Den Hyperkonservativen, derenBlick nie überdieElbe drang,denKrieg erklären? Wäre populär; ist in der Zeit des Blocks aber nicht zu machen. Also muß der Kanzler ihnen Komplimente drechseln und, der vom preußischen Junker keinen Blutstropfen in sich hat, den der Scholle verschriebenen Landmann mimen.

Monopole? Der bloße Gedanke müßte den Block sprengen. Der hielte auch
nicht, wenn versucht würde, die Steuersysteme der Bundesstaaten endlich ein-
ander anzupassen. Das aber wäre nöthig, ehe von einer Reichssinanzreform
ernsthaft geredet werden könnte. Wer träumt denn davon, auf Mauern von
verschiedenerHöhe und Dicke ein haltbaresDach zu setzen? Zunächst müßten
die Bundesstaaten sich über das Steuerwesen einigen (will Bayern noch nicht,
so können die Anderen einen Vertrag mit ihm schließen): dann erst läßt sich
weiterfühlen. Wobei Mancherlei zubedenkenwäre.DasReichistkein Einheit-
staat, ist staatsrechtlich nicht vielmehrals ein Vertragsbegriff(der den Ewigen
Bund sichert undwehrfähig erhält) und dürfte weder mit Schulden noch mit
Steuern allzu schwer bebürdet werden. Wennzwei Aktienreiche eine Betriebs«
gesellschaft gründen, müssen sie dieses Kind ernähren, mag es bald auch an
Kraft und Geltung die Eltern überragen. Das Reich ist (ökonomisch) die
Betriebsgesellschaft der Einzelstaaten und müßte von ihnen ernährt werden.
Für Gemeinde, Staat und Reich steuern: Das macht böses Blut. Zweitens
muh man sich ohne Demagogenangst wieder indiealteErfahrungbequemen,
daß nur von den Massenverbrauchsartikeln das nöthige Geld zu holen ist.
DasGerede von den „schwachenSchultern", denen mannichtmehraufpacken
dürfe, taugt in die Sitten des Caesarismus; und daß der Reiche dem Fiskus
zu wenig abgebe, dürfte man in einem Land nicht behaupten, das von einem
Einkommen von hundertzwanzigtaufend Mark, auf verschiedenen Pfaden^
fast zehnProzent in seineAmtskafsen harkt. Drittens sollmanvon derSpar-
pflicht löblicher Behörden nicht nur schwatzen, sondern diese Pflicht gewissen-
hafterfüllen. Wirhaben zuviele Prunkbahnhöse, Postpaläste, Bureaukraten-
bürgen; mehr als irgendein anderesLand.Wir zahlen für die Reichswehrver-
sicherung in diesem Jahr zwölfhundert Millionen Mark. Wir müssen Offiziere
und Beamte viel besser stellen (die Zahl der civilen Staatsdiener könnte dann
freilich verringert werden) oder uns mit den zu starkerLeistung Untauglichen
begnügen. Wie langewird die halbeMilliardedennreichen,um dieunterdem
neunten Mond nun fruchtlos gehadert wird? Und darf man die Nation wie
ein Schandenkind schelten, weil sie das geistlose Produkt eines unpolitischen
Schreibstubenhirnes nicht mit gehorsamem Hurraruf hingenommen hat?
Ob derBlock morgen oder erst übermorgen bröckelt, ob einkonservativ-
liberales oder einkönservativ-klerikalesKartellWehmutterdienst leistet, braucht
das Reich nicht allzu arg zu bekümmern. Wir wollen vorwärts. Schnell. Und
schonLagarde hat gesagt, der Führer einer Lokomotive habesichnichtalsKon-
servativen oder als Liberalen zu erweisen, sondern als Sachverständigen. Wir
müssen vorwärts. Deutschland ist durch die von Wissenschast undTechnik be-

diente Industrie reich geworden und muh nach dem Bedürfniß der industria«
Wischen Kulturform regirt werden. Nicht nach dem Wunsch hinterpommer-
ZcherLandwirthe noch nach dem Langen niederbayerischer Kaplane. Die mögen
ihren achtbarenJnteresfenGeltung schaffen; zurReichstyrannis sind sie nicht
berufen. Neigung und Abneigung füllt Keinem die Scheune. Liebt oder haßt
Agrarier, Centrum,Bankdirektoren,Parlamentarismus: aber gebtdem Reich,
was es braucht. Ein Volkshaus, in dem nicht jeder Dutzendkanzler noch die
Parteiführer um Haupteslänge überragt und dessen Koryphäen züchtig oder
zornig erröthen,wennihnenSehnsucht nach dem Bundesrathstischnachgesagt
wird. Wer nicht ernstlich trachtet, als Kanzler, Minister, Staatssekretär seine
Politikdurcbzuführen,wernurnachRednererfoIgenundMächlereffektenlüftern
ist, mag zu Haus hocken oder seine Talente in den Bezirksverein tragen. Laßt
Steuern und Zölle von den Fraktionen vorschlagen, die entschlossen sind,
sie, unter voller Verantwortlichkeit für alle Folgen, dem Volkswillen abzu-
schmeicheln oderabzutrotzen. Sorgt füreinzurRegirung fähiges, für die poli-
tische Arbeit vorgeschultes Personal und erspart dessen Spitzen die Last klein-
licher Alltagsfron Unsere Minister und Staatssekretäre arbeiten sich meist
bald müdeund morsch, müssen sich mitdem winzigstenQuark der Verwaltung-
Praxis abquälen und merken oft gar nicht, wie ihnen der Sinn für das We-
sentliche schrumpft. Im März kam ein deutscher Kaufmann nach Berlin, um
für PortSudan, wo er Interessen hat (und wo eine neue Britenwelt entsteht)
einen deutschenKonsul zu erbitten. Den Werth des Transvaal, dachte er, hat
ein Deutscher (Schmeisser) erkannt, den sudanesischen Bodenreichthum ein
Deutscher (Rusfegger) gewittert. Muß Britanien uns stets überholen? Wenn
in Port Sudan ein klugerVertreter des Deutschen Reiches sitzt, ist vielleicht noch
Manches zu retten. Doch Freiherr von Schoen (dem Herr von Kiderlen doch
die wichtigste Arbeit abgenommen hatte und der in seinerVilla von der Nach-
folgeRadolins träumt) hat keine Zeit, denMann zu empfangen; fordert ihn
auf, den Wunsch „auf schriftlichem Wege" vorzubringen. Dann würde ein
Aktenstück angelegt, jedem Dezernenten „zur Aeuherung" in die Mappe ge-
steckt: und vielleicht kämeschon im viertenMonatderBescheid. Soleben wir.
Da die Herren Rathenau und Fürstenberg für jeden halbwegs ernsthaft scher-
nenden Besucher zehn Minuten haben, muh es eine Aktenexcellenz auch können.
Minister und Staatssekretäre sollen Politiker sein und dem Krimskrams ihr
Zimmer verriegeln. Sir Edward Grey ist zu sprechen; Baron Schoen „be-
dauert". Entschließt Euch, das Reichsgeschäft nach modernem Muster zu or-
ganisiren: dann steigt der Ertrag, stärkt Eures Wirkens Basis und Ihr braucht
nicht mit der Mörtelkelle kostbare Stunden vor dem Bröckelblockzu vertrödeln.

Die Tragoedie des Baalschem.*)

M«ch wurde in einem kleinen Städtchen Ostgaliziens geboren und habe von da her noch manche Erinnerung bewahrt. Vor Allem an meine Eltern. Wir wohnten in einem kleinen Haus mit verhängten Fenstern und manch einem Treppchen; und wenn die Mutter mich in dem Schlafzimmer mit den großen gelben Möbeln zu Bett gebracht hatte, saß sie noch neben mir und murmelte das Abendgebet, in dem auch von König Salomo die Rede war; und jenes Wort von ihm war das erste, bei dem sich ein romantischer Schauer in mir zu regen begann. Denn es erzählte von den sechzig gewappneten Reitern, die. Wenn er schlief, zu seinen Hü'upten standen, und den sechzig zu seinen Füßen, den je sechzig zu seiner Rechten wie zu seiner Linken; und über ihm schwebie, stärker als Alles, der Name, den Keiner ausdenkt und der Alles in sich begreift. Noch andere große und mystische Bilder stiegen vor uns auf, so besonders, Wenn wir am Neujahrs- und Vcrsöhnungtag die hohe graue Synagoge betraten, in der die hundert Kerzen brannten und aberhundert in weiße Sterbehemden gekleidete Männer den Einen anriefen, der immer gegenwärtig und nie sichtbar war. Manchmal stiegen wir an diesen Tazen zum Hain über der Stadt empor, von dem man auf die grüne und wasserreiche Tiefe unten herab sah, und plötzlich drangen von unten in einem einzigen furchtbaren und leidenschaftlichem Aufschrei die schluchzenden Stimmen aus der Synagoge zu uns empor. Mitten dazwischen gab es natürlich auch viel Komisches, worüber wir lachten, so die seltsame chasjidistische Sekte, die so gar nicht zum scharf rationalistischen Judenthum patzt. Das sind die Kabbalagläubigen, die fanatisch an ihrem Wunder:abbi hängen und an Uebungen und Gebräuchen festhalten, die das übrige Judenthum verwirft. Und wenn sie vor den Festtagen aus den umgebenden Dörfern in die kleine Stadt kamen, gab es unter den „Aufgeklärten" des Spottes und Gelächters genug. Diese Aufgeklärten kannten schon Boerne, Schiller und Heine, sie hatten Mendelssohns „Phaedon" gelesen und besprachen die Reden von Napoleon, Cremieux und Palmerston. Und kamen ^run die Chassidim, sechs, acht und zehn auf einem Wagen, die zerfressenen Pelzmützen auf dem Kopf und die Gesichter von der Noth zerzaust und dem frühzeitigen Denken, und sahen wir sie, wie sie da oben rechts und links die Beine über den Wagenrand herabbaumeln ließen, mit den kurzen Kniehosen und schmutzigen Strümpfen und die zerfetzten Pantoffel kunstvoll balancirend auf den Spitzen der Füße, dann lachten wir Jungen. So allgemein war dieses Lachen, daß um das Ende der sechziger Jahre Einer sogar wagen konnte, den Spott in Verse zu bringen. Er hieß Wolf Zbarazer und die Spottlieder, die er schrieb, wirkten wie ein Feuerbrand. Da wurde die Lokomotive in

„Die Legende vom Baalschem." Von Martin Buber. Rütlen <K Loenir g

Bann gethan, der erste jüdische Doktor in Bann gethan, der unjüdische Kleider«
schnitt und das erste Rasirmefser, das über das Gesicht eines Juden fuhr, w
Bann gethan. Ein Lied aber war besonders gelungen; es traf die Sekte in.
dem Mittelpunkt ihrer Liebe, indem es von Verhöhnung ihres Begründers,
des Rabbi Jsrael-ben-Eliefer — des „Baalschem" — und seiner Wunder-
taten überquoll. Denn es erzählte von seiner Zauberfahrt über das Meer,
wie er dahinflog, ohne Segel, ohne Mast, und wie er bei ausbrechendem Sturm
mit der Spitze seiner Pelzmütze oben die Wolken, unten die Wogen berührte,
und im Nu war wieder Sonnenschein . . . Doch wozu das Alles ausmalen?
Als mich Beruf und Leben in andere Horizonte führten und Alles so lächerlich
gering ward, was einst Gegenstand täglicher Komik und Sorge gewesen, da
bildete ich mir groß was ein, als es mir einmal bei einer Gelegenheit klar
wurde, was für eine Gabe es ist, die verachtete und im Bettelgewand ein-
herfchreitende Größe zu erkennen, trotz der Maske, die sie entstellt. Und da
kommt nun Martin Buber daher, dem diese Gabe verliehen ist, und je öfter
ich in seinem Buch lese, in dem er das Wesen und die Erscheinung dieses einst
so verhöhnten Baalschem schildert, desto mehr stehe ich unter dem Zauberbann.
Da ich selbst niemals Philosophie getrieben habe, kann ich über die Art,
wie Buber die Lehre des Baalschem erläutert, nichts Anderes sagen, als daß
sie mich gleich bang hallenden Gesängen, die in mir und um mich sind, berührt.
Irgendwo in Wolhynien, so erzählt er, in engen Straßen und kleinen stroh-
gedeckten Häuschen, wo die Leute mit den angstvollen Salamandergesichtern
hoffnunglos und unselig herumgingen, erhob sich ein Mann, der sah mit
brennenden Augen über die Lebensnoth hinaus, die Aller Theil war, und be-
gann, zu suchen, wo der Sinn dieses wüsten und traurigen Lebens sei. Die
Bibel sagte: Es giebt einen Gott; und die apathischen Geschlechter verblieben
durch siebenzehn und mehr Jahrhunderte bei der dumpfen Konstatirung und
der daran sich schließenden scholastischen Erörterung, bis eben dieser Mann
kam. Denn er fragte (dafür war er ein Jude: er fragte): Wenn dieser Gott
ist, was ist er und welches ist unser und aller Erscheinungen Verhältniß zu
ihm? Es war ein gefährlicher Weg; so Viele vor und nach Faust, die ihn
gingen, gelangten zur Verneinung. Dieser Mann in Wolhynien aber bejahte,
und zwar in einer Weise, daß sein Gottesbekenntniß zugleich eine Welt-
anschauung voll hohen Trostes war. Gelangte er zu seiner Philosophie krast
eigenen Geistes oder sprachen auch aus ihm verborgene Ströme, wie sie, zum
Beispiel, im Mittelalter unsichtbar von Kloster zu Kloster riefelten? Mehr als
je Einer vor ihm trug er jedenfalls neue Funken in das Leben seines Volkes;
und die von Buber mitgetheilten Legenden, die von dem Mann bis auf den
heutigen Tag im Osten umgehen, zeigen, daß schon sein erster Schritt ins
Leben ein solches Novum im Umkreis des jüdischen Denkens und Fühlens war.

Die Tragoedie des Baalfchem.
Zu jeder Zeit, so erzählt nämlich die erste Legende, gab und giebt es
Einen, den seine Inbrunst und das ekstatische Gottfühlen zum Besitz des Ge-
heimnisses dieser Welt erhebt. Der letzte solche Mann vor dem Bcmlschem
war ein Rabbi, Adam mit Namen, der, als er seinen Tod nahen fühlte, selbstlos
gleich Mose, seinem Sohn und Erben sagte: Nicht Du, sondern ein Anderer,
Israel der Sohn des Elieser, ist zum Erben meiner Wissenschaft bestimmt.
Und nun fand der Sohn in irgendeinem Städtchen einen vierzehnjährigen
Knaben dieses Namens, in dem sich trotz dem Düster seines Gebens früh zwei
seltene Kräfte ankündigten: das Genie und eine nie rastende bange Sorge
um Alles, was ihn umgab. Und zwar flössen in ihm Eigenschaften zusammen,
die man sonst nur getrennt findet. Er liebte die Einsamkeit und liebte die
Menschen, er liebte das Sinnen und liebte die Arbeit, er liebte (in der Ghetlo-
zcit!) Wald und Berg und alles Fließende, den Wolkenzug, das Thier und
Blumen und Flur. Und wie er aus allen Poren das Elend der Seinigen
in sich sog, so trieb es ibn, der Dumpfheit zum Trotz, ihnen zu sagen, daß
Verzicht auf die Gegenwart auch schon ein Verzicht auf das Recht und darum
Todsünde ist. Gleich dem Schauspieler und dem Dichter sucht auch die Legende
gewöhnlich die Gestalt, mit der sie sich beschäftigt, in große Situationen Zu
bringen und sie dadurch für das Interesse zu erhöhen. Drüben in Wolhynien
ist diese Stilkunst noch fremd; und darum erzählt die Legende in einer gerade
durch ihre Schlichtheit arimuthendcn Weise, wie da der kleine Israel seinen
Kampf um die Entlastung von dem frühen psychischen Druck und um die
Wiedergewinnung des Lebensmuthes begann. Er that es in dem selben Zeichen,
in dem einst bei Genezareth und am See Tiberias das Wort „Lasset die Kind-
lein zu mir kommen" erscholl. Er sah die früh abgemagerten Gesichter mit
den bangen, nach Feinden ausschauenden Augen, und wie die von Kind auf
verkrüppelten Geister in einem Leben dahinkränkelten, in dem ihnen der welten-
ferne Gott da oben nichts als eine Wirrnitz völlig plan- und zusammenhanglos
zusammengeworfener und ewig von einander geschiedener Dinge gab. Wie
Mensch zum Menschen nicht gehörte, so das sonst Lebendige nicht zu dem
umgebenden Toten, Thier nicht zu Pflanze, Pflanze nicht zum Stein, Luft,
Hauch und Farbe nicht zu Bewegung, Thätigkeit und Zweck. Da führte er
denn die Kinder, wenn er sie zur Schule abholte, zuerst aus einem Umweg
auf den Gipfel eines nahen Berges mit seinem Wald und dem rauschenden
Quell und den unten sich dehnenden Wiesen und sagte, auf Alles weifend:
In dem Allen ist Gott; und Sonne, Licht, Farbe ist auch ein Theil von
dem Ganzen und zu Euch gehörig, denn Ihr seid auch ein Theil davon. Und
so geschah das Wunder, daß in der Ghettozeit und hier in einem verworfenen
Winkel kleine Knaben, gefühlt von einem kleinen Propheten, entgegen dem
blutigen Zwang der Wirklichkeit, das Lebensrecht und das Recht der Freude

bekannten und der Welt zuriefen: „In Dir ist Einheit und Alles ist Gott."
Da tauchte (was ja nie ausbleibt), ein Wärwolf auf, der ihnen das Lachen wieder abgewöhnte; und es würde sich von selbst verstehen, auch wenn der Dichter es verschwiege: der Wärwolf hatte ein doppeltes Gesicht. Die Bestie in ihm schrie: Wie, statt zu zittern und bang zu scin, sind die Judenknaben heiter? Dann wieder wüthete, wenn sie aus Wald und Sonne in das Elend der Gassen und Stuben zurückkehrten, der Rabbinismus mit seinem Wie und Wieso und seinen pathetischen Frage- und Ausrufung zeichen: Alles wäre Einheit und Emanation des Alleinen und kein Unterschied zwischen Starrem und Beseeltem und in Allem wäre Seele und Gott? Also giebt es nicht eine nach Form, Farbe, Gewicht und Große differenzirte Materie und unser Auge und Verstand trügt? Man kennt die Art dieser Logik und ihren Endschluß: wahr ist die Zerrissenheit und Zusammenhanglosigkeit des Vorhandenen; nur durch einen auyerweltlich leitenden Willen gebannt und in vorgeschriebenen Gleisen gehalten, schwebt cs, !äuft es, wälzt es sich und verendet seine Tage im Raum. Und was der Wärwolf mit der mordenden Faust begonnen, vollendete der Wärwolf mit den finster und fanatisch immer nur auf ein Buch blickenden Augen; das Bischen Freude verglomm und die Rebellion der Jugend erstarb.
Um diese Zeit also war es, daß der Sohn und Bote des Adam in dem Ort erschien und den jungen Israel zu seinem Genosfen machte und ihn in Stunden dehorchte, da der Knabe in seltsamen Aueathmungen seine Seele erschloß. In einer Nacht, da der Kleine schlief, legte er ihm ein Blatt aus dem vom Vater hintcrlassenen Zauberbuch aus die Brust. Da begannen die Buchstaben zu leuckten und das junge Herz bcgann seltsam zu schlagen und der Mund des Kindes öffnete sich zu geheimnißvoll schaurigen und wohltuenden Offenbarungen. Da, erkannte Adams Sohn: Das ist der Prädesnnirte; und übergab ihm das Buch. Und das Buch gab dem Kinde Weisheit, das Kind gab dem Buch Leben, und wie der von den Menschen einst vcrrathene Gott dem naiven Geist Simsons als letztem Freund seine Sache anvertraute, so war umgekehrt Gewesenes und begraben Geglaubtes hier jetzt in das Herz eines jungen Kindes zur ersten Hut gelegt. Aber gleich hier, an der Schwelle, verkündet die Legende des Mystikers auch sofort ihren Glauben, wem das Mysterium des Seins und 5es Werdens sich überhaupt enthüllen kann: ob dem Herzen oder dem hungrig spürenden Verstand. Und zwar gehört Das, was Buber darüber sein Buch sprechen läßt, auch erkenntnißtheoretisch zu dem Zutreffendsten, was in unserer Zeit zur Psychologie der ekstatischen Zustände gesagt worden ist. Eines Tages flehte Adams Sohn: „Mach meinem Auge den Geist der Thora gegenwärtig, aber nicht in Deduktionen, sondern in Wirklichkeit, wie er ist." Der Knabe erwiderte zitternd: „Er ist erreichbar nur der herzgeborcnen Ekstase, -die aus dem Grunde tiefster inbrünstiger Liebe quillt,

und Weh Dir, wenn Du Dich mechanisch, mit der Kraft Deines Willens,, in
Zustände versetzest, die Ekstase zu sein scheinen und doch nur Rauschzustand
sind." Der Rabbi bestand auf seinem Willen, kasteite sich, nannte dieses
brennende Sehen- und Erkundenwollen Liebe und Hingabe; aber was er dann
erblickte, war nicht der Geist, sondern das Feuer der Thora, das ihn ver-
ehrte. Und Israel stand wieder allein.
Nun ein Sprung in dieser in Legenden, statt in Kapiteln, geschriebenen
Biographie einer Seele. Jahre verfließen. Israel ist aus der Welt ver-
schwunden und die erste Revolution, die er als Knabe entzündet, aus der Er-
innerung ausgelöscht, Man weiß nicht genau, was mit ihm vorging; sicher
ist nur, daß er, die Rabbinen meidend, mit dem jungen Weib, das er ge-
heiratet hatte, irgendwohin nach einem Winkel der östlichen Karpathen floh.
Dort findet man noch heute an der Landstraße elende jüdische Gasthäuser, in
denen ein Dicnstbote schuftet und eine mme abgehärmte Frau die magere
Suppe austrägt. Und fragt man nach dem Mann, so tritt plötzlich ein langer,
dürrer Geselle ins Zimmer, der auch Hand anlegt und hinter dem Geflügel
auf dem Hof und der Kuh auf der Weide her ist und tabei mit welloer«
lorenen Augen in eine Unsichtbarst hinaus zu schauen scheint. Solches Leben
führte offenbar Jahre lang auch der Baalschem. Sein Wirthshaus stand am
Fuße eines Hügels, überschattet von Bäumen, und obln auf lern Hügel war
sein liebster Aufenthalt. Da war es einsam, cr sah Feld, See und Flur
unten wie in seinen Kindheilstagen und „dir farbige Zauber des Meeres war
darin und der weiße Zauber der Sterne und der unbegreiflichste von allen,
das zarte Wunder der unendlichen Luft/' Und noch eine Lieblmgstätte hatte
er, eine Höhle, die der dichte Baumwuchs vor fremden Augen oechülltc; drin
träumte er auch gern, bis gesammelt und geordnet endlich feine Weltmviston
vor ihm stand. „Das Wlsfcn kam leise zu ihm, wie ein Kind sich rückwärts
zum Vater schleicht, die Arme um seine Schläfen und die Finger vor seine
Augen zu pressen." Da erschwieg die Unruhe und der Baalschem löste die
Stirn aus den verschlungenen Händen und schaute. Und erkannte: Allis ift
Gott und Alles hat die Möglichkeit der Rückkehr zu Gott. Und zwar jetzt
schon, in der Zut und dem Zustand, der von uns Leben genannt wird, im
Wege der ekstatischen Hingabe. Und auch das scheinbar Tote und Unbewußte
um Dich ist nicht tot und entbehrt nicht des Bewußtseins. Sondern Alles,
selbst der Ort und der Stein und der Strauch vor Dir, hat seine Seele; und
Dich treibt es unbewußt zu dem Ort hin, der nach der Bestimmung für Deine
Erlösung nölhig ist, und mit hundert ungesehenen Kräften ersehnt auch der in der
toten Materie eingeschlossene Funke den Menschen, der ihn aus der Starrheit
lösen und ihm die Rücklehr zu Gott geben soll Denn Alles wartet und in
Allem ist ein Splitter der Göttlichkeit, die einst berabkam, um Alles sich gleich

Zu gestalten, bis das Böse kam. Das zerschlug das Eine, so daß nun überall ein Durst und ein bebendes Verlangen der zersprengten und zerschlagenen Ganzheit nach neuem Zusammenschluß ist.
Das waren seine Träume. Da kam eines Tages ein Rabbi, der sah verächtlich auf den nicht einmal nach der Vorschrift gekleideten Dorfjuden, der barhaupt und im Bauerngewand vor ihm stand. Und man muß wissen, daß nicht einmal die Ueberlegenheit, mit der ein geradbeiniger Graf Pückler auf einen Juden herabsieht, an die Verachtung heranreicht, mit der der schrift« kundige Rabbi noch heute auf den Dorfjuden als den Typus aller Unwissenheit blickt. Nun aber sah der Rabbi, da er verweilen mußte, einmal auch die wundervollen Augen des Mannes und hörte seine leise Rede; und ein Zauber that sich mit einem Mal auf. Denn als er scheiden wollte, brachten ihn die gebannten Pferde wieder und abermals zurück nach der stillen Herberge, und als er zu sinnen begann, was Dies bedeute, stiegen ihm aus den Augen seines Wirthes seltsame Räthsel auf. Immer hatte sich sein Wissen und seine Arbeit in den trägen Exegesen toter Bücher und Buchstaben ausgegeben: was die Bibel sagt, was Jbn Esra bemerkt und was Tossefoß dieser Bemerkung antwortet; und immer hatte er sich in diesem dürren und dem Leben abgekehrten Wagnerthum groß und wichtig gedünkt. Aber jetzt, nachdem er den Mann gesehen, folgten Nächte, in denen ihn maßlos und ungeheuer die Frage des Seins überkam. Und er sah hier eine zerrissene und getheilte Welt, ledig jedes zusammenhaltenden Bandes, und sich mitten drin, wie er vergebens um Hilfe zu seinen Büchern floh. Und dort, dem inneren Auge greifbar und alle Wunden des suchenden Herzens kühlend, ein Ganzes, das schön und beglückt war durch eine herrliche Einheit und durchfprüht von Millionen Funken, die sich zu einem Feuer sammelten Ja, „Alles schien einfach und bestimmt und er umsing die Welt mit den Augen, wie mit den Armen der Seele"; und da stand ein Mann. Er hatte Bauerngewand an, das blonde Haar flatterte im Wind; seine Füße ruhten tief unten im Abgrund, er schlang seinen Arm um gewaltige Bäume und legte sein Ohr an den Mund der Ewigkeit . . .
Und dieser Rabbi wurde der erste Bekenner des Baalschem.
Und nun ist es psychologisch eben so wahr wie dichterisch ergreisend, nie die Legende ihren Helden jetzt sich selbst suchen und alle Wandlungen des Willens und Vorsatzes durchmachen läßt, bevor ihm bewußt wird, was er eigent> lich mit seiner Idee soll. Zunächst ist es, wie bei allen großen Entdeckern des Gedankens, diese seine Entdeckung, seine Gottvorstellung, die er liebt und zu der es ihn aus allen Kräften zieht. Am Abend löst sich die Seele des Baalschem, streift Ort und Dauer ab, enthebt sich den Grenzen und jagt dahin ganz, ganz so wie Schillers Phantasie auf ihrem Weltenflug: Zum Gestade seiner Welt, meine Pfade, bis wo der Weg stirbt und randlos in die dunkle Nacht eine

Wand auftagt. Denn hier ist die Grenze und aus dem Jenseits rufts: „Willst
Du mich und soll ich mich Dir öffnen, dann mußt Du von den Lebendigen
unten scheiden, denn hier geht kein Leben vorbei." Und schon will der Mund
das Wort sprechen: „Ja, um Dich zu sehen, will ich sterben", da hört er eine
zweite Stimme: „Israel!" Und sieht erwachend sein Weib, das in Thränen
sich über ihn beugt und flüstert: Willst Du mir Das anthun? Es giebt eine
Liebe auch hier unten; und er bleibt.
Aber um was zu thun? Ist der Himmel so unwirthschaftlich, daß er
Einen mit allen Kräften des Zaubers ausstattet und Geisterheere ihm zum
Dienst giebt, ohne von ihm eine Aufgabe zu fordern? Denn Alles auf Erden
ist ihm unterthan. Alles Vorhandene spricht zu ihm deutlich und schleierlos;
er versteht die Vogelsprache; sein Gespann bringt ihn mitten durch den
Silbernebel, der ihm vorausläuft, auf seltsamen Wegen, vielleicht durch
die Luft, vielleicht auf unterirdischen Gängen, wo der Klang der Hufe auf
dem Boden aufhört, mit Windeseile da und dort hin. Und in den Nächten
seiner Ekstase webt um ihn ein Feuerzauber, wo Farben über Farben lodern, bis
zu der reinen und magischen Helligkeit oben, in die sein Haupt eintaucht.
Denn er ist der Plädestinnte, die Erzväter nennen ihn Bruder, in den
Himmeln ist er zu Haus und auf Erden verwaltet er die Gerechtigkeit.
Aber was beginnt er mit dieser Macht? Run, es ist klar, nicht wahr,
für Einen seines Stammes kann es nur eine große Aufgabe geben: zu rächen
und zu befreien. Darum versammelt er die großen Abgeschiedenen und for-
dert: „Für das Schlagen und Stechen, für das langsame Morden, für das
Schänden durch ihre Hände, für den Stoß ihrer Füße, für das Ducken und
Erniedrig:« und für die Noth des Schlechtwerdens (wie gefällt Euch Das:
für die Noth unseres Schlechtwerdens?) in die sie uns gestürzt haben, nehmet
Rache!" Aber es wurde nichts daraus; und wir wissen ja, warum. Die
Pharaonen haben sich geändert, sie find praktischer geworden und ihre Plehwes
morden die Juden lieber an Ort und Stelle, statt zu riskiren, sie erst ziehen
zu lassen und dann anzugreifen, wo die Fluth vielleicht wieder über den Nach
setzenden zusammenbrechen könnte. Die Legende, die immer optimistisch ist,
weiß es aber anders und sucht, klug in ihrer Naivetät, statt an der Zauber-
traft ihrer Lieblinge zu zweifeln, nach anderen Erklärungen, warum Einer,
der es könnte, doch keine Rache nimmt. Nebenbei ist es charakteristisch für ein
Volk, ob seine Phantasie in solchen Fällen Plumpheiten aussinnt, um die Un.
tbätigkeit zu maslirm, oder ob ihm das Motiv, nach dem es sucht, im letzten
Grunde aus dem zarteren ethischen Fühlen erblüht. Alle Dahingeschiedenen
ruft der Baalschem zur Rache auf und sie müssen gehorchen und sie haben
auch die Kraft, zu siegen, wenn er bei seinem Befehl beharrt. Aber (hört
Hamlet nicht zu?) um auf Erden zu wirken, müssen sie auch zur Erde zurück-

kehren und das Schmutzigste, das das Leben den Juden brachte, Das, was schlimmer war als alles Andere, nämlich eben die Roth des Schlechtwerdens wieder auf sich nehmen; und der arme Inaktive mit dem großen Herzen (denn Das ist ja die Tragik: der Inaktive!) bringt es nicht über sich, so viel Reinheit wieder mit dem Schicksal des Engelsturzes zu beladen. Und auch für Dich, Jerusalem, kam noch nicht die Zeit. Geh nicht nach Jerusalem, ruft es. Das ist nicht Deines Werkes. Dennoch geht er; und hier erhebt sich das Buch zu biblischer Größe. Der Mann macht sich auf den Weg und der ungeheure Leib der Erde schüttelt den uralten Schlaf ab und in den blauen Nächten der Erwartung wachsen die Sterne über dem alten Land. Es ist „das gute, gute Land", von dem Moses gesprochen und das er nie gesehen hat, und das Herz der Erde flattert vor Angst und Aufregung, in Erwartung des Mannes. AAer wie die Zeit vergeht und er noch nicht kommt, fragen die Stimmen der lebendig Begrabenen aus der Erde hervor, die Luft und die Bäume und die schlagenden Wellen und spähenden Sterne: Was höret Ihr? Warum zögert er? Kommt er denn immer noch nicht? Da antworten die Stimmen aus der Luft, den Wellen und Sternen: Er wendet sich, er kehrt zurück. Darauf spricht die alte Erde: So Millich mich hinlegen und sterben, denn die befreiende Schwertthat, dis That der Rache und des Gerichtes, war diesem Inhaber der Geheimnisse, der auch ein Herz besaß, versagt. Nun weiß die Legende freilich für das Land einen Trost. „Du hadere nicht mit ihm, meine Freundin; er wird zu Deiner und semer Zeit wiederkehren, der Herr wird ihn wiederdringen"; und hat man seit Titus gewartet, so wartet man eben noch. Aber der Baalschem, was ists mit ihm und was bleibt ihm, da ihm auch diese That versagt ist? Und freilich ist es eine Qual, nach solchem Flug des Genies ein elendes kleines Leben im Unbekannten auf sich zu nehmen. Er steigr zu dem darbenden Volk herab und bringt ihm wenigstens Trost.

Was war die nächste und unmittelbarste Bedeutung der lutherischen Bibelübersetzung? Daß sie den Menschen in ihrer Roth den ihnen ferngehaltenen und durch Ceremonien verhüllten Gott als ganz Nahes und Vertrautes und mit ihnen persönlich Mitfühlendes wiedergab. Und es hatte auch schon seinen Sinn, warum die Kirche Luther darob bannte; denn die Bibel übersetzen: Das war, weil es diesen Gott.zu Jedermanns, auch des Ungelehrten Freunde machte und Alle zu Unterthanen des Gewissens stempelte, eine ungeheure demokratische That. Aehnlich wurde der Baalschem in den Bann gethan, als er eines Tages die Thür seines Hauses weit öffnete und, aus dem Kreis der Schnftgelehrtcn heraustretend, zum Volke zu sprechen begann. Buber erzählt von diesen leisen, von Geheimnissen schwingenden Predigten des Meisters; sie waren aber noch etwas mehr als Predigten. Ich, der ich auf einem engen Gebiet mitangesehen habe, was Scholasten und Kommentatoren verderben, ich

weiß, was es heißt, wenn Einer sich von dem Geschäft wegwendet, aus Spinnenfäden Seile zu flechten und Deutungen auf Deutungen aufzubauen. Von ganz anderen Dingen als die Rabbinen sprach der Baalschem, von Dingen der Seele, Jedem vertraut und ans Herz greifend; und wenn er (noch im hundertsten Geschlechte der zu Orientalen sprechende Orientale) von diesen Dingen begann, die er in das Kleid der Geschichte zu hüllen wußte, dann lauschien ihm.. . Wer? Die Gelehrten? Nein; sondern die Mägde mit den Wafferkrügen in der Hand, die kleinen Handwerker nur Nadel und Scheere, die Frauen mit ihren Koch' löffeln; und die Kaufleute mit Elle und Waare drängten sich auch zum Lauschen herbsi. Und die Synagogen leerten sich, während tausend Augen und Herzen an seinem Mund hingen, und er führte sie an dem Gängelband seines Wortes zu Tröstungen, die ihnen verschloffen gewesen, zum Bewußtsein, Etwas zu sein, zur Fähigkeit, sich der Resignation zu entwinden, zur psychischen Wiedergeburt der Quellen der Aktivität, zu ihrem Gott. „Es war aber die Erzählung des Basischem nickt wie Eure Eizählungen, Kinder der Zeit, die krumm wie ein kleines Menschenschicksal oder rund wie ein kleiner Menschengedanke sind. Sondern Jedem erwachte darin die heimliche Melodie, die verschüttete, tot gewähnt?, und Jeder empfing die Botschaft seines verlorenen, vergessenen Lebens, daß es noch da und ihm offen und nach ihm bang sei." Und seltsam: immer lächelte der Mann, wenn er sprach, und immer, wenn er zu sprechen begann, war es von dem Nächsten, was gerade schmerzte: und Das that so wohl. Warum zitterst Du? Brich nicht zusammen und ergieb Dich nicht, Bruder, und glaub nicht der Schule, daß es Tugend ist, in Sack und Asche herumzugehen, w^l Jerusalem einmal zerstört worden. Sondern hege die Fähigkeit, heiter zu bleiben und nicht zu verzichten, denn Das ist die Medizin und Das setzt sich im Umschwung der Zeiten in lebendige Thatkraft um. Man wird sagen: Das ist ein Bischen visionär-zionistisch; ob nicht am Ende dieser wohlhynische Prophet in seinem Geiste schon den jüdischen Schläger sammt Theodor Herzl, Kappe und Band sah? Gewiß nicht. Aber als Der von Nazareth zu den Armen und Beladenen sprach, dachte er auch noch nicht an die Programme von Bebel und Singer, sondern fand zunächst nur das Anaesthisirungmittel für die Seelen, die das Lebensungemach gefaßter ertragen sollten. Alles Geschehen ist nur äußere Erscheinung; Versuchs: und Du wirst finden, daß die Schmerzen schweigen und daß Dein Wille Dich unabhängig machen kann von den Nerven. Heute sagen wirs ja Alle nach Kant und Charcot. Nur steigerte die religiöse Ekstase die Kraft, es zu versuchen, und die Unabhängigkeit des Menschen vom Körper und den körperlichen Gefühlen noch; und der neue Prophet nahm, süß und unendlich beruhigend, von der indischen Seelenwanderunglehre Etwas herüber, das besonders wohlthat, weil es die Scham der Armuth und der Erniedrigung von den Gedemüthigten wegnahm und,

in ihre Ahnungen und geheime Träume eindringend, ihnen den Glauben an die einstige Aristokratie ihrer Ahnen wiedergab. Einst, so erzählte er, war im Himmel eine Seele, die war durch ihre Reinheit schon von der Notwendigkeit, wieder in das Grauen des Lebens hinabzusteigen, befreit. Da erschollen verzweifelte Rufe von unten, die flehten um einen Sohn für einen König, der geschworen hatte, sie bis aufs Blut zu peinigen, wenn nicht ihr Gebet ihm einen Nachfolger warb. Von Mitleid bewegt, meldete sich die Seele freiwillig zum nochmaligen Leben. Doch als der eidbrüchige König nun den Sohn hatte, setzte er die Verfolgung fort, bis der Sohn entfloh und im Verborgenen zum Judenthum übertrat. Das ist etwas stereotype Schulphantasie; aber nun folgt eine Entwicklung ungewöhnlicher Art. Im Zustand höchster Innigkeit entschwebt dem Prinzen die Seele zur Stätte der letzten Geheimnisse und kehrt innerlich gebrochen wieder zur Erde zurück. Denn dort oben hört er, daß die Art, wie er durch seine Flucht den Vater strafte, ihn selbst wieder schuldig gemacht hat; und nun bleibt nur ein Mittel der Lösung: wenn Jemand mit ihm freiwillig stürbe, aber nicht, um dann für immer auszuruhen in Reinheit, sondern um erst recht wieder mit ihm hinabgestürzt zu werden in die Lebensqual. Nun ist es klar, wie es gehen wird; es wird sich ein treues Weib finden, das mit ihm lächelnd den gemeinsamen Tod stirbt; und die Nüchternheit wird sagen: Sehr nett, aber ein Bischen sentimental. Richtig! Aber es kommt noch was. Nämlich: jahraus, jahrein erscheint beim Baalschem ein armes Weib, dem Jugend und Jugendreize schwanden und ihr Sehnen ist ungestillt; sie ist kinderlos. Da tröstet er sie endlich; ihr wird ein Sohn wer, den; und so geschieht es auch. Doch nach einer Flucht von Jahren kommt sie wieder und berichtet bebend, daß ihr geliebtes Kind sich so gar nicht zu den Eltern finde und so seltsam sich über sie und ihren Mann erhebe. So tiefsinnig ist es, adelig in seiner Erscheinung uno still athmend in Ahnungen und Gedanken von einer lichteren, zu ihnen gar nicht paffenden Welt. Da nickt der Meister und läßt sich den Knaben bringen und zieht ihn als seinen Liebling unter den Schülern auf. Und wie dann Reiche dem Baalschem die Hand ihrer Töchter für den Knaben anbieten, antwortet der Meister immer nur: Nein; bis er eines Tages an einem fernen Ort um die Tochter des allerärmsten Einwohners für seinen lieben Schüler wirbt. Aber bei dem Hochzeitmahl erzählt er, wer Braut und Bräutigam eigentlich sind: er der Prinz, der einst aus Mitleid das Opfer brachte, wieder zu leben und schuldig zu werden, sie die Seele, die das Leben aus Liebe ihrem Mann opferte und wieder ins Leben zurückgekehrt ist. „Und ihre Kindheit und die Jahre ihrer Jugend waren ein langes unbewußtes Suchen nach dem Vergessenen, das ihnen im Grunde des Herzens lag." Und nun haben sie einander wieder gefunden, der von einer Demüthigen in der armen Hütte Geborene und das

Weib, das von der Mutter nach der Geburt auf ein Bündelchen Stroh ge-
legt wurde, weil es in dem Haus der Bedürftigen selbst an Linnen gebrach.
Solche Geschichten also erzählte der Baalschem feinem Volk und solche
und noch andere erzählt es noch heute von ihm. Der Arme, der die Hand
nach einem Almosen ausstreckt: Das ist Dein in einem früheren Leben von
Dir mit Undankbarkeit behandelter Bruder, der an Deiner Hartherzigkeit starb.
Und als Ihr Euch vor dem ewigen Richter träfet und Du zur Verdammniß
verurtheilt werden solltest, da flehte er: Laß mich in einem neuen Leben noch
einmal Erniedrigung und Roth auf mich nehmen und ihn mach wieder glücklich
und reich. Und da will ich bei ihm betteln und, ist er hart, mich an ihn
klammern und mit ihm ringen, bis er fühlt, daß es nicht um mein Almosen,
sondern um seine Seele geht. Und noch Anderes. Versöhnungtag ist und das Gebet
Aller kraftlos, eine Schuld lastet auf ihnen und oben steht der Feind, der
den flehenden Worten entgegentritt und sie nicht empordringen läßt. Da er-
bleicht er und muß den Weg frei geben, weil ein Kind dahergekommen ist,
das nicht einmal der Sprache kundig ist, in der der Rabbinengeist seine Ge-
bete schrieb. Und Dessen schämt sich das Kind und öffnet das Buch, das es
nicht versteht, und spricht schluchzend: Ich kann ja gar nichts, Himmel, nimm
das ganze Buch statt des Gebckes! Und dieses Gebet, das eine Hinrichtung
allen Formelkrams und wieder einmal, wie zu Luthers Zeiten, die Wieder-
geburt und der Sieg des reinen Herzens und seines unmittelbaren Ver-
hältnisses zu Gott ist, dieses Stammeln eines Kindes nimmt die kraft-
losen Gebete all der Gelehrten auf seine Fittiche und trägt sie hin vor
Gott . . . Und so in immer neuen Formen, immer anmuthigeren und sinn-
volleren Geschichten, Protest gegen jede Art von Unrecht, gegen jede Art
von Unsinn, gegen die Unfreiheit des Herzens, gegen den Buchstabengeist.
Und nach einander zwingt dieser Mann im Osten den Rabbi, der ihn einst
verachtete, ihn zu bekennen; den zweiten, der an seiner scheinwissenschaftlichen
Arbeit schreibt, ohne je fertig zu werden, das Geschriebene zu verbrennen. Und
dem Dritten stürzen die Thränen aus den Augen, als er dm Mann zum
Volk sprechen hört, so edlen Herzens und gar nicht gelehrt; und in der stillen
Kammer sagt ihm der Meister: Aus Buchstaben willst Du Welt und Recht
und Leben konstruiren? O Narr, kindischer und wildwüthiger Narr! Und so
geht er durch das Leben des Ostens als Einer, der es innerlich erneuert und
aufwühlt und die Gemüther ledig macht von den pressenden Banden der Tra-
dition. Und statt der alten dumpfen Apathie zieht in die Unterdrückten etwas
Neues ein: eine freudige Verachtung augenblicklicher Leiden und der Glaube
an sich selbst und an den gegenwärtigen und unmittelbaren Zusammenhang
jedes Lebenden mit der Vergangenheit und mit einem Gott. Und dieser ihr Gott
ist weise; und er ist! Er ist! Heute weiß Jeder, welche schlechten Keime auch diese

Lehre enthielt. Aber an dem Mann, der sie schuf, ist nicht zu zweifeln. Dieser
arme Inaktive, dem seine Legende entschuldigen mußte, daß er kein Bar, Kochba
war, um sein Volk zu rächen, er hatte am Ende doch eine Mission. Und zwar
sage ich Das nicht einmal mehr aus der Betrachtung seiner Zeit heraus, son-
dern als Einer, der heute lebt und die heute wirkenden Kräfte bis zu ihrem
Ursprung zurückzuverfolgen sich bemüht. Sein Einfluß ergriff das ganze Leben:
jedes Alter, jedes Geschlecht und den Menschen jeden damals bekannten Be.
rufes und jeder Schicht, innerlich ihn an einen ewig präsenten Gott bindend
und äußerlich mit einem überraschenden Gegenwartfinn. Und da seine Lehre
besonders in Rußland, das heute sieben Millionen Juden zählt, zündete, darf
man wohl sagen: Wenn diese neuen Geschlechter für neue Zwecke und neue
Gedanken und auf einem anderen Grunde als dem der Religion so viel Todes-
verachtung und ekstatischen Opfermuth aufbringen, wer weiß, so paradox es
klingt, wie viel zu dieser Disposition der Geister der stille Erziehungsgang
durch diese Schule beigetragen hat? Heute, wie gesagt, ist die vom Baalschem
gestiftete Sekte selbst eine dumpfe und obskurantische Heimstätte blinden Aber-
glaubens und wüsten und abstoßenden Formelkrams. Aber so war das Schicksal
auch mancher anderen Baldurlehre; was dieser Sektenstifter hier war, kündet deut-
lich die letzte Legende des Buches. Eine Irrlehre ist aufgetaucht und der
Baalschem ruft die Geister, sie zu bekämpfen; doch wie damals beim Rache-
vorhaben kommt es wieder nicht zur That. Denn von den Geistern hatte der eine
ein Glück betreut, der andere eine Roth gelindert, der einen Schmerz gekühlt,
der wieder Sehnsuchtsiebern Beruhigung zugesungen; und alle diese Tätig-
keiten verlassen, hieß, die Menschen arm machen, ihnen das letzte Bischen Sonne
nehmen und sie wieder in die Möglichkeit des Schlechtwerdens stürzen.
Und da siegte wieder das Herz über die Kraft. Und der große In-
aktive sah: eine neue Zeit war gekommen und seine Rolle war ausgespielt und
auf einen Anderen wies der Schicksalsspruch. Der sollte die Rettung bringen.
Und der Baalschem suchte ihn, fand ihn auch und sprach zu ihm. Aber der
Mann hörte und verstand ihn kaum; vielleicht, weil die Jugend das Alter
wirklich nicht versteht, vielleicht, weil der Thatenmensch überhaupt nicht gern
allzu lange lauscht und ihm der Ethiker, der Mann der Kontemplation darum
langsam und überflüssig scheint. Einerlei. Wohl aber ist der Junge von heute, der
sich Martin Buber nennt, ein Dichter, da er auch diesen letzten Augenblick einer
großen Psyche verstand. „Der Baalschem wurde still und die Trauer kam aus
seine Stirn und er beugte sich vor der Vernichtung. Da fühlte er einen Arm
um seinen Nacken und sah, da er sich wandte, den Engel des Kampfes mit
strahlender Stim. Aber nun der Engel auch den anderen Arm um seinen
Nacken legte und ihn küßte, erkannte Israel ben Elieser, daß es der Engel des
Todes war, der da heißt der Wiederbringer. Und dieses Erkennen tröstete ihn."

Wien. Adolf Gelber.

Die Fahrt ins Blaue.
em deutschen Lesepublikum ist ein entzückender Reiseroman beschert worden.
Rudolf Lothar hat ihn geschrieben.
Seit der Zeit, da Seume seinen wenig kurzweiligen Spazirgang nach Syrakus
unternahm, eine Wanderschaft, die so mit lehrhaften Steinen gepflastert war, daß
dkm modernen Nachfolger nach wenigeu Schritten die Füße schmerzen müssen, seit
bieser Zeit ist eigentlich nur ein einziges Mal ein göttlich-freies Wanderbuch in
unbekümmerter und losgelöster Vagantenluft verfaßt worden: Heines Italienische
Reise. Diesem losen und freien Geist schien es wohl unmöglich, gewiß aber banal
zu sein, mühsam den gewaltigen Fußspuren Goethes nachzutappen, des deutschen
Gottes, der mit eherner Sohle dem Lande seiner Sehnsucht seine Wegmale ein-
geprägt hat. Und Das ist ja gerade das Schönste und Froheste an diesen entzückenden
Drosselliedern, die der spöttische Poet unter den Pinienhainen pfiff und schmetterte,
daß sie so frei sind von all Dem, was Gelehrsamkeit, die keuchend und schwitzend
mit einem großen Sack auf dem Rücken dieses Weges gezogen war, mit näselnder
Stimme weisen konnte. Nie eine Jahreszahl, nie eine Kunsttabelle, nie ein Bauriß.
Und doch hinter all diesen scheinbaren Leichtfertigkeiten, mitten in dem Rauschen
von Franceskas Ballerinenröckchen der volle, helle, nicht zu überhörende Ton der
italienischen Volsseele, die von einem Begnadeten umfaßt und erlauscht wird.
Das war einstmals. Seitdem haben leider die Söhne der deutschen Gründ-
lichkeit, die Enkel Seumes, über Leichtfertigkeit und Wanderlust von Neuem ge-
siegt. Die Aktenmappe triumphirte über Rucksack und Knoten stock.
Ein elend Leid. Gott Lob: da klingts plötzlich unerwartet und unvermuthet
um die nächste Waldecke, als wenn der alte, von griechischem Wein bethörte Zecher
Anakreon sich mit seinen tollsten Liedchen auf den Marsch gemacht hätte, und zwei
rosige Schätzchen hängen ihm dabei in den Armen. Cynthia rechts und Chlo4
links. Nur, Gott Lob, mit dem Unterschied, daß es gar kein schulstaub'muffiger
Griechenpoet ist, sondern der frische, lebende und das Leben bejahende Oesterreicher
Rudolf Lothar, der uns diesmal das Hohe Lied von griechischem Himmel und
griechischer Liebe zu singen und zu künden weiß. Und was das Allermerkwürdigfte
bleibt: dieser neuste klassische Poet des Manderns faßt in seiner Eigenart Seume
und Heine zusammen. Welch ein freier und moderner Standpunkt des Urtheiles,
der Ansichten, mögen sie sich nun über Politik oder geistreich und originell über
das innerste Wesen des Weibes und der Liebe ergehen; und, auf der anderen Seite,
welch eine unauffällig und wahrhaft dichterische Einführung in Das, was an diesem
ewigen Lande göttlich und unsterblich bleibt, wenn seine Götter und seine Unsterb-
lichen auch unter rosenbespvnnenen Marmorquadern begraben liegen. In diesem
Relseromcm giebt e>s ein Kapitel, das uns bei strahlender Morgensonne zu den
gelben Höhen des delphischen Orakels hinaufführt; dieser Absatz in seiner wahrhaft
malerischen Plastik, in seiner ungeheuren Bildmäßigkeit, wo Alles brennt, prunkt
und leuchtet, dürfte in allem Aehnlichen seinesgleichen suchen. Was verschlägt es
dagegen, wenn man dem Dichter in Bezug auf seine Personen, die übrigens bis
zum letzten Drittel des Buches ungewöhnlich treffsicher und fein durchgeführt sind,
gegen das Ende hin etwas zögernder folgt, was verschlägt es, wenn man gegen
alle diese Vorzüge schließlich den Vorwurf erheben wollte, daß das letzte Drittel

des Buches, das uns wieder in die Alltäglichkeit nach Wien zurückversetzt, nicht
mehr die selbe Morgenröthe und den selben Mondesglanz des Anfangs besitzt?
Bielleicht aber war auch diese Abhebung von dem Dichter beabsichtigt. Biel-
leicht wollte er stark und gegenständlich die beiden entgegengesetzten Pole unseres
Lebens von einander kontrastiren. Ideal und Wirklichkeit. Und weil man zum
Schluß die Wirklichkeit wie einen staubigen Weg empfindet, ohne Quellen und
kühlende Gebirgsluft, das idealifirte Land der (Griechen uns dagegen wie ein auf
flammenden Bergeshöhen ruhender Garten herüberschimmert, deshalb gerade wird
Rudolfs Loth«r schönes Buch auch seinen Kulturzweck in unseren Tagen erfüllen;
denn alle Wegweiser zeigen wieder nach oben.

Georg Engel.

Verse.

I. Gedichte. Verlag von Heller K Co., Wien.

Nacht.

Rings in der sternklaren, schlafenden Runde
ich allein, der noch grübelt und wacht.
Laß mich in dieser einzigen Stunde
ganz mich in Dich versenken, Nacht.
Tausend Fäden weben und ranken
hin- und herüber wunderbar,
tausend mimosenscheue Gedanken
rühren leise ihr Flügelpaar.
Ewiger Räthsel unendliche Fülle
gährt und brodelt wie junger wein
und in der großen, schweigenden Stille
lausche ich tief in mich hinein . . .

Stille.

Hörst Du, wie die Stille singt?
Lärm der Dinge ist nur Mauer,
über die ihr Laut nicht dringt.
Jenseits liegt sie auf der Tauer,
daß sie Dich mit seidnem Schauer,
wenn Du drüben bist, umschlingt.

Hymnus.

Schön bist Du, Welt, und tief wie ein Ozean!
Schwingend streck ich den Arm und breche mir Bahn
durch die Wellen mit breiter, keuchender Brust,
tief aufathmend, zitternd, jubelnd vor Lust.

Verse.
Rasenden Pferden gleich stürzt sich schäumenden Kamms
rings über mich, spottend jeglichen Damms,
Deiner CZualen brandender wellendrang.
Deiner Versuchungen süßer Sirenengesang.
Stürmend reißt es mich hin im Wirbelorkan.
Zündet in nur verhörenden Gluthvulkan,
lüsterne Wünsche, die gleich befreiten Leun
ungebändigt und unzähmbar dräun
Tausend Gedanken, irrend und hastend und groß,
ringen, nach stammelnden Worten tastend, sich los;
und im Tiefsten die kämpfende Lebenskraft
tobt und flammt in lodernder Leidenschaft.
Nimm mich, Gzeanl Führ mich dem Sturme zu,
wende mein Irel vom trägen Hafen der Ruh,
gieb mir . . . wenn auch nur einen Sommertag,
aber zündend und hell gleich einem Wetterschlag!
Helsingfors. Johannes Oehquift^
II. Wintersaaten. Velhagen K Klafing in Bielefeld.
pflugwind.
Ein Tag des Sturmes, der wie ein Spiegel gleißt!
Du sagst, Du wärest krank vom Wehn und Blenden,
Und weißt nicht, was dies holde Kranksein heißt!
Die Sonne trägt den Demantspeer in Händen,
Mit dem sie bald^den letzten wall zerstößt
vorm Lenzglück. Und der wind in diesen Tagen
Ist kräftger pflugwind, der die Schollen löst,
Daß sie die Pflugschar williger ertragen.
Mach mir aus Deiner lieben Noth kein Hehl.
Mach mir ans Deiner lieben Noth kein Hehl
Und höre recht, was ich Dir lächelnd sage,
verklärte Trauer glänzt wie ein Juwel
An der geweihten Rette dieser Tage.
Dich so wie mich durchzuckt der Widerhall
von jäh für Ewigkeit geschlossnen Thoren.
Und unsrer Scherze feines Eiskristall
Sind unsre Thränen, glitzernd festgefroren.
Abendlied.
Die Sonnenrosse weiden
Auf dunkelblauem Veilchenxlan

Die Zukunft.
Es hält der Tag vorm Scheiden
Im raschen Zagen lächelnd an.
Zwischen zwei ewigen Reichen
Gin Traumeslächeln. Die Dämmrung fällt,
von den ruhenden goldenen Speichen
Strömt Friede in die Welt.
Der heiße Stein.
Als sie im Garten Lrühlingsfeuer brannten,
wärmtest Du in der Gluth mir einen Stein.
In die Gedanken, die vom Frost gebannten,
Drang Deine heiße Güte seltsam ein
Ich suchte heut mit ernster, bittrer Mühe
Im Morgengrann zusammen, was noch mein.
Nichts in der eisigkalten grauen Frühe
Erschien so kalt wie der einst heiße Stein.
Frida Schanz.
K
III. Die Rosenlaute. Egon Fleische! K Co. in Berlin.
Zwei Sonette.
Im Garten, der noch keusch und winterkühl,
Doch schauernd schon dem Lenz sich will bereiten,
Hoch in verträumten, weißen, blustbeschneiten
Baumwipfeln zittert dieses Harfenspiel
von weg zu weg, von Rosenstrauch zu Strauch
Spannt' ich, ein wandelnder, die goldnen Saiten.
Nun hör' ich, wie die winde drüber gleiten,
Und bin beseligt und erschüttert auch
Ist Dies denn, was so abendschwermuthbang
In Lüften klingt wie wandern weißer Schwäne,
Noch meiner Jugend frohgestimmter Laut?
Und spricht mein Mund den traurigiüßen Klang,
Davon der Abend seine stille Thräne
Mondfilbern auf die Wege niederthaut?
Ich fühle der Gestirne Auf- und Niedergang
Den Kreis um meine alte Harfe schließen.
Mein Athem nicht — der Knospen schwellend Sprießen,
Der Duft von wein und Frucht ist ihr Gesang,
Goldklare Bäche, die im Schatten fließen.
Sacht und bezaubert, und der Thiere Gang,
Das Rund des Kiesels, der Libelle Schießen:
Von Ding wie Blut ein Schwang und Neberschwang.

Es hängt das Spiel mit tausend Silberfäden
Erbebend zwischen Strauch und Rosenstrauch,
Zu Hänvten das Gezelt, das tiefdurchblaute.
Und jede Blüthe, die sich aufbricht, jeden
Im Abend zweimal süßen Frühlingshauch
Vernimmt die windgewiegte Rosenlaute . . .
Wien Hans Müller.
lV. Pierrot, der Spaßvogel. Deutsch von Franz'Blei und Max Brod.
Verlag von Axel Juncker in Berlin.
Die erste Nacht,
wohlan, es naht der Abend, geiler Greise Freund.
Mein Kater Murr, wie eine Sphinx heraldisch, kauert
An meinem Fenster und mit wirren Aug belauert
Er den bleichfüchtgen Mond, der überm Haus erscheint.
Dies ist die Stunde, da die Rinder betend zittern
Und das Bordell Paris Fraun auf die Boulevards
Mit kalten Brüsten auswirft, die im bleichen Gas
Umgehn und nach dem Männchen ihres Zufalls wittern.
Doch neben meinem Kater Murr, der aufwärts stiert,
Denk ich an alle Rinder, die man heut gebiert,
Denk ich an alle Toten, die man heut oerscharrt,
Und als bedeckte mich schon Friedhofserde hart,
wähn ich mich an die Stelle Jener, die, begraben,
Dort ihre erste Nacht jetzt zu verbringen haben.
Die Cigarette.
Ja, diese Welt ist vlatt; die andre . . . Dumme Phrasen!
Drum geh ich hin und hoffe nicht auf meinen Theil.
Den Tod erwartend, rauche ich aus Tangeweil
Den Göttern feine Zigaretten in die Nasen.
Ihr Lebenden, Ihr künftige Skelette, eilt von danncn.
Mich taucht der blaue Rauch, der sich mäandergleich
Zum Himmel dreht, in Schlaf, ins süße Zauberreich
wie sterbende Parfüms von tausend Ränchervfannen.
Zm Paradiese nun, bekränzt mit lichten Träumen,
Schau ich, wie zu phantastisch wilden Walzerklängen
An brünstge Elevhanten sich Moskitochöre drängen
Und schließlich, wenn ich dann erwache, um zu reimen,
Betracht ich meinen lieben Daumen, der zur Frist
Geröstet — ach entzückend! — wie ein Gänfeschenkel ist.
Jules Lasorque.

Anzeigen.
Homers Ilms und Odyssee. In deutscher Übersetzung von Johann Hemrich
Voß. Herausgegeben von Hans Feigl. Verlag von Karl Konegen in Wien.
Homer in neuem Gewände! Bedarf es angesichts der Thatsache, daß uns
die Neudrucke und Neueditionen der letzten Jahre nebst manchem Guten eine große
Anzahl Druckwerke oft minderwerthigen, bedeutunglosen, ja, sogar recht zweifel-
haften Charakters aus allen möglichen und unmöglichen Kulturkreisen gebracht
haben, hingegen das gewallige Epos Homers bei all diesen für den Bücherfreund
berechneten und bestimmten Ausgaben leer ausging, bedarf es da noch einer Be-
gründung, warum endlich das armsälige Aschenbrödelkleid, in dem man den Ewig-
keitsang in deutscher Sprache fast allein kennt und erblickt, durch eine des könig-
lichen Inhaltes würdige Gewandung ersetzt wurde? Der Kreis der echten und
wirklichen Bücherfreunde wird mit jedem Jahr größer, die Bibliophilie in des
Wortes guter Bedeutung (also nicht in ihrer snobistischen Ausartung) zählt heute
auch unter den Deutschen eine stattliche Gemeinde, in deren Mitte wir Namen von
Klang und Ansehen, und zwar, was hier die Hauptsache ist, literarischen Rufes
antreffen. So möge nicht nur die Neugewandung des alten Homer Denen will-
kommen sein, die sich längst nach einer würdigen Ausstattung des Heldensanges
sehnten, sondern ihm vielleicht auch manchen neuen Freund gewinnen, manches bis-
her von dem homerischen Lied noch nicht entzündete Herz höher schlagen machen,
da es von Achilleus und Agamemnon, von Hektor und Prtamos, von Helena und
Andromache, von des erstndungreichen OdysseuS Leiden und Irrfahrten, von den
Helden und Göttern einer wunderbaren Welt singen und sagen hört. Und Mancher,
dem einst öde grammatikalische Exerzitien und die Angst vor der Prüfung AlleS
verleidet, das Ohr taub, das Auge blind gemacht haben für den gewaltigen Sang,
mag jetzt erst in die reiche Schatzkammer der Weltdichtung eindringen. Ich habe,
ohne eine Minute zu schwanken, für diese Ausgabe die vossische Uebersetzung bei-
behalten. Fern sei es von mir, die anderen Uebertragungarbeiten herabzusetzen-
aber Vossens Leistung hat im Verlaufe von mehr als einem Jahrhundert ihre hohen
Vorzüge vor allen anderen Versuchen, dem Originale nah zu kommen, bewahrt.
„Dieses deutsche Gedicht", sagt Herman Grimm, „ist unter allen Übersetzungen
des Homer, so weit ich sie kennen gelernt habe, die schönste, ich möchte sagen, die
nationalste. Ausgerüstet mit dem feinen Sprachgefühl des vorigen Jahrhunderts,
hat Voß einen wahren Schatz deutscher Worte und Wendungen aus homerischem
Golde neu geprägt, die zum Theil heute schon so sehr unserem Ohr und unseren
Lippen vertraut geworden sind, daß wir sie, wie die große Fülle lutherisch-bibli-
scher Sprachschöpfungen, als dem unbewußt sich fortbildenden Geist der deutschen
Sprache entflossen ansehen." An vereinzelten sprachlichen und stilistischen Unmög-
lichkeiten wird sich immer nur der philologische Pedant stoßen. Die übrige Mensch-
heit wird sich an der Pracht' des Ganzen ergötzen. Zu Grunde gelegt ist der Text
der ersten Ausgabe (der Odyssee von 1781, der Ilms von 1793), deren leuchtende
Sprache und künstlerische Höhe die späteren, „verbesserten" Auflagen der vossischen
Uebersetzung nicht mehr erreichen sollten. Ich habe daran nichts geändert; nur

5a, wo die Orthographie und die Jnterp«n?tion hinter unseren heutigen Anforderungen allzu weit zurückblieben, habe ich den kaum merkbaren Stift angesetzt. Aeltere, von Voß noch gebrauchte Sprachformen und Wendungen, such wenn sie längst schon auf ihren Altentheil gesetzt oder außer Gebrauch sind, habe ich respektirt. Die Jlias hat in der selben Ausstattung schon ihren Weg gemacht. So mögen denn, da nun, nach der neuen Herausgabe der Odyssee, das Gesammtepos des hellenischen Sängers in neuem Kleid unter das deutsche Volk tritt, die Helden und Götter des versunkenen und dennoch ewig leuchtenden GriechenthumeS aufs Neue die Herzen erfreuen.

Wien. Hans Feigl.

5

Bibliothek werthvoller Memoiren. Herausgeber 15. Ernst Sckmltze. Im Gulenberg-Verlag in Hamburg.

Memoirenwerke haben von je her lebhaftes Interesse erregt. Nicht nur da, wo sie der Neugier einer nach Sensation lüsternen Zeit entgegenkamen, sondern überall, wo man der Geschichte und Kulturgeschichte vergangener Zeiten Interesse entgegenbrachte, hat man gern nach Aufzeichnungen gegriffen, die sich in das Gewand von Memoiren kleideten. Goethe hat von der starken Anziehungskraft geprochen, die „alles wahrhaft Biographische" auf ihn übe. In jeder Selbstbiographie fah er eine willkommene Bereicherung unseres Wissens vom Menschen und über den Benvenuto Cellini, den er selbst bearbeitete, sagte er: „Er ist für mich, der ^ch ohne unmittelbares Anschauen gar nichts begreife, von größtem Nutzen: ich sehe das ganze Jahrhundert viel deutlicher durch die Augen dieses konfusen Jndividui als im Vortrag des klarsten Geschichtschreibers." Und auch Schiller hat den Werth guter Memoiren ungemein hoch veranschlagt. Viele Jahre seines Lebens hat er eine bändereiche „Sammlung historischer Memoires" herausgegeben. Um so merkwürdiger ist, daß in keinem Lande der Welt der Versuch unternommen wurde, die wertvollsten Memoiren aller Zeiten und Völker zusammenzustellen. Denn es wäre ein schlimmer Jrrthnm, anzunehmen, daß interessante Memoiren werke nur etwa in den letzten hundert oder hundertfünfzig Jahren entstanden seien. Gewiß hat die Memoirenschreiberei niemals so geblüht wie in diesen letzten Mensch en altern; aber auch frühere Zeiten haben Memoiren von unvergänglichem Reiz hervorgebracht. Das klassische Alterthum ist freilich arm an dieser Literaturgattung und von dem Wenigen, was es dazu beigesteuert hat, sind uns die beiden wichtigsten Werke (Xenophons Anabasis und Caesars Gallischer Krieg) durch die Schule verleidet. Aber vom Mittelalter an besitzen wir zahlreiche Memoirenwerke und namentlich feit dem vierzehnten Jahrhundert sprudelt dieser Literaturquell so reichlich, daß die Vergessenheit, in die manche der schönsten alten Memoirenwerke gerathen sind, nur Dem erklärlich ist, der weiß, welche Zufälle und Merkwürdigkeiten über das Schicksal so vieler Bücher entscheiden. Aus den Memoiren aller Zeiten und Völker das Werthvollste herauszugreifen und der Gegenwart wieder zugänglich zu machen, soll der Zweck der von mir herausgegebenen „Bibliothek werthvoller Memoiren" sein. Zu meiner großen Freude konnte ich die Sammlung mit den Reisen des Venezianers Marco Polo eröffnen, die in Deutschland schon fast zu den sagenhaften Büchern gehörten. Denn eine deutsche Ausgabe war seit dem Jahr 1844 nickt

erschienen und selbst im Antiquariatsbuchhandel war sie nur durch Zufall und zu kaum erschwinglichem Preis zu erhalten. Der Kommentar dieser Ausgabe aber (und ohne Kommentar kann man dem alten Marco Polo auf seinen Reisen durch Jnnerasien und an den Hof des Tatarenkaisers kaum folgen) ist in den sechzig Jahren der Zwischenzeit völlig überholt worden. Haben wir doch Asien eigentlich erst im letzten halben Jahrhundert etwas näher kennen gelernt. Die Aufgabe der Herstellung eines neuen Kommentars hat Dr. Hans Lemke in Berlin geschickt und mit peinlicher Genauigkeit gelöst. Der zweite Band der Sammlung führt zwei Gestalten aus den Kreisen des deutschen Bürgerthumes und des deutschen Adels im sechzehnten Jahrhundert vor. Gustav Freytag hat auf Beide (den stralsunder Bürgermeister Bartholomäus Saftrow und den schleichen Ritter Hans von Schweinichen) oft hingewiesen und Schweimchen ist auch schon mehr als einmal ans Licht gekommen. Von Güstrows Erinnerungen aber besaßen wir noch keine Ausgabe, die dem gebildeten Laien genügte; dcnn das Original ist plattdeutsch geschrieben und mit Aktenstücken übermäßig belastet. Der Bearbeiter des zweiten Bandes der „Bibliothek werthvoller Memoiren", vi-. Max Goos in Hamburg, hat all dieses Beiwerk herausgeschnitten (auch beim Schweuüchen) und die Bücher dadurch viel lesbarer gemacht, als sie in der ungekürzten Form sind. Der dritte Band der Sammlung führ! den Leser nach Rußland. Der Dekabristenaufstand wird von drei Theilnehmern dargestellt. Bekanntlich wurde der Militäraufstand vom Dezember 1825 schnell erstickt und die Theilnehmer, eine Handvoll idealgesinnter Gardeoffiziere, die während der Befreiungskriege auf ihren Feldzügen in Deutschland und Frankreich mit den Ideen des Westens bekannt geworden waren, mußten in Sibirien büßen. Die drei Offiziere, die in dem (von Fräulein Ada Goldfchmidt bearbeiteten) Buch zum Wort kommen, waren grundverschiedene Persönlichketten, die sich jedoch über alle innere Verschiedenheit hinüber in der den Russen eigenthümlichen be» dingunglosen Hingabe an eine große Idee zusammenfanden. JakuschZm, ein abgeschlossener, in sich gefestigter Charakter, für den es kein Schwanken und kein Zaudern giebt; Obolenskij, ein weicher, idealer Schwärmer, der von Zweifeln hin und her geworfen wird und der in der Verbannung Trost in der Religion findet; Wolkonsttj, ein in vielen Kämpfen erprobter Krieger, der in der Nähe des Kaisers gelebt hatte und trotzdem so stark von den neuen Ideen gepackt worden war, daß er allen Ehren entsagte, um seine neu gewonnene Ueberzeugung in die That umzusetzen. Alle Drei berichten ihre Schicksale in ganz verschiedener Art. Der vierte Band bringt von den eigenhändigen Berichten, die Ferdinand Cortez über die Eroberung von Mexiko an Kaiser Karl den Fünften erstattete, die drei interessantesten. Sic sind schon in allen möglichen Sprachen herausgegeben worden (in deutscher seit 1831 nicht mehr), aber sie wurden noch niemals mit einem zureichenden kritischen und kulturhistorischen Kommentar versehen, dessen sie doch so sehr bedürfen. Ich habe als Bearbeiter dieses Bandes versucht, diesem Mangel abzuhelfen und auf Grund anderer Schilderungen von Zeitgenossen über die Erobelung Mexikos und mit der Hilse der modernen kulturhistorischen Forschung über die Civilisation der alten Azteken und ihrer Nachbarn die temperamentvollen Schilderungen des Cortez mit Anmerkungen begleitet, die nicht nur zur Feststellung der Wahrheit dienen, sondern auch über den Kulturstandpunkt der alten Jndianervölker Mittelamerikas näheren Aufschluß geben sollen. Einige Büder und Pläne find dem Buch beigegeben. Ich

hoffe, daß diese Sammlung, der noch viele werthvolle Gaben zugedacht sind, das Interesse an der Memoirenliteratur auch in Deutschland steigern wird.
Hamburg.Grohborftel. Dr. Ernst Schultze.
5
Der Thor. Roman von Bernhard Keüermann. S. Fischer in Berlin.
Das neue Werk von Bernhard Kellermann ist eine Dichtung, in der das Zarteste und Unsagbarste schwingt. Sein Werthvollstes ist nicht die Geschichtlichkeit des Aufbaues noch der Reiz und Geist der Dialoge (Das haben Andere auch gekonnt); es ist die edle ragende Poesie seiner Hauptgestalt, des Thoren. Der Vikar Grau, der Thor, der jünglinghafte Man<mit den goldenen Augen, ist Jesus Christus. Jesus Christus im Zwanzigsten Jahrhundert. Gr ist Platoniker, er ist Spinozlst, er kennt die neusten Eroberungen der Technik, die letzten naturwissenschaftlichen Hypothesen und sämmlliche sozialen Utopien. Durch all dieses Missen ist er zum Nichtwissen emporgestiegen, über den Zweifel weg, zum transzendenten Ahnen. Er bringt das ewigalte Räthsel Welt auf eine neue Formel: die Liebe Mlt Leid und Armuth, mit lebendiger und lebloser Natur feiert er Liebesftunden voll Uebersmnenseligkeiten. Ihm verwischt sich die Grenze zwischen Ich und Du, zwizchen Mensch und Universum; er lebt die Einheit: Geist und Körper; von der Stirnlocke bis zu den Sohlen feiner Füße ist er Seele: sie lenkt seine alltäglichsten Bewegungen. Dabei ist er jung und fröhlich, er lacht, er tanzt und er begehr!. Und seine Güte ist ohne jeden Beigeschmack von Ethik. Unbewußt und ziellos wirkt sie, wie die Sonne, wie die Luft. Wo sie weht und leuchtet, lockert sie das Erdreich: Blumen blühen auf und Früchte reifen in dem unfruchtbarsten Boden. Der Zauber dieses Buches wird sicher in die Herzen jedes Lesers strömen. Das Mitleid der Hilfdereiten wird sich erhöhen, die Lauen und Verstockten werden sich für einen Augen» blick erwärmen. Und (wer weiß?) wenn in diesem Augenblick eine Noth des Leibes oder des Gemülhcs an sie herumritt, ergeht es ihnen vielleicht wie dem seiften Herrn, dessen Geiz den goldenen Augen Graus nicht widerstehen konnte; sie öffnen vielleicht die mißtrauisch bewachte Habe und spenden eine Tröstung oder eine Gabe. Freilich: wenn dieser Thor, der Sohn des Gottes, zu dem sich alle wahrhaft Gottlosen bekennen, in Wirklichkeit mitten unter uns erschiene, kreuzigen würden wir ihn doch. Wie auch Vikar Grau, der Verkünder der dogmenlosen Religion der Liebe und Barmherzigkeit, von seinen Mitmenschen gekreuzigt wird. Sein Schicksal spricht es aus: Wer sich seines Jchthumes ganz entblößt, wer sein letztes Hemd, seinen letzten Bissen und sein letztes Fühlen mit dem Anderen theitt. Der muß verhungern und erfrieren und jung zu Grunde gehen. Nur der Thor (Das heißt: der Märtyrer, der zum Opfer Auserwählte) hat dieses dichterische kosmische Empfinden. Er berauscht sich an den Herrlichkeiten und den Wundern der Schöpfung und will nicht wissen, daß es nicht die Liebe, daß es die unbewußte Grausamkeit, der Instinkt der Selbsterhaltung ist, der jedes geschaffene Atom erfüllt und die Welt im Innersten zusammenhält.
Darf ich an diese Anzeige eine persönliche Berichtigung knüpfen? In ihrer Besprechung meines Romans „Die Familie ^owositz" hat Frau Hedwig Dohm einen anderen Roman von mir erwähnt, den Titel aber nicht richtig angegeben. Dieser Roman, der das böhmische Weberleben behandelt, heißt „Zwischen den Zeiten".
^ Auguste Hauschner.

Fastenfreuden.
enn die Börse kein nahrhaftes Futter Hai, lebt sie von Schlagwörtern. Eine
Weile hieß das Trostwort: „Politik". Wer nach der Ursache des schlechten
Geschäftsganges fragte, bekam die Antwort: „Sobald die südöstlichen Stänkereien
vorüber sind, giebt es die schönste Hausse." Ungefähr so ists ja auch gekommen.
Aber auch ohne Aehrenthal und Jswolskij, Peter und Georg wäre im Winter nicht
Frühling geworden; und nach dauerndem Lenzvergnügen siehts noch immer nicht
aus. Nun soll das „billige Geld" das Heil bringen. Zuerst dem Baumarkt; wenn
da nur unternehmunglustige Leute zu finden sind! Manchmal hört man von Ver-
käufen, die an große Zeiten erinnern. Das troplowitzische Grundstück in der Pots-
damerstraße ist von der Deutschen Bank an eine Saalbaugesellschaft verkauft wor.
den, die da für das Vergnügen der Berliner sorgen will. In Schöneberg ist ein
großes Grundstück von den Erben der Bengemann und Richnow an die Grund-
ftückerwerbsgesellschaft Groß-Berlin verkauft worden. Das ist aber auch beinahe
Alles. Denn die paar Hausverläufe, von denen die Wochenchronik berichtet, sind
kaum der Rede Werth und die neuen Terramgcsellschaften umfassen nur einen engen
Kreis. Noch immer bieten sich viel mehr Bauarbeiter an, als gebraucht werden;
und für Erste Hypotheken werden noch immer 4V, Prozent bezahlt. Das scheint
mir mindestens eben so wichtig wie die Ermäßigung des englischen Bankdiskonts
auf 2^/2 Prozent. Von der britischen Bankrate wird bei uns viel gesprochen; ihre
Einwirkung pflegt aber nicht ganz so beträchtlich zu sein. In der Generalversamm-
lung der Darmftädter Bank wurde die Lage der Industrie leidlich beurtheilt und
im Uebrigen auch vom „Baumarkt" und vom „billigen Geld" geredet. Daß der
Ueberfluß der Zahlungmittel in der Brust der Bankenkönige nicht allzu freund-
liche Gefühle weckt, hörten wir im Versammlungsaal der Deutschen Bank Der
Zinsenertrag leidet und Ersatz für solche Ausfälle liegt nicht auf der Straße.
Die Banken veröffentlichen jetzt alle zwei Monate eine Bilanz; zur gefälli"
gen BeschnÜffelung. Hinter dem Vorhang machen sie sich über den Elfer lustig,
mit dem die „Kritik" über die paar Brocken aus der Küche herfällt. Die ersten
Zweimonatkinder brachten immerhin eine kleine Sensation, die W. T. B. über den
Erdball verbreitete. Das Ergebnitz der Untersuchung hing von der Stimmung des
Untersuchers ab. Die relativ starke Zunahme der Acceptverbindlichkeiten, die allen
Banken (die Handelsgesellschaft macht, wie ich hier schon sagte, den „Unsinn" nicht
mit) gemeinsam war, erhöht die Verschuldung und zeigt, wie willig man heute
Kredit gewährt. Daß die Debitoren der Deutschen Bank sich um 46 Millionen
vermehrt haben, kann erfreuen oder verstimmen; wie mans nimmt. Günstig ist die
Verminderung der eigenen Engagements. Die Deutsche Bank hatte am letzten
Februartag auf Effekten- und Konsortialkonto rund 12 Millionen weniger als am
Jahresschluß; bei der Diskontogesellschaft waren die Konsortialbetheiligungen um
11 Millionen niedriger, die Effektenbestände um 3 Millionen höher. Ueber die Liqui-
dität (die Dividende ist ja nun bezahlt) werden wir am ersten Mai Näheres hören.
Die Subskription auf die neuen russischen Eisenbahnprioritäten war kein Miß-
erfolg. Der Preis von 88V2 und die Verzinsung mit 4Z4 Prozent haben selbst
ängstliche Gemüther herangelockt. Rußland ist dem Geldmann kein Schreckbild mehr.
Es lebt noch und ist den Gläubigern keine Kopeke schuldig geblieben. Die Banken

suchen, wenns daheim nicht so recht geht, im Ausland Ersatz; daß auch da aber
manche Schwierigkeit droht, lehrt die Geschichte der neuen chinesischen Anleihe, für
die unsere Deutsch-Asiatische Bank verantwortlich ist. Engländer und Franzofen
werfen der deutschen Finanzgruppe vor, sie habe bei dieser Transaktion unkorrekt
gehandelt. Warum? Die deutsch-französisch-englischen Konsortialen für die Über-
nahme chinesischer Anleihen waren übereingekommen, mit China nur Effektengeschäfte
zu machen, deren Sicherheit durch europäische Kontrole verbürgt wird. Diesen Ber-
trag soll die Deutsch-Asiatische Bank gebrochen haben, als sie eine Anleihe von 3 Ril-
lionen Pfund sür die Kanton-Hankau-Bahn übernahm. Die Engländer behaupten,
sie hätten die chinesische Regirung, weil sie nicht die Gewähr europäischer Kontrole
bot, abgewiesen; von den Deutschen aber sei die Sache ö, tout prix gemacht worden.
Auch die Franzosen sind ärgerlich; betheiligen sich aber nicht an dem britischen
Schimpfkonzert. Wer Recht hat, ift noch nicht klar zu erkennen; wohl aber, wie
hitzig auch in der Fremde der Konkurrenzkampf wilthet. Dah der Diskontogesell-
schaft gelungen ift, ihr Popp-Engagement los zu werden, wäre ihr schließlich bei-
nahe verdacht worden. Weil sie das Geschäft nicht früh genug ans Licht gebracht
hatte. Die Betheiligung an Popps pariser Druckluft- und Elektrizitätgesellschaft
gehörte zu den Engagements, deren Ende man herbeisehnt. Der jetzt gezahlte Preis
deckt die alten Verluste und muß angemessen genannt werden. Wie oft hat man
die Diskontomänner Popps wegen gehöhnt und gescholten! Jetzt können sie sich auf
das Wort Georgs von Siemens berufen: „Gute Sachen kann Jeder mal haben;
aher auf schlechten so lange sitzen, bis sie gut werden: Das ist «eine Force."
Allmählich, sagte ich hier, wird die Obligation der Aktie den Rang streitig
machen; weil sie ihren Inhabern „sicheres Geld" bringt. In der elektrotechnischen
Industrie wurde ja, durch die Schaffung der Treuhandbanken, der Obligation schon
offiziell die' Gleichberechtigung zuerkannt. Bergmanns Elektrizitätwerke in Berlin,
deren Thatendrang sich in rasch aufeinanderfolgenden Kapitalinveftirungen ge-
äußert hat, wollen fürs Erste nicht das Aktienkapital vergrößern, sondern sich durch
eine Anleihe neue Betriebsmittel schaffen. Die Gesellschaft will hinter den bekannten
Firmen der Branche nicht zurückbleiben und betheiligt sich an der Ausarbeitung
der meisten großen Projekte. Ob sie in diese Geschäfte hineinkommen wird? Rathenau
und Siemens sind stark. Aber wer heute nicht wagt, kann nicht gewinnen.
Allerlei Symptomatisches. Als die „Vereinigung von Spezialgeschäften aller
Branchen" das Passage-Kaufhaus gründete, schien es ein Ereignitz. Der Gedanke, selb-
ständige Spezialgesch äste unter einen Hut zu bringen, sollte in einem Stadtviertel ausge-
führt werden, dessen kaufkräftigstes Publikum die Studenten sind. Zu den Gründern ge-
hörten die Firma Karl Neuburger, die Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft und die
Möbelfirma M.Msrkiewicz. Ob sie dabei verdient haben, ist zweifelhaft. Das Kaufhaus
aber soll unter der neuen Flagge des Waarenhauses versuchen, außer den Hypotheken-
zinsen auch noch eine Dividende für die alten Aktien und die neuen Antheile einzubrmgen.
Jede Kapitalvermehrung zehrt an der Dividende; diese Erfahrung hat schon mancher
Aktionär gemacht. Von einer stabilen Rente kann man nur noch in finanziell zu-
sammengehaltenen Betrieben sprechen. Aber die paar Gesellschaften, die noch patri-
archalisch geleitet werden, sind rasch herzuzählen (Bertholds Messinglinienfabrik und
die Aktiengesellschaft für Kartonnageninduftrie gehören dazu). Auch die im üppigsten
Garten schwelgenden Unternehmer lernen irgendwann einmal das Kapital von seiner

schlechten Seite kennen. Den ChemikalienconcernS, dachte man, wird die Dividende
sicher nicht geschmälert. Nun zahlen Beide, Ludwigöhafen und Elberfeld, weniger
als im vorigen Jahr, wo es 30 und 36 Prozent gab; Grund: geringere Einnahme
und die Pflicht, ein erhöhtes Aktienkapital zu verzinsen. Wie eine Botschaft aus
anderer Welt klingts, wenn mal öffentlich erklärt wird, hohe Dividenden seien nicht
der Wünsche letztes Ziel. Die Vereinigten Glanzftofffabriken in Elberfeld zahlen
feit Jahren 80 bis 40 Prozent. Das ging, weil man keine Agiotage trieb und das
Aktienkapital nicht erhöhte. Jetzt soll eö verdoppelt werden (von 2^2 auf 5 Millionen).
Erstens brauche man größere Betriebsmittel und zweitens verleite die hohe Di«
vidende leicht zu falscher Schätzung des Geschäftsertrages. Solche Worte dringen
nicht oft an unser Ohr. Der Aktionär braucht nicht zu trauern: die Schmälerung
der Dividende wird dadurch ausgeglichen, daß er die neuen Aktien zu 100 beziehen
kann; die alten haben einen stolzen Kursstand: 730.
Zu rechter Freude kommt die Börse nicht, weil die Berichte aus der Mon-
tanindustrie gar zu häßlich klingen. Die geehrten Jarttees thun, als gehe es mit
der Stahlproduktion zu Ende. Charles M. Schwab bläst Trübsal und die Fach-
blätter überbieten einander in Hiobsposten. Woher der Umschwung? Der Zolltarif
soll revidirt werden: da muß das Volk hören, wie gefährlich es wäre, die Schutz-
mauern niederzureißen. Das weiß man bei uns; und glaubt dennoch dem Gerede.
Kupfer klingt diesmal Heller als Stahl. Trotzdem es auf dem Kupfermarkt auch
nicht nach Hausse aussieht. Die Vorräthe wachsen rascher als der Verbrauch; da
ist auf bessere Preise nicht zu rechnen. Einen hat das Vertrauen auf die Hausse
nicht getäuscht: James Patten in Chikago. Den neuen Weizenkönig; den Nach-
folger der Hutchison, Gates und Leiter. Patten hat den Weizenpreis auf Gipfel-
höhe getrieben und verkauft nun seine Vorräthe mit riesigem Gewinn. Das glückt
ihm, weil Weizen nicht nur in Amerika, sondern auch auf dem Kontinent knapp ist.
In Berlin stieg er im Mai bis auf 240 Mark. Vielleicht hat James Patten mehr
Glück als Joe Leiter. Sicher ists aber nicht. Und wenn ihn der Teufel holt, werden
wir drüben wieder was erleben. Wer der Wirtschaft das Horoskop stellen will,
darf diesen neusten amerikanischen Kometen nicht übersehen. Wann wird er fallen?
Die Männer von Darmstadt, sagte ich, sehen die Zukunft aus ziemlich zu-
friedenem Auge. Generalversammlungpolitik. Die nicht viel bedeutet. In Privat-
gesprächen äußert sich oft der grämlichste Pessimismus. Die Industrie, heißts da,
geht eigentlich überall schlecht. Die Bildung neuen Kapitals dauert eben doch länger,
als man erwartet hatte; auch Amerika erholt sich langsamer, als unsere Ehrfurcht vor
den unbegrenzten Möglichkeiten annahm. Und daß man der deutschen Wirthschaft
nun auf einen Schlag fünfhundert Millionen mehr als bisher (fünfhundert alljährlich)
entziehen will, ist nicht solche Kleinigkeit, wie der patriotische Ueberschwang braver
Professoren wähnt. Diese halbe Milliarde wird dem Privatgeschäft nun auch noch
entzogen. .Wir Alle sollen uns nach der Decke strecken; Reich und Staat aber fordern
das Vorrecht, die Einnahmen den Ausgaben anpassen zu dürfen." In Amerika Tarif-
änderungen, in England Schutzzollpläne. Und Sir Edward Grey erinnert mit Recht
mahnend an die ungeheuren Summen, die Europa für Rüstungen auögiebt. Das Ge-
sammtbild deutscher Wirthschaft ist auch im Vorlenz nicht heiter; und die Glücksmo-
mente ähneln noch immer allzu sehr den hastig geschlürften Fastenfreuden. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Hürden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 24. April 1909.
Disjunktur.

.ch traue meimn Augen nicht: Sie hier an der Charlottenburger Chaussee!
Ich denke, Sie athmen im rosigen Licht der Riviera?"
„Seit gestern zurück Aber sehen Sie nur, was hier vorgeht. Lichtung
geschaffen, Umzäunung abgesteckt, Boden ausgehoben, alle Vorbereitungen zu
einem Denkmal. Heiliger Korfuzius! Ich hätte doch unten bleiben sollen."
„Hatten Sie gutes Wetter? Hier wars schändlich. Nichts als graue
Tage, da ,sorm- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag und ich
über mein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu spähn, tief in
Betrachtung versank'"
„Donnerwetter, haben Sie ein Gcdächtniß! Noch dazu eine so verschmitzt
konstruirte Stelle. Ja, Ihr Literaturmenschen seid Alle so sensibel."
„Na, ein Geschäftsmann muß doch auch witterungempsindlich sein. Ist
Das nicht die pai-Us divw« Ihrer Thätigkeit, dieses irrationeüe Ahnen der
Richtung, in der die Reise geht?"
„Schon richtig; aber sagen Sie, mein Lieber, was Sie von der politischen
Konjunktur halten?"
„Datz die Konjunktur eine Disjunktur ist."
„Ich danke Ihnen für das Bonmot; nnt Ihrer Erlaubniß werde ich
es in Kommission nehmen. Aber darf ich um Näheres bitten? Einstweilen
muß ich noch sagen: Herr, dunkel ist der Rede Sinn."
„Oi^nnSsi'G: auseinanderbinden. Meinetwegen können Sie auch Mt-
binden' sagen, weil ein Neues entsteht . . .
„Ja, übrigens diese arme Königin! Die Situation ist doch sehr delttat
und das lange Gerede sehr undelikat. Ich bin schon ganz nervo?."

„Obwohl Sie doch nicht direkt betheiligt sind."
„Leider nein; aber bitte, Sie waren eben etymologisch geworden."
„Entschuldigen Sie die Pedanterie. Unsereiner ist immer glücklich, wenn er die internationale Situation in eine Formel gebracht hat Nun, Sie können an Alles Mögliche denken"
„So. Wo sehen Sie dmn die Disjunktur? In Eduards Ententesystem?"
„Gewiß. Auch darin. Sie wissen, daß ich den Kmg bewundere. Er hat kaufmännische Grundsätze in den internationalen Verkehr eingeführt. Will ich heute Geschäfte machen, hat er sich gesagt, dann muß ich reell sein oder mir wenigstens den Ruf der Reellität erwerben. Das .Vsm. vidi, vjoi' überlasse ich Anderen: ich Halle mich an das ,vo cio^. Es klmgt simpel, fast anrüchig, aber es zieht d^e Kundschaft herbei. Für Frankreich Marokko und einen fetten Bissen in Siam, für Rußland einen Theil in Persien und die Hoffnung auf die Ocffnung der Dardanellen, für Japan einen siegreichen Krieg und Prestigeverstärkung, für Alls die don8 oMe68 meiner geschickten Vermittlung und, wenns noththut, ponnäs, 8di'11mS8. psnes. Sind keine wirklichen Werths da, dann illusionäre. Langfristige Wechsel. England hat sich ja überall Ansprüche geschaffen, die es'zu Kompensationen benutzen kann. Aber die Hauptsache ist, als solide Firma zu gelten. Leben und leben lassen. Ich bin wcht umsonst ei-äsvant vivsur. Mit der vormärzlichen Taktik der Diplomatie gehts nicht mehr; die Zeit der metternichtigen Kniffe, der persönlichen Ueberlistungen und Überrumpelungen ist vorüber."
„Stimmt. ,Die Polink des Finajsirens', sagt Bülow."
„Ja, er hat wohl während der Marolkosache nn Haar darin gefunden. Erst desmteressirter Gentleman, dann, als nach Mugd^n, die Gelegenheit günstig schien, ,giepng', dann wieder Seelenadel marttren: so gchts natürlich nicht. Eduard hats übrigens schwerer; das Kabinet ist immerhin eine Belastung Unv dann funklioniren die Exekutivorgane nicht glatt genug. Auf dem Balkan wurde in der ersten Zeit des Serbenrummels zu heftig geputscht und die londoner Presse war lauter als nöthig. Der König hats bald gemerkt und nach Kräften abgewiegelt. Mißgriffe wie die des Sir Thomas Barclay in Wien sind natürlich fatal. Die englische Politik gilt jctzt schon ein Wenig als Ferment der Dekomposition für Europa. Beinahe als wilhelminisch."
„Erste Periode, heißt Das. Liegt weit hinter uns."
„Hoffen wir das Beste. In Konstantinopel übte auch mal Jemand weise Zurückhaltung und jetzt haben wir den Salat. Der Fall Schlüssen und die Depesche an Radolin mahnen zur Vorsicht. Und ist Ihnen nicht ausgefallen, wie viele Karserretter erstehen? Nie rst ein Herrscher so oft gerettet worden. Stein, Martin, Praschma, Spee ... wer nennet ihre Namen? Und schließlich noch, etwas P08l tsstum, Bernhard selbst. Kein Mensch hatte vernehm-

lich von Wilhelm dem Zweiten gesprochen; da ruft er plötzlich mit dröhnen-
der Entrüstung: Meine Herren, lassen Sie den Kaiseraus der Debatte!' Und
der Reichstag, der wiehert, wenn ein Redner sich verspricht, bleibt stockernst.
Was wohl der alte Wilhelm gesagt haben würde, wenn Bismarck ihm vor
versammeltem Volk'Großherzigkeit' atteftirt hätte? Also: wir wollen den Tag
nicht vor dem Abend loben."
„Besser ists aber doch geworden. Das werden Sie selbst als gewerb-
mäßiger Nörgler nicht leugnen."
„Gewiß nicht. Die Stille ist sehr wohlthuend. Und die Wendung der
auswärtigen Politik hat bewiesen, daß die November-Auseinandersetzung noth-
wendig und heilsam war. Zum ersten Mal seit langen Jahren eine Aktion
mit festem Ziel und klaren Richtlinien, einheitlich geleitet und ohne ,Jmpu!se'.
Die ganze Nation wußte, was die Leitenden wollten, und Diese wußten es auch.
Und sehen Sie: nun wurde die englische Politik impulsiv. Unsere Ruhe erzeugte
jenseits des Kanals Unruhe. Man kann auch den Willen zur Anpassung zu
weit treiben; mir schien manchmal, die britische Diplomatie sei nicht elastisch,
sondern labil. Sie will jeder Wendung folgen und so entsteht der Zickzack, der
die Nation verblüfft. Die Pamk, die jetzt drüben die Köpfe umnebelt, ist zum Theil
auch ein Ergebniß der Empfindung, daß der Steuermann nervös geworden ist."
„Ueberschätzen Sie diese angebliche Panik nicht? Es liegt in unserer
Zeitungtechmk, daß sie übertreiben muß. Und sie übertreibt hier besonders
kräftig, weil der Gedanke, daß John Bull sich vor uns fürchtet, Wichels
unsicherem Selbstgefühl sehr schmeichelhaft ist. ,Die Kinder, sie hören es gerne/
Man darf nicht vergessen, wie viel unionistische Mache ist. Wer weiß, ob
nicht die Meldung von Japans Kündigung aus dem Lager Balfours stammte?"
„Mözlich, aber nicht wahrscheinlich, denn oie Wirkung ließ sich zu leicht
paralysiren. Immerhin scheint die japanische Staatskunst einen psychologi-
schen Moment zu wittern. In der englischen Psyche geht eine gewisse Dis-
junktur vor l Sie sehen: ich tummle mein Steckenpferd). Dies ist der Augenblick,
um bessere Bedingungen zu erzielen. Die Demonstration einer Kündigung mag
wohl geplant sein; ob die englischen Staatsmänner sich bluffen lassen, ist eine
andere Frage. Sie werden sich schwerlich einreden lassen, daß Japan sich
nach einer Lplenäiä isowtion sehne. Immerhin liegen solche freundschaft-
schaftllchen Elpressungversuche im Wesen der Ententepolitik; sie ist nun einmal,
um mä Caprivi zu sprechen, komplizirt, und der Mörtel der Kmnv eommuns
allein kittet nicht fest genug. Politische Geschäftsleute großen Stils stellen
natüllich auch völkische und dynastische Sympathien und Antipathien in ihre
Rechnung ein: aber schließlich muß immer Etwas dabei herausschauen."
„Sind Sie nicht der Ansicht, daß Japans Vorgehen für uns lehrreich
werden könnte? Ist jetzt nicht vielleicht der Augenblick gekommen, wo sich

eine billige Verständigung mit England herbeiführen ließe? Schließlich giebt
es doch für uns nur eine wirkliche Gefahr, die natürlich für England nicht
minder gefährlich ist. Oder finden Sie auch, daß es für uns demüthigend
wäre, in Verhandlungen über den Rüstungmodus einzutreten?"
„Als wir das Metermaß einführen wollten, schrieb die Kreuzzeitung,
die Thatsache, daß wir uns dieses Maß von Frankreich aufdrängen ließen,
sei eine große sittliche Demüthigung. Mehr brauche ich Ihnen zur Kenn-
zeichnung des Argumentes kaum zu sagen. Wir haben, wenn wir der aus-
ländischen Presse glauben dürfen, soeben einen überzeugenden Beweis unserer
Macht erbracht; König Eduard hat gesehen, daß cr ‚auf Granit bezßt"; das
englische Volk erkennt uns als vollwerthig an: warum sollten wir nicht über
die Möglichkeit verhandeln, ein Rüstungoerhältniß zu finden? So gehts ja
doch nicht weiter.- dem Schrecken ohne Ende muß das Ende mit Schrecken
folgen. Die ganze europäische Politik steht im Zeichen der deutsch-englischen
Rivalität. Lcscn Sie die Meldungen vom Balkan: jedes neue Ereigniß wird
entweder deutschen oder englischen Einflüssen zugeschrieben. Nicht unser Ver-
hältniß zu Frankreich: unser Verhältniß zu England ist der Pivot. Viel-
leicht war es gar nicht so unklug, jede Debatte über die Rüstungfrage abzu-
lehnen, wie es in Kronberg geschah, wenn man eine Verbesserung unserer
Situation abwarten wollte. Heut wäre es geradezu frivol, sich unentwegt zu
gebcrden. Wir trachten danach, uns realpolitische Allüren zu geben, und be-
streben uns, die Politik als Geschäft zu behandeln. Nun, wer findet es denn
demüthigend für ein Syndikat, mit einem Konkurrenzunternehmen ein Abkom-
men zu schließen, das den Markt sichert und die Produktionkosten verbilligt?
Niemand. Das ist eant und schlechter eant dazu, weil er einen Phrasen-
schleier über Dinge deckt, die wir sehen müssen, wie sie sind, wenn wir die
Selbstverblendung nicht theuer bezahlen wollen."
„Ganz meine Ansicht; aber sprechen Sie nicht etwas leichthin von Frank-
reich? Ich meine, die Republik ist doch Wils Husll« eine imponirende Macht,
mit der man gern in gutem Einvernehmen lebt."
„Ich bin gewiß der Letzte, der Etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn
die Renanstimmung (vor anno 70) drüben wiederkehrte. Aber ich sehe keine
Anzeichen und gebe Ihnen zu bedenken, ob es vom Standpunkt der sogenannten
großen Politik aus wünschenswerth wäre. Nehmen Sie an, wir wären mit
Frankreich ein Herz und eine Seele, unsere Differenzen mit England aber
dauerten und eines unschönen Tages übersiele die britische Armada unsere
Flotte und blockirte unsere Häfen. (Angekündet ist uns ja eine solche Über-
raschung bereits.) Wie sollten wir uns schadlos halten als dadurch, daß wir
Frankreich mit Krieg überzögen? öellum WLsrre a1i«ui, sagten wir in der
Tertia, wenn wir dem Nachbar das Diarium um die Ohren schlugen. Das klingt
brutal und ein Diplomat dürfte es nicht aussprechen, doch läßt sich gegen diese Rech-

nung sehr wenig einwenden: wir dürfen uns mit Frankreich nicht versöhnen, wenn wir nicht vorher mit England ein sicheres Abkommen vereinbart haben."
„Und Sie glauben nicht, daß wir von Frankreich bedroht werden?"
„Ich glaube auch dort an eine innere Disjunktur. Der Flirt der Beamten mit den Arbeitern, die Disziplinwidrigkeiten in Armee und Marine, die Verachtung der mille-Parlamentarier: das Alles sind doch Anzeichen der Zersetzung. Clemenceau, der Mann, der ,I.es pw3 tort3< geschrieben hat, weiß genau, warum er sein Temperament zügelt. Auch um Marokko hätten die Franzosen nicht die Plempe gezogen. So lange die Kolonialtruppen ausreichen, wird Fanfare geblasen. Wenn aber das Volk aufstehen und der Sturm losbrechen soll, dann schweigen alle Flöten. Unsere Nachbarn sind charmant, aber müde. Dle Skeptiker, von Montaigne bis auf Anatole France, haben nicht umsonst gelebt."
„Mag sein, aber sehen Sie nicht in Deutschland ganz die selben Entartungsymptome? Millionen Egoismen drängen sich im Daseinskampf und die Rücksicht auf das gemeine Wohl ist nur noch eine Valeur für Leitartikel Die Richter haben einen Verein gebildet und die Beamten schließen sich zu einem Beamtenwahlvrrein zusammen. Offiziell, um die heiligsten Güter zu wahren; in Wirklichkeit aber doch nur, um ihre materielle und soziale Lage zu verbessern. Das ist berechtigt; aber wohin führt diese Entwickelung? Frankreichs Gegenwart ist unsere Zukunft."
„Verzeihen Sie, aber Das ist doch nicht sicher. Daß die Tendenz vorhanden ist, gebe ich Ihnen zu. Ob aber das Tempo der Bewegung eben so schnell sein wird, ob sie nicht innehält und wo sie vielleicht innehält? DaS hängt von vielen Fakwren, von Tradition, Bolkscharakter, Wirtschaftlage und dem Grade der staatlichen Fürsorge ab. Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich in die Ruhmesposaune stoße, aber wir müssen uns auch unserer Vorzüge bewußt bleiben; und dürfen es um so mehr, als wir ja nicht vergessen, daß wir 168 66kant3 äs nos vortuZ haben. Wir besitzen doch noch mehr innere Konsistenz. Und Eins ist sicher: daß bei einer Mobilmachung dcr nationale Apparat prompt funktionircn wird."
„Und der Gedanke an einen Krieg mit zwei Fronten schreckt Sie nicht? Aengstliche Patrioten prophezeien doch, daß sehr bald der Ruf .Revanche für Buchlau!' ertönen werde. Und wenn man jetzt die russische Presse liest..."
„Ohnmächtiges Toben, das uns nicht schrecken kann. Der Zar wird sich hüten, die kaum in Banden geschlagene Hydra des Terrorismus zu entfesseln. Wenn England nicht mitmacht, ist nichts zu befürchten. OewruW <?6N8e0 ..."
„Sie mögen Recht haben, aber die Situation wechselt doch jezt zu sehr, um eine immerhin heikle Aktion zu beginnen. Das ist ja das reine Kakoskop, dieser Balkan."
„So sehr verwunderlich sind die Ereignisse doch nicht gerade. Konnte

ein unbefangener Beobachter glauben, daß sich eine Jahrhunderte alte Thco-
kratie über Nacht in eine Demokratie umwandeln lasse? Daß d?r Glaubens"
stolz und der Rassenhochmuih der Mohammedaner den Christenhunden gegen-
über in eine Bruderkußpolitik willigen werde? Die hat selbst in Schleswig
abgewirthschaftet. Ließ sich erwarten, daß die mohammedanischen Soldaten
sich dem Kommando christlicher Osfiziere unterordnen würden? Daß die Serben
auf die großserbische, die Griechen auf die großgriechische „Idee" verzichten, die
Bulgaren den Traum von San Stefano ausgeben würden? Um aus diesem
Chaos einen Kosmos zu schaffen, dazu Hütte es der klügsten und stärksten Politik
bedurft. Die Mitglieder des Komitees waren Verschwörer, aber keine Politiker.
Und die Gedanken der Liberalen Union' sind vollends unsinnig; die Decen-
traltsirung würde in kürzester Frist zum Zerfall des Reiches führen."
„Sie glauben also nicht mehr an das Erstehen einer starken Türkei?"
„Ich glaube an eine Periode der inneren Guerilla, der militärischen
Pronunziamentos und an die Auflösung des Osmanischen Reiches. Der Sultan
hat geschickt gespielt, fein die Drähte gezogen (denn die ,Revolution des ge-
meinen Mannes' ist ein Schlagwort, das sich allzu sehr an die äußere Erschein-
ung hält), aber er ist alt, krank und seiner Göttlichkeit ein für alle Mal ent-
kleidet Ob von den Agnaten viel zu erwarten ist? Das Parlament ist bunt-
scheckig, unerfahren und undisziplinirt. Die Regeneration aber müßte rasch er-
folgen, denn die Türkei liegt nicht auf einer seligen Insel mitten im Weltmeer.
Schon schielt Serbien nach dem Sandschak, der neuen Chance floh; schon bedrohen
die Bulgaren Makedonien. Und die Mächte? Den meisten könnte, ^uoiciu'on
die, wie Alcest sagt, eine starke Türkei nur sehr unbequem sein. Die wird
der Donaumonarchie den südöstlichen Expansiondrang hemmen und hier liegt
Oesterreichs weliwirthschaftliche Zukunft; sie würde den Italienern die Hoff-
nung rauben, je das östliche Ufer des Adriatischen Meeres zu gewinnen, das
sie heute schon „mars nostro" nennen; sie würde Rußlands Hoffnungen
auf die Oeffnung der Dardanellen endgiltig vereiteln; sie würde durch ihre
Existenz allein die panislamische Bewegung kräftigen und den Engländern in
Indien und Egypten Schwierigkeiten bereiten."
„Wenn Sie Recht haben, dann ist es noch ein Glück, daß Eifersucht
und Furcht die Mächte lähmen. Man nennt Das ja wohl neuerdings das
System der Gegengewichte."
„Mag sein, daß es ein Glück ist. Das ist ein weites Feld. Für uns
aber gilt es, die Disjunktur zur Konjunktur zu machen."
„Gut, daß Sie mich ans Geschäft erinnern. Ich habe mich ganz ver-
schwatzt; jetzt muß ich aber ins Joch. Bete und arbete oder blos arbete,
sagt der Berliner."
„Strsnuous liks! sagt der bierehrliche Teddy. Den sollten Sie als Chef
der Reklameabtheilung anstellen. Guten Morgen!" * 5 *

Die Luftschiffahrt und das Recht
enn die Luftschiffahrt mit dem Recht in Zusammenhang gebracht wird, so ist die erste Frage auf vielen Lippen wohl die eines Zweifels; Viele werden sagen, diese modernste Technik des Luftfluges und des Luftfahrens habe mit der Rechtswissenschaft wohl kaum Etwas zu thun. Doch der Zweifel ist unbegründet Das Recht ist bei allen menschlichen Geschäften interesfirt, weil aus ihnen sofort Fragen juristischer Art entstehen können, und sein Einfluß ist um so größer, je weniger die Gesetzgebung eingegriffen hat. Das Recht ist im Gegensatz zur Gesetzgebung völlig lückenlos und allgegenwärtig; und so darf man sich nicht darüber wundern, daß auch die Juristen sich um die Luftschiffahrt kümmein. Sie ist ja mehr als eine blohe Liebhaberei des Sports, sondern erscheint juristisch als das modernste Thcrlstück des Verkehrsrechtes. Freilich giebt es sogar in der Zunft der Juristen Leute, d.e auf das moderne Recht, das sich gerade und speziell auch m t den Schöpfungen der heutigen Techn.k beschäftigt (man denke auch an das Patentrecht), stolz herabsehen, giebt es auch heute noch Leute, die literarische Arbellen darüber nicht beachten oder in trockenem Ton sympathielos erwähnen Das sind die selben Juristen, die in eine Art Verzückung gerathen, wenn em rein historisches Thema abgehandelt wird; ihre enthusiastische Stimmung steigert sich dabei oft um so mehr, je geringer die praktische Bedeutung solcher Ausführungen für das Leben ist. Den wesentlich historisch angelegten Juristen klingt eben bei der Erörterung einer antiquarischen oder einer Pfahlbauten. Frage die gleichgestimmte Seele mit und das Recht, das unter ihren Augen geboren wird, flößt chnen kein Interesse ein: es lst zu jung, es trägt gewissermaßen noch kein Altenzeichen und auf ihm lagert kein Archivstaub. Aber wie es zweifellos Sache der Rechtswissenschaft lst, die Thatbestände der früheren Jahrhunderte, die daraus hervorgegangenen Beziehungen juristischer Art und den ganzen Ablauf der Rechtsgeschichte zu untersuchen und sorgsam zu studiren, so muß es auch als ihre Aufgabe bezeichnet werben, die rechtlichen Fragen zu beantworten, die im modernen und modernsten Leben entstehen Und dazu gehören auch die Verhältnisse, die durch die Benutzung und den Betrieb von Lustschiffen geschaffen werden. Daher giebt es mit gutem Grund neben den Paläontologen, die gewissermaßen die ausgestorbenen Lebewesen der Jurisprudenz (einzelne Spezialisten bleiben besonders gern an dem Kirchengemäuer des Mittelalters stehen) pflegen, auch solche, die, ohne das Studium der geschichtlichen Humusschichten zu vergessen, den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Neuzeit verlegen. Unter diesen Juristen kommen auch solche vor, die sich bemühen, ihr Augenmerk auf die gewaltigen Aenderungen des Verkehrsrechtes und auf die Bedürfnisse des internationalen Rechtes zu richten. Und dabei kann es geschehen, daß sogar Fragen

geprüft werden, bevor sie überhaupt praktisch werden: Dies ist ein Umstand, der die Rechtsantiquare besonders peinlich berührt. Doch ich meine, daß in Ausnahmefällen die Jurisprudenz auch vorschauend arbeiten und wirken dürfe.

Welche Berührungen hat denn nun die Luftschiffahrt mit dem Recht? Sie sind geradezu zahllos; denn jede neue Erscheinung gelangt, sobald sie im Verkehr praktisch wird, in ein juristisches Schema, das für alle Fälle parat steht, und die Frage ist nur die, ob es für sie auch passe Die Luftschiffahrt interessirt das Privatrecht, Verwaltungrecht, Strafrecht, Völkerrecht Aber da erhebt sich sofort eine gewichtige Vorfrage. An welche Institute des bisherigen Rechtslebens soll man sich hier anlehnen, sobald das Leben „schöne Fragen" aufwirft, wie die Juristen dann zu sagen pflegen, wenn neue und doch noch nicht definitiv erledigte Probleme an sie herantreten? Giebt es, zum Beispiel, ein Recht des Fliegens in der Luft? Kann man ohne Erlaubniß das Luftmeer des stemden Staates betreten? Welche Folgen entstehen, wenn ein Mensch auf Flugmaschinen oder in Luftschiffen verletzt wird, wenn Rcchtsgüter auf der Erde aus der Höhe der Luft oder auf der Erde beim Landen zerstört oder beschädigt werden? Und welchem Strafrecht unterstehen verbrecherische Handlungen, die von oben aus der Luft gegen die Erde (und deren Einwohner und Rechtsgüter) verübt werden? Schon die Vorfrage, aus welchen Quellen die Entscheidung zu schöpfen sei, reizt zur Diskussion; sie greift, wie man beinahe sagen kann, an die Wurzel des Rechtes heran. Ist der Richter auf die Paragraphen des bestehenden Gesetzes (etwa des Bürgerlichen Gesetzbuches) eingeschworen, muh er also die neuen Thatbestände der Luftschiffahrt den bestehenden, generell aufgestellten Schemata anpassen oder kann er sagen, daß er aus der Tiefe seines Rechtsgefühls auf sie das Recht anwende, das ihnen nach der modernen Anschauung entspricht? Das neue schweizerische Civilgesetzbuch (das am ersten Januar 1912 in Kraft treten wird) kennt ein sehr einfaches Mittel, das den Richter zum modernen Gesetzgeber erhebt, sobald er sich vom Gesetz oder vom Gewohnheitrecht verlassen fühlt: er steigt vom Richterstuhl auf den Stuhl des Gesetzgebers; denn Artikel Eins sagt: „Der Richter entscheidet dann nach der Regel, die er als Gesetzgeber aufstellen würde". Die gewissenhafte Ausführung dieser nach meiner Ansicht sehr gewagten Vorschrift (gegen.deren Annahme ich geschrieben habe) setzt fein gebrldete Richter voraus und meine Zweifel, daß es in der Schweiz und an einzelnen anderen Orten manchmal daran fehle, sind nicht gehoben Doch lassen sie sich wohl (wenn nicht beseitigen, so doch) mildern, wenn die Personer, denen die Lösung der schweren Aufgabe zufallt, sich mit dem nöthigen Wissen, großer Lebenserfahrung und detaillirten Kenntnissen ausrüsten. Ich kann nur wünschen, daß diese nöthigen Voraussetzungen für eine glückliche Ueberwindung der betonten Schwierigkeiten wirklich geschaffen werden; auch im Interesse der durch die Aeronautik herbeigeführten Rechtsfragen und Prozesse.

Wenn wir einmal von der besprochenen Vorfrage und der Art ihrer
Beachtung absehen: wie muß sich denn der Beamte und der Richter helfen,
wenn er sich mit der Luftschiffahrt korrekt auseinandersetzen will? Ein Recht
des Fliegens in den Lüften oder eines allgemeinen Fahr- und Wegrechtes für
Luftschiffe giebt es nicht. Der Staat hat das Recht, aus Gründen seiner eigenen
Sicherheit und der seiner Einwohner Beschränkungen aufzulegen, also das
Polizeirecht gelten zu lassen. Nur ist die Ausübung Kieses Rechtes hier nicht
ganz einfach, da die Polizeifoldaten in der Luft nicht so leicht Post) fassen
können. Bezeichnend ist denn auch, daß von Anfang an ein privater Verein
(der Internationale Luftschiffer-Verband) die Ordnung einzelner Fragen ver-
sucht hat. Unter dem angegebenen Namen ist eine Vereinigung gegründet wor-
den, die allerdings die Luftschiffahrt zunächst als Sport behandelt. Dabei wird
für jedes Land nur „eine einzige Sportmacht" anerkannt. Die Satzungen
bieten bestimmte Vorschriften, die unter dem Vorbehalt nationaler Reglements
gelten. Sie find sehr interessant und juristisch besonders beachtenswerth, weil
man sagen kann, daß ein internationaler Verein die Bewältigung einer Auf-
gabe versuchte, die für den Staat oder die Staaten zunächst zu schwierig er-
schien. Später wird aber die staatliche Polizei genöthigt sein, selbst Reglements
auszuarbeiten; dann wird die Vorarbeit der Vereinigung als gute Basis zu be-
nutzen sein. Diese in Sicht stehende Bildung neuen Rechtes auf Grund privater
Vorgänge verdient gewiß Beachtung.

Wie ist die privatrechtliche Stellung der Inhaber von Ballons und Luft-
schiffen, wenn diese Fahrzeuge zu Transportfahrten oder Luftausflügen dienen?
Man muß genau unterscheiden. Wer auf Ballons, auf Aeroplanen, auf Flug-
maschinen mitfährt (als Gast oder als zahlender Reisender), muß angesehen
werden wie Einer, der auf eigene Gefahr handelt. Warum? Die Flugmaschinen
sind wenigstens heute noch sehr unsicher; wer sie dennoch benutzt, muß wissen,
daß er Etwas wagt. Jurtstisch müßte man den Gedanken korrekt so ausdrücken:
in dem Gestatten des Mitfahrens oder Mitfliegens liegt nicht der Abschluß
eines (obligationenrechtlichen) Vertrages, sondern eine nur thatsächliche Hand-
lung. Die Frage machte in Deutschland Schwierigkeiten, als Jemand, der aus
Freundlichkeit die Bewilligung erhalten hatte, auf einem Fuhrwerk mitzufahren^
unter Berufung auf Z 8^ BGB eine Entschädigung für einen dabei er-
littenen Unfall forderte und durch Gerichtsspruch erhielt. Der „Thierparagraph"
wurde dann durch die Novelle vom dreißigsten Mai 1908 abgeändert (hier
ist bekanntlich das erste Loch, das in das neue BGB gebohrt wurde). Dle
Novelle spricht natürlich nicht etwa von Flugmaschinen; aber ich meine, der
Gedanke, der zur Modifikation des Gesetzbuches führte, müsse auch für die
auf Flugmaschinen Mitfahrenden gelten, sogar, wenn sie ein Fahrgeld ent-
richten Gewiß läßt sich darüber streiten und meine Meinung entspricht durch*

aus nicht dem Formular, das nach dem bestehenden Recht maßgebend wäre
Man könnte höchstens noch an den Fall denken, daß der Inhaber des Ballons
oder der Flugm?schine arglistig oder fahrlässig handelt; in anderen Fällen
würde ich e>'ne Haftpflicht für Tötung und Verletzung nicht als dem Recht
entsprechend ansehen. Ganz anders würde ich entscheiden, wenn es sich um
eine entgeltliche Fahrt auf Luftschiffen handelt, zu der, nach staatlicher Prüf-
ung, das Publikum eingeladen worden ist. Hier handelt sichs um reguläre
moderne Verkehrseinrichtungen, zu denen man nach den Probefahrten voll-
kommenes Vertrauen haben kann. Deshalb ist in diesem Fall grundsätzlich
anders als in den vorhin erwähnten zu entscheiden.
Wie steht die Sache, wenn Rechtsgüter auf der Erde von den neuen
Fahrzeugen von der Luft herab beschädigt oder Menschen verletzt oder getötet
werden? Die gewöhnlichen Normen außervertraglicher Schädigungen sind an-
zuerkennen. Das ist gewiß richtig; aber sofort entsteht die Frage, ob dieser
Rechtsschutz nicht auszudehnen sei, gerade wie es bei den Eisenbahnen geschah
und wie es auch bn den Automobilen mehrfach versucht wird. Ich würde
die Frage bejahen.
Man muß übrigens nicht glauben, daß nur das eigentliche Verkehrs'
recht an den Luftschiffen interessirt sei. Auch die Civilstandsverhältnifse der
Geburt und des Todes können in der Aeronautik zu praktischer Bedeutung
kommen; einstweilen sind freilich Todesfälle in Flugmaschinen öfter zu ver-
zeichnen als Geburten. Immerhin darf daraus hingewiesen werden, daß ein
französischer Jurist (Fauchille) gewissenhaft und sorgsam genug war, auch die
Geburten m den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Ferner kann die luft-
rechtliche Verschollenheit und Todeserklärung in Betracht kommen, da man
in Luftballons nach gemachten Erfahrungen für immer verschwinden kann,
ohne daß die Welt weiß oder anzugeben vermag, wohin. Dann entsteht die
Frage, ob die Bestimmungen des gewöhnlichen Prioatrechtes für das Luft-
recht paffen oder ob namentlich nicht die Fristen abgekürzt werden müssen.
Endlich können Ballons oder Ballonbestandtheile gefunden werden. Darf dann
der Finder von dem Werths der Sache den Finderlohn beanspruchen, der,
zum Beispiel, in Z 97! BGB vorgesehen ist? Das würde doch kaum paffen.
Die Luftschiffahrt kann auch mit dem Patentrecht in Berührung kommen.
Wenn Aeroplane, Ballons, Luftschiffe in den Luft kreis fremder Staatsgebiete
hinüberfliegen und dort sich für kurze Zeit auf die feste Erde niederlassen, so fragt
es sich, ob in diesem Gebiete ertheilte Patente auch gegen solche Einrichtungen
ausländischer Provenienz verwerthet werden können. Die Frage ist zu ver^
neimn. So haben denn auch verschiedene Patentgesetze (auch das Gesetz des
Deutschen Reiches) ausdlücklich bestimmt, daß die Wirkung der Patente sich
nicht auf Einrichtungen von Fahrzeugen erstrecke, „welche nur vorübergehend

in das Inland gelangen". Darunter fallen auch die Motore, Signale, Beleuchtungeinrichtungen, Feuerlöschapparate. Solche Fahrzeuge nehmen das R'cht des Staates, in dem ihre Inhaber wohnen oder „den Sitz haben", gewissermaßen in das Ausland mit sich. Der Gedanke läßt sich auch anders ausdrücken: diese modernsten ausländischen Fahrzeuge, die in einem andern Staat nur einen Besuch abstatten, haben eine Art gesetzlicher Lizenz, die ihnen ge, stattet, ohne Gefahr auch solche Einrichtungen zeitweilig zu benutzen, die dort patentirt sind. Von ähnlichen Gesichtspunkten sind auch Bestimmungen einzelner Patentgesetze ausgegangen, wenn sie die Wirkung inländischer Patente gegenüber solchen Objekten und Einrichtungen ausschlössen, die in intelnationalen Ausstellungen dem Publikum gezeigt werden. Das that das nordamerikaniscbe und das schweizerische Patentgesetz. Auch diese Frage kann bei Ausstellungen von aeronautischen Einrichtungen praktisch werden.

Die geringsten Schwierigkeiten wird die Unterstellung strafrechtlicher Handlungen aus Ballons und Luftschiffen bereiten. Man muß besonders den Lustschiffen eine Nationalflagge vorschreiben und dann das in ihrer Heimath geltende nationale Recht anwenden.

Komplizirter ist die Stellung des Völkerrechts zu der Luftschiffahrt. Darf man zu ihren Gunsten ohne Weiteres von einer Luftfreiheit sprechen? Da im Lauf der Zeiten die Freiheit des Meeres proklamirt worden ist, scheint die Luftfreiheit nur eine von der Natur gebotene Parallele des selben Ge dankens zu sein. Mit ernster Miene wird nun aber hier verkündet, daß diese Luftfreiheit noch kein positives Völker!echt sei; und in der That mutz anerkannt werden, daß ein solcher Satz noch nicht zu ausdrücklicher Anerkennung gelangt ist. Sehen wir heutzutage aber nicht oft, daß neue Rechtssätze geboren werden? Wir stehen (dank der Technik) so zu sagen an der Wiege der modernsten Jurisprudenz. Und die Ordnung, die in der internationalen Telefunkenkonvention sdie vom ersten Juli 1908 ab gelten sollte) eingeführt wurde, ist als eine wirkliche Vorstation zu dem neuen Dogma von der Luftfreiheit anzusehen. Mit der Proklamation der Luftfreiheit zu Gunsten der Aeronautik ist die Sache aber noch nicht erledigt. Warum? Jeder Staat hat sehr weitgreifende Interessen, die er auch gegenüber Flugapparaten und Luftschiffen wahren muß; und um es zu können, muß er den Luftraum beherrschen. Man denke an die sanitären Interessen, an die der Vertheidung, an die Zoürnteressen. Wie ist hier vorzugehen, wenn man auch international der Luftschifffahrt Freiheit gewähren will? Unterdrücken läßt sie sich wahrlich nicht. Man hat an die Analogie mit dem Küstmmeer gedacht und in Ausweitung dieses Gedankens (Dreimeilentheorie) die Luftschicht in einer bestimmten Höhe der ausschließlichen Souverainität des internen Staates unterworfen. Aber eine mathematische Abzirkelung des Raumes (der Luftzone) ist hier nicht möglich,

weil die Staaten unter Umständen auch in höheren Sphären Interessen zu wahren haben und weil die Aeronautik neben dem Aufstieg und Abstieg (Aufflug und Abflug) auch auf untere Luftzonen für die Fahrt Anspruch erheben muß. So wird man wohl dazu kommen, einen Mittelweg einzuschlagen und einander Konzession zu machen. Die aus fremden Staaten kommenden („fliegenden") Luftschiffe werden das Luftgebiet benützen dürfen, aber der interne Staat kann in jeder Höhe staatliche, verwaltungrechtliche, polizeiliche, sanitäre Vorschriften erlassen und ausführen. Wie dies Alles im Einzelnen gut zu ordnen ist, kann nur durch eingehende Prüfung festgestellt weiden. Es handelt sich dabei um Probleme, deren Lösung zunächst die Techniker vorzubereiten haben. Dann muß eine Internationale Konferenz einberufen werden. Dabei wird auch nöthig sein, das Luftstraßenrecht zu regeln (man denke an die Signale, an Vorschriften zur Verhütung von Zusammenstößen), die Bedingungen für die Tüchtigkeit der Lustschiffe, über die Lichter auch der Flugmaschinen aufzustellen. Auch muß angeordnet werden, daß jedes Luftschiff eine nationale Fahne hisse, wie jedes Seeschiff. So kommt denn endlich auch der schweizerische Aomiral doch zu seinem Recht als Beherrrscher einer Luftmeerflotte wenigstens in Friedenszeiten: was bisher nur in Operetten belacht wurde, wird wenigstens hier Ereigniß. Ferner ist hinzuweisen auf die Roth wendigkeit, die Analogie der Seenoth auch für die Luftnoth zu sichern: den Luftschiffen muß das Recht der Landung in der Roth (6roit. 66 rel^oks koroes) ähnlich wie den Seeschiffen gestattet werden.

Besonders schwer wird die Beantwortung der Frage sein, wie die Luftschiffe im Krieg zu behandeln sein werden. Im Haag hat man sich hierüber bekanntlich auf der zweiten Friedenskonferenz noch nicht zu einigen vermocht. Während die erste Friedenskonserenz das Welsen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen für fünf Jahre verbot, wurde diese Erklärung von der zweiten Konferenz nicht erneuert. Manche Staaten, die ihr beim ersten Mal zugestimmt hatten, lehnten sie jetzt ab: Deutschland, Frank, eich, Italien, Rußland, Spanien, Japan. Das Verbot hat also die praktische Bedeutung verloren. Großbritanien, das der ersten Erklärung nicht beigetreten war, hatte sich bekehrt und willigte nun ein. Das Verbot gilt für die Staaten, die sie annehmen, bis zum Schluß der dritten Friedenskonferenz. Dabei ist zu beachten, daß Anikel 2) der Konvention über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges bestimmt: „Es ist untersagt, unvertheidigte Städle, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude, nut welchen Mitteln es auch sei, anzugreifen oder zu beschießen." Für die Staaten, die diese Konvention annehmen, aber die Erklärung in Sachen der Luftschiffe ablehnen, gilt die eben citirte Bestimmung natürlich auch, weil sie eben einen Theil der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges ausmacht. Im Uebrigen aber ist die Zeit zur Ordnung dieses kriege-

tischen Völkerrechtstheiles offenbar noch nicht gekommen. Die Studien müssen fortgesetzt werden und man muß dann mit ernstem Willen zur Lösung vor dirfe Probleme hintreten.

Diese kurze Darstellung zeigt schon, daß der Rechtswissenschaft beim Fortschritt der Technik, im internationalen Leben unserer Zeit, immer wieder neue Aufgaben zufallen. Deshalb muß die juristische Theorie auf dem Wachtposten stehen und dafür sorgen, daß die Neuschöpfungen der Technik auf ein für sie geleitetes Rechtsgleis gebracht werden, auf dem sie sich ruhig, sicher und ohne Anstoß vorwärts bewegen können. Wer solche Probleme löst, führt der Jurisprudenz wieder frisches Blut zu und schützt sie damit vor Erstarrung. Darum darf man sagen, daß die Juristen nur ihre PMcht thun, die nach dem Blick auf die Vergangenheit auch die Gegenwart, die nächste Zukunft und deren Bedürfnisse scharf ins Auge fassen. Und ich habe immer die Empfindung, daß jede neue technische Großthat auch die Jurisprudenz um ein gutes Stück vorwärts bringt, wenn man sich mit solcher That ernstlich abgiebt und ihr den wissenschaftlichen Civilstcmd anweist. Dies ist der hohe Werth der Technik für die Jurisprudenz. Das Band, das Beide umschlingt, kann ohne Gefahr für Beide nicht zerrissen werden.*)

Zürich. Professor Or. Friedrich Meili.

*) Bielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit auf meine Schrift „Das Luftschiff im internen Recht und Völkerrecht" (Zürich, 1908), auf meine Abhandlung „Die Luft in ihrer Bedeutung für das modernste Verkehrs- und Transportrecht" in SeuffertS Blättern für Rechtsanwendung, München 1909, und auf meinen in Berlin gehaltenen Vortrag „Das Luftschiff und die Rechtswissenschaft" (abgedruckt in den Blättern für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftlehre, 1909) hinweisen. Einzelne rechtliche Fragen, die im Gebiet der Luftschiffahrt vorkommen, habe ich auch in der Schrift: „Die drahtlose Telegraphie im internen Recht und Völkerrecht" (Zürich, 1908) behandelt.

I^s äroit 6s3 63t QN.turs11sin6nt fouäs' Sur LS principe, HU« Iss clinatious äoivsM 86 tairs 6äQ3 lg. P5NX ls plus äs disir st 6nv3 la Susrrs 1s moius äs mal qu'il S3t. p03sib1s, sau3 uuii-« a lsui'3 v^ritablss intärsts. lMonts3> yuisu.) Im Staat sind die Gesetze von Zeit zu Zeit zu verändern. Denn es steht nicht in der Macht des Staatsbeherrschers, den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, auf den doch die Gesetze zu berechnen sind, unverändert zu erhalten; kein Sterblicher kann sagen: Sonne, stehe still! Oder: Bis hierher und nicht weiter! (Zacharias

Ein neuer deutscher Shakespeare.
dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts tobt der Kampf um die
von Schlegel-Tieck, ein Meisterwerk sprachschöpferischer Be-
gabung, das unseren dramatischen Vers beeinflußt hat wie vielleicht nur noch
Goethes „Iphigenie" und „Tusso". „Los von Schlegel!" war mit einem Male
die Parole im Philologenlager. Gegenüber den heftigen Angriffen der Re-
visionisten blieb die deutsche Shakespeare Gesellschaft aus einem diplomatisch
abwartenden Standpunkt: sie bezeichnete die Verbesserung des Textes als ein
dankenswerthes Privatunternehmer, konnte sich aber nicht dazu verstehen, die
Arbeit eines einzelnen Mannes mit ihrem Namen zu decken. Offenbar hielt
sie es mit Falstaffs Grundsatz: „Das bessere Theil der Tapferkeit ist Vor.
ficht." Das weniger sute hatte Professor Hermann Conrad erwählt: er kor-
rigirte die, „nehmt Alles nur in Allem" (so darf man von Rechts wegen nicht
mehr sagen, da die Stelle falsch wiedergegeben ist), beste Übersetzung der
Deutschen wie den Aufsatz eines lichterfelder Kadetten und glaubte, seinen
Namen an die Sterne geschrieben zu haben. Aber jetzt vermochte der Shake,
speare Generalstab noch weniger als vorher sich zu entschließen, seine segnen-
den Hände auszubreiten. Die große Frage war nicht nur nicht beantwortet,
sondern nach all dem unnützen Wortgefecht kaum vom Fleck gerückt. Wir hatten
einen wissenschaftlich geflickten Schlegel-Tu ck.
Und nun kommt die That. Nicht aus dem Generalstab und zum Glück
nicht von einem Nur-Philologen. Friedrich Gundolf, ein Jünger Stefans George,
will der deutschen Nation einen neuen Shakespeare schenken. Der erste Band
der im Ganzen auf zehn Bände berechneten Ausgabe ist bei Georg Bondi in
Berlin erschienen Der Verleger war ihr ein hochherziger Maecen, der für
eine sehr splenoide Ausstattung sorgte Melchior Lechter hat den Druck über-
wacht und in seinem Sakralftil Zierleisten beigesteuert; aber mir weniger Zier
könnte man für meinen Geschmack mehr leisten: der zweifarbige Druck hat
(für mein Auge wenigstens) etwas Flackeriges und die auf jeder Seite an-
gebrachte Umrahmung des Schriftsatzes wirkt auf die Dauer nicht beruhigend.
Soll man nun Hosianna oder Pereat schreien? Vorläufig weder das
Eme noch das Andere. Obwohl wir bis jetzt nur einen kleinen Bruchtheil des
Gesammtwerkes haben, stehen sich die Meinungen schon gegenüber wie Schwarz
und Weiß. Julius Bab urtheilt begeisterungtrunken: „Wenn das deutsche
Volk noch in irgendeinem Grade ästhetische Lebens interessen hat, so ist die
That Friedrichs Gundolf ein Nationalereigniß." Und der Shalespeure-Biograph
Max I. Wolff verurtheilt drakonisch: „Ein großer Aufwand, schmählich! ist
verthan" Hyperbel rechts, Hyperbel links; die Wahrheit in der Mitten.
Gundolfs erster Band enthält die Römerdramen: Schlegels „Julius

Caesar" überarbeitet, den „Coriolanus" und „Antonius^und Kleopstra" völlig
neu übersetzt. Daß Dorothea Tieck, die den „Coriolanus", und Baudissin,
der „Antonius und Kleopatra" übersetzt hat, ersetzt werden mußten, versteht
sich von selbst. Sie waren allzu weit hinter Schlegel zurückgeblieben; mußte
er sich seine Technik selbst schaffen, so übernahmen sie die söine als etwas
Fertiges, Gegebenes; war ihm Shakespeare Erlebm'ß, so war ihnen Schlegels
Übertragung das Erlebniß. Sie sind Schlegclianer. Alle, die nach ihnen
kamen, haben sie eigentlich übertroffen; und nur der Umstand, daß sie mit
einem Großen so eng liirt waren, mag sie vor früherer Depoffedirung bewahrt
habkn. Wenn Gundolf sie also in den Schatten stellte, so wäre Das allein
noch kein Grund, allzu viel Aufhebens von seiner Arbeit zu machen Es wäre
fast ein Kunststück gewesen, sie in unseren Tagen nicht zu überbieten Daß
er es so spielend leicht that, ist zum großen Theil das Verdienst der deutschen
Sprache, die heute über ganz andere Mögllchke ten des dramatischen Aufdruckes
verfügt und die reichste Entwicklung aus der Sphäre des Abstrakten zum
Konöreten hin durchgemacht hat. Heil Dir, daß Du ein Enkel bist!

Abcr wie verhält sich der neue Mann zu Schlegel? Das muß den
Ausschlag geben. „Schlegels Antheil durfte beibehalten weiden Er lä^t sich
wohl verbessern, aber nicht übertreffen." Gundolf will sagen: Schlegel läßt sich
wohl in Einzelheiten verbessern, seine Gesamtleistung jedoch nicht übertreffen.
Daß er ihn in Einzelheiten verbessert hat, mag eine Auslese zeigen.

Shakespeare: I^or K«av<ZQ 1201- dax« desu nt pe^iz touigln

Schlegel: Zu N>lcht hat Erd' und Himmel Krieg geführt

Gundolf: Nicht Erd' n<)ch Hnr.n^l war heut nacht in Flieden

Es ist ein ziemlich belangloser Vers (Caesar II, Z); für Gundolfs Verfahren
ist er aber charakteristisch. Man sieht auf den ersten Bück, daß seine Lesart
dem Original näher kommt als die Schlegels. Das Deutsche und das Englische
decken sich jetzt wie zwei kongruente Dreiecke. Gundolfs erstes Pcmzip heißt:
die Wörtlichkeü so viel wie irgend möglich zu wahren. „Es handelte sich
darum, ganz einfach zu sagen, was dastand, nicht, was auch hätte dastehen
können Darum folgte ich Shakespeares Wort so t:eu, wie die deutsche Sprache
überhaupt heute zuließ" Er hat Recht: von zwei inhaltlich und formal gleich
gutm Versionen verdient die wörtlichere immer den Vorzug, weil sie mehr
vom Original giebt Ich greife noch zwei Beispiele heraus, bie schlagend be-
weisen, daß Gundolf seinen erlauchten Vorgänger in der Möglichkeit übertrifft.

Shakespeare: l'o ^c>n onr sxvorcks Iiavs lemisn Points, ^lark ^nton^

Schlegel: Für Euch sind unsre Schwerter stumpf. Anton

Gundolf: Für Euch sind unsrer Schwerter Spitzen Blei

Indem er den Namen Anton in die vorhergehende Zeile wirft, kann Gundolf

das Bild des Originals wortgetreu festhalten, während sich Schlegel mit dem
farblosen „stumpf" begnügen muß.
Shakespeare: l^oi-ou^K tke Kasaräs of tki3 untroä 8date
Schlegel: unter den Gefahren j Der wankenden Verfassung
Gundolf: Durch dieses ungebahnten Zuftands Fährnih
Schlegel paraphrasirt das Original und entfernt sich von seiner konkreten Bild-
haftigkeit, indem er „State" (Zustand) abstrakter als „Staat" auffaßt; Gun-
dolf kehrt mit Glück zu der ursprünglichen Bedeutung zurück und bleibt Shake-
speare auf diese Weise nicht das Geringste schuldig.
Dieses Prinzip der Wörtlichkeit setzt Gundolf ferner in den Stand,
die Verszahl des Originals beizubehalten. Während Schlegel manchmal eine
Zeile hinzufügen muß, um Shakespeares Fülle und Wucht einzufangen, kommt
Gundolf mit der dem Original genau entsprechenden Verszahl aus; ja, er geht
noch weiter: wo sich bei Shakespeare eine unvollständige Zeile findet, wird sie
fragmentarisch übernommen. Selbst vor Härten und Unschönheiten schreckt der
Moderne nicht zurück. Zum Beispiel:
Cinna: O Caesar . .
Caesar: Fmt! Willst Du Olymp versetzen?
Schlegel überschreitet hier getrost das Maß des Blankverses:
Cinna: O Caesar!
Caesar: Fort, sag' ich! Willst Du den Olymp versetzen?
Weil bei Shakespeare Rede und Gegenrede in einen Blankvers gespannt sind
(0 OasL^r — Hone«! "Wilt. tdou litt 0^mpu3?), scheut Gundolf
eine Krudität wie den artikellosen Olymp nicht. Und so öfter. Das an sich
zu billigende Prinzip wird bisweilen übertrieben.
Aehnlich ergeht es ihm, wenn er um jeden Preis die Sinnlichkeit des
englischen Ausdruckes retten möchte und mit einer Kühnheit nachbildet, die
mitunter der deutschen Sprache Gewalt anthut. Aber Das sind vereinzelte Aus-
wüchse, auf die man nicht allzu viel Gewicht legen soll in Anbetracht des
dichterischen Ingeniums, das Gundolf bewährt. Gerade hier zeigt er sich oft
von einer Treffsicherheit, die seiner Arbeit den Werth einer poetischen Neuschöpfung
sichern und ihn weit über Schlegel erheben. Einige Beispiele:
Shakespeare: LiSn'cl in tk/ spoil, an6 erimsori'ä in tk^ Istds
Schlegel: mit den Zeichen j Des Mordes und von Deinem Blut bepurpurt
Gundolf: Behängt von Deiner Bürsch, roth durch Dein Schweißen
Wie zahm ist hier Schlegel, wie verwischt er das Bild des von den Jägern
erlegten Wildes! Gundolf dagegen hält den Vergleich durch und hält den
Vergleich mit Shakespeare aus. Oder:
Shakespeare: Horsss äiä nsi^i, anä d^iriA men did ßroan;
^.ncl Snosrs ciid slirisk, ariä Sensal about tks strsets.

Schlegel: Da wiehern Rosse, Männer röcheln sterbend
Und Geister wimmerten die Straßen durch.
Gundolf: Zum Rossewiehern stöhnten Sterbende
Und Geister kreischten winselnd durch die Straßen.
Bei Schlegel stört zunächst der Wechsel des Tempus; ferner ist die zweite
Zelle sehr viel matter als im Original und die Wendung „die Straßen durch"
wenig glücklich. All Das hat Gundolf vermieden und Shakespeares Höhe
mit muthigem Schwung erreicht.
Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Ich sagt' es schon: Manchmal
geht Gundolf zu weit; die Freude an der Kühnheit der Metapher verleitet ihn
zu wahren Saltimortali des Ausdruckes und er wittert auch da noch Bilder,
wo schon bei Shakespeare das Wort sich abgeschliffen hat oder sich abzuschleifen
beginnt (etwa wenn er .,to eross'- regelmäßig mit „queren" wiedergiebt: „quert
ihn in nichts"). Hier liegt eine Gefahr für ihn. Das Erhabene und das Lacher-
liche wohnen zu dicht bei einander. Auch scheint er mir (Das ist ein sehr wich-
tiger Punkt) die Sprechbarkeit des Verses nicht immer genügend zu berück-
sichtigen. Er überlädt ihn mit Tropen, packt zu viel hinein, drängt die Bilder
zu dicht. Ich citire eine Stelle aus „Coriolanus":
„Hinweg, mein eigener Sinn! Ergreife mich,
Geist einer Hure. Meine Kriegerkehle,
Die mit der Trommel einklang, werde Piepe,
Dünn wie die Hämlings- oder Jungfernstimme,
Die Kindchen einlullt. SchurkenlScheln lagre
Auf meiner Wange, Schulbubthrän' beschlage
Die Fenster meines Augs, des Bettlers Zunge
Rühr sich durch meinen Mund, mein wehrhaft Knie,
Sonst nur gebeugt im Bügel, knicke wie
Des, der Almosen kriegt."
Ob der Schauspieler, der diese Verse zu sprechen hat, sehr erbaut davon sein wird?
Dazu kommt, daß die Übersichtlichkeit für das Auge durch eine will-
kürliche, selbstherrliche Interpunktion überaus erschwert wird. Hier macht sich
der Einfluß des Meisters Stefan George übel bemerkbar. Wir haben nun
einmal im Deutschen eine logische und keine phonetische Interpunktion; und
Aristokratenart, die sonst so streng auf Form hält, sollte sich nicht fouverain
oder nonchalant über die Toilette des Satzes hinwegsetzen. Auch nicht über
die Formen der Satzzeichen. Der kleine senkrechte Strich, der als Komma im
Druck verwendet wird, sieht aus, als ob er die Beine bis unter den Hals
gezogen hätte. Fort mit solchem typographischem Schnickschnack! Führt eine
vernünftige, die herkömmliche Interpunktion ein; sonst könnte Euch ein Uebel-
nwllender nachsagen, Ihr wolltet etwas Besonderes scheinen, weil ihr nichts
Besonderes seid, und Ihr habt es doch wahrhaftig nicht nöthig, zu solchen
Äußerlichkeiten Eure Zuflucht zu nehmen.

Eine Crux für den den Bearbeiter Schlegels bildet die Frage, wie er
sich Citaten gegenüber verhalten solle. Im Allgemeinen bin ich dafür, sie
unangetastet zu lassen, weil sie in den Bewußtseinsinhalt der Gebildeten über-
gegangen sind, falls Schlegel sie nicht direkt falsch übersetzt hat, wie etwa das
berüchtigte: „So macht Gewissen Feige aus uns Allen". Gundolf scheint
anderer Meinung; auch ohne zwingende Notwendigkeit, selbst ohne ersicht-
lichen Grund ändert er. Leider läßt sich nicht behaupten (was die einzige
innere Rechtfertigung des Nachkommenden wäre), daß das Guie in allen Fällen
dem Besseren weichen muß. Zwei Beispiele: Schlegel läßt den Caesar an
der Stelle, wo er wohlbeleibte Männer in seiner Umgebung wünscht, sagen:
„Der Cassius dort hat einen hohlen Blick." Offenbar genügte Gundolf diese
Fassung nicht, weil bei Shakespeare zwei Adjektivs stehen („^011 Oswins.
Kas 3. Isan anä KunZr^ look"), und so verschlimmbesserte er: „Der Cassius
dort sieht dürr und hungrig drein." Das müßte uns Cassius erst einmal
vormachen, wie man „dürr" dreinblickt. Während Gundolf hier dem Original
getreuer zu folgen bemüht ist, entfernt er sich an einer anderen Stelle von
Schlegels Wörtlichkeit. „Wofern Ihr Thränen habt, bereitet Euch, sie jetzo
zu vergießen", heißt es bei Schlegel im engsten Anschluß an Shakespeares
„1k ^ou. liavG War8, prspars to sdsd tdsin no^. Vermutlich nahm
Gundolf Anstoß an dem alterthümlichen „jetzo", das jedoch an dieser rhetorischen
Stelle einen volleren Klang giebt, und modelte deshalb die Zeile nüchtern um:
„Wofern Ihr Thränen habt, vergießt sie jetzt". Wo bleibt Shakespeares
„prspars"? So könnte man den Mann fragen, der sonst kein Wort der Vor-
lage zu opfern liebt. Also abermals keine Verbesserung. Einmal ist ihm
aber gelungen, einem Citat schlegelischer Prägung eine prägnantere Form zu
leihen: „Zuletzt, doch nicht der Letzte meinem Herzen" übersetzt Schlegel das
shakespearische „l'kOUAd 1a3t, not Isast. in lovs" und giebt damit nur den
Sinn, aber weder die Alliteration noch das Wortspiel; Gundolf setzt dafür
das kürzere und schlagendere „Zuletzt, nicht zu unliebst". Nur prosodisch
scheint mir seine Verbesserung nicht einwandfrei, weil das unwichtige „zu"
in der Hebung steht und „unliebst" unrichtig als Oxytonon betont ist; ich
möchte ihm daher die Umstellung empfehlen: „Zuletzt, zu unliebst nicht."
Zuletzt, zu unliebst nicht sage ich also: Gundolf hat, mag man im
Einzelnen Manches gegen ihn auf dem Herzen haben, schon durch diesen ersten
Band bewiesen, wie heilig ernst er seine Aufgabe nimmt, und hat sie zum
Theil mit schönem Gelingen gelöst. Noch steht ihm Schwereres bevor (Hamlets
Romeo, Sommernachtstraum); mäßigt er aber weise seine allzu kühne Bildner-
kraft, so wird er es zur Vollendung bringen. In diesem Smn sei ihm und
seinem wagemuthigen Verleger ein herzliches Glückauf zugerufen.

Max Meyerfeld.

Die Pinguine.*)

s mag scheinen, daß die Belustigungen sehr verschiedenartig sind, die offenbar Reiz für mich haben. Und dennoch kennt mein Leben nur einen Gegenstand; einem großen Plan ist eS gänzlich unterworfen. Ich schreibe die Geschichte der Pinguine. Mit Fleiß arbeite ich daran, ohne mich durch die Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, die oft für unüberwindlich gelten könnten.

Ich habe die Erde aufgewühlt, um die vergrabenen Denkmale dieses Volkes zu entdecken. Die ersten Bücher der Menschen waren Steme. Ich habe die Steine durchforscht, die man als primitive Annalen der Pinguine betrachten mag. Am Gestade des Ozeans habe ich in einem noch unversehrten Totenhügel gestöbert. Darin fand ich, wie Das so Brauch ist, Aexte aus Kieselstein, bronzene Schwerter, römische Münzen nnd ein Geldstück zu einem Franken mit dem Bildniß Ludwig Philipps des Ersten, deS Frankenkönigs.

Für die geschichtlichen Zeiten hat die Chronik des Johannes Talpa, eines Mönches vom Kloster Beargarden, mich sehr gefördert. Dort stillte ich meinen Durst nach Wissen um so ergiebiger, als für das graue Mittelalter keine andere Quelle pinguinischer Historie aufzuspüren ist.

Reicher sind wir vom dreizehnten Jahrhundert ab; reicher zwar, doch nicht glücklicher. Es ist außerordentlich schwer, Geschichte zu schreiben. Nie weiß man genau, wie die Dinge sich zugetragen haben, und des Historikers Verlegenheit steigt mit der Dokumente Ueberfluß. Wenn ein Geschehniß durch eines einzigen Zeugen Mund bekannt ist, so vertraut man ihm, ohne lange zu schwanken. Rathlos wird man erst, wenn die Ereignisse von zwei oder mehr Zeugen berichtet werden; denn ihre Aussagen widersprechen einander stets und sind stets unverträglich. Sicher ist, daß die wissenschaftlichen Gründe, ein Zeugniß einem anderen vorzuziehen, manchmal sehr stark sind. Nie aber sind sie stark genug, über unsere Leidenschaften, unsere Vorurtheile, unsere Interessen zu siegen, nie, die Flüchtigkeit des Geistes zu überwinden, die allen ernsten Menschen gemein ist. Drum zeigen wir die Thatfachen immer auf eigennützige oder frivole Weise.

Ich wollte etlichen gelehrten Archaeologen und Palaeographen meines Landes und des Auslandes das Ungemach eröffnen, das ich bei der Niederschrift der Geschichte der Pinguine hatte. Sie schenkten mir nur ihre Verachtung. Und sie besahen mich mit einem Lächeln des Erdarmens, das wohl heißen sollte: „Schreiben denn wir Geschichte? Versuchen wir, einem Text, einem Dokument das kleinste Stückchen Lebens oder Wahrheit abzugewinnen? Rein und einfach drucken wir die Texte ab. Wir halten unS an den Buchstaben. Der Buchstabe allein hat Werth und Bestimmtheit. Der Geist ist unbewerthbar, unbestimmt. Trugbilder sind die Ideen. Wer Geschichte schreibt, mutz höchst eitel sein und Freude am Elfinden haben/ All Das lag im Blick und im Lächeln unserer Meister der Palaeographie;

*) Braucht man zum Lob Anatoles France heute noch Etwas zu sagen? Sicher nicht. Sein stärkstes Werk, „Die Insel der Pinguine", erscheint im Mai bei R. Piper & Co. in München. Ein Werk reifen Humors und kraftvoller Skepsis, das in ergötzlichen Bildern die ganze Kulturentwickelung zeigt. Herr Paul Wiegler hat es sehr gut überfetzt. Hier wird die Vorrede und ein charakteristischer Abschnitt als Kostprobe geboten.

und die Unterredung mit ihnen hat mich tief e«tmuthigt. Eines Tages, nach einem Gespräch mit einem hervorragenden Siegelforscher, war ich noch betrübter als sonst. Und plötzlich entsann ich mich: „Aber es giebt doch Historiker. Ihr Geschlecht ist ja nicht völlig ausgestorben. In der Akademie der Geisteswissenschaften werden fünf bis sechs konservirt. Sie drucken keine Texte; sie schreiben Geschichte. Sie zum Mindesten werden mir nicht sagen, daß zu dieser Beschäftigung Eitelkeit gehört." Der Gedanke hob meine Zuversicht.

Am nächsten Tag stellte ich mich einem von ihnen vor, einem klugen Greise. „Ich möchte", sagte ich, „bei Ihnen, dem Erfahrenen, mir Rath holen. Ich Plage mich mit dem Entwurf eines Geschichtwerkes und bringe es zu nichts." Achselzuckend erwiderte er: „Weshalb, guter Herr, wollen Sie sich so anstrengen, weshalb wollen Sie eine Geschichte verfassen, während Sie nach dem Brauch nur nöthig hätten, die bekanntesten abzuschreiben? Hätten Sie eine neue Ansicht, eine ursprüngliche Idee, stellten Sie Menschen und Dinge in unerwartetem Lichte dar, so würden Sie den Leser überraschen. Und der Leser hat es nicht gern, wenn er überrascht wird. In einem Geschichtwerk sucht er stets nur die Dummheiten, die ihm schon bekannt sind. Wer sich müht, ihm Kenntnisse zu verschaffen, wird ihn nur beschämen und ärgern. Streben Sie nicht, ihn aufzuklären. Er wird darüber schreien, daß Sie seinen Glauben beschimpfen. Die Historiker schreiben einander ab. So sparen sie sich Arbeit und vermeiden den Schein des Hochmuthes. Folgen Sie ihrem Beispiel und seien Sie nicht original! Ein originaler Geschichtschreiber fällt dem Mißtrauen, dem Abscheu von überall her anHeim. Meinen Sie, Herr", fügte er hinzu, „ich wäre der geschätzte, geehrte Mann, der ich bin, wenn ich in meine Geschichtbücher Neues gebracht hätte? Was ist denn das Neue? Unverschämtes Zeug!"

Er stand auf. Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit und wollte gehen: er aber rief mich zurück: „Noch ein Wort. Sofern Sie Ihrem Buch eine gute Aufnahme wünschen, versäumen Sie keinen Anlaß, darin die Tugenden zu preisen, die der Gesellschaften Stütze sind: die Botmäßigkeit gegen den Reichthum, die frommen Gefühle und insbesondere die Entsagung des Armen, diese Grundlage der Ordnung. Versichern Sie, daß in Ihrem Geschichtwerk der Ursprung des Eigenthums, des Adels, der Schutzmannschaft mit der Achtung gewürdigt werden sollen, die solchen Einrichtungen zusteht. Deuten Sie an, daß Sie das Übernatürliche, wenn es sich zeigt, anerkennen. Dann werden Sie in den besseren Kreisen gefallen."

Ich habe mich nach diesen weisen Lehren gerichtet.

Mit den Pinguinen vor ihrer Verwandlung habe ich mich hier nicht zu beschäftigen. Mein Recht auf sie beginnt erst in dem Augenblick, wo sie die Zoologie verlassen, um in der Geschichte und der Theologie Bereich einzuziehen. Wirkliche Pinguine hat der große Heilige Masl in Menschen umgewandelt. Doch einer Klärung bedarf es zunächst; denn heute könnte der Begriff uns verwirren.

Im Französischen wird ein Vogel der arktischen Gegenden, welcher der Gattung der Alke zuzurechnen ist, Pinguin genannt; unter Floffentaucher verstehen wir den Typus der Meergänse, welche die antarktischen Meere bewohnen. So verfährt etwa Lecointe in seinem Bericht über die Reise der „Belgica". „Von allen Vögeln", sagt er, „die an der Gerlach-Straße verbreitet sind, sind die Flossentaucher die interessantesten. Manchmal giebt man ihnen die ungenaue Bezeichnung Pinguine des Südens." Doktor I. B. Charcot behauptet im Gegentheil, die echten.

einzigen Pinguine seien die Vögel der Antarktis, die wir Flossentaucher nennen, und er beruft sich darauf, daß sie von den Holländern, die 1398 ans Kap Magelhaens gelangten, den Namen Pinguinos, wohl um ihres Fettes willen, empfangen hätten. Doch wenn die Flossentaucher sich Pinguine heißen, was sollen dann künftig die Pinguine thun? Doktor I. B. Charcot sagt es uns nicht; und es scheint, als ob es ihn nicht ein Bischen gräme.

Dagegen, daß seine Flossentaucher jetzt oder von Neuem Pinguine werden, ist nichts zu machen. Als er sie entdeckte, erwarb er sich auch die Befugniß, ihren Namen festzulegen. Aber er sollte doch wenigstens den Pinguinen des Nordens gestatten, Pinguine zu bleiben. So wird es südliche und nördliche Pinguine geben, anarktische und arktische, Alke oder ehemalige Pinguine und Meergänse oder ehemalige Flossentaucher. Vielleicht wird Das den Ornithologen lästig sein, deren Sorge ist, die Schwimmvögel zu beschreiben und zu klasstfiziren. Gewiß werden sie sich fragen, ob der. selbe Name für zwei Gattungen paffe, die an entgegengesetzten Polen sich aufhalten und mehrfach sich unterscheiden, zumal am Schnabel, an den Floßfedern und den Pfoten. Ich für meinen Theil finde mit dieser Verwirrung mich ganz gut ab.

Die Ähnlichkeiten zwischen meinen Pinguinen und denen des Herrn I. B. Charcot scheinen, so groß die Unähnlichkeit ist, doch zahlreicher und tiefer zu sein. Bei der einen wie bei der anderen Spielmt sind ein ernster, sanfter Ausdruck zu beobachten, komische Wichtigkeit, selbstvergnügte Zudringlichkeit, breitspurige Laune, ein Gehaben, das tölpelhaft und zugleich feierlich ist. Die eine wie die andere liebt den Frieden, ist groß im Reden, nach Schauspielen lüstern, der öffentlichen Geschäfte beflissen und vielleicht ein Wenig eifersüchtig auf überlegene Größe. Freilich haben meine Hyperboräer nicht schuppiges sondern mit kleinen Federn bedeckte Flossen. Obwohl ihre Beine etwas weniger hinten ansetzen als die ihrer meridionalen Vettern, schreiten sie eben so aus, die Brust hoch, den Kopf gereckt. Sie wiegen den Leib eben so bedächtig und ihr 03 sndlime, ihr Ueberschnabel ist nicht zuletzt die Ursache des Jrrthums, in den der Apostel versank, als er sie für Menschen hielt.

Das Werk, das hier vorliegt, ist, wie ich Zugeben muß, ein Historienwerk alter Schule; derjenigen Schule, welche die Reihe der Begebnisse erzählt, die vom Gebächtniß aufbewahrt worden sind, und so weit wie möglich Ursachen und Wirkungen vermeldet. Das ist eher Kunst als Wissenschaft. Man erklärt, dieses Verfahren genüge peinlichen Geistern nicht mehr; und die antike Klio ist heute als eine Klatschschwester aus der Spinnstube verrufen. Und wohl ist für künftige Zeit eine sicherer aufgebaute Geschichtschreibung denkbar, eine Geschichte der Lebensbedingungen, die uns lehren könnte, was irgendein Volk zu irgendeiner Epoche in allen Gebieten seiner Thätigkeit hervorgebracht und vollendet hat. Diese Geschichtschreibung wird keine Kunst mehr, sondern Wissenschaft sein und auf die Genauigkeit sich versteifen, die der Historie von ehemals fehlte. Doch zu ihrer Errichtung braucht sie eine Unzahl von Statistiken, die man bei allen Völkern und ganz besonders bei den Pinguinen bisher vermißt. Möglich, daß unsere Zeit eines Tages die Elemente einer solchen Geschichtschreidung liefert. Was die Menschheit betrifft, deren Schicksal schon abgelaufen ist, so hat man, fürchte ich, sich auf immer mit einer Chronik nach altem Muster zu bescheiden. Deren Neiz hängt namentlich von dem Scharfsinn und dem guten Glauben des Erzählers ab.

Das Leben eines Volkes ist, wie ein großer Schriftsteller des Landes Alkc

gesagt hat, ein Gespinnst von Verbrechen, Elend und Wahnwitz. Nicht anders steht es mit den Pinguisen als mit den übrigen Nationen. Jedoch enthält ihre Geschichte wunderbare Partien, die ich hell beleuchtet zu haben hoffe.

Die Pinguine blieben lange eine kriegerische Schaar. Einer von ihnen, Jakob der Philosoph, hat ihren Charakter in einem kleinen Sittengemälde geschildert, das ich hier mittheile und das man wohl nicht ohne Vergnügen beschauen wird: „Zur Zeit der letzten Drakoniden reifte der weise Gratian durch Pinguinien. Als er einmal durch ein kühles Thal kam, wo Kuhglocken in die reinen Lüfte tönten, setzte er sich unter einer Eiche, neben einer Hütte auf eine Bank nieder. An der Schwelle reichte eine Frau einem Kinde die Brust; ein Knabe spielte mit einem großen Hund; ein blinder Greis saß im Sonnenschein und trank mit halb offenen Lippen das Tageslicht. Der Hausherr, ein kräftiger, junger Mann, bot Gratian Brot und Milch dar. Der Philosoph auS Marsuinien nahm diese ländliche Atzung und sagte: „Freundliche Bewohner eines freundlichen Landes, ich danke Euch. Alles hier athmet Lust, Eintracht, Frieden." Während er so sprach, zog ein Hirt vorüber, der auf dem Dudelsack einen Marsch blies. „Was ist Das für eine lebhafte Melodie?" fragte Gratian. „Es ist die Kriegshymne gegen die Marsuine", antwortete der Landmann. „Jeder singt sie. Die Ktndlein kennen sie, ehe sie noch reden. Wir Alle sind gute Pinguine." „Ihr seid den Marsuinen nicht gewogen?" „Wir hassen sie." „Warum hasset Ihr sie?" „Danach fragt Ihr? Sind die Marsuine nicht der Pinguine Nachbarn?" „Gewiß." „Nun, deshalb hassen die Pinguine die Marsuine." „Jft Das ein Grund?" „Sicherlich. Nachbar heißt: Feind. Betrachtet das Feld, das an das meine grenzt. Es ist das Feld des Menschen, den ich am Grimmigsten hasse. Nächst ihm sind meine bösesten Feinde die Leute des Dorfes, das am anderen Hang des Thals, unter dem Wäldchen von Weißbirken, emporkriecht. In diesem engen, auf allen Seiten geschlossenen Thal liegen nur dieses Dorf und meines; verfeindet also sind sie. Jedesmal, wenn unsere Burschen denen von drüben begegnen, tauschen sie Schmähungen und Hiebe. Und Ihr ver. langt, die Pinguine sollten der Marsuine Feinde nicht sein! Wisset Ihr denn nicht, was. der Patriotismus ist? Aus meiner Brust dringen nur zwei Rufe: Hoch die Pinguine! Nieder mit den Marsuinen!" Dreizehn Jahrhunderte hindurch befehdeten die Pinguine sämmtliche Völker der Welt, mit immer gleicher Hitze, doch mit wechselndem Erfolg. Dann wurden sie binnen wenigen Jahren Dessen überdrüssig, was sie so lange geliebt hatten, und zeigten eine sehr heftige Neigung zum Frieden, die sie wohl mit Selbstgenügen, doch im ehrlichsten Ton verkündeten. Ihre Feldherren bequemten sich der neuen Stimmung an. Ihr ganzes Heer, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, Rekruten und Veteranen, war seelenfroh. Nur Federfuchser und Bücherwürmer klagten und Krüppel ohne Beine waren untröstlich.

Der selbe Philosoph Jakob verfaßte eine Art moralischer Legende, worin er mit stark komischen Zügen die verschiedenen Handlungen der Menschen beschrieb, und flocht gewisse Umstände der heimischen Geschichte darein. Etliche Personen fragten ihn, warum er diese erdichtete Historie verfaßt habe und welchen Nutzen für sein Vaterland er sich davon verspreche. „Sehr großen", erwiderte der Philosoph. „Wenn sie ihre Handlungen also traveftirt und Dessen, was ihnen schmeichelte, entblößt sehen, werden die Pinguine bester nrtheilen und weiser sein."

In diesem Geschichtbuch wollte ich nichts, was für Künstler reizvoll ist.

fortlassen. Man wird ein Kapitel über die pinguinische Malerei im Mittelalter
finden, und wenn es minder vollständig ift, als nach meinem Sinn gewesen wäre,
so habe nicht ich die Schuld, wovon man sich durch die Leoture des grauenhaften
Berichtes überführen kann, mit dem ich diese Vorrede beschließe.
Im Juni des vergangenen Jahres hatte ich den Einfall, nach Ursprung
und Fortschritten der pinguinischen Kunst mich bei dem leider so früh verstorbenen
Herrn Fulgentius Tapir zu erkundigen, dem gelehrten Urheber der „Allgemeinen
Jahrbücher der Malerei, Skulptur und Architektur". In seinem Arbeitzimmer
fand ich ein wunderbar kurzsichtiges Männchen, das vor einem Cylinderbureau
saß, unter einer fürchterlichen Papierlast, und dessen Augenlider hinter goldener
Brille zuckten. Zum Ersatz für die Sehfähigkeit, die ihm gebrach, schnüffelte seine
unmäßig lange, bewegliche, mit dem köstlichsten Tastsinn ausgestattete Nase in der
fichtbaren Welt umher. Durch dieses Organ setzte Fulgentius Tapir sich mit Kunst
und Schönheit in Berührung. Man weiß, daß in Frankreich die Musikkritiker meist
taub, die Kunstkritiker meift blind sind. So ift ihnen die Sammlung vergönnt,
die für die ästhetischen Ideen notwendig ist. Glauben Sie, mit Augen, die ge-
schickt gewesen wären, die Formen und die Farben wahrzunehmen, worein die
räthselvolle Natur sich hüllt, hätte Fulgentius Tapir über Bergen gedruckter und
handschriftlicher Dokumente den Gipfel des doktrinären Spiritualismus erklommen
und jene gewaltige Theorie geahnt, die aller Länder und aller Zeiten Künste auf
das Institut de France, ihren obersten Zweck, sich beziehen läßt?
Die Wände des Arbeitraumes, der Boden, die Decke sogar waren mit berstenden
Bündeln Papieres vollgepackt, mit hochgeschwollenen Kartons, mit Schachteln, in
denen unendliche Massen von Zetteln sich drängten. Und halb staunend, halb er-
schrocken blickte ich auf diese Katarakte von Bildung, dieihre Dämme zu zerreißen drohten.
„Meister", sprach ich mit bewegter Stimme, „ich rufe Ihre Güte und Ihr
Wissen an, die beide unerschöpflich sind. Wollen Sie in meinen beschwerlichen
Forschungen über den Ursprung der pinguinischen Kunst mir Ihre Hilfe gewähren?"
„Werther Herr", antwortete der Meister, „ich besitze die gesummte Kunst,
wohlverstanden: die gesammte Kunst, in alphabetisch und nach den Materien ge-^
ordneten Zetteln. Ich eile, Ihnen Alles, was die Pinguine betrifft, zur Verfügung
zu stellen. Klettern Sie auf die Leiter und ziehen Sie an der Schachtel, die Sie
da oben sehen. Sie finden, was Sie brauchen."
Zitternd gehorchte ich. Doch kaum hatte ich die verhängnißvolle Schachtel
aufgeklappt, als ihr blaue Zettel entquollen und, durch meine Finger schlüpfend,
herabzuregnen begannen. Alsbald öffneten sich, wie von Sympathie gelockt, die
nächsten Schachteln und Bäche rosiger, grüner, weißer Zettel flössen hervor und
Schlag auf Schlag entströmten sämmtlichen Schachteln die bunten Zettel und rauschten
wie im April die Wasserstürze über Bergeshang. In einer Minute war der Boden
unter dicker Papierschicht verschwunden. Aus unerschöpflichen Vorraths kämm ern
sprudelten die Zettel mit immer wachsendem Getös; und ihr rasender Schwall
ward von Sekunde zu Sekunde beschleunigt. Mit wachsamer Nase beobachtete
Fulgentius Tapir das Wüthen. Er erkannte die Ursache und ward blaß vor Angst.
„Wie viel Kunst!" schrie er auf.
Ich rief ihn mit Namen, ich beugte mich, um ihm beim Erklettern der Leiter
zu helfen, die unter dem Platzregen wankte. Es war zu spät. Jetzt hatte er

niedergedrückt, verzweifelt, kläglich, seine Sammetkappe und seine goldene Brille
verloren. Umsonst stemmte er seine kurzen Arme gegen die Fluth, die ihm bis«
an die Achsel schwoll. Plötzlich stieg eine gräßliche Wasserhose von Zetteln auf
und ritz ihn in einen gigantischen Wirbel. Ein Sekunde lang sah ich im Schlund
den glatten, blinkenden Schädel des Gelehrten und seine fetten Händchen, dann
schloß sich die Tiefe und über regunglosem Schweigen verbreitete sich die Sint-
fluth. Da ich selbst in Gefahr war, mit meiner Leiter hinabgewälzt zu werden,
entfloh ich durch des Fenfterkreuzes höchste Scheibe.

Marbods Höllenfahrt.

Wir besitzen ein werthvolles Denkmal der pinguinischen Literatur im fünf-
zehnten Jahrhundert. Es ist die Schilderung einer Höllenfahrt, die der Mönch
Marbod vom Orden des Heiligen Benedikt unternommen hat, der glühende Be-
wunderung für den Dichter Vergilius bezeigte. Der in recht gutem Latein ge-
schriebene Bericht ist durch Herrn du Clos des Lünes veröffentlicht worden. Hier
findet man ihn zum ersten Mal übertragen. Ich glaube, meinen Landsleuten durch
die Mittheilung dieser Seiten zu dienen, die zweifellos in der lateinischen Literatur
des Mittelalters nicht einzig dastehen. Unter den sagenhaften Erzählungen, die
als verwandt gelten können, nennen wir die Reise des heiligen Brendan, AlberichK
Traumgesicht, das Fegfeuer des Heiligen Patricius, erdichtete Beschreibungen deS
vermeintlichen Aufenthaltes der Toten wie Dante Alighieris Göttliche Komoedie.

Im vierzehnhundeltdreiundfünfzigsten Jahr seit des Gottessohnes Mensch-
werdung, wenige Tage bevor die Feinde des Kreuzes die Stadt der Helena und
des Großen Konstantin betraten, ward mir, dem Bruder Marbod, einem unwür-
digen Mönch, verstattet, zu sehen und zu hören, was Niemand gehört noch gesehen
hatte. Ueber diese Dinge habe ich einen treuen Bericht verfaßt, damit das Ge-
denken an sie nicht mit mir entschwinde; denn des Menschen Zeit ist kurz.

Am ersten Maitag besagten Jahres saß ich um die Vesperstunde in der
Abtei Korrigan auf einem Stein des Kreuzganges bei dem von wilden Rosen um-
kränzten Brunnen und las nach meiner Gewohnheit einen Gesang des Dichters,
den ich vor allen liebe, des Vergilius, der die Mühsal der Erde, Hirten und Fürsten
besungen hat. Der Abend hängte seines Purpurmantels Falten um die Klofter-
bogen und mit bewegter Stimme murmelte ich die Verse, die da zeigen, wie Dido,
die Phönizierin, ihre noch frische Wunde unter den Myrthen der Schattenwelt
umherrschleppt. Da ging der Bruder Hilarius an mir vorüber, von Bruder Hyazinth
dem Pförtner, begleitet. Der Bruder Hilarius ist, da ihn die barbarischen Zeiten
vor der Auferstehung der Musen nährten, in die Weisheit der Alten nicht ein-
geweiht. Doch hat die Poesie des Mantuaners wie gedämpfter Fackelschein etlichen
Glanz in seinen Geist geworfen.

„Bruder Marbod", fragte er mich, „gehören diese Verse, die Ihr so her-
unterseufzt, mit geschwellter Brust und funkelnden Augen, zu jener großen Aenelde,
von der Ihr morgens und abends den Blick nicht wendet?"

Ich antwortete ihm, ich läse die Stelle im Vergil, wo der Sohn des Anchises
Dido bemerkt, die wie der Mond hinter dem Laub schimmert.*)

^) Der Text lautet: . . . Hualsui primo Hui gur^ers rnsn8s tut viäst
anr viäi8S6 riatat psr nubila Innarn. Der Bruder Marbod ersetzt in sonder-
barer Unachtsamkeit das von dem Dichter geschaffene Bild durch ein ganz anderes

„Bruder Marbod", erwiderte er, «ich bin sicher, daß Vergil bei jeder Ge-
legenheit weise Grundsätze und tiefe Gedanken äußert: doch die Gesänge, die er
auf der syrakusanischen Flöte angestimmt hat, haben so schönen Sinn und ent-
halten eine so hohe Lehre, daß man davon ganz geblendet ist."
„Nehmt Euch in Acht, mein Vater", rief der Bruder Hyazinth mit Be-
wegung. „Vergil war ein Zauberer, der mit der Dämonen Hilfe Wunder voll-
brachte. So hat er bei Neapel einen Berg durchgraben und ein bronzenes Pferd
verfertigt, das die Macht hat, alle kranken Pferde zu heilen. Er war Totenbe-
schwörer und in einer Stadt Italiens zeigt man noch heute den Spiegel, in dem
er die Toten erscheinen ließ. Und dennoch hat ein Weib den großen Hexenmeister
betrogen. Eine neapolitanische Courtisane lud ihn von ihrem Fenster aus ein,
in einem Korb zur Beförderung der Vorräthe emporzusteigen. Und die ganze
Nacht ließ sie ihn zwischen zwei Stockwerken schweben."
Ohne daß es den Anschein hatte, als habe er diese Reden gehört, erwiderte
Hilarius: „Vergil ist ein Prophet. Er ift ein Prophet und läßt Alle weit hinter
sich, die Sibyllen mit ihren heiligen Zauberliedern und die Tochter des Königs
Priamus und den großen Ahner der künftigen Dinge, Platon, den Athener. Im
vierten seiner syrakusanischen Gesänge werdet Ihr die Geburt Unseres Herrn in
einer Sprache angekündet finden, die mehr vom Himmel scheint denn von der Erde.*)
Als ich in meiner Studienzeit zum ersten Mal ,^arn rscZit ?r vii'^o' las,
fühlte ich mich in unendliches Entzücken versenkt. Doch sogleich spürte ich heftigen
Schmerz bei dem Gedanken, daß der Verfasser dieses prophetischen Sanges, des
schönsten, der je von Menschenlippen kam, auf immer der Gegenwart Gottes be-
raubt, in ewiger Finsterniß unter den Heiden schmachte. Dieser grausame Gedanke
verließ mich nicht mehr. Er verfolgte mich in meine Studien, meine Betrachrungen,
meine Kafteiungen. Wenn mir einfiel, daß Vergil des göttlichen Anblickes ver-
lustig sei und vielleicht in der Hölle das Schicksal der Verdammten lheile, hatte
ich weder Freude noch Ruhe und mir widerfuhr, daß ich täglich mehrmals aus-
rief, die Arme gen Himmel gestreckt: , Enthülle mir, Herr, welches Los Du Dem
bereitet hast, der auf Erden sang, wie die Engel im Himmel singen!'
Nach einigen Jahren wich meine Angst, da ich in einem alten Buch las,
daß der große Apostel, der die Heiden in Christi Kirche rief, der Heilige Paulus,
sich nach Neapel begab und mit seinen Thränen die Grabstätte des Dichterfürsten
heiligte. 5*) Dies war für mich ein Grund, zu glauben, daß dem Vergil, wie dem
Kaiser Trajan, das Paradies aufgejhan wurde, weil er im Jrrthum die Wahrheit

*) Drei Jahrhunderte vor der Epoche, in der unser Marbod lebte, sang
man am Tag nach der Weihnacht in den Kirchen:
Da (Aristo tsstimouium.
Dlietus, 5n6it super sum
8i t« vivuin invernsseni

geahnt hatte. Man ist zu dieser Ansicht nicht gezwungen, aber ich rede es mir
gern ein." Nach diesen Worten wünschte mir der Greis Hilarius dsn Frieden
einer frommen Nacht und entfernte sich mit dem Bruder Hyazinth.
Ich nahm das köstliche Studium meines Dichters wieder auf. Während
^ch, das Buch in der Hand, nachsann, wie Alle, die Liebe an grausamem Leid
sterben ließ, tief im Myrthenwald geheime Pfade gehen, irrte der Sternenglanz
zitternd über die ins Wasser des Klosterbrunnens entblätterten wilden Rosen. Plötz-
lich zerrannen der Lichtschein, der Duft und der Friede des Himmels. Ein unge-
heurer, mit Dunkel und Wetter geladener Boreas ergoß sich brüllend auf mich,
hob mich hoch und trug mich wie einen Strohhalm über Felder, Städte, Flüsse,
Berge, durch Donnerwolken, während emer Nacht, die aus einer langen Reihe
von Nächten und Tagen bestand. Und als nach dieser beständigen, grausamen
Much der Orkan sich plötzlich legte, fand ich mich, weit weg von meiner Heimath,
im Schoß eines von Cypressen bewachsenen Thsles. Dann nahte mir eine Frau
von wilder Schönheit, die lange Schleier schleppte. Sie legte mir die linke Hand
auf die Schulter, hob den rechten Arm zu einer dichtbelaubten Eiche und sprach
zu mir: „Sieh!" Alsbald erkannte ich die Sibylle, die den heiligen Wald des Aver-
nus hütet, und unter dem buschigen Geäft des BaumeS, aus den ihr Finger zeigte,
gewahrte ich den goldenen Zweig, der der schönen Proserpina genehm ist.j
Ich richtete mich empor und rief: „So Haft Du, o prophetische Jungfrau,
meinen Wunsch errathen und erfüllt. Du hast mir den Baum mit dem glänzenden
Zweige gezeigt, ohne den Niemand lebendig in die Behausung der Toten dringen
kann. Und heiß begehre ich, mit dem Schatten des Vergil zu reden."
Also sprach ich, riß vom altertümlichen Stamm den Goldzweig und stürzte
furchtlos in den rauchenden Schlund, der zum schlammigen Gestade des Styx
führt, an dem die Schatten den toten Blättern gleich wirbeln. Beim Anblick des
der Proserpina geweihten Zweiges holte Charon mich in sein Boot, das unter
memem Gewicht ächzte, und ich landete am Totenufer, vom stummen Gebell des
dreifachen Cerberus empfangen. Ich that, als schleudere ich nach ihm den Schatten
eines Steins, und das nichtige Ungethüm floh in seine Höhle. Da im Rohr quäken
Kinder, deren Augen sich geöffnet und zur selben Zeit dem süßen Tageslicht schon
verschlossen haben; dort im finsteren Keller richtet Minos die Menschen. ßJch drang
in den Myrthenwald, in dem sich müde die Opfer der Liebe schleppen,^ Phaedra,
Prokris, die traurige Eryphyle, Evadne, Pasiphaö, Laodamia und Cenis und Dido,
die Phönizierin. Dann ging ich über daS staubige Feld, das den ruhmvollen
Kriegern eingeräumt ist. Von dort gehen zwei Straßen ab: die links führt in
den Tartarus, den Aufenthalt der Gottlosen. Ich schlug die^rechts ein, die ins
Elysium führt und in die Wohnungen der Dis. JchMngte den heiligen Zweig
an der Göttin Thür und gelangte auf liebliche, in Purpurlicht gehüllte Fluren.
Dort waren die Schatten der Philosophen und Dichter internstem Gespräch. Ueber
dem Rasen schwebten Grazien und Musen irn Meigen. Oer alte Homer sang und
begleitete sich auf seiner ländlichen Lyra. Seine Augen waren zu, doch seine Lippen
funkelten von göttlichen Bildern. Ich sah Solon, Demosthenes und Pythagoras
auf der Wiese den spielenden jungen Leuten gesellt und durch die Blätter eines
alten Lorberbaumes bemerkte ich Hssiod, Orpheus, den schmermüthigen Euripides
And die männliche Sappho. Ich 'ging vorbei und erkannte den Dichter Horaz,

BariuS, Gallus und Aycoris, die am Rand eines kühlen Baches saßen. Etwas
abseits lehnte Vergil auf dem Stamm einer dunklen, immergrünen Eiche und be-
trachtete nachdenklich den Wald. Von hohem Wuchs und schmalen Hüsten, hatte
er noch die gebräunte Haut, die ländliche Miene, die nachlässige Tracht, das un-
gepflegte Aussehen, die, als er lebte, sein Genie verbargen. Ich grüßte ihn fromm
und blieb lange sprachlos. Endlich, als die Stimme in meiner eingeschnürten
Kehle frei ward, rief ich: „O Du, der Du den ausonischen Musen so theuer bist.
Du Ehre des lateinischen Namens, Vergil, durch Dich habe ich die Schönheit ge-
fühlt. Durch Dich weiß ich vom Tisch der Götter und vom Bett der Göttinnen.
V^r statte dem Demüthigsten unter Deinen Anbetern, Dich zu loben."
„Erhebe Dich, Fremder", antwortete mir der göttliche Dichter. „Daß Du
lebendig bist, erkenne ich an dem Schatten, den Dein Leib im ewigen Abendlicht
auf die Wiese lagert. Du bist nicht der erste Mensch, der vor seinem Tode zu
diesen Behausungen hinabsteigt, obwohl jeder Verkehr zwischen uns und den Leben-
den schwer ist. Doch höre auf, mich zu loben. Ich liebe die Lobsprüche nicht; das
verworrene Geräusch des Ruhmes hat mein Ohr stets beleidigt. Drum bin ich
aas Rom geflohen, wo Müßiggänger und Neugierige mich kannten, und habe in
der Einsamkeit meiner theuren Parthenope gearbeitet. Und ferner bin ich, um an
Deinem Lob Gefallen zu finden, nicht sicher genug, daß die Menschen Deines Jahr-
hunderts meine Verse begreifen. Wer bist Du?"
-Ich heiße Marbod und komme aus dem Reich Alka. In der Abtei Körri-
gs« habe ich mein Gelübde abgelegt. Tag und Nacht lese ich Deine Gedichte. Um
Dich zu sehen, habe ich die Unterwelt betreten; mich drängte es. Dein Los zu
wissen. Auf Erden streiten die Gelahrten oft darüber. Den Einen ist es höchst
wahrscheinlich, daß Du, weil Du unter der Macht der Dämonen gelebt hast, jetzt
in den unauslöschlichen Flammen brennst. Andere, klügere äußern keine Meinung,
da sie dafür halten, daß Alles, was man von den Toten sagt, ungewiß und lüg-
nerisch ist. Mehrere, die allerdings nicht gerade sehr geschickt sind, schwören, weil
Du den Ton der sizilianischen Musen erhöht und die Niederfahrt eines neuen
Kindes vom Himmel her verkündet Haft, seiest Du wie der Kaiser Trajan zuge-
lassen worden, im christlichen Paradies die ewige Seligkeit zu genießen."
„Du siehst, daß Dem nicht so ist", antwortete der Schatten lächelnd.
„In der That begegne ich Dir, o Vergil, unter den Heroen und Weisen,
auf jenen elysäischen Feldern, die Du selbst beschrieben Haft. So hat denn nicht,
wie Etliche auf Erden glauben, ein Bote Dessen, der droben herrscht. Dich gesucht?"
Nach ziemlich langem Stillschweigen sagte er: ^Jch will Dir nichts ver-
hehlen. Er hat mich rufen lassen. Einer feiner Diener, ein schlichter Mann, hat
mir ausgerichtet, man erwarte mich und, obschon ich in ihre Mysterien nicht ein-
geweiht bin, sei mir in Ansehung meiner prophetischen Gesänge ein Platz in der
Runde der neuen Sekte bestimmt. Doch ich habe mich geweigert, dieser Einladung
zu entsprechen: ".ich hatte keine Luft, umzuziehen. Nicht etwa, weil ich die^Be-
wunderung der Griechen für die elysäischen Felder theile und hierZdie Freuden
spüre, um deren willen Proserpina ihre Mutter vergaß. Was ich in der Aeneide
davon sagte, habe ich selbst niemals recht geglaubt. Von Philosophen und Natur-
forschern gebildet, hatte ich eine zutreffende Ahnung der Wahrheit. Das Abeu
ist in der Unterwelt in äußerstem Maße verringert; man fühlt sich weder froh

noch betrübt: es ist, als ob man nicht wäre. Die Toten haben nur so viel Da-
sein, wie die Lebenden ihnen leihen. Und doch zog ich vor, hier zu bleiben."
„Doch welchen Grund Haft Du für eine so seltsame Weigerung angegeben?"
„Ausgezeichnete Gründe gab ich an. Ich sagte dem Gesandten Gottes, ich
Verdieue die Ehre nicht, die er mir bringe, und man vermuthe in meinen Versen
einen Sinn, den sie nicht in sich haben. In der That habe ich nie durch meine
vierte Ekloge meiner Vorfahren Glauben verrathen. Nur unwissende Juden konnten
einem Barbarengott zu Liebe einen Gesang deuten, der die von den fibyllinischen
Orakeln angesagte Wiederkehr deö Goldenen Zeitalters verherrlicht. Ich ent-
schuldigte mich also damit, daß ich sagte, ich könne einen Platz nicht einnehmen,
den man mir nur irrthümlich zugedacht habe und den ich nicht beanspruchen wolle.
Ferner wandte ich ein, daß meine Gemüthsart und mein Geschmack wohl zu des
neuen Himmels Sitten nicht paßten.
„Ich bin nicht ungesellig", sagte ich diesem Mann. „Im Leben habe ich
einen sanften, gütigen Charakter gezeigt. Obwohl meine äußerst schlichten Ge-
wohnheiten den Argwohn des Geizes gegen mich erweckten, habe ich nichts für
mich allein behalten. Meine Bibliothek war Jedem geöffnet und ich richtete mein
Betragen nach dem schönen Wort des Euripides ein: ‚Unter Freunden soll Alles
gemeinsam sein/ Das Lob, das mir lästig war, wenn ich es empfing, wurde mir
angenehm, wenn es dem Varius oder dem Macer zufloß. Im Grunde jedoch war ich
bäuerisch und wild; mir behagt die Gesellschaft der Thiere. So geflissentlich habe
ich sie beobachtet, so sehr sür sie gesorgt, daß ich, nicht ganz zu Unrecht, für einen
sehr guten Thierarzt galt. Man hat mir gesagt, daß die Leute aus Eurer Sekte
sich eine unsterbliche Seele zubilligten und sie den Thieren verweigerten. Das ist
ein Unsinn, der mich ihre Vernunft anzweifeln läßt. Ich liebe die Heerden und,
vielleicht etwas zu sehr, den Hirten. Das würde man bei Euch nicht gern sehen.
Einer einzigen Maxime meine Handlungen anzupassen, war ich bemüht: rnchts zu
übertreiben. Noch mehr als meine schwache Gesundheit hat meine Philosophie mich
den maßvollen Gebrauch der Dinge gelehrt. Ich bin nüchtern; aus Lattichsalat und
etlichen Oliven nebst einem Tropfen Falernerweins setzte sich meine Mahlzeit zu-
sammen. Mit Maß besuchte ich das Lager der fremden Weiber; und nicht zu lange
habe ich dabei verweilt, in der Taverne die junge Syrerin zum Lärm der Klapper
tanzen zu sehen.*) Doch wenn ich mein Verlangen beherrscht habe, so geschah es
mir zur Genugthuung und aus guter Zucht. Das Vergnügen zu fürchten, die
Wollust zu fliehen, hätte mich der verwerflichste Schimpf gedünkt, den man der
Natur bereiten kann. Man versichert mich, daß einige Auserwählte Deines Gottes
zur Zeit ihres Lebens die Nahrung mieden, aus Liebe zur Entbehrung die Weiber
flohen und freiwillig sich nutzlosem Leiden unterwarfen. Ich hätte Furcht, diesen
Verbrechern zu begegnen, deren Wahnwitz mir ein Abscheu ist. Man soll einem
Dichter nicht ansinnen, daß er zu eng einer physischen und moralischen Doktrin sich
anschließe. Uebrigens bin ich Römer und die Römer wissen nicht, wie die Griechen,
tiefe Spekulationen subtil zu führen. Wenn sie eine Philosophie übernehmen, thun
sie es vor Allem, um praktischen Vortheil daraus zu gewinnen. Siron, der unter
uns hohen Ruf genoß, hat mich das System des Epikur gelehrt, von nichtigen

5) Marbod scheint also zu glauben, daß die Oop«. von Bergil sei.

Schrecken befreit und den Grausamkeiten abspenstig gemacht, welche die Religion
unwissenden Menschen einredet. Von Zenon habe ich gelernt, unvermeidliche Uebel
standhaft zu ertragen. Ich habe mir die Gedanken des Pythagoras über die Seelen
der Menschen und Thiere angeeignet, die Beide göttlichen Wesens sind; Dies lädt
uns ein, uns ohne Stolz noch Scham zu betrachten. Von den Alexandrinern er-
fuhr ich, wie die zuerst weiche und dehnbare Erde um so fester wurde, je mehr
Nereus sich daraus zurückzog, seine feuchten Wohnungen zu wölben. Wie sich un-
merklich die Gegenstände bildeten. Wie der Regen aussen erleichterten Wolken
herabfiel und den stummen Wald speiste und durch welchen Fortschritt endlich seltene
Tiere auf den noch namenlosen Gebirgen umherzuschweifen begannen. Ich könnte
mich an Eure Kosmogonie nicht mehr gewöhnen, die eher für die Kameltreiber
der syrischen Sandwüsten als für einen Schüler des Aristarch von Samos ge-
schaffen ist. Und was soll im Aufenthalt Eurer Seligkeit aus mir werden, wenn
ich dort meine Freunde nicht finde, meine Ahnen, meine Lehrer, meine Götter,
wenn ich den erhabenen Sohn der Rhea dort nicht sehen darf, die süß lächelnde
Venus, die Mutter der Aeneaden, Pan, die jungen Dryaden, die Silvane und
den alten Silen, den Egle mit dem Purpursaft der Maulbeeren wäscht? Diese
Gründe bat ich den schlichten Mann dem Nachfolger des Jupiter vorzutragen."
„Und seitdem, o großer Schatten, wurden Dir keine Botschaften mehr?"
„Keine."
„Zum Trost für Deine Abwesenheit, Vergil, haben sie Dichter: Kommodian,
Prudentius und Fortunatus, die alle Drei in finsteren Tagen geboren sind, wo
man von Prosodie und Grammatik nichts mehr wußte. Doch sage mir, Haft Du,
Mantuaner, nie andere Kunde von Gott erhalten, dessen Gesellschaft Du so ab-
sichtlich verschmäht hast?"
„Nie, so weit ich mich erinnere."
„Hast Du mir nicht gesagt, ich sei nicht der Erste, der lebendig zu diesen
Wohnungen kam und sich Dir vorstellte?"
„Du bringst mich dazu, nachzudenken. Vor anderthalb Jahrhunderten, wie
mir scheint (es ist für die Schaden schwer. Tage und Jahre zu zählen) wurde
ich in meinem tiefen Frieden durch einen seltsamen Besucher gestört. Als ich unter
dem fahlen Laub am Rande des Styx irrte, sah ich, wie vor mir eine menschliche
Gestalt sich stracks erhob, die noch schattiger und finsterer war als die der Be-
wohner dieser Gestade. Ich erkannte einen Lebenden. Er war hochgewachsen
hager, mit Adlernase, spitzem Kinn, hohlen Wangen. Seine schwarzen Augen sprühten
Flammen, eine rothe, mit Lorber umkränzte Kappe drückte auf seine entfleischten
Schläfen. Seine Knochen stachen durch das knappe, braune Gewand, das bis zu
seinen Fersen reichte. Er grüßte mich mit einer Ergebenheit, in der wilder Trotz
lag, und richtete das Wort in einer Sprache an mich, die noch falscher war und
verworrener als die der Gallier, mit denen der göttliche Julius die Legionen und
die Kurie füllte. Endlich verstand ich, er sei nah bei Faesulae geboren, in einer
von Sulla am Ufer des Arnus begründeten und zu Wohlstand gediehenen Kolonie.
Er habe die munizipalen Ehren erhalten, doch als zwischen Senat, Rittern und
Volk blutiger Zwist ausbrach, habe er sich ungestümen Herzens dareingestürzt. Jetzt
sei er besiegt, verbannt und schleppe sich in langem Exil durch die Welt. Er malte
mir Italien, das von Zwist und Krieg noch mehr zerrissen sei als in meiner Jugend-

zeit und der Ankunft eines neuen Augustus entgegenseufze. Ich beklagte mein
Nnglück und dachte Dessen, was ich durchgemacht hatte.
Eine wagetolle Seele erregte ihn unablässig und sein Geist nählte Riesen-
gedanken. Doch (ach!) durch seine Rauheit und Unwissenheit bezeugte er den Triumph
der Barbarei. Er kannte weder die Poesie noch die Wissenschaft, nicht einmal die
Sprache der Griechen und besaß über den Ursprung der Welt und die Natur der
Götter keine antike Tradition. Ernst sagte er Verse auf, die zu meiner Zeit, in
Rom, von den kleinen Kindern verlacht worden wären, die fürs Baden noch nicht
zahlen. Der Haufe ist zum Wunderglauben geneigt. Die Eirusker zumal haben
die Hölle mit grauenhaften, den Träumen eines Kranken ähnlichen Dämonen be-
völkert. Daß die Einbildungen ihrer Kindheit nach so vielen Jahrhunderten sie
noch nicht verlassen haben. Das erklären hinreichend die Folge und das Fortschreiten
der Unwissenheit und des Elends. Aber daß einer ihrer Würdenträger, dessen Geist
sich über das gemeine Maß erhebt, den Wahn des Volkes theilt und sich ob jener
scheusäligen Dämonen entsetzt, die zu Porsenas Zeit die Bewohner dieses Landes
auf die Wände ihrer Gräber malten: Das muß den Weisen mit Kummer erfüllen.
Mein Etrusker sagte mir Verse her, die er in einem neuen Dialekt verfaßt hatte,
welchen er die Volkssprache nannte und dessen Sinn ich nicht enträthseln konnte.
Mein Ohr war mehr überrascht als bezaubert, zu hören, daß er, um den Rhythmus
zu bezeichnen, dreimal bis viermal in regelmäßigen Zwischenräumen den selben
Klang wiederholte. Dieser Kunstgriff scheint mir durchaus nicht geistvoll. Aber
den Toten steht es nicht zu, Neuigkeiten zu beurtheilen.
Uebrtgens: nicht, daß dieser Kolonist des Sulla, da er in unglücklichen Zeiten
geboren ist, unharmonische Verse schreibt, daß er womöglich ein eben so schlechter
Dichter ist wie Bavius und Maevius, nicht Dies werfe ich ihm vor. Ich habe
gegen ihn Beschwerden, die mich näher berühren. O, wahrhaft ungeheuerlicher
und kaum glaublicher Umstand! Dieser Mann hat, als er auf die Erde zurück-
gekehrt war, hassenswelthe Lügen über mich ausgesäet. An mehreren Stellen dieser
wilden Gedichte hat er versichert, ich sei in dem modernen Tatarus, den ich nicht
kenne, sein Gefährte gewesen. Dreist hat er veröffentlicht, ich habe die Götter
Roms falsche, lügnerische Götter geheißen und den gegenwärtigen Nachfolger Jupiters
für den wahren Gott gehalten. Sobald Du dem süßen Tageslicht zurückgegeben
wirft und Deine Heimath wiedersiehst, mache diese abscheulichen Fabeln zu Schanden!
Sage Deinem Volke laut, daß der Sänger des frommen Aeneas nie dem Juden-
gott Weihrauch geopfert hat. Man erklärt mir, seine Macht schwinde und an
gewissen Zeichen erkenne man die Nähe seines Sturzes. Diese Nachricht könnte
mir einige Freude schaffen, wenn man in unseren Wohnungen, in denen man weder
Furcht noch Verlangen spürt, Freude empfinden könnte."
Sprachs; und entfernte sich mit einer Geste des Abschiedes. Ich betrachtete
seinen Schatten, der über die Asphodeloswiese hinglitt, ohne die Halme zu krümmen.
Ich sah, daß er desto schmaler und zerflossener wurde, je weiter er von mir weg
war. Er löste sich auf, bevor er den immergrünen Lorberwald erreicht hatte. Da
begriff ich den Sinn seiner Worte: «Die Toten haben nur so viel Leben, wie die
Lebenden ihnen leihen"; und gedankenvoll ging ich über die fahle Wiese bis zum
hörnernen Thor.
Ich bekräftige, daß Alles, was man in dieser Schrift findet, wahr ist.
Paris. Anatole France.

Gräber im Sande.
Gräber im Sande.

Z^M^o sich die Dünen höher heben,
Dehnt sich im Sand ein Friedhof hin.
Die weißen Möwen drüber schweben,
Schmucklose Gräber sind darin.
Die Kreuze künden keinen Namen,
Nur einen Monat, Tag und Jahr.
Die hier im Tod zusammenkamen,
Sind eine namenlose Schaar.
Das Meer hat sie hinabgezogen
Und warf sie wieder an den Strand.
Die Todesfahrt auf Meereswogen
Begrub sie hier im Dünensand.
Wie Mancher, den das Meer des Tebens
verschlungen, ob er noch so groß,
Schläft, an dem Il?agniß seines Strebens
Gescheitert, strandend, namenlos . . .
MAames Patten Esq., Chicago, Randolph Street, hat im Juli des vorigen JahreK
großes Schleppnetz ausgeworfen. Nun bringt er die Beute heim. Der
Fischzug hat reichlich gelohnt. Tag vor Tag ein paar hunderttausend Dollars. Und
Alles »ehrlich verdientes Geld". Hat James Patten den Weizenpreis etwa künstlich
aufgeblasen? Als er anfing, kostete Weizen 86 Cents. Das war vor acht Monaten.
In diesen Tagen ging der Kurs bis auf 126 Cents in die Höhe. Der smarte
James konnte die Riesenvorräthe, die er aufgehäuft hatte, mit Riesengewinn ver-
kaufen und erzählt jetzt nrdi et ordi, daß er ein Feind aller Manipulationen sei.
DaS ist von selbst so gegangen. Die Nachfrage hat sich gesteigert, das Angebot
ist nicht mitgekommen: und so sind die Preise in den Himmel gewachsen. Sehr
plausibel für Den, der nicht weiß, daß vor Patten in Chicago Hutchison, Leiter,
Gates waren. Die haben es eben so. gemacht und sind prompt .aufgeschwünzt^ wor-
den, als der Gegenpartei die Geschichte zu theuer wurde. Patten ist nicht originell ,,
auch nicht in der Betheuerung seiner „Solidität". Die Vorgänger thaten wie er.
So grüßt man eben das Handwerk und geht dann, stolz, vor die Hunde. Heute
ist „tds litdls ^ames", wie er bei den „Rinnfteinmaklern" heißt, noch anerkannter
König. Der Tenderfoot läßt Farm und Vieh im Stich und trägt seine Dollars
Sylt.
Maximilian Pfeiffer,
Mitglied des Reichstages.
Chicago.

nach Chicago. Die Getreidebörse ift zum Mekka der frommen Spekulanten geworden, die auf den guten Stern ihres neuen Gottes schwören. Und wieder einmal ist das tägliche Brot das Objekt schnödester Spekulation. Die Unterjochung Des Weizens durch die Dollarfürsten hatte sich ein (jung verstorbener) amerikanischer Dichter, Frank Norris, zum Gegenstand gewühlt. Er wollte das „Epos des Weizens" schreiben; aber der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand, nachdem der Jüngling den ersten Theil seines Werkes, den Kampf zwischen den Farmern und den Eisenbahnen, vollendet hatte. Ihm sollte die Schilderung der Getreidebörse folgen. Schade, daß uns diese Offenbarung vorenthalten blieb. Der Stoff ist eines Meisters würdig. Die Zweimillionenftadt am Michigansee, die im Lauf eines halben Jahrhunderts zur Beherrscherin des Getreidehandels der Erde wurde.
Vom BrotpreiS hängt die geschäftliche Konjunktur ab. Die Kaufkraft des Volkes entwickelt sich in einer der Preiskurve des wichtigsten Lebensmittels entgegengesetzten Richtung. Ein weiteres Steigen der Getreidepreise würde alle Hoffnungen auf eine Belebung der industriellen Thätigkeit in Amerika vernichten. Niedrigere Löhne und höherer Brotpreis: die Folgen wären unabsehbar. Die Auswanderung nach dem Gelobten Land im Westen hat wieder zugenommen. Die Leute glauben der Versicherung, daß drüben der Aufschwung in kurzer Zeit beginnen werde. Noch weiß man nicht, in welchem Umfang der neue Weizenkönig mit den „Elevatoren" zusammenarbeitet. Das sind die riesigen Getreidespeicher, die den gelben Segen des Westens aufnehmen und ihn, nach dem Willen der Armour und Genossen, dann nach allen Theilen der Staaten und übers Meer verschicken. Chicago hat dreißig Elevatoren, die ungefähr 30 Millionen Bushels (12 Millionen Hektoliter) Getreide aufnehmen können. Wie groß sind die Vorräthe in den Speichern und wie weit werden sie von Patten kontrolirt? Anden großen Seen sollen 15 Bushels Getreide lagern, die angeblich von Patten und seinen Strohmännern festgehalten werden. Obs wahr ift? Jedenfalls darf man aus der Geschichte der chicagoer Weizencorners schließen, daß heute schon eine Baissepartei sich gegen die Haussemacher rüstet. New Fork scheint das Hauptquartier der Contremineure zu sein. Die Rivalität der beiden Städte kommt auch hier wieder zum Ausdruck. Chicago ist ungemein rasch gewachsen; es öffnet die Thür nach dem Westen und beherrscht die großen Seen. Dagegen kann New Jork mit seinem Hafen nicht aufkommen. Um Chicago haben die Eisenbahnkönige Harriman und Hill gekämpft; und da es ohne Chicago keinen Weg nach dem Pacific giebt, müssen die Getreidespekulanten mit den Eisenbahnmännern in einer Front fechten. Was in Chicago geschieht, bringt das Kapital der ganzen Welt in Bewegung. Noch sind die Wirkungen des neuen Weizenconcerns «ur in der Weizenpreissteigerung fühlbar; doch ift zu fürchten, daß der ganze europäische Markt die Erschütterung spüren wird.
Was jetzt in Chicago geschehen ist, sieht anders aus als das von Joe Leiter Unternommene. Damals war die Getreidehausse eine plötzliche Reaktion gegen einen künstlich vorbereiteten Preisdruck. Die Baissespekulation hatte das Märchen von einer ungeheuren Ueberproduktion in die Welt gesetzt und zwei Jahre lang erfolgreich damit operirt. Der Weizenpreis sank in die Tiefe. Da rächte sich die Natur. Die Ernteberichte ließen erkennen, daß von Rekordziffern nicht die Rede sei; und die Haussiers bekamen Oberwasser. Solcher Rückschlag ist diesmal nicht zu verzeichnen; die Getreidepreise sind nach der starken Aufwärtsbewegung im Jahr 1907 nicht

allzu tief gesunken. Weizen kostet heute 129 Cents pro Bushel in 'Chicago und
246 Mark pro Tonne in Berlin, also mehr als in derHaussezeit vor zwei Jahren
aber von Preisdrückerei war nichts zu merken. Daß Patten seinen Feldzug un-
gchört vorbereiten konnte, kam daher, daß man, in den Tagen der amerikanischen
Finanzkrisis, des Balkanlärms, und der allgemeinen Konjunktursorgen, sich um
Chicago kaum kümmerte. Dann wirkten die Berichte über den Saatenstand. Die
Ernteschätzungen liefern den Spekulanten das wichtigste Material. Aus keinem Ge-
biet versagt die Statistik so völlig wie auf dem des Ackerbaues. Die endgiltigen
amtlichen Erntestatistiken mögen schließlich als zuverlässig gelten; aber die dem
Schlußergebniß vorausgehenden Schätzungen sind fast immer ganz ungenau. Die
Materie bietet freilich manche Schwierigkeit. Die Getreidemenge läßt sich schon
deshalb nicht messen, weil die Anbauflächen sich von einer Saatzeit zur anderen än-
dern. Aber man toxirt auch zu leichtsinnig und glaubt zu willig privaten Angabe«.
Und ehe die Ernteziffer dann sicher ist, hat die Spekulation die Schafe geschoren.
DaS amerikanische Ackerbaubureau hat in diesen Tagen seinen Bericht über
den Stand der Wintersaaten veröffentlicht. Die Ziffern, die aus Washington her-
übergekabelt wurden, waren so ungünstig, daß man, wider Erwarten, mit einer
schlechten Ernte rechnen mußte. Winterweizen ist danach so rar wie seit Jahren
nicht mehr. Patten wäre also im Recht mit seiner Behauptung, bei der Preis-
steigerung sei es mit natürlichen Dingen zugegangen? Nach den Angaben des
Ackerbauamtes in Washington müßte der Ertrag der Winterweizenernten um etwa
66 Millionen Bushels hinter dem Resultat des Jahres 1908 zurückbleiben« Die
Ursache? Nirgends ist eine zu sinken. Und die Offenbarungen deö Ackerbaubureaus
sind in höchst merkwürdigem Einklang mit den chicagoer Tendenzen. Die Herren
in Washington sind nicht etwa verdächtig, selbst Spekulationgesckäfte zu machen;
aber sie sind auf Mittheilungen aus den Kreisen angewiesen, die sich in Chicago
amusiren. Die Cornerleute können also auf die Berichte wirken. Dce Farmer, die
mit Patten gehen und denen Alles daran liegt, den Preis noch höher zu treiben,
sind natürlich nicht geneigt, günstige Auskunft über den Stand ihrer Saaten zu
geben. Sie schätzen den Ertrag so niedrig wie möglich; sonst würden sie sich ja
ins eigene Fleisch schneiden. Auf solchen Angaben beruht der offiziell« Bericht des
Ackerbauamtes. Dann kam eine englische „Autorität" und verkündete, Europa werde
gezwungen sein, während der nächsten vier Monate 50 Millionen BushelS ameri«
kanischen Weizens zu kaufen. Der Mann vergißt, daß eine Brottheuerung den Ver-
brauch einschränkt; Niemand kann ja gezwungen werden, seinen Brotverbrauch unter
allen Umständen auf «.normaler" Höhe zu halten. Schließlich fällt die Differenz
zwischen dem Weizen, und dem Roggenpreis, die jetzt 65 Mark beträgt, auch ins
Gewicht. Wer Weizenmehl zu theuer findet, kauft Roggenmehl (und kann trotzdem
„Kulturmensch" bleiben). Das sollte einer .Autorilät" nicht unbekannt sein.
Daß Europas Schicksal von den Vereinigten Staaten abhänge, ist nachgerade
zum Dogma geworden. Die um Patten glauben felsenfest an das europäische Ab-
satzgebiet. Die Greenhorns sollen die Zeche bezahlen. Bis jetzt haben die DankeeS
selbst sie bezahlt. Sin Opfer hat der Weizencorner schon gefotdert. Die newyorker
Brokerfirma Gnnis & Stoppani mußte ihre Zahlungen einstellen. Das Haus hatte
beträchtliche Baisseverpflichtungen in Maiweizen, die es, bei der starken Steigerung
des Preise«, nicht mehr durchhalten konnte. So wurde es insolvent mit etwa 2 Mil-

lionen Dollars Passiven, denen 400 000 Dollars an Aktiven gegenüberstehen. Dieses war der erste Steich. Wann der zweite folgt? Von entscheidender Bedeutung werden die russischen, argentinischen, australischen und kanadischen Weizenverladungen sein. Dort find Borräthe, die den europäischen Konsumenten ermöglichen könnten, auf den amerikanischen Weizen zu pfeifen. Nehmen die Verschiffungen von den genannten Ländern aus zu, so ist dem Corner in Chicago der Boden entzogen. Daß es den Dankes gelwgt, den deutschen Weizenpreis auf chicagoer Parität zu bringen, ist ausgeschlossen. Die Differenz zwischen den Notirungen beträgt immer noch 20 Mark pro Tonne zu Gunsten Deutschlands, wenn man Hamburg als Verkaufsstelle nimmt. Dem amerikanischen Weizenpreis müßte dann noch die Fracht ins Binnenland zugeschlagen werden. James Patten aber ist stolz auf die Richtigkeit seiner Dispositionen, die ihm ungefähr 10 Millionen Mark eingebracht haben. Er hält dem Volk .Gedankenlosigkeit" vor, weil es nicht vor Monaten schon, wie er, Weizen gekauft hat. Daß eS wirklich an ausreichenden Beständen mangele, glauben freilich nur die Leute, die auf Patten schwören. Die Pittsburger Bäcker gehören nicht dazu; deshalb haben sie an den Staatssekretär Knox eine geharnischte Eingabe gerichtet. Sie verlangen, daß der Kongreß sich mit den Vorgängen in Chicago beschäftige und die Terminspekulation in Weizen verbiete; wenn sie wagen würden, den BrotpreiS zu erhöhen, sei eine Revolte zu erwarten. Werden die Repräsentanten des Volkes den Muth haben, den Machthaber« von Chicago entgegenzutreten? Man weiß noch nicht, wie der Corner sich in die Tarifbewegung einfügt. Es kann für und gegen den Schutzzoll ausgenutzt werden. Die Farmer brauchen keine Zölle: wenn das Ausland die Schutzmauern erniedrigt, können sie ihr Getreide leichter ins fremde Land bringen. Der Schutzzöllner dagegen sagt: „Ihr seht, daß wir Mangel an Getreide haben und nicht exportiren können. Sollen wir nun noch, trotzdem uns die Möglichkeit des Ausgleiches fehlt, den Fremden die Einfuhr ihrer Waaren in unser Land erleichtern? Das wäre schlimm für unsere Handelsbilanz." Beide Parteien können also die Weizenhaufse für sich ausnützen.

Leider erleichtert manche europäische Einrichtung den amerikanischen Spekulanten ihr schädliches Handwerk. Ohne Terminhandel gehts im Getreidegeschäft nun einmal nicht; aber die künstlichen Transaktionen der Dankees sind etwas ganz Anderes als das solide deutsche Termingeschäft. Der Vergleich mit dem deutschen Handel ist zwecklos; man sollte lieber an die Einfuhrscheine denken, die eine Prämie auf die Getreideausfuhr gewähren und den Verbraucher zwingen, statt des einheimischen Produktes das theure Auslandserzeugniß zu kaufen oder im Inland hohe Preise zu bezahlen. Wie groß der Schade ist, der dem Reich aus dieser Exportbonifikation erwächst, haben Handeskammer und Aelteftenkollegium gezeigt. In der Zeit vom ersten August bis zum dreißigsten November 1908 hat die Reichskasse an Zöllen sür Roggen und Roggenmehl nur 4Vs Millionen Mark eingenommen, dagegen in Ausfuhrscheinen 23 Millionen Mark ausgegeben. Wenn diese Scheine verschwinden, wird das Inland nicht mehr unter Theuerung leiden, die ausländische Spekulation sich nicht so leicht zu Feldzügen entschließen und das Reich seine Einnahmen beträchtlich erhöhen. Reift solche Frucht am Baum der Erkenntniß, dann mag man Jim Patten, den ehrlichen Cornerhelden, getrost einen Theil von jener Kraft nennen, die stels. das Böse will und stets das Gute schafft. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. —
Druck von G. Bernstein in Berlin.
Verlag der Zukunft in Berlin.

Berlin, den 1. Mar 1909.
Prozeß Moltke wider Harden.
Verhandlung vor der Vierten Strafkammer des Königlichen Landgerichts I Berlin.
orsitzender Landgerichtsdirektor Lehmann: Wir körnen immer eintreten in
die Verhandlung. Als Zeugen find geladen Herr Graf Kuno von Moltke,
Herr Graf Otto von Moltke, Herr Baron von Berger, Herr Graf Reoentlow. Ich
bitte die Zeugen, vorzutreten. Ich mache die Zeugen auf die Bedeutung des Eides
aufmerksam. Sie werden eidlich vernommen werden und Sie wissen ja, daß Sie
nur die reine und volle Wahrheit zu sagen haben, da Sie vereidigt werden und
es eine außerordentlich schwere Sünde wäre, wenn Sie irgendetwas sagten, was
nicht mit der Wahrheit übereinstimmt. Ich bitte Sie dann, mit Ausnahme des Ne-
benklägers, der ja zugleich Zeuge ist, den Saal zu verlafsen. Ich denke (Das wird
ja nun schwer zu sagen sein), Sie werden heute noch vernommen werden. Die ver-
antwortliche Vernehmung wird doch wohl, ich schätze, drei Stunden dauern und
vielleicht ginge es so zu machen, damit Sie nicht unnöthig hier auf dem Flur war-
ten, daß Sie irgendwie per Telephon zu citiren sind? (Wird bejaht. Die Zeu-
gen verlassen den Saal; auch der Nebenkläger will hinausgehen.) Wollen Sie
nicht hierbleiben, Herr Graf?
Justizrath Sello (Vertreter des Grafen Moltke): Nein; mit Rücksicht auf
seinen Gesundheitzustand. (Graf Moltke war sechs Tage vor derHauptverhsndlung
von Berlin nach Meran gereist, hatte ein ärztliches Zeugniß eingereicht und war erst
auf Wunsch des Gerichtshofes, der seine Anwesenheit forderte, zurückgekehrt.)
Lehmann: Dann würde ich Sie bitten, Ihre Telephonnummer draußen
anzugeben. Gerichtsdiener, die Akten sind nicht alle hier. Ich kann die Personalien
ja aber auch ohne Akten feststellen. Sie heißen mit Vornamen?
Angeklagter Harden: Ich heiße Maximilian Felix Emst, bin evangelisch,
Schriftsteller, Verfasser der Artikel, für die ich die Verantwortung übernehme.

Vertheidiger Justizrath Max Bernstein: Ich bitte um das Wort vor
Verlesung des Eröffnungbeschlusses.
Lehmann: Bitte sehr!
Bernstein: Meine verehrten Herren! Ich habe das Wort erbeten vor Verlesung des Eröffnungbeschlusses, weil der Einwand der Unzuständigkeit des Gerichtes nach gesetzlicher Vorschrift vor dieser Verlesung vorgebracht werden muß und ich den Einwand der Unzuständigkeit des Gerichts und der Unzulässigkeit des Verfahrens hiermit förmlich und ausdrücklich erhoben haben will, mit dem daran geknüpften Antrag, wegen dieser beiden Umstände das Verfahren einzustellen.
Die juristische Frage, von deren Beantwortung das Schicksal dieses Antrages abhängtest so vielfach erörtert worden, daß ich glaube, mit den Einzelheiten dieser juristischen Diskussion Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen zu sollen. Sie wissen eben so gut wie ich, daß der ^ 4! 7 der Reichsstrafprozeßordnung jetzt von den höchsten Gerichtshöfen Deutschlands, von dem Reichsgericht in Leipzig, von dem Kammergericht in Berlin, von dem Obersten Landesgericht in München anders ausgelegt wird, als er früher ausgelegt worden ist. Sie wissen eben so, daß die Theoretiker fast ausnahmelos diese jetzt geltende Deutung des Z 4l7 billigen, die frühere mißbilligen. Nach der Auffassung des H 417, welche von den höchsten Gerichtshöfen und von der Theorie vertreten wird, ist ganz unbestreitbar das^Verfahren, in dem wir uns jetzt befinden, die Verhandlung, die jetzt begonnen hat, gesetzwidrig. Man darf, ohne Widerspruch^fürchten zu müssen, sagen: Wenn die Anschauung, die jetzt als die allein richtige gilt und die allein richtige ist, die Anschauung, daß eipe Ueberleitung des Privatklageverfahrens in das öffentliche Verfahren so, wie sie hier geschehen ist, unzulässig ist, früher gegolten hätte, so würde diese heutige Verhandlung nicht vor Ihnen, meine sehr geehrten Herren, stattfinden; auch die frühere Verhandlung würde nicht vor Ihnen stattgefunden haben.
Nun bin ich der Meinung, daß der Bürger ein Recht auf das gesetzliche Recht und der Richter eine Pflicht zum gesetzlichen Recht hat; ich bin der Meinung, daß es unmöglich den Intentionen eines sittlichen und vernünftigen Gesetzgebers^entsprechen kann, daß Jemand (ich will mal den Fall, den ich allerdings hier für ausgeschlossen halte, einen Augenblick supponiren) verurtheilt wird auf Grund eines Verfahrens, von dem die Richter selbst sich sagen müssen: Wir sind nur drin, weil wir hineingedrängt worden find; das Verfahren hat keine gesetzliche Basis. Wenn bewiesen ist, daß der erste Schritt falsch war, so darf man den falschen Weg nicht zu Ende gehen mit der Motivirung: er ist nun einmal beschritten. Herr Harden hat einfach ein Recht, zu verlangen, daß hier nicht verhandelt werde aufgrund eines Verfahrens, über das alle Maßgebenden heute sagen: Es hätte nun und nimmer stattfinden dürfen. Ich glaube, daß der Richter, der in jedem Augenblick die Berechtigung feines richterlichen Handelns ganz selbständig zu prüfen hat, seine Mitwirkung an einem solchen Verfahren versagen und aussprechen muß: Da

thue ich nicht mit. Mag der Fehler gemacht sein, von wem, wo und wann er will: einerlei; ich bin der Meinung, datz in einem Rechtsstaat ein solcher Fehler in dem selben Augenblick korrigirt werden muß, in dem erlerkannt ist. Ich bin der Meinung, daß in einem Rechtsstaat nicht prozedirt weiden darf mit dem Argument: Das haben wir nicht zu entscheiden; wir sind nun^mal in der Sache drin, wir haben das Garn nun zu Ende so abzuspinnen, wie es aus den^Wocken gekommen ist. Das halte ich für falsch. Denn wenn dieser Grundsatz güt,^dann ist eigentlich für Jeden von uns Ehre und Freiheit, Vermögen, vielleicht Leben fortwährend gefährdet. Wenn es erkannte behördliche, beamtliche,^richterliche Fehler giebt, die nicht mehr korrigirt werden tonnen,dann kann mannichtinjedemSinn sagen,daß wir in einem Rechtsstaat leben. In diesem einzelnen Fall zeigt sich die Folge des Unrechtes deutlich. Die Dinge, die im Lauf dieser Prozesse erörtert worden find, jetzt noch einmal erörtert zu hören, hat Niemand einen Wunsch, Niemand ein'Jntenfse. Die Parteien haben eine Form gefunden, die Sache zu Ende zu bringen, eine Form, in der die Sache, ich glaube, auf eine durchaus angemessene Welse, erledigt worden ist. Dem Gericht liegt ein Schriftstück vor, das lautet:

Herr Harden wiederholt die in seiner Zeitschrift, vor demSchöffengericht und vor dem Landgericht abgegebene Erklärung, dah er in seiner Wochen« schrift Seine Excellenz den Herrn Grafen Kuno Mottle nicht derHomosixua« lität bk schuldigt hat. Seine Excellenz Generallieutenant z. D. Graf Moltke acceplirt diese Erklärung. Beide Her! en sind dcrUeberzeugung, daß sich nach diesen Erklärungen jede Beweisaufrahme erübrigt.

Berlin, den neunzehnten März 1909.

Graf Kuno'Molke. Maximilian Harden.

Das istderKöniglichenStaatsanwaltschaft überreicht worden in einem gleichfalls von den beiden Herren unterzeichneten Schriftstück vom zweiundzwanzigsten März, das lautet:

In der Strafsache gegenHarden beehren sich die unterzeichneten Parteien die anliegende Erklärung in der Annahme zu üben eichen, daß dadurch eine Unterlage für eine rasche und einfache Erledigung .des Verfahrens gegeben ist, gegen dessen Einstellung sie nichts einzuwenden haben.

Die Prozeßparteien haben sich also (wenn ich den Ausdruck auf diese Erklärungen anwenden darf) verglichen. Befänden wir uns in dem Verfahren, das allein dem Sinn des Gesetzes entspricht, befänden wir uns nicht vor der mit fünf Richtern besetzten Strafkammer, dann wäre damit die Sache erledigt. Das Gesetz gewährt dem Beleidigten das Recht, den Beleidiger zu verklagen, das Gesetz gewährt dem Beleidiger das Recht, sich gegen die Klage zu wehren, das Gesetz gewährt beiden Parteien das Recht, die Sache durch Vergleich zu beendigen. Wären wir in dem gesetzlich allein zulässigen Verfahren, so würde aus diesem Vergleich ganz von selbst sich ergeben, daß. da die beiden Herren ausdrücklich erklären, jede Beweisaufnahme sei überflüssig, der jetzige Herr Nebenkläger derl Strafantrag

zurückziehen würde gemäß den von ihm und dem jetzigen Herrn Angeklagten aus-
gedrückten Intentionen. Um dieses Recht find beide Parteien gebracht worden. Geht
Das? Wenn man in dem Verfahren fortfährt, so heißt Das nichts Anderes als:
Unrecht kann zu Recht verjähren/Das giebts nicht, meine verehrten Herren. Das
Verfahren ist unzulässig, es ruht auf unzulässiger Basis; und wenn Sie die billi-
gensweithe Ansicht der Praxis und der Theorie billigen, so bleibt nur noch die
Einstellung des Verfahrens, die ich hiermit beantrage.
Oberstaatsanwalt Dr. Preuß: So sympathisch mir an und für sich, nach-
dem ein Vergleich zwischen dem Herrn Angeklagten und dem Heirn Nebenkläger
zu Stande gekommen ist, die Ausführungen sind, die der Herr Rechtsanwalt ge-
macht hat, so sind sie doch nicht'zwingender Natur. J H kann sie nicht als berech-
tigt anerkennen. Zunächst muß davon ausgegangen werden, daß das Reichsgericht
in seinem angegriffenen Urtheil ausdrücklich erklärt hat, daß der einmal hier be-
gossene Weg, nachdem er begangen war, auch begangen werden durfte. Es hat
ausdrücklich anerkannt, daß das Gericht zuständig zur Urtheilsfällung war, und
hat, von diesem Gesichtspunkt ausgehend, bei Aufhebung des Urtheils die Sache
an die selbe Strafkammer zurückverwiesen. Durch diesen Umstand allein ist die
Behauptung des Herrn Vertheidigers des Angeklagten, daß der W?g der Urtheils-
-fällung ^durch die jetzige Strafkammer ein gesetzwidriger wäre, als haltlos nach-
gewiesen. Im Gegentheil: das Gericht ist nunmehr durch die Bestimmung des Z Z9i
StPO sogar gezwungen, ein Urtheil zu fällen und sich an die Rechtsausführungen,
welche das Relchsgericht gemacht hat, zu halten. Verhandelt und entschieden muß
von der hiesigen Strafkammer werden. Die einzige Frage, ob davon abgesehen
werden'konnte, lag nach meiner Meinung nicht ganz zweifellos klar in dem Reichs,
gerichtsurtheil ausgesprochen, wenn es sagte, daß das alte Verfahren immer noch
nicht definitiv entschieden sei, indem immer noch eine nicht befristete Beschwerde
gegen den Emstellungbeschluß des Privatklageverfahrens zulässig wäre. Aber auch
aus diesem Umstände, meine Herren, glaube ich nicht, daß der Gerichtshof dazu
kommen kann, den Beschluß über dieEröffnung desHauptoerfahrens, über den hier
zu entscheiden ist, etwa durch einen Einstellungbeschluß zu beseitigen, und zwar
wiederum, weil ich den Ausführungen des Reichsgerichts in dem letzten Urtheil
folge, wo es ausdrücklich ausführt, daß eine derartige Anfechtung vor Eröffnung
des Hauptverfahrens hätte stattfinden müssen, so daß also,'auch selbst wenn jetzt
nachträglich Beschwerde eingelegt werden sollte oder eingelegt worden wäre, that-
^ächlich^nichls daran geändert worden wäre, daß die jetzige Strafkammer ein Ur-
theil'Zu fällen hat.j Ein<andere Frage ist ja (die bleibt ja stets offen), wie weit
man>uf die Vergleichsverhandlungen Rücksicht zu nehmen haben wird erstens bei
derBeweisaufnahme und dann vor allen Dingen nachher bei Abmessung der Strafe;
und ,'jch darf vielleicht auch hier'gleich betonen, daß meiner Meinung nach von
Mer Beweisaufnahme vielleicht wird ganz abgesehen werden können, falls der

Herr Angeklagte und der Herr Nebenkläger uns ausreichende Erklärungen noch
weiterhin über einzelne Punkte, die von Wichtigkeit sein können, abgiebt. Ich
würde jedenfalls einem solchen Antrag durchaus sympathisch gegenüberstehen und
würde den nich allen Rtchwngen hin befürworten.
Sello: Es läßt sich nicht verkennen, daß wir uns in>iner (entschuldigen
Sie, wenn ich mich populär ausdrücke) prozessualen Zwickmühle befinden, wo ganz
außerordentlich schwer sein wird, herauszukommen, in einer komplizirten Sliua,
tion,die dadurch geschaffen ist, daß indemUrtherl das Reichsgericht über die grund-
legende Auslegung des ^ 417 seine bis dahin konstant festgehaltene Anficht ge-
ändert hat und daß diese neue Auslegung des Reichsgerichts nach der schon von
der Oberstaatsanwaltschaft angezogenen Bestimmung des Z 398 St PO für die
jetzt zuGericht sitzende Strafkammer maßgebend ist. Nach demUctheil des Reichs"
gerichts muß nach meinem Dafürhalten unbedingt anerkannt werden, daß, theo-
retisch genommen, die Strafkammer zur Aburtheilung der^Sache in diesem Ver-
fahren nicht zuständig ist; theoretisch, sag<ich. Nach meinerMeberzeuzung^besteht
die Gefahr nach wie vor, daß das Reichsgericht das Urtheil der nach meiner Mei-
nung nicht zuständigen Strafkammer Znicht wird bestehen lassen können und daß
über dem gegenwärtigen Perfahren vom ersten Augenblick bis zum letzten das Da-
moklesschwert der Revision schwebt. Ich glaube, es ist erfolgreiche Revision nicht
ausgeschlossen, und ich muß mich dem Argument des Herrn Justizraths Bernstein
unbedingt anschließen, daß es unmöglich Aufgabe des Richters sein kann, an einem
gegen das klare Recht eingeleiteten Verfahren mitzuwirken. Ich bin deshalb der
Meinung, daß die vom Herrn Kollegen Bernstein angeregte Unzuständigkeitfrage
der ernstesten Beachtung Werth ist, und muß seine Einwendungen unterstützen. Da
kein Zweifel bestehen kann, daß bei richtiger, zutreffender Auslegung des Z 417
die Strafkammer als Erste Instanz zur Aburtheilung dieser Sache nicht berufen
sein kann, wäre eine Fortsetzung des Verfahrens mit demKeim einer unheilbaren
Nichtigkeit behaftet.
Harden: Ich bin nicht Jurist, aber ich bin das Objekt Dessen, was hier ge-
schieht, und darum nehme ich das Recht in Anspruch, darüber zu sprechen. Das
Privatklageverfahren ist durch einen gesetzwidrigen Beschluß eingestellt worden;
es konnte überhaupt, nach dem Wortlaut der Strafprozeßordnung nur durch
ein Urtheil eingestellt werden, und es giebt keinen Gerichtshof, der sich über diesen
Wortlaut hinwegsetzen kann. Deshalb ist Alles, was danach kam, nach meiner Ueber-
zeugung allerdings gesetzwidrig. Ich bin meinem ordentlichen Richter (aus Grün-
den, die ich hier nicht zu erörtern habe) entzogen worden. Dieses Unrecht kann nie.
mals zu Recht werden. Man könnte sich aber in die Seele von Richtern versetzen,
die sich sagen: Wir habendes nicht verschuldet, die Sache ist nun einmal so und
schließlich ist es keine schlimme Benachtheiligung des Angeklagten; wenn wir jetzt
hier einstellcn, dann bringen wir den Klager um sein Recht; Das können wir nicht.

denn der Kläger ist für uns immer Nummer Eins, der Angeklagte erst Nummer
Zwei. Doch selbst dieser einzige Grund, der gewissenhafte Richter nach meiner Ueber»
zeugung auch nur zum Zögern vor der Beantwortung der ihnen gestellten Frage
bringen könnte, selbst dieser Grund existirt hier nicht; denn dem Gerichtshof liegt
eine von der Hand des Herrn Grafen Mottle unterschriebene Erklärung vor, worin
steht: Ich, Graf Wölkte, und Herr Harden haben gegen die Einstellung des Ver-
fahrens nichts einzuwenden. Das war die einzige Möglichkeit, wie Graf Moltke
und sein Vertreter zum Ausdruck bringen konnten: In diesem Moment würden wir
den Strafantrag zurücknehmen, wenn das Gesetz uns dazu die Möglichkeit böte.
Wir haben hier also ein Verfahren, das Theorie und Praxis, von Rinding bis zu
Liszt, vom Reichsgericht bis zum Kammergericht, für gesetzwidrig halten, und in
diesem Verfahren erklärt der angeblich Verletzte: Ich habe gegen die Einstellung
nichts einzuwenden; der Angeklagte sagt: Dieses Verfahren thut mir Unrecht; daA
DeutscheReich und dessen maßgebende Faktoren habenden dringenden Wunsch (und
ich bedaure, daß der Herr Vertreter der Anklage diese Reichsinterefsen bisher noch
mchtgbetont hat), diese Angelegenheit zum Abschluß zu bringen. Die Vierte Straf-
kammer des Königlichen Landgerichts wird diese Thatsachen zu erwägen haben, be-
vor sie entscheidet, ob sie dieses gesetzwidrige Verfahren fortführen will.
Bernstein: Darf ich noch ein Wort hinzufügen? Das Argument, gegen
den Einstellungveschluß sei nicht Beschwerde erhoben, kann^Das, was ich zur Be-
gründung meines Antrages vorgebracht habe, nicht widerlegen Es kann und darf
mcht möglich sein, daß aus Unrecht Recht wird. Isthas Verfahren, in dem wir
uns befinden, gesetzwidrig, so kann diese Gesetzwidrigkeit nicht damit sannt wer-
den, daß man den Angeklagten fragt: Warum hast Du nicht die oder dieBeschwerde
erhoben? Herr Harden hat bis jetzt gegen den Einstellungbeschluß nicht Beschwerde
erhoben. Gut. Folgen für den Richter? Folgen für Herrn Harden? Der Einstel-
lungbeschluß existirt noch. Schön. Was hat denn Das mit der Frage zu thun, ob
Herr Harden hier vor Ihr Forum gehört? WennHerr Harden hier vor Ihr Forum
gehört, so kann er sich dem Forum unmöglich dadurch entziehen, daß er gegen ir-
gendeinen Beschluß eine Beschwerde erhebt; und wenn er nicht vor Ihr Forum
gehört, so kann die Zugehörigkeit vor Ihr Forum doch nicht dadurch geschaffen
werden, daß er eine Beschwerde nicht erhebt. Liegt dennDas in der Hand des An-
geklagten? Hat denn der Angeklagte das Gesetz zu wahren? Der Angeklagte hat
ein Recht auf das Gesetz. Der Sinn des Gesetzes ist, daß die Sache vor ein an-
deres Forum gehört. Die Zulässigkeit und Gesetzmäßigkeit eines Verfahrens, an
dem er betheiligt ist, hat der Richter nur nach dem Sinn des Gesetzes zu prüfen;
auch nicht nach einem Reichsgerichtsmtheil. Ich bin der Meinung, daß der Rich-
ter, der nach seiner eigenen Ueberzeugung zu mtheilen hat, verpflichtet ist, seine
Mitwirkung an einem Versahren, das gesetzwidrig ist, absolut zu versagen. Gewiß
müssen Sie die Verhandlung abschließen mit irgendeiner Erklärung Ihrer Willens-

Meinung. Die kann aber meines Erachtens hier nur lauten: Wir stellen das Versahren ein, denn wir sind mit dem Reichsgericht und mit Theorie und Praxis der Ansicht, daß das Verfahren ungesetzlich ist. Im anderen Fall, meine verehrten Herren, geschieht Herrn Harden Unrecht.

Preuß: Der Herr Angeklagte irrt sich,wenn er annimmt, daßich nicht gleich' falls den dringenden Wunsch habe, diese Angelegenheit auf eine irgendwie zulässige Art zu erledigen; im Gegentheil. Wenn er ordentlich aufgepaßt hätte, würde er gehört haben, daß meine Ausfühlungen damit ansingen, daß die Rechtsausführ-, ungen, welche sein Herr Vertheidiger vorgetragen hat, meine volle Sympathie finden. Aber ich kann nicht so weit gehen, wie der Angeklagte Herr Harden von mir anscheinend verlangt, daß ich nun auch die Folgerungen ziehen soll, die meiner Meinung nach gegen das Gesetz gehen. Die Bestimmung des § 398 StPO ist so unzweideutig und klar, daß eine Möglichkeit für mich nicht gegeben ist, mich den Ausführungen anzuschließen, obwohl ich zugebe, daß, wenn von Haus aus entsprechend der Auffassung, die das Reichsgericht mit der Theorie und auch mit den übrigen hohen Gerichtshöfen jetzt theilt, gehandelt worden wäre, das Versahren niemals in das Stadium gekommen wäre, in dem es sich augenblicklich befindet. Das Reichs' gerichtsurtheil aber, an das wir uns jetzt hier zu halten haben, hat die Sache hierher zurückverwiesen und damit den Gerichtshof gezwungen, an die darin aufgestellten Rechtsgrundsätze sich zu halten.

Harden: Ich möchte zunächst bemerken, daß die Lektion, ich hätte nicht ordentlich aufgepaßt, durchaus unberechtigt war. Ich habe gesagt: Ich bin erstaunt darüber, daß die Interessen des Staates in diesem Stadium von dem Herrn Anwalt des Staates nicht betont worden sind. Das ist nicht geschehen; und etwas Anderes habe ich nicht gesagt. Folglich bedurfte es keiner Belehrung darüber, wie ich den Worten des Herrn Oberstaatsanwaltes zu folgen habe. Diese Worte inter-Mren mich sehr; und Lektionen muß ich höflich ablehnen. Zur Sache selbst erlaube ich mir, laienhaft auf das uns eben Gesagte zu erwidern, daß ich erstaunt war, hier die Behauptung zu hören: Dies ist der einzig richtige Weg. Man könnte höchstens sagen: Aus Gründen der Opportunität wollen wir auf diesem Weg bleiben. Bei aller Hockschätzung des Hcrrn Chefs der Königlichen Staatsanwaltschaft weiß ich doch, daß die ersten Männer der Theorie und derPraxis meiner Meinung sind, glaube also nicht, daß man sehr wirksam operirt, wenn man sagt, nur dieser Weg sei richtig. Das ist mindestens diskutabel. Das Reichsgericht hat auch nach meiner Ueberzeugung (und da muß ich natürlich ganz bescheiden sagen: Ich bin dem Jrrthum auf diesem Gebiet viel eher zugänglich als der Herr Oberstaatsanwalt) nicht gesagt, so müsse weiter verhandelt werden, sondern das Reichsgericht hat die Frage yffen gelassen. Nun habe ich nicht die Absicht, hier irgendwelche Art von Diplomatie zu treibm, und sage darum: Die Beschwerde, die berühmte Beschwerde, die ja nach den letzten Urteilssprüchen des Kammergerichtes eigentlich sicheren Erfolg

haben müßte, habe ich bisher nicht eingelegt auf den Rath befreundeter Juristen,
die mir sagten: Wozu wollen Sie das Beschwerderecht schon aus der Hand geben?'
Die Vierte Strafkammer kann ja noch einmal urtheilen, dann haben Sie Beides,
Reichsgericht und Kammergericht; warum wollen Sie so dumm sein, auf dieseChance
zu verzichten ? Das war, wie ich Ihnen nicht verhehle, der Grund, der mich zurückhielt.
Preuß: Ich muß mir schon das Recht vorbehalten, selbst zu ermessen, wie
weit ich die Staatsinterefsen von meinem Standpunkte aus vertreten muß und
vertrete. Für den hier vorgeschlagenen Weg der nachträglichen Beschwerde ist gar
kein Raum mehr gegeben, weil das Reichsgericht ausdrücklich den Grundsatz auf-
stellt, daß die Erhebung der Beschwerde vor Eröffnung dieses Hauptverfahrens
hätte stattfinden sollen. Das scheint mir in einem Satz des Urtheils deutlich gesagt.
Bernstein: Also wenn ich angeklagt bin uuo nicht will, daß eine Gesetz-
widrigkeit geschieht, die ich gar nicht voraussehen kann, dann muß ich gegen einen
Beschluß mich eines Rechtsmittels bedienen, das mit der von mir nicht vorauszu-
sehenden Gesetzrvldngleit gar nichts zu thun hat Kann man Das wirklich billig
und vernünftig nennen? Ist dem Angeklagten wirklich zuzumuthen, daß er «in
Rechtsmittel gegen eine nicht vorausgesehene, noch gar nicht geschehene Gesetzwidrig-
keit anwenden muß? Wenn ein Bauer wegen Vergehens gegen die Straßenpolizei
vor das Schwurgericht gestellt wird: muß er protestiren? Muß ich gegen irgend-
eine Gesetz?svez letzung protestiren, damit sie nicht wirksam wird? Und darf dabei
der Richter mitwirken? Kann für den Richter irgendein Moment kommen, wo er
sich sagt: Was ich hier thue, dürfte ich eigentlich nicht thun, thue es aber doch, weil
der Angeklagte irgendwann irgendwas übersehen hat? Meine Henen, Sie haben
Recht zu sprechen und das Recht zu schützen, und wenn Sie die richtige Auslegung
des Z 417 kennen, müssen Sie sich sagen, daß dem Angeklagten hier Unrecht ge-
schieht. Deshalb wiederhole ich meinen Antrag, das Verfahren einzustellen.
Sello: Der kurze Satz des Reichsgerichtsurtheils, auf den sich der Herr
Oberstaatsanwalt bezog, beschäftigt sich nicht mit der Frage, welches Gericht, nach-
dem in der Berufunginstanz der Emstellungbeschluß ergangen war, nun materiell
zuständig ist, sondern richtet ftch, so viel mir bekannt, lediglich gegen die von dem
Herrn Angeklagten erhobene Beschwerde der Rechtshängigkeit. Dtese Beschwerde,
sagt das Reichsgencht. ist nicht begründet, denn der nicht angefochtene Einstellung-
beschluß der Berusungskammer bestand und deshalb war dieses Verfahren, da de;
Beschluß nicht angefochten war, beendet. Dieser Beschlutz stand nach dem Grund-
satz 55s dis in idern der Rechtshängigkeit des neuen Verfahrens nicht im Wege.
Ueber die hiervon völlig Verschiedene Frage, ob das Hauptverfahren in derErsten
Instanz vor der Strafkammer eröffnet werden, ob die Vierte Strafkammer auf
Grund eines materiell unrichtigen Eröffnungbeschlufses (nach der jetzigen Judi.
katur des Reichsgerichts war dieser Beschluß ungesetzlich) materiell verhandeln und
entscheiden durfte, hat ftch das Reichsgericht, wie mir scheint, dahin ausgesprochen,
daß die Vierte Strafkammer nicht zuständig sei.

Preuß: Ich möchte nur kurz darauf hinweisen, daß meiner Meinung nach
das Reichsgericht verpflichtet gewesen wäre, die richterliche Einstellung nach Z 394
StPO selbst aufzuheben oder einzustellen oder freizusprechen, wenn cs ange-
nommen hätte, daß das Versahren vc. der St afkammer unzulässig gewesen ist,
und daß das Verfahren vor das Amtsgericht hätte gelenkt werden können und
sollen. Die Bestimmung des H 394 sagt ausdrücklich, daß das Reoisiongericht in
solche.: Fällen dazu verpflichtet ist. Da das Reichsgericht Das nicht gethan hat,
mutz ich annehmen, daß meine Auffassung zutreffend ist.
Lehmann: Wir werden berathen.
(Der Gerichtshof zieht sich zurück Pause.)
Lehmann: Das Gericht hat beschloffen: Der Antrag des Angeklagten auf
Einstellung des Verfahrens wird abgelehnt; cs soll in die Veihznvlung der Sache
selbst eingetreten werden. Es kmn zweifelhaft bleiben, ob de: Einstellungbeschluß
in dem Privatklageoerfahren mit Recht oder Unrecht ergangen ist. Selbst wenn
er zu Unrecht ergangen wäre, fehlt zur Entscheidung in dem gegenwärtigen Ver-
fahren dieser Strafkammer jede Möglichkeit, darauf zurückzugreifen und den dort
ergangenen und noch heute zu Recht bestehenden Einstellungbeschluß abzuändern.
Das gegenwärtige Verfahren ist ohne Rücksicht auf das Privatklageoerfahren zu
erledigen. Im Uebrigen stehen dem Antrag auch ZI 393 und 394 der Straf-
prozeßordnung entgegen.
Der Elöffnungbeschluß wird verlesen.
Preuß: Ich halte mich für verpflichtet, den Antrag auf Ausschluß der
Oeffentlichkeit zu stellen. Kurz begründen will ich ihn damit, daß nach Behauptung
der Anklage in den angegriffenen Artikeln oer Vorwurf der Homosexualität gegen
den Beleidigten gerichtet sein sollund daß die Erörterung dabei auf Themata kommen
kann, die eine Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit erwarten lassen.
Lehmann: Ich möchte zunächst den Herrn Vertheidrger fragen.
Bernstein: Ich will dem Antrag nicht grundsätzlich entgegentreten; aber
ich sehe keine reckte Veranlassung, indem Augenblick, wo es sich um die Verlesung der
Artikel der „Zukunft" und um de:en Jntelpretation, so weit sie von dem Ange-
klagten verlangt wird und so weit er sie geben will, handelt,die Oeffentlichkeit aus-
zuschließen, da ich nicht glaube, daß man wirklich wird sagen können, daß durch
die Verlesung diescr Artikel und durch Das, was etwa darüber gesagt werden
wird, die Sittlichkeit irgendwie verletzt werden könnte. Wenn die Oeffentlichkeit
ausgeschloffen wird, was, wie gesagt, im Moment mir noch nicht nothwendig er-
scheint, so wird zu erwägen sein, ob die Herren von der Presse auch mit ausge-
schloffen werden sollen. In einem Schwurgerichtsprozeß, der im vorigen Jahr hier
stattfand und bei dem auch die O ff.ntlichkcit ausgeschloffen war, hat man die
Erfahrung gemacht, daß dannl nicht verhindert werden kann, bei Prozessen, die
die öffentliche Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregen, daß doch Dinge aus

der Verhandlung dem Publikum bekannt werden, und damit Das nicht einseitig
und unkontrolirbar geschieht, hat damals der Gerichtshof beschloffen, einem ver-
trauenswürdigen Herrn der Presse (später mehreren) die Anwesenheit zu gestatten.
Ich möchte empfehlen, ähnlich zu verfahren.
Sello: Ich habe keine Veranlassung, mich zu der Frage zu äußern.
Lehmann: Wir weiden berathen.
(Der Gerichtshof zieht sich zurück.)
Bor Verkündung des Gerichtsbeschlusses:
Bernstein: Die Herren vi'. Neup.'rtund Dr. Witt, die für H^rrn Harden
die Verhandlung stenographisch aufnehmen, haben mich ersucht, Ihnen die Bitte
vorzutragen, Sie möchten auch den beiden Herren die Anwesenheit gestalten für
den Fall, daß die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird. Der Angeklagte hat natür-
lich aus verschiedenen Gründen ein Interesse daran, die Verhandlungen stcnogra-
phiren zu lassen
Lehmann: Es ist ein Stenograph anwesend von der Staatsanwaltschaft.
Bernstein: Ich meine, gerade der Umstand, daß die Staatsanwaltschaft
für sich die Verhandlungen stenographiren läßt, gibt dem Herrn Angeklagten eine
Art von Recht, die Anwesenheit der von ihm beauftragten Herren zu verlangen.
Preuß: Ich möchte auch betonen, daß es wohl richtig ist, wenn dem Herrn
Angeklagten das selbe Recht gewährt wird wie der Anklagebehörde. Ich glaube
nicht, daß das von meinem Stenographen aufgenommene Protokol dem Herrn An-
geklagten nachher zur Verfügung gestellt wird.
Lehmann: Der Gerichtshof hat beschloffen, während der Verlesung der
Artikel die Oeffentlichkeit noch nicht auszuschließen, von da ab aber die Oeffentlich-
teit ganz auszuschließen. Es soll dann nur gestattet werden, daß einem Stenogra-
phen des Angeklagten die Anwesenheit gestattet wird und dem der Staatsanwalt-
schaft Ich bitte, nun die Artikel zu verlesen.
Harden: Ich glaube, der Angeklagte ist berechtigt, zu verlangen, daß die
Artikel ganz verlesen werden, damit ein Bild Dessen, was hiermit erstrebt ward,
gewollt wurde und ausgeführt ist, gegeben wird. Nun würde diese Verlesung der
gesammten Artikel aber vieleStunden uns Allein Anspruch nehmen. Jchweiß nicht,
welche Beschlüsse später in diesem Verfahren gefaßt werden; einstweilen wäre ich,
unt-r Vorbehalt aller meiner Rechte, damit einverstanden, wenn zunächst nichts
Anderes verlesen würde als die inkriminirten Worte.
(Nach der Verlesung) Lehmann: Wir kommen jetzt zu der verantwort-
lichen Vernehmung, die wohl drei Stunden dauern wird. Die Zeugen können . . .
Harden: Die Vernehmung des Angeklagten?
Lehmann: Ja.
Harden: Die wird nur drei Minuten dauern. Ich möchte nur darauf
aufmerksam machen, damit die Henen disponiren können.

Lehmann: Es wird nunmehr, dem vorhin ergangenen Beschluß gemäß, die Oeffentlichkeit vollständig ausgeschlossen. (Der Zuhörerraum w'rd geräumt).
Lehmann: Herr Angeklagter, es wird Ihnen der Volwurf gemacht, daß Sie durch die verlesenen Artikel den Nebenkläger der Perversität bezichtigt haben und nicht blos der Plrversiiät, sondern Sie sollen sich auch bewußt gewesen fem, daß aus diesen Artikeln herausgelesen werden könne, es habe sich der Nebenkläger homosixuell bethätigt. Ich bitte, sich darüber auszulassen und gleich nachher über die Motive, aus denen heraus Sie die Artikel geschrieben haben.
Harden: Ich bedaure, diesen Wunsch nicht erfüllen zu können. Ich werde mich auf die Anklage cinstweilen nicht äußern. Die Anklage ist zum größten Theil durch Ereignisse erledigt, die darzustellen oder auch nur zu streifen ich so lange vermeiden werde, wie es mir irgend möglich gemacht ist. Zum anderen Thell ist die Anklage dadurch erledigt, daß ich ersucht worden bm, unter eine Elklärung, die den Namen des Grafen Kuno Moltke trug, auch meinen Namen zu setzen. In dem Augenblick, wo ich Tas gethan habe (warum ich es gethan habe, darüber brauche ich hier noch nicht zu sprechen), habe ich auch die Verpflichtung übernommen, Alles zu vermeiden, was nun noch zu einer Vergiftung der Angelegenheit führen kann, so lange es zu vermeiden, wie mein Pflichtgefühl und meinSelbstachtungbedürfnitz mirs gestattet. Ich bleibe also, so lange es mir irgend möglich ist, auf dem Boden der ausgetauschten und dem Gerichtshof urschriftlich vorliegenden Erklärungen So lange mir die Möglichkeit zur Reserve gegeben scheint, habe ich über die Sache Moltke in du fem Saal nichts zu sagen. Graf Moltke Hai erklärt, daß er in den inkriminirten Artikeln keine Beleidigung mehr findet. Er wünscht keine Beweisaufnahme. Ich bin und bleibe auch als Angeklagter ein Mann von leidlicher Lebensart und werde den Versuch machen, auf dem Boden dieser Erklärung mich zu halten. Das kann aber nur geschehen, wenn von keiner Seite der alte Streit, der geschlichtet worden ist, aufgenommen wird Ich äußere mich also einstweilen auf die Anklage nicht und antworte auf keine Frage.
Lehmann: So wirdDas nichtgehen. Mrwerden doch klarstellen müssen, was Sie damit haben sagen wollen.
Harden: Ich überlaffeDas dentzerren. Sie können sagen, was Siewollen. Ich werde mich nicht zwingen lassen, so lange mir dieMöglichkeit zur Reserve gegeben ist. Ich habe mich nicht leicht entschlossen, mein nNamen unter die Erklärungen zu seHen Nun habe ich eS gethan; und will nicht Der sein, d<r die Vereinbarung bricht. Ich habe unterschrieben, ich rede über dieSachenichtmehr,so lange es irgend möglich ist, undSie haben kein Mittel, mich zum Sprechen zu zwingen.
Lehmann: Ein Angeklagter kann nicht gezwungen werden. Sie wollen sich also auch nicht darüber äußern, was Sie haben mit den Artikeln sagen wollen?
Harden: Nein, vorläufig nicht Dazu bleibt ja noch Zeit.
Lehmann: Dann bleibt uns aber gar nichts übrig, dann müssen wir m

die Beweisaufnahme eintreten. Wir hatten geglaubt, es würde so möglich sein,
daß Sie uns sagen, Das und Das habe ich mit den Artikeln sagen wollen. Ich
nehme an, daß Sie sazen wollen, waZ Sie früher schon gesagt haben, und es würde
sich da fragen, ob nicht doch vielleicht etwas mehr herauszulesen ist, als Sie früher
schon gesagt haben, und es wird dann noch einzugehen sein auf die Motive, aus
denen heraus Sie gehandelt haben.
Haiden: Ich habe einstweilen nichts hinzuzufügen.
Lehmann: Ich mutz aber doch fragen: Läßt sich schließen, daß Sie in ver-
hüllterForm sagen wollten, Graf Moltke habe sich homosexuell verdächtig gemacht?
Sie haben voriges Mal gesagt: So weit bin ich nicht gegangen, homosexueller
Handlungen habe ich ihn nicht bezichtigt. Es fragt sich aber: Haben Sie nicht ge-
dacht, daß die Artikel so ausgelegt werden würden? Ich glaube. Das wäre doch
klarzustellen.
Harden: Auf alle diese Dinge kann ich jetzt nicht eingehen, kann unmög-
lich, wcnn ich im Nebenzimmer mit einem Gentleman mich verglichen habe, vor
einem Gerichtshof sagen: Etwas möchte ich ihm doch anhängen. Und eben so wenig
kann ich, nachdem ich von den Pflichten des Patrioten gesprochen habe, nun sagen:
Die bekümmern mich hier nicht, denn ich könnte wieder zu vier Monaten verur-
theilt werden. Nein, meine Herren, mir wäre Das völlig belanglos; ob Sie mich
verurtheilen oder nicht. Das spielt gar keineRolle. So lange es irgend geht, erkläre
ich nichts mehr in dieser Sache; nichts Man mag machen, was man will.
Lehmann: Wir könnten vielleicht aber die Beweisaufnahme vermeiden,
wenn Sie uns Erklärungen gäben; und es wäre vielleicht praktisch, wenn die Be-
weisaufnahme vermieden würde.
Harden: Ich werde beantragen, keinen Zeugen zu vernehmen.
Lehmann: Dann müssen Sie sich wenigstens äußern. Wir wollen die
Wahrheit, weiter wollen wir nichis, und das Recht Deshalb wäre das Praktischste,
Sie sagen: So habe ich es gemeint, aus den uns den Motiven habe ich gehandelt.
Und dann kann man darüber reden: Ist vielleicht nicht doch etwas Anderes hin-
eingelegt worden? Das läßt sich machen, wenn Sie sich äußern, was Sie haben
sagen wollen. Ich halte es doch für praktisch.
Harden: Ich kann mir nur zwei Möglichkeiten denken. Entweder beginnt
hier jetzt eine Prozedur, die mich durch Zeugenaussagen der Beleidigung überführen
soll; dann sage ich: Ich kann m!ch nicht betheiligen, denn ich will nicht Der sein,
der die Vergiftung der Sache und der Diskussion herbeiführt. Werden keine
Zeugen vernommen, dann kann ich im Schlußoortrag den Herren Alles sagen, was
ich über meine Artikel sagen will.
Lehmann: Nehmen Sie Das doch lieber vorweg, dann werden wir sehen,
ob noch Etwas zu ergänzen ist.
Harden: Ich bin selbstverständlich in jedem Moment bereit, mich einem

praktischen Rath zu filzen. Ich habe mir vorgenommen (und ich glaube, da im Ein-
verständniß mit allen Prozeßbetheiligten zu sein), eine neue Vergiftung der Sache
zu meiden, so lange ich es irgend kann. Wenn ich aber ausgefordert werde, jetzt
die Gründe anzuführen, die nach meiner Ueberzeugung gegen jede Beweisauf-
nahme sprechen, so kann ich dieser Aufforderung folgen.
Lehmann: Bitte, wollen Sie Das thun.
Harden: Ich habe in diesen Artikeln einen Kreis von Menschen zunächst
leise gewarnt und dann angegriffen, die höchst unheilvoll im Deutschen Reich ge-
wirkt haben, deren Treiberei mir seit vielenJahren bekannt und deren Haupt Philipp
Eulenburg war. Ich habe sehr lange gezögert, auch die Seite der Perversität zu
beleuchten. Ich b^n aber endlich dazu gezwungen worden, auch Das zu thun;
denn man hat in diesen Kreis abnorm empfindender Menschen auch Vertreter des
Auslandes aufgenommen; ich nenne nur den Botschaftrath L.comte, der in Berlin
der König der... hieß. Diesen Hnrn Lcco mte hat man in die Nähe des Deutschen
Kaifers gebracht; hat überhaupt auf allerlei Gipfel und Gipfelchen homosexuelle
Menschen hingesetzt. Dadurch ist eine sehr gefährliche Situation geschaffen worden.
Der Kaiser konnte nicht wissen, durch welchen K:tt diese Menschen zusammenge-
halten wurden. Ich mache eme Parenthese: Mir liegt nichts ferner als eine fana-
tische Bekämpfung der Homosexuellen. Unter anderen Lügen, die über mich ver-
breitet worden sind, ist auch die, ich habe eine Petition gegen den Z 175 unter-
schrieben. Ich habe es nicht gethan, habe mich geweigert, es zu thun; erstens schien
mir die Sache aussichtlos und zweitens bin ich der Meinung, daß im Deutschen
Reiche heute für andereFreiheit gekämpft werden muß als für dieFreiheit perverser
Triebe. Aber ich bin weit von dem Wahn entfernt, dieser Paragraph sei ein wirk-
sames Heilmittel, un) weit von dem Wunsch, drakonische Matzregeln gegen Homo«
sexuelle zu erreichen. Kein vernünftiger M nsch kann aber daran zweifeln, daß es
gefährlich ist, ganze Gruppen solcher Menschen an irgendeiner Stelle zu versam-
meln; mag es nun in einem Polizei- oder ^andgsrichtspräsivium geschehen. Die
Gefahr ist aber natürlich viel, viel größer, wenn es sich um die höchste Stelle im
Staat handelt, und sie ist unermeßlich beieinerPersönlichkeit, die von Schmeichlern
sogar impulsiv und impressionabel genannt wird. Ich habe behauptet und behaupte
heute, daß an allen Konflikten, die der Deutsche Kaiser von der ersten Stunde an
mit seinen Landsleuten und mit Anderen gehabt hat, Philipp Eulenburg und seine
Leute mitschuldig gewesen sind; daß sie höchst unheilvoll auf diese für das Reich
wichtigste Seele eingewirkt haben Wie weit es gegangen ist: ich komme hoffent-
lich nie in die Notwendigkeit, es zu sagen. Aber ich glaube, Sie werden heute meine
Worte anders beurtheilen als vor anderthalb Jzhren, wo hier von der „hardenschen
Mäc" gesprochen und gethan wurde, als sei das von mir Gesagte als falsch erwiesen.
In dem P ozeß Eulenburg ist nicht ein irgendwie wichtiger Zeuge aufgetreten,
der nicht von mir dem Untersuchungrichter genannt worden war; auch in demVer-

fahren gegen den Grafen Hohenau war ich durch den Eid gezwungen, all? Haupt-
zeugen zu nennen. Leider. Ich rühme mich Dessen nicht. Aber Sie dürft n nicht mehr
annehmen, daß ich unhaltbare Geschichten verbreite. Was ist geschehen? EinHohen-
zollernprinz, zwei Eulenburg, zwei Hohenau, Graf Lynar, Graf Edgar Wedel,
Baron Wendelstadt, Lecomte: Alles erledigt. Ich glaube, es ist genug; und man
wird, auch wenn wir, wie ich hoffe, nicht noch Neues von der Sorte erleben, nicht
mehr sagen können, mein Handeln sei grundlos und zwecklos gewesen.
Ich möchte aber nicht gezwungen sein, in die Einzelheiten einzudringen.
Das Pflichtgefühl hat mich in diesen schweren Kampf gedrängt. Ich habe sieben
Jahre mit mir gerungen. Seit sieben Jrhren weiß ich all diese Dinge. Ich habe
immer wieder überlegt und gezaudert; aber der Casus L.comte zwang mich zum
Reden Als die Botschafter des liebenberger Herrn kamen, habe ich gesag«: Ich
schweige gern, wenn er sich zurückzieht und den Kaiser (und damit das Reich) in
Ruhe laßt. Ec hats versorochen, aber nicht gehalten. Mein Motiv? Von Lust an
dcr Sensation kann doch keiner Vernünftiger sprechen, der die „Zukunft" und diese
Artikel auch nur halbwegs kennt. Das sind nicht Artikel, die geschrieben sind, um
homosexuelle Gräuel zu enthüllen, um dem Mob Etwas zu bieten, um Geld zu
machen. Es sind hochpolitische Artikel, die Sie so gut oder schlecht finden mözen,
wie Sie wollen; ich habe während der Verlesung zu meiner Freude gemerkt, wie
viel politisch Richtiges darin steckt. Sensation zu machen? Eigentlich sollte meine
Stellung, mein Ansehen in der Welt mich vor solchen Anwürfen bewahren. Oder
sind die Artikel geschrieben, um durch „Enthüllungen" Geld zu machen? Ar.ch Das
kann unter erwachsenen Menschen nicht in Frage kommen. Sie können es ja tl at«
sächlich feststellen: in jeder Phase dieser Angelegenheit, wo sie, ohne mein Ver-
schulden, zucincr zugkräftigen Skandalgeschicht.'zu werden drohte, habe ich Wochen
lang nichts veröffentlicht. Warum? Weil ich wußte: wenn ich jetzt darüberschreibe,
verkaufe ich drei- oder sechsmal mehr als sonst, und weil mir tas Gefühl uner-
träglich war, mit dieser ernsten Sache finanziellen Profit zu machen.
Das habe ich über die Motive zu sagen. Muß man ihre Berechtigung denn
heute noch umständlich erweisen? Nein. Alles, was wir politisch seitdeminDeutsch-
land crlebt haben, ist die unmittelbare oder mittelbare Folge dieser Aktion. Jh
sage Das nicht prahlerisch Ich bilde mir nicht ein, daß ich die deutsche Geschichte
mache. Aber kein ernster und gewissenhafter Politiker, der die Zusammenhänge
kennt, wird bestreiten, daß mein Handeln nothwcndig und nützlich war. Ist eS
etwa ein Zufall, daß wir seit zwanzig Jahren zum ersten Mal wieder Frieden
zwischen Kaiser und Volk hiben und politisch leidliche Geschäfte machen? Daß
eine stetige und einheitlich geleitete Politik möglich ist, seit wir die Philitis los
sind? Beweisen kann (und will) ich Ihnen das Alles nicht. Wie sollte ich? Mir
scheint aber auch, daß ichs nicht zu beweisen brauche. Der Herr Vertreter der An-
klage muß mir beweisen: Du hast schlechte Motive gehabt; Du hast beleidigt, hast

Tatsachen behauptet, die nicht erweislich wahr sind. Nun wird der Versuch gemacht, mich über Das hinauszudrängen, was ich gesagt habe.
Lehmann: Sagen Sie zunächst, was Sie gesagt haben.
Harden: Ich habe so ziemlich Das gesagt, was an einer Stelle der Anklageschrift steht: ein Kreis pervers veranlagter Menschen hat sich um den Thron gebildet; ich füge hinzu: Diese Leute trieben Dinge, die nachgerade das Deutsche Reich ungeheuerlich schädigten. Einzelheiten möchte ich nicht gern anführen. Wir brauchen jetzt ja nur über den Grafen Moltke zu reden. Ueber Den habe ich zuerst gesagt, er sei ein Aesthet von einer Sinnenrichtung, die von der des Prinzen Joachim Albrecht sehr verschieden ist. Beide Herren sind Musiker, Komponisten, Belletristen, auf ihre besondere Art Aestheten Der Prinz liebte galante Abenteuer, der Graf nicht. Ich bestreite, daß der Gegensatz eines Mannes, der den Frauen nachläuft, einer ist, der den Männern nachläuft. Wenn man liest, zwei Menschen seien Aestheten von verschiedener Sinnenrichtung, so kann man im schlimmsten Fall vielleicht denken, der Aeltere sei zu Aktionen im Bereich der Liebe nicht mehr recht fähig. Das kann man herauslesen; und lächeln. Daß der Gegensatz eines Schürzenjägers ein Päderast sein soll, kann ich aber nicht zugeben; und die Notwendigkeit dieser Deutung muß mir bewiesen werden.
Lehmann: Herr von Berger soll aber herausgelesen haben, hier rverd.'
Moltke Homosexualität vorgeworfen
Harden: Baron Berger könnte als Zeuge dafür gar nicht in Betracht kommen. Mit dem Baron Berger habe ich seit sieben Jahren verkehrt. Er war ein Freund von Eulenburg und Moltke und hat mich in deren Interesse damals aufgesucht. Mit ihm habe ich diese Dinge oft, politisch und menschlich, durchgesprochen und er kennt mein Denken und Wollen in dieser Sache so genau, daß er selbst gesagt hat: Wenn es einen Menschen gab, der sich bemüht hat, den Herren das Bitterste zu ersparen, so ist es Harden. Wie Bergcr die eine oder die andere Stelle aufgefaßt hat oder haben könnte: Das ist nicht die Norm. Er wußte, was ich dachte und wollte. Er war eingeweiht. Aber ich muß an diesem Punkt der Verhandlung etwas Pcinzipielles sagen. Ich soll angeblich privatim geäußert haben, ich halte den Grafen Moltke für pervers. Das soll ich zu dem Grafen Otto Moltke gesagt haben, als er mich besuchte. Ich bestreite es. Ich finde es nicht ganz nett, daß man zu Jemand in die Wohnung geht, sich ungemein artig zeigt und daß man unbeglaubigte Aufzeichnungen über eine Unterredung, die man unter vier Augen hatte, dann dem Ankläger einreicht. Wenn der Graf etwas Schriftliches haben wollte, mußte er mirs sagen; dann konnten wir das Gespräch gemeinsam sixiren Er hat kein Wort davon gesagt. Ich erkläre seine Angaben für unrichtig Aber er kann sie jetzt beschwören und ich komme nicht zum Schwur. Wenn dieser Brauch sich einwurzelt, kann Einen jeder Besucher nachher ans Messer liefern. Kann er, in gutem Glauben an ein trügerisches Gedächtniß, behaupten, der arglose Wirth habe

den Kaiser, den Kanzler oder sonstwen beleidigt. Mir scheint, auch prinzipiell ist
es nicht möglich, eine Privatäußerung, selbst wenn sie richtig wiedergegeben ist^
zur Interpretation vorher geschriebener und gedruckter Artikel zu benutzen. Ich weiß
und denke über viele Menschen sehrVieles,was ich nicht schreibe und drucken lasse.
Den Versuch solcherJnterpretationhättedermir befreundete Reichsgerichtsrath Otto
Mittelstaedt als „abwegig" bezeichnet. Nehmen Sie an,ich hätte von einem Minister
imPrivatgespräch einmal gesagter sei der gewifsenloseste Wichtunter derSonne. Nach-
her schriebe ich, er sei ein fabelhaft geschickter Jongleur Meine Privatäußerung
würde der Staatsanwaltschaft übermittelt und die sagte nun: Was Du damals
ausgesprochen hast, verbirgt sich feig hinter dem geschriebenen Satz. Möchten Sie
Das mitmachen? Ein Bischen müssen Sie das Metier des Schriftstellers und des
Politikers doch kennen Der denkt und weiß Manches, spricht aber nur aus, was
er im Augenblick auszusprechen für nöthig hält.
Lehmann: Nun wollten Sie aber gerade, Das war wohl die Idee, aus
diese Leute einen Makel werfen, um auf diese Weise sie wegzubekommen.
Harden: Ich bitte, zu bedenken, daß in diesen Artikeln eine ganze Reihe
von Personen vorgeführt wird. Wenn man Alle zusammenpackt, dann kann jeder
Einzelne irgendwie bemakelt scheinen. So ist es aber nicht. Da gab es die ver-
schiedensten Nuancen Ich habe von dem Mächtigsten, als er die leise Wmnung
überhört hatte, offen gesagt: Dieser Mann ist ein Homosexueller und dieser Mann
ist ein Unheil für Kaiser und Reich Von dem Grafen Moltke aber habe ich nichts
gesagt, als daß er ein Bischen süßlich ist und daß er am Ewig-Weiblichen weniger
Geschmack hat als der galanteste Preußenprinz.
Lehmann: Lobend haben Sie sich über ihn nicht ausgesprochen.
Harden: Dazu hatte ich auch keinen Grund. Graf Kuno Moltke (ich bitte
seinen Herrn Vertreter, Das nicht als Kränkung zu nehmen; wenn ers aber thut,
kann ichs nicht ändern) hatte die Aufgabe, seinen Freund Eulenburg stets über
das am Hof Vorgehende zu unterrichten; diese Berichte, in denen allerlei Intimi-
täten standen, haben ja auch an dem Sturz Moltkes mitgewirkt. Er hat feinem
Freund fast täglich geschrieben. Die Briefe sind vorhanden. Ich will darüber keine
Details geben; auch nicht erwähnen, mit welchem Decknamen der Deutsche Kaiser
darin bezeichnet wurde. Eulenburg und Moltke waren vierzig Jahre lang in einer
Weise befreundet, wie man sie, Gott sei Dank, unter deutschen Männern noch
abnorm nennen darf. Und wenn man meinen Artikeln den mir hier ungünstigsten
Sinn giebt, der überhaupt noch denkbar ist, dann steht darin: Graf Moltke ift
dem Fürsten Eulenburg so blind ergeben wie sonst nur eine Frau einem Mann.
Alle Hemmungen, die in anderen Freundschaften bestehen bleiben, fehlten hier.
Moltke war völlig kritiklos, völlig unter dem Bann des großen Komoedianten,
der uns vor anderthalb Jahren hier die Kcankenprozession vorgaukelte und abends
dann seine Freunde durch lustige Parodien des Vorsitzenden, des Staatsanwaltes

und der anderen Prozeßbetheiligten erheiterte. Ein Prachtexemplar. Dafür sitzt
er auch, mit allen Orden und Ehren, unangefochten in seinem Schloß; dichtet neue
Sangläßt sich malen und zeigt den Gerichtsärzten die freies dippoei-atica.
Dieser Zauberer hat den armen Trafen Moltke mißbraucht. Jahre lang ihn als
seinen Briest!äger, seinen Zuträger benutzt; und der Graf war vollkommen macht-
los gegen die Suggestion. Das nenne ich (Herr Jsenbiel wird mns heute nicht
mehr übelnehmen) eine „erotisch betonte Freundschaft". Von da bis zur Homo-
sexualität und von da bis zu homosexueller Betätigung ist es noch recht weit.
Lehm ann: Das will ich mal zugeben. Aber haben Sie sich nicht gesagt, daß
die gewöhnlichen Menschenkinder doch diese feinen Unterschiede, wie Sie sie kennen
seit lange, nicht machen würden und daß für die Leute, die diese Artikel lesen, unter
Homosexuell immer verstanden wird Einer, der sich homosexuell bethätigt, und daß
da nicht solche feineNuancen bestehen, wie Sie sie schiidern? Geht nicht gerade aus
den Artikeln, in denen Sie sich selbst gegen diese Auffassung wehren, hervor, daß
jedenfalls Das die Auffassung war? Und haben Sie sich nicht als kluger Mann
gesagt, daß Das so aufgefaßt werden kann? Und haben Sie sich nicht gesagt, ich
habe die Pflicht, sie mit einemMakel zu bewerfen aus politischen Gründen, und für
mich sind polltische Gründe so werthooll, daß ich Das doch auch eventuell will?
Harden: Diese Erörterungen sind für mich höchst widrig. 'Ich mag nicht
den Verdacht erregen, ich wolle mich zurückziehen oder herausreden. Die Sache
ist für mich längst historisch geworden und ich wünsche sehnlich,^atz sie es mir bleibe.
Und ich meine: Diese Sache schwebt wirklich nicht zwischen der Vierten Straf-
kammer und Herrn Harden; sie hat ihr Forum längst gefunden. Ich habe weder
den Wunsch noch die Absicht, irgendetwas hier zu beschönigen oder Sie zu bitten,
mich nicht zu verurtheilen. Ob Sie mich freisprechen over ins Gefängniß schicken:
Das interessirt mich jetzt gar n'cht.
Lehmann: Aber uns interessirt es: wir wollen die Wahrheit finden. Wir
müssen klar sehen.
Harden: Ich begreife das Empfinden der Herren ja. In solchen Prozessen
steht ja fast immer Jemand vor Ihnen, der sagt: So habe ichs nicht gemeint. Das
macht Jeder. Und ich könnte Ihr Mißtrauen begreifen. Bei mir ists aber einmal
anders. Ich sage nur, was ich für richtig halte, und frage nicht eine Sekunde nach der
Wirkung, die es auf Sie macht. Die ist ja gleichgiltig. Ich sage heute, was ich
stets gesagt habe. Auf.der Höhe des „Triumphes", vor dem Schöffengericht, habe
ich in meinem Schlußvortrag das Sclbe gesagt. In den Artikeln steht nichts ernst-
lich Belastendes über den armen Mann; er wird nur ein Bischen iromsirt. Nun
will ich dem .Herrn Präsidenten antworten. Ich habe mit einem Publikum, das
diese Dinge nicht kennt, gar nicht zu rechnen. Tiefe Artikel richten sich überhaupt
nur an ein Publikum, das eine gewisseKultur und ein? Summe von Kenntnissen hat.
Das macht einen Unterschied, scheint mir. Gcwiß: man muß mit seinem Publi-
1.-)

kum rechnen. Wenn ich die Ehre hätte, die „Berliner Morgmpoft" zu redigircn
oder die „Woche" herauszugeben, so müßte ich mich als gewissenhafter Mann fra-
gen: KonnenDas nicht wenigstens dieTixameterkutscher falsch verstehen? Ich habe
solches Publikum nicht und brauche die Möglichkeit solcherMißverftändnifse deshalb
nicht in mein Bewußtsein aufzunehmen. Aber ich gehe weiter: Was ich geschrieben
habe, ist nichtso verstanden worden, wiederHerrVorsitzendemeint;nicht einmalvon
Dem, der getroffen sein soll, so verstanden worden Auch Der hat, trotzdem er vom
Baron Berger informirt war, es nicht so verstanden; d.nn er hat nichls dagegen
gethan und hätte als Ojfizier doch Etwas thun müssen. Er hat sich erst gerührt,
als er verabschiedet worden war. Und dann entstand der Lärm. Eulenbur^, Moltke,
Hohenau verbannt; und Moltke hat Harden zum Zweikampf gefordert. Da er-
innerten sich Einzelne, daß mal irgendwas in der „Zukunft" gestanden habe. Die
Artikel, die Einzelheiten, hatte Keiner mehr im Kops. Aber man konstrmrte Zu-
sammenhänge. Richtige und falsche. Eine neue Thatsache war hinzugekommen:
drei Hofleuchten brannten nicht mehr. Drei Günstlinge waren aus der kaiserlichen
Gnade verdrängt. Was nach der Bekanntmachung dieser neuen Thatsache gedeutet
und gedeutelt wurde: dafür bin ich nicht verantwortlich.

Lehmann: Vorher waren durch den Kronprinzen die Artikel aber dem
Kaiser unterbreitet worden.

Harden.- Auch darüber möchte ich nicht ausführlich sprechen. Graf Lynar
hatte sich an seinem Burschen vergangen und schrie, als er gepackt wurde: Ich werde
abgesägt und die Anderen mzchen ungestraft, was sie wollen; er wi s auf die Ar-
tikel hin (in denen er nicht genannt worden war). Daß der Herr Sachverständige
Lynar auch die leiseste Anspielung vcrstand, glaube ich gern. Was er über Moltke,
der uns hier allein angeht, herausgelesen Hai, weiß ich nicht. Bestreite aber mit
gutem Gewissen Jedem das Recht, Anderes darin zu fiadcn als den Hinweis auf
eine etwas süßliche, weichliche Natur und auf die kritiklose Hingebung cm Phili.
Das sind die einzism Thalsachen, die angeführt oder angedeutet wurden; und sie
sind erweislich wahr. Ich wollte nicht darüber reden; aber Sie haben mich dringend
ersucht, es zu thun, damit nm die Allen unerwünschte Beweisaufnahme vermei-
den können. Im Uebrigen habe ich noch zu bemerken, daß zwischen den einzelnen
Artikeln (großen polnischen Arbeiten, in denen die Gruppe manchmal delliiusig er-
wähnt wird) Wochen und Monate liegen, in denen andere Artikel von mir er-
schienen, daß ein Waffenstillstand vereinbart war, alv Eulenburg sich nur ver-
pflichtet hatte, nach Territet zu gehen und seine Hand aus dem Reichsspiel zu
lassen, und daß von emer „fortgesetzten Handlung" schon deshalb, wegen der
Zwischenräume und der Einstellung des Kampfes, nicht ernstlich dieRede sem kann.

Lehmann: Aber in der „Zukunft" vom fünfzehnten Jm.i wandten Sie
sich gegen die Auffassung? D:e also doch bestanden haben muß.

Harden: Das war nachher. Da war der große Lärm losgegangen. Ueber-

all standen Artikel über „Hofpäderasten". Da (es ist vielleicht der einzige Fehler,
den ich in der Sache gemacht habe) glaubte ich rmch verpflichtet, abzublasen. Im
Interesse des Reichs und des Kaisers. Sie wissen wahrscheinlich, wie schroff ich
oft den Kaiser bekämpft habe. Ich schwärme durchaus nicht für ihn. Aber er ist
die höchste Person im Reich, der Repräsentant des Volkes, die Fahne, das Sym-
bol des Vaterlandes. Wenn sichs darum handelt, auf der Höhe den Weg reinzu-
fegen, muß der eigene Vortheil schweigen. Auch war ich von der dummen Über-
treibung angeekelt. Uino 111^6 ii-ae! Seit ich den Skandalmachern das Geschäft
verdorben habe, bewerfen sie mich besonders hastig mit Kothilümpchen.
Lehmann: Wenn man aber die einzelnen Stellen zusammenhält...
Harden: Das sollte man eben nicht thun. Ich kann nicht zugeben, daß
man es so macht. Heinrich Heins hat einmal gesagt, Widersprüche könne man ihm
nicht nachweisen; denn bevor erschreibe, lese erstets seinesämmtlichenWerke durch,
um sich ja nicht zu widersprechen. Das thue ich nicht; ich lese nicht meine sämmt-
lichen Artikel durch, bevor ich einen neuen schreibe. Ob vorher mal Dies gestanden
hat und jetztJencs steht: solche Zusammenbäckerei kann ich nicht mitmachen. Will
mans so oder so deuten: da stehe ich nicht Rede. Die Sache ist einfach. Graf
Kuno Moltte dankt seine Karriere dem Grafen Philipp Eulenburg. Der hat ihn,
auch als seinen Aufpasser, an den Hof gebracht. Der Graf war das Werkzeug
Philis und wurde zu Dingen benutzt, die er selbst vielleicht oft nicht ahnte. Die
Verkehzsformen der Herren waren mündüch und brieflich von einer Ueberschwäng-
lichkeit, deren Schilderung ich mir vorläufig versage.
Lehmann: Wir werden nachher in die Lage kommen
Harden: Ich glaube nicht, daß ich in dieseLage kommen werde. Jch laHe
mich nicht weiter treiben, als ich gehen will. Das Sexuelle spielt in diesen Artikeln
eine ganz winzige Rolle. D:e beiden Herren wurden von mir genannt, weil der
eine höfische Separatpolitik trieb und der andere ihm die dazu notwendigen klei-
nen MIttel lieferte. Wie weit bei den Herren die Hingebung der Seele oder gar
des Leibes gegangen ist, interessirt mich nicht, hat mich nie interessirt.
Lehmann: Das würde uns aber interessiren.
^ urden: Zu meinem Bedauern kann ich dieses Interesse nicht befriedigen.
In den Artikeln handelt s-hs um Anderes. Da wird gesagt: Wir treiben im Deut-
schen Z^eich eine viel zu südliche und weichliche Politik. Wenn wir, im Bewußt-
sein unserer Kraft, jede unwürdige Zumuthung ablehnten, wenn nur zeigten, daß
im Nothfall das Schwert gezogen werden kann, gezogen werden wird, sobald die
Ehre und die Zukunft der Ration es fordert, dann würde unsere Weltstellung
besser sein. Daß derGedanke richtig war, ist ja jetzt erwiesen. Aber darauf kommt
es hier nicht an. Eine Ursache dieser weichlichen Politik sah ich (mit Recht oder mit
Unrecht) darin, daß Mystiker, Süßholzraspler, Spiritisten, kränkliche Männer
aller Sorten sich um diePerson des Monarchen geschaart hatten. Damals gab es
1.^

zweierlei Politik: die amtliche und die eulenburgische. Die zweite, die okkulte, wurde von Herren betrieben, die den Kaiser umknieten. Ich bitte, Das nicht nur bildlich zu nehmen Diese Herren haben den Enkel Wilhelms des Nüchternen in eine ungesunde, ilzren Zwecken ersprießlicheRomantik zu zerren versucht. Sie sind weg: und der Dunst ist zerflattert. Weggekommen sind sie nach meinen Artikeln. Ich bitte, endlich sich einmal von dem Gedanken loszumachen, hier handle sichs um dieBekämpfung und Entschleierung Homosexueller. Die Angegriffenen waren Spiritisten, meinetwegen Theosophen, Mystiker,Leute, die kranke Menschen und Thiere durch Gebete heilen wollten und von denen einzelne auch sexaell abnorm waren.Wird etwa geleugnet, daß solche Abnormitätauf die Gesammtpsyche wirkt? Lassen Sie sich von der wissenschaftlichen Literatur, von Krafft. Ebing bis auf Kraepelin, belehren! Daß solche „Männer" von Eulenburg an solche Stelle gebracht wurden,^war ein nationales Unglück. Dadurch ist die Atmosphäre entstanden, die eine so schwache, eine so weiche Politik, eine so verhängnißvolle Täuschung über die Realitäten ermöglichte. Und da eiriKUg/eisen, war nach meiner Ueberzeugung meine Pflicht. Daß es dabei zu Enthüllungen kam, die Menschenleben vernichteten, ist nicht meine Schuld. Ich habe Keinen denunzirt; trotzdem ich mir dadurch Manches etspart hätte. Habe ich nicht hier in diesem Saal gesessen und den biederen Eulcnburg ruhig schwören lassen? Ich hätte ihn jeden Moment vernichten können. Heute wissen Sie es. Ich wollte nicht. Ich habe den Justizrath Bernstein gebeten,ruhig zu sein, als er ausspringen und sagen wollte: Sie haben falsch geschworen, Herr Fürst. Ich wollte und konnte Ihr Urteil abwarten. Dann, nach den Hymnen, den Barettorgien, dem Urtheil, das mich entehren sollte, mutzte ich handeln. Hätte ichs nicht gethan, so wäre Eulenberg, als ein Gereinigter, am End) gar in die Gunst zurückgekehrt. Das durfte nicht sein.

Der Vorsitzende versucht wieder, einzelne Stellen zu verbinden.

Harden: Der Gerichtshof hat, wie mir scheint, doch nur zu prüfen, ob ich den Grafen Moltke beleidigt habe. Graf Moltke hat sich in der ersten Zeit nicht beleidigt gesuhlt, trotzdem er die Artikel kannte, und heute stimmt er mit mir darin überein, daß dre Artikel den hier behaupteten Vorwurf nicht enthalten. Früher konnte das Gericht in einem Vorurtheil befangen sein, alles Gesagte, über Eulenburg Gesagte für falsch halten und zweifeln, ob nicht Alles auf Moltke gehe. Heute weiß man, daß alles über Eulenburz Gesagte wahr ist. Nun fragt sich nur noch, was über den Grafen Moltke gesagt worden ist.

Lehmann: D.s wollen wu auch prüfen; es läßt sich nur nicht Alles von einander trennen Nun wollen wir zurück zum Artikel vom achten Dezember 1906. Da reden Sie dav^n, daß man Ihnen imputirt habe, geschrieben zu haben, Herr von Tschirschly sei vom Fürsten Eulenburg, mit dem er lange Beziehungen hatte, dem Kaiser empfohlen worden, und Sie weisen Das mit den Worten zurück: Ich würde es mir oi eimal überlegen, ^ he ich Jemand Beziehungen zum Fürsten Eulen-

bürg nachsage. Hier sagen Sie zunächst, Sie würden es für einen Mann ehren-
rührig finden, wenn er seit Langem enge Beziehungen zu dem Fürsten Eulenburg
habe, und trotzdem behaupten Sie fort und fort vom Grafen Moltke, daß er in
sehr engen Beziehungen zum Fürsten Eulenbulg stehe. ^asW^I^MMSe^v^
Anen^WjW^^KKt^ Sie sagen, Sie haben es so auf-
gefaßt. Die Auffassung läßt für ein harmloses Gemuth eine Andeutung zu oder
eine Auffassung zu, die auf dieses Homosexuelle gar nicht zu kommen braucht.
Aber andererseits wird es auch wieder Leu'e gegeben haben, die eben Das finden.
Harden: Es ist nicht möglich. Zwischen uns ist keine Verständigung mög-
lich. Wir sind auf verschiedenen Planeten geboren. ^ Kin sn Mch'M Ja, lieber
Gott, warum rede ich denn überhaupt hier so lange? Für mich doch nicht! Glau-
ben Sie, daß ich das Alles nölhiz hätte? Daß ich vor Ihrem Urtheil Angst habe?
Ich rede für das Land, dem ich die Beweisaufnahme und deren Folgen ersparen
will, und muß mir dann sagen lassen, ich sei so geschickt, was heißen soll, ich sei
feig. Nein, verurtheilm Sie mich doch! So streng, wie Sie wollen. Ich will meine
Artikel nicht länger interpretiren. Ich habe es satt! Nehmen Sie es auf sich vor
dem Lande! Ich fürchte mich nicht.
Lehmann: Aber es hat doch keinen Anlaß gegeben.
Harden: Nach diesen Stunden muß ich mir sagen lassen, ich sei so^He-
sKickt", in diesem Saal, wo ich der Einzige bin, der ohne Reue an das hier Ge-
schehene zurückdenken darf. Nein, meine Herren, ich bin nicht mehr so krank, wie
damals, wo ich mit mir umspringen ließ, wie es Jedem beliebte. Sie können mit
mir machen, was Sie wollen; ich gebe mich aber nicht zu weiteren Jnquisition-
versuchen her. Sie mögen thun, was Sie wollen: ^tMU^M^Ms^ckMiM
Lehmann: Unwürdig kann es nicht sein. Wenn ich sage, daß Sie ein
groherDialektiker find, dann kann ich nicht verstehen, was darin sür Sie unwürdig
sein soll. Ich maß wirklich sagen, daß mir Ihre Aufregung gar nicht verständlich
ist. Ich habe eben nur sagen wollen, daß Sie dialektisch . . .
Harden: Nachdem ich michStunden lang bemüht habe, Alles zu vergessen,
was hier geschehen ist, und ruhig Ihnen Rede zu stehen, sagen Sie mir wieder:
"S^Mö^MMl! M nnt>ieserMWck
Strafe MßMchsk!"
Lehmann: Davon habe ich nichts gesagt.
Harden: Aber es lag hinter den Worten.
Lehmann: Ich muß doch darauf hinweisen, daß die Staatsanwaltschaft
die Artikel so ausgelegt hat.
Harden:Hat!JmNooember 1907. Fragen SieHerrnJsenbielheute danach!
Lehmann: Wenn ich Ihnen jetzt Vorhaltungen mache, dann sind es nicht
meine persönlichen Vorhaltungen, sondern ich habe die Pflicht als Vorfitzender, sie
machen zu müssen, und muß Ihnen vorhalten, was die Anklage angenommen hat.

Ich thueDas gerade deshalb, damit ich von Ihnen höre, was nun Sie darauf zu
sagen haben. Ich muß, es bleibt mir nichts übrig, Ihnen auch diejenigen Momente
vorhalten, die in der Anklage als gegen Sie sprechend betont worden sind. Das
läßt sich nicht vermeiden. Ich verstehe blos gar nicht, daß Sie sagen wollen, ich
sei Das und ich bringe Das vor. Es ist als Vorsitzender meine Pflicht, Das zu
thun. Ich habe die Aufgabe, Das mit Ihnen dmchzusprechen, und es ist mir un-
verständlich, wie Sle jetzt darüber in diese Rage gerathen können.
Harden: Wenn ich lauter geworden bin, als es nöthig ist, so ist Das sehr
bedauerlich. Aber hier sitzen doch wohl intelligente Männer, die einigermaßen ein
Gefühl für Das haben müssen, was hier vorgeht. Nach Stunden wird mir gesagt:
Das ist es eben, MM^oMZM^ Es gibt keinen Kul-
turstaat der Welt, wo Das einem Schriftsteller von dem Range des Herrn Harden
gesagt werden könnte; keinen, glauben Sie mirs! Und wenn es geschähe, würden
gerade wir schreien: Welche Zustände! Denken Sie an Zolas .Haltung und Be-
handlung vor Gericht. Sie haben mich gezwungen, stolz zu reden. Ich habe im
Leben Etwas geleistet, ich bin auch als Angeklagter noch eben so viel wie Jeder
hier im Saal und lasse mir unwürdige Behandlung nicht bieten.
Lehmann: Von unwürdiger Behandlung iann nicht die Rede sein, wenn
ich weiter nichts thue, als Ihnen Dasjenige vorhalten,was als beanstandet in der
Klageschrift hervorgehoben worden ist.
Harden: Man hat immer die Kraft und Geduld, das Leiden Anderer zu
ertragen. Aber ich habe nicht mehr den Willen, hier mitzuwirken. Ich habe mich,
um entgegenzukommen, den wiederholten Aufforderungen des Herrn Präsidenten
gefügt. Ich habe die Erklärung gegeben; das Resultat ist, daß ich nach Stunden
derRednerei von^^nen^einer unwürdigen Gesinnung bezichti^twerde. Wir können
uns nicht verständigen. Nie wird mir gekl^^wichenit Ihnen zu verständigen.
Niemals. Also verurtheilen Sie mich gleich!
Lehmann: Aber es ist meine Pflicht, Ihnen Das vorzuhalten, was die
Anklage nun mal sagt, und die Anklage hat gesagt: Hier liegt ein Doppelsinn darin.
Bleibt mir gar nichts Anderes übrig. Ich würde meine Pflicht nicht erfüllen, wenn
ich das Ihnen nicht vorhalten würde.
Harden: Darüber darf ich mir kein Urtheil erlauben. Wenn die Pflicht
Sie zwingt, einen Mann, der sich bemüht, die Sache mit Schonung aller . . .
Lehmann: Wir wollen nicht schonen, wir wollen die Wahrheit hören.
Harden: Aber ich will es. Ich treibe nicht Juristerei; sondern Politik. Und
das Reichsinteresse ist für mich kein Justizbegriff. Darum habe ich gesagt und wie-
derhole es: Verurtheilen Sie mich wieder; ich kann es ertragen. Wozu noch kost-
bare Zeit verlieren und so intelligente, so beschäftigte Herren länger bemühen?
Wenn ich, nach Allem, was geschehen ist, nach Allem, was Sie bedauern müßten,
nach so vielen Urtheilskorrekturen durch die Ereignisse hier noch in der Rolle des

mmen Sündets stehen muß, dem gesagt wird: Das ist es ja bei Ihnen, ZAÄiK
s" aeschickt!.. Nein, meine Herren: von Ihnen zu mir führt keine Brücke. Sie
kö^^n nnch verurtheilen. Sie können mich niemals richten.
Lehmann: Ich muß aber die ganzen Artikel mit Ihnen durchgehen. Es
bleibt mir nichts übrig; ich muß es thun.
Harden: Ich kann nicht gezwungen werden, noch zu antworten; meine
Nervenkraft ist auch nachgerade verbraucht.
L e h m a n n: Es war meines Erachtens unnöthig, daß Sie so aufgeregt waren.
Harden: Ich bitte jeden der fünf Herren, sich in meine Lage zu versetzen.
Ich habe eine ziemlich geachtete Stellung in der Welt; denken Sie sich, Sie stän-
den h'er und ich säße da, und nach Allem, was geschehen ist, und nach allen diesen
Stunden müßten Sie sich sagen lassen: Ja, Das ists, ^ie^nd fo^ geMckt. Sie
versuchen, zu entschlüpfen Was würden Sie wohl empsinden? Würden Sie es
ertragen oder aufschreien? Ich lasse mir von Ihnen nicht die Haut schinden. Ich
habe gesagt, was ist. Glauben Sie mir nicht, so verurtheilen Sie mich zu der
höchsten Strafe, die Ihnen erreichbar ist. Das können Sie; sofort. Ich habe nichts
dagegen Aber Sie können nicht verlangen, daß ich meine Seelcnhaut zu weiteren
Experimenten hergebe, die man einem Menschen von Reputation und Lebensleist-
ung nicht zumuthen dürfte. Es giebt eine Kulturstufe, auf der man Schriftsteller
eines gewissen Ranges, so lange sie nicht als Schweine erwiesen sind, bebandelt
wie Kaoaliere. Will man nicht: gut; dann habe ich dieses Symptom unseres Kul-
turstandes zu verzeichnen.
Lehmann: Ich verstehe nicht, was ich gesagt haben soll. Ich habe gesagt:
Aeußern Sie sich auf die Anklage, die Ihnen vorwirft, zweideutig gewesen Zu sein;
daß es hier herausgelesen werden kann.
Harden: Ich habe von dem Mächtigsten dieser Grippe das Härteste offen
gesagt. Der Wortlaut liegt vor Ihnen. Ich habe es auch in der Kritik anderer im
Reich Mächtigen an schroffster Deutlichkeit nie fehlen lassen. Soll ich gerade vor
dem guten Grafen Kuno Moltke zittern? Ich habe über ihn gesagt, was mir nöthig
schien, habe ihm, wie er selbst zugiebt, nicht Homosexualität vorgeworfen; und
wenn Sie mich für einen Mann halten, der zu Haus sitzt und überlegt, wie er durch
die Maschen des Strafgesetzbuches kommen kann, dann, verzeihenSie, könnenSie
nicht lesen und haben kcin Ohr für Persönlichkeit.
(Nach Detailerölterungen wird eine Pause beschlossen.)
Lehmann: Wir müssen annehmen, daß hier dem Grafen Moltke Homo-
sexualität und homosexuelle Handlungen vorgeworfen werden Es würde sich darum
handeln: Ist Das, was Sie ihm vorgeworfen haben, wahr oder nicht? Es fragt
sich, welchen Standpunkt man einnimmt Der Angeklagte hat keine Beweislast und
er kann nur dann für schuldig erklärt werden, wenn Das. was er behauptet hat,
nicht wahr ist, und der Gerichtshof hat sich davon eine Ueberzeugung zu verschaffen.

Er hat Das auch zu beweisen. Aber es liegt ja natürlich im Interesse des Ange-
klagten, dem Gerichtshof Momente an die Hand zu geben, aus denen Der nun
schöpfen kann, daß Das, was er behauptet hat, wahr ist. Der Gerichtshof würde
nur dannzu einer Schuld Ihrerseits kommen, wenn angenommen wird, Gras Moltke
habe sich nicht homosexuell bethätigt. DieUeberzeugung muß der Gerichtshof haben.
Er muß sie sich verschaffen. Der Angeklagte braucht sie nicht zu verschaffen, er hat
keine Beweislast. Aber ich habe vorhin schon betont, das es Etwas ist, das für den
Angeklagten günstig ist; so liegt es im Interesse des Angeklagten, zu sagen: Ich
habe Das und Das anzugeben nach der Richtung.

Harden: Herr Präsident, die Stunden, in denen ich die Ehre hatte, hier
sprechen zu dürsen, habe ich benutzt, um Ihnen zu sagen: Ich habe in meiner Zeit-
schrift den Grafen Moltke nicht der Homosexualität beschuldigt. Es wäre inkon-
sequent, wäre thöricht, wenn ich mich jetzt hinstellen und sagen würde: Weil Sie
annehmen könnten, ich habe den Vorwurf gemacht, will ich seine Berechtigung hier
beweisen. Dazu kommt das Schriftstück, aus dem Graf Moltke anerkennt, daß ich
ihm diesen Borwurf in meiner Zeitschrift nicht gemacht habe. In diesem Stadium
der Sache liegt für mich nickt der mindeste Grund vor, Beweise gegen den Grafen
Moltke zu produziren. Und meineEmpsindung? JchsageJhnen offen: Wenn ichzu
wählen hätte, ob ich den Grafen Moltke t ahm, wo sein bester Freund heute ist, bringen
oder in Peterwitz oder Breslau ruhig sitzen lassen wolle, so würde ich unbedingt die
zweite Möglichkeit vorziehen; ich würdeihn in Ruhelassen. Ich konnte genöthigt sein,
furchtbar traurige Mißstände ohne Erbarmen zu entschleiern, so lange ich glaubte,
diese Entschleierung sei nöthig, damit die Mißstände beseitigt werden. Auch da habe
ich, wie Sie Alle wissen oder wenigstens wissen könnten, mich Schritt vor Schritt erst
drängen lassen. Von Gerichten. In dem Augenblick aber, der jetzt gekommen ist,
lautet die Frage so: Willst Du, Harden, nur um Dich einer etwa möglichen
Strafe zu entziehen, Dich zu neuen Entschleierungen entschließen, deren Fol-
gen noch gar nicht zu übersehen sind? Diese Frage würde ich mir gar nicht erst
stellen; und sie, wenn ein Anderer sie stellte, rundweg verneinen. Meine Artikel
liegen vor Ihnen. Das, was ich darüber zu sagen hatte, habe ich gesagt. Ich kann,
wenn es gewünscht wird oder wenn es mir im Verlauf der Sache irgendwie nöthig
erscheint, noch besser und klarer es zu sagen versuchen. Wenn der Gerichtshof mich
dann verurtheilt: vortrefflich; dann ist ein vorläufiger oder definitiver Abschluß
der Sache erreicht (und ich werde die Konsequenzen zu tragen wissen, wenn es ein
definitiver ist). Irgendeine weitere Unterlage zu „Feststellungen" zu liefern, habe
ich in diesem Moment gar keine Veranlassung. Was sollte mich bestimmen? Die
Furcht vor einer neuen irrigen Deutung? Die Furcht vor einer Strafe? Niemals.

Lehmann: Dann bleibt nur übrig, daß wir den Grafen Moltke fragen,
ob er homosexuell sich bethätigt hat.

Preuß: Ich würde vorschlagen, den Herrn Vertreter des Nebenklägers dar-

über zu hören, wie er sich zu der Beweisaufnahme, überhaupt zu den Auslassungen
des Herrn Angeklagten stellt.
Sello: Ich stehe auf dem Standpunkt und habe von Anfang an darauf
gestanden, daß nach den Erklärungen vom neunzehnten und zweiundzwanzigsten
März, die von dem Herrn Nebenkläger aus eigener Initiative abgegeben wurden,
nicht nothwendig sein wird, die Frage an ihn zu stellen. Die Behauptung ist nicht
aufgestellt; Graf Moltke hat erklärt, er finde in den Artikeln des Herrn Harden
nicht den Vorwurf der Homosexualität.
Lehmann: Weiter haben Sie nichts zu erklären?
Sello: Ich wüßte nicht, was ich weiter erklären sollte. Ich werde voraus-
sichtlich keine Anträge stellen.
Bernstein: Auch ich werde keine Beweisaufnahme beantragen. Ich bin
der Meinung, daß es nicht dem Sinn und der Intention des Gesetzes entspräche,
wenn eine Beweisaufnahme stattfände über einen nach der übereinstimmenden
Angabe des Klägers und des Angeklagten nicht gemachten Vorwurf. Hat das Ge-
richt überhaupt das Recht, eine von keiner Seite aufgestellte Behauptung auf ihre
Wahrheit hin zu prüfen! Ich glaube, nicht einmal das Recht; um wie viel weniger
die Pflicht! Das Gericht fragt: Herr Angeklagter, für den Fall, daß das Gericht
diesen Vorwmf aus Ihren Aeutzerungen entnimmt, wie gedenken Sie ihn zu be-
weisen? Aus irgendwelchen Gründen (und es sind die aüeredelsten Gründe, die
Herrn Harden zur Reserve bestimmen) sagt der Angeklagte: Ich wünsche gar nicht,
hier Etwas zu beweisen. Dann hat der Gerichtshof zu antworten: Schön, Herr
Angeklagter, dann müssen Sie die Konsequenzen aus sich nehmen.
Lehmann: Ja, wenn der Gerichtshof von der Unwahrheit derBehaupwng
überzeugt ist.
Bernstein: Nehmen Sle an, wir hätten jetzt eine Verhandlung und das
Gericht würde sagen: Ich bin nicht überzeugt von der Unwahrheit der Behaupt-
ung, die der Angeklagte bestreitet. Nach meiner Auffassung dürfte ohne Unter-
lage das Gericht Das gar nicht äußern. Der Nebenkläger könnte dem Gericht das
Recht bestreiten. Uebrigens erklärt sich der Herr Nebenkläger ja für befrieMgt.
Lehmann: Wenn der Herr Nebenkläger Das von Anfang an gesagt hätte,
wäre es schön.
Bernstein: Inzwischen ist doch sehr Vieles geschehen. Giebt es ein Hin-
derniß, durch die Ereignisse sich belehren zu lassen? Ich beantrage ausdrücklich,
von jeder Beweisaufnahme abzusehen.
Preutz: Ich schließe mich dem Antrag an.
Sello: Ich schließe mich ebenfalls an. Mein Klient ist nach allen vorliegen-
den ärztlichen Zeugnissen ein Todeskandidat, der den Wunsch hat, den Rest seines
Lebens unangefochten in ländlicher Zurückgezogenheit zu verbringen. Cr ist mW
dem Wunsch an das Gericht gekommen, ausgestattet mit einem Zeugniß von sei-
nem Arzt, welches lautet: „Herr Kuno Graf von Moltke leidet an einer chrom^bew

Erkrankung des Nervensystems", von körperlichen Anstrengungen und seelischen Aufregungen befreit zu bleiben. Er unternahmdie RückreisevonMerannach Berlin gegen den ärztlichen Rath. Herr Harden hat auf Zuspruch die Erklärung abgegeben, daß in den Artikeln der Vorwurf der Homosixualität nicht erhoben sei, und Graf Moltke hat sich davon überzeugt, daß der Vorwurf in den Artikeln gegen ihn nicht ausgesprochen sei Ich brauche nicht zu erklären, daß in der Zwischenzeit sich Mancherlei zugetragen hat, was auf die Auffassung der Artikel durch denHcrrn Nebenkläger von Einfloß sein konnte, so daß er sich hat überzeugen können, daß die Spitze gerade nach dieser Richtung hin sich gegen einen ganz Anderen richtet als gegen ihn, und wohl aus dieser Ueberzeugung (ich kann ja in der Seele eines Anderen nicht stecken) hat derHerrNebenttäger sich gesagt: Durch die vorige Verhandlung ist objektiv nachgewiesen, daß der Vorwurf der Homosexualität mich nicht trifft, ich habe deshalb auch keine Veranlassung, mich in diesem Verfallen zu verantworten gegen einen Vorwurf, der gar nicht erhoben ist. Von diesem Standpunkt aus bin ich der Meinung, daß wir weder in objektiver noch in subjektiver Beziehung einer Beweisaufnahme bedürfen.

Preuß: Ich darf wohl noch eine Frage an den Herrn Justizrath richten. Ich verstehe doch richtig, daß die Absicht des Grafen Moltke dahin gegangen ist, den Strafantrag zurückzuziehen, und dann, daß es ihm außerordentlich erwünscht wäre, wenn die Wirkung des Strafanirages vereitelt würde.

Sello: Ich habe keinenZweifel darüber, diese Erklärung abgebenzudürfen.

Harden: Die Beleidigung wird nur aufAntrag verfolgt. Dieser Satz kann im Vernunftbereich, zu dem auch das Offizialverfahren immer gehören müßte, nur bedeuten: Die Beleidung wird nur verfolgt, so lange der Beleidigte die Verfolgung wünscht Wünscht er sie nicht mehr, fühlt er sich nicht mehr beleidigt, so ist die Verfolgung zwecklos; es sott nicht unhöflich klingen, wenn ich sage: sinnlos. Die Meinung über Worte, durch die man sich verletzt fühlte, kann sich ändern. Es ist wohl nicht allzu geschmacklos, wenn ich an Das erinnere, was sich hier vorhin abspielte. Ich habe mich aufs Tiefste beleidigt gefühlt und bin dann durch Erklärungen, die den Herrn Vorsitzenden ehren, zu der Ueberzeugung gekommen, daß er in diesem Augenblick nicht die Absicht hatte, mich zu beleidigen. Wenn es keinen Beleidigten mehr giebt, sollte man auch nicht mehr nach einem Beleidiger birschen. Wie liegt denn hier nun die Sache? Graf Moltke hat sich zunächst durch die Artikel gar nicht beleidigt gefühlt. Die Anderen aber, die nichts gegen mich zu unternehmen wagten, haben ihn gehetzt und vorgeschickt; vielleicht, weil sie meinten, er könne es noch eher als sie riskiren. Oder weil sie ihn für naiv und leichtgläubig hielten und ihn skrupellos ins Ungemach stoßen wollten. Darüber mögen die Meinungen auseinandergehen. Nun muß der Vorgehetzte wohl eingesehen haben: Du hastMrklich einen großen Theil Deines Lebens zwischen solchen Leuten verbracht und hast sie nicht erkannt. Friß und Philipp Eulenburg, Fritz und Wilhelm

Hohenau, Wedel, Lynar, Wendelstadt, Lecomte; und so weiter. Auf der Basis
dieser neuen Erkenntniß mag der Graf die Artikel noch einmal gelesen und sich
gesagt haben: Im Grunde ist das wirklich Harte nicht gegen Dich gerichtet, son-
dern gegen Andere, und zwar (was für Den, der es geschrieben hat, erheblich ins
Gewicht fällt) mit vollem Recht. Graf Mollke, den ich für einen Patrioten halten
muß, wird sich gesagt haben: Was da ein Privatmann mit Gefährdung seines
Lebens (nicht nur feiner Freiheit: die Kinaedenzunft hat mir ganz direkt nach dem
Leben getrachtet und ein junger Lieutenant aus sehr noblem Haus hat geschworen,
er werde mich abschießen) unternommen hat, war nothwendig und hat sich als nütz-
lich erwiesen; deshalb werde ich als Christ und deutscher Edelmann nicht daran
mitwirken, daß er verurtheilt wird und entweder einen noch größerm Vermögens-
verlust hat oder gar mit seinen ramponirten Gesundheitoerhältnissen ins Gefäng-
niß kommt; deshalb unterzeichne ich die Erklärung und lasse Herrn Harden fra-
gen, ob er sie auch unterzeichnen wolle. Dann haben wir die Möglichkeit, die Sache
aus der Welt zu schaffen. Was soll nun geschehen? Meine Artikel sind da und ich
habe gesagt, was meine Artikel bedeuten. Ich meine, kein Gericht hätte je das
Recht, einfach aus der Tiefe des Gemüthes die Behauptung zu schöpfen, meine
Interpretation sei falsch. Dafür müßte ein Beweis erbracht wer)en. Das einfach
„thatsächlich festzustellen", mag ein Brauch sein; doch ifts einer, von dem der Bruch
mehr ehrt als die Befolgung. Ein Beweis gegen meine Erklärung des von mir
Geschriebenen, Gedruckten ist von keiner Seite angetreten oder auch nur versucht
worden; und um meine Artikel handelt es sich doch. Die haben nützlich gewirkt,
durch die fühlt Graf Moltke sich nicht beleidigt und gegen ihre Nuancirung ist da-
durch nichts erwiesen, daß ein Herr in der Robe sie bestreitet.
Weiter. Ich habe diese Sache von Anfang an als Politiker gefühlt und
werdö'sie stets so führen; auf jedeGefahr. Sie sind Richter, mcineHerren. Wenn
gesagt wird, Gerichtesollen keine Politik treiben, ist aber nicht gemeint, der Richter
solle vergessen, daß er in der Welt der Wirklichkeit lebt und das Wohl seiner Hei«
math zu wahrcn hat. Nach inneren und äußeren Kämpfen geht es unserem Reich
endlich etwas besser. Vor Ihnen steht ein Mann, den Sie vielleicht nicht leiden
mögen, dessenStil, dessen Art Ihnen nichl sympathisch ist, der in seinem schweren
Leben aber nichts gethan hat, was irgendwie seine Ehre mindern, seinen Muth in
Frage stellen kann. Dieser MannsagtJhnen, in Uebereinftimmungmit demKläger:
Die Beschuldigung, die Sieherauslesen wollen, stehtnichtin diesen Artikeln. Dürfen
Sie ihm, weils Ihnen so gefällt, den Glauben weigern? Ich habe in jedem Stadium
der leidigen Sache, ohne Rücksicht auf meinen Vortheil, vor einer Beweisausnahme
gewarnt. Weil ich waffenlos war? Heute glauben Sie Das nicht mehr. Jedesmal
hat sich die Berechtigung meines Wainens nachher ergeben. Hören Sie diesmal
endlich darauf! Thun Sie, was Sie wollen; verurteilen Sie mich: Das interessirt
mich wirklich nicht. Aber ersparen Sie dem Reich neuen Lärm von weithin hörbarem

Widerhall. Heute, wo es uns endlich ein Bischen besser geht. Jedes Urtheil kann'ich hinnehmen; nicht jede „Feststellung". Niemand verlangt, daß Sie Zeugen hören. Der Herr Oberstaatsanwalt, der Herr Vertreter des Nebenklägers sind gegen die Vernehmung des Grafen; gegen dessen beeidete Aussage. Sie haben meine Artikel und können in sie hinein, aus ihnen heraus lesen, was Ihnen bellebt. Wenn Ihr Gewissen dazu stark genug ist, verurtheilen Sic mich; aber stellen Sie nicht „fest", was ich dann wieder umstürzen muß? Muß, meine Herren! Ich habe nur eine einzige Bitte: Keine Beweisaufnahme!

Lehmann: Falls nun das Gericht abtr doch annimmt, die Homosexualtät sei behauptet worden?

Hard en: Das muß ich dem Gerichtshof anhcimstellcn. Hier sind drei Parteien, wenn ich so sagen darf: Ankläger, Nebenkläger, Angeklagter; alle drei einig in dem Bewußtsein, daß es Situationen giebt, in denen man den Muth baben muß, höher zu fühlen als am Alltag. Alle Drei bringen gewisse Opfer, Jed?r in seiner Weise, und sagen: Wir lehnen die Verantwortung dafür ab, daß Herrn Harden ein Beweis aufgezwungen wird, den er m diesem Augenblick unter keinen Umständen führen will. Gründe? Unter anderen der, daß Herr Harden ja nicht auf Moltke beschränkt werden könnte; daß er natürlich die ganze Gruppe beleuchten dürfte und müßte. Ich habe gar kein Bedürfnis hier Ne P ozesse gegen Eulenburg und Genossen zu führen. Will die Vierte Strafkammer die Verantwoitung auf sich nehmen, die wir Drei ablehnen? Dann mag sics thun Ich kann nur noch einmal dringend bitten: Zwingen Sie mich nicht, den eigennutzlos gewählten Standpunkt aufzugeben! Hier ist die Gelegenheit, zu Aller Nutzen und Keinem zum Leid eine traurige Sache, die aber unvermeidlich war, endgiltig zu bestatten. Erfüllen Sie meinen Wunsch, dann wird weder kriminalistische noch publizistische Behandlung mehr nölhig sein; selbst wenn Sie den Muth haben, eine Strafe zu verhäng gen. Die ist in diesem Fall winzige Nebensache.

Lehmann: Aber das Recht?

Harden: Das Recht, Herr Pläsident, ist nicht eine Sache, die man sich in einem Reagcnsglas aufbewahrt denken darf. Das Recht war, ist und wird immer sein: das Resultat von Kraftverhältnissen, die sich durchzusetzen versucht haben. Das Recht bleibt stets mit politischen und sozialen Erwägungen aller Art durchtränkt. Wenn die Herren nun zurückkommen und verkünden: Du hast uns zwar eine Jnterpretatron gegeben, gegen die wir nichts Haltbares vorbringen können; aber wir, die nicht unbefangen, sondern unter einer Suggestion an die Lecture gingen, finden Anderes darin; wittern im April 1909 Anderes, als im Winter 1906 gesagt war. Ist Das dann „Recht'? War Ihr voriges Urtheil, das mit all seinen tatsächlichen Feststellungen vernichtet ist, etwa „Recht"? Sind Sie jetzt auf dem Weg zu sicherer Wahrheit? Sie stehen vor ernster Entscheidung. Und werden gewiß den Satz nicht vergessen: Suminum Ms suinmn wjni'ja.

Prozeß Mottle wider Hardm.
Das Gericht beschließt, dem Grafen Moltke nur die eine Frage vorzulegen,
ob er sich homosexuell bethätigt habe.
Lehmann: An den Herrn Grafen soll nur die Frage gerichtet werden:
Haben Sie sich homosexuell bethätigt? Weiter wollen wir nichts. Aber die Frage
brauchen wir; sonst können wir nicht zu einer Verurteilung kommen.
Harden: Darauf bestehe ich ja nicht. Ein anderer Ausgang wäre immer-
hin denkbar.
Lehmann: Ich wollte sagen: zu einem Urtheil.
Harden: Und wenn die Bafts, die der Gerichtshof für nöthig hält, ge-
schaffen ist, dann, vermuthe ich. wird der Beweis dafür kommen, daß ich behauptet
habe, der Graf habe sich homosexuell bethätigt.
Lehmann: Ja.
Harden: Danke.
Pause.
Lehmann: Herr Graf von Moltke, wrr wollen nur die Frage an Sie
richten, ob Sie homosexuell sich bethätigt haben Das ist unsere Hauptfrage, die
wir haben. Selbstverständlich braucht Jemand auf Fragen, durch deren Beant-
wortung er sich einer strafbarm Handlung schuldig bekennt, keine Antwort zu ge-
ben. Die Aussage muß der Wahrheit entsprechen. (Der Zeuge wird beeidet.) Mit
Vornamen heißen Sie?
Zeuge Graf von Moltke: Kuno.
Lehmann: Sie sind wie alt?
Moltke: Einundfechzig Jahre. Evangelisch.
Lehmann: Ich bitte, die Frage zu beantworten.
Moltke: Ich bin meiner festen Ueberzeugung nach nicht homosexuell ver- ,
anlagt, habe nie zu männlichen Personen eine sinnliche Leidenschaft empfunden
und nie mit männlichen Personen geschlechtlichen Umgang gehabt.
Lehmann: Das wollte der Gerichtshof wissen. Auf weitere Fragen will
ich keinen Werth legen. Haben die Prozeßparteien Fragen an den Herrn Zeugen?
Harden: Ich bleibe so lange, wie es mir möglich ist, auf dem Boden der
auf Wunsch des Grafen Moltke von mir unterzeichneten Erklärung und werde
abwarten, wie diese Aussage verwerthet wird. Davon muß ich meinen Entschluß
abhängig machen. Ich habe im Augenblick also keine Frage zu stellen.
Sello: Ich möchte beantragen, den Herrn Zeugen zu entlassen auf Grund
des letzten ärztlichen Zeugnisses, dessen Inhalt ich schon mitgetheilt habe.
Lehmann: Steht Etwas entgegen?
Harden: Ja; ich könnte, zu meinem Bedauern, nicht einwilligen.
Lehmann: Dann bitte ich, Platz zu nehmen, Herr Graf. Der Gerichtshof
würde dann wohl kein weiteres Interesse mehr haben. Es würde ja vielleicht ganz
wünschenswerth für den guten Glauben sein, wmn Sie, Herr Angeklagter, uns
sagten, was Sie gehört haben, so einige kleine Züge aus dem Ehelebsn, die Sie

auch dazu gebracht haben, anzunehmen, daß Graf Moltke homosexuell sei. Ich habe ja die Pflicht, auch Das hervorzuheben, was für den Angeklagten spricht, und muß Das auch als Vorsitzender herausholen und deshalb möchte ich Sie bitten, diese Hauptmomente uns zu sagen nach der Richtung.
Harden: Ich darf die freundliche Abficht nicht verkennen; aber ich kann, aus oft wiederholten Gründen, zur Ausführung nicht mitwirken. Ich habe in diesem Augenblick nichts weiter zu sagen.
Lehmann: Sie machen es uns schwer, wirklich; wir sollen möglichst objektiv ein Urtheil fällen und auch Das würdigen, was für den Angeklagter spricht, und es ist doch Pflicht. . . Nein. Das kann ich nicht sagen. Der Angeklagte kann thun und lassen, was er will; aber ich meine, er sollte uns doch auch Das unterbreiten, was für ihn spricht.
Harden: Herr Präsident, wenn ich an der subjektiven Unbefangenhelt des Hohen Gerichtshofes Zweifel hätte, so dürfte ich sie nicht aussprechen. Ich habe aber die allerstärksten Zweifel an der objektiven Unbefangenheit des Gerichtshofes, die berechtigtsten Zweifel; dennerist an die Sache mit einerMeinung herangetreten, die zu finden erst Aufgabe der Verhandlung gewesen wäre. Mit der Meinung, daß in den Artikeln stche, Graf Moltke habe sich homosexuell bethätigt. Das hat selbst der Staatsanwalt, der die Anklage erhoben hat, nicht behauptet. Dieser Gerichtshof hält es einfach für erwiesen. Das ist die Folge einer Massensuggestion. Nennen Sie es, wie Sie wollen. Sie stellen fest, trotz dem Widerspruch beider Parteien, was ich gesagt habe, und zwingen dann, abermals gegen unseren eigenen Protest, den Herrn Grafen, in eigener Sache zu schwören. Da lst für mich die Möglichkeit einer Mitwirkung nicht gegeben. Ich kann in dieser Verhandlung nicht eine sehen, die auch nur irgendwie dem Interesse des Angeklagten gerecht wird. Ich sage Das nur, weil ich dazu provozirt worden bin.
Lehmann: Sie sollten aber jetzt dem Gerichtshof doch Angaben machen. Sagen Sie uns doch nur die Momente, die Sie'uns in der früheren Verhandlung auch mitgetheilt haben.
Harden: Hier giebts doch nur zwei Möglichkeiten. Entweder den unbarmherzigen Kampf, gegen den das in der vorigen Verhandlung Vorgebrachte (an der ich, als Schwerkranker, gar nicht mitwirken konnte) ein sanst s Geplänkel wäre, oder daS loyale Beharren auf dem Standpunkt, auf den ich mich auf Anregung des Herrn Grafen und seiner Freunde gestellt habe. EmDrtttes giebt es nicht. Mein guter Glaube? Darüber soll ich reden? Wenn Sie den, nach allem Geschehenen, noch diskut^rm wollen: ich kann Sie nicht hindern. Aber mitreden? Ich danke. Wie die Dinge jetzt stehen, bleibt nichts übrig, als die Plaidoyers zu hören.
Lehmann: Es bleibt dann wirklich nichts übrig. Ich hatte gehofft, daß Sie uns die Momente, die Sie aus dem Eheleben gehört haben, darstellen würden«
Harden: Herr Präsident, ich vermzg offenbar nicht so, wie ich es wünscht^

mich verständlich zu machen. Ich würde doch der äußersten Inkonsequenz schuldig werden. Ich habe, im Einvernehmen mit dem Herrn Nebenkläger, immer wieder gesagt: Der Vorwurf ist in den Artikeln gar nicht gemacht worden. Nun soll ich sagen: Ich habe ihn doch gemacht und ich hatte die und die Symptome dafür. Das könnte ich weder vor dem Herrn Grafen noch vor mir selbst rechtfertigen.
Lehmann: Nennen Sie uns doch die Tatsachen, die Sie gehört haben.
Harden: Wohin kämen wir dann? Zu Dem, was ich nicht will.
Lehmann: Das, was ich will, ist zu Ihren Gunsten.
Harden: Das verkenneich durchaus nicht.
Lehmann: Es wäre gut, wenn Sie sagten: Das und Das war mir auffällig. Da die früheren Aufstellungen vom Reichsgericht aufgehoben worden find^ müssen wir Etwas haben, das wir fürs Uctheil verwerthen können.
Harden: Wenn der Gerichtshof der Meinung ist, daß er irgendwelche tatsächlichen Feststellungen noch braucht, für oder gegen den Angeklagten, so hat cr ja dle Macht, sie sich zu schaffen. Ich muh meine Mitwirkung verweigern. Wir sind, Herr Pläsident, eben verschiedener Meinung über Das, was dem Interesse des Angeklagten entspricht. Ich bin der Meinung, der Angeklagte hat in diesem Verfahren nur das Interesse, nachzuweisen, daß in seinen Artikeln homosexuelle Betätigung des Grasen Moltke nicht behauptet worden ist.
Lehmann: Aber wenn der Gerichtshof sich auf einen anderen Standpunkt stellt, muß ich auch in diesem Fall für den Angeklagten sorgen.
Harden: Volsntl non fit ji^uriÄ.
Lehmann: Das g?ht nicht. Wir sind nicht im Cioilprozeßverfahren. Das wäre für das Cioilprozeßverfahren richtig. Jin Strafprozetzverfahren geht es nicht.
Harden: Ich glaube nickt, daß derH.'rr Präsident irgendeine Möglichkeit hat, mich zu veranlassen, über Dinge zu sprechen, über die ich nicht sprechen will.
Lehmann: Nein. Wir können den Angeklagten nicht zwingen, zu sagen, was zu seinem Gunsten spricht. Das ist richtig. Aber es wäre doch verständig, wenn er es thäte und so dazu beitrüge, daß das Urthcil der Sachlage entspricht.
Harden: Herr Präsident, wenn der Gerichtshof nach Allem, was er hier gehört und auch gesehen hat, die Grundlage für ein gerechtes Urtheil noch nicht gefunden hat . . .
Lehmann: Ja, jedes Urtheil muß aber begründet werden, läßt sich nur auf Thatsachen begründen, die in der Verhandlung vorgeführt worden sind. Wir haben bis jetzt nach der Richtung keine greifbaren Thstsachen.
Harden: Es giebt noch eine Partei in oiesemProzeß: die Anklagebchörde. Der Herr Vertreter der Anklagebchörde muß doch wohl den Eindruck haben, was hier vorliegt, genüge; sonst würde er versuchen, durch Zeugenaussagen das ihm nöthig Scheinende feststellen zu lassen. Ueber die Notwendigkeit kann man offenbar also verschiedener Meinung fein.

Lehmann: Ich wollte eine weitere Beweisaufnahme eben vermeiden und
deshalb hören, was Sie uns sagen. Wir könnten Ihnen dann ja Glauben schen-
ken und ein Urtheil auf Grund Ihrer Angaben fällen.
Harden: Das ist ja recht freundlich gemeint. Aber da den Angaben, die
ich mit Einsetzung meiner seelischen Kraft hier gemacht habe, nicht geglaubt worden
ist: warum sollte mir geglaubt werden, wenn ich erzählte, was die frühere Ehe-
frau^und deren Verwandte mir berichtet haben?
Lehmann: Ich meine, Sie könnten es versuchen.
Harden: Welche Rolle soll ich dem anwesenden Herrn Nebenkläger gegen-
über spielen? Seit dem neunzehnten März ist von uns Beiden der Wunsch aus-
gesprochen worden, diese Erörterung möge vermieden werden. Der Herr Nebenklä-
ger hat Alles gethan, was er thun zu können glaubte, um sie zu vermeiden. Er
hat auch nicht ge wünscht, hierher zu kommen und auszusagen. Nun soll ich die Ge-
schichte wieder anfangen? Neben Strafgesetzbuch und Strafprozeßordnung giebt
es noch ein Gesetzbuch der Anstandsbegriffe. Wenn ich im Nebenzimmer mich mir
einem Gentleman, dem ich mich im Rang gleichfühle, verglichen habe, ists doch
nicht anständig, hier nun zu tuscheln: Ich habe es in den Artikeln zwar nicht ge-
sagt, aber bedenklich ist die Sache doch, wie Sie gleich hören werden.
Lehmann: Ich begreife nicht, warum Sie die Thatsachen, die Sie schon
einmal angeführt haben, nicht noch einmal erwähnen wollen, um uns den Beweis
zu erleichtern. Sie müssen bedenken, daß es der selbe Gerichtshof ist, der hier sitzt;
wenigstens zum Theil. Sie hältm vielleicht Recht, wenn ein ganz anderer Gerichts-
hof hier säße. Wir müssen feststellen, wie weit die Sache jetzt milder liegt als
früher, und dazu brauchen wir Handhaben.
Harden: Ich bitte, mir zu glauben, daß meine Ueberzeugung eben so fest
begründet ist wie die des Herrn Vorsitzenden. Ich beharre nicht aus Eigensinn,
um Recht zu behalten, auf meinem Standpunkt. Unsere Auffassungen find eben
verschieden. Das kommt im Leben nicht selten vor.
Lehmann: Wir möchten aber einige Thatsachen, die Sie'gehört haben und
die Sie uns geben können, wenn Sie nur wollen.
Harden: Das wäre viel zu schwach. Sie können einem Mann, der im po-
litischen Leben irgendwelche Bedeutung hat, doch nicht zumuthen, er solle sich vor
dem Strafgericht als Angeklagter auf da oder dort Gehörtes berufen.
Lehmann-. Sie haben es uns voriges Jahr gesagt.
Harden: Das war eine ganz andere Situation. Und auch damals (ich
habe die Erklärung hier in meiner Mappe) habe rch gesagt: Die Sache ist politisch
erledigt, ich will keine Beweisaufnahme. Frau von Elbe war nicht von mir, son-
dern von der Staatsanwaltschaft geladen, die sich die Aufgabe gestellt hatte, die
Glaubwürdigkeit dieser Dame zu erschüttern. Was damals geschehen mußte, braucht
heute nicht zu geschehen.

Lehmann: Aber Sie können mir doch wenigstens bestätigen, daß in der
münchenerHauptverKandlung die zweiZeugen Ernst undRiedel beschworen haben,
sie hätten mit Eulenbmg homosexuell verkehrt.
Harden: Das ist ja gerichtsnotorisch.
Lehmann: Nun konstatire ich aus dem vorigen Prozeß, daß Sie für Das,
was Sie gesagt haben, als Grundlage hatten Aeußerungen des Fürsten Bismarck,
Erzählungen aus dem ehelichen Leben, die Ihnen von Frau von Elbe mitgetheilt
waren, und Thatsachen. die Sie aus den Handakten der an der Ehescheidung mit«
wirkenden Anwälte lannZen. Ich muß aber weiter (ich hole Das Wieder zu Ihren
Gunsten heraus) konstaüren. daß wir jetzt wissen: Sie hatten außer diesen Unter-
lagen noch andere, sehr viel festere. Nach dieser Konstatirung brauchen wir darüber
keinen Beweis mehr und es wäre jetzt nur noch wünschenswerth, daß Sie uns
Einiges aus dem Eheleben des Grafen Moltke erzählten Aber ich glaube, Das,
was jetzt erörtert ist und was Sie bestätigt haben, kann genügen.
Preuß: Daß gegen den Fürsten Eulenburg wegen Meineids Anklage er-
hoben und das Hauptverfahren eröffnet worden ist, ist ja gerichtsnotorisch.
Harden: Ich bedaure, noch einmal zum Reden gezwungen zu sein. Aber
ich habe nichts erzählt und nichts bestätigt. Ich muß bitten, mir keinerlei Erklärung
zu unterstellen, aber sich auch nicht auf Dinge zu berufen, die in einem vom höchsten
Gerichtshof ausgelöschten Verfahren wirklich oder angeblich festgestellt worden
sind. Ueber die „Unterlagen" meiner Artikel habeich Ihnen bisher nicht das Aller-
geringste gesagt und die münchener Gerichtsverhandlung gar nicht erwähnt; trotz-
dem dort die Zeugen ja nicht nur über den Fürsten Eulenburg ausgesagt haben.
Lehmann: Wlr kommen nun zu den Schlußreden. H.rr Oberstaatsanwalt!
Preuß: W:r haben heute unter dem Einfluß und Eindruck der zwischen
dem Herrn Angeklagten und dem Herrn Nebenkläger zu Stande gekommenen
Vergleiche verhandeln dürfen. Ich spreche zunächst meine Freude darüber aus, ?aß
ein solcher Vergleich zu Stande gekommen ist, der uns diese ver hältnißmäßig ruhige
Verhandlung erlaubt hat. Wenn der Wllle der beiden Unterzeichner des Ver gleiches
voll und ganz wirksam geworden wäre, dann wäre, wie der Herr Vertreter des
Nebenklägers uns hier gesagt hat, der Strafantrag zurückgenommen und das Ver-
fahren eingestellt worden. Paragraph 6i StGB läßt nun allerdings nicht zu, daß
diesem Parteiwrllen Folge gegeben werde. Immerhin, glaube ich, wird man, von
diesem Vergleich ausgehend, nochmals nachzuprüfen haben, inwieweit es möglich
ist, das Gesetz mit diesem zum Ausdruck gebrachten Parteiwülen in Einklang zu
bringen. Ich möchte zunächst dem Herrn Angeklagten das Zeugnch ausstellen, daß
nach meiner persönlichen Ueberzeugung er bei sämmtlichm Artikeln von durchaus
ehrenwerthen, durchaus patriotischen Erwägungen aus gehandelt hat. Ich füge
noch hinzu, daß auch der Verdacht d-r Sensationlust, der im vorigen Urtheil er-
hoben ist, meiner Ansicht nach^nicht zutrifft, sondern widerlegt wird durch die Ar-

tikel selbst. Da aus den Artikeln unzweideutig hervorgeht, daß der Herr Ange-
klagte diese Sensation hat vermeiden wollen, daß er die Absicht gehabt hat, nicht
Jedem verständlich zu sein, sondern nur Denen, die es anging, um sie zu warnen
und zum Fortbleiben von der Politik, zum Weggehen ins Ausland zu bestimmen.
Wenn ich von diesen Erwägungen ausgehe und hinzunehme, daß der Mann, der
durch die Drohnung des Herrn Angeklagten am Meiste« gefährdet war, entfernt
worden ist, so muß ich zu der Folgerung kommen, daß die Artikel in der Haupt-
sache gegen diesen gefährlichen Mann sich gerichtet haben und daß die übrigen Per-
sonen, die m den Artikeln erwähnt sind, nur nebenher, so weit es zu den Zwecken,
die der Herr Angeklagte verfolgte, nothwendig war, erwähnt worden. Und wenn
man von diesem Gesichtspunkt aus die einzelnen Artikel ansieht, dann scheint mir
doch zweifelhast, ob das Gericht bei den früheren Feststellungen wird bleiben können
und ob nicht wenigstens zum größten Theil die Erklärungen, die der Herr Ange-
klagte heute abgegeben hat, vollen Glauben finden müssen.
(Der Herr Oberstaatsanwalt erörtert nun die einzelnen Sätze und erklärt,
daß er in fünf der inkriminirten Artikel eine irgendwie strafbare Beleidigung nicht
finde. Bleiben die Artikel vom achten Dezember 1W6, vom dreizehnten und vom
siebenundzwanzigsten April: „Abfuhr", Monte Carlino", „Roulette".)
Diese Artikel allein könnten für die Frage einer fortgesetzten Beleidigung
in Frage kommen und begrifflich und rechtlich läßt sich dagegen auch dann nichts
sagen, wenn man in Erwägung zieht, daß zwischen dem achten Dezember und dem
nächsten Artikel vom dreizehnten April ein Zeitraum von vier Monaten liegt. Es
fragt sich nun, ob in diesen Artikeln der Vorwurf der Homosexualität erhoben ist
und ob man eine fortgesetzte Handlung hierin sehen muß. Diese Frage wird der
Gerichtshof zu beantworten haben. Ich glaube, er wird, wie im vorigen Prozeß, sa-
gen, daß Zwar der Vorwurf nicht ausdrücklich gemacht ist, daß aber die Möglichkeit
vorliegt, einen solchen zu finden, und wird mit dem Eventualdolus, wenn ich so
sagen darf, wieder operiren, wie im vorigen Prozeß. Und für diesen Fall, den ich
ja als möglich voraussetzen muß, sehe ich mich genöthigt, auch auf die Frage des
Strafmaßes einzugehen, und da, meine ich, kommen für den Herrn Angeklagten
gegenüber dem vorigen Urtheil eine Reihe von Thatsachen zur Erwägung, die es
meiner Meinung nach ausschließen, daß gegen den Herrn Angeklagten nochmals
auf eine Gefängnißstrafe erkannt wird. Ich bin, wie ich bereits hervorgehoben
habe, überzeugt, daß der Herr Angeklagte von patriotischen Erwägungen ausge-
gangen und daß er auch nicht in irgendeiner Beziehung leichtfertig dabei zu Werke
gegangen ist. Das geht klar aus Allem hervor, was inzwischen geschehen ist. Das
allein muß zur Evidenz nachweifen, daß der Angeklagte nicht leichtfertig mit seinen
Angriffen vorgegangen ist, daß er sich wohl und reiflich überlegt hat, wie weit er
gehen könne, und daß er höchstens eines entschuldbaren Versehens schuldig wäre,
wenn er aus den engen, nahen Beziehungen zwischen dem Grafen Moltke und

dem Fürsten Eulenburg geschloffen hätte, daß auch der Herr Nebenkläger sich ir-
gendwie homosexuell bethätigt habe. ^Nur Das wird gegeiHhn festzustellen sein;
weiterMchts.^Dazu kommt, daßkder Herr Nebenkläger durch seinen HerrnZVer-
treter hier erklärt hat, daß er sich befriedigt fühlt, daß er'sich nicht beleidigt fühlt,
daß er am Liebsten den Strafantrag zurückgezogen hätte.SDas wäre möglich ge-
wesen, wenn die Staatsanwaltschaft,Zdie damals dem Grafen Moltke beispringen
wollteMch nicht in das Verfahren gemischt hätte.^ Nur durch den Umstand, daß
ein öffentliches Verfahren anhänMgeworden iftM die Abficht der Parteien,°den
Streit zu beenden, unausführbar geworden, und ich glaubeAaß der Gerichtshof
auch hierauf Rücksicht nehmen muß.^Jch beantragegegendenAngeklagteneineGeld-
strafe von sechshundert Mark, die Einziehung der Artikel, die beanstandet werden,
nach'meiner Ansicht nur die von^mir erwähnten^drei Artikel, und beantrage die
Auferlegung der Kosten, wie es im vorigen Urthcil bereits geschehen^.
Lehmann: Der Herr Vertreter des Nebenklägers!
Sello: Ich habe nur nochmals zu erklären, daß mein HerrMient mit dem
Herrn Angeklagten in der Anerkennung der Thatsache übereinstimmt, der Vorwurf
der Homosexualität sei in den Artikeln dem Grafen Moltke nicht gemacht. Eine
andere Erklärung ist in diesem Stadium nicht abzugeben.
Lehmann: Der Herr Verteidiger!
Bernstein: Ich bitte, mir die Möglichkeit zu einer Besprechung mit Hsrrn
Harden zu geben, damit wir beschließen^können/ob^wi<noch Anträge stellen.
Lehmann:Mir machen also eine Pause von einigen Minuten«
(Nach der Pause plaidirt Bernstein. Erstellt fest, daß für die Annahme,
dem Nebenkläger sei in den Artikeln Homosexualität vorgeworfen worden, nicht
der Schatten eines^Beweises^erbracht'worden ist/und daß jeder Angeklagte, selbst
der obskurste, erst recht aber einer von Ruf und Ansehen, verlangen dürfe, nicht
ohne Beweis für unglaubwürdig gehalten und verurtheilt zu^werden.)
In dubio pro i-so. Wie viele verschiedene Ansichten haben wir nun über
diese Artikel und ihre Interpretation schon gehört ^Zuerst hat^die Staatsanwalt-
schaft das Eingreifen abgelehnt, dann hat sie^eingegriffen. kJetzt würde^fie sicher
nicht mehr eingreifen, denn die Ereignisse haben sie gelehrt, daß die'ftüheren Vor-
aussetzungen falsch waren. Der Herr Oberstaatsanwalt findet die Behauptung
höchstens in drei Artikeln angedeutet. Und darauf wollen Sie ein verurtheilendes
Erkenntniß bauen? Meine verehrten Herren, es ist absolut nichts Verletzendes
für Sie, wenn ich sage: Sie können die Artikel gar nicht mehr objektiv lesen, weil
sie Ihnen von Anfang an in einer bestimmten Beleuchtung gezeigt worden sind.
Sie haben immer nur auf die paar Sätze geachtet, die inkriminirt worden waren.
Wmn Sie die dahin gehörigen Zeilen zusammenzählen, haben Sie aber erst den
hundertzwanzigsten Theil dieser Artikel, von denen jeder als ein Ganzes genommen
werden müßte Niemals bin ich an der Herrschaft der gesunden Vernunft so irr

geworden wie in den Stunden, wo ich gesehen und gehört habe, wie Herr Haiden
mit dem Aufgebot all seiner geistigen Mittel, all seiner Ausdruckskunst sich ver-
gebens bemüht hat, eine sonnenklare und unbestreitbare Thatsache festzustellen,
die allein die ganze Anklage in Trümmer schlägt. Wenn die Artikel so verstanden
wären, wie hier immer wieder behauptet wird: wo sind die Klagen, die Heraus»
forderungen,die Anzeigen ans Ehrengericht, diedanndoch kommen mußten? Haben
die hohen Herren solche Beleidigung etwa ruhig eingesteckt? Und wo sind die
Zeitungartikel, die sich in dieser Zeit mit der Sache beschäftigt haben? Sicher
nicht unsere ganze Presse, aber ein großer Theil unserer Presse ist auf Sensation
erpicht; auf diese Herren paßt das Wort, über dem Herr Harden thurmhoch steht.
Glauben Sie, daß Die nicht einen Riesenlärm gemacht hätten, wenn sie in der
„Zukunft" die Behauptung gefunden hätten, die bekanntesten Hofherren seien ho-
mosexueller Vergehen schuldig? Sie haben sie nicht gefunden; und haben deshalb
geschwiegen. Vom Oktober bis in den Mai. Bis die Herren vom Hof entfernt waren
und nun Allerlei in die Artikel hineingelesen wurde, was gar nicht drin stand.
PsychologischeThatsachen sind doch auchnicht zu übersehen. Ich kanntzerrn
Haroen nachfühlen, wie (s ihn erbittert, wenn man die offene Deutung seiner
Artikel anzweifelt. Ich meine, von jedem Standpunkt aus sollte man sich darüber
freuen, daß die Deutschen einen solchen Schriftsteller haben, und man soll ihm
glauben, wenn er über Dinge sprickt, die in die vielleicht schwerste Zeit seines
Lebens fallen. Ich begreife Hardens Empörung. Er hat den Muth zu der patrio-
tischen Pflrcht gehabt, den mächtigsten Günstling offm und furchtbar hart anzu-
greifen, weil er ihn für schädlich hielt, und soll nun stine Worte, ohne Gegenbe-
weis, immer wieder anzweifeln lassen. Lesen Sie die Sätze, in denen er auf Phi-
lipp Eulenburg hinweist! Da spüren Sie nicht den Dolch des Briganten, sondern
die stählerne Klinge des furchtlosen Ritters. Wir könnten Gott danken, wenn wir
in Deutschland viele politische Schriftsteller hätten, einerlei, welcher Richtung, die
solche Männerworte in ihrem Kopf und in ihrem Herzen finden. Der Mann, der
diese Sätze geschrieben und der heute zu Ihnen gesprochen hat, darf fordern, daß
seiner Interpretation geglaubt werde. Warum hätte er, der dem starken Eulen-
burg so offen entgegentrat, den viel schwächeren Moltke fürchten sollen? Ich meine,
der Mann steht hoch über allen Jnterpretationkünstm! Zeigen Sie mir doch den
Mann in Deutschland, der die Wahrheit so zu rechter Zeit gesagt hat, in einer
Zeit wo Muth dazu gehörte, nicht getragen von der Wo^e des Beifalls, sondern
in hartem Kampf gegen den Strom. Zeigen Sie mir doch den zweiten Mann!
Könnten Sie ihn mir nennen, wenn ich Sie privatim danach frage? Sie könnten
es nicht. Das Recht darf sich mit der Moral nicht in Widerspruch setzen und die
Moral gebietet, diesem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zu sagen:
Du hast gezeigt, daß Du die schlimmste Gefahr nicht scheust, und wenn Du,
Maximilian Harden, uns erklärst: Ich habe Das nicht gesagt, dann sind wir ver-

pflichtet, Dir zu glauben. Geben Sie Herrn Harden ei« Urtheil, bei dem er als
Ehrenmann sich beruhigen kann, das ihn nicht nöthigt, den Schleier noch weiter
zu lüften, und freuen Sie sich des Rechtes, diese Sache so zu beenden! Herr Har-
den hat mich gebeten, überStrafart undStrafmaß kein Wort zu sagen. Wie Sie
auch urtheilen mögen: der Satz, mit dem ich schließen will, wird von keinem Un-
parteiischen bestritten und von der höchsten Instanz, von der Geschichte, bestätigt
werden. Der Satz: In der Sache, die ihn heute zum vierten Mal vor ein deut-
sches Gericht bringt, hat Maximilian Harden sich um das Deutsche Reich und
das deutsche Volk unvergängliche Verdienste erworben.
Lehmann: Der Herr Angeklagte hat das Schlußwort
Harden: Ich bitte zunächst, noch für einen Augenblick in die Beweisauf-
nahme zurückzukehren. Ich möchte den Grafen Moltke, der hier als Zeuge beeidet
ist, fragen, ob er zugiebt, daß ich meine Artikel sichtig interpretire und daß ihm
darin der Vorwurf der Homosexualität nicht gemacht worden ist.
Moltke: Den direkten Vorwurf der Homosexualität aus einem Wort,
einem Satz oder aus dem Zusammenhang direkt herauszulesen, Das nicht. Die
Schwierigkeit sür mich war ja die, daß ich im Zusammenhang mit anderen Per-
sonen, namentlich dem Fürsten Eulenburg, in gewisser Weise abfärbte und das
Gefühl hatte, in der Oeffentlichkeit das Terrain zu verlieren.
Harden: Ich bin wohl nicht verstanden worden. Ich fragte, ob Graf Moltke
jetzt, wie er durch seine Unterschrift bestätigt hat, überzeugt ist, daß er in diesen
Artikeln nicht der Homosexualität beschuldigt wurde.
Moltke: Der direkte Vorwurf der Homosexualität nicht, wie ich gesagt habe.
Lehmann: Ich werde den Vergleich noch einmal verlesen. (Geschieht.)
Diesen Vergleich, Herr Graf, haben Sie geschloffen?
Moltke: Ich nahm, ohne zu widersprechen, diese Erklärung an*), um dann
mit Herrn Harden zu dem Punkt zu kommen, daß jede weitere Zeugenvernehmung
für überflüssig zu erachten ist, um diesen schweren, langen Streit aus der Welt zu
schaffen, nicht nur zur eigenen Ruhe, sondern auch zur Ruhe des Landes, das wohl
Dessen bedarf. Das ist so mein Gedankengang. Ich hätte überhaupt wohl verzich-
tet auf ein prozessuales Vorgehen hier, wenn mir möglich gewesen wäre, Kriegs-
gericht und Ehrengericht gegen mich durchzusetzen, was aber nicht bestimmungs-
gemäß, nicht gesetzlich möglich war, und ich habe dann den Weg der Prioatklage
beschritten, um in breiter Oeffentlichkeit meine Unbescholtenheit darzuthun. Das
find die Ideen gewesen. Um aber jetzt, nachdem ich zwei Jahre einer solchen un-
glücklichen Ehe gehabt und dann sechs Jahre prozessirt habe und dann diese zwei
schweren Jahre hinter mir habe, wo ich in der Oeffentlichkeit durch die Sensation-
presse auch ziemlich schwer mitgenommen wurde, um zu der Ruhe und dem Frie-
Gias Moltke hat sie am neunzehnten, Harden am einundzwcmzigften März
unterschrieben.

den zu kommen, nach dem man in meinen Jahren sich sehnt, habe ich mich gefreut,
bin ich dankbar gewesen, wie ein Vermittler, der mir wohlbekannt aus früheren
Jahren ist, mir gesagt hat, daß er gern dazu beitragen würde, diejenige Form zu
finden, in der dieser Streit, in der dieser Prozeß vielleicht eine kurze, rasche Er-
ledigung fände. In dieser Weise ist die Sache ausgetragen worden.
Harden: Das ist Alles, was Graf Moltke über die Entstehung des Ver-
gleich es h ier in seiner Eigensch aft als beeideter Zeuge vorzubringen hat ? Das ist Alles?
Moltke: Ja, so ist es mir erinnerlich.
Harden: Danke. Der Herr Zeuge sprach von der Sensationpresse. Sollte
damit gesagt fein: „Beleidigt bin ich nicht von Harden, sondern von der Sensa-
tionprefse"? Ist Das gemeint?
Moltke: Die Sensationprefse hat mich nach meiner Verabschiedung sehr
mitgenommen und mich zum Päderaften einer Hofkamarilla gestempelt, wogegen
nachher°Herr Harden in seiner „Zukunft" protestirt hat. Was habe ich denn gesagt?
Harden: Herr Graf von Moltke, ich bitte, mich nicht wieder mißzuver-
stehen. Auch dieser Punkt ist wichtig. Liegt nicht eine Aeußerung des Grafen
Kuno Moltke vor, worin er sagt: Beleidigt bin ich nicht von Harden, sondern von
der Sensationpresse?Z
Moltke: Ich kann mich nicht erinnern.
Harden: Ich kann mich erinnern Und frage heute nur noch: Meint Graf
Moltke jetzt, daß er von der Sensationprefse beleidigt worden ist?
Moltke: Durch den Schmutz bin ich gezogen worden.
Harden: Von wem?
Moltke: Von der Sensationprefse.
Harden: Danke. Ich habe nun keinen Grund mehr, den Herrn Grafen
hier im Saal festzuhalten.
Lehmann: Wünschen Sie wegzugehen, Herr Graf?
Moltke: Ich könnte es aushalten; aber lieber ist es mir, wenn ich mich
ein Bischen hinlegen kann.
(Der Zeuge wird entlassen.)
Harden: Ich werde Ihre Geduld nicht lange in Anspruch nehmen. Während
der kurzen Pause, die er erbeten hatte, hat Justizrath Bernstein mich daran er-
innert, daß jetzt die letzte Gelegenheit zur Einbringung des für alle Fälle von ihm
vorbereitetenZumfangreichen Beweisantrages gekommen sei; wenn ich sie versäume,
könne ich mich der Gefahr ausfetzen, zum zweiten Mal objektiv ungerecht verur-
theilt zu werden; gewisse Andeutungen, die wir hier gehört haben, lassen ja dar-
auf schließen. Der Herr Oberstaatsanwalt hat schon vor der Verlesung des Er.
öffnungbeschlusfes von der Strafzumessung, der Herr Vorsitzende nachher von der
Verurteilung gesprochen, zu der er eine bestimmte „Feststellung" brauche. Bitte:
eS war mehr als ein lapZiis «alaini! Bernstein meinte, ich könne vielleicht später

meine Zurückhaltung bereuen. Ich habe geantwortet: Ich werde den Beweisantrag nicht einbringen, sondern auf der Basis meiner Artikel und der Ausgleichserklärungen bleiben. Was ist bis jetzt geschehen? Irgendein Versuch, mir nachzuweisen, in den Artikeln stehe Anderes, als ich angegeben habe, ist nicht gemacht worden. Müher hat man versucht, durch die Heranziehung von angeblichen oder wirklichen Privatäußerungen sich eine Art von Beweis zu schaffen; weil man einsah, daß die Artikel allein zur Verurteilung nicht ausreichen. Der Versuch ist heute nicht wiederholt worden. Man hat die Herren, deren Zeugniß mich belasten sollte, nicht gehört; hat sie nach Haus geschickt. Also: nicht der Schatten eines Beweises, der meine Angaben widerlegen könnte. Was ist weiter geschehen? DerHerr Vertreter der Anklage hat gesagt, man dürfe und könne nicht bezweifeln, daß nur patriotische, also dmchaus edle Motive mich zu einem Handeln getrieben haben, das allen niedrigen Regungen fern geblieben sei.^ In zwei, drei Artikeln, meinte er, könne man allenfalls etwas Beleidigendes finden. Ich muß annehmen, daß er nur auf die Stimme seines Gewissers gehört, nur seiner Pflicht zu genügen geglaubt hat, als er diese Behauptung aussprach, die ich für falsch halte, und danach einen Strafantrag stellte, der mich, wie ich heute schon oft gesagt habe, an der ganzen Sache am Wenigsten interessirt. Und diese Thatsachen sollen mich, lieber Bernstein, bestimmen, heute und hier Das zu entfesseln, was ich entfesseln müßte, um endlich einmal von Grund aus aufzuräumen? Nein, noch habe ich ein Kollegium von fünf Mü'nnetn vor mir, das^ nicht gesprochen hat." Das hat jetzt den Thatbestand zu prüfen. Eine Reihe hochpolitischer Artikel Mit kleinen^Randbemerkungen über ten Grafen Moltke; kleinen Spritzern. Es hat die schriftliche Erklärung dieses Grafen Moltke, daß ihm in diesen Artikeln der berüchtigte Vorwurf nicht gemacht worden ist. Es hat die Erklärung des Herrn Oberstaatsanwaltes: Höchst achtbare Motive; im schlimmsten Fall ein entschuldbares Versehen. Das liegt vor. Ti-So: bis zu der Minute, wo das Gerickt di<Schuldfrsge bejaht, werde ich eine zweite Verurtheilung für unmöglich erklären; und wenn eine Verurteilung erfolgt, werde ich ihre Begründung wägen ^'prüfen, was das Urtheil „festgestellt" zu haben behauptet, und danach meine Entschlüsse fassen. Ich wiederhole: Nie werde ich derSpottsucht denWeg in die Vertagendes Deutschen Reiches bahnen und die Vernichtung von Leuten, die noch imManze sitzen, herbeiführen, wenn sichs um keine andere Gefahr handelt^als um die meiner möglichen Be« strafung. Darum den Boulevards Futter^auf die Phansäerkrippe schütten? ^Da giebts fm mich gar kein Schwanken. Ob und^wie ich bestraft werde: Das ist mir vollkommen gleichgiltig. Ich sage Ihnen ganz ruhig: Je bärter ich bestraft werde, in dieser Sache, in diesem Forum, nach diesem^Verfahien, nach^dl/?n Aussagen, um so besser; um so lehrreicher für Mitlebende^und Nachwachsende.

Ich gehe auf Einzelheiten gar nicht mehr ein. Es warmem Verbrechen gsgen Sie, aber auch gegen mich, nenn ich zum aberhundertsten Mal die Artikel

interpretiren wollte. Was darüber zu sogen war, steht in dem Heft vom neunten November 1907; da ist der Schlußvortrag abgedruckt, den ich vor dem Schöffengericht hielt. Es jetzt wiederzukäuen, in dieser Stunde, wo Sie bedrückt find von der Last und, ich darf sagen, auch von der Hitze des Tages? Das wäre eben so trnstr^ wie unfreundlich. Ich will Ihnen also nur einiges Allgemeine sagen.
Der erste politische Eindruck meines Lebens entstand durch die außerordentliche Freundlichkeit, ja, ich darf sagen: Freundschaft, die Fürst Bismarck mir gewährte. Ich darf es sagen, denn er yat es ja selbst oft so genannt. Freilich konnte ein so viel jüngerer ^und so viel kleinerer Mensch nur in begrenztem Sinn als Freund gelten; er hatte ja viel mehr zu empfangen als zu geben. Dieser Mann hat mir immer wieder gesagt: „Ihnen mißfällt der Kaiser als politische Persönlichkeit in vielen wesentlichen Zügen; mir auch. Aber Sie können mir glauben: alle oder mindestens neun Zehntel dieser nicht erfreulichen Seiten wären nicht sichtbar, wenn Philipp Eulenburg nicht seine Sippschaft an ihn herangebracht hätte. Das sind gräßliche Leute; ganz anders als wir; sentimental, geistergläubig, spukscheu (Eulenburg hat an dem Herrn neben anderen Wunderqualitäten ja das Zweite Geficht der Stuarts entdeckt); ohne Sinn für die Nüchternheit des politischen Lebens, ohne den Nerv der Tapferkeit, die eine große Nation braucht; und der größte Theil ist auch noch geschlechtlich abnorm und nicht sauber. Da giebts Zusammenhänge und Hautsympathien, die Unsereins gar nicht versteht." Das habe ich in Varzin, Friedrichsruh und Schönhausen oft gehört und besprochen. Aber nie in meiner Zeitschrift erwähnt Ich habe den Fürsten Eulenburg manchmal politisch, wenn es mir nöthig sch en, bekämpft, aber nie diese Sachen erwähnt.
Einige Jahre danach wandte sich die Frau des Grafen Kuno Moltke an mich. Natürlich nicht, damit ich Etwas über ihre Ehe veröffentliche; ich gebe ja nicht die „Wahrheit" oder ein ähnliches Organ heraus. Nein. Die Dame fand sich in dem Scheidungmozeß von dem Justizrath Sello, dem Vertreter ihres Mannes, ungebührlich hart behandelt und grundlos bedroht; und da sie von Schweningers wußte, daß Sello und ich, in den wechselvollen Peripetien unseres Verkehrs, damals in einer wärmeren Region angelangt waren, meinte sie, meinem Einfluß könne es gelingen, diesen ungemein klugen und gewandten, eben darum aber nicht ungefährlichen Mann zu einer etwas freundlicheren Taktik gegen sie zu bringen. Wir hatten einen Briefwechsel, es gab Verstimmungen und Vergleiche; ich will auf die Einzelheiten nicht eingehen. Ich habe ihm gesagt: Bitte, behandeln Sie die Sache so tolerant, so menschlich, so anständig wie möglich; sonst platzt die Blase einmal und wir bekommen dm größten politischen Skandal, den Deutschland je erlebt hat. Denn Philipp Eulenburg hatte in für ihn typischer Weise, wie er und wie andereMenschenseinersexualpsychischenArt zu thun pflegen,indasEhe, leben seines Freundes Kuno eingegriffen, die Trennung herbeigeführt, die Gräsin g??cil:iat, bis si? aufbrüllte, und natürlich auch gleich für einen Arzt gesorgt, dcr sie für

hysterisch erklärte.Diesmal war der Psychiater äs i-iAueur ein Chirurg; und hatte die
Gräsin vorher, noch während des Scheidungprozefses, als die hehrstes der Märtyrerin-
nen angebetet. Graf Moltke hatte sich dabei mehr passiv verhaltenem jedem Sinn.
Das Wesen dieses Herrn zeigt manchen'anmuthigen Zuz.'Erist sehr artig, gefällig,
liebenswürdig, gebildet (wenigstens für die'Begriffe derWofgesellschaft), musika-
lisch, belesen, sentimental, schwärmerisch;Zund was Sie sonst noch aus diesem Packet
wollen. Nicht gerade geistig produktiv; ach nein. Aber ein angenehmer Herr. Nicht
gerade ein preußischer Kürassier. Etwas zu weich und hold und deshalb wohl leise
Verspottet. Ich will hier nichts enthüllen Zaber ich mutz aussprechen, wasM. Vor-
gesetzte und Kameraden sagten von ihm, er habe seine militärische Karriere am Klavier
gemacht. Abtheilungchef im Großen Generalstab, Kürassieroberst, Brigadier, Stadt-
kommandant von'Berlin,^also auf dem Posten, der den ersten Choc der von den
Hofleuten stets gefürchteten RevolutionMszuhalten hätte: Das ist viel. Jedenfalls:
ein feiner, etwas^wunderlicher Herr,, der nach Moschus und Veilchen duftet, für
manche Nase aber mit einem'noch unlieblicher-n Parfüm behaftet war, well er vierzig
Jahre lang in blind ergebener Freundschaft an Philipp Eulendurg hing. Lassen
Sie sich nur nicht erzählen, daß da oben nicht Dutzende seit Jahrzehnten wußten,
welches GeisteWind dieser Eulenburg war. Wenn man einen Mann von sechzig
Jahren (seit dem letzten Prozeß trägt er ja sogar einen Vollbart) vor sich sieht, kom-
men Einem manche Gerüchte ganz lächerlich vor. Sie müssen sich diesen Herrn aber
als sehr schönen jungen Mann mit höchst schwärmerischen Augen denken; ich habe
solche Bilder hier. Da sieht er aus wie ein verzückter Künstler, der, wie die pariser
Friseure sagen, s'68t tait uns tsw. Den, nicht eine würdig geknickte Excellenz
müssen Sie sich als insspai adie Eulenburgs denken. Vierzig Jahre! Da ent-
stehen Verkehrsformen, die uns Allen völlig fremd sind. Da nennen die Männer
einander „mein Geliebter", „mein Alles". Wenn Einer von der Bahn kommt, ist
ein Geflüster: „Bist Du da, MtiN Gott, wie habe ich mich nach Dir gesehnt!"
Da sitzt der Eine am Klavier und träumt schwärmerisch himmelan und säuselt, wenn
ihn die Frau stört: „Laß mich! Ich dachte an Phili!"Das sind Dinge, die für uns
völlig normwidrig sind, aber noch lange nicht zu der Annahme berechtigen, da müsse
es zu perverser Geschlechtshandlung kommen. Ich habe mich niemals sür die Frage
interesfirt, wie diese Herren ihre Triebe stillten (die, als ich anfing, mich mit ihnen
zu beschäftigen, wohl nicht mehr allzu heiß gewesen sein können).

Ich bin nicht nur von Bismarcks, von der Gräsin Moltke (die weder Schwe-
ninger noch ich jemals der Hysterie auch nur auf Meilen nah gefunden haben),
von deren Sohn und aufgeregten Mutter informirt worden. Ich wußte sehr viel
mehr. So viel, daß ich dem Landgerichtsraih Schmidt, als er mich zum Zeugniß
in Sachen Eulenburg aufforderte, eine Aussage machen mußte, die ein ziemlich
dickes Buch gegeben hätte; sie wird wohl bei Ihren Akten sein. Ich wußte aus
tausend Thatsachen und Symptomen: Das ist eine bis ins Mark ungesunde Ge-

sellschaft; diese Männer sind nicht von unserer Art. Und wenn sie eine normale Frau fragen, werden Sie das Selbe von ihr holen. Die wird Ihnen sagen: Der Mann iP ja höchst nett und artig, aber ich habe solchen Mann noch nie gesehen. Und einen so zartsinnigen preußischen General hats sicher noch nicht oft gegeben. Also eine Menschengruppe, die von aller Realität weltenfern ist und durch ihre Mystik, ihre verhimmelnde Schwärmerei eine ernsthafter Politik schädliche Atmosphäre schafft. Das mußte den Politiker interessircn. Nicht aber, ob einzelne dieser Herren im Kinaedenbatmllon aktiv sind oder jemals waren. Mit der Psyche beschäftigte ich mich, nicht mit dem „noch was" aus Schillers Gedicht. Wollen Sie den Unterschied wirklich nicht anerkennen? Wie unserem tapfersten Dichter, blutete auch mir die Seele, „sah ich das Eulengeschlecht, das. zu dem Lichte sich drängt". Dieses Geschlecht, mit seiner Hyversensivität und Ueberschwänglichkeit, hatte einen Zustand geschaffen, der nüchterner Förderung ernster Staatsgeschäfte nach dem Urtheil aller Sachverständigen im höchsten Grade schädlich war. Beweise? Zoll ich Minister, Botschafter, Generale hierher laden, damit sie es Ihnen bezeugen? Ihnen wiederholen, was sie mir gesagt und geschrieben haben? Ueber das ungeheure, zum Himmel schreiende Unheil, das von Eulenburg und seinen Leuten kam? Ich denke nicht daran. Wozu denn? Sie brauchen mir nicht zu glauben. Soll ich das Deutsche Reich aufwühlen, nur damit Sie mir glauben und ich weniger hart oder gar nicht bestraft werde? Das ist nicht nöthig. Ihre Strafe schreckt, bekümmert mich nicht. Was ich erreichen wollte, ist längst erreicht: diese Einflüsse sind beseitigt und Volk und Kaiser dürfen sich Dessen freuen. Im vorigen Jahr konnte man noch zweifeln. Da hat der Fürst seinen letzten großen Coup gewagt. Da fiel irgendwo das Wort: „Jsenbiel hat sie samos 'rausgehauen." Da galt Phili als makellos und man konnte gauben, dem Verbannten eine Genugthuung schuldig zu sein. Da zitterte Philis schönste Kreatur vor der Rückkehr des Gehaßten. Da war Gefahr im Verzug und ich habe beschlossen, diesen Mann zu vernichten wie ein böses Thier. Kaiser und Reich haben Ruhe vor ihm und Beiden gehts seitdem Keffer als je nach Bismarcks Entlassung. Ein Atgesiras haben wir seitdem nicht erlebt. Wenn Eulenburg blieb, konnten wirs im Balkan finden.

Graf Moltke? Der ist sicher froh, wenn er das liebe Leben hat, ein Bischen Athem, seinen Rock und Rang behält. Der ist ja völlig ausgeschaltet. Der Herzog ist längst gefallen; der Mantel mag meinetwegen bleiben; sich in Schlesien oder sonstwo lüften. Und da sollte ich aus Rachsucht, aus Rechthaberei, oder gar, um forensisch besser dazustehen, ohne äußersten Zwang diese Sache ins Licht rücken? Wozu? Ich sehe keinen Grund. Ich habe niemals (ich sage Das nun zum letzten Mal und sehr, sehr ernsthaft) in irgendeinem der inkriminirten Artikel gesagt: Kuno Moltke treibt Häßliches oder ist wenigstens homosexuell. Ich habe mich in meinem innersten Bewußtsein bis zu der Stunde der Anklage niemals mit dieser Frage beschäftigt; auch nicht mit der klassischen Frage, die Fürst Eulenburg auf der

„Hohenzollern" einem Matrosen gestellt hat. DerHerr,der hier vorhin unterseinem
Eid über den von ihm vorgeschlagenen Vergleich sprach, hat sich immer für ein Bis-
chen asexuell ausgegeben. Undich habe nicht den mindesten Grund, daran zu zweifeln,
und ich kann Sie versichern, nie hat damals der Gedanke mein Bewußtsein gestreift,
daß auch er am Ende auf verbotenen Wegen Sättigung suche. Aber er war der
Mann, der den Fürsten Eulenburg mit Hofstimmungberichten bediente. Das hat
er wahrscheinlich optima üde gethan. In dieser Eigenschaft mußte ich ihn hier
und da nennen; und als Eulenburg mich bitten ließ,ihnum Gottes wMenzuschonen,
er wolle ja fortgehen, da sagte ich: Ich will nichts gegen ihn thun, er soll aller-
dings jetzt in dieser schwierigen Marokkozeit, wo HerrLccomte doch allzu gefähr-
lich für unsere Interessen werden kann, fortgehen; aber die Sache ist damit nicht
ganz abgethan, denn er hat jeden Tag die Möglichkeit, zu erfahren, was hier ge-
schieht, und durch den Msltke. Kanal täglich an die oberste Spitze heranzukommen.
Die Reise nach Territet sichert also nicht vor neuem Schaden. Das ist leider er-
wiesen worden. Darum mußte ein Ende gemacht werden.
Eine von Anfang an vorbedachte Aktion war es nicht. Die Artikel waren
über weite Zeiträume verstreut; es sind sehr umfangreiche historisch-politische Ar-
tikel, und nur wenn sich die Gelegenheit ohne Zwang bot, siel ein Streich auf
Eulenburg und ein Spritzerchen auf Moltke. Auch Das brauchte er sich nicht ge-
fallen zu lassen. Aber wer mit Räubern sein Leben lang in einer Höhle haust,
kann nicht fordern, für einen tübinger Thcologiekandidaten gehalten zu werden.
Den Vorwurf der Homosexualität hat kein Unbefangener herausgelesen. Auch Herr
Justizrath Sello nicht, der mich damals oft mit seinem Besuch erfreute. Auch er
nicht; sonst hätte er mirs ja gesagt und mir den Irrglauben ausgeredet. Kein Un,
befangener hats herausgelesen. Die Anderen? Die allerlei Geflüster und Gewisper
gehört hatten? Du lieber Himmel: Die Kollegen eines Richters, der sich in den
Pausen gern die Nase reichlich begießt, würden sich auch was dabei denken, wenn
irgendwo stände: Nach der Pause war der Herr Vorsitzende merkwürdig ungedul-
dig und erregt. Sie würden einander anstoßen und anlächeln. Der Schreiber braucht
von den Neigungen des Kritifirten aber gar nichts gewußt zu haben. Kein Unbe-
fangener hats herausgelesen. Die Presse hätte sonst gegen Moltke oder (noch viel
lieber) gegen Harden randalirt. Nichts ist geschehen. Nirgends hat man in den Re-
daktionen auch nur die wirklichen Anspielungen verstanden.
Da geschah das Entscheidende: der Deutsche Kaiser wies diesen Männern
die Thür. Warum? Sie werden es hier niemals „feststellen". Fest steht aber die
Thatjache, daß Graf Kuno Moltke niemals gehört worden ist, sich niemals irgend-
wie rechtfertigen durfte; daß der ewige Plessen ihm einfach brüsk das Abschieds-
gesuch abverlangt hat. Details sind hier nicht nöthig. Ist aber anzunehmen, daß
nur die Artikel der „Zukunft" zu diesem Schritt getrieben haben? Leben wir in
einem Reich, wo die beliebtesten Herren weggejagt werden, weil in einem leidlich

angesehenen, aber vom Kaiser durchaus nicht geliebten Blatt ein paar Artikel ge-
gen sie erschienen sind? Darum werden alte Freunde, die man duzte, einfach hin-
ausgeworfen? Darum wird dem Vertreter des beurlaubten Polizeipräsidenten ge-
sagt: Ueber Eulenburg, Moltke, Hohenau, Lecomte brauchen Sie mir nichts mehr
zu erzählen; die sind erledigt; aber von den Anderen aus Hof und Garde will ich
schnell eine Liste?
Als die Geister ausgeräuchert waren und Graf Moltke in die Presse sickern
ließ, er habe mich (zu spät) gefordert, kam der Lärm. Und nun wollte jeder Esel
natürlich längst Alles gewußt haben. Meine Artikel waren in der Erinnerung
verblaßt oder auch nie gelesen worden. Hatte da nicht was von Paedcrasten ge-
standen? Gewiß. Und das Spektakel war fertig. Ich wurde gebeten, der Meute
abzupfeifen; und thats vielleicht etwas zu laut. Aber wenn Sie die ganze Welt-
geschichte durchgehen: Sie können niemals eine schwierigere Aufgabe finden als
den Kampf eines Einzelnen gegen eine Hofclique. Der hat kaum jemals zum Siege
geführt. Das ist beinahe unmöglich. Und Fehler? Wer hat in dies r ?ache denn
keine Fehler gemacht? Sie, meine Herren? Die Staatsanwaltschaft? Graf Moltke?
Meine Fehler sind noch lange nicht die ärgsten, scheint mir; sind nicht sehr be«
trächtlich neben denen der anderen Betheiligten.
G.'ln,. ^u viel schon Ein Mann, von dem wir Alle gern noch Großes
hoffen möchten u . der das Reich, das Volk repräsentirt, hatte, ohne es zu ahnen,
diesem unheilvollen Einfluß dre Schleutzen geöffnet Vier Kanzler hatten sich ver-
gebens bemüht, den Eulenphili um seine okkulte Macht zu bringen; und der größte,
der einzig große der vier hat mir oft gesagt: Manches mag Ihnen noch gelingen,
aber nie, Eulenburg zu stürzen. Und doch ists gelungen; und die Folgen waren
heilsam für Reich und Kaiser. Das sage nicht etwa ich nur: Das sagen alle Sachs
verständigen, die wissen, was geschehen war. Darum kann ich verächtlich das Ge-
sindel belächeln, das brüllt, ich habe das Reich geschädigt. Recht hohe Leute Habens
mir anders geschrieben. Ein aktiver Botschafter, zum Beispiel, den der Kaiser
öffentlich seinen Freund genannt hat und dem ich vorher den bittersten Hohn nicht
erspart hatte, schrieb mir spontan, wie allgemein auch von den besten Männern
des Landes, in dem er akk?editirt sei, mein Handeln anerkannt werde. Ich will
Ihnen solche Briefe nicht vorlegen. Wozu ? Sie, nicht die Poütiker, sind ja hier Richter.
Nur: glauben Sie den Lügnern nicht, die sagen, durch mich habe das Reich gelitten.
Wir konnten und können uns sehen lassen. Ich habe lange gezögert. Ich ließ den
Rädelsführer zweimal schwören. Doppelt hältbefser, sagt der Volksmund. Schließ-
lich hat der Mann selbst den Schlaukopf indieSchlmgegelegt; und die Möglichkeit,
sich selbst zu henkm, würde ich auch minder kräftigen Schädlingen nicht vereiteln.
Seitdem ists bei uns besser geworden und die letzten Vorposten werden wohl auch
bald von den Gipfelchen verschwinden. Heute liegt es anders Für das Reich wäre
nichts zu gewinnen. Und um mich einer Strafe zu entziehen, werde ich den Sumpf
nicht aufrühren. Auch nicht, wenn es mich nur einen Griff in ein Couvert kostete,

der Sache eine andere Wendung zu geben. Niemals. Ich hoffe noch, auch Ihr Spruch
wird mich nicht zwingen, so zu handeln, wie ich nicht handeln wollte.
Wer giebt Ihnen denn das Recht, meinen Angaben nicht zu glauben? Hun-
deite haben mir geschrieben, daß sie die Artikel genau so aufgefaßt haben, wie ich
sie interpretire, und sich zum Zeugniß dafür erboten. Aber Sie tönren Anderes
„feststellen". Weil das Reichsgericht an solche Feststellungen nicht heran kann.
Mein lieber Vertheidiger hat ja viel zu freundlich über mich gesprochen; Eins aber
hat er doch vergessen. Ich habe, als es mir unvermeidlich schien, Einen angegriffen,
der noch viel mächtiger ist, als Fürst Philipp zu Eulenburg je war, und zu ihm ge-
sprochen, wie im deutschen Land vielleicht noch niemals zu einem Gewaltigen ge-
sprochen worden war. Das waren doch andere Kämpfe als^einer gegen den Gene«
rallieutenant z. D. Grafen Kuno Moltke. Soll ich Den fürchten? Der Herr Präsi-
dent hat sogar die Güte gehabt, mich zu provoziren. Sie Alle wissen doch minde-
stens, daß ich eine Fülle von Details vorbringen könnte, die als Symptome unge-
mein wichtig sind. Nach Allem, was Sie wissen, von den Euienburgs, den Hohe-
naus, Farenheit, W.ndelstadt,Wedel,Lccomte, den Eheerlebnissen, steht die Sache
doch so, daß eine Flaumfeder genügen würde, um die Wagschale zum Sinken,
den unglück.ich:n Mann in argen Verdacht zu bringen. Habe ichs versucht? Ihnen
irgendein Detail in der Beweisaufnahme glaubhaft gemacht? Erst nach der Aus-
sage des Grafen Moltke habe ich mich entschlossen, an Einiges zn erinnern; mit
gutem Gruno Ich konnte die ganze Prozedur, wenn ich sie fürchtete, leicht hinaus-
schieben: denn den interessanten Zeugen aus Liebenberg durften Sie mir nicht
weigern. Ich hsb^ ftme Vernehmung gar nicht erst beantragt; keinen einzigen Zeu«
gtn geladen Tn'.Zdem selbst das Vorurtheil heute die Dinge etwas anders werthen
würde als vor anderthalb Jahren All die beschworenen Aussagen über die Ver-
kehrsformcn der beidcn Herren, deren einer nun als ein emsig Homosexueller er-
wiesen ist. Das brauche ick nicht. Ich brauche nur, daß Sie mir glauben. Ich
fürchte Sie nicht, ich weiche Ihnen nicht aus, ich sage nur, was wirklich in den Ar-
tikeln steht. Sie Kälten vielleicht den ganzen Eulenburgskandal vermieden, wenn
Ihr Mißtrauen sich nicht gegen mich, sondern gegen Andere gerichtet hätte, wenn
hier nicht, wider meine Warnung, eine Generalreinigung versucht worden wäre,
zu der hler Niemand berufen war. Heute warne ich noch einmal. Ich kann auch in
dieser Sache, wenn mirs unbedingt nöthig scheint, stets ein anderes Forum finden.
Helfen Sie mir diese Nothwendigkeit verhüten. Glauben Sie, trotzdem Sie sich
bei Ihren „tatsächlichen Feststellungen" festgelegt haben, meinen Angaben. Ver-
suchen Sie nicht, den Rest eines makulirten Fehlurtheils zu retten. Sie sind ge-
wissenhafte Männer Ich habe das Recht, Ihren Glauben zu fordern. Versagen Sie
ihn: die Vierte Strafkammer bleibt mit der Verantwortung belastet.
Ich müßte mich schämen, wenn ich an Ihr Menschengefühl appellirte. Aber
so ganz einfach, wie Sie vielleicht denken, war die Sache doch nicht. Alles, waS

Ihnen hier immer überNervenfoltern und gräßliches Ungemach vorgejammert wird, vergeht vor dem ernstlich prüfenden Blick ja wie Schaum. Wenn mir Jemand nachsagte, ich sei in Männer verliebt, würde ich mich höchstens halbtot lachen und in vergnügter Ruhe vors Gericht gehen, wo es ja nur heiter werden könnte. Darum Nervenfolter und Todkrankheit? Das müßte doch andere Gründe haben. Da hätte ich schon eher Anlaß, zu stöhnen. Ein Privatmann gegen alle Reichsgewalten; und gegen neun Zehntel der Presse, die Oeffentliche Meinung macht. Ein Vermögen hingegeben, Schimpf, Aechtung, Bedrohung aller Art hingenommen. Das will erlebt sein; und kann Einen für den Lebensrest zum finsteren Menschenfeinds wandeln. Und warum das Alles? Weil ich gethan habe, was jetzt Jeder nützlich findet; am Ende sogar der preußisch? Kriegsminister; der sich mit der Revokation nach-gerade allerdings ein Bischen sputen könnte. Darum stehe ich nun zum vierten Mal vor einem deutschen' Gericht. So findet man bei uns sein „Recht", wenn man für eine gute Sacke tapfer gefochten hat. Doch solche Erinnerungen durften mich nicht aus meiner Reserve scheuchen. Man darf den Patriotismus, den man alltäglich auf der Lippe trägt, nicht in die Rumvelkamrner werfen, weil ein privater Quarkvortheil auf dem Spiel steht. Thun Sie, was Sie wollen. Sie haben eine „Be-weisaufnahme" beschloffen, die nur vom Interesse des Grafen Moltke empfohlen war. Sie haben (wenn ich von Anregungen absehe, denen ich nicht nachgeben durfte) für die Herbeischaffung entlastender Momente nicht das Geringste gethan. Ich ver-lange es auch nicht. Aber ehe Sie eine neue Verantwortung auf sich nehmen, über-legen Sie, bitte: Was habe ich geschrieben? Was ist erwiesen? Wie hat sich der Nebenkläger, wie der Angeklagte Ihnen in dieser Verhandlung gezeigt? Was fordert von Ihnen das Staatsinteresse, was das Rechtsgefühl?

Wenn Sie mich verurtheilen, üben Sie (ohne es zu wollen, versteht sich) Willkür, nicht Recht; denn Sie haben mir nicht die kleinste Schuld bewiesen. Thun Sies! Ich habe nichts dagegen. So müssen solche Sachen ja enden; so haben sie in der Geschichte stets geendet. Der Eine sitzt unangetastet in seinem schönen Schloß, der Andere wird von Instanz zu Instanz geschleppt, seiner Arbeit entzogen, ge-schmäht, mit dem Unrath der Preßkloaken beschmutzt, verurtheilt. Das ist die Krönung. So muß es sein. Er hat der schmierigen Katze ja die Schelle angehängt. Thun Sie noch einmal mit, wenn Sie die Verantwortung auf sich nehmen wollen. Wenn es heißen soll, die Vierte Strafkammer am Königlichen Landgericht I Ber-lin hat Harden noch einmal mit ihren Feststellungen beworfen, noch einmal in Schande zu bringen versucht, noch einmal verurtheilt. Ich kann nur wünschen, daß die Strafe dann recht hart sei (an eine Geldstrafe können Sie auf Ihrem Standpunkte ja kaum denken; die wäre doch unverständlich), und bedaure fast, daß Sie über die vier Monate nicht hinauskönnen. Einsperren, brandmarken, stäupen: Das ists.

Ich will ganz ruhig schließen. Ihr Urtheil kann mir nicht ernstlich schaden. Auch Ihnen nicht? Ich glaube, von allen Betheiligten habe ich Ihr Urtheil am

Wenigsten zu fürchten. Und deshalb bitte ich Sie, in Ihrem Berathungzimmer
viel mehr an sich als an mich zu denken. Daran, daß unter einem neuen Fehlspruch
wieder JhrName stünde. Lange würde er ja nicht gelten. Denn wenn Ihr Urtheil
mich unerträglich dünkt: es giebt mehr als ein wirksames Mittel dagegen. DaS
habe ich Ihnen bewiesen. Auch diesmal würde es vielleicht eine Weile dauern.
Aber wir würden uns wiedersehen. Nur: Ihr Name wäre auch von diesem Do-
kument deutscher Rechtspflege nicht wegzukratzen. Ich habe nichts mehr zu sagen.
Lehmann: Ich schließe die Verhandlung. Wir werden bersthen.
Pause.
Der Angeklagte wird, als Verbreiter nicht erweislich wahrer Thatsachen,
die einen Anderen in der öffentlichen Achtung herabsetzen, zu einer Geldstrafe
von sechshundert Mark und zur Tragung der in allen drei Verfahren entstandenen
Kosten verurtheilt; das Gericht hat ihn in allen Punkten schuldig gefunden. Ueber
die Begründung des Urtheils wird erst zu reden sein, wenn es in schriftlicher Aus-
fertigung vorliegt.
Am Tag nach dem Termin ließ Graf Moltke dem Vermtheilten sagen, er
sei ihm für die „Ritterlichkeit feinertzaltung" aufrichtig dankbar. Vorher war cm
den Herrn Generallieutenant z. D. Grafen Kuno Moltke der folgende Brief
(„eingeschrieben") abgegangen:
Grunewalds. 4. 09.
Eurer Excellenz
theile ich das Folgende mit:
AufJhrenWunsch und im Vertrauen aus eine loyale Durchführung des imLauf
der letzten Wochen auf Ihre Anregung Vereinbarten habe ich am einundzwanzigften
März meinen Namen unter dieErZlmung gesetzt, die Tie am Neunzehnte unterzeichnet
hatten und die wir, mit einem gemeinsamen Begleitschreiben, am zweiundzwanzigften
März der Königlichen Staatsanwaltschaft eingereicht haben.
Ihr HerrProzeßvertrc er wird Ihnen bestätigen, daß ich in der Hauptverhand-
lung das dem Menschenmaß Erreichbare geleistet habe, um eine schonende Behandlung
der Sache und der Person zu ermöglichen und dadurch Eurer Excellenz Schmerzliches zu
ersparen. Durch Ihr Verhalten haben Sie mir die Fortsetzung dieser Taktik unmöglich
gemacht und mich Zugleich von der Verantwortung für alles Weitere enlbürdet. Ich bin
an das Vereinbarl enicht mehr gebunden und Habeheute an die Königliche Staatsanwalt-
schaft geschrieben:
„Der Königlichen Staatsanwaltschaft beehre ich mich mitzutheilen, daß
ich nach den geftrigenAussagen des Grafen Kuno von Moltke von den beiden
am zweiundzwanzigsten MZrz der Königlichen Staatsanwaltschaft einge-
reichten Erklärungen meinenNamen zurückziehe und mich vonden darmaus-
gesprochenen Wünschen lossage. Ich ersuche denHerni Ersten Staatsanwalt,
diese Mittheilung unverzüglich dem einstweilen zuständigen Gericht,der Vier-
ten Strafkammer am Königlichen Landgericht I Berlin, zugänglich machen."
In vorzüglicher Hochachtnng
Harden.
He«attSasder und b>rantwortllcker Redakteur' M. bürden «u

Berlin, den 8. Mai 1909.
Türkischroth.

ÄM>ann das Khalifat aus dem Westen importirte Latwergen vertragen?
☐
HWp Das ist, wie imJuli 1908,noch heute dieFrage, vor deren Beantwort-
ung keine haltbarePrognofe möglich wird.Jst,was wir sahen, eines Anfangs
oder nahendenEndesSymptom? EinesAnfangs, schreit, wie aus einer Kehle,
EuropensOeffentlicheMeinung; auchdemOften leuchtetnunderMorgen der
Freiheit und in brüderlicher Gleichheit jauchzen dieMusulmanen zuder jun-
gen Sonne auf. Schreit so laut und häuft die Mären, die Eintagölügen so
hastig, als müsse sie jede Zweifelsfrage schnell überdröhnen und jedem nicht
gehorsam ihrZustimmenden den ganzen Stoff gleich verekeln. AusSchlössern
und Ministerien fliegen Glückwünsche ans Goldene Horn, wo ein Sultan von
meuternden Truppen entthront, ein neueraus dem Prunkkerker auf den Kha-
lifensitz geholt worden ist. Ein preuhischerGenera!oberst(den die für deutsche
PolitikVerantwortlichen ersuchen sollten,seiner journaliftischenBethätigung
engere Schranken zu ziehen)preist dieRebellen und scheint,ohne sich vondem
Fall des Obersten Gaedke schrecken zu lassen, natürlich und vernünftig zu fin-
den, daß Heereshäupter sich einesHcrrn entledigen, der ihnen nicht mehrbe-
hagt. Dcr türkische Militärbeollmächtigte Major Enver Bey, der von der
berlinerBotschaft Urlaub nahm,um rasch mal seinmKaiser abzusetzen, wird
als Held aller Helden gefeiert. Deutsche Byzantiner, deren LeistungfShigkeit
in jeder Fährniß bewährt ward, schreiben über den Mann, der gestern noch
Khan von Byzanz und desDcutschenKaisers bester Freund war, im Stil an-
archistischer Winkelschimpfer. Frösteln die Kronenträger nicht? Rinnt nicht
mählich Angstschweiß aus dem goldenenReif über dieSchläfe? Zar Alexan-
17

der, Re Umberto, Sascha von Serbien, Carlos von Portugal, Kwang-Sü
von China: Alle von Gottes Gnaden Kaiser und Könige; und Alle im Pur-
pur gemordet. HerrnOskar wurde daöKönigsrecht über Norwegen ohneKün-
digungfrist genommen. HerrPeterKarageorgewitsch kam erst auf denThron,
als er denScheinunterzeichnethatte, aufdem erfich verpflichtete, die Verschwö-
rer, unter deren Säbeln Alexander und Draga verbluten sollten, vorStrafoer-
folgungzubewahrenund „ihnenundihrenElbendiehöchstcnStellenimStaat
zu sichern". Als Cencic diese Quittung in der Tasche hatte, konnte das wüste
PaarimKonakgemordet. konntePetervonGottesGnadenund durch den Wil-
len des VolkesKönig von Serbien werden. Damals that die alteEuropanoch
züchtig; murmelte fromme Traktatsprüchlein und stellte sich,alssei,wieinder
Zeit der Nikolai, Metternich, Stahl, die „Solidarität der konservativen Inter-
essen" noch unverjährtesEreigniß. Jetzt ist die Reihe an Abd ul Hamid. Die
Enttäuschung von der Jungtürkenherrschaft hatte Putsche bewirkt, eine Kaser-
nenrevolte(derenUrsprunginderMißachtunggeheiligterGlaubenstraditionzu
suchen war) bot sich als Vorwand: die im Machtcentrum Bedrohten rafften alle
Kräfte zusammen,kopirten das aus dem Jakobinerklub,dem Ballspielhaus und
dem Nationalkonvent Ueberlieferte, liehen den Sultan absehen und holtenihn
mitbewaffneterHand ausdemHarem desAildizpalastes.Das warnicht eines
Hofklüngels Aufstand, wie der Erdosten ihn so oftsah: war dieNachahmung
westeuropäischer Revolution. DasZieliftdieSouverainetätdesVolkes; drum
ward ein müderSchwächling, der drei Jahrzehnte, zwischenLustweibernund
Eunuchen, als Gefangener verbrütet hat, zum Khalifen erkürt. Und die legi-
timen Herren Europas neigen vor den blutrünstigen Siegern zurHuldigung
das Haupt. Osmans Reich soll werden wie Edwards England, vielleicht gar
wie ClemenceausFrankreich (mitGeneralstrike und Staatsanarchie): unddie
Kaiser und Könige von Gottes Gnaden zeigen sich von solcher Entwicklung-
Möglichkeit hoch und höchst entzückt. Das muß derCH:onisteuropäischerGe>
Wissensregung noüren. Dann aber dem Psychologen dasWortlasfen, der vor
derFragesteht: Ist, was wir sahen, eines Anfangs odernahenden Endes Sym-
ptom? Kann dasOsmanenlhalifat ausWestimportirteLatwcrgen vertragen?
Abd ulHamid war, aufseine Weise, ein guter Sultan. Nichtgroh, nicht
genialisch; auch nicht doZ pompöse Scheusal, das Feuilletonschwaßlucht aus
i^m machen will. Der echte Sohn des in heißen Haremsnächten nervös zer-
rütteten Abd ul Medschid und einer listigen Armenierin. Fleißig, schlau, eigen-
sinnig, fromm, betriebsam, skrupellos, furchtsam. Sein Oheim Abd ul Aziz
war, nach einem von den Softas geleiteten Aufstand, entthront und vierzehn
Tage danach imTschcraganpalast gemordet worden.SeinenBruder Mnrad,

ders kaum toller trieb als andere Sultane, hatten Hofrebellen vom Thron in
die Jrrenzelle gestoßen. Jugendeindrücke hasten. Abd ul Hamid wollte von
der Macht, der Herrscherarbeit lebend nicht scheiden. Lieber töten als getötet
werden. Furcht gebar ihm den Muih zur Grausamkeit. (So nennts derEuro-
päersinn; im Orient gilt ein Menschenleben nicht viel und Keiner tadelt den
Sultan, der die Majestät hinter gethürmten Leichenmauern zu sichern sucht.)
Er hat unermüdlich gearbeitet und,rompu melw^manches fürseinLand
Nützliche geleistet. Den Zerfall des Reiches, so gut es nach dem Krimkrieg
und SanStefano ging, aufgehalten; das Heer reorganifirt und den völligen
Staatsbankerot vermieden; durch die Niederzwingung der Griechen dasOs-
manenprestige wiederhergestellt; mit nie versagender Pilotenkunst zwischen
Britanien und Rußland lavnt und die Großmächte an derbem Zugriff ge-
hindert; demEisenstrangunddemDrahtWegegebahnt(nurDynamos wollte
er, der wähnte, da handle sichs um etwas dem Dynamit Verwandtes, nicht in
seineNähe lassen) und dieWirthschaft,wo ers vermochte, gefördert.Aufseine
besondereWeisealsoeinguterSultan.Daßernicht glaubte, dasalte islamische
Weh und Ach sei, nach dem Rezept der Rousseau und Robespierre, mit Frei-
keit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu kuriren, aus einerTheokratie imOrient
Mohammeds bis übermorgen ein modernerVerfasfungstaat„rnitalZem Kom-
fort der Neuzeit" zu machen, setzt den mit allen Salben Geschmierten nur vor
dem Auge politisch und psychologisch unkundiger Zeitungschreiber herab.
Die haben ihn in den Meerkäsig geflucht und geschleppt. Die sind seine
Erben. Unzufriedene (übrigens höchst patriotische und tüchtige)Offiziere sind
dieFaust,Journalisten dasHirn des neuenTürkenfystems. Journalisten, die
Jahre lang in London, Paris, Brüssel gelungert oder Aufrührerblatter redi-
girt,KeirHardie,Jaur6s,Vanderve!de als dierepreseniativs inen edelster
Menschlichkeit angestaunt haben und froh waren, wenn ein reicher Mann aus
Albaner- oder Syrerland sie an seiner Tafel sättigte. Die regiren heute Ba-
jesids und Suleimans Reich. Humaner als Abd ul Hamid? Weniger grau-
sam? Nein. AnWahlschwindel, Sprengeltyrannis undKorruption allerÄrt
haben sie in kurzer Herrschaftzeit das Menschen Mögliche geleistet; und der
Aasdunst der von ihnen Gehenkten, Gemetzelten stinkt zum Halbmond hin-
auf. DasHeer hat sich, in Strategie, Taktikund Tapferkeit, bewährt; dieneue
Staatsmannschaft sich als einen unreifen Rednerhaufen erwiesen. Dem Fung-
türkenkomitee, das ausBosnienAbgeordnete ins stambulerPosfenparlament
wählen wollte und mit der südslavischen Wühlergemeinschaft gegen Oester-
reich konspirirte, hatten wir die böse Balkankrisis zu danken. Die täppische
Thorheit derJungtlnkcn hat dem Kobnrger zm Zarcnkrone, dem Haue Habs-

bürg LothringenzuzweiHaemusprovinzenverholsen. Solcher Anfang konnte
lehren, was von diesen Leuten zu erwarten sei. Aber sie haben, wie alle Ja-
kobinerenkel, dieOeffentliche Meinung für sich. Und in der Heimath noch die
hungernde Hoffnung aller bisher Unbefriedigten. Wird dem türkischenOffi-
zier undBeamten fortan der (viel zu hoch normirte)Sold,vondem erstetsnur
ein Viertel, höchstens ein Drittel erhielt, vom Staat voll und pünktlich aus-
bezahlt werden? Daraufrechnet er,fragt nicht, woherdasGeld kommensolle,
und preist jubelnd drum die Rebellen. Und die Hauptfrage: Wird der Türke,
der im europäischen Theil des Neichsrestes nicht die Mehrheitgewähr hat,
wirdderMohammedaner, der in demChristen immer einen unreinen, starken
und deshalb gefährlichenFeind, in dem Juden gar einen schmutzigen, tückischen
Sklaven sah, sich, weil die regnenden Redatteure so heischen, entschließen,
Christen und Juden in das Besitzrecht zuzulassen, indem er so lange alleinge-
wohnt hat? Ihrem Glauben, ihrer Sitte, ihrem nationalen und politischen
Anspruch die selbe Raumweite zu gönnen wie den vom Prophetenmantel
Gewärmten? Trotzdem von Bukarest aus die Macht der germanischen, von
Sofia aus die Macht der slavischen Christenheit die Reichsflanke bedroht?
Europa sollte vorsichtig warten. Die Erinnerung an die Französische
Revolution könnte bald der an einen vonFortunen begünstigten Dekabriften-
aufstand weichen. Auch unter dem zweiten Nikolai hat sich, im kaltenOrient,
die Selbstherrschaft wieder durchgesetzt; trotzdem die stählerne Gestalt des
Selbstherrschers nicht herbeizuzaubern war. Mohammed und Robespierre,
Koran und OotitilttZociaZ: Das giebt keinenReim. Daß die flinke Moder«
nisirung desKhalifates, einer hochmüthig abgeschlossenen Glaubensgenossen-
schaft, auf die Dauer haltbar sein werde, ist mindestens unwahrscheinlich.
Revolution und Reaktion werden mit einander abwechseln und das Reich so
zerrütten, daß der Angstruf nach einer Militärdiktatur den Schwatz der Bo-
hemepolitiker übertönen wird. Abwarten. Deutschland hat jedenfallskeinen
Grund zum Jubel (und braucht schließlich ja nichtjedesmal mit seinen Sym-
pathien auf der falschen Seite zu sein). Die „sympathischeSpannuyg" kön-
nen wir getrost den Briten überlassen, die einst die Türken xvilk da^ anä
KllzMgo aus Europa jagenwollten und jetzt, inbanger Zeit indischer Sorge,
den Schutzkindern am Bosporus emsig schmeicheln müssen. Dem Deutschen
Reich hat der Jungtürkensieg eine Machtschmälerung und den Verlust der
einzigen Trumpfkarte (mit dem Bildnih Abds ul Hamid) gebracht; könnte
dieDemokratisirung desOsmaueureiches eben so wenig nützen wie die unge-
zügelte Selbsthenlichkeit des Reufsenoolkes. Doch dieses Deutsche Reich ist
stark «nd vermag, was es zum Leben braucht, auch demHordeuhaß abzutrotzen.

Gulliver. *)

sagte meinem Herrn, ich sei von ehrenwerthen Eltern auf einer Insel namens G>W5 England geboren worden, die von seinem Lande um so viele Tagereisen entfernt liege, wie der stärkste der Diener Seiner Gnaden während des Jahreslaufes der Sonne zurückzulegen im Stande sei. Ich habe mich zum Arzt ausgebildet, dessen Gewerbe sei, Wunden und Verletzungen des Leibes zu heilen, die durch Unfälle oder Gewaltthat entstanden seien; mein Land werde von einem weiblichen Menschen beherrscht, den wir eine Königin nennen. Ich habe es verlassen, um mir Reichthum zu erwerben und dann nach meiner Heimkehr mich und meine Familie davon unterhalten zu können. Auf meiner letzten Reise sei ich Befehlshaber des Schiffes gewesen und habe etwa fünfzig Aahoos unter mir gehabt, von denen viele auf See gestorben seien, so daß ich sie durch andere ersetzen mußte, die ich aus verschiedenen Nationen ausgelesen habe. Unser Schiff sei zweimal in G.fahr gewesen, unterzugehen, einmal in einem großen Sturm und ein zweites M>:l durch den Zusammenprall mit einem Felsen.

Der Leser möge freundlichst beachten, daß der folgende Auszug aus vielen Unterredungen, die ich mit meinem Herrn führte, eine Inhaltsangabe der wichtigsten Punkte enthält, die zu verschiedenen Zeiten während eines Zeitraumes von über zwei Jahren besprochen wurden; denn oft verlangte Seine Gnaden, nachdem ich mich in der Sprache der Houyhnhnms vervollkommnet hatte, genauere Auskunft. Ich legie ihm, so gut ich konnte, den ganzen Zustand Suropas dar; ich sprach von dem Handel und der Fabrikation, von den Künsten und Wissenschaften; und die Antworten, die ich auf all seine Fragen gab, bildeten ein unerschöpfliches Thema unserer Unterhaltungen. Doch will ich hier nur das Wichtigste von Dem niederschreiben, was wir in Bezug auf meine eigene Heimath besprachen; und so gut ich kann, will ich es ordnen, ohne mich um den Zeitpunkt und andere Äußerlichkeiten zu kümmern; doch werde ich mich streng an die Wahrheit halten. Meine einzige Sorge ist, daß ich kaum nn Stande sein werde, den Argumenten und Ausdrücken meines Herrn gerecht zu werden, da sie nothwendig unter meinem Mangel an Begabung und durch eine Uebersetzung in unsere barbarische Sprache leiden müssen

Den Befehlen Seiner Gnaden gehorsam, berichtete ich ihm also von der Revolution unter dem Oranier; von dem langen Kriege mit Frankreich, den besagter Fürst begann und den feine Nachfolgerin, die gegenwärtige Königin, fortsetzte-^), in den die größten Mächte der Christenheit verwickelt waren und der noch immer wüthete; ich berechnete auf sein Verlangen, daß in seinem ganzen Verlauf etwa eine Million Iahoos getötet, vielleicht hundert Städte eingenommen und dreimal so viel Schiffe verbrannt und in den Grund gebohrt worden sein mochten.

*) Der junge Verlag von Erich Reiß in Berlin bringt eine neue, vollständige Uebersetzung des unsterblichen „Leniuel Gulliver" auf den deutschen Markt. Unsterblich ist Swifts große Satire; bei uns aber fast vergessen, fast schon zum Kinderbuch geworden, das der Erwachsene belächelt. Um dran zu erinnern, um Vergeßlichen zurückzurufen, welche Schätze dieses Weltbuch birgt, veröffentliche ich hier Bruchstück.

'5) Spanischer Erbfolgekrieg.

Er fragte mich, welche die gewöhnlichen Ursachen oder Motive seien, um
deren willen ein Land gegen ein anderes Krieg führe. Ich erwiderte, diese Mo-
tive seien zahllos und ich wolle nur ein paar der wichtigsten erwähnen. Manch-
mal sei es der Ehrgeiz der Fürsten, die immer glauben, sie hätten noch nicht genug
Land oder Volk zu regiren; manmal sei es die Verderbtheit der Minister, die ihren
Herrn in einen Krieg verwickeln, um das Geschrei der Unterthanen wider ihre
schlechte Amtsführung zu ersticken oder abzulenken. „Meinungverschiedenheiten haben
viele Millionen Menschenleben gekostet; zum Beispiel die Meinungverschiedenheit
darüber, ob Fleisch Brot sei oder Brot Fleisch; ob der Saft einer gewissen Beere
Blut sei oder Wein; ob es ein Laster oder eine Tugend sei, wenn man Pfeift; ob
es besser ist, einen Pfosten zu küssen oder ihn ins Feuer zu wcrfen; welches die
beste Farbe für den Rock sei, ob Schwarz, Weiß, Roth oder Grau; und ob er lang
oder kurz, eng oder weit, schmutzig oder sauber sein solle; nebst vielen anderen
Dingen. Und keine Kriege find so wüthend und blutig und dauern so lange wie
die, die veranlaßt sind durch Meinungverschiedenheiten; besonders, wenn es sich
um gleichgiltlge Dinge handelt.
Manchmal soll ein Krieg zwischen zwei Fürsten entscheiden, welcher von
ihnen ein Drittel seiner Besitzungen aufzugeben hat, auf die Keiner von Beiden
Rechte geltend machen kann. Manchmal Zankt ein Fürst sich mit einem anderen,
weil er fürchtet, der andere werde sich sonst mit ihm zu zanken bcginnen. Manch-
mal wird ein Krieg begonnen, weil der Feind zu stark ist, und manchmal, weil er
zu schwach ist. Manchmal fehlen unseren Nachbarn die Dinge, die wir haben, oder
sie haben die Dinge, dle uns fehlen; und wir kämpfen gegen einander, bis sie un-
sere nehmen oder uns die ihren geben. Em sehr berechtigter Grund zum Krieg
ist es auch, wenn man, nachdem das Volt eines Landes durch eine Hungersnoth
geschwächt oder durch eine Seuche vernichtet oder durch Parteispaltungen zerrüttet
ist, in eben dies Land einfallen möchte. Es ist auch berechtigt, wenn wir unseren
nächsten Verbündeten mit Krieg überziehen, weil eine seiner Städte uns bequem
liegt oder weil ein Stück feines Landes unser Gebiet abrunden und vervollstän-
digen würde. Wenn ein Fürst Streitmächte in ein Land entsendet, dessen Volk
arm und und unwissend ist, so darf er gesetzlich die Hälfte der Bevölkerung hin-
richten lassen und die andere zu Sklaven machen, um es zu eioilisiren und es seiner
barbarischen Lebensweise zn entreißen. Es ist sehr königlich, ehrenwerth und ganz
alltäglich, daß, wenn ein Fürst einen anderen Wider einen Eindringling um Hilfe
bittet, der Helfer, nachdem er den Eindringling Vertrieben hat, selbst die Ländereien
besetzt und den Fürsten, dem er zu Hilfe kam, tötet, gefangen nimmt oder ver-
bannt. Blutsverwandtschaft oder Bündniß durch Ehen ist unter Fürsten eine häufige
Krieges Ursache; und je näher die Verwandtschaft ist, um so größer ist auch ihr
Hang, sich zu zanken; arme Nationen sind hungrig und reiche Nationen sind stolz:
und Stolz und Hunger werden sich stets in den Haaren liegen. Aus diesen Grün-
den gilt das Gewerbe eines Soldaten als das ehrenhafteste von allen Gewerben;
denn ein Soldat ist ein Yahoo, der gedungen ist, kalten Bluts der Leute seiner
eigenen Art, die ihn nie beleidigt haben, so viel zu töten, wie er nur irgend kann.
„Was Du mir über das Thema des Krieges gesagt hast", sprach mein Herr,
^zeigt freilich wunderbar die Wirkungen jener Vernunft, die Ihr für Euch in An-
spruch nehmt; es ist nur ein Glück, daß die Schmach größer ist als die Gefahr

und daß die Natur Euch unfähig machte, viel Unheil anzurichten Denn da Eure
Minder flach in den Gesichtern liegen, so könnt ihr einander nicht einmal kräftig
beißen, es sei denn, auf Grund gegenseitiger Einwilligung. Und die Krallen an
E^rcn Vorder- und Hinterfüßen sind so kurz und schwach, daß Einer unserer Na-
hoos em Dutzend von Euch vor sich hertreiöcn könnte Und deshalb kann ich nur
annehmen, daß Du bei Deinem Bericht über die Zahl Derer, die in den Schlachten
gefallen sind, ,gesagt hast, was nicht ist'/'
Ich konnte mich nicht enthalten, den Kopf zu schütteln und ob seiner Un-
wissenheit ein Wenig zu lächeln. Ul-.d da ich m der Kriegskunst tVin Fremdling
war, so gab ich ihm eine Schilderung dcr Kanonen, Feldschlangen, Mus?e^er, Kara-
biner, Pistolen; des Pulvers der Kugeln, der Schwerer, der Bayornctte, schlachten,
Belagerungen, Rückzüge, Angriffe, Unterminirungen Contreminirurgen, Bombar-
dirungen, Seegefechte; der Schiffe, die mit tausend Mann versinken, während auf
beiden SeUen zwanzigtausend To:e zu verzeichnen smd; des Sterberöa eins, der
Gliedmaßen, die durcc, die Lust fliegen, des Rauches, des Lärms, der Verwirrung,
der Leiber, die unter Pferdehusen zu Tode gestampft werden, der Flucht, der Ver-
folgung, dcs Sieges; der Felder, die übersät sind mit Leichen, dem Fraß für
Hunde, Wölfe und Raubvögel; der Plünderungen, Beraubungen, Leichenschändungen,
Verbrennungen und Vernichtungen. Und um die Tapferkeit meiner eigenen theuren
Landsleute ins rechte Licht zu setzen, versicherte ich ihn, ich Hütte selbst erlebe, wie
sie be: einer Belagerung hundert Feinde auf einmal und zur selben Z?it fben so
viele auf einem Schiff ru die Luft sprengten, und ich hätte gesehen, wie unter großer
Spannung der Zuschauer die Lerchen in Fetzen aus den Wolken herabstürzten.
Gerade wollte ich mich auf weitere Einzelheiten einlassen, als mem Herr
mrr zu schweigen befahl. Er sagte, wer das Wesen der Iahoos durchschaue, werde
es leicht für möglich halten, daß ein so verworfenes Thier jeder Thst, die ich erwähnt
habe, fähig se?, wenn die Kraft und die List solcher Thiere ihrer Tücke gleichkomme.
Wie aber meine Rede seinen Abscheu vor der ganzen Gattung nur gesteigert habe,
so, finde er, bringe sie ihm auch eine Zerrüttung in den Geist, wie sie ihm bis-
her völlig fremd geblieben sei. Cr glaube, wenn serne Ohren sich an w grauen-
hafte Worte gewöhnten, so möchten sie svlche allmählich wohl gar mit weniger Ab-
scheu ausnehmen. Obwohl er die Iahoos semes Landes hasse, mache er ihnen doch
ihre scheusäligen Eigenschaften so wenig zum Vorwurf, wie er einen „Gnuayh"
^Raubvogel) ob seiner Grausamkeit tadle oder einen scharfen Stein, weil er ihm
den Huf zerschneide. Doch wenn ein Geschöpf, das auf Vernunft Anspruch mache,
solcher Ungeheuerlichkeiten fähig sei. so fürchte er, daß die Verderbniß eben dieser
Vernunft schlimmer sein könne als die Blöde des Viehes. Und daher schien er
überzeugt zu sein, daß wir statt der Vernunft nur eine Eigenschaft besäßen, die
unsere natürlichen Laster zu steigern geeignet sei; so wie der Widerschein eines
nnruhigen Stromes einen uichgestalteten Körper nicht nur größer zeige, soirdcrn
auch noch entstellter.
Er fügte hinzu, er habe ü.ber das Thema des K: reges sowohl in dieser Un-
terredung wie in einigen früheren Gesprächen schon allzu viel gehört. Es sei noch
ein anderer Punkt vorhanden, der ihm ein Wenig zu schaffen mache. Ich Hobe
ihm gesagt, daß einige Leute meiner Mannschaft ihr Land verlassen hätten, weil
fte durch „das Gesetz" zu Grunde gerichtet worden waren; ich habe den Sinn

dieses Wortes zwar schon erklärt, aber er könne nicht begreifen, wie das Gesetz, daA zur Erhaltung aller Menschen gegeben werde, Einem zum Verderben gereichen könne. Deshalb wünsche er, des Genaueren darüber Aufklärung zu erhalten, was ich unter dem Gesetz verstehe und welche Leute nach dem gegenwärtigen Brauch in meinem Lande die Wächter dieses Gesetzes seien. Er Halle die Natur und die Vernunft für ausreichende Leiter eines vernunftbegabten Thieres, wie wir es doch zu sein vorgeben, da sie uns zeigen, was wir zu thun und was wir zu meiden haben.

Ich versicherte Seine Gnaden, das Gcsetz sei eine Wissenschaft, mit der ich mich nicht vielbeschäftigt hätte; ich habe nur gelegentlich eiriger Ungerechtigkeiten, die mir widerfahren seien, vergeblich Advokaten besoldet; doch wolle ich ihm die Ausklärung geben, die zu geben ich vermöge.

Ich sagte ihm, es gebe unter uns eme Klasse von Menschen, die von Jugend auf in der Kunst unterrichtet werden, dmch eigens zu dem Zweck gehäufte Worte zu beweisen, datz Weiß schwarz ist und Schwarz weiß, und zwar, ze nachdem sie dafür bezahlt werden. Dieser Klasse seien alle übrigen Menschen als Sklaven unterthan. „Wenn es, zum Beispiel, meinen Nachbar nach meiner Kuh gelüstet, so dingt er sich einen Anwalt, damit er beweise, daß er von mir meine Kuh erhalten müsse. Ich muß mir dann einen zweiten dingen, um mein Recht zu vertheidigen, da es allen Regeln des Gesetzes widerspricht, daß ein Mensch für sich selber reden darf. Nun leide in diesem Z-all ich, der ich der rechte Eigemhümer bm, unter zwei großen Nachlheilen. Zunächst ist mein Anwalt, der beinahe von der Wiege an darin geübt wurde, die Unwahrhett zu vertheidigen, ganz außerhalb feines Elements, wenn er der Fürsprecher der Gerechtigkeit sein soll, denn als ein ihm unnatürliches Amt greift er es stets äußerst ungeschickt, wenn nicht gar widerstrebend an. Der zweite Nachtheil ist der, daß mein Anwalt sehr vorsichtig auftreten muß: sonst erhält er von den Richtern einen Verweis und seine Amtsbrüder verabscheuen ihn als einen Menschen, der die juristische Praxis schmälern möchte. Deshalb bleiben mir nur zwei Wege, um meme Kuh zu behalten. Der erste ist, daß ich den Anwalt meines Gegners durch ein doppeltes Honorar sür mich gewinne; denn Der wird dann Verrath an seinem Klienten üben, indem er zu verstehen giebt, daß er das Recht auf seiner Seite habe. Der zweite Weg ist, daß mein Anwalt meine Sache als so ungerecht erscheinen läßt, wie er nur kann, indem er zugiebt, daß die Kuh meinem Gegner gehört: wenn man Das geschickt ausführt, so gewinnt es mir sicherlich die Gunst des Gerichtshofes. Nun mutz Euer Gnaden wissen, daß diese Richter eingesetzt sind, um sowohl alle Streitigkeiten über den Besitz zu entscheiden wie auch über angeklagte Verbrechen zu richten; und sie werden ausgewählt aus den gewandtesten Anwälien, die alt oder träge geworden sind; und da sie ihr Leben lang wider die Wahrheit und Gerechtigkeit eingenommen winden, so werden sie mit verhängnitzvoller Nothwendigkeit den Betrug, den Meineid und die Bedrückung begünstigen. Das geht so weit, daß ich mehrere unter ihnen kannte, die von der Seite, bei der das Recht war, lieber große Bestechungen zurückwiesen, als daß sie ihren Stand schädigten, indem sie thaten, was sich für ihr Wesen und sür ihr Amt nicht ziemte. Es ist unter diesen Anwälten ein anerkannter Grundsatz, daß, was je zuvor gethan worden ist, wieder gethan werden darf; und deshalb verwendeten sie ganz besondere Sorgfalt auf ein Verzeichnis all der früher Wider das Recht und wider jede Vernunft.

der Menschen gefällten Entscheidungen. Die gelten unter den Namen der Präzedenz-
fälle als Autoritäten und sie rechtfertigen die unbilligsten Ansichten; nie wird ein
Richter verfehlen, ihnen gemäß zu entscheiden.
Wenn sie ihre Sache vertreten, so meiden sie streng, sich auf die guten Seiten
dieser Sache einzulassen; aber laut und heftig und umständlich verweilen sie bei
allen Einzelheiten, die nicht zur Sache gehören. In dem erwähnten Fall, zu«
Beispiel, wünschen sie niemals, zu wissen, welches Recht oder welchen Anspruch
mein Gegner an meine Kuh hat; wohl aber, ob besagte Kuh roth oder schwarz
ist, ihre Hörner lang oder kurz sind, ob das Feld, auf dem ich sie weiden lasse,
rund oder viereckig ist- ob sie im Haus gemelkt wird oder draußen, unter welchen
Krankheiten sie wdet: und dergleichen mehr- dann suchen sie nach Präzedenzfällen,
vertagen die Sache von Zeit zu Zett und kommen in ze^l, zwanzig oder dreißig
Jahren zu einer Entscheidung.
Auch läßt sich beobachten, daß diese Leute eine eigene Sprache oder einen
Dialckt sprechen, den kein anderer Sterblicher verstehen kann; in dieser Sprache
sind auch alle Gesetze geschrieben und sie mühen sich emsig, sie immer mehr aus-
zubauen. Auf diese Weise haben sie das innerste Wesen von Wahrheit und Falsch-
heit, von Recht und Unrecht ausgewechselt, so daß sie dreißig Jahre brauchen, um
zu entscheiden, ob das Feld, das mir durch sechs Generationen hin von meinen
Vorsahren hinterlassen wurde, mir gehört oder einem Fremden, der um dreihundert
Meilen entfernt wohnt.
Bei den Proz,ssen wider Leute, die eines Verbrechens gegen den Staat
angeklagt sind, ist das Verfahren viel kürzer und löblicher: der Richter schickt erst
zu Denen, die im Besitz der Macht sind, um sie zu sondiren, und dann kann er
den Verbrecher leicht unter strenger Beobachtung aller gehörigen Rechtsformen an
den Galgen bringen oder retten."
Hier unterbrach mich mein Herr und sagte, es sei schade, daß Geschöpfe
von so ungeheurer geistiger Begabung, wie es nach der Schilderung, die ich von
ihnen entworfen hätte, diese Anwälte sein müßten, nicht ermurhigt würden, andere
in der Weisheit und im Wissen zu unterrichten. Als Antwort gab ich Seiner Gnaden
die Versicherung, daß diese Leute außerhalb ihres Gewerbes unter uns in allen Tingen
fast immer die unwissendsten und beschränktesten Gefährten seien, die in jeder gewöhn-
lichen Unterhaltung die verächtlichste Rolle spielen, denn sie seien eingestandene Feinde
jeden Wissens und jeder Gelehrsamkeit und neigten dazu, die allgemeine Vernunft
der Menschen bei jedem anderen Gesprächsthema genau so sehr zu verdrehen wie
in den Reden, die zu ihrem Beruf gehören.
Mein Herr konnte immer noch absolut nicht begreifen, welche Motive dieses
Geschlecht der Anwälte treiben mochten, sich abzuplagen und Zu mühen und zu
ermüden und sich zu einem Bund der Ungerechtigkeit zusammenzuschließen, nur
um ihren Mitthieren zu schaden; auch ging ihm nicht ein, was ich meinte, wenn
ich behauptete, sie thätcn es um Lohn. Ich mußte also die große Mühe auf mich
nehmen, ihm den Gebrauch des Geldes zu erkläre«: aus welchen Stoffen es ver«
fertigt werde und was die Metalle Werth seien, daß ein Yahoo, ^^n er große
Mengen von diesen kostbaren Stoffen angehäuft hatte, kaufen könne, wonach ihn
gelüstete: die feinste Kleidung, die edelsten Pjerde, große Striche Landes und die
kostspieligsten Speisen und Getränke; und daß er die Wahl habe unler den schönsten

Frauen. Da also Geld allein all diese Dinge zu vollbringen vermöge, so glaubten die Nahoos, sie könnten nie genug davon bekommen, um es entweder auszugeben oder aufzusparen, je nachdem, ob ihre Natur oder Neigung sie zur Verschwendung oder zur Habgier treibe. Der Reiche genieße die Früchte der Arbeit des Armen und der Armen kämen auf einen Reichen tausend. Die Masse unseres Volkes sei gezwungen, im Elend zu leben, indem sie sich tagtäglich gegen geringen Lohn placke, damit Wenige im Ueberfluß zu leben vermöchten ... Ich erzählte ihm, daß England nach ungefährer Schätzung dreimal so viel Nahrung hervorbringe, wie seine Einwohner zu verzehren im Stande seien, und eben so viel an Getränken, seien sie nun aus Korn gewonnen oder aus den Früchten gewisser Bäume gepreßt, die vortreffliche Getränke lieferten; und nicht anders sei es mit allen anderen Erfordernissen des Lebens. Um aber die Ueppigkeit und Maßlosigkeit der Männchen und die Eitelkeit der Weibchen zu befriedigen, schickten wir den größeren Theil der noth« wendigen Dinge in andere Länder, von denen wir dafür die Grundstoffe von Krankheiten, Narrheiten und Lastern erhielten, die wir unter uns verbrauchten. Daraus folge nothwendig, daß ungeheure Mengen unseres Volkes gezwungen seien, sich ihren Lebensunterhalt durch Bettelei, Diebstahl, Raub, Betrug, Kuppelei Meineid, Schmeichelei, Bestechung, Fälschung, Spiel, Lüge, Kriecherei, Ausschneiden, Verkauf ihier Stimmen, Schreiben, Sterngucken, Vergiften, Huren, Schwätzen, Verleumden, Fre'denkerei und ähnliche Beschäftigungen zuverdienen; und jeden dieser Ausdrücke mußte ich ihm mit vieler Mühe verdeutlichen.

Ich wollte fortfahren und ihm von einer anderen Klasse von Leuten er« zählen, die sich ihren Unterhalt dadurch verdienen, daß sie die Kranken pflegen; denn ich hatte Seiner Gnaden gelegentlich schon erzählt, daß viele Leute meiner Mannschaft an Krankheiten gestorben seien. Hier aber konnte ich ihm nur mit größter Schwierigkeit verständlich machen, was ich meinte. Er konnte sich leicht vorstellen, daß ein Houyhnhnm ein paar Tage vor seinem Tode schwach und hinfällig wurde oder daß er sich bei einem Unfall ein Glied brach. Daß aber die Natur, die alle Dinge zur Vollkommenheit bringt, Schmerzen in unserem Körper keimen lassen solle, hielt er sür unmöglich, und er wünschte, die Ursache eines so unerklärlichen Uebels zu wissen. Ich sagte ihm, wir nährten uns von tausend Dingen, die einander zuwiderwirkten; wir äßen, wenn wir nicht hungrig wären, und tränken, ohne vom Durst gereizt zu sein; wir sähen ganze Nächte lang bei« sammen und schlürften stark wirkende Getränke, ohne einen Bissen dazu zu essen, und Das mache uns zur Trägheit geneigt, entzünde uns den Leib und beschleunige oder verzögere die Verdauung. Feile weibliche Dahoos zögen sich eine bestimmte Krankheit zu, die in den Gebeinen Derer, die sich ihren Umarmungen hingäben, Fäulniß erzeuge; und diese und andere Krankheiten pflanzten sich vom Vater auf den Sohn fort, so daß große Mengen mit allerlei Krankheiten behaftet zur Welt kämen. Und um denen abzuhelfen, gebe es um er uns eine Klasse von Menschen, die eigens in dem Beruf oder unter dem Vorwand, die Kranken zu heilen, ausgebildet werden. Und da ich selbst in dieser Kunst nicht unbewandert sei, so wolle ich Seiner Gnaden in Dankbarkeit das ganze Geheimniß und die ganze Methode kundthun, nach der sie verfahren.

Ihr erster Lehrsatz ist der, daß alle Krankheiten aus Uederfüllung entspringen; smd daraus ziehen sie den Schluß, daß zunächst eine große Entleerung des LeibeS

mothlvendig ist, und zwar entweder durch die natürlichen Kanäle oder nach oben
hin durch den Mund. Ihre zweite Aufgabe aber ist die, aus Kräutern, Mineralien,
Harzen, Oelen, Muscheln, Salzen, Säften, Seetang, Exkrementen, Baumrinden^
Schlangen, Kröten, Fröschen, Spinnen und dem Fleisch und den Knochen toter
Menschen, Vögel, Thiere und Fische eine Mixtur zusammenzustellen, die nach Geruch
urid Geschmack das Gräulichste, Ekelhafteste und Widerwärtigste ist, was sie nur
ersinnen können, und die der Magen sofort voll Abscheu wieder ausstößt; ste nennen
Das ein Brechmittel; oder aber sie verordnen uns aus der gleichen Vorrathsliste,
nur mit noch ein paar giftigen Zusätzen, eine die Eingeweide eben so stark reizende
und ihnen gleich widerwärtige Medizin, die wir (je nachdem, wie der Arzt gerade
gelaunt ist) durch die obere oder untere Oeffnung einzunehmen haben und die
den Bauch entleert, indem sie Alles vor sich hertreibt; und Das nennen sie eine
Purganz oder ein Klistier. Denn da die Natur (so behaupten die Aerzte) die
obere, vordere Oeffnung nur für die Aufnahme fester und flüssiger Körper bestimmt
hat, die untere, Hintere Oeffnung aber für dre Ausscheidung, so folgern diese Künstler
daraus mit großem Scharfsinn, daß die Natur, die bei allen Krankheiten aus
ihrem Sitz Vertrieben ist, in ihren Sitz wieder eingesetzt werden muh; und zu dem
Zweck muß der Körper in gerade entgegengesetzter Weise behandelt werden, indem
man nämlich die Funktionen der Leib eö Öffnungen vertauscht und feste und flüssige
Körper zum After hineinzwingt und die Entleerungen durch den Mund erfolgen läßt.
Abgesehen aber von den wirklichen Krankheiten leiden wir unter vielen, die
nur eingebildet sind und für die auch die Aerzte eingebildete Heilmethoden erfunden
haben; die besitzen ihre verschiedenen Namen und eben so auch die Arzeneien; und
mit diesen Krankheiten sind unsere weiblichen Iahoos stets oehaftet.
In Einem zeichnen sich diese Leute ganz besonders aus: m der Sicher-
heit ihrer Prognostik, in der sie sich selten irren, denn ihr? Prophezeiungen ver-
künden bei wirklichen Krankheiten, sobald sie irgendwie tückisch werden, im Allge-
meinen den Tod; und wenn sie auch eine Besserung nicht erzielen können, so steht
doch die Verwirklichung dieser Prophezeiung stets in ihrer Macht: und stellen sich
also unerwartete Zeichen einer Besserung ein, nachdem sie ihren Spruch bereits
gefällt haben, so wissen sie der Welt ihren Scharfblick, statt sich als falsche Propheten
anklagen zu lassen, durch einen rechtzeitig gereichten Trank zu beweisen.
Ich hatte schon früher mit meinem Herrn über das Wesen der Regirung
im Allgemeinen und insbesondere über unsere eigene ausgezeichnete Verfassung
gesprochen, die mit Recht von der ganzen Welt bestaunt und beneidet wird. Doch
da ich hier Zufällig einen Staatsminister erwähnte, so befahl er mir einige Zeit
darauf, ihm mitzutheilen, welche Art von Yahoos ich mit diesem Namen benenne.
Ich sagte ihm, ein Ministerpräsident (so nenne man die Persönlichkeit, die ich ihm
zu schildern gedächte) sei ein Geschöpf, das völlig frei bleibe von Freude und Schmerz,
Liebe und Haß, Mitleid und Zorn; wenigstens gebe es keinen anderen Leiden-
schaften Spielraum außer einer heftigen Gier nach Reichthum, Macht und Titeln;
es verwende seine Worte in jedem Sinn, nur nicht in dem, der ausdrücken würde,
was es denkt; es sage nie die Wahrheit, außer wenn es will, daß man sie sür
eine Lüge halte; nie eine Lüg?, außer wenn es will, daß man sie für die Wahr-
heit halte; Diejenigen, von denen es hinter ihrem Rücken am Schlechtesten rede,
seien der Beförderung am Sichersten; und so oft cs beginne, einen Menschen in

Gegenwart anderer oder in semer eigenen Gegenwart zu loben, sei er von diesem Tag an verloren. Das schlimmste Zeichen, das man erhalten könne, sei ein Versprechen, zumal wenn es durch einen Schwur bekräftigt werde; jeder kluge Mensch ziehe sich, wenn er eins erhalte, sofort zurück und lasse alle Hoffnungen fahren. „Es gibt", so sagte ich, „drei Methoden, durch die sich ein Mensch zum Ersten Minister emporschwingen kann. Die erste besteht darin, daß man klug über sein Weib oder über eine Tochter oder eine Schwester zu verfügen weiß; die zweite ist die, daß man seinen Vorgänger verräth oder dessen Stellung untergräbt; und die dritte die, daß man in öffentlichen Versammlungen wüthend gegen die Verderbtheiten des Hofes eifert. Ein weiser Fürst freilich wird stets vorziehen, die zu wählen, die die letzte dieser drei Methoden befolgen; denn solche Elferer erweisen sich stets als die ergebensten und willfährigsten Diener der Wünsche und Leidenschaften ihres Herrn. Diese Minister, die alle Aemter zur Verfügung haben, erhalten sich in der Macht, indem sie die Majorität eines Senates oder Großen Rathes bestechen; und schließlich sichern sie sich durch ein Auskunftmittel, das man eine Jndemnitätakte nennt (und ich schilderte ihm, was Das ist), vor jeder Abrechnung und wenn sie sich aus der Oeffcntlichkeit zurückziehen, sind sie beladen mit dem Raub des Volkes. Sie werden meist von einer heruntergekommenen Dirne oder einem Lleblinglakaien beherrscht. Die sind dann die Kanäle, durch dre alle Gnadcnbezeugungen fließen - und in letzter Instanz kann man sie als die Regenten des Königreiches bezeichnen."

Jonathan Swift.

^elbstanzeigen.

Floovent-Studicn. Untersuchungen zur altfranzösischen Epik. Das altfranzöfische Siegfriedlied. Eine Rekonstruktion. Mit einem Schlußwort: Zur Geschichte der Siegfried sage. Kiel, Robert Cordes, 1908.

Die Darstellungen dieser beiden Bücher gipfeln in dem Nachwois,daß das Nibelungenlied die Übersetzung einer französischen Vorlage ist. An den Beziehungen altfranzösischer Epen zur Siegsriedüberlieferung wird zunächst gezeigt, daß es im zwölften Jahrhundert in Frankreich eine ausgebildete Siegfriedepik gab (Das wußte bisher Niemand) worauf der Beweis erbracht wird, daß die mittelhochdeutsch überlieferte Siegfriedepik (das Nibelungenlied und mit ihm das heute der Allgemeinheit weniger bekannte Siegsriedlied) nur Zweige an dem Baum dieser altfranzösischen Slezfriedepik sind.

Den Ausgangspunkt meinerUntersuchungen bildet die altfranzösische Flooventdichtung*), in der erzählt wird, wie ein Held, Floovent mit Namen, die Heimath verlassen muß und wie er nach mehreren Abenteuern zu dem in der Gegend deS Oberrheins regirenden König Flore kommt, der zwei Söhne und eine Tochter,

*) Sie wurde im Jahr 1859 von zwei französischen Gelehrten, Gucssard und Michelent, nach der damals einzigen, inzwischen durch Fragmente eines zweiten Kodex nicht unwesentlich ergänzten Handschrift von Montpellur herausgegeben. (I^ss anei6N8 I'oews äe 1a Kranes, Band I).

Florete, hat, wie er im Dienst dieses Königs nach zweimaliger Heerfahrt eine ein-
sam? Burg einnimmt, in der eine Königstochter, Meuzalie, mit ihren Frauen häuft,
w'o florete und Mmzalie seinetwegen in Eifersucht aufeinanderprallen (es giebt
eme arge Schmähszene) und wie die Brüder der Florete ihn darauf ums Leben
zu bringen suchen. Diese altfranzösische Floooentdichtung ist es, die im Verein mit
ihren Ausläufern (den nur noch in italienischer Ueberlieferung vorliegenden Fiora-
vante« und Buovodichtungen) den Kern der altfranzosischen SlegfriedepiZ ausmacht.
Sie giebt uns, wie vor Allem im zweiton Theil der Floovent-Studien gezeigt wird,
eine Bearbeitung der Sigurdsage, eine Bearbeitung der Fassung, die, auf Ge-
heiß des Bischofs Pilgrim von Passau am Ende des zehnten Jahrhunderts ge-
schrieben, heute beinahe nur noch aus der nordischen Ueberlieferung, der Edda und
den verwandten Quellen, zu uns spricht.
Ueber den Parallelismus von Floovent- und Sigurdsage liest man: „In der
Sigurdsage wird erzählt, wie der heimathlose Held nach manchem Abenteuer am
Hose Gjukis, des Baters der Gudrun und der beiden Brüder Gunnar und Högni,
eine Freistatt findet; wir hören von seinen mehrfachen Begegnungen mit der Bryn-
hild, der Tochter Budlis, einer stolzen, einsam in fester Burg hausenden Fürstin,
die er zuletzt für Gunnar, den ältesten der Söhne Gjukis, bezwingt; nachdem dann
Brynhild sich seinetwegen mit Gudrun tötlich verfeindet hat, wird er von den
Söhnen Gjukis verrätherisch ermordet. Zug vor Zug entspricht dieser Darstellung
die erste Hälfte der Geschichte des aus der Heimath vertriebenen Floovent; die Ge-
schichte seiner Ankunft und Aufnahme in Ausai bei König Flore, dem Vater der
Florete und ihrer Brüder Maudarans und Maudaires; seiner Begegnungen mit
der Meuzalie, der einsam in ihrer Burg Avenant hausenden, zuletzt von chm für
Flore bezwungenen Tochter Galiens, und des nach dem Streit der Fürstinnen von
Flores Söhnen an ihm begangenen Verrathes. Ist nicht König Flore der Gjuki,
Florete die Gudrun der nordischen Quellen? Und gleicht nicht eben so die allein
in ferner Burg lebende, vom Helden bei seinem letzten Besuch sür einen Anderen
bezwungene, dann mit Flores Tochter in Eifersucht zusammenprallende Meuzalie
der Brynhildgestall? Das Verrätherpaar, Maudarans und Maudaires, den treu-
losen Gjukisöhnen Gunnar und Högni?"
Von dieser als Bearbeitung der Sigurdsage erkannten altfranzösischen
Floooentdichtung aus läßt sich nun zeigen, daß das Nibelungenlied das Werk eines
französischen Autors ist, des selben, dem wir den Floooent verdanken. Das Nibe-
lungenlied erzählt, daß, als die Burgundenkönige auf ihrer Fahrt in Etzels Land
an die Donau gekommen sind, Hagen in der Notwehr den im Dienste der Bayern-
fürsten Gelfrat und Else flehenden Donaufergen erschlägt, als dessen Bruder Ame!»
rich er sich zunächst ausgegeben hat, daß er nachher als Führer der Nachhut von
Gelfrat und Else, die den Tod ihres Mannen rächen wollen, angegriffen wird, sich
der Feinde aber mit der Hilfe seines Bruders Dankwart erwehrt. Eine ganz ähn-
liche Ueberlieferung finden wir im Floovent, wo es heißt, daß Richier, der treuste
Waffengenosse des Helden, nach dem an Floovent begangenen Verrath sich ins Sara-
zenenland begiebt, dabei das Bayeruland durchzieht und hier erlebt, daß er von
dem Sohn des Bayernherzogs Emelon angegriffen wird (er tötet den Angreifer)
und dann dem nach Rache dürstenden Rater des Erschlagenen im ritterlichen, für ihn
siegreich auslaufenden Zweikampf Genugthuung für seine That geben mutz.

Nun ist die Gelfrat-Else-Episode des Nibelungenliedes nicht die Quelle de?
'Emelonerzählung des Floovent; die Emelonerzählung hat ihre Entsprechung und'
folglich auch ihre Wurzel in der Sigurdsage, aus der ja auch die übrige Darstel-
lung der altsranzösischen Dichtung geflossen ist. <Jn der Sigmdsage wird erzählt,
daß die drei Asen Odin, Hönir und Loki auf einer Wanderung mit Otr, dem
Sohn des Bauern Hreidmar, zusammentreffen. In Ottergestalt, die er annehmen
konnte, verzehrt er gerade einen Lachs. Da tötet ihn Loki durch einen Steinwurf.
Mit dem Thier beladen, wandern die Asen weiter und kommen abends zum Ge-
höft Hreidmars, dos Vaters des eben von ihnen getöteten Otr. Sie bitten den
Hreidmar um Nachtquartier; ihre Mahlzeit hätten sie selbst mitgebracht: bei diesem
Wort zeigen sie ih^e Beute vor, in der Hreidmar sofort seinen Sohn erkennt Er
verlangt nun von den Asen, daß ne ihm als Sühne für ihre That den Otterpelz
mit Gold füllen und ihn auch von außen ganz damit bedecken. Dem Loki gelingt
es, dieses Verlangen zu erfüllen, und die Asen ziehen ihres Weges. Man beachte
angesichts dieser Ueberlicferulig, daß Richier im Floovent den Sohn Emelons von
Bayern tötet (Hagen erschlägt im Nibelungenlied nur den Fvrgen der Bayern-
herzöge), daß er nachher auch, Gastfreundschaft heischend zur Burg Emelons kommt
und hier während d^s Mahles von dem Knappen des Erschlagenen, der mit der
Leiche erscheint, als der Mörder erkannt wird. Aehnliche Überlieferungen fehlen
im Nibelungenlied ganz).

Ist nun aber die Gelfrat-Else-Episode des Nibelungenliedes nicht die Quelle
der Emelonerzählung des Floovent, muß sie (da der Zusammenhang ja nun ein-
mal nicht zu leugnen ist) vielmehr auf die Flooventüberliescrung als auf ihre
Ouelle zurückgeführt werden, hat der Verfasser dcs Nibelungenliedes das altfran-
zöstsche Flooventepos also als Vorlage für sein Werk benutzt, dann kann als Ver-
fasser des Nibelungenliedes nur der Flooventdichter in Betracht kommen. Denn
nur der Flooventdichter, der wußte, daß das Flooventepos eine Bearbeitung der
Sigurdsage und als solche eine Siegfrieddichtung fei, konnte auf den Geoanken
kommen, diese Siegsrieddichtung der Darstellung des Nibelungenliedes als Quelle
zu bieten. Die Annahme eines französischen Ursprunges des Nibelungenliedes war
für die Forschung etwas Unerhörtes. Und dock ist die Thaisache bekannt, daß die
höftschen Dichtungen der mittelhochdeutschen Literatur sämmtlich nur Übersetzungen
französischer Originale und daß die Lieder der Minnesänger nur Nachahmungen
französischer Vorbilder sind. Und da soll es unmöglich sein, daß auch ein mittel,
deutsches Volksepos aus Frankreich stumme? Mit t^m Nlbelungenlicd sind fast alle
mitteldeutschen Volksepen auf dem Boden Nordfrankreichs gewachsen und aus dem
Französischen übersetzt. DaS ist für einzelne dieser „Mitteldeutschen" Voltsepen schon
jn den beiden hier angezeigten Büchern erwiesen worden. Ausführlicheres wird folgen.

Hamburg.Uhlenhorst. ^ Dr. pkil. Gustav Brocksteot.

Der Heilige Skarabiitts. 1909. S. Fischers Verlag.

Zwischen den Schilderungen, die dem Leben der Prostiruirten entnommen
waren^ und meiner Erzählung liegt nicht nur sine gesegnete Spanne Zeit, sondern
auch ein so bedeutsamer Unterschied der sozialen Schichtung innerhalb der selben
Sphäre, daß ich sröhlich hoffen düis, losgelöst von meinen Vv^^ängern beurtheilt.

verdammt und weggeworfen zu werden. Worum ich die Oeffentlichkeit also in
erster Linie bitte, ist: ein eigener Scheiterhaufe. Ich habe mir ihn redlich der-
dient und will versuchen, im Folgenden nock auf meine besondere Unwürdigkeit
hinzuweisen. Die Dirne in der Literatur ist nicht eben eine neue Erscheinung;
doch selbst die ruchlosesten Schreiberseelen, denen nichts heilig ist, nicht einmal das-
harmloseste Vergnügen ihrer Nebenmenschen haben sie bisher nicht anders als nach
einem festen, allen Erscheinungen zu Grunde liegendem Cliche vorzuführen gewagt.
Die Bürgerlichkeit beider Geschlechter hat es als belehrendes und warnendes Exempel,
als Familien- und Hausdirne aeccptirt. Es lohnt die Mähe, dieses bleichsüchtige
Wesen auf seine organische Zusammensetzung zu prüfen Sie ist vor Allem „die
Gefallene", die, aus guter Familie stammend (unerläßlich), in frühester Jugend-
lichkeit übermannt wurde. Vollkommene Bewußtlosigkeit oder gar Abwesenheit
während der Verführung schafft eine solioe Grundlage für alle späteren Erlebnisse.
Nachdem man sie verschwenderisch mit Schönheit, Geist und Eoelmuth ausgestattet
hat, mischt man dem Ganzen emen Schuß Hexenblut bei, eine Dosis Tuberkel-
bazillen und so viel Lüderlichkeit, wie zwischen zwci Finger geht, und wickelt den
Braten in eine dicke Speckschicht von hohem Adel ein. In dieser Zubereitung allem
ist die Prostituirte für bürgerliche Mägen verdaulich geworden und mit dem schmack-
haften Bissen schlürft der Philister gern die pikante Sauce, die geschickte Autoren
darüber auszugießen verstehen Von dem heroischen Elend der Marguerite bis
zur Tragoedie der sterbenden Thymian hat noch keine hüstelnde Dirne vergebens
an das Mitleid der erschütterten Galerie appellirt. Unter der Protektion der treff-
lichen Tuberkulose, die ih?e Schützlinge um die zwanziger Jahre herum einsängt
und erwürgt und damit dem Autor wie dem Leser das häßliche Bild der alternden,
armsäligen, hart gewordenen Prostituirten unter dem Leichentuch wegstiehlt, die
dem Sittenschilderer überhaupt erspart, das wahre We^en des Dirnenthumes zu
zeigen (das erst hinter der Karriere des süßen Mädels oder der galanten Frau
aufdämmert), läßt man sich also die Sünderin willig bieten und sie erlebt sogar
im tugeudrcichen Deutschland fabelhafte Auflagenzahlen, ohne jemals Etwas von
ihremhippokratischenReiz einzubüßen. So beschaffen, wird die herkömmlicheLtteramr-
Prostitmrte, tue sich elegant kleidet, Jours veranstaltet, Tagebücher schreibt und
deren Laster odli^s) nur die hohe Aristokratie umrankt, zur Charge, die Dumas
geschaffen hat und die dis in die jüngste Zeit vor einem verehrlichen Publiko tragirt.
Ich breche mit dieser Tradition. Die Thatsache der Prostitution, die durch
die Gassen streicht und sich anbietet, die Leiber und Seelen vergiftet, ertw.-rthet
un') jeden Morgen der Vernichtung preisgiebt, die wie ein schwärendes Glied am
Körper der Gesellschaft fault, dem jede frische Blutzufuhr, jede baimboczige Regene-
ration versagt ist, di^se soziale Erscheinung scheint mir kein Bürens pcktakcl zu
fem, dieses Elleben und Erleiden kein wollüstiges Ergötzen ' r die Thränendrusen
guter Bürger. Es ist die Sahara der Moral, die wir jchaud.rnd betreten; Schutt
und Asche des Lebenstr ebes, die Schlacke aller irdischen Glückseligkeit liegen vor
uns Mein Buch ruft Menschen auf zu der Tragoedie von Ihresgleichen. Mahnt
Mütter an ein Schicksal, das ihre Töchter täglich erfassen kann. Droht den glück-
lichen Bräuten mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit. Stoßt der lachenden Jugend
die kalte Faust des Siechthumes in den Nacken. Ich erkenne keine Grenzlinien cm
Es ist nicht wahr, daß wir hübitt ftehen und sie dniben, sie im Schallen, wir im-

Licht, daß wir ins Leöen gehen und sie in den Tod. Seht Euch vor! Sie sil.d
mitten unter uns! Und der gepflegte Dirnensinger zeichnet Euch, zeichnet meinen
Bruder, trifft Dein Kind. In ewiger, schaudervoller Wechselbeziehung mischt sich
die Dirnentragoedie mit unser Aller Schicksal. Mischt sich das Elend der Niedrigsten
unnr ihnen geheimnißvoll mit dem Glück des Erhöhtest« unter uns. Könige
bauen Throne auf; die Macht der Dirne stößt sie um. Erben sterben Glückselige
Frauen schwinden hin. Männer verzweifeln. Und Ihr Thoren sagt: „Hinweg,
wir haben keine Gemeinschaft mit Euch!" Die Wirkungen der Prostitution strömen
mit vehementer Kraft in unsere Sphäre hinüber; ob sie sich von uns ablöst oder
uns angliedert: einerlei; dmch alle Gesellschaftschichten hindmch kranken wir an
dem Dasein der Dirne und hier allein schon zeigt sich uns die Welt der Erscheinungen
als eine Einheit, in die kein Gesetz und keine Willkür Grenzen ziehen kann. Ich
zeige die Prostitution in ihrer ganzen, jeden entschuldigenden Scheines, jeder Ro-
mantik entbehrenden Wahrhaftigkeit. Das Leben bedarf keiner Entschuldigung,
keiner hohen Patronanz. Es ist so reich, in seinen scheinbar tiefsten Niederungen
noch so mannichfach und üppig, daß es über die dürftige Erfindungsgabe des Mode-
autors spotten und mühelos triumphiren kann. Mein Buch ist keine Anklageschrift;
beileibe kein reformatorischer Versuch. Wenn mir aber gelänge, in dem Bewußt-
sein Einzelner nur während des Lesens der Begebenheiten das Gefühl eines sozialen
Unterschiedes, einer ideellen Trennung aufzuheben, wenn mir gelänge, den Gedanken
eines einigen, unerschütterlichen Zusammenhanges und Zusammenwirkens aller Da-
seinskräfte zur Ueberzeugung dieser Einzelnen zu machen, so könnte ich freudig
hoffen, daß ein Größerer nach mir kommt, der diese wahrhafte Idee von der Un-
trennbarkeit aller Materie zur Ueberzeugung seiner Zeit machen und damit Alles
gethan haben wird, was Reformer für eine Idee zu thun im Stande sind. Refor-
miren: Das heißt, die Welt fühlen machen, wie ich fühle. Christus konnte es.
Lulher auch. Die Menschheit, die heute lebt, braucht ihre Einrichtungen noch. Die
Menschheit, die nach uns kommt, in deren Geist die Ueberzeugung als inneres
Prinzip wirken wird, die wird sich ihre Welt schon einrichten, wie sie sie braucht
und fühlt. Mir ist nicht bang darum.

Nun noch ein Schlußwort an meinen Freund, den Philister. Ein großes
Geschrei wird sich erheben: woher es kommen mag, daß ich, die Bourgeoisfrau,
Verhältnisse schildere, die mir naturgemäß so fern sind; ja, man wird mir billig
die Fähigkeit absprechen wollen, in Lebensecken zu leuchten, die mir durchaus ver-
schlossen scheinen. Ich könnte jetzt Mancherlei über die Geheimnisse des Schaffens
erzählen, über die Mysterien der Intuition, die vielleicht nicht mehr als träum-
erlöste Erinnerungen einer reichen, kultivirten Materie sind. Doch wozu? Der
Künstler bediene sich seines Rechtes und schweige von Gründen.

Nur die Worte des Jean Jacques Rousseau laßt mich hierher setzen: „8i
^js peincii-s 1s printsmps, il taut), .js 3013 SQ divsr, 31 vsux 66-
orir« dsau PAZMAS, il faut, <zus ^s sois äaus Iss murs, st ^'a.i 6it esrit
Lois Hu«, si .jarnäis ^bais mis la basr.i!1s, ^"x Lsrais 1s plus dsau tablsau
äs libsrt^." Doch sie sind nur für die Vielen hierhergesetzt, die mich mißdeuten
werden; ein kunstreiches Pflaster für die Wunde, die ich den Tugendhaften mit
meinem Buche schlug. Die Verstehenden grüße ich über alle Fernen hinweg.

Baden bei Wien. Else Jerusalem-KoiKnyt.

Judenfrage.
)udenfrage.
ismarck und Bleichröder hatten den ganzen Vormittag in Versailles über die Kriegsentschädigung Frankreichs und die neue Münzordnung Deutschlands verhandelt. Fast fünf Stunden hatten sie zwischen sechs- und siebenstelligen Ziffern herumgesessen und mit Zahlen verkehrt. Sie saßen an dem Kamin (es war im Januar 1871 und grimmig kalt) in dem Salon der Madame de Jeffs in der Rue de Provence Nr. 14, der zarten Tuchfabrikantenwitwe, die vor Ankunft der Deutschen mit ihrem Mops und ihrer Kammerfrau aus Versailles geflüchtet war, damit der norddeutsche Bundeskanzler, Graf von Bismarck, in ihrem stattlichen leeren Haus Quartier nehmen und mit Jules Favre und Thiers dort über den Frieden und mit Gerson Bleichröder über die Kriegsentschädigung, die Frankreich zahlen müsse, verhandeln könnte. Der gewaltsame Hausherr und Miether wider Willen der Ma« dame de Jess6 wurde an dem Morgen schließlich zuerst der Zahlen müde.
„Kommen Sie, lieber Bleichröder! Der Teufel hole diese verfluchten französischen Kamine! Ein deutscher Ofen aus Eisen ist mir lieber als ihrer hundert. Sie rösten Einem auf der einen Seite die Haare ab, während man auf der anderen V05 Wlte blau wird. Ganz wie die Menschen in Frankreich. Es ist kein Verlaß auf sie Wir wollen vor dem Essen draußen im Garten ein paar Gänge machen, ehe die Sonne ganz im Westen hinter Spanien ist. Es wird wärmer unter den Bäumen sein als hier drinnen"
„Wie Eure Excellenz wünschen!" entgegnete Bleichröder. „Rechnen macht mich freilich immer warm. Auch muß man sich akklimatisiren."
„Darin sind Sie mir über", meinte Bismarck, „schon von Rasse wegen"
Und damit traten die Beiden, der Eine im Kürassiermantel, der Andere im russischen Persianerpelz, durch die Thür des Erdgeschosses hinten an der Schildwache vor« bei in den großen, wohlgepflegten Parkgarten hinaus.
Das Gespräch über die Rassen, das beliebteste und gefährlichste zwischen Christen und Juden, war im Gang und Bismarck, der als nervöser Mensch den Wechsel liebte, schien nach all den Zahlen ordentlich froh darüber zu sein.
„Sie haben die Anpassungskraft im Blut", fuhr er fort, „während ich als Sproß eines märkischen Adelsgeschlechtes mich eigentlich nur wohl fühlen kann, wo es preußisch zugeht."
„Excellenz berühren da scherzhaft die ernsteste Frage, die es für uns Juden giebt", warf der Bankier dazwischen.
„So tragisch kann ich den Fall nicht mehr nehmen, mein Lieber", meinte Bismarck. „Nach der Emanzipation der Juden in Europa. Bei uns in Preußen oder, wie wir bald sagen müssen, in Deutschland, steht es jedenfalls nicht mehr so für Israel, um, wie an den Wassern Babels, darüber zu weinen und die Harfen an die Trauerweiden zu lehnen. In Rußland und im Balkan mag es oft nicht heiter zugehen für Einen, der hebräisch betet. Aber geht es uns Deutschen anderswo nicht eben so? Meinen Sie, daß es nickt auch mein teutonisches Blut empörte, wenn ich von Mißhandlung oder Unterdrückung der deutschen Sachsen in Siebenbürgen dnrch die gelben Teufel, die Magyaren, vernehme? Aber darum

einen Krieg mit dem Kaiser Franz Joseph anzufangen: ich danke. Königgraetz
genügt mir. Ich helfe, wie ich kann- und Sie schicken ja auch alljährlich zwanzig«
tausend Mark, wie mir der Oberhofmeister, ders Denen nicht gönnt, erzählt hat,
zur Unterstützung Ihrer Glaubensgenossen nach Russisch-Polen."
„Eurer Exzellenz zugegeben", sagte Bleichröder lächelnd, „aber auch in den
sogenannten civilisirten Ländern von heute verlieren wir Juden nicht ganz das
Gefühl der Unsicherheit, daß wir jeden Augenblick wieder als Eindringlinge und
Fremdlinge hinausgetrieben werden können. Die Jahrhunderte ewiger Verfolgung
und Mißhandlung stecken uns mehr noch als die Anpasfungskraft im Blut. Das
ist bitter, aber wahr."
Darauf Bismarck: „Was ist sicher, Bleichröder, hier unter dem wechselnden
Mond, wie Kotzebue, der doch ein Stockkonservativer war, wenn ich nicht falsch
eitire, gesungen hat? Wird Deutschland, wie wir es jetzt eben zurechtzimmern, so
sicher sein? Wir wollen uns nach vierzig oder hundert Jahren im Himmel weiter
darüber unterhalten. War Preußen sicher, nachdem Friedrich der Große es in drei
siegzeichen Kriegen, wie wir, als einen roeker äs droits stabilirt hatte? Sein
Großneffe, einer der Linkser unter den Hohenzollern, hat es bei Jena so verjeut,
daß man es danach aus sieben Staaten wieder zusammensuchen mußte. Wir wollen
einander doch nicht mit der Zukunft bang machen. Mir fällt dabei immer mein
pommerscher Gutsnachbar in Kniephof ein, ein fauler, vertrunkener Kerl, der seine
Wirtschaft verkommen ließ. Der Mann hatte, weil sein Land Morgen vor Morgen
unter den Hammer kam, die Judenangst, die so etwas Aehnliches wie Platzangst
ist, bekommen. Und wenn man ihm dann zuredete, er solle doch das verwünschte
Sausen lassen, sah er Einen mit stieren Augen ganz fatalistisch an und schrie:
Macht nichts! Kommt doch Alles an die Juden!' Auf den Mann können sich die
schlechten Patrioten unter den deutschen Juden berufen; und dann auswandern."
„Ich danke Eurer Excellenz für diese gute Lehre", entgegnete Bleichröder,
der ganz roth dabei geworden war. „An mir wird es nicht fehlen, uns Juden
in Deutschland beliebt zu machen."
„Ich weiß es", fuhr Bismarck fort, „Sie sind ein anständiger Mensch und
wollen nicht mehr und nicht weniger fem als ein guter deutscher Jude, wie wir
seit Moses Mendelssohn, ja, Gott Lob, mehrere gehabt haben. Wie Sie mir denn
auch, ich darf Ihnen Dies wohl sagen, als Gerson Bleichröder lieber sind denn
als Siegfried, Friedrich oder Teut Bleichröder. Ich liebe keine su^ets mixtss
und es gefällt mir, daß Sie Ihre krumme Nase mit dem selben Anstand tragen
wie ich meinen Bauch und meine drei Haare auf dem Kopf. Schönheitfehler ver-
schwinden vor guter Gesinnung und großer Tüchtigkeit. Ich wäre auch als Bauer
etwas Vorzügliches geworden, und wenn Sie nur der dumme Sohn eines reicken
Vaters wären, ginge jetzt Rothschild neben mir unter diesen kahlen Pappeln. Jeder
ist seines Glückes Schmied, wie mein eben citirter pommerscher Gutsnachbar sagte,
als er im Armenhaus und in Cognac verschied. Mein Großvater ist nicht Klein-
bauer geblieben und der Ihrige nicht Kuhtreiber und Sie als sein Enkel sind wie
ich so wenig degenerirt, daß Sie, im Vertrauen gesagt, nah vor dem ,von Bleich-
röder' stehen."
Der Bankier schmunzelte ein Wenig und sügte, als habe noch Etwas in
ihrer Unterhaltung, wie ein wichtiger Posten in einer Rechnung, gefehlt, dann ein:

„Etwas sri^st mixts muß auch der beste deutsche Jude bleiben, Sxcellenz, wie es schon in den Worten .deutscher Jude< liegt. Und es giebt nur zwei Auswege aus dieser Doppelmischung: Rückkehr nach Jerusalem oder, wie es die meisten meiner Glaubensgenossen jetzt so halten, völliges Einswerden und Untergehen in den germanischen Volkskörper."

„Ich weiß nicht, warum Sie so hartnäckig den zerbrochenen Krug spielen", war Bismarcks Entgegnung. „Ich bin, wenn Sie wollen, auch ein Ragout aus Zucker und Pfeffer und anderen appetitlichen und unappetitlichen Ingredienzen. Ein brandenburgischer Deutscher ist bekanntlich ein ganz anderes Thier als ein bayerischer Deutscher; und ein deutscher Jude sollte nicht seine Nase skr sich allein haben dürfen? Freilich: deutsch muß er vor allem Anderen sein, so lange er bei uns sitzt, und die Juden, die bei Mars la Tour gefallen sind, sollen mir eben so wie die Makkabäer fühlen, daß sie fürs Vaterland ihr Blut ließen. Sehen Sie sich doch Ihre Künstler an, Bleichröder; ich kenne dieses Terrain ja schlecht. Hat es Heinrich Heine oder Felix Mendelssohn-Bartholdy in ihrer Kunst geschadet, daß sie Deutsche waren? Haben Sie nicht eben so schön gezwitschert, wie weiland ihre seligen Könige David und Salomo psallirt haben, Herrscher und Dichter von Jehovcchs Gnaden, die ich übrigens für bessere Poeten als unsere Bayernkönige halten muß? Hat es meinem Deutschthum etwa geschadet, daß ich die Bibel, unser Aller Mutter, die stets auf meinem Nachttisch liegt, halb auswendig kann? Sehe ich so aus, als ob ich darum restlos im Mosaischen aufgegangen wäre? Mutz ich deshalb etwa zu mauscheln anfangen oder müssen Sie vies versa, weil Sie Deutsch reden und fühlen können, gleich in ein Corps eintreten und den Grafen Zitzewitz duzen und ihm in Hoppegarten einen Hundertmarkschein pumpen? Sie werden sich bedanken! So wenig wie ich mich dazu dränge, in der Synagoge vorzubeten, weil ich die großm und die kleinen Propheten vor- und rückwärts hersagen kann. Hol' der Henker meinethalben uns Germanen, wenn wir das Judenthum nicht verdauen könnten! Und wenn Sie als Juden an uns Deutschen eingehen, dann mag sich Ahasver schlafen legen und ein neuer Jesajah Ihren Bankerot erklären. Dann haben Sie Ihre Rasse vor Ihren Vorfahren aus dem vierzehnten Jahrhundert gründlich blamirt, wo man bekanntlich (wenn Sie darüber noch vor Zorn roth werden, so werde ich es vor Scham) in Mainz auf dem Markt Judenzungen schockweise verkaufte. Das sind Fragen der Rasse und nicht etwa nur der Religion. Denn ich kann mir denken, daß auch ein Freigeist ein guter Jude sein kann, wie Friedrich der Große ein guter Deutscher war .. . Aber nun haben wir uns genug Motion für unser französisches Menu gemacht und wir wollen hineingehen. Ich verspüre jedenfalls einen rechten deutschen Hunger auf die Poulets und Omelettes und einen noch größeren Durst auf den Pontet Canet. Lo^ous ^ranyals sn Kranes! Die Gemüthsseite unserer Frage macht Jeder wie den Verkehr mit seinem Herrgott am Besten bei sich i« feinem Kämmerlein allein ab. Mit Worten streift man schließlich nur an Allem herum, obwohl, wie einer Ihrer alten jüdischen Dichter, ich glaube Majestät Salomo selbst, gesagt hat, Worte, zur rechten Zeit gesprochen, sind wie goldene Früchte auf silbernen Schalen. Kommen Sie, von Bleichröder!"

Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Werthzuwachs.

scheint diese Steuer die gerechteste, die zu erdenken wäre": mit diesen
„HW-D> Worten schloß ich einen Artikel über die Werthzuwachssteuer, öer vor drei
Jahren hier veröffentlicht wurde. Damals hatten erst Frankfurt und Köln den un-
verdienten Werthzuwachs bei Grundstücken besteuert; und in Kiautschau hatte das
Reich eine Versuchstation errichtet. Heute erheben zweihundert deutsche Gemeinden
(die Stadt Schöneberg ist neulich hinzugekommen) Werthzuwachssteuern; schneller
also, als die Gegner erwartet hatten, ist das Prinzip durchgedrungen, das uns-
arneä inersrnsrit zu besteuern. Noch hat sich nur ein kleiner Theil der 55 000
deutschen Kommunen dazu entschlossen; aber wenn die Reichshauptstadt erst ihren
Töchtern gefolgt ist (die kommunalen Majoritäten von Charlottenburg und Wil-
mersdorf haben ihre Zustimmung von dem Beschluß Schönebergs abhängig ge-
macht), werden andere Großstädte nicht mehr lange zögern. Und nun haben Kon-
servative und Centrum eine Reichsmerthzuwachssteuer beantragt. Der Gedanke
kommt nicht aus der Kanservativen Partei, sondern von den Bodenreformern. Die
fordern seit Jahren, der unverdiente Grundwerthzuwachs solle dem Reich steuer-
pflichtig sein, dem die Werthsteigerung des deutschen Grundbesitzes zu danken ist.
In die Oeffentlich?eit wurde die Propaganda für diese Idee von Adolph Wagner
getragen, der sich :m Jahr 1907, auf dem stuttgarter Bundestag der Bodenreformer,
mit Temperament und guten Gründen für eine Reichswerthzuwachssteuer einsetzte.
Dann empfahl der posener Oberbürgermeister Dr. Wilms im Preußischen Herren-
Haus, die Steuer je zur Hälfte dem Reich und den Gemeinden zu übertragen. Die
gesammte EntWickelung Deutschlands, sagte er, „besonders aber der wirthschaft-
liche Fortschritt datirt vom Tage der Errichtung des Deutschen Reiches".

Wenn man die Frage, ob die Theilung des Steuerertrages die Gemeinden allzu
schwer schädigen würde, einstweilen unbeantwortet läßt, so bleibt zu entscheiden, ob
das Reich als der eigentliche Träger des Bodenwerthes anzusehen ist. „Wäre Berlin
als Hauptstadt des Königreiches Preußen Das geworden, was es heute als Reichs-
centrale ist?" Das ist die Frage. Die wirthschaftliche Machtstellung Berlins beruht
darauf, daß die Stadt der wichtigste Durchgang für den gesummten Verkehr vom Osten
nach dem Westen ist. Der moskauer Kaufmann, der mit London und New Jork Ge-
schäfte macht mutz sie via Berlin erledigen; denn der Weg durch Sibirien kürzt ihm
nur die Route nach San Franzisko, nicht aber die Verbindung mit dem Osten der
Vereinigten Staaten. Berlin ist ferner der größte Binnenhafen Deutschlands, ein
wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und die deutsche Handelscentrale. Das Alles wäre
es auch als Hauptstadt Preußens gewesen oder geworden; dem Reich aber hat es
die Anhäufung des Kapitals zu danken. Die Großbanken wären ohne das Deutsche
Reich nicht möglich. Ohne die Reichsgründung wären sie nicht nach Berlin ge-
kommen. Frankfurts Stern erlosch erst, als Berlin Reichshauptstadt geworden war;
und seitdem ist die berliner Börse allen anderen voran. Die geistige Regsamkeit
und geschäftliche Tüchtigkeit, die Berlin auszeichnen, sind nicht Ursache, sondern
Folge der „Verwirklichung des Reichsgedankens". Der Milliardensegen, der sich,
nach der Proklamation in Versailles und dem Frieden von Frankfurt, über das
neue Reich ergoß, ist zum größten Theil für die Hauptstadt fruchtbar geworden.
Die Gründer haben hier die reichsten Möglichkeiten und die tiefsten Gruben ge-

funden. Der deutsche Außenhandel ist heute der natürliche Ausdruck der ökono-
mischen Beziehungen zwischen dem Reich und dem Ausland. Ein sächsischer oder
bayerischer Welthandel wäre möglich; entwickelungfähig wäre er aber nur unter der
Aegide des Reiches, die dem sächsischen, bayerischen, badischen, württembergischen
Kaufmann oder Exporteur den Weg ins fremde Absatzgebiet erleichtert. Eben so
unbestreitbar wie die Wirkung des Reichsgedcmkens auf die Wirtschaft ist die Tat-
sache, daß der Bodenwerth durch die Ausdehnung und Bereicherung der Städte
erhöht worden ist. Der Boden profitirt von allen Errungenschaften verfeinerter
Kultur. In Berlin ist der Werth besonders schnell gewachsen; und die Nachbar«
städte wären ohne die Metropole gewöhnliche Provinzgemeinden wie andere. Man
könnte deshalb sagen, daß die Voraussetzungen einer Reichswerthzuwachsfteuer sich
nirgendswo deutlich nachweisen lassen wie in Berlin Wird nicht gerade hier aber
ein schwacher Punkt des neuen Befteuerungmodus sichtbar? Nirgends, können die
Gegner sagen, sind die Vortheile der Reichsexistenz so zu spüren. Deshalb müsse
man Unterschiede machen, berechnen, was Reich, Staat und Gemeinde für den
Bodenwerth gethan haben: und die Notwendigkeit solcher Differenzirung spreche
doch wiederum laut gegen den Plan einer einheitlichen Reichswerthzuwachsfteuer.
Bayern ist gegen den Plan. Der wirthschaftliche Gegensatz zwischen Berlin
und München wird im Süden gern betont. Man gönnt den „Preußen" den Vor«
rang in der Wirtschaft, aber auch die dazu gehörigen Lasten und will von einer
Reichssteuer, die den Grundbesitz trifft, nichts hören. Vielfach wird diese Steuer
in Nord und Süd auch nur so heftig bekämpft, weil die Agrarier sie als Ersatz
der ihnen verhaßten Nachlaßsteuer vorgeschlagen haben. Trotzdem wird, nachdem
das Reichsschatzamt und das Preußische Finanzmifterium die prinzipiellen Bedenken
gegen die Steuer aufgegeben haben, in absehbarer Zeit im Reich wohl mit der
Besteuerung des unverdienten Grundwerthzuwachses zu rechnen sein.

Soll nur der Immobiliarbesitz getroffen werden oder jeder Gewinn, der sich
aus spekulativen Geschäften ergiebt? Der Getreidehändler, der aus den hohen Preisen
der chicagoer Haussiers Nutzen ziehe, der Käufer oder Verkäufer von Baumwolle und
Kaffee, der von einer guten Konjunktur profmre, der Börsenspekulant, der mit Gewinn
verkaufe: sie Alle, heißts, realisiren einen „unverdienten Werthzuwachs" und müßten
zur Steuer herangezogen werden. Diese Erweiterung des Begriffes ^nuearneci
inersrQLnä" war zunächst wohl nur als Schreckmittel gedacht. Solche Möglich-
keiten und Perspektiven zu zeigen, ist aber nicht ungefährlich; irgendwo bleiben die
Bilder auf der Netzhaut haften und eines Tages erscheint der Gedanke, der nur
als Vogelscheuche dienen sollte, im Staatskleid .eines neuen Gesetzes. Der konser-
vative Vorschlag greift bis ins Gebiet der Dividendenpapiere. Das mobile Kapital
soll, nach dem Willen der Vertreter des Großgrundbesitzes, auch daran glauben. Nur
Dividendenpapiere sollen dem Reich steuern, weil .bei den festverzinslichen Werthen
nicht so erhebliche Schwankungen vorkommen". Ter Nachsatz zeigt, wem die liebe-
volle Rücksicht der Agrarier gilt. Aktien sind Börsendeszendenz; die Börse aber muß
getroffen werden, wo immer man ihr beikommen kann. Deshalb die Beschränkung
der Steuer aus Dividendmpapiere. Die Begründung dieser Ausnahme ist natürlich
falsch; das abnorme Diskontjahr 1907 hat gelehrt, daß auch festverzinsliche Paprere
manchmal beträchtlich schwanken. Die dreiprozentige Reichsanleihe hat sich vou
ihrem höchsten Stand um beinahe 14 Prozent entfernt; und dieses Beispiel ist durch-

aus nicht vereinzelt. Jedenfalls wäre, 8ub spseis der Kursbewegung auf dem Rentenmarkt, die Jsolirung der Aktie zum Besten des Steuerflskus nicht zu rechtfertigen. Die Konservativen berechnen den Nennwerth des Kapitals der deutschen Aktiengesellschaften auf 14 Milliarden. Den Besitz an ausländischen Papieren schätzen sie auf 6 Milliarden und sagen: Nimmt man an, daß die Durchschnittskurse dieser Welten in den fünf- bis sechsjährigen Perioden des wirthschaftlichen Ausschwunges um etwa 30 bis 40 Prozent steigen, und rechnet man zwei Jahre des Stillstandes oder der Kurssenkung hinzu, so würde in dieser achtjährigen Periode auf jedes Jahr ein Werthzuwachs von etwa 5 Prozent entfallen. Also wäre ungefähr eine Milliarde Werthzuwachs zu besteuern. Den Ertrag schätzen die Erfinder des Projektes auf 50 Millionen Mark im Jahr. Auf dem Papier macht sich das Exempel sehr einfach. In zehn Zeilen wird da die Welt verschenkt. Die rauhe Wirklichkeit läßt sich aber nicht so willig bearbeiten. Der durchschnittliche Werthzuwachs von 5 Prozent im Jahr ist Chimäre; und die Möglichkeit, eine runde Summe herauszurechnen, fehlt einstweilen noch ganz. Aus der Fülle naher Beispiele nur ein einziges: die Aktie der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerkwerkgesellschaft, die in letzter Zeit wieder einmal zum Liebling der Spekulation geworden ist, hat von 1905 bis 1908 um 156 Prozent geschwankt. Die höchste Notiz war 293, die niedrigste 137. Nach dem Schema der Konservativen wäre ein Durchschnittszuwachs von nahezu 40 Prozent zu verrechnen. Wer aber das Papier zum niedrigsten Preis gekauft hat, freut sich heute (bei 192) eines Kursgewinnes von 56 Prozent, während der Nachbar, der zum höchsten Satz gekauft hat, einen Verlust von rund 100 Prozent bestöhnt. Wo ist da die Möglichkeit einer schematisch berechneten Werthzuwachssteuer? Und wenn Einer nun wirklich am Kurs gewonnen, an der Divideude aber verloren hat: wie soll Das verrechnet und ausgeglichen werden? Wer Hamburg-Amerika-Linie zu 97 erwarb, hat heute rund 23 Prozent verdient. Das Jahr 1908 aber blieb dividendelos. Diese Thatsache würde, nach dem konservativen Vorschlag, nicht beachtet. Das Projekt ist eilig hingehauen worden; sachliche Bedenken wurden a limine verscheucht; nur auf rasche Formulirung kams an. Ein nusaiQecZ ineiemsnt kanns eben bei Börsenpapieren überhaupt nicht geben. Der „mühelose Gewinn durch die Thätigbeit der Gemeinde und des Staates", auf dem die Besteuerung des unverdienten Werthzuwachses bei Grundstücken beruht, existirt im Effektenverkehr nicht. Höchstens könnte ein Spottvogel an die Zwischengewinne bei der Uebernahme von Reichs- und Staatsanleihen denken. Zwischen Jmmobiliar- und Mobiliarkredit ist ein wesentlicher Unterschied. Werthpapiere sind nicht hypothekarisch zu beleihen. DieHypothek ist eine Institution des Grundbesitzes, die man nicht gewaltsam in eine andere Sphäre verpflanzen kann. Auch der Begriff des „Werthzuwachses" läßt sich nicht in fremde Gebiete übertragen. Bei einem Börsenpapier kann man niemals von dauerndem Werthzuwachs sprechen. Durch die der Kursbewegung eigenthümlichen Schwankungen gleichen sich, Per Saldo, Gewinn und Verlust in vielen Fällen aus. Und die Kursveränderung vollzieht sich nicht automatisch, sondern nach dem bewußten Willen von Personen, die bestimmte Konjunkturen auszunutzen verstehen. Die Steigerung des Absatzes in der Industrie würde den Kurs der Aktien, die von dieser Steigerung Nutzen haben, um kein Prozent heben, wenn nicht ein Wille eingriffe, der den Kurs in Bewegung setzte. Im Grundstückhandel trägt wohl der Umsatz, also eine durch Arbeit bewirkte Aenderung, zur Erhöhung des Werthes bei, aber die Grundtaxe

^ft durch die automatische Steigerung der Bodenpreise festgesetzt worden. Ohne
Umsatz kann die Thatsache des „unverdienten Werthzuwachses" nicht in die Er-
scheinung treten. Deshalb darf man hier nicht von einer auf die Gestaltung des
Preises gerichteten Thätigkeit sprechen. Nur der Mitläufer an der Börse profitirt,
unter Umständen, von einem „unverdienten Werthzuwachs". Doch der Versuch,
zwischen bewußt handelnden und schematisch arbeitenden „Effektenschiebern" zu unter-
scheiden, würde dem psychologischen Talent der Steuerbeamt en wohl allzu viel zumuthen.
Der Reichsbankpräsident hat in der Finanzkommission gründlich mit der
Effektenwerthzuwachssteuer aufgeräumt; der Plan sei undurchführbar, sagte er.
Und die Erfahrungen aus der Zeit unserer Börsengesetze warnen vor jedem neuen
Experiment. Man braucht also die Effektenbesteuerung sürs Erste noch nicht zu fürch-
ten. Fürs Erste. Ob irgendein eben so geistloser wie agrarischer Staatssekretär
sie aber nicht an einem Tag neuer Verlegenheit aus der Rumpelkammer holt?
Diese Frage brauchte nicht gestellt zu werden, wenn man über den Weg
klar wäre, den die innere EntWickelung Deutschlands nehmen wird. Nicht immer
tanns, unter dem wechselnden Mond, bei uns so bleiben, daß em Häuflein preuß-
ischer Junker, die kräftigen Willens, aber politisch völlig unproduktiv sind, von ihrem
ehrenwerthen Jnteressenstandpunkt aus die Geschicke des industrialilirten Deutschen
Reiches bestimmen. Der Gedanke, den Kursgewinn noch mit einer Extrafteuer zu
belegen, ist nicht nur, wie Herr Havenftein richtig sagle, undurchführbar, fondern
birgt auch eine sinnlose Ungerechtigkeit. Wie oft soll denn, an wie vielen Stellen
das Einkommen der in den Banken und an der Börse arbeitenden Menschen noch
verkürzt werden? Will mans wirklich dahin bringen, daß uns das Kapital wegläuft
und die einträglichsten Geschäfte dieser modernsten Art ins Ausland verlegt werden?
Sehr weit sind wir von diesem Zustand schon jetzt nicht mehr. Mr blinder Fa-
natikerwahn kann behaupten, daß die Mobilkapitalisten dem Reich, dem Staat der
Gemeinde und Kirche (in der sie oft erst spät heimisch geworden sind) nicht genug
steuern; sie liesern ungeheure Summen in diese Kassen. Doch auch die Besteuerung
des Grundwerthzuwachses sollte man lieber den Gemeinden überlassen, deren
Stagnation oder EntWickelung schließlich den Bodenertrag entscheidend bestimmt.
Die agrarischen Parteien können nicht mehr darauf rechnen, daß in absehbarer
Zeit ihre Bodenrente steigen wird. Deshalb war die Reichswerthzuwachssteuer in
ihrem Sinn ganz schlau ersonnen. Deshalb war noch schlauer aber der Zusatz-
antrag erdacht, dieser Steuer eine bis in den Geltungbeginn der neuen Handels-
verträge rückwirkende Kraft zu geben. Damals hat der Verkaufswerth des deutschen
Bodens sich beträchtlich gehoben. Die Güterpreise sind, weil alle Landwirthschaft-
produkte seitdem viel höheren Gewinn bringen, so gestiegen, daß auch wohlhabende
Leute zögern, heute noch ein Gut zu kaufen. Ist die Grundbesitzerpartei bereit,
diesen „unverdienten Werthzuwachs" jetzt noch zu versteuern, oder möchte sie nur,
ut «.Uciuiä tseisss viäsatur, in edler Opserbereitschaft winzigen Ertrag anbieten,
in dem Bewußtsein, daß eine neue Werthsteigerung nicht so bald eintreten wird, sich
ins Fäustchen lachen und die Gelegenheit zu neuer Schröpsung des verhaßten Kapi-
tals benutzen? So darf die Geschichte nicht enden. Die Verbündeten Regirungen
täuschen sich wohl nicht darüber, daß solches Ende auch das ihres Ansehens wäre.
Und auch die agrarischen Parteien müßten nachgerade einsehen, daß ihre Steuertaktik
nicht geeignet ist, ihrem alten Prestige einen Werthzuwachs zu erzwingen. Lado n.

Matkowsky.
HMnter Märzsturmgeheul ist Adalbert Matkowsky gestorben. Königlich
AU? PreußischerHofschauspieler und doch Deutschlands größter Tragoede;
der einzige im deutschen Sprachbereich, seit Albert Niemann dessen Bretter
nicht mehr betrat. Und, wie Niemann, ein Kerl von großem Wesensformat.
Bei Wein und Weib, in Schänke und Schlafkammer ihm ähnlich.Im Tau-
mel von derBegierde zum Genuß; und imGenuh nachBegierde verschmach-
tend. Auf demSchaugerüst nicht so rein, so germanisch keusch und edelmänn-
lich wie der Heldensänger. Mehuls milden Joseph hätte Adalbert nicht aus
so feinem Seelenstoff zugestaltenvermochtwieAlbert; der Brabanterin jung-
fräulichen Leib nicht mit so inbrünstig zarter Kraft an die fromme Brust zu
pressen; Hundmgs Herdfeuer, an dem die Schwester, auf daß derWälsen»
stamm nicht knospenlos kahl in den Lenz starre, dem Bruder sich paart, von
Qualm und Rauch so nicht zu läutern. Für des Normannenherzogs Spieler-
kitzel, für die Gewissensqual Johanns von Leyden, für Masaniellos Wuth
undTannhäusers prahlende Geilheit hätteAdalbertschrillereTöne gefunden;
heftigerblutende. Und den Mohren vonVenedig,denJunkervonCorioli,Nebu-
kadnezars Feldhauptmann, den vom Bösen Geist besessenenKnaben Golo und
den morallosenWeltträumer aus Lydien hätteAlbert so nicht an derWesens-
wurzelgepackt.BIondesundschwarzesHeldenthum;deutschesundslavisches.Um
VerdisOrientalenfeldherr odergarRubinsteins Nero zusein, muhteNiemann
die Seele vermummen; und deroberdeutschen Ritterbehaglichkeit desBerlich-
ingers war derHalbpole Matkowsky niemals so nah wie der aus lüdrianischem
Naturburschenthum erwachsene, in der Küche der Weihenthurn, Kotzebues und
BenedixensgenährteBaumeisterdesBurgtheaters. Noch ein Unterschied. Nie-
mann hat uns die Spontini, Meyerbeer, Auber geadelt, in die Klarheit weihe-
festlich schimmernder Kunstgipfel gehoben; und Matkowsky war, wenn er
Wildenbruch oder nochGeringere spielte, nur ein prächtig glitzernder Theater-
prinz. Niem anns Raoul und Robert, Prophet und Brigant, Cortez und Rienzi
sind unvergeßlichen derNoblesse des starken Herzens und derHengstkraftim
steilsten Gebäum noch zu edler Haltung gebändigter Mannheit unvergleich lich,
wie sein Lohengrin, Siegmund, Tristan (seiner Schöpfung Krone), die er nicht
erst insDeutfche zu übersetzen brauchte. MatkowskyimWortprunkmantelder
Epigonen: den dranZurückdenkendenüberläufts; halbwegserträglich warSol-
ches nur, wenn uuterdemungestü^
Form früh zerbrach. Verschiedenheit öerKunstgattung, des Rassengenies, der

persönlichen Statur ? Raoul und Fra Diavolo sind immerhin noch aus ansehn-
licherem Stoff als der Fibelkönig Heinrich und die Flunkerrecken desBomben-
dichters Lauff. Der Germane stellt sich williger als der Slave und mit bescheide-
nerem Stolz in den Dienst derSache, der er einmal (und wärs in schwacher
Stunde geschehen) sich angelobt hat. Und Niemann war, trotz der Herkunft aus
Handwerksenge, Kavalier, Jäger, Reiter, GroßerHerr, Weltstädter und sitzt
heute noch, als weißmäbniger Misanthrop, mitten im Kaffeehauslärm vor
dem Schachbrett, über Tagblättern und Zeitschriften aller Sorten; ist auch
zu sehen, wenn die Meisterin Villi Lehmann oder der Götterliebling Caruso
fingt oder sonst was Ungemeines vors Schaugerüst lockt. Das wäre nichts
für Matkowsky gewesen. Der ging nie in ein Theater, in das ihn nicht Mimen °
Pflicht rief (er sah keinen der berliner Soffittensterne je leuchten; hätte das
thatloseZuschauenu!chteineStundeertragen),niezuDiners, Bällen, Soupers
undfühlte fich in Kaffeehäusern so unbehaglich, daß nur derCognacihninsol-
cherVerwaisung trösten konnte. Er warJahrzehnte lang in Berlin: und den-
noch eigentlich ohne jeden „Verkehr" und den lüstern nach Tafelaufputz aus
Thaliens Reich Langenden fast ein Fremder. Wußte von mondänem Leben,
trotzdem er im Luxus eines Schnitzwerksammlers hauste, kaum mehr als ein
barfüßiger Dorfbengel. Trug zu schwarzem Schlußrock und Frackweste, deren
Ausschnitt ein Plastron knapp deckte, einen fleckigen Schlapphut und, wenn
er sich elegant zeigen wollte, unter perlgrauen Hosen am hellen Tag Lackstiefel
mitGummizug. NurnichtdenCoulissenswellsnachahmen,sichniedlich machen
und mit stolzirendem Gespreiz der Menge zuwedeln: Seht hier dengewaltig-
stenBretterheldenEurergutenStadt!ErlebteimJnnerstennurfürseineKunst,
sprach beinahe nie von Anderem als von alten und neuen Rollen (die er meist
schon vor der ersten Bühnenprobe Wort vor Wort ins Gedächtnih gegraben
hatte): und schämte sich immer doch ein Bischen des leidenschaftlich geliebten
Berufes. Daß er nur malen durfte, was Andere gethan hatten, nachsprechen,
nachmimen und niemals aus willkürlichem Entschluß handelnd wirken, zehrte
an ihm. Trieb ihn, wenn derTag des Gesunden nicht zum Gastspiel auf einer
Nestbühne zu nutzen war, aus bourgeoiser Geselligkeit in einen stillen, alt-
modischen Schänkenwinkel; zu Lutter <K Wegner oder zu Steinert ^ Hansen.
Da war er heimisch. Konnte den Drang ins Schöpferische, Thatzeugende er-
tränken. Die paar Freunde, die seine Schlupflöcher kannten, um Bordeaux
oder Sekt sammeln und, mit ekstatischem Blick, von den Menschen flüstern,
die er nächstens zwischen Leinwände stellen werde. In schwellendem Rausch
von ihnen träumen, wenn erhinter dem Flaschenwall allein blieb. So, meinte

er,Habens alle genialischenSchaubühnenmenschen getrieben; vondemwüsten
Wilhelm Kunst und dem nach geistreicher Methode tollen Ludwig Devrient
bis auf Fröderic-Lemaitre, Baison und Mitterwurzer. Der Histrionenberuf
als Martyrium: Das war seintieffter Trost. Sein liebster Spruch: DerSchau-
spieler darfnicht ins Bürgerliche streben, sondern muh Paria bleiben, Heimlos,
besitzlos, friedlos durch wechselnde Traumreviere wandeln und, nicht allzu spät,
aufderLandstrahe verrecken. Ganz so bitter ernst, wie es klang,wars nickt ge-
meint. MatkowskywargernHofschauspieler(likß sich drum auch mit goldenem
Köder nicht in Reinhardts Deutsches Theater locken), häufte gern Raritäten,
spendeteschamhafterArmuth ausoffenerHand und hielt aufgeordneteVerhält-
nisfe. Doch ihn widerte die korrekte Coulissenbeamtenschaft, die sich jetzt auf den
Bretternbreitmacht,derTroßgeschniegelterBubenundehrbarthuendcrMädel,
der durch dieGnadenpfortewiedurch eineAmtsstubenthür schleicht, schrecklich
vielgelesen und von frechfinnlichemKomoediantenthum keinen Blutstropfen
in sich hat. Dem entfloh er in Kneipen und Schmieren; vor dessen Bureau-
dunst rettete er sich auf Sennhütten und Ozeanjegelschiffe. Das Priesterbe-
wuhtsein, mit dem Frau Villi Lehmann noch ihreTraoiata zur Gottes dienst-
leiltung weiht, war dem vom Erzfeind AI Kohol umkrallten Sinn des un-
heiligen Adalbert nicht erreichbar. Nicht Kunstpfaffe wollte er sein, sondern
Zigeuner ohne Kaste (und lieh sich dennoch, wie jeder Haase. mit reichlichem
Ordensbehang Photographien). Ganz nahist ihm,bis insHerz desHerzens,
Keiner wohl je gekommen; kein Mann. Auch in diesem Zug ähnelt er Nie-
mann. EinsameVisionäre. Wüstenkönige, die mit zärtlicher Pranke zwar die
Brut und deren trächtige Mutter tätscheln, ihrWichtigstes bis ansEnde aber
allein besinnen. Wie ein greiser, in Ohnmacht gepferchter Löwe pfaucht Nie-
mann in die Ameisenwelt. Wie ein kranker Leu stierte Matkowsky in das Ge-
iribbel, als daöGedächtnih ihm,dieLebenslust und derGliederGeschmeidig-
keit schwand. Nie aber hätte er, wie der Sänger that, aus freiem Entschluß,
als ein Lebender, dem Rampenhaus, der Bühne den Rücken gekehrt.
Aus seiner Traumschöpfung drängte noch vielerlei Menschengethier in
den Lichtbezirk derBühne. Lear undTimon wollte er sein, der alteFaustund
derRichterinZalamea,KleopatrensmüderFreundundKönigPhilipp,Brand
und Julian, Marbod undGuiscard, Stockmann undSolneh. Manches noch.
Seinem Königsrecht wehrte im Hochland derWeltdichtung kaum eine Schran-
ke. Er hatte Humor (nicht nur für die Philipp Faulconbridge und Richard
Gloster,derenSeele,wiedunkelgraueSchlangenhaut,knisterndFunkensprüht);
war der fröhlichste Heinz, der hitzigsteStotterpercy, der männisch frechstePe-

truchio, als Cheruskerfürst das listigste, buhltüchtigste Füchslein im Fellkleid
des stattlichstenBären. Wäre der frischste, lustigste, unter Papierlarven länd-
lich robust gebliebene Bolz, der schlagfertigste Benedikt gewesen und der ver-
schlagenste kleistischeKurfürst,derschlauste,unverschämtesteundzugleichritter-
lichste Falftaff geworden. Und hätte (dem Kundigen braucht maus nicht erst
zu sagen) alles „Moderne" mühelos bewältigt; den wienerOedipus und den
schleichen Fuhrmann, denMazkgrafen vonSaluzzo und Wedekinds Hetman
sogar. Mitterwurzer war witziger, reicher an flinkem Geist und Proteuskünsten,
vielleicht auch an spitzfindigerEinbildnerkraft. Doch nie ein ganzerTragoede.
Immer ein Analytiker, dessen Purzelbäume die strenge Würde klassischer Dich-
tung zu höhnen schienen, dessen Romantikerironie das edelste Organon zer-
beizte, zerlaugte und der im Gletscherreich seines Schaffens nur jäh aufglän-
zende Augenblicksfreuden gewährte. Seinen Richard steht dasGedachtniß am
WitwenschleierAnnens zerren undreinekisch zwischen denBischöfen winseln;
sieht es nichtim Harnisch, nicht als den Eber, derzublutigerAßung die Hauer
wetzt. Sein Macbeth, sein Franz Moor taumelt trunken durch die Erinnerung;
ein ins Nordland verirrter cerebrasthenischer Malatesta und ein weichlicher,
kindisch boshafterSchlingel. Sein Shylock ist Ghettobarock und war nieJessi-
kas Vater. Nie hat sein Wallenstein den SohnOktavios geliebt noch je im La-
gerbefohlen; im brünstig frohen Blick des hellenSchwärmeraugesnur glänzte
Friedlands Stern. Im Bereich kranker und komplizirter Menschheit konnte ktt^
Mitlebender sich mit ihm messen. Schlichte Kraft und einfaches Empfinden
naiver Seelen: bis aufdiese reine Höhe vermochte sein luziferischesGenienicht
zu langen; und wenn er sich auf den Zehen hob und die Arme aus den Ku-
geln renkte, ward der Abstand nur sichtbarer noch. Ein Bretterköaig fürSpi-
tal und Spelunke; nicht der inLendenkraft strotzende Zeuger eines Heldenge-
schlechtes. Den konnte Matkowsky spielen. Er hatte die große Synthesis, die
wuchtige Einheit des Wollens und Denkens, den Kind^rglauben an jeden
Poetenhimmel, die baumeisterliche Kunst derGrundrihzeichnung. Nicht ein-
zelneMerkmale und Momentbilder prägten sich dem Gedächtnih ein: dieGe-
staltenhaften(wennsienicht,wiederWallenstein,alsKrüppelansLichtk^
leibhaftig inihm; als hätte einjungerGottsienach seinem Ebenbilde geschaffen.
„Der ist ein Mann geworden über Nacht und blieb ein Kind dabei. Wie
lieb' ich Das! Drum hals ich ihn, wie keinen Andein, hoch." Hebbels Pfalz-
graf spricht so von Golo. VorMatkowskys Epheben muhte jedes Empfinden
so sprechen. Er war nur mittelwüchsig und dehnte sich früh ins Breilstämmige.
Schien hinter der Rampe aber größer und von schlankerem Gliederbau; der

himmelanstrebende Wipfel wirkte die Täuschung: auf dem Athletenhals das
mächtige Haupt. Eines Titanen? Antinous müßte daneben zu weibisch, der
junge Goethe des Eisbahnlaufes zu irdisch dünken. Beiden ähnelt er; und
scheucht mit dem Strahl seines lächelnden, dem Blitz seines zürnenden Blickes
Beide ins Dunkel. Tiefbraunes, von keinem Kamm zähmbares Haargelock.
DieStirnhochgewölbtüberbreitenWangenflächen.einerfastzuzierlichenNase
mit slavischen Nüstern, einem merkwürdig kleinen Mund (dem Mund eines
Knaben, der in heihem Schlaf liegt, wie ein Bäumchen im Lenz den Saft auf-
steigen fühlt und von Küssen träumt), dem Kinn eines selbstherrischen Trotz-
kopses. Unter der hellbräunlichen Haut, die zartund fest, wie eines reifen Pfir-
sichs,das schöneGebild umspannt, pocht dasPolenblut; deutscheLippenzucken
nicht so expressiv und dieFlügel einerGermanennase flattern nicht so unruh-
voll, blähen sich nicht bei jedem Sinnenschauer so straff. Noch fehlt dem Ant-
litz das Licht. Da hebt sich das Lid von einem blauen Auge, dessen Blickge«
walt wie mit unumschränktem Herrscherrecht den Betrachter packt und seiner
Majestät verpflichtet. Von einem Äuge, das jubeln und rasen, streicheln und
kratzen, schwelgen und grübeln, mit grünlichem Blinken verführen, hinter
schwarzem Jrisschleier vernichten kann. Als sänken die Nebel von einer Land-
schaft, ists- als würden nun alle Formen erst klar.Dieser hat sich eigensinnig
aus derKindheit frommenMärchenglauben bewahrt und heischt, wie von der
Mutter einst Frucht oder Kuchen, von dem Herrgott ein Götterglück. Ist stark
und verzärtelt. Sinnlich wie ein unersättlicher Prasser und die aeilste Baja-
dere und asketisch wie ein dem Gelübdeunter Kitzelmartern noch treuer Mönch.
Von allenTafeln hat er genascht und kann sich den leckersten Genüssen dennoch
enthalten. Knabe und Mann. Buhle und Krieger. Schwärmer undTyrann.
So kündets dasAuge; tönts aus derKehle. Eine Stimme, die schmettert und
schluchzt, zu unbarmherzigemKampf und zu brünstigerPaarung rust, die zu
beten, zu fluchen oermag, mit denzwitscherndenLocktönen desSprossers flügge
Mädchensinne umsträhnt, eines Gewimmels Wahn höhnt, promethidisch ur-
alter Gewalten lachtund mitGlockengedröhndemHeiligthumeinesStammes,
einerGlaubensgenossenschaftSchützerherbeiwinkt; eine in Maienwonne und
Wintersnoth trutzig des Schicksals spottende, von Blut und Thränen schwan-
gere Stimme, seines verliebten Knaben und eines Feldherrn. „Und blieb ein
Kind dabei. Wie lieb' ich Das! Drum halt' ich ihn, wie keinen Andern, hoch."
DerSprudeljugend schreiten zweiwildeBurschenvoran:JunkerBugs-
laf („Hans Lange")und Prinz Sigismund („Das Leben ein Traum"); ein
übermüthigmännernderLümmel und einvomHerrscherwahnBesessener, der
von Halbthierheit zu Halbgöttlichkeit im Wirbel den Weg durchkeucht. Cal-

Jerons Prinz war vielleichtMatkowskys flecklosesteGestalt- weil er in diesem
Drama sich nicht zu mäßigen, noch im Flüstertraum nichtzu zäumen brauchte
und aus dem Krater der Sarmatenseele glühende Lava und schwarzliche
Schlacke insLicht speien durfte. DerherrlichrafendeJüngling, dem dieLippe
bebt und in der Aughöhle rother Brand lodert, der mit fahlerWange die Faust
gen Himmel reckt und aus gekrampfter Brust, wie aus ehernem Panzer, den
Drometenton eines zürnenden Erzengels holt: Das sieht man und hört nicht
nocheinmal.(DahHerrKainzdieGlanzrollederWagner,Hendrick>s,Robertnie
spieltest klug.MitseinemvolubilenGeist, seinerbehend hüpfendenSprechkunst
und stimm erndenTheaterdialektikkäme erdanicht aus; auchnicht mit dem erb'
prinzlichenWesenundderwildenGrazie,dieseinerJugendbestesTheilwaren.Da
gehtsnichtohneelementarischeUrkraft.HerrKainzwarstetsnurMelpomenens
Stiefsohn. Flinke Pagenbeine lrugen ihn über Abgründe; in Tiefen hat er sich
niemals getraut und vorLawinen sich stets geduckt. Mit dem blitzenden Blend-
werk seiner Gaben keine tragisch gestimmte Natur. In Stimmungreiz und
LaunenprunkderanmuthigsteKnabeKarl-alsverwöhnterGourmet und Ver-
ächter kalten Mädchenfleisches ein grillparzerischer, also kraftloserKönig Al-
fonse. Aber ein Romeo, der leben bleibt und bei irgendeiner Rosalinde wie-
derlachenlernt; einHomburg,der nicht erstamossenenGrabdieHeldenaUure
verlernt; einKainaus demCottageviertel; mitseiner sauberen, auch im Ernst
witzigen Skeletirkunst von Goethes holder Fülle meilenfern WederTragoede
noch gar Titan; niemals Mann. Und von verweibter Großbourgeoisie, die
an Riesen nur im Reich von Hausse und Baisse noch glaubt und in Kürah
undKoller nurJhresgleichen noch sehen mag, drum dem Neuntöter Matkowsky
vorgezogen. Der den grazilen Redekünstler im ersten Anlauf überrannt hätte,
wennseinWunsch,just neben Diesem dieBretterbahn zu betreten, erfüllt wor-
den wäre.) Der Polenprinz verhieß uns den Räuber Moor, den derKarlsschüler
träumte; die kindische Größe des mit Römertugend und Schwabenmost ge-
fütterten Studenten, der nach dem Weltrichteramt langt. „ Höret mich, Mond
und Gestirne!" Der Athem stockte im Sturmgebraus dieserRächerstimme. Und
Ferdinand, der tollköpfige Soldat, der in Hofränken und Nokokospielzwang
erstickt. Der derbe, keusch begehrende Templer mit der Bärenkraft und dem
Bärengebrumm. Lavagnas schwüle Tücke und die liftige Leidenschaft des
Pa mphletisten Beaumarchais (an dessen Hitze Sonnenthals elegisch kokettes
Wachspüppchen schmolz).Bolingbrokes verloren gewähnterSohn.DerRichard
des menschlichsten und modernsten Königsdramas. Weislingens aphrodisisch
vergifteter Knappe. Der irre Atride auf Tauris. Golo und Raskolnikow: die
Psychologie des Mörders bis ins feinste Zellgewebe entschleiert, enthäutet.

Das war der junge Matkowsky, der aus Dresden über Hamburg nach
Berlin kam. Ein Bischen verludert. Kein Wunder. Der Jünglingsreiz des
Zwanzigjährigen hatte Dettmer beinahe, den Ritterspieler mit der Trompe-
tenstimme, den Kostümseigneur mit dem blonden Temperament eines nie
von dunklem Fittich Gestreiften, aus der Sachsengunst gedrängt. Feile und
sittsame Weiblichkeit flog ihm zu und das stärkste Herz der norddeutschen
Bühne holte ihn von der Arrangirprobe roei a aufs Laken. So lebte er alle
Tage; von der Szene in die Kneipe, von der Kneipe zum Mädel ins Nacht-
quartier. Böse Streiche wurden ruchbar: und mehrten noch seinen Ruhm.
Kein Regisseur, der das Prachtexemplar meistert. Und Ausflüge in alle sächsi-
schen Nester. Pollini fängt ihn für sein HamburgerKunstwaarenhaus. Jeden
Abend zwischenDammthor und Schwiegerstrahe oder in Altona; und wieder
ein müder Routier auf dem Regiestuhl. Mit schon etwas gedunsenem Leib und
hählichenOpernstarmanierenkommtAdalbertandenSchillerplatz.Erfchwitzt,
übertreibt,schlägteinPfauenrad,legtFermatenundArieneffekteein,läßtdasR
rollenund gurgeln, alswäre ernieinOberländersSprechschule gegangen, fuch-
telt und stöhntzuviel und wird, wenn er Schillersoder Turgenjew) bedient, zu
slavisch weichlich. DieWeiber hat er; die Männer rümpfen vor seinem über'
heizten Gethu noch die Nase. Fontane schilt ganz unverständig und Frenze!
lobt halb mit Erbarmen; Beide finden ihren Ludwig viel edler und idealer
Würde voller. Nur der greiseKarl Werder, derTheaterprofessor, der denTon
derDevrient,Dawison,Dessoir noch imOhr hat, merkt sofort, daß hier end-
lich wieder Einer aus Genieland ins Hülsenhaus kam. Mit ihm arbeitet der
Neuling; mit ihm allein: denn auf der Hofbühne kommandirt bald Herr
Grube, derSpielverderber, dem dermeiningischeJnspizient für einWeilchen
den Nimbus wahrt. Und Matkowsky möchte doch so gern arbeiten; liebt im
tiefsten Wesensgrund nur diese Freude und hat, weil sie fehlte, überall Sur-
rogategesucht. Wasdaauf den Brettern steht, hatnoch wenigerseinenRhyth-
mus als in Dresden die kluge, seine Pauline Ulrich, Franziska Ellmenreich
mit der Jungfrauenthräne, den Damennerven, dem Witwengekicher, als Dett-
mer, Swoboda und Porth. Aber die Sjadt, diese nüchtern zeugende, im grauen
Sorgenkittel Werth auf Werth Häusende Preuhenweltstadt, stimmt ihn allge-
mach ernster. Er wird ja auch älter. Vertändelt nicht mehr so viel Zeit mit
den Weibern. Nimmt sich in Zucht. Und aus dem Liebhaber wird der Held.
Nicht der Held, den Emil Devrient einst durch Alldeutschlands ungeeinte
Gauen spaziren ließ: der Nobile von höfischer Haltung, den Niemand an-
rühren durfte, derniemals die Kavalierswürde vergaß, selbst im Wirbelwind
nicht, unter dem Schuppenhandschuh geschminkte Finger mit ins Rosige po-

lirten Nägeln hatte, nach Veilchenfeife und Kölnerwasfer dufteteund umjeden
Preis, noch in Drang und Getümmel, schön sein und soignirt bleibenwollte.
Auch nicht der derbere deutsche Held Deitmers und Krastels, die als Dunois
und Wetter vom Strahl, als Egmont, Tempelherr, Jngomar, Parzival aus
sächsischem, pfälzischem, kahlenbergischem LorberKränze wanden. Der blickte
hell und behaglich ins Leben, schlug kräftig drein, wenn es galt, leerte und
fülltedenHumpennichtöfter,alsbraver HausväterBrauchist, gingder Jung-
fernblüthe nicht spröd aus dem Weg, lieh sich von einem Weiberrock aber nicht
dieAussichtins Wetteverhängen. Matkowskys Held sah anders aus. Wennfein
Egmontvon demNachtwandler sprach, den derWeisenichtwarnen.nichtwecken
dürfe, wars, als schritte er selbst mitschlummerndem Auge die schmale Gaffe
am Dachrand entlang; wars die Gewittervifion Eines, der seinfinsteres Schick,
sal träumt, gern ihm entrönne und bei der lieben Kläre doch nicht, fern von
dem Spanielschrecken, im warmen Bett aushielte. Wennsein Dunois dieVöl-
ker des Frankenreiches ins Gefecht rief, hatte derTon nicht dieKriegei klarheit,
die tapfere Zuversicht, die Dettmers Stimme bis ms hohe Brustregister auf-
jauchzen lieh- wars eher, als suche der Bastard die Elternlose, der Sünden-
sproh die vom Vater Verfluchte und als könnedenzweiGevehmtenöas Nacht-
geschick nur in schrecklicher Gemeinsamkeitsich erfüllen HarmloswareinHeld
Adalberts nie; noch in seinemPetruchio warEtwas vomLöwenund einFünkchen
von höllenfürstlichem Feuer. Besser als die treuen Ritter mit blondem Schopf
und blauem Blick (bei deren Verkörperung crsich mit einerSynthese von Bern-
dal undDettmer half)gelangenihm deshalb dievom Dämon Besessenen: Golo
undHolofernes,OthelloundMacbeth,CoriolanundOtokar,OresteSundFauft.
Ihm glaubte nicht die im Brennpunkt der Weibheit glimmendeBethulierin
nur, daß eineLöwin ihn gesäugt habe. Auch Desdemona war im Haus dieses
Mohren eine arme, zerkoste Löwenbraut. Warum lief sie aus der signorialen
Ruhe des väterlichen Palastes, schlüpftein die Gondelund botden weißenHals
nackt der Tatze, die allzu spät streicheln gelernt hat? Dieser Coriolan hätte
Valeriens Seele gedrosselt; als ein von der Hybris im Hirn Versengter sein
„lieblichesSchweigen" frevelnd hingemordet. Und dieser Faust. deranGret-
chens Schandlager durch Fegfeuergluthen in neuen Schöpferlenz starrt, war
Werth, daß die schönste Griechin ihm aus dem Grab entstieg und Herrgott und
Satanas sammt den mobilen Heerschaaren um sein Unsterbliches rauften.
Eine große Seele, in deren tiefstem Gehäus lauernd einDämonwachte;
bei Tag und bei Nacht. Ohne Warnung brach er hervor: und dann wars, als
wolle vulkanisches Feuer ringsum das Erdreich verwüsten. Dann war diese
Seele himmlisch und höllisch groß; weitete sie unserem Auge dicGrenzen der

Menschheit. Holofernes, der grimmig lächelnd seinem eitlen Herrn Opfer-
flammen aufprasseln läßt. Der Atride, der den Trauerzug der Ahnen grüßt.
König Macbeth vor dem wandelnden Wald, dessen Zweige das Schwert des
vom Schicksal erkorenen Rächers bergen. Coriolanus im Gedräng der heiseren,
verschwitzten Quinten. Der Polenprinz, der das Hirn einer Schranze aufs
Pflaster spritzt. Der Magister und Doktor, derGlauben und Liebe, Trauben-
trost und Geduld verflucht. Da blitzte und donnerte es aus dem Dämonen-
bezirk. Das kehrt nicht wieder; niemals uns dieser mächtige Mensch. Solche
nur (merkt Jhrs nicht endlich?) find auch als Künstler wahrhaft groß; selbst
wenn sie nichtimmerden Wagemuth zupersönlichem Wollen haben(Lenbach),
lange stümpernd durch alle Zeiten und Zonen irrlichteliren (Marees) und ihr
Handwerk nie völlig meistern lernen (Matkowsky). Die Zunge des großen
Tragoeden hat sich nie in kainzische Schmeidigkeit gewöhnt; bis in die letzte
Nachtseines Bretterlebens hat er von Schweiß gedampft und den Philistern im
kalten Froschpfuhl„zu viel gethan". Und galtJedem, der Kunst zu fühlen ver-
mag, doch hundertmal mehr als ein ganzes Dutzend selbst vom feinsten Bas-
sermannschlag.Weil in ihm das Menschliche majestätischer war als in diesen
geistreichenSpintisirernundKonstrukteurenglaubhafterDurchschnittlichkeit.
„Natürlich" in ihrem Sinn, dem neuberlinischen, war Matkowsky nicht (konnte
es aber, wenn er dürftige Knirpse von heute auf die Bühne stellte, in jeder Mi-
nute sein); kein „Realist" vom Kleinkaliber des gehätschelten Dilettanten
Rittner, der auf dem Grab eines Lebens in die geballte Hand beißt und den
blicklosen, nervös blinzelndenKopf dann abwendet, weil der, in dem jedeFiber
jetzt lautzuunsreden müßte, dem Zuschauernichtszusagen hat. KeinHerrchen,
das gestern in derHochbahn neben uns saß oder morgenTantensWeg kreuzen
wird. Aus dem Titanenstamm Einer, derfich hierzu wohnen bequemtund jedes
Gewand, des Asfyrers und Römers, Mythenschotten und Magus, mit freiem
Anstand trägt. Der nicht Wortgespinnfte zu fädeln braucht (wie oft hat der
fast mauthnerisch der Rede Mißtrauende sich auf die stumme Bühne des Pan-
tomimus zurückgesehnt!), um Leid und Lust derHemmung zu entbinden. Dem
ein Gott gab, auf des Angesichtes ewig bewegter Fläche sein Innerstes weit-
hin zu offenbaren. Ein Kerl von großem Wesensformat; und in der Größe
natürlich. Wer hörte den Löwen je in der Brunft wie einen Kater schnurren?
Fordert Jhrs, weil auch er zum Katzengeschlecht gehört? Nicht alle Wildheit
ward, Ihr allzu Civilisirten, schon in Eurem Käfig gezähmt. Doch freut Euch
und strählt die Miauzer: ihrer ist das Reich; der letzte Löwe ist tot. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Hardcn in BerUn — Bcrwg der Zutuns! m Berlin.
Druck bon G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den IS. Mai 1909.

^ortunatus.

'0 haben, Herr Kanzler, immer noch mehr Glück als Verstand (den ich darum nicht etwa unterschätze). Auch im vorigen Mai schmunzelte der Wonnemond freundlich auf Sie herab. Flotte, Polenenteignung, Vereinsgeseh, Börsengesetz, Kolonialbahnen: Alles gerettet. Manches nicht so, wie mans gern wollte; aber das Wesentliche. Und die Furcht, das Centrum werde Ihnen das Leben sauer machen, war als Spukangst erwiesen. Doch Sie hatten Tweedmouth und Hill hinter sich, keine Hoffnung, daß Aehnliches Ihnen fortan erspart bleiben werde; und sahen, mit demScherifenalb auf der leicht beklommenen Brust, unter Eduards und Cassels emsigen Fingern den neuen Dreibund werden. Die Assiette, aus der dem Deutschen Reich Nahiung einzulöffelnwar,schieninsEngstezuschrumpfen.Die o!^1 Mi liaan l^ui^Km!^ hatte sich auch an dem Stuckblock bewährt; doch des Staatsmannes Nimbus verblaßte von Nacht zu Nacht. Welche Ernte seitdem! WelcheHäufung dankbarer Rollen! Im Reichsanzeiger der vasallisch getreue Schirmer fehlbarer Majestät. Im Reichstag der freimüthige Kritiker kaiserlicher Irrung. (Die highcliffischen Briefe, die Ordre, das für den Oail^ ^ele^rapk Bestimmte, das in dieserForm nicht druckfähig sei, selbst genau zu prüfen, und dieThal sache, daß die russischen und französischen Bündnihanträge aus der Buren kriegszeit auch amtlich, durch die Deutsche Botschaft, also auf Ihren Befehl, der londonerRegimng mitgcthcilt worden waren: Das und allerlei Anderes wurde verschwiegen; paßte nicht in die neue Glanzrolle.) Im Neuen Palais der Mandatar deutscher Volkswünsche. In der Hofburg der beste Kamerad

und in Nöthen zuverlässige Waffenbruder. Allerhöchster Impulse ledig; fast
populär; und rasch vor der Möglichkeit einleuchtenden Beweises für die leis
ausgestreute Behauptung, Wilhelms Uebereifer, nicht des Kanzlers Mangel
an Schöpferkraft, habe das Reich in so unbequeme Lage gebracht. Erinnern
Sie sich noch desBriefes,denHolsteinJhnenimHerbstausdemharzerDam-
bachhaus schrieb? Als der tapfere Greis (dessen kalter Leib, während ich hier
sitze, aus dem schmalenHolzbett in die Leichenhalle geschleppt wird und über
den ich, mit der ihm gebührenden Ausführlichkeit, erst reden möchte, wenn er
in seiner geliebtenMärkererde ruht) mitdesGewissensunerbittlicherStimme
Sie beschwor, diesmal um jeden Preis fest zu bleiben, nicht von Oesterreichs
Seite zu weichen und der zischelnden Nachbarschaft zu zeigen, daß Deutsch-
land denMuth zum Kampf noch nicht verlernt habe, ahntenSie wohl kaum
das Nahen Ihres größten Erfolges. Er kam. Die Athemnoth minderte sich
und ringsum wuchs wieder die Lust, mit Deutschland Geschäfte zu machen.
Denn der Eingekreiste war als unangreifbar erwiesen. So gut wars Ihnen
nie gegangen. Jetzt aber winkt JhreFortuna zunochgünstigererGelegenheit.
Wenn Sie den Orientsieg geahnt hätten (der, vier Monate nach den
Novemberstürmen, den effektvollen Abgang ermöglichte), wären die Steuer-
pläne verjagt oder verscharrt worden. Nun wars zu spät. Und Sie haben seit-
dem sicher nie ernstlich daran gedacht, aus freiem Willen die süße Gewohn-
heit desKanzlerlebens fahren zu lassen. lJhreSlirn braucht fichnichtzurun-
zeln: Keiner hat bisher je, selbst Bismarck nicht, freiwillig der Macht entsagt.
Den Journalisten und Abgeordneten hatJeder oft die Absicht gekündet: weil
die Kinder es nun einmal gern hören.) Warum denn? Irgendwie ist die
Sache im Reichstag zu machen. Das wissen Sie besser als ich (und Ihr Loe-
bell weiß es noch besser als Sie); derHokuspokus mit Beschlüssen undRüge-
noten, Warnung und Drohung soll dieGefahr nur schlimmer schildern, als sie
in der Alltagswirklichkeit ist, und für die Stärke desSchlußappläuschenö vor-
sorgen.Jmmerhin dräuen zweiKlippen.EineHofpartei wünscht sehnlich, daß
Sie über die Steuergeschichte stolpern (also nicht als bestauntes Opfer Ihrer
Novemberenergie fallen) und 8um ms. cum lauäo, untermittäglichem Leuch-
ten der Gnadensonne dann nach Klein-Flottbeck oder in dieVillaMaltaüber-
fiedeln. Namen? Ich kann mirnichtvorstellen, daß Sieschlechter bedient sind
als ich. Lassen Sie erforschen, wer die Bücher derKaiserretter patronisirt und
inspirirthat.Max EgonFürstenbergundGuidoHenckelsind Ihnen liebeTisch-
gäste; und mit sämmtlichen Herren des Allerhöchsten Dienstes stehenSie auf
dem nettsten Fuß.DieseKlippe iftzuumschiffen. Man trautJhnen (wenn ich

nicht offen rede, hat dieses Briefchen gar keinen Zweck) nämlich zu, daß Sie
nach der Verabschiedung recht unbequem werden könnten. Trotz dem Ver-
sprechen, keine Memoiren zu veröffentlichen. Die vielen Briefe und Notiz-
blätter; die unheimliche Schreibgewandtheit; und die Kunst, mit Journali-
sten umzugehen. Sie merken natürlich längst, daß diese FurchtJhr Amtsleben
assekurirt; sicherer noch als die andere Police, die Sie seit zwei Jahren im
Kasten haben. Also auch da nur nicht zu weich sein. VorJnterviews, Artikeln
undpetits papisr-Z entlassener Kanzler, selbst einerOktavausgabe mitGold-
schnittund mit Mohrchen, statt der aufden Mannlosgehenden Dogge, als Vi-
gnette, hat man höllischen Respekt. Die Ihnen so ungemein werthvolle Fort-
dauer der Huld istauch fürkünftigeWohnsitze dadurch verbürgt.Doch wer der
Charybdis entschlüpft ist, hatnoch die Skyllazumeiden. Diesiehtfchrecklicher
aus. DerHöfliche muß sich auf Andeutungen beschränken. Man findet die Luft
inJhremHausnachgerade einBischen dumpfig.FindetSie demTalleyrand,
der die Gedanken in Wortmummen barg, just in dem minder profitablen
Theil seinerThätigkeit allzu ähnlich. Und trautJhnen deshalb nicht so recht.
(Keine Aufregung, bitte: den Friedländer haben dieKapuziner sür einen un-
zuverlässigen Lagergenosfen erklärt und der Fraktion Augusta war Bismarck
Fliegengott, Verderber, Lügner in einer Person.) So recht nirgends mehr.
Auch nicht in Staatsministerium und Bundesrath. Hat sich Etwas wie einen
Taschenmacchiavell zurechtgemacht, mit dem eine zuverlässige Rechnung un-
möglich ist. Höchst ungerecht? Versteht sich. Wer darf das Ding beim rechten
Namen nennen ? Ein am Machtquell Sitzender, der da gar zu gern sitzen bliebe,
noch seltener als ein Anderer. Eingeseift wollen Alle sein; und schelten, wenn
ein scharfesMefser ihnen denSchaum vonKinnundWangegekratzthat,laut,
sie seien listig barbirt worden. Wer wägt denn jedesZufallswörtchen?Nm zu
beweisen, daß Sie die Citate vom Baum pflücken, nicht aus dem Herbarium
beziehen, habenSie einemKongreß erzählt, daßSie denBüchmann, derJhr
Hausgenosfeund Alltagsnothhelferseinfolle,garnichtbefitzen, kaum je gesehen
haben. Jeder Besucher erblickt über Ihrem durchlauchtigen Haupt auf dem
Brett aber das„Buch der Bücher": zwei dickeBände, in denen aus demWerk
der Helden und Weisen, Dichter und Denker mehrSpruchweisheit gespeichert
ist, als Büchmann und seine Erben je nur zu umfangen vermochten. Solches
spricht sich herum; und die Einfalt schüttelt den Kopf. Dazu die ewige Bakka-
laureusstimmung :^,Jm Deutschen lügt man, wenn man höflich ist." Und das
steteThorensehnen nach Gründlichkeit. Der Aerger überEinen, der ohne eigene
Sachkenntniß aufsagt, was der Dezernent ihm gestern eingeflüstert hat. Als

obs. UM Über die Reichswirthschaft zu reden, nöthig wäre, in ihr Innerstes
geguckt zu haben! So sind bei uns zu Land dieLeute. MöchtenSie „knorrig"
(und würden schon über den Knubben noch lauter schimpfen). In Kürassier-
stiefeln (diekeinemHühneraugezunah kommendürften). Als einen steinernen
Roland (den man auch auf die Sonntagstorte stellen könnte). Wispern, der
Kanzler denke stets nur an sich und seinen Vortheil; fei Prestidigitateur und
Redepyrotechniker; nach Temperament undCharakterneigung eherJtaliener
als Deutscher: mit dem Lächelgrübchen und dem wedelnden Pudel nicht der
Recke, den dssReich braucht; dieSchwarzeKücheinderWilhelmstrahemüsfe
endlich gelüftet und gescheuert werden. NndderKehrreimiftimmer: „Wiedie
Glieder, so auch dasHaupt! Weiß doch Niemand, an wenDer glaubt!" Und
Das möchte Jedermann aus demVolk doch fürs Leben gern wissen.So neu-
gierig sind die Leute gewih nur in Luthers Land. Was soll man da thun?
Ihre Neugier stillen. Endlich.Von denNachlaß- oderErbanfallsteuer-
planen, die Sie im Drang adoptirt haben (wer überFünfzig ist und aus Ho-
den oderHirn noch kein Kind gezeugt hat, darf nach deutschem Gesetz eins an-
nehmen), halte ich nicht allzu viel. Doch demTräger desWunschhütleins müssen
selbst übel aussehende Dinge zum Guten dienen. An dieser Stelle muß ein-
gehakt werden;gerade weil daSGros derpreuhischenKonservativen nicht heran
will. Den Reichstag auflösen? Wäre jetzt, mit dem Feldgeschrei gegen Cen-
trum und Konservative, Heller Blödsinn; lieber gleich Henn Singer den
Reichsapfel ausliefern. Das müßte sehr sein vorbereitet sein; und dazu ge-
hört erstens Zeit und zweitens ein kugeldichtes Projekt. Einverstanden, daß
von „ Finanzrcform" auch nur in halbem Ernst nicht dieRede sein kann ? Schön.
AlsoNothzuschlage, nach englischem Muster,bis ansEnde desHaushaltsjahres.
Inzwischen werden die Steuersysteme derBundesstaaten einander so angepaßt,
daß sie ein gemeinsames Dach tragen können (wenn Bayern widerstrebt, be-
kommts einenSeparatvertrag, wiefürMilitärundPost, und muh sichvorder
Nachbarschaft schämen). Wird ein Plan entworfen und ausgearbeitet, der
dieEnkel der aufPump jubilirenden Deutschen up to cl^lv vor dem Banke-
rs: sichert. Amortisiren, Durchlaucht (nicht zu knapp, wie der Berliner sagt),
und nicht länger demagogischenSteuercaesarismustreiben.RascheAnleihen-
tilgung oder kurzsichtiger Raubbau: da ist dieFrage. Und nur von dem Acker,
auf dem die Masse sich sättigt, ist so viel in die Staatsscheuer zu bringen, wie
im nächsten Menschenalter gebraucht werden wird.Sydow ade! Nicht: a.D.
In Ihrem Notizbuch stand dieseV Männchen für Alles früher ja auch mal als
Kultusminister vorgemerkt. Warum nicht? Da klappert die Mühle ja doch
nur. Oder Klemens Delbrück bin (der schon unter Goßlers danziger Präsi-

dium vom Kultus träumte) und Sydow in den Handel, wo Unterstaatssekre-
tär Richter still für das Nöthigste weitersorgen wird, bis er Bethmann be-
erbt und der kluge Mermuth (mit dem AdelsprSdikat 6i?0rm0)dem preußi-
schen Handel wieder mal einen produktiven Kopf aufsetzt. Dann könnte Sy-
dow ins Reichspostamt zurück oder in ein geruchloses Oberprasidium gelootft
werden. Im Schatzamt ist erdemCenttalnervenstrangdesReicheszunah.Da
wäreHerrTwelenoch besser amPlatz. Aber Sie brauchen für dieSpitzeeinen
Parlamentarier; und sollten versuchen, für zwei Sessionen den Freiherrn Hey!
zuHerrnsheim,den feinstenStaatsgeschäftsmannderNationalliberalen,andie
Steuerschraubezulocken DerwürdedieJnteresfentenzusammemrommelnund
fragen, an welcherHautstelle der Schröpfkopf ihnen den geringsten Schmerz be-
reitenwerde. EinenBesseren sindstDu nit; und er wäre, wenn Kaiser, Prinz-
regent, Großherzog vonHesfenihnbäten,fürdaspattiotischeOpfer wohlzuha-
ben Sonst meinetwegenderlöbauerBankdirektorsberlinersindnurimZustand
dernburgischer Kachexie oder als hypothekarisch mit Eitelkeit Ueberlastete zu
angeln) Dr. AugustWeber, derinder Finanzkommijsion klugenFleiß zeigt und
einem Staatsbureauhocker mittleren Schlages jedenfalls vorzuziehen wäre.
Vom Kleinkram derVerwaltung müssen Sie Minister und Staatssekretäre ja
bald entbürden-felbstwennjedeCentraledann noch einenDirektorbraucht.Par-
lamentarisirung: die Melodie willgepfiffensein. Und dietrifftaucb einUnmusi-
kalischer,wenn er denMund soniedlich zuspitzen weiß wie Eure Durchlaucht.
Der Block? Eine allerliebste Erfindung für die Weihnachtfreuden des
Algesiraöjahres z nichts für Erwachsene. ?l im o: wer das Centrum vehmt, ist
denKonservativenmitHaut und Haar verpflichtet und muß mitglühen, wenn
der Heydebrand lodert, öecuncw: eine fürs Erste erträgliche Reichspolitik
kann ihre Stützpunkte nur auf der Mittellinie suchen, die von Spahn zu Basser-
mann führt. Der Rückweg dahin, heißt dieHolzpapierpredigt, sei Ihnen ge-
sperrt? Sie lächeln. Nehmen denSi!vesterbrief(auf denSiegewiß mchtmehr
stolz sind) vor und lesen: „Ich habe dem Centrum kein staatliches Hoheitrecht
preisgegeben. Die wichtigsten Aufgaben, Verstärkung derSeewehr, Handels-
verträge, Finanzreform (schon damals- o Je!), sind mit der Hilfe des Cen-
trums gelöst worden. Ich arbeitemit jederPartei, welche diegroßennationalen
Gesichtspunkte achtet. Wo diese Gesichtspunkte mißachtet werden, hört die
Freundschaft auf." Und fängt wieder an. wenn dieMißachtung aufhört.Also
können Sie auch mit dem Centrum arbeiten, das die Reichssinanzen saniren
hilft. „DieKonservativen find zuverlässig gewesen, wo es sich um dasWohl
undWelz derNation handelte; dieNation ging ihnen über diePartei." Geht
aber nicht mehr, wie in der Norddeutschen fast täglich beflennt wird. Mißach.

tungdergroßenGesichtspunkte-.EndederFreundschaft. Wittern Sie, wie nütz-
lich die Erbsteuerscheu Ihnen, uns werden kann? Nur diese Gelegenheit nicht
auch wieder verpassen! Dem Centrum (dem ein gutes Reichsamt einzuräumen
w äre; auf Nieberdings Platz könnte ein Katholik von stärkerem Po litikertempe-
rammt nicht schnell schaden) ist leicht einzuprägen, daß es mit den preußischen
Großgrundbesitzern nicht einen den Wählermassen am Rhein, an derJsar, am
Neckar wohlgefälligen Dauerbund flechten kann; daß es sogar in Bayern von
Jahr zu Jahr mehr zur Jndustriepartei wird; und daß es unter dem Zwang
zur Beantwortung brennender Wirthschaftfragen die großen Zeichen der Zeit
nichtübersehen darf. Die Versöhnung, die dem ehrgeizigenKnirps von Differ-
enzen-Swakopmund gelang, kann einem Mann von Ihren hohen Graden
nicht unerreichbarsein. Von wem hat das Centrum dennmehrzu erwarten als
vonJhnen?Nicht mal vonSchorlemer,wennDer so weitist. Nie von Einem,
der je in den Ruch derKuttenfreundschaft kam. Und nach der Versöhnung stehen
Sie vor Ihrem schönsten Triumph. Können auflösen, das preußische Wahl-
recht ändern, dieReichswählerkreise zeitgemäß abgrenzen; der Welt beweisen,
dahDeutschland nicht vonostelbischenLandjunkern beherrscht wird.Und dür-
fen dabei das dummeMittel derZollkürzung,imKleinstenselbstjederAgrar-
feindschaft verschmähen (die mit Liberalismus so wenig gemein hat wie das
Radium mit dem Giroverkehr). AllesNöthige, alles irgend Mögliche für die
Bauern; doch derpreußischeLandedelmann muh sich indieZeitdeutscherWelt-
machtschickenunddarfnichtfordern,daßnach seinem GeschmackdasReichregirt
werde. UnserAdel, sprach Bonaparte, hat die schlechten Gewohnheiten des ^n-
ci^n I^eAimo bewahrt, wie die Tonne, in der Heringe waren, den Salzsisch-
geruch. Deutschlandriecht nachKohIeund Eisen, nach Elektrodrähten, Chemi-
kalien, Wollwaare, Trägern, Stahlplatten. Und Sie könnenihmdiekonserva-
tiveReichsparteischaffen, die es auf der erklommenen Kulturstufe des Massen-
industrialismus braucht. EineneueGlanzrolle.Von allen diedankbarfte.Und
endlich eine, für dieSie, mitaUJHrenStärkenund Schwächen, geboren sind.
Sie stndnichtPreuße, nichtLandwirth, nicht Altkonservativer; und die
Maske kleidet Sie schlecht. Die Rezepte, nach denen Sie unsere meist küm-
merlichenLiberalen mit sichtbarem Erfolg behandeln, wirken auf die baum-
starken und wipfelstolzen Männer um Heydebrand nicht. Die lächeln, wenn
Sie sich ihnen als gleichen Stoffes anbieten, sich einen agrarischen Kanzler
nennen und mit geblähten Bäckchm sich der „zärtlichen Hand" berühmen,
mit derSie die preußischenGranden gestreichelthaben. Blinzeln spöttisch und
denken: Bist auf des WesensGrunde doch liberal, schöne Maske z und wir kennen
denBelletristen,SchnitzelkrSusler, Ragoutkoch. Die wollen eine Faust spüren:

eine,die fürodergegensie dasReichsschwertschwingt.Nuancengeltendanicht;
und die Farbe der Enschließung ward nicht von der Altruismen Bläffe ange-
kränkelt. Sie werden sich modernisiren. Aber erst, wenn sie müssen (und die
Tüchtigsten dieser Tüchtigen, Unzählige, ersehnen diesen Zwang). Hier istJhre
Aufgabe, Herr Kanzler. Für die sind Sie geschaffen. Ein polirter Herr ohne
Vorurtheil und metaphysisches Bedürfnis seelisch so polyglott, daß er am
Liebsten mit gebildeten Ausländern und jüdischen Literaten verkehrt; und in
den Wurzelfasern so hübsch locker, daß es aus deutschem Frühling undHerbst
ihn immer wieder nach Rom und Venedig zieht Wer seineKraft nicht nützt,
versiecht früh an seiner Schwachheit. Sie haben für Preußens Ackerbau gethan,
was jetzt noch zu Ihun war. Ihre zärtliche Hand kann die Feudalherren des
Ostens in eine Reichsgentrypartei winken. Welche Verdienstliste dann! Dem
Hoffen ihrer Feinde welche Enttäuschung! Das Gespenst des Absolutismus
ins Schattenreich zurückgescheucht. Kaiser und Volk einig wie m vier Lustren
niemals. Die Hoftroubadours und Kämmerchenmusikanten ausgeräuchert.
Deutschland im Konzert der Großmächte wieder unter den Primgeigern. Der
Hauptgegner in Lebensangst: mit seinen DreadnoughtS haterselbstallesvor-
her für die Weltmeere Gebaute entwerthet; und mit diesenDreadnoughts ist
er uns nicht lange mehr weit voran. Deshalb die Britenpanik. Die ganze
theure Armada wird zum Kinderspielzeug- sobald die flinken Panzertriarier
das Dessen entschieden haben. Also auch darin unahnbarer Wandel zum
Besseren; ohne unbequeme Verständigung über die Flottenziffer. Und Zeppe-
lin, Parseval (mit einem neuen Aeroplan) und die verfeinerte Technik für
Unterseebote. Am Atlas glimmt kaum noch einSpähnchen und am Haemus
hat deutsche Zähigkeit dem Bntenconcern die Emission neuer Turbanwerthe
vereitelt.Drinnen?Bauernfriede.HeerundMarineversorgt.DerSozialdemo-
kratie drei Dutzend Sitze abgenommen und der Fluch derLächerlichkeit aufgela-
den. Eugens Stürmerkolonne ein zahmes Häuflein Dekorirter ohne Führer
und Fahne. Nun noch Finanzsanirung, Parlamentarisirung, Modernisirung.
Auch die Erhalter des Reiches unter deutschem Panier, nicht mehr unter dem
Quitzöwelwimpel.Das erst sichert im Volksthum demNamen nachhallenden
Segen. Hier ist die Gelegenheit. Kaiser, Bundesrath, Nation: Alles bequem
zu haben.Mit solchem Programm sindSie nicht wieeinmüdesKutschenpferd
abzuhalftern. Nichtmehrderbehende Jongleur, dem KeinerdenMuth zuwuch-
tiger Ueberzeugung zutraut. Sind Sie dcrExponentdeutscherHerzenswünsche.
Nehmen Sie, um Ihres Nachruhmes willen, diesmal nicht mit Flickarbeit vor-
lieb. Welche Gelegenheit! Sie haben immer noch mehr Glück als Verstand.

Soziologie des Erkennens.

egenstand der Soziologie ist die zur Einheit verbundene Menschengruppe. Jede solche Gruppe ist mehr und ist etwas Anderes als die Summe der Einzelwesen, aus denen sie besteht. Es ist da immer eine übelpersönliche Art von Gemeinschaft, und zwar immer eine Gememschaft des Zieles und des Streb'ens. Als sprachliche und historische Gemeinschaft tritt sie uns in der Nation, im Volk entgegen, als Rechtsgemeinschaft im Staat, als Interessengemeinschaft in den Zünften, Innungen und Vereinen, als Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaft in der religiösen Gemeinde und endlich als ideale Kulturgemeinschaft in dem Begriff der Menschheit. Die Gruppe Hai auf jedes ihrer Mitglieder einen starken Einfluß Sie giebt ihm Impulse und schafft oder beseitigt Hemmungen. Das Werden und das Sein, das Fühlen und das Handeln des Emzelnen wird von der Gruppe beeinflußt. Jede Gruppe ist dabei immer Schöpferin und Gestalterin. Wundis^großer Gedanke von der schöpferischen Synthese in der geistigen Entwickelung tritt uns in jeder sozialen Gruppe leibhaft und greifbar vor Augen. Durch die Gemeinschaft der Individuen entsteht etwas Neues, Ueberpersönliches, das dem Einzelnen sich gegenüberstellt und das doch wieder durch die Arbeit der Individuen vermehrt und modifizirt wird. Der Soziologie fällt nun die schwere, aber auch dankbare Aufgabe zu, die Einflüsse von Gesellschaft und Individuum auf den verschiedenen Gebieten zu untersuchen. Mit dieser Arbeit wollen wir uns auch heute beschäftigen. Ich habe ein Gebiet gewählt, auf dem das soziologische Moment bisher noch wenig beachtet wurde: die Entwicklung der menschlichen Erkenntniß. Ich will versuchen, zu zeigen, daß im Erkennen der sozmle und der individuelle Faktor stets zusammenwirken und daß die Gestaltung wie die Geltung der menschlichen Erkenntniß erst dann richtig begriffen und gewürdigt werden kann, wenn man sie im Licht der sozialen Entwickelung, insbesondere der sozialen Differenzirung betrachtet. Die vollständigen Ergebnisse meiner Untersuchungen hoffe ich in nicht allzu ferner Zeit in einem Buch bekannt zu machen Hier sollen nur die Richtunglinien gezogen und die wichtigsten Punkte kurz bezeichnet werden.

Die Behauptung, daß in der Entwickelung der menschlichen Erkenntniß der soziale Faktor Bedeutung habe, ist zunächst eine banale Selbstverständlichkeit. Wir Alle wissen, daß wir sprachliche Mlttheilungen von unseren Mitmenschen erhalten und dadurch Allerlei erfahren. Daß in der wissenschaftlichen Forschung eme Gemeinschaft der Arbeit bestehe, die in den letzten Jahren immer großartiger organisnt wird, daß kein Forscher die früher erreichten Resultate entbehren kann: das Alles braucht ja nicht erst gesagt zu werden. Doch darf man auch nicht o^rgesse.i, daß ^MMne Forscher, der etwas Neues gefunden zu haben glaubt, ganz ^mchdruAe^dL^ d^ß^.KSMeLun^

eigenste That^i^daI^er ße nur siH und sonst Kei^ Die
ZUkT^n^der er sie gemacht, war die, wo er, von der Welt abgesondert, sich
am Tiefsten in sein eigenes Sinnnen versenkt hatte. Seinem eigenen Scharf-
sinn, seinem angestrengten Fleiß, seiner Kombinationgabe, seinem Tiefblick ist
diese Bereicherung der Wissenschaft zu danken. Er wird deshalb den größten
Werth darauf legen, daß die Entdeckung als seine That betrachtet und aner-
kannt werde. Von einem sozialen Faktor, der dabei mitgewirkt haben soll, wird
er nichts wissen wollen. Die unzergliederte Erfahrung lehrt uns also, daß der
soziale Faktor in der Erkenntnis zwar als unleugbar, betrachtet und dennoch
entschieden geleugnet wird. Daraus folgt aber nur, daß die Soziologie, wie
jede andere Wissenschaft, bei der unzergliederten Erfahrung des common senss
nicht stehen bleiben darf. Wir müssen tiefer graben und dürfen namentlich
nicht den Höhepunkt der Erkenntniß, den Wifsenfchaftbetrieb, zum Auegangs-
punkt wählen. Wir müssen in die Kinderstube hinab und in die Urzeiten der
Menschheit hinaufsteigen, wir müssen zu den Quellen und zu den Triebfedern
des Erkennens vorzudringen suchen, um da festzustellen, was die Gesammtheit
und was der Einzelne leistet. Vnlleicht zeigen sich da neue Zusammenhänge
zwischen der Entwicklung der Erkenntniß und der Entfaltung des Gebens.
Das Seelenleben des Urmenschen ist für uns niemals vollständig zu
rekonstruiren. Die Analogie nnt dem Kind giebt wohl einigen Aufschluß, führt
aber oft in die Irre. Der gegenwärtige Geisteszustand der Naturvölker wäre
sehr belehrend, aber nur wenige Reisende sehen da klar und scharf genug.
Da giebt es denn ein Gebiet seelischer Bethätigung, wo es uns relativ am
Leichtesten möglich ist, uns in den primitivsten Menschen hineinzudenken, weil
wir in uns selbst oder in unserer Umgebung noch annähernd Aehnliches er<
leben können. Ich meine die Glaubensüberzeugungen und Gefühle, die
Hoffnungen und Wünsche, alle die Erlebnisse, die wir in dem Wort Religion
zusammenzufassen gewohnt sind. Auch Menschen, die alle Religion von sich
geihan zu haben glauben, können Situationen und Augenblicke erleben, wo
ihnen die Existenz unsichtbarer geistiger Mächte, von denen sich der Mensch
abhängig fühlt, doch nicht ganz aus dem Bereich aller Möglichkeit verbannt zu
sein scheint. Sicher ist bei den meisten Menschen wenigstens so viel davon zu
finden, daß sie fähig sind, die Glaubensvorstellungen primitiver Menschen, wenn
nicht zu theilen, so doch zu begreifen. Gerade die Entstehung und Ent-
wicklung der religiösen Ueberzeugungen ist so recht geeignet, den sozialen
Faktor in der Bildung von Urtheilcn und Meinungen ins rechte Lichte zu fetzen.
Die reiche Mannichfaltigkeit, in der uns die Religionen der Naturvolker
entgegentreten, ist von der vergleichenden Wissenschaft auf zwei Grundformen
zurückgefühlt worden, die wir kurz als Naturverehrung und als Seelenkult be-
zeichnen. Die Naturverehrung hat ihren letzten Grund in der in allen Menschen

lebenden Tendenz, die Vorgänge ihrer Umgebung nach Analogie der menschlichen Willenshandlung zu deuten und damit zu verlebendigen. Ich habe dieses allgemeine psychologische Gesetz die fundamentale Apperzeption genannt und nachgewiesen, daß die Gliederung des Satzes in Subjekt und Prädikat die deutlichste und zugleich bedeutsamste Verifizirung dieses Gesetzes ist. Die belebende Auffassung der Umgebung ist noch dadurch charakterisirt, daß wir den Willen oder die Kraft immer in das Innere des Dinges hineinverlegen. Der primitivste Mensch sieht sich in Folge dieser ihm ursprünglichen und natürlichen Auffassung von einer Unzahl mächtiger Dämonen umgeben und bedroht. Völker, die auf niedriger Stufe stehen bleiben, lassen diese Dämonen fast ganz gestaltlos. Jedes Ding in ihrer Umgebung, das nur irgend etwas Auffallendes an sich hat, kann der Sitz eines solchen Dämons sein. Der Neger von Neuguinea trägt ein Holzklötzchen, einen Strohhalm, einen Stein in sein Haus und erweist dem darin vermutheten Dämon gewisse Ehren. Die zur Kultur veranlagten Völker sind über diese Phase, die gewiß auch sie durchgemacht haben, bald herausgekommen. Sie haben den unsichtbaren Mächten thierische oder menschliche Gestalt verliehen und dadurch höhere religiöse Gebilde geschaffen. Hier zeigt sich nun der soziale Faktor sofort wirksam.

Stellen wir uns vor, daß unter den Griechen zuerst ein Einzelner die Phantasievorstellung bildete, daß die Sonne ein Wagen mit zwei Pferden sei, den der Sonnengott lenkt. So lange er allem blecht, ist dieses Phantasieerlebnitz eme Seifenblase, die spurlos vergeht. Erst wenn er seine Idee mitiheilt, wenn Andere Aehnliches erlebt haben und ihm zustimmen, bekommt die Vorstellung eine gewisse Festigkeit, d:e ihre Erhaltung und Fortpflanzung ermöglicht. Alle Göttergestalten, die von Indern, Persern, Egyptern, von Babyloniern und Griechen, von Römern, Germanen, Kelten und Slaven jemals angebetet wurden, sind soziale Verdichtungen von Phantasieerlebnissen, die eben dadurch Festigkeit und Wirksamkeit erlangt haben. Noch deutlicher vielleicht ist Das beim Seelenkult. Der Glaube an die Seelen der Verstorbenen wird durch keine direkte sinnliche Wahrnehmung gestützt. Man hat deshalb den Ursprung dieses Glaubens, wie ich meine, ganz richtig in den Traumerlebnissen gesucht. Es ist kein Zweifel, datz Kinder und Urmenschen das im Traum Vorgestellte als etwas tatsächlich Erlebtes, als etwas Reales empfinden. Stellen wir uns nun vor, daß etwa der Häuptling eines Stammes im Kampf gefallen rst. Wahrscheinlich wird mancher Stammesgenosse von diesem bedeutsamen Ercigniß in der nächsten Nacht träumen. Jeder Einzelne betrachtet diesen Traum als wirkliches Erlebniß und glaubt, der Verstorbene sei ihm in der Nacht leibhaft erschienen. Wenn er nun von diesem Ereigniß nicht weiter spricht, so hat ers bald vergessen und es hat keine weiteren Folgen. Wenn er es aber Anderen erzählt und diese Anderen Aehnliches erlebt haben, be-

kommt die Erscheinung des Häuptlings Realität. Die Bestätigungen bestärken die Stammesgenoffen in dem Glauben, daß der Verstorbene in ihrer Nähe weile und daß er an ihren Geschicken theilnehme. Der Tote ist noch da, er kann nützen und schaden: und so empfiehlt es sich, ihm Dienste zu erweisen. Der so erstandene Ahnenkult, der in Japan besonders entwickelt ist, beruht also auf Dem, was ich soziale Verdichtungen nannte. Ohne die gegenseitige Bestärkung können weder Göttergestalten noch die Seelen Verstorbener die genügende Festigkeit und Wirksamkeit erhalten. Durch die Autorität der Eltern und Priester wird dann dieser Glaube fortgepflanzt und wird zum unveräußerlichen Bestandstück des seelischen Inventars. Das Selbe aber, was wir hier für die Naturreligionen konstatirt haben, vollzieht sich auch bei den Religionsystemen, die von großen Persönlichkeiten gestiftet werden. Buddhas und Mohammeds Visionen werden zu wirkenden Kräften erst dadurch, daß ihre Anhänger sie zu sozialen Verdichtungen ausgestalten.

Die soziale Verdichtung vermag also seelischen Gebilden, die der Phantasie, dem Traumleben, der Vifion ihren Ursprung verdanken, einen hohen Grad von Festigkeit zu verleihen. Die Urtheile, zu denen solche Vorstellungen Anlaß geben, werden von vielen Menschen viele Generationen hindurch für wahr gehalten und zur Richtschnur des Handelns genommen. Die soziale Verdichtung beschränkt sich aber nicht auf dieses Gebiet. Sie nimmt vielmehr auch in ganz konkreten Erfahrungen des täglichen Lebens, in den darauf gegründeten Urtheilen und den dadurch veranlaßten Mahnahmen einen sehr großen Raum ein. Wir entscheiden uns im Leben fast immer auf Grund von größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeiten und können fast niemals das Eintreten voller mathematischer Gewißheit abwarten. Dabei ist aber der Umstand, daß auch Andere so denken und handeln, für uns von der allergrößten Bedeutung; und darin liegt die Wirkung der zahlreichen sozialen Verdichtungen, unter deren Einfluß wir stehen So sind unsere Ansichten über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Genusses von Alkohol, des Rauchens, die verschiedenen Arten von Sport nicht etwa das Resultat selbständiger Ueberlegungen, sondern so> ziale Verdichtungen, die in Alchen Dingen unser Meinen und uns^r Thun bestimmen. Selbst wissenschaftliche Theorien sind zum nicht geringen Theil durch Tradition fortgepflanzte soziale Verdichtungen, die neuen Anschauungen gegenüber sich oft als schwer zu besiegender Widerstand geltend machen. Das Phlogiston, die Fernwirkung, der Korror vaeui, auch die Atomtheorie sind bekannte Beispiele dafür. Deshalb müssen die überlieferten Begriffe einer Wissenschast von Zeit zu Zeit revidirt wenden. Unter den lebenden Forschern hat Keiner diese Rcvisorarbeit so kräftig und so erfolgreich besorgt wie Ernst Mach. Und gerade er hat immer wieder darauf hingewiesen, daß grundlegende wissenschaftliche Prinzipien, wie, zum Beispiel, das von der Erhaltung der Arbeit, im instinktiven, also ganz und gar sozial bedingten Denken vorgebildet sind.

Um nun zu zeigen, daß nicht nur Phantasiegebilde, fondern auch Produkte des nüchternen, aufs Tatsächliche gerichteten Denkens der sozialen Verdichtung bedürfen, will ich jetzt, wo unser Blick für den sozialen Faktor geschärft ist, einen Schritt weitergehen und die Elemente des empirischen und des wissen« schaflichen Erkennens auf ihren sozialen Gehalt untersuchen.

Wir denken in Begriffen und das charakteristischste Merkmal des Be« griffes ist seine Allgemeinheit, sein repräsentativer Charakter. Der Begriff „Mensch" repräsentirt in unserem Denken alle Menschen, weil durch das Wort alle Merkmale, die allen Menschen gemeinsam sind, in eine ideale Einheit zu-sammengefaßt werden. Man hat oft gefragt, wie wir dazu gekommen seien, so viele Einzeldinge in emem einzigen Denkakt zusammenzufassen. Die Beant-wortung dieser Frage ist meiner Ueberzeugung nach nur möglich, wenn man sich vorher klar macht, daß alle seelischen Vorgänge Lebcnsoorgänge find und auf die Erhaltung des Individuums und der Gattung gerichtet sind. Nur die biologische Betrachtungweise kann hier Klarheit schaffen. Von diesem Ge-sichtspunkt aus habe ich das Problem des Allgemeinen durch meine Theorie der typischen Vorstellungen (Lehrbuch der Psychologie, vierte Auflage, Seite 97ff.) zu lösen versucht. Indem ich diese Theorie kurz darlege und zugleich weiter entwickele, wird das soziale Moment klar hervortreten.

Für den Urmenschen sind, wie für das ganz kleine Kind, die Dinge der Umwelt noch nicht selbständige, in ihren Einzelheiten mteressirende Gegen-stände, sie sind vielmehr nur Anlässe zu Angriffs- und Abwehrbewegungen. Was keine solche Reaktion hervorruft, ist auf dieser Entwickelungstufe für das Bewußtsein einfach nicht vorhanden. Wenn wir diese Thatsache vom Stand-punkt unseres voll entfalteten Bewußtseins aus klar formuliren wollen, so können wir sagen: Dem primitiven Menschen kommen nur die biologisch be-deutsamen Merkmale der Dinge zum Bewußtsein Das heißt: im Urzustand bemerkt der Mensch nur, was unmittelbar mit seiner Lebenserhaltung zu-sammenhängt. Es ist nicht etwa so, daß er von den anderen Merkmalen die Dinge abstrahirt, nein: er weiß von diesen Merkmalen gar nicht. Den In-begriff dieser biologisch bedeutsamen Merkmale eines Dinges nenne ich nun die typische Vorstellung dieses Dinges. Diese Vorstellung ist anschaulich lebendig und hat zugleich repräsentativen Charakter. Alle Dinge nämlich, die diese Merkmale haben, veranlassen mich zu den selben Reaktronen, und „woraus in gleicher Weise reagirt wird, Das fällt unter einen Begriff" l Mach: „Wärme-lehre"). Die so entstandene typische Vorstellung, die Vorläuferin des logischen Begriffes, enthält nun einen von mir selbst bisher übersehenen sozialen Faktor. Der Mensch hat zweifellos als Heerdenthier begonnen, und so lange er ganz tzeerdenthier bleibt, reagiren die emzelnen Menschen aus die Dinge der Um-gebung in blinder instinktiver Nachahmung einfach so, wie sie die anderen Wesen

reagiren sehen. Aus diesen nachgeahmten Reaktionen bilden sich aber bei den Einzelnen die typischen Vorstellungen der gewöhnlich vorkommenden Dinge. Die typische Vorstellung hat also gar nichts individuell Bestimmtes und individuell Gefärbtes. Sie stellt vielmehr mit ihren fast eingeübten Reakiiontendenzen die Höhe der Anpassung an die Durchschnittsumgebulig dar. zu der es die Heerde bis jetzt gebracht hat. Die typische Vorstellung ist also ebenfalls eine soziale Verdichtung. Das Allgemeine, das sie enthält, ist em biologisch Allgemeines, das durch sozlale Verdichtung gefestigt ist.

Einen wichtigen Schritt in der Welterentwickelung des begrifflichen Denkens bringt die Entstehung der Sprache. Dadurch, daß gleiche oder doch ähnliche Dinge mit dem selben Namen bezeichnet werden, erhält das Gemeinsame dieser Dinge gleichsam einen Körper und einen Kristallisationpunkt Es wird da» durch möglich, die Erfahrungen, die man an den Dingen macht, im Wort ökonomisch aufzuspeichern und zur Verwerthung bereit zu halten. Der so entstandene Woribegriff ist ein ökonomisch Allgemeines, das wiederum einen sehr bedeutsamen sozialen Faktor enthält. Alle Sprachgenoffen verstehen das Wort und gebrauchen es in ähnlicher Weise Die im Wortbsgriff verdichteten Er, fahrungen sind also ein Gemeirgut der Sprachgenossen und jeder Einzelne hat Antheil daran. Auch der Wortbegriff ist eine soziale Verdichtung. Das giebt ihm seine Festigkeit und Wirksamkeit- Wenn sich der Inhalt des Wort, begriffes je nach den neuen Erfahrungen auch stetig ändert, so vollzieht sich diese Aenderung doch langsam und man kann für einen gewissen Zeitraum, in dem die sozialen Zustände keine große Umwälzung erleben, von einer relativen Stabilität der Wortbedeutungen sprechen.

Dle typische Vorstellung und ihr Biologisch'Allgemeines, der Wortbegriff und das in ihm enthaltene Oekonomisch-Allgemeine, sind Beide soziale Verdichtungen. Sie bezeichnen den Grad der Anpassung und die Gesammterfahrungen einer Menschen Heer de. Der Einzelne ist auf dieser Entwickelungstufe in seinem Denken eben so sozial gebunden wie in seinem Wollen und Handein Wahr ist für Jeden Das, was Alle glauben, worin Alle übereinstimmen. Dies gilt für die empirische Beurtheilung der Umwelt genau wie für die religiösen Vorstellungen.

Der primitive Mensch ist, zum Beispiel, eben so fest davon überzeugt, daß jeder Todesfall durch irgend einen Dämon oder Zauberer hervorgerufen werde, wie etwa davon, daß der Dattelbaum Datteln giebt. Vielleicht würde er eine Aenderung in der empirischen Welt sogar noch eher für möglich halten als in der religiösen. Für diese Stufe reichen die sozialen Verdichtungen, die in den typischen Vorstellungen und in den Wortbegnffen vorliegen, aus. Erst wenn der Mensch aus der Heerde heraustritt, wenn er sich individualisirt, schafft er sich präzisere Denkinstrumente.

Wie diese Jndividualisirung vor sich ging, ist oft geschildert worden.
Der Ackerbau, der die Menschen seßhaft machte, führte zur Entstehung von
Dörfern, aus denen sich Städte und dann größere Gemeinwesen entwickelten.
Dabei vollzieht sich die weitaus bedeutsamste Veränderung im Wesen des
Menschen in Folge der sozialen Differenzirung durch immer weiter gehende
Theilung der Arbeit. Die urzeitliche Heerde gliedert sich in Klassen, Stände
und Berufszweige. Die Theilung der Arbeit führt zu einer Differenzirung
der Interessen und damit zu einer Differenzirung der Charaktere. Der Einzelne
muß in Wettbewerb treten mit seinen Berufsgenossen und findet auch in dem
rmmer komplizirter werdenden Gemeinwesen ein reiches Feld der Thätigkeit.
Der Kampf löst ganz neue seelische Kräfte aus. Der Heeroenmensch ent-
faltet sich zu einer selbständigen, eigenartigen und eigenberechtigten Persön-
lichkeit. Der Kulturbesitz der Menschen wird durch die so entfalteten Kräfte
in ungeahnter Weise bereichert. Neue Bedürfnisse entstehen, und indem man
sie zu befriedigen sucht, werden immer neue Kulturgüler geschaffen. Der
Emzelne macht sich unabhängiger vnn der überlieferten Sitte, von dem über-
lieferten Glauben Er wird selbständig in seiner Zielsetzung, in seinem Wollen
und damit auch in seinem Denken. *
Schon der Ackerbau zwang den Menschen, sich entferntere Ziele zu setzen.
Er muß die Aussaat machen und auf die Ernte warten In der Zwischen-
zeit muß er auf Alles achten, was seinen Zwecken dienen kann All Das
nimmt größere Dimensionen an, wenn sich im komplizirten Gemeinwesen Handel
und Gewerbe entwickeln, wenn Politik und Verwaltung das Nachdenken in
Anspruch nehmen. In der Nomadenheerde wurden die Dinge der Umgebung
nur so weit beachtet, wie sie augenblickliche Maßregeln erforderten. Deutung
und Verwerthung der Eindrücke floß m einen Akt zusammen. Das ist jetzt
anders geworden. Zwischen Deutung und Verwerthung schaltet sich eine oft
recht große Wartezeit ein. Jedes einzelne Ding, jede Thatfache kann für
meine entfernteren Zwecke bedeutsam werden. Wir lernen allmählich auf Vor-
rath urtheilen, indem wir nicht mehr die augenblickliche Verwerthung, sondern
die mögliche Verwerthbarkeit in der Zukunft beachten. Aus diesem Urtheilen
auf Vorrath konnte erst Das entstehen, was wir heute theoretisches Denken nennen.
Wrr lernen feinere Unterscheidungen machen, und wie sich die Menschenheerde
differenzirt und gegliedert hat, so differenzirt und gliedert sich auch die Um-
welt. Auf dem engeren Gebiet, das sich jetzt der Einzelne zur Bearbeitung
wählt, gewinnen aber auch die einzelnen Dinge, ganz abgesehen von ihrer Zu-
gehörigkeit zu einer bestimmten Gattung, ein großes Interesse und damrt eine
neue Bedeutung. Für den selbständig gewordenen Menschen, der sich selbst
als Einzelwesen fühlt, hat auch das einzelne Ding, die einzelne Thatsache ihre
Eigenberechtigung. Zu dieser Erkenntniß des Individuellen, zu liebevoller und

genauer Beobachtung der einzelnen Dinge und Thatsachen wurde aber der
Mensch erst fähig, als er sich selbst zu einer eigenartigen, ihres Werthes sich
bewußten Persönlichkeit hinaufdifferenzirt hatte.
Die soziologische Betrachtung des Erkenntnißvrozeffes hat also ergeben^
daß die gewöhnliche Auffassung der Psychologen, wonach wir von individuellen
Wahrnehmungen zu vagen Allgemeinvorstellungen und von da zu streng logischen
Begriffen aufsteigen, dem wirklichen Gang der Entwicklung nicht entspricht.
Unsere Erkenntniß beginnt vielmehr mit vagen typischen Vorstellungen, die
dann durch Wortbegriffe etwas genauer bestimmt werden. Diese Beiden aber
wecken eben so wie die Phantafieerzeugmsse des religiösen und mythischen Denkens
nur dadurch Erkenntniß, daß sie soziale Verdichtungen sind Das Denken cer
Menschheit beginnt mit sozialen Verdichtungen und erst das Heraustreten des
Menschen aus der Heerde, erst die Ausbildung selbständiger Persönlichkeiten
durch soziale Differenzirung führt uns über die sozialen Verdichtungen hinaus
zur objektiven Erkenntniß der Thatsachen und Gesetze. Zu dem sozialen Faktor
mutz erst der individuelle kommen, wenn wirkliche Erkenntniß lntstehen soll.
Die Wirkung dieses individuellen Faktors auf die allmähliche Gestaltung
des menschlichen Erkennens zu untersuchen, ist eine höchst reizvolle, gewiß sehr
lohnerde, aber, wie ich glaube, heute noch nicht ganz zu bewältigende Auf-
gabe. Dazu fehlen noch wichtige historische Vorarbeiten. Ich will deshalb
nur auf zwei Richtungen hinweisen, m denen sich diese Wirkung des indi-
viduellen Faktors bisher bewegt hat.
Der selbständig gewordene Mensch will sich zunächst von den Banden
der sozialen Verdichtungen befreien. Er will mcht die überlieferten Meinungen
über die Dinge, sondern die Dinge selbst kennen leinen Er giebt dem Er-
kennen die Richtung auf das Objektive. Wahr ist nicht mehr, was Alle glauben^
sondern, was durch genaue Beobachtung und Messung an den Dingen selbst
konstatirt ist. Wir untersuchen die Dinge und Vorgänge mit unseren Sinnen
und Instrumenten, damit wir genau wissen, was wir von ihnen zu erwarten
haben. Indem wir auf die Regelmäßigkeiten des Geschehens achten, erfahren
wir immer genauer, daß nicht Alles aus Allem werden kann, daß wir an der
Hand der Erfahrung unsere Erwartung einschränken müssen, und m dieser Ein»
schränkung bestehen, wie Mach zuerst gesehen hat, die Naturgesetze. An die
Stelle des intersubjektiven Kriteriums der Wahrheit^ tzas^ in der Ueberein-
Ammung der DeMenossen bestand, tritt als objektives Kriterium, das. ZW-
treffen der Boraussagen. Darin zeigt sich wieder die aktivistische Richtung auch
des rein theoretischen Denkens, dem der Zusamenhang mit seinem Mutterboden,
dem Selbsterhaltungtrieb, nie ganz verloren geht. Die Wahrheit ist immer eine
Richtunglinie für menschliches Handeln. Deshalb behält auch der soziale Faktor
seine Bedeutung. Ter einzelne Forscher mag eine neue Wahrheit ganz allein

und unabhängig gefunden haben, er mag ihre objektive Giltigkeit durch das Eintreffen der Voraussagen unwidelleglich bewiesen haben. Zur wirksamen Macht kann die Wahrheit doch nur dadurch werden, daß sie von der Gesammtheit anerkannt und in die That umgesetzt wird. Auch objektive Wahrheiten müssen zu sozialen Verdichtungen werden, wenn sie Festigkeit und Wirksamkeit erhalten sollen.

Durch die Richtung auf das Objektive hat der individuelle Faktor im Verem mit dem sozialen Faktor die Wissenschaft geschaffen und damit dem Menschen Macht über die Dinge gegeben. Das selbständig gewordene Individuum hat aber seine gesteigerte Erkenntnißfähigkeit auch m einer anderen Richtung bethätigt, wo sie in ganz anderer Weise gewirkt und durchaus nicht einwandfreie Ergebnisse geliefert hat. Diese Richtung weist, im Gegensatz zu der bisher betrachteten, auf das Subjektive.

Alle sozialen Veldichtungen, mögen sie als Sitte und Brauch, als em»irische Erkenntniß oder als Religion auftreten, sie alle citirt die erstarkte Persönlichkeit vor das Forum der eigenen Vernunft. Hier soll endgiltig entschieden werden, was wahr und was gut ist Der Glaube an diese Allmacht der eigenen Vernunft ist seit den Tagen des Pythagoras und Platon bei Mathematikern und Philosophen immer fester geworden. Die Mathematiker haben Erkenntnisse gefunden, die sich in der Erfahrung allgemein bewähren. Sie haben der Naturwissenschaft durch immer abstraktere und immer verfeinerte Bearbeitung der Zahlbegriffe überaus präzise Denkmittel in die Hand gegeben, mit deren Hilfe die Fortschritte der Physik und Chemie erzielt und für die Technik verwerthet werden konnten. Die Arbeit des abstrakten Denkens ist dabei so groß, daß die Mathematiker den empirischen Ursprung und die stete Kontrole durch die Erfahrung leicht übersehen. Die Philosophen glauben nun, die Methode, die sich auf dem Gebiet der Zahlenbeziehungen so bewährt hat, auf das Universum anwenden zu dürfen. Wahr ist für Menschen, die an die Allmacht der Vernunft glauben, nun nicht mehr Das. was Alle glauben, auch nicht Das, was sich durch Sinneswahrnehmung als objektiv giltig erweist. Wahr sind vielmehr einzig und allein die Gedanken, die harmonisch zusammenstimmen und sich widerspruchlos zu Ende denken lassen. Wahrheil ist also nichts Anderes als Denknothwendigkeit. Der individualistische Ursprung dieses Wahrheitbegriffes ist bisher nicht erkannt worden, weil nie versucht wurde, die Entwicklung der Ertenntmß soziologisch zu beleuchten.

Alle großen Systeme genialer Philosophen zeigen, bei allem Streben nach Objektivität und Allgemeinheit, diese Richtung auf das Subjektive. Die Denkphantasie des Weltweisen ist überall geschäftig, innere Lücken auszufüllen und Klüfte zu überbrücken. Denn es soll etwas Ganzes geschaffen werden, zveil nur ein Ganzes dem Bedürfniß der sich selbst als Einheit fühlenden Per-

sönlichkeit entsprich. So großartig nun auch manche dieser Konzeptionen uns
erscheinen: sie haben doch etwas Gefährliches an sich. Sie stehen da wie gast-
-Kcke Gebäude, die uns zum Eintritt einladen. Der geistvolle Hausherr stellt
uns all s inen Besitz zur Verfügung, wir find der Welt aus eine Zeit ent-
ronnen, wir sühlen uns sicher geborgen in den idealen Räumen. Es gewährt
eine Art ästhetischen Behagens, sich ganz in ein großes System hereinzudenken.
Aber ich kann nicht zugeben, daß das Ziel der Philosophie ästhetisches Be-
hagen sei. So hoch ich auch den ethischen Werth der Freude am Schönen ein-
schätze und so groß mir deshalb auch der Kulturwerth der Kunst erscheint:
die Philosophie hat eine andere Aufgabe Dem Denker ziemt nicht Beschaulich-
keit, sondern Arbeit.

Es wird keine leichte Aufgabe sein, den objektiven und den subjektiven
Faktor in den Systemen den großen Denker scharf von einander abzugrenzen.
Beide Faktoren sind oft so in einander verschlungen, daß ein sehr geübter Blick
dazu gehört, sie von einander zu sckeiden. Bei den großen Vertretern der
Metaphysik namentlich, bei Plato, Spmoza, Hegel, wird man neben starkem
und erfolgreichem Wirklichkeitsinn durch tieforingende psychologische Analyse
immer auch ein gutes Stück Mystik finden, ein Velsenken in die eigene Seele,
aus der sich das Wesen des Unioersums erschließen soll. Haben wir aber ein-
mal diese beiden Richtungen im Denken der selbständig gewordenen Persön-
lichkeit erkannt, so muß diese Scheidung gelingen. Wir werden dann den
Werth des philosophischen Systems nach Dem bemessen, was darin an ob-
jektiver Erkenntniß enthalten ist. mag sich diese Erkenntniß nun auf die Natur
oder auf den Menschengeist beziehen. Dabei werden wir immer roch den sub-
jektiven Faktor des Systems, die darin enthaltene Kraft der Denkphantafie
oder die Höhe der sittlichen Forderung persönlich bewundern dürfen. Immer
aber werden wir es als Aufgabe des Philosophen ansehen, den Blick aufs
Ganze zu richten und die Hände nicht in den Schoß zu legen.

Die Philosophie darf das selbständig gewordene, in sich erstarkte In-
dividuum nicht zur Jsolirung führen; sie darf dm Menschen nicht der Mensch-
heit entfremden. Daß der Mensch als Heerdenthier begann und sich erst nach
und nach zur Persönlichkeit entwickelte, ist eins der sichersten und zugleich eins
der wichtigsten Ergebnisse der Soziologie. Unsere Betrachtung hat gezeigt, daß
auch die Ei t^ickelung der Erkenntniß diestn Weg gegangen ist. Der mensch-
liche Verstand arbeitet anfangs nur mit sozialen Verdichtungen. Solche all-
gemeinen Vorstellungen und Wortbegr^ffe sind seine Denkmittel. Zur objektiven
und genauen Beobachtung des Einzelnen ist er noch unfähig Undr der Herr-
schaft der sozialen Verdichtungen bleibt aber (Das können wir jetzt hinzufügen)
>in gewissem Sinn das Denken immer und wir operiren heule noch mit typischen
Vorstellungen und mit Wortbegnffen mehr, als wir glauben. Das selbständig ge-
2^

wordene Individuum lernt das Einzelne genau beobachten und vermehrt durch
diese Richtung auf das Objektive den Wahrheit- und den Kulturbesitz der
Menschheit. Dazu aber müssen die objektiven Wahrheiten zu sozialen Ver-
dichtungen werden, weil sie nur dann ihre Wirkung zeigen. Die Erstarkung
des Individuums führt aber auch zum Glauben an die Selbstherrlichkeit der
Vernunft. Dem daraus entstehenden zu starken Individualismus in der Er-
kenntnitzentwickelung muß nun die Soziologie entgegenwirken. Sie muß daraus
hinweisen, daß die menschliche Vernunft ihze Schranke findet an den Objekten
und ihr Bethätigungsgebiet m der sozialen Förderung der Menschheit. Der
Mensch befreit sich nicht, um sich von der Gesellschaft, die er mcht entbehren
kann, zu isoliren, sondern, um ihr neue Kräfte zuzuführen.
Die Soziologie muß ferner darauf hinweisen, daß die Wahrheit der
Erkenntnisse immer zugleich eine Richtunglinie für das Handeln sei. Dtr von
Amerika gekommene Pragmatismus betont dm aktioistischen Charakter der
Wahrheit und berührt sich in diesem Punkt mit den Bestrebungen der So-
ziologie. Wir kämpfen gemeinsam gegen die allzu große Beschaulichkeit der Phi-
losophie. Wir wollen die Philosophen daran erinnern, daß sie sich heute nicht
mehr, wie zu den Zeiten des Pythagoras, den Luxus erlauben dürfen, Zu-
schauer auf den Markt des Lebens zu sein. Statt sich in luftigen Abstraktionen
zu bewegen, sollen sie herabsteigen in das wirkliche Leben mit all seinen Härten
und Qualen. Sie sollen imt den Problemen ringen, die das Leben aufgiebt,
und nicht mit solchen, die sich der einsame Denker zmechtkonftruirt Die Be-
trachtung des sozialen Faktors in der Elkenntniß rst so recht geeignet, alle
theoretischen Denker daran zu mahnen, daß die menschliche Erkenntniß als
Betätigung des Lebenstriebes entsteht und daß es die höchste und die letzte
Aufgabe des Denkens sein muß, dem Leben zu dienen.
Wien Professor vr. Wilhelm Jerusalem.
Was ist Wahrheit? Die Übereinstimmung unserer Vorstellungen, Begriffe und
Urtheile, kurz: die Ueberelnstimmung unseres Denkens oder Sprechens mit der Wirk«
llch^eit.Was ist Wirklichkeit? Die außer uns befindliche Ursache unstrerSmnesein drücke
und damit unserer Vorstellungen, unseres Denkens oder Sprechens. Eigentlich dürfen
wir aber doch mcht sagen, daß was auner uns die Ursache von Etwas in uns, daß die
Wirklichkeit die Ursache von unseren Vorstellungen und unseren Gedanken sei : denn der
Begriff der Ursache ist ja selbst m uns, aus unseren Vorstellungen cntflandcn. Wir dür-
fen nur etzm sagen: Die Wlrkl chktit le'teht m irgendeiner Art von Uebelemstimmung
zwischen der Außenwelt und unserer Innenwelt. Wir gelangen also, wenn wir auch für
die erste Definition das Schwanken des Begriffes Uebercmsnmmung auszudrücken ver-
suchen, zu dem traurigen Satzgebilde: Wahrheit ist eine Uebereinstimmung unseres In-
nenlebens mit der Wirklichkeit; und Wirklichkeit ist eineArl von Uebereinstimmung von
etwas Unbekanntem mit unsenm Im.er Kben (Fritz Mauihner: Kritik der Sprache.)

Adolphe.*)
M^eim Beginn des Jahres 1807 hatte Benjamin Constant in sein Tagebuch
6HA!.notirt: vais O0WM6Qesr roniÄQ czui ssra mon niZtoire^z und
nur wenige Zeilen dahinter: öni rnon roman ^uiri^s ^0ui-s." Der Roman
„Adolphe" wurde also in Paris zu einer Zeit geschrieben, da Constant sich unter
allerlei Vorwänden wenigstens für einige Monate von der im Exil weilenden Frau
von Staöl freigemacht hatte, aus deren Bann und Botmäßigkeit sich zu lösen
seit fast zehn Jahren schon sein unruhig-geheimer Wunsch war. Für seinen Ver-
fasser bedeutete er damals nicht mehr und nicht weniger als einen Versuch der
Selbstbefreiung, einer Katharsis, entsprungen dem Bedürfniß, seine Seele der auf-
gesammelten Spannung zu entladen und seine qualvoll verworrene innere Situa-
tion in einem umfassenden Selb stocken n tni ß darzustellen und verständlich zu machen.
Gleich nach der Niederschrift begann er, den Roman da und dort einzelnen
seiner Bekannten vorzulesen, erst Hochet, dann Bouffiers, dann Madame Rscamier
und Claude Fauriel, dann Anderen. Tie r.äher Stehenden erkannten schnell die
autobiographischen Spiegelungen des Werkes, aber auch die Fremderen entzogen
sich seiner eizenthümlichen Wirkung nicht und diese „Adolphe"-Vorlesungen bil-
deten längere Zeit eine kleine Sensation der literarischen Gesellschaft. In den vier
Jahren bis zu seiner Uebersiedelung nach Göttingen und später wieder vor und
während der Hundert Tage hat Constant den Roman semer eigenen Angabe nach
insgesammt wohl fünfzigmal in kleinerem und größerem Kreis vorgelesen und
der Eindruck, den er damit zu machen pflegte, hätte seiner Autoreneitelkeit schmeicheln
dürfen, wenn nicht für ihn selbst dirse Vorlesung jedesmal ein angreifendes Er-
lebniß gewesen wäre. „Man mutz es mitgcmacht Habens sagt Prosper de Barante
i.i seinen Lebenserinnerungen, „wenn Constant seinen ^Adolphe' persönlich vorlas;
die wachsende innere Ergriffenheit riß ihn mit sich und die Thränen überströmten
zuletzt sein Gesicht, so stark wirkten jedesmal Erinnerung und Einbildungskraft auf
i,em leicht bewegliches Empfinden." Und der Herzog von Broglie, der mehreren
Vorlesungen als Zuhöler beiwohnte, dekennt, obwohl ihm, wie jede Art von Be-
kennlnitzromanen, so dieser ganz besonders antipathisch war, daß an einem Ge-
sellschaflabend bei Madame Mcamier die Zuhörer trotz der ermüdenden Vorlesun^-
d ntsr von drei Stunden wie unter einem Banne standen und am Schluß heftig
weinten, bis das nervöse Schluchzen einiger Damen in ein eben so konvulsivisches
Lachen überging, das die Anderen und den Autor selbst ansteckte und damit die
Spannung der Gemttther löste.
So halte der Roman, trotzdem er einstweilen nur als Manuskript lebte,
schon ein ziemlich großes Publikem gefunden und genoß eine gewisse Berühmtheit
i.i der Gesellschaft, der sein Verfasser angehörte, als Constant Anfang 1816, nach dem
vorläufigen Scheitern seiner politischen Aussichten, mit seiner zweiten Frau Char-
lotte (geborenen Von Hardenberg) nach London überfiedelte. Und da hier ver-
schiedene seiner pariser Bekannten lebten, sah sich Constant auch hier öfters (in
einer einzigen Woche viermal) zu Vorlesungen genölhigt, deren eine übrigens die
durch ihr Verhältnitz mit Lord Byron bekannte Lady Caroline Lamb so begeisterte,

*) Eine Probe aus dem lescnswerthen, sauber und fein erarbeiteten Buch ..Ben-
jamin Confta'il; der Roman eines Lebens", das bei Egoi Fleische! erscheint.

daß sie ihm (nach einem Berichte Sismondis an die Gräsin d'Albany) öffentlich eine
exzentrische Lie^eszene machte. Der Gedanke an eine Veröffentlichung in Buchform,
die Constant noch zuletzt 18W einem pariser Verleger trotz dessen glänzendem An-
gebot abgeschlagen hatte, trat jetzt, da schon manches darin abgespiegelte Erlebniß
mit dem Spinnengewebe der Vergessenheit verschleiert schien, wieder an ihn heran
und er entschloß sich diesmal, ihm nachzugeben und damit „vielleicht der letzten
literarischen Eitelkeitregung meinss Lebens, denn mein Talent ist erschöpft."
Man hat „Adolphe" einen französischen Wertherroman, wohl gar ein fran-
zösisches Gegenstück zum Werther genannt. Ihn so zu klassifiziren, hat man nur
ein sehr bedingtes Recht. Von dem allumfassenden Gefühlsüberschwang, der idealen
Natursehnsucht, dem tiefen Herzens rausch des gocthischen Jugendromans geht kein
Athemzug durch das französische Werk. Gemeinsam ist Beiden nur, daß sie die
Em stehung, Krisis und tragische Lösung eines Liebesromans im psychologischen
Brennglas zeigen, daß sie (wenn auch in verschiedenen Graden) den Reiz des
Selvsterlebten und Selbsterlittenen besitzen und daß sich in Beiden ein Stück Jahr-
hu.^dertseele spiegelt. Aber der Kreis, in dem sich die Leiden des jungen Adolphe
um den Mittelpunkt des eigenen Ichs bewegen, hat einen ungleich kleineren Durch-
mcsser als der Äquator der wertherischen Gefühlswelt, in der ein ganzes Zeit-
alter sich selbst erkannte, und man thut Constant Unrecht, wenn man mit solchen
Pai allelen zu falschen Matzstäben animirt. Selbst innerhalb der französischen Roman-
literatur, so weit sie durch Rousseau ihre neue Richtung erhalten hatte, läßt sich
die Stellung oder Wirkung des „Adolphe" nicht mit der des „Werther" in Deutsch«
land irgendwie vergleichen, und trotzdem er in dem selben Jahrzehnt entstand
wie die beiden eigentlichen Wertherromane Frankreichs, Chateaubriands „Rene"
und Senancours „Obermann", und mit Beiden ein paar typische Grundzüge der
Zeit gemeinsam hat, nimmt er diesen wie allen Romanen der sogenannten Emi-
grantenliteratur gegenüber seine besondere Stellung ein und hat sie bis auf den
hl>nt'-gen Tag behalten. Nicht als Nachläufer Werthers, nicht als Mitläufer Ren6s
un^ Obermanns, die man heute nur noch mit frostiger Langeweile genießt, son-
dern als überraschend früher Vorläufer des modernen anslysirenden Seelenromans
hat sich „Adolphe" so ziemlich allein von allen Werken der „verkümmerten Ro-
mantiker", die (nach einem Ausdruck Ernst Seilliczles) der eigentlichen Romantik
in Frankreich vorangingen, den Anspruch auf ungemindertcs Interesse bewahrt.
M l seiner eigenen Zeit iheilt er nur die unzufriedene Grundstimmung, in die so viele
der damaligen Intellektuellen nach der Jahrhundertwende durch den beklemmenden
atmosphärischen Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft versetzt worden waren,
den typischen „onnui", der das spätere „m-<r! 6u siöote", den Weltschmerz, vor-
bereitete; aber gerade diese Grundstimmung, die mit der Neurasthenie unseres eigenen
Zeitalters einige Verwandtschast hat, läßt uns die Persönlichkeit Adolphes mit der
Polychromats ihrer Gesühle und ihrem Selbstbeobachmngzwang so merkwürdig
mooern erscheinen. Es wäre unmöglich, sich nnen Rene mit seinen inneren und
äußeren Erlebnissen als ein Kind unserer Zelt vorzustellen: bei „Adolphe" würden
ein paar leichte äußere Aendeiungcn genügen, ihn zu einem modernen Roman zu
machen; denn was er erlebt und wie er es erlebt, könnte mit kaum größerer psycho-
logischer Schärfe und WirklichleitStreue, höchstens mit größerer Pflege des rea-
listischen Details, den Gegenstand eines Romans etwa von Dostojewskij oder Strind-
berg -bilden.

Adolphe.
Constants eigentümliches VerhSltniß zu seinem Vater, der Einfluß, den
Frau von Charriöre (in seinem Leben die Vorgängerin der Frau von S/ael) auf
seine Jugend und Weltanschauung geübt hatte, seine Erfahrungen mit der klein-
s!ai->t!schen Hofgesellschaft in Braunschweig: das Alles hat in den einleitenden Ab«
schauten des kleinen Ich-Romans und in Adolphes krapper Selbstcharakteristrk
seinen Niederschlag gefunden. Und nichts vielleicht ift bezeichnender für diesen ohne
Kindheit und Nmvetät herangewachsenen jungen Menschen als der Umstand, daß
er nicht abwartet, bis der Götterfunke der Licbe von selbst den Weg in sein Herz
findet, sondern in dem einmal gefaßten Vorsatz, geliebt zu werden, in feinem Ge-
sellschaftkreis auf die Suche geht, bis ihm die um zehn Jahre ältere Geliebte eines
Grafen P. als ein würdiger Gegenstand der UmWerbung erscheint. Ganz plan-
mäßig und bewußt beginnt er, sich für diese Ell^nore, eine polnische Artstokratin,
die mehr ihrer Schönheit und liebenswürdigen Weiblichkeit als ihren Geistesgaben
eme leidlich befestigte gesellschaftliche Stellung dankt, zu interessiren, üe zu stu-
diren, ein Problem daraus zu machen, wie er sie gewinnen könnte, und da der
Erfolg seiner einmal gereizten Eitelkeit nicht rasch genug entspricht, entwickelt sich
aus dem ungeduldigen Wunsch, um jeden Preis zu gefallen und zu siegen, ein
immer heftiger ins Maßlose gesteigerter Entzündungzustand, dessen Fiebergrade
den davon Befallenen alsbald daS untrügliche Symptom einer großen Leidenschaft
dünken und ihm seiner Meinung nach ein Recht darauf geben, in Ellsnores Leben
daS Schicksal zu spielen. Mitleid, Sympathie, Interesse, Zärtlichkeit lassen im Herzen
der so stürmisch geforderten Frau allmählich wirklich die Liebe entstehen, die Adolphe
selbst für sie zu empfinden sich einbildet; sie wird sein und eine ganze Weile dauert
der heimliche GlllckSzustand: genau so lange, wie in Adolphe die Einbildungskraft
seine Illusionen gegen die kritisch zersetzende Selbstbeobachtung zuvertheidigenvermag.
Unmerklich beginnt ihm dann Ellenores Leidenschaft für ihn, deren Ent-
fachung sein blindlings verfolgtes Ziel gewesen war, durch die Ausschließlichkeit,
mit der sie auf ihn, seine Zeit, seine Gedanken Anspruch erhebt, erst unbequem zu
werden, dann seinen Widerspruch zu reizen; es kommt zu Vorwürfen, zu Ver-
stiminungen, zu Szenen; und da Ellsnore opferwillig die Konsequenzen ihres Schrittes
auf sich nimmt und den Grafen samint ihren beiden Kindern um Adolphes willen
aufgiebt, sieht sich Dieser vom Rückzug in seine Unabhängigkeit abgeschnitten und
sich selbst, der Welt und seinem Vater gegenüber mit der vollen Verantwortung
für seine Handlungweise beladen. Damit beginnt sein tragischer Konflikt, der Kon«
flikt eines Menschen, der aus ewiger Furcht vor dem Schmerz, den er einem an-
deren Herzen nicht verursachen will, zwischen Großmuth und Verstellung, Mitleid
und Lüge, Zartgefühl und Grausamkeit hin und her getrieben wird, sein Gewissen
mit seinem Stolz, seinen Stolz mit semem Pflichtgefühl, sein Pflichtgefühl mit
moralischen Sophismen zum Schweigen zu bringen sucht und sich so immer wie-
der von einer Selbsttäuschung, einer Galgenfrist zur anderen rettet, nur um der
harten Notwendigkeit einer Entschließung zu entgehen. Ein Tantalus seiner Em-
pfindungen, vermag er weder aus der tiefen Fluth einer ursprünglichen und großen
Leidenschaft zu trinken, die vor seinen dürstenden Lippen zurückweicht, noch den
rettenden Zweig der Freiheit zu erhaschender bei seinem Zugreifen jedesmal tückisch
emporschnellt. Was Alles an seelischen Foltern, an Reue, Bitterkeit, Selbftvor-
würfen, Empörung in Benjamins ^onrual intime" eine lange, lange Strecke

ausemandersteht, kommt hier dem Leser in konzsntrirter Darstellung vors Auge.
Deutlich nimmt das unlösbar gewordene VerhSltniß Minores zu Adolphe den
Zickzacklauf und den stürmischen Charakter an, den zu der Zeit, da der Roman ge.
schrieben wurde, die Beziehungen seines Verfassers zu der Kalypso von Coppet
noch lange nicht verloren hatten. Die selbe Gewitterstimmung, der selbe zähe
Wechsel zwischen maßloser gegenseitiger Erbitterung und Versöhnungszenen, der
selbe chronische Zustand der Beargwöhnung und Gereiztheit herrscht im Roman
wie in der Wirklichkeit. Die Briefe von Adolphes Bater an d<n allen Vorstellungen
unzugänglichen Sohn könnten wörtlich von dem alten General Constant herrühren;
die letzte freiwillige Gefangenschast Adolphes auf dem entlegenen polnischen Land-
gute Moores gleicht ganz so mancher Situation, die Benjamin in Coppet er-
lebt hatte, die kritische Haltung der Gesellschaft, die sich von Adolphes Verhalten
skandalisirt fühlt und seine Motive falsch beurtheilt, ist die selbe, unter der auch
Benjamin zu leiden hatte. Nur darin liegt der Fall Adolphes anders als der
seines Urbildes, daß Ellönore um seinetwillen die mühsam eroberte gesellschaftliche
Stcllung an der Seite des Grafen, ihres langjährigen Beschützers, aufgiebt und
durch dieses unerwünschte Opfer ihrer äußeren Existenz in Adolphes Ritterlichkeit
einen erzwungenen Bundesgenossen ihrer Ansprüche findet. Diese Verschärfung des
Konfliktes ist ein eben so feiner Zug wie das Motiv, das schließlich die Kata-
strophe herbeiführt: daß Adolphe einem älteren Freund seines Vaters im Trotz
deö Augenblickes sein Ehrenwort verpfändet, sich endlich von Ell^nore zu trennen,
und daß der Freund, um den dennoch unschlüssigen jungen Menschen endgiltig zum
Worthalten zu zwingen, diesen Brief nach Ablauf der Frist an Ellvnore gelangen
läßt und damit der ohnehin Herzleidenden den Todesstoß versetzt, an dem sie all-
mählich hinsiecht. Der berühmte Schlußakt der „Kamelienoame" und der „Traviata",
das Paradestück unserer Sarah Bernhardts und Koloraturprimadonnen, hat im letzten
Kapitel des „Adolphe" sein literaturgeschichtliches Urbild.
Für Ellsnore aber nach Alledem das direkte Modell in Frau von Stael
zu sehen, wie es in der Regel geschieht, wäre falsch. Frau von StaiN hat zu keinem
Zug dieser unglücklichen Frau Modell gestanden. Alles Aeußere der Persönlich-
keit Ellsnores dem et vielmehr sehr bestimmt auf die in Chateaubriands „U^moires
ä'Outre-l'Oriibs" erwähnte Madame Lindsay, zu der Constant in den ersten Jahren
des neuen Jahrhunderts Beziehungen gehabt hatte. Wie El^nore Polln ist und
in der Sprache die Ausländerin verräth, war Madame Lindsay Irland.rin. Wie
Jene dem Grafen P. in sein politisches Exil gefolgt war, so Diese dem Grafen
Augufte de Lamoignon, dessen Exil sie in London Jahze lang getreulich theilte und
dem sie, wie Ell6nore ihrem Beschützer, zwei Kinder schenkte. Auch das Wenige,
was über die hochherzige Persönlichkeit der Jrländenn bekannt ist, selbst der Alters-
unterschied, der sie von Constant trennte, stimmt mit ihrem Ebenbild im Roman
überein: und wenn Prosper de Barante von ihr erwähnt, sie habe, nach Allem, was
er gehört, Constant mehr geliebt als irgendeine andere Frau, so macht dieser Umstand
uur verständlicher, daß der Autor des „Adolphe" sie im Auge hatte, als er Ell6nore
von sich sagen ließ: „Liebe war mein ganzes Leben!" Dagegen ist freilich Adolphe
selbst in allen wesentlichen Zügen seinem Verfasser aus dem Gesicht geschnitten und
dieser Umstand erklärt, daß man Minores Persönlichkeit mit der Rolle verwechselte,
die sie im Roman zu spielen hat, und in ihr ohne Weiteres das leicht masknte

Portrait der Staöl sehen wollte. Adolphes ganze psychologische Situation Ellenore
geqerüber ist allerdings die selbe, in der er sich lange Jahre hindurch neben Frau
^tasl befand: Alles, was Adolphe mit und ohne eigene Schuld leidet und
leiten macht, ist durchaus der Reflex seines großen Herzenserlebnifses; und man
muß es Conftanls Aufrichtigkeit zum Ruhm nachsagen, daß er sich selbst nicht geschont
hat. Er hat nicht die rachsüchtig wüthende „Beichte eines Thoren" geschrieben,
auch keine medisante Abrechnung im Stil von „Nie et Sein Roman ist
mehr birere Selbstanklage als Selbstvertheidigung, kein Schatten einer Schuld,
eines Vorwurfes fällt auf die Frau, die ein Opfer ihier Liebe wird, und man
fühlt aus Allem nur den einen Wunsch des Verfassers heraus, seinen Helden wenigstens
gerecht beurtheilt zu sehen. In dem kurzen Nachwort des Romans, den beiden
Briefen, die zwischen dem fingirten Herausgeber und einem ehemaligen Freund
Adolphes gewechselt werden, bezeichnet ihn Dieser geradezu „als das Opfer einer
Mischung von Egoismus und Empfindsamkeit, aus der sich sein Wesen zu seinem
und Anderer Unglück zusammensetzte; als einen Mensch«!, der das Ueble ste!s vor-
aussah, bevor er es that, und verzweifelt bereute, nachdem es geschehen war: der
mit seinen Vorzügen fast noch mehr gestraft war als mit seinen Fehlern, weil diese
Vorzüge nur seinem Gefühl, nicht seinem Verstand entsprangen; einen Menschen,
der in beständigem Wechsel bald ganz Hingebung, bald ganz Härte war, aber
immer mit derHärte aufhörte, weil er mit der Hingebung began», und der keine andere
Spur von stch hinterließ als das Unrecht,das er Anderen zugefügt hatte."*) Schonung'
loser und strenger ist Benjamin Constant selbst von seinen Feinden niemals chorat-
terisirt worden. Diese Härte mag für Adolphe gegeben sein; für Constant selbst
ist sie übertrieben, denn sein eigenes Charakterbild weift noch eine gm ze Reihe
r?on bestimmenden Zügen auf, die in dem engen Rahmen des Romans keinen Platz
finden konnten. So sicher die menschliche Tragik Adolphes die Conftants war,
so sicher war der Mensch Benjamin C instant mehr als ein Adolphe.
Frau von Sta^l hatte jedenfalls keine Ursache, d>en Roman und seine Ver-
öffentlichung als Kränkung zu empfinden. Daß sie es könne, scheint Constant gs-
fürchtet zu haben, da er kurz nach dem Erscheinen des Buches noch aus London
an Madame R6cauner schneb: „Ich jürchte, daß eme Person, auf die der Roman
freilich nicht einmal vvn sern hindeutet, sich dadurch verletzt fühl-.n wird."' Aber
zwei Monate später sieht er sich dieser Befürchtung entHoden und kann an die jelle
Adresse berichten: „Adolphe hat keinerlei Verstimmung zwischen mir und der Person
hervorgerufen, deren unbegründete Empfindlichkeit ich fürchtete. Sie hat im G^-
gentheil meine Bemühung sehr wohl bemerkt, jede für sie kränkende Anspielung
zu vermeiden/ Auch Sismondi, der langjährige Hausfreund von Coppet und in
diesem Fall ein Kronzeuge, erkennt in seinen Briefen an die Gräsin d'Albany be-
sonders an, daß Constant von Ell6nores Bild jeden Zug der Ähnlichkeit mit Frau
von Staöl sorgsam ferngehalten habe, aber in dem stürmischen, fordernden, ver-
zehrenden Wesen ihrer Liebe sei das eigentliche Urbild freilich nicht zu verkennen
und die Ähnlichkeit in diesem ausschlaggebenden Punkt sei zu frappant, um nicht
alle sonstigen Unterschiede aus dem Feld zu schlagen. „Ich erkenne", sagt er, „den

^) Eine deutsche Nebersetzung von Constants „Adolphe^ (bearbeitet von Jos pH
Cttlmger) erschien 1898 im Verlag von Otto Hendel in Halle a S.

Autor des Buches fast auf jeder Seite wieder und nie ist mir ein Selbstportrait
von ähnlich verblüffender Treue vorgekommen. Er weiß alle seine Fehler unb
Schwächen verständlich zu machen, aber er entschuldigt sie durchaus nicht und be-
müht sich nicht einmal, sie sympathischer erscheinen zk lassen. Es ist möglich, daß
er in den ersten Jahren aufrichtiger in seiner Liebe war, als er sich im Roman
darstellt; als ich ihn kennen lernte, glich er jedenfalls ganz und gar Adolphe, war
er nicht mehr als Dieser sähig, Liebe zu geben, eben so wechselnd in seiner Stimmung,
eben so bitter und eben so geneigt, aus Gutherzigkeit und Schwäche Diejenige,
deren Herz er zerrissen hatte, immer wieder durch Versprechungen und Beteuerungen
zu täuschen." Frau von Staöl hat wohl gelegentlich erklärt, sie liebe diesen Roman
weniger als alles Andere, was Benjamin geschrieben habe; aber eS klingt beinahe
wie ein ironisch-verstecktes Dementi, wenn sie hinzufüge: „Ich glaube nicht, daß
alle Männer Adolphes sind; nur die eiteln sinds." Sie war es jedenfalls, durch
die auch Lord Byron bei seinem Aufenthalt in Coppet den Roman kennen lernte..
Cr las ihn auf ihren Wunsch und schrieb noch im Juli 1816 darüber seinem eng-
lischen Freund Samuel Rogers (der zu Constants londoner Bekannten zählte):
„Ich habe Constants ‚Adolphe' sammt seinem Norwort gelesen, worin er bestreitet^
nach Modellen gearbeitet zu haben Das Buch hinterläßt einen unerfreulichen
Eindruck, wirkt aber sehr überzeugend in seiner folgerichtigen Darstellung einer
erloschenen Liebe, d?m vielleicht peinlichsten Zustand, der sich denken läßt. Ich
bezweifle trotzdem, ob alle solche (wie er sie nennt) so unglücklich enden
wie sein Held und seine Heldin."

Tiefer hat Constants Bekenntnißbuch ein paar Jahre später auf einen an-
deren zeitgenössischen Dichter, auf Franz Grillparzer, gewirkt, der am elften Mär^
1829 in sein Tagebuch schrieb: „Gelesen: Adolphe von Benjamin Constant. Mit einem
Einblick in das menschliche Herz geschrieben, der Denjenigen schaudert macht, der
sich in einer ähnlichen Lage besunden hat oder befindet." Grillparzer befand sich
in solcher Lage; und auch viele Andere glaubten, ein Stück ihres eigenen Selbst
in Adolphe wiederzufinden. Selbst Sainte-Beuve, der sonst in der Beurtheilung
Constants immer als Staatsanwalt auftritt, konnte sich der Bewunderung nicht
entziehen; er nennt den Roman ein vollendet und köstlich gemaltes (freilich auf
graue Leinwand gemaltes) Pastell. Seine besten Verehrer aber hat der Roman
erst in unserer Zeit gefunden, der er mit der Handhabung der psychologischen
Sonde Jahrzehnte vorausgeeilt war. Einige der feinsten Köpfe des modernen
Frankreich haben seiner Meisterschaft auf diesem Gebiet gehuldigt: Anatole France,
der einer der jüngsten „Adolphe"-Ausgaben die Einleitung gab, Paul Bourget,
der in dem Werk schon das ganze Martyrium des ssprit ä'anal^ss, jenes Hanges
zur Selbstzerlegung und Selbstzerfaserung zu finden erklärte, der in der Generation
von heute schon so viele Opfer gefordert habe, und Emil Faguet, der in seiner
Sammlung „?0iitiquss st Uoralistos äu älx-nsuviörn« siöLle" dem „Adolphe"
und seinem Verfasser eine tiefdringende Studie gewidmet hat.

In der mühelos beherrschten Differenzirung seelischer Verworrenheiten und
ihrer fast mathematisch klaren Analyse ist „Adolphe" unbedingt die erste frühe
Frucht des modernen psychologischen Romanes und man muß schon bis zu FlaubertK
„LÄneatioii sentimentale" und weiter bis zu manchen russischen und skandina-
vischen Seelenmalern vordringen, um auf Aehnliches zu stoßen. Der Begriff der

Lebenslüge, den uns Ibsens Dramen geläufig gemach! haben, taucht hier zum
ersten Mal als tragisches Motiv in der erzählenden Literatur auf. Bis dahin
hatten die männlichen Romanhelden das Zeitwort „lieben" stets nur in der aktiven
und transitiven Form konjugirt: „Adolphe ist der Erste, den richt die Liebe selbst
ergreist, sondern die zunächst gegenstandlose Sucht, geliebt zu werden. Sein Vorsatz
„^s v«ux strs aim6!^ bezeichnet eine neue Etape in der Psychologie der Lieber
und es entspricht durchaus dieser seelischen Disposition, daß seine Kahl auf eine
um zehn Jahre ältere Frau fällt, auf die „Frau von dreißig Jahren", deren lite'
rarische Entdeckung meist (nach Jules Janins Vorgang) erst Balzac gutgeschrieben
wird Die ergenthümllche, aufgeregte Gefühlswelt, in die viele Frauen am Nach-
mittag ihres Lebens eintreten, wenn die Leidenschaft sie noch einmal oder über-
haupt zum ersten Mal trifft, dieser spätreife Nachsommer des weiblichen Herzens,
der das erotische Erlebniß so viel schwerer und bitter-süßer, dunkler und tiefer,
Verzicht und Enttäuschung aber um so grausamer empfinden läßt, hat in Ellönore
das erste literarische Beispiel. Eine vorher unerschlossenes Klima der Frauenseele
war damit der Darstellung gewonnen. Und zugleich vertritt die Geliebte Adolphes
als Erste den gesellschaftlichen Magdalenentypus der um ihrer freien Liebe willen
deklassirten Frau, dem die spätere Romanliteratur so viele Abstufungen gegeben
hat, der Damen mit und ohne Kacnelien, der weiblichen Asra, welche sterben, wenn
sie liebcn, ohne wieder geliebt zu werden.

In der Vereinigung solcher Eigenschaften und Besonderheiten erscheint dieser
Roman als eine alte Kostbarkeit, um so mehr, als er nicht das Werk eines Dichters
ist, sondern nur das emes geistreichen Schriftstellers, dem ein ungewöhnlich früh
geschärftes Talent der Selbstbeobachtung in diesem Fall zu sagen gab, was er
lttt. „Ich könnte ihn heute nicht mehr schreiben", gesteht er sich selbst, als er den
Roman ein paar Jahre nach der Niederschrift in Deutschland wieder liest, und es
bedarf dieses Eingeständnisses kaum. Nur ein von langen seelischen Erregungen
gepeitschtes, zu schmerzhaft feiner Empfindlichkeit gesteigertes Innenleben konnte
diese einer wirklichen Dichtung so ähnliche Kritik des eigenen Herzens liefern Sie
w^r und blieb denn auch Constants einzige literarische Leistung, neben der das form-
lose ^Oui'iinl intime" nur als Petschaft seimr Persönlichkeit Bedeutung Hot

Nach dem Zeugniß von I. I. Coulmann Constants Jünger, der das Original«
Manuskript noch gesehen hat, hatte der Roman ursprünglich eine andere Fassung und
einen Ausgang, der der Wirklichkeit besser entsprach: das Verhältnis zwischen Adolphe
und Ellenore endete nicht mit deren Tod, sondern mit der Löjung des beiden
Thcllen zuletzt unerträglich gewordenen Bandes. Daran sollte sich als Forsetzung
und Gegenstück ein zweiter Roman schließen, der diesmal nach der weiblichen Haupt-
figur ^C^cile" benannt war und ConstantsHerzenseilebmß mit seiner zweitenFrau in
absichtlicher Kontrastwirkung zu der umwölkten, zerrissenen Stimmung des „Adolphe"
auf idyllisch-zartem, ungetrübtem Hintergrund behandelte. Dank dem Rath der
klugen Lady Holland, in deren Haus Constant während der londoner Zeit ver-
kehrte, verzichtete er darauf, diesen zweiten Theil mtt dem ersten zusammen er-
scheinen zu lassen. Daß das fertige Manuskript existirt hat, bestätigt nicht nur
Coulmann, sondern auch Sainte-Beuve, der es noch später, nach Constants Tod,
in den Händen eines seiner Freunde gesehen hat.

Dr. Joseph Ettlinger.

Selbstanzeigen.
Der Organismus des Judenthums. Im Selbstverlag des Verfassers. Charlottenburg, Geroinusstraße 3. Geheftet 8 Mark.
Diese Schrift bietet die Einleitung in die von mir geplante Realkonkordanz der talmudischen Literatur. Es leuchtet wohl ein, daß ein solches Werk, dessen Ausführung ein ganzes Menschenleben beansprucht, nicht in Angriff genommen werden durfte, ehe die Grundlagen untersucht und das Material auf seine Tragkraft hin geprüft wurde. Es galt, zunächst festzustellen, welchen Werth denn eigentlich die talmudische Literatur für uns hat, für uns als Wissenschaftler, für uns als Juden, als Christen, als Kulturmenschen. Um einen Maßstab zu gewinnen, mutzte vor Allem die Stellung dieser Literatur im Organismus des Judenthums ermittelt, mußte erklärt werden, wie das naioe Judenthum der biblischen Znt zu der raffi« nuten Denkart des Talmuds gekommen ist, welche Wesens^üge die jüdische Struktur in beiden Epochen aufweist und welche Einflüsse eine derartige Umbildung des Charakters bewirk! haben. Auf alle diese Fragen fand ich bei den Geschichlforschern keine befriedigende Antwort. Ten Grund, daß der jüdische Organismus trotz aller Mühe bisher so wenig erkannt wurde, glaubte ich hauptsächlich in der rein rationalistischen Methode zu finden, auf welche die Wissenschaft vom Judenthum bisher angewiesen war. Durch die übliche Zerlegung der jüdischen Geschichte in drei zusammenhanglose Epochen, in die biblische, talmudische und moderne, war der Forschung die Möglichkeit genommen, das in den Quellen der jüdischen Geschichte mangelhaft sich widerspiegelnde Bild von der Struktur und Funktion des Judenthums auf Grund der sinnlichen Wahrnehmung, die das Judenthum von heute biettt, zu rekonstruiren. Ich habe nun zunächst versucht, den Zusammenhang der jüdischen Ge« schichte von den Uranfängen bis auf die Gegenwart nachzuweisen, um mir auf diese Weise die Möglichkeit zu verschaffen, durch eine Vergleichung mit der Struktur und dem Geist des der Tradition treu gebliebenen Judenthums der Gegenwart die Grundzüge des biblischen und talmudischen Judenthums da, wo sie in den Quellen unklar erscheinen, annähernd zu ermitteln. Erst nach dieser Vorarbeit konnte der Versuch unternommen werden, die Entstehung und Entwicklung des Talmuds zu erfassen, seinen Einfluß auf das Judemhum und seinen Werth für die Wissenschast im Allgemeinen und für die jüdische Geschichte im Besonderen festzustellen. Ter Schluß enthält einen Bericht darüber, wie ich selbst nun die Real« konkordanz auszuführen beabsichtige. Den methodischen, aber nicht wesentlichen Änderungen, die ich an dem ursprünglichen Plan vorgenommen habe, liegen folgende Erwägungen zu Grunde Die Hauptaufgabe des geplanten Werkes bestand darin, den brauchbaren Theil der talmudischen Literatur herauszugreifen, ihn sachlich zu ordnen und Hermeneutisch auszustatten. Die Fragen, was brauchbar ist oder nicht und in welche Fächer das Brauchbare einzureihen ist, können nicht immer mit absoluter Sicherheit beantwortet werden. Um hier das Angemessene zu finden und von der Richtigkeit der getroffenen Entscheidung zu überzeugen, sind die Beihilfe und die Autorität anerkannter Sachverständiger unentbehrlich.
Diese Unterstützung kann nur dann nützlich sein, wenn sie vor der definitiven Einordnung des Stoffes erfolgt. Nachher lassen sich bei einem solchen Werke be. gangene Fehler kaum gutmachen. Zu der großen Schwierigkeit, die nöthige Unter-

Wtzung zu gewinnen, kam noch eine andere hinzu. Um das Werk so, wie es
ursprünglich geplant war, auszuführen, waren außerordentliche Mittel nöthig. Die
Hoffnung, diese aufzubringen, hat sich aber als Täuschung erwiesen So entsckloß
ich mich, einen anderen Weg einzuschlagen, der voraussichtlich ans Ziel führen wird.
Der Talmud (zunächst der babylonische) soll fortlaufend und unverkürzt abgedruckt
werden. Jeder brauchbare Satz wird aus dem Zusammenhang herausgenommen,
in eine besondere Zeile gebracht, vokalisirt, übersetzt, erklärt und mit der Signatur
des Faches, in das er gehört, versehen. Das We:k soll periodisch erscheinen, etwa
sechs Bogen monatlich; es dürste einen Umfang von dreihundert Bogen haben,
kann also in vier bis fünf Jahren hergestellt werden. Durch die Heraushebung
und Hermeneutische Ausstattung des brauchbaren Theiles wird dem Laien und dem
Fachmann die Möglichkeit geboten werden, sich, ohne sich erst durch das stachelige
Gestrüpp der nutzlosen Diskussion durchwinden zu müssen, rasch und mühelos einen
Ueberblick über den sachlichen Gehalt des Talmuds zu verschaffen. Da das Werk
periodisch erscheint, wird die Ausführung unler der Aussicht und der Mitwirkung
der öffentlichen Kritik fortschreiten können. Da jeder Satz signirt un) räumlich
durch eins besondere Zeile sich abhebt, so kann, wenn das Werk fertig ist, die
Sammlung aller zu einem Fach gehörenden Sätze auf mechanischem Wege erfolgen
Die Ausarbeitung der einzelnen Materien kann dann auch von solchen Fachleuten
unternommen werden, die mit dem Originaltext nicht vertraut sind. Die Bearbeitung
des historischen Theiles behalte ich mir selbst vor.
Charlottenburg. . Dr. Jakob Fromei.
Das lockende Spiel. Vita Deutsches Verlagshaus. 4 Mark.
„Das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten": so nennt, nach Goldberger,
in meinem Buch die Schauspielerin Edith« das Theater. Von diesem Land erzähle
ich. Alltägliches und Absonderliches. Ich erzähle, wie im Herzen des Poeten
ein Bühnenwerk sich bildet, wie es unter Wonnen und Qualen ausgetragen U!>d
geboren wird, wie nun das wunderliche Bündniß zwischen Bühnendichtung und
Bühnenkunst, zwischen dem Poeten und der bunten Mimenschaar sich rollzieht, dem
Werk seine endgiltige Gestalt zu verleihen. Und wie das Werk, so lasse ich c?uch
die Bühne, auf der es sich darleben soll, erst werden: ein neues Thealer wird ge-
baut, ein neues Ensemble gebildet. Und werden lasse ich nicht zuletzt die Herzen
der Tarsteller, der Schauspieler: zeige, wie hinter ihrer Berufsbelhängung, itnem
Kunstschaffen menschliches Ringen, Fehlen, Sühnen und Reifen steht. So habe ich
versucht, ein Bild des modernen Theaters zu zeichnen: des Theaters, in dem, trotz
aller Anpassung seiner Institutionen an bürgerliche Norm und Ordnung, noch Etwas
von dem bunten Abenteurergeist lebt, der Goethes unnachahmlichen Thecnerroman
durchleuchtet. Diesen schillernden, flimmernden Geist, dies Stück Bagantenromanlik
im nüchtern korrekten Gesüpe des modernen Lebers zu haschen, zu gestalten: Tas
war die einzige Aufgabe, die mein Buch sich gestellt hat. Ich glaube, ich bin kein
Schönfärber gewesen, wenn auch mein Buch fast nur mit Ausnahmeschicksalen, nur
dem Geschick d^r Großen sich befaßt, die sich .durchgesetzt" haben und denncch nie-
mals zu Ende kommen mit dem unendlichen Ringen um die Krone der Kunst und
des Lebens, mit dem Ringen aber auch wider die hundert Tücken, die in den finsteren
Abgründen des „Landes der unbegrenzten Unmöglichkeiten" lauern. Da: „'s ist ein
elend, erbärmlich Leben. Möchts doch für kein anderes geben?" Walter Bloem.

folg hat heutzutage nur der Psychologe, der Kenner der Volksseele. Es gilt, ihre Bedürfnisse zu erspähen, sie schon dann wahrzunehmen, wenn sie noch im Schlummerdunkel des Unterbewußtseins ruhen. Es gilt, Bedürfnisse zu säen, Bedürfnißkeime zu pflegen; und wenn Das nicht möglich ist, so müssen dem Volk eben die Bedürfnisse „suggerirt" werden. Inden oder erfinden. Wers kann, sür Den liegt das Geld auf der Straße, und wenn er den Cylinder auf das gedankenträcttige Haupt stülpt, regnets Thaler.
Vor ein paar Jahren entdeckte ein Zeitungmann das neuste nationale Bedürfniß: die Depesche. Der Berliner, so sagte er sich (mit neuen Trics wendet man sich immer an den Berliner), hat keine Zeit. Das heißt: er hat eine ganze Menge Zeit, mindestens für acht Seidel täglich, aber es schmeichelt ihm, zu hören, daß er keine habe. Wer reussiren will, Der künde zunächst^ daß in der „Stadt der Arbeit", im deutschen New Jork für Drohnen kein Raum sei und daß Zeit Geld bedeute. Erstes Axiom also: der Berliner hat keine Zeit, er ist abends durch die harte Fron des Tages übermüdet und will mchts mehr lesen. Er ist nur noch für Beefsteak und Sensation empfänglich; Reflexionen darf man ihm nicht mehr zumuthen. Die Zeiten, wo der Familienvater nach dem Abendbrot Kold schmunzelnd, bald kopfschüttelnd den Leitartikel las (den Leitartikel vom Typus Frenze!, sehr gebildet und meist mit einer historischen „Parallele"), wo die Kinder den Athem anh'elten und die Ehefrau auf ihren Mann stolz war und sich von der Weihe des Staatsgedankens umwittert fühlte, diese Zeiten find unwiderbringlich dahin. Der Berliner amerikanisier sich. Nlchts hört er lieber; wir müssen immer ein Volk haben, dem wir nachäffen: so selbstlos, rm Sinn Nietzsches, find wir. Also kann er nur noch die Drahtnachricht ertragen; Draht ist die Seele vom Ze.tungsgeschäft. Den höheren Ständen oder, wie man heute lieber sagt, den „Intellektuellen" war die neue Technik gleich plausibel. Auch ihrem Hochmuth that sie wohl. Die Reflexionen, so sprachen sie zu einander, können wir uns allein machen. Man gebe uns nur das Depeschenmaterial. Nur die Depesche ist uns ein Bedürfniß; mit dem MäiczIuin sind wir überreichlich versehen. Natter oti^Ot-Mcnschen, wie wir sind, können sich mit Sentiments (und nun gar mit fremden) nicht aufhalten. Der wahrhaft moderne Typ ist das Nachrichten blatte das eine rasche Orientirung gestattet.
Da nun der Mittelstand und die Bourgeoisie förmlich nach diesem Typ schrie, so gabs einen Bombenerfolg; denn wenn Etwas wahrhaft modern ist und nur einen Sechser kostet, so zeigt sich der Berliner auch dankbar. Wir hatten also nun endlich das Blatt, das eine rasche Orientirung gestattet und dessen Lecture eine Zeitersparniß bedeutet. In zwei Minuten vermag em

geübter Leser den ganzen Inhalt in sich aufzunehmen. Das ist noch nicht das
Ideal — das Jreal ist, daß man das Blatt überhaupt nicht zu lesen braucht —,
abcr es ist doch zeppelinisch nah an der Lösung des Prob!emes.
Lange habe auch ich darauf geschworen, daß es „erreicht" sei; aber ich
muß das Nachrichtenblatt wohl immer mit geschlossenen Augen gelesen haben.
Als ich es neulich mit offenen Augen las, eine Depesche nach der anderen, bis
zur ich weiß nicht wievielten, da sah ich, daß ich eine dupe war, wenn ich
mir je eingebildet hatte, daß der neue Zeitungtyp durch seine Übersichtlich-
keit und Gedrungenheit eine rapide Assimilirung des Stoffes gestatte. Ich
fand da etwa dreißig kürzere und leider auch längere Telegramme. Sie wieder-
holten oder widersprachen einander und zum größten Theil besagten sie gar
nichts. Da hatte ich das Material; nun mußte es ja eine Kleinigkeit sein,
sich ein Urteil zu bilden. Ich arbeitete ein gutes Stündchen daran und
transpirirte heftig. Dann aber gab ich es auf (weil ich an die Pflicht des
Weltstädteis dachte, die da ist, keine Zeit zu haben) und nahm ein Blatt in
die Hand, das ein Kompromiß zwischen der alten und der neuen Technik dar-
stellt. Hier, hoffte ich, würde ein Leitartikel mich der lästigen Aufgabe ent-
binden, mir ein Urtheil zu bilden. Zu meinem Erstaunen fand ich auch hier
nur den Depeschenwust. Ich fand, daß in einem unaussprechlichen türkischen
Ort um zwei Uhr zwanzig die Abdankung des Sultans als unvermeidlich galt,
daß man sich um drei Uhr fünfzig aber der Ansicht zuneigte, eine Versöhnung
werde zu Stande kommen. Um Vier schien es nur noch eine Frage der Zeit,
daß ihn das Schicksal des sechzehnten Ludwig ereile; um vier Uhr fünf aber
hatte ein ganz verschmitzter Spezialberichterstatter „unter Vorbehalt" das Gerücht
verzeichnet, daß der Sultan durch einen unterirdischen Gang entwichen sei.
Dazwischen stand dann auch, die Königin Wilhelmine sei heute zweimal im
Park spaziren gegangen, und der „eigens Entsandte" hatte, um der Meldung
mehr Kolorit zu geben, hinzugefügt: „Heute vormittag gewittert es fast unaus-
gesetzt." Mir wurde jetzt klar, warum Strindberg die Zeitunglccture als einen
„Sturzregen von Stecknadeln" bezeichnet, und aus der Kinderzeit siel mir ein
Clown ein, der einen anderen immerzu maulschellilt und ihm mit jeder neuen
Maulschelle einen Brei ins Gesicht pappt. Mir war jetzt zu Muth ... wie
dem Anderen. Doch gab ich es noch nicht auf, mir auf Grund des darge-
botenen Materials mein Urtheil zu bilden. Schließlich legt ja doch die neue
Technik einen besonderen Werth darauf, übelsichtlich zu sein; vermutlich waren
also die wichtigeren Nachrichten durch den Druck hervorgehoben. Ich sah noch
einmal in das wahrhaft moderne Blatt, aber, ach: Alles war fett gedruckt. Die
Zeitung sah so schwarz aus, daß es wie Bcileidsstimmung aus ihr herausströmte.
Im Ernst: so gehts nicht weiter. Diese Technik ist Grober Unfug, gegen
den der Zeitungleser sich wehren muß. Sie ist ästhetisch unerfreulich. Der

Verleger protzt und der Redakteur schwitzt. Jedes Telegramm scheint zu schreien:
Seht nur, was wir für Verbindungen haben, wie viel Geld wir ausgeben!'
Und jedes Telegramm scheint zu stöhnen: Seht nur, wie wir uns strapa-
ziren, wie beflissen wir Euch bedienen! Psychologisch gar fein erdacht, denn
der Masse mutz rran zugleich imponiren unb schmeicheln. So läßt der Athlet
im Varrels den Biceps schwellen und verneigt sich dann mit dienstwilligem
Lächeln vor einem verglichen Publikum. Wer aber die Rechte des Lesers
und die Pflichten der Presse gewissenhast erwägt, Der muß protestircn.
Zunächst ist die Mafsenentsendung von Spezialberichterstattein unsinnig.
Vier Augen sehcn vielleicht mehr, aber keineswegs immer besser als zwei; und
zwölf Augen erst recht nicht. Laufen doch ohnehin von gelegentlichen Mit-
arbeitern und den ständigen Auslandskorrespondenten schon genug Meldungen
ein. Von den Zeltungen, wie sie heute in kritischen Augenblicken der Zeitge-
schichte aussehen, gilt das Wort: „Denn ein vollkommener Widerspruch ist
gleich geheimnißvoll für Weise und für Thoren." Mit etwas weniger Ver-
schwendung und etwas mchr Organisation ließe sich viel Besseres erreichen.
Für den Redakteur aber muß das Motto lauten: Papierkorb! Er muß
den Muth haben, fünf Sechstel der theuren Depeschen als Makulatur zu be-
handeln. Alle Wiederholungen, seien sie in der Form noch so verschieden,
müssen vernichtet werden und nur die eme Meldung darf übrig bleiben, die
der Thatsache am Besten entspricht. Er mutz den Fleiß haben, die Depeschen
zu kondensiren. (Hier heißts, Geld ausgeben, damit diese wichtigste und keines-
wegs leichte Arbelt von geschulten Kräften im Cilzugstempo geleistet werde.)
Er muß das Urthcrl haben, das ihm ermöglicht, unsinnige Hypothesen auszu-
schalten und die beachtenswerthen Meldungen zu einem Bilde zu kombimren.
Die redaktionelle Leistung, die wir heute in einigen „führenden" ber-
liner Blättern vor uns haben, ist erbärmlich. Das Publikum weiß nickt aus
noch ein: und dre Folge davon ist die, daß es sich, wenn die erfte Erregung
verrauscht ist, ganz und gar desinteressirt. Unsere Zeitungen (exoipisndis
exoeMs) beschäftigen sich immer nur mit einer einzigen Frage; sie sind in
dieser Hinsicht einer hohen Regirung nicht unähnlich. Acht Tage lang starren
sie wie hypnotisirt nach dem Mdiz, bis der Basiliskenblick einer neuen Sen-
sation sie anzieht und . . . aufs Neue lähmt Mancher ißt gern Ii'isli st^v;
aber wrll er darum acht Tage lang Irl8d ste^v, mchts als IridK srs^v und
täglich fünf Portionen davon essen? Wir brauchen die ruhige, gleichmä'ß'ge
Aufmerksamkeit der Nation für die politischen Dinge; der Wechsel zwischen
Gaumenkitzel und Uebersättigung, Gier und Ekel rst höchst ungesund. Ihn
bringt aber unsere Zeitungtechnik hervor und muß ihn hervorbringen.
Diese Betrachtungen sind den Vertretern des neuen Typs gleichgiltig;
sie fühlen sich nicht als Erzieh, r der Nation, sondern als Berichterstatter; sie

wollen nicht reformiren, sondern inform'ren. Das sprechen sie ungenirt aus
und Cynismus ist besser als c^nt. Aber sie können nicht unempfindlich gegen
den Vorwurf bleiben, daß das wah?hast moderne Blatt nicht hält, was es
versprochen hat. Sie versprachen uns Material zur Meinungbildung, während
sie nur „der Menschheit Schnitzel kräuseln"; sie versprachen Zeitgewinn und
verursachen Zeitverlust; sie versprachen, uns anzuregen, und stumpfen uns ab.
Die „objektive Berichterstattung" ist eine Illusion, eben so wie die ob-
jektive Geschichtschreibung. Ter Leser, der sich, seiner intellektuellen Unab-
hängigkeit froh, auf Grund des „Tatsachenmaterials" eine eigene Meinung
bilden will, darf nicht vergessen, daß dies Material schon nicht mehr Roh-
stoff, sondern Halbfabrikat ist. Er sieht durch die Medien des Berichterstatters
und des Redakteurs und muß sich dieser Fehlerquellen bewußt bleiben. Und
deshalb will es mir scheinen, als ob wir die amerikanisirte Zeitung getrost wie-
der europäisiren sollten. Die Nachrichtenblätter werden sich entschließen müssen^
zur subjektiven und reflektiven Methode, zur Methode der geistigen Arbeit,
der politischen Entschließung zurückzukehren Der Thatsachenverschleiß allein
thuts nicht Wenn der Redakteur keine eigene Meinung besitzt, wird sich auch
der Leser keine bilden. Und ohne ein Bischen Idealismus ist unser Beruf
unerträglich So gehts nicht weiter.

Eduard Goldbeck.

Vermögenskonfiskation.

eute, da der Kampf um die Erbschaftsteuer tobt, empfiehlt es sich, nach Buick».
Hardts Griechischer Kulturgeschichte zu greifen und sich in die Blüthezeit
der Demokratie zu versetzen. Man denke: das Volk vollkommen souverain, also,
wie alle Souveraine, steuerfrei (wenigstens in semer Mehrheit), darxi von königlicher Freigiebigkeit (auf Staatskosten), wenn es sich um die Erfüllung „sozialer
Forderungen" handelt: Errichtung prächtiger öffentlicher Gebäude, üppige Fcste
und Schmauscreien für das Volk, Donrung ciner Theaterkasse (Theorikon) die
dem Volk den unentgeltlichen Besuch der Theater ermöglichte, und Aehnliches mehr.
Wenn die Staatskasse leer war, gab es zwei Hauptmittel, sie wieder zu füllen:
entweder siel die Ml lere Polls über die schwächere hermachte die Einwohner nie-
der und nahm weg, was sie vorfand (Das war unbequem und gefährlich, denn
die Uebefallenen, die genau wußten, was ihnen beoorstand, wehrten sich wie die
Verzweifelten); oder die Volksversammlung verurtheilie eine Anzahl reicher Mit«
bürger durch Ostrakismos oder Winne zur Vermögenskonfiskation. Das war un«
gefährlich und zugleich bequem. So wurde denn die Vermögenskonfiskation allmählich eine ständige Staatscinnahme Ein paar Sätze Burckhardts schildern vortrefflich
die damaligen Zustünde und zugleich die unerbittlichen letzten Konsequenzen des
demokraUjchcn Slaatspnnzips. denn das selce Bild, das Griechenland bietet, zci^t

Rom zur Zeit der Gracchen und des Marius, zeigt Frankreich in der Zeit d^s
Direktoriums. „In Griechenland begann, als die Gleichheit da war und man nicht
mehr um Prinzipien und Rechte zu kämpfen hatte, der Krieg zwischen Arm und
Reick,, in manchen Städten schon sogleich mit Eintritt der Demokratie, anderswo
nach einer längeren oder kürzeren Zwischenzeit der Mäßigung. Es beginnt die
Tyrannei der Mehrzahl gegen die Minderzahl, eine Tyrannei, welche die eines
Einzelnen um so viel an Unerträglichkeit übertrifft, als die Begierden der Menge
unersättlicher sind. Jetzt merkte der Arme, daß er als Herr der Stimmen auch
Herr des Besitzes werden könne. Immer von Neuem erhob sich das Streben der
bösen Rhetoren und Demagogen, Die, welche Etwas zu besitzen schienen, den Nichts-
besitzenden gleich zu machen. Der Besitz hatte alle Weihe verloren und Jeder maß
sein Recht nur noch nach seinem sogenannten Beoürfmß (Das heißt: Gelüsten). Und
für all Dies genügte eine momentane Stimmenmehrheit." Die Folgen dieser De«
mokratisirung sind bekannt: als die Römer ihr 1 t6 vor Christus ein Ende beretteten,
war das Land völlig verarmt und verwüstet.

Wenn man den Streit um die Erbschaststeuer beobachtet, kann man den Ge-
danken nicht abweisen, daß die Wiederkehr einer Zeit, in welcher die Vermögens-
tonfiskation eine ständige Staatseinnahme abgeben soll, bevorsteht, ja, daß ste be-
reits begonnen hat. Ostrakismus und Atimie sind zwar veraltete Mittel; an ihre
Stelle ist aber ein eben so wirksames gekommen: die progressive Steuer.

Progressive Steuern tragen nicht nur stets den Stempel der Willkür an
sich, sondern sie werden, man mag sie ausgestalten, wie man will, von fast allen
Gesellschaftklassen als ungerecht empfunden; Der nur, der gar nichts zu steuern
braucht, ist zufrieden. Weit entfernt, einen sozialen Ausgleich zu schaffen, wecken
sie geradezu den Neid und den Klassenhaß. Dabei enden sie regelmäßig mit einem
Mißerfolg. Man denke an das Fiasko der progressiven Fahrkartensteuer: heute
fahren aus purem Unmuth über die prozentual ungleichen Zuschläge unzählige
Leute Zweiter oder Dritter Klasse, die es sich sehr wohl leisten könnten. Erster
Klasse zu fahren. Man denke an die im Jahr 1906 eingeführte progressive (ge-
staffelte) Brausteuer: das bis dahin blühende Braugewerbe wurde durch das ge-
staffelte System dieser Steuer binnen Jahresfrist fast ruinirt und wird jetzt durch
die neue, abermals gestaffelte Steuer, die, der ungleichen Belastung wegen, eine Ab-
wälzung unmöglich macht, wohl völlig entkräftet werden. Ueber eine Milliarde
Mark hat das deutsche Nationalvermögen seit zwei Jahren durch die plötzlich ein-
getretene Entwerthung der Brauereien eingebüßt; und trotz Alledem entsprach die
Steuereinnahme und der erhoffte soziale Erfolg nicht im Entferntesten der Schätzung
der Gesetzgeber. Man denke an die „sozial weit vorgeschrittene" Stadt Zürich, die
eine progressive Einkommensteuer bis zu fünfundzwanzig Prozent eingeführt hat.
In hellen Haufen haben die reichen Leute die Stadt verlassen, die eleganten Miet-
wohnungen und Villen stehen leer und die Geschäftsleute klagen bitter über man-
gelnden Verdienst. Daß man dem Grundsatz „Gleiches Recht für Alle" huldigen
und dennoch die progressiven Steuern verwerfen kann, beweißt die Republik Frank-
reich mit ihrer in der Volberettung begriffenen Einkommensteuer.

Ich bin für die Besteuerung des von direkten Abkömmlingen und Ehegatten
ererbten Besitzes. Trotzdem würde tch es geradezu für ein nationales Unglück halten,
wenn die Regirungvorlage Gesetz geworden wäre. Zugegeben wurde ja sofort, daß

Zie Erhebung der Steuer von Nachlässen, die in der Land- und Forftwir.thschaft angelegt sind, eine gewisse Härte habe, da es den Erben oft nicht leicht sein würde, den Steuerbetrag flüssig zu machen; zur Erleichterung wurde Ratenzahlung vor« geschlagen. Mit Recht. Aber ists etwa anders bei Nachlässen, die in industriellen Unternehmungen angelegt sind? Drei Prozent des Landbesitzes kann man zur Noth Oerkaufen und die Steuer bezahlen, aber drei Prozent einer (vielleicht noch mit Schulden belasteten) Fabrik niemals; das Geld müßte, vielleicht zu Wucherzinsen, aufgenommen werden. Was also für die Landwirthschaft recht ist, sollte doch auch für die Industrie billig sein. Und weiter: Hinterläßt ein Mann eine Million Mark und zehn Kinder, so zahlt jedes Kind auf sein Erbtheil von hunderttausend Mark drei Prozent Nachlaßsteuer, das einzige Kind eines Mannes, der hunderttausend Mark hinterläßt, für das gleich große Erbtheil aber nur 1,2 Prozent; hinterläßt hingegen ein Mann hunderttausend Mark und zehn Kinder, so zahlt jedes Kind für sein Erbtheil von zehntausend Mark 1,2 Prozent Steuer, das einzige Kind eines Erblassers von zehntausend Mark gar nichts. Giebt es für diesen Besteuerung- modus einen halbwegs plausiblen Grund? Wobleibt das heilig gesprochene Prin- zip von der „stärkeren Belastung der stärkeren Schultern?" Fast scheint es, als ob in dieser Bestimmung die ganze Mißgunst der besitzlosen Klaffe zum Ausdruck gebracht werden sollte: der Tote soll wenigstens in seinen Kindern dafür gestraft werden, daß er es bei Lebzeiten zum wohlhabenden oder gar zum reichen Mann gebracht hat. Schon dieser Fall zeigte, daß die Nachlaßfteuer als ungerecht zu ver- werfen und durch eine Erbanfallfteuer zu ersetzen war. Da aber dann die Zahl der steuerfreien Nachlässe (unter zwanzigtausend) enorm vermehrt und die Steuer ziemlich unergiebig sein würde, so muß jeder Erbtheil, auch die kleinen (vielleicht mit Ausnahme der kleinsten, unter zweitausend Mark) steuerpflichtig gemacht wer- den. Wäre es wirklich so unerträglich, wenn der Erbe eines Nachlasses von zwei- tausend Mark davon zwanzig Steuer bezahlen müßte? Nur dem mächtigen Schutze des Deutschen Reiches, heißts, habe der Erblasser zu danken gehabt, daß er es zu einem Vermögen gebracht habe. Gut! Aber warum bliebe dann bis zu zwanzig, tausend Mark Alles steuerfrei? Sind diese kleinen Vermögen nicht auch unter dem Schutz des Reiches angehäuft worden? In dem selben Athcm, in dem man nach einer .Besitzsteuer* schreit, fügt man hinzu, das Beste an dieser Besitzsteuer sei, daß neunzig Prozent aller Besitzenden sie nicht zu zahlen brauchen. Und dann: die Steuer ist progressiv. Warum? Macht der reiche Mann höhere Zinsen als der kleine Rentner? Sie beginnt mit dem winzigen Satz von einhalb Prozent und steigert sich in scharfer Progression bis zu dem unerträglich hohen Satz von drei Prozent. Und selbst Dieses nur vorläufig! Wie die Steuer künftig sein wird, wer gar nichts, wer wenig, wer viel, wer vielleicht bis zu neunundneunzig Prozent zu zahlen haben wird: Das bestimmt in seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit und seiner Selbstlosigkeit (genau wie in Altgriechenland) eine Art Scherbengericht, dessen Mehr, heit aus Besitzlosen oder beinahe Besitzlosen besteht. Es ist doch wohl klar, daß die Nachlaßsteuer nicht lange unverändert bleiben wird. Bei jeder Reichstagswahl wird sie den Hauptköder zum Stimmenfang abgeben; jeder Reichstagskandidat wird den Rivalen i» dem Versprechen zu überbieten suchen, die steuerfreie Grenze hin- aufzusetzen und „die starken Schultern" noch mehr zu belasten. Und wer wird den Sieg aus diesem Wettbewerb davontragen? Tie Partei, die an dem Fortbestehen

der Gesellschaftordnung und der jetzigen Staatsform kein Interesse hat, deren Zu-
sammenbruch sie nicht nur nicht verhindern, im Gegentheil herbeiführen will: die
Sozialdemokratie. Ungemein naiv sind die Politiker, die sich der Hoffnung hin-
geben, man könne mit dieser «echt sozialistischen" Nachlaßsteuer der Sozialdemo,
kratie das Wasser abgraben. Im Gegentheil: Hunderttausende und Millionen, die
heute gar nicht daran denken, dem Sozialdemokraten ihre Stimme zu geben, wer«
den es künftig thun, und zwar in wohlverstandenem eigenen Interesse: die Sozial-
demokratie, heißts dann, ist zwar für eine Expropriation der großen Vermögen,
aber auch für die Abschaffung der Zölle und der indirekten Steuern, also für^die Ver-
billigung derLebensmittel; kurz für Alles, was auch dem Mittelstand erwünscht wäre.
Schon jetzt benutzen die Herrn Abgeordneten die Erbanfallsteuer, um sich bei
der breiten Wählermasse beliebt zu machen; daraus kann man schließen, wessen man
sich für die Zukunft zu versehen hat. Der nationalliberale Abgeordnete Dr. Osann
will die Nachlässe erst von 50 000 Mark an versteuert wissen; dem Centrumsabgeord-
neten Bachem ist der Höchstsatz von 3 Prozent noch lange nicht hoch genug; und
der freisinnige Abgeordnete Müller-Meiningen hat eine Erbschaftsteuer ausgedacht,
die dem rabbiatesten Sozialdemokraten zur Ehre gereichen würde. Wenn es nach
Herrn Müller ginge, blieben Erbansälle an Ehegatten und Kinder bis zu hundert-
tausend Mark völlig steuerfrei; von da ab soll die Steuer 1 bis 2 Prozent be-
tragen, dann von Großeltern auf Enkel bis zu 4 Prozent, von Onkel auf Neffen
bis zu zwanzig Prozent, von Großonkel auf Großneffen bis zu fünfundzwanzig
Prozent und von entfernteren Verwandten oder Nichtverwandten bis zu 62^ Pro-
zent. Natürlich ist Herr Müller-Meiningen auch dafür, daß der Staat die Nach-
lässe von Personen einzieht, die ohne Testament und ohne nahe Verwandte ge-
storben sind. Geschieht ihnen schon recht; warum haben sie nicht testamentarisch
über ihren Nachlaß verfügt? Denn Niemand denkt daran, das Teftirrecht be-
schränken oder das Erbrecht aufheben zu wollen. Beileibe nicht! Wenn aber ein
solcher Mann ein Testament macht und einen entfernten Verwandten zum Erben
einsetzt, dann begnügt sich der Fiskus, nach dem Vorschlag des Herrn Müller, mit
nur 62^/2 Prozent. Kann man da noch leugnen, daß es auf eine Aufhebung des
Erbrechts, auf eine Vermögenskonsiskation abgesehen ist? Die paar Stimmender
Reichen fallen eben nicht ins Gewicht; also sind sie vogelfrei. Daß auch der Reiche
Anspruch auf Gerechtigkeit nnd Schutz seines Eigenthums hat, ist eine längst über-
wundene Ansicht. Nur auf den Beifall der Menge kommt es an.

Man wird einwenden, ganz souverain sei das Proletariat noch nicht; die Re-
girung habe auch noch Etwas zu sagen und nichts könne bei uns Gesetz werden,
was nicht die Billigung des Bunoesrathes finde. Ach za! Das ist richtig! Aber
wer zweifelt daran, daß tn fünf bis zehn Jahren die Finanznoth wieder so groß
fein wird wie heute? Dann muß die Regirung das Geld nehmen, wo sie eS kriegt,
und der stark sozialistisch besetzte Reichstag wird es ihr nur unter der Bedingung
bewilligen, daß die Reichen noch mehr geschröpft werden, als sie es bereits sind.

Ein widriges Schauspiel bieten die Herren Professoren, die Bildner unserer
Jugend. Sie wecken uns die Erinnerung an den berüchtigten General Cuftine.
Als Der im Jahr 1792 an der Spitze seiner Sansculotten von Mainz gegen Frank-
surt gezogen kam, um die Stadt zu brandschatzen, erließ er eine schwungvolle
Proklamation an die Einwohner und sagte darin, sie möchten keine Angst haben^

er krümme ihnen kein Härchen; seine Parole sei „Friede den Hütten und Krieg den Palästen"; und er forderte die ärmeren Bürger auf, mit ihm vereint ihre reicheren Mitbürger auszuplündern. Es wird für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte Frankfurts bleiben, daß die Bürger den Lockungen des Generals widerstanden. Sie erklärten sich solidarisch, erlegten gemeinsam die schwere Kriegskontribution und befreiten die Geiseln. Was General Cuftine damals gethan hat, thun heute die Professoren. Ist es nicht eine Frivolität, wenn diese Herren den Bauern zurufen, sie könnten gar nicht begreifen, weshalb Die sich so sehr gegen die Nachlaßsteuer sträubten: neunzig Prozent von ihnen gingen ja frei aus, nur den großen Gutsbesitzern wolle man an den Geldsack; warum sie denn für diese paar Leute die heißen Kastanien aus dem Feuer holen wollten. Die Bauern verdienen Lob, nicht Tadel für ihr Solidaritätgefühl. Außerdem unterschätzen die gelehrten Herren die Klugheit der Bauern: selbst der dümmste Bauer ist noch klug genug, um schnell zu begreifen, daß, wenn er auch vorläufig von der Steuer verschont bleiben soll, das Reich nicht dauernd auf die Nachlaßfteuer aus den kleinen Vermögen verzichten kann, eben so wenig wie die Einzelftaaten auf die Einkommensteuer aus dem kleinen Einkommen bis zu dreitausend Mark verzichten könnten, die, trotz dem geringen prozentualen Steuersatz, vierunddreitzig Prozent des Gesammtbetrages der Einkommensteuer aufbringt. Der Bauer weiß, daß auch für ihn die Stunde schlagen wird, wo er zahlen muß, und daß er dann nicht, wie Andere, nicht an die Scholle Gebundene mit seiner Habe ins Ausland flüchten fann. Freilich: daß er gar nichts zahlen will, ist nicht hübsch von ihm.

Was müßte nun die Folge sein, wenn die Regirungvorlage Gesetz würde?

1. Die Einwanderung reicher Fremder wird aufhören. Man halte Umschau in den größeren Städten Deutschlands, wie Berlin, Hamburg, Dresden, Frankfurt Wiesbaden. Frciburg, München. Ueberall findet man eine große Anzahl reicher, zum Theil sehr reicher Leute, die ihr Vermögen im Ausland erworben und sich in diesen deutschen Städten dann zur Ruhe gesetzt haben. Niemand glaubt wohl, daß künftig viele Leute so thöricht sein werden, sich in einem Staat niederzulassen, wo „eine Mehrheit von Besitzlosen die Herrschaft über ihr Portemonnaie hat".

2. Die mobilen Vermögen werden in die Banken des Auslandes getragen werden, weil man sie vor den Fingern des deutschen FiskuS sichern will. Das ist einfach ein Gebot der Vorsicht. Denn wenn man schon jetzt, mitten im Frieden, vor einer ungerechten Behandlung der Reichen nicht zurückschreckt: um wie viel weniger wird maus in der Zeit der Noth, vor Ausbruch eines Krieges oder gar, wenn der Feind im Land steht, thun? Der Reiche darf dann gewiß nicht auf Schonung rechnen; ihm wird man einen großen Theil seines Vermögens wegnehmen. Darum wird schon jetzt gar Mancher dahin streben, sich reisefertig zu machen, so wenig Geld wie möglich in Immobilien anlegen, keine Hypotheken ausleihen, die auH geliehenen kündigen und sein zum größten Theil aus Werthpapieren bestehendes Vermögen in den ersten Banken des Auslandes in Sicherheit bringen.

3. Die Steuerhinterziehung wird fröhlich blühen. Brutaler Gewalt gegenüber bleibt dem Bedrohten nur List und Betrug als Vertheidigungmittel; er handelt in der Nothwehr. Für das bewegliche Vermögen wird es nicht schwer sein, sich der ungerechten Besteuerung zu entziehen.

4. Die reichen Leute melden auswandern. Nicht alle; viele werden bleiben,

namentlich solche, die durch Jmmobilienbesitz an die Scholle gefesselt sind oder
lohnende Berufe treiben. Auswandern werden besonders Rentner, also gerade
Leute, die für Staat und Kommunen sehr angenehme Bürger sind, da sie Keines
Erwerb schmälern und Geld unter die Leute bringen. Die Auswanderung hat
schon begonnen; unter dem Druck der progressiven Kommunalabgaben. Die Aus-
gewanderten wurden in anderen Ländern mit offenen Armen aufgenommen; ein-
zelne Kantone der Schweiz haben ihnen zehnjährige Steuerfreiheit garantirt. Immer
wieder muß betont werden: Vor einer einheitlichen Steuer, möge sie noch so hoch
sein, würde Niemand die Flucht ergreifen; nur die progressive Steuer wird als
unerträglich empfunden und erregt Furcht vor ihrer künftigen, noch räuberischeren
Ausgestaltung. Verzieht aber nur ein kleiner Theil der reichen Leute ins Aus-
land, so wird der ganze Nutzen, den die Progression bringen soll, aufgehoben.
5. Die Wohlthätigkeit wird eingeschränkt werden. Nur gemeiner Undank
kann sagen, unsere reichen Leute seien ihrer sozialen Pflichten nicht eingedenk. Auch
der Durchschnittsmillionär giebt für Wohlthätigkeitzwecke heutzutage sehr viel aus.
Das wird anders werden. Ein reicher Mann sagte mir neulich: „Mich läßt die
Steuersache einstweilen kalt. Den Betrag, den die neue Steuer mir abpressen will,
werde ich eben der Wohlthätigkeit entziehen. Und im schlimmsten Fall ist ja die
Grenze nicht weit.-' Das ist ein beachtenswerthes Symptom.
6. Die reichen Leute werden sich organisiren. Da sie völlig schutzlos oer
Willkür des Proletariates preisgegeben sind und an Regirung oder Volksvertretung
keinen Rückhalt haben, ist Dies ihr einziges Schutzmittel. Die Forderung der
Organisation wird lauten: „Abschaffung aller progressiven Steuern." Nachdruck
können sie ihrer Forderung verleihen durch gemeinsame zeitweilige Sistirung der
Wohlthätigkeit und durch die Boykottirung deutscher Anlagewerthe.
Die reichen Leute unter einen Hut zu bringen, dürfte nicht allzu schwer sein;
zumal es ihrer recht wenige giebt und die Erbitterung über die Art, wie man
mit ihnen umspringt, groß ist. In Preußen leben 12 026 Personen mit einem
Vermögen von 1/2 bis 1 Million Mark, 5294 mit 1 bis 2 Millionen und 3033
mit mehr als 2 Millionen. Die Zahl der „reichen Leute" in Preußen beträgt
also nur 20 402; zum Erbarmen wenig, wenn man England in Vergleich zieht,
wo man im Jahr 1901 allein 799 187 Rentner zählte (darunter 455 377 aus „er-
erbtem Besitz"). Wer das theure Leben in England kennt, irrt wohl nicht in der
Annahme, daß die meisten dieser Rentner mehr als zwanzigtausend Mark Rente
haben werden. Hierzu kommt noch die riesige Zahl der reichen Engländer, die
einen Beruf haben. Reiche Leute sind also in Preußen verhältnißmäßig rar. Um
so unverständlicher ist der Wunsch, diesen Wenigen die Hauptlasten des Staates
aufzupacken, damit Andere frei oder fast frei ausgehen, und ruhigen Bürgern ihr
Baterland zu verleiden, bis sie ans Auswandern denken.
Und waruin das Alles? Man führe eine einheitliche Erbanfallfteuer von
1 Prozent ein, unter Freilassang der kleinen Erbschaften unter zweitausend Mark,
und verbürge durch die Reichsverfassang, daß diese Stener niemals progressiv
wachsen kann. Sie würde viel Geld einbringen, nicht allzu schwer zu tragen sein,
ließe das Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, nicht auskommen, und würde
ängstliche Gemüther auch über die Zukunft beruhigen.
Frankfurt a. M. Rudolf Stern.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 22. Mai 1909.

Don Aosadowsky zu Bochmann.

ist eine der melancholischsten Erscheinungen auf unserer auch sonst
rechtschaffen melancholischen Welt, wie schnell allemal hinter Einem,
der von uns ging, die Lücke sich schließt. Ein paar Tage, wenns hoch
kommt, ein paar Wochen rauschen die Gedächtnißartikel durch die Blätter.
Dann treten nene Gestalten auf den Plan und zwingen uns, mit ihnen
uns zu beschäftigen. Als Graf Artur Posadowsky am neunundzwan-
zigsten Juni 1907 aus seinen Aemtern gerissen wurde, haben Viele ge-
meint (ich selbst war nnter ihnen): den Verlust des einzigen Mannes
würde die deutsche Oeffentlichkeit nicht verwinden können. Der lebt nun
noch immer unter uns, rüstig und ungebrochen an Körper und Seele; und
auch das Herz des auf eine edle Art leidenschaftlichen Mannes wird
wohl nach wie vor diesen staatlichen Dingen schlagen, die er ein Jahr-
zehnt hatte meistern dürfen. Aber wer denkt noch groß an ihn? Wer
empfindet, außer ein paar Getreuen, den beschämenden Jammer, daß in
einer Zeit, die nach Persönlichkeiten hnngert, da im politischen Betrieb
bis zur Nebersättigung das (nicht immer ehrbare) Mittelgut dominirt,
solche Kraft uns feiern muß?

Nur der Lebende hat Recht. Auf unseren besonderen Fall ange»
wendet: nur der im Amt befindliche Minister. Den umdienern sie schon,
wenn ihm erst mit der Würde die Kapazität kam. Ist m noch dazu,
wie Herr von Bethmann-Hollweg, ein Mann von starken Gaben und
glücklicher Hand, so fallen ihm auch die Aufrechten und Ehrlichen zu.

Ein jeder Tag gebiert eben neue Ziele, neue Pflichten. Wer uns da
Hilst und fördert, ist unser Mann. Zu rückschauender Sentimentalität
haben wir allesammt keine Zeit.
Und Herr von Bethmann (Niemand kann Das im Ernst bestreiten)
hat eine glückliche Hand. Des Grafen Posadowsky letzte Jahre waren
äußerlich ein Wenig steril gewesen. Von zu vielen Seiten drang nach-
gerade emsige und unerbittliche Feindschaft auf ihn ein: Das hatte ihn
zurückhaltend gemacht, abwartend, vorsichtig; lieh ihn manchmal wohl
über dem Wägen das Wagen vergessen. Aber an diesem Wägen selbst
war nicht gespart worden Im Reichsamt des Innern, dessen eifrigster
Arbeiter sein Chef war, wurde unablässig gearbeitet; und als Posadowsky
ging, hinterließ er seinem Nachfolger ein stattliche Reihe bis ins Detail
fixirter Entwürfe als Erbe. Das Gesetz über den Schutz der Heim-
arbeiter in der Ciganenindustrie (das, nebenbei bemerkt, über Jahr und
Tag im preußischen Staatsministerium gelagert hatte); die Entwürfe über
die Versicherung der Witwen und Waisen und die Krankenversicherung
der landwirtschaftlichen Arbeiter und Dienstboten, die schon nach Posa-
dowskys Plan in die Kodifikation der sozialpolitischen Gesetze hineinge-
arbeitet werden sollten; die Novelle zur Gewerbeordnung über die Höchst-
arbeitzeit der gewerblichen Arbeiterinnen, die Hausarbeit und die tech-
nischen Angestellten; einen Entwurf über die Arbeitksmmern und Vor-
arbeiten für das Vcreinsgesetz. Aus diesem Erbe, das noch um die eine
oder andere Ziffer vermehrt werden könnte, brauchte Herr von Bethmann
zunächst nur auszutheilen. Zugestanden muß werden, daß ers nicht auto-
matisch that, daß er gewissenhaft die überkommenen Vorlagen prüfte und
sie hier und da seinen anders gearteten Auffassungen anpaßte. Aber
steril war der Mann, der Solches in nach außen thatenarmen Jahren
aufgehäuft hatte, keineswegs gewesen. Dennoch kann man zweifeln, ob
es ihm gelungen wäre, so viel davon wie sein Nachfolger in den schützenden
Hafen des Reichsgesetzblattes zu bringen. Beim Gnz^tt Posadowsky (ich
deutete es vorhin schon an) begannen die Schwierigkeiten bereits im Schoß
des .Staatsministeriums; und hatte er, diesen Einwänden zu begegnen,
feine Entwürfe mit zahllosen Wenn und Aber bepackt, dann zerfetzten
sie (man denke nur an die Vorlage über die Berufövereine) ihm Die
im Reichstag und ziehen, seines Leidensweges unkundig, den freimütigsten
Minister, den Preußen-Deutschland im letzten Menschenalter gehabt hat,
philisterhafter JUiberalität. Er paßte, kürz gesagt, nicht mehr in unsere

Zeit. Während er unablässig an sich arbeitete in der Richtimg, zu der
er weit hinter des Lebens Mittagshöhe sich durchgerungen hatte, war die
Empsindungwelt der Zeitgenossenschaft eine andere geworden. Man sprach
wohl noch immer (und mehr vielleicht, als mit der Oekonomie unserer
öffentlichen Diskussion sich vertrug) von Sozialpolitik. Aber jede der
Parteien, die so eifervoll und um die Wette sich zu solcher Fortführung
sozialreformerischer Arbeiten bekannte, verband damit im Grunde einen
anderen Sinn. Und wer genauer hinhörte und, die Stimmen wägend,
die Summe zog, fand leicht, daß sich für das viel citirte Schlagwort
„Nun erst recht Sozialpolitik!" kein sonderlich freundliches Echo ergab.
Man braucht in diesen Tagen, da Todesschauer den Block umwehen,
sich nicht erst mit dem albernen Gerede herumzuschlagen, daß Posadowsky
scheiden mußte, weil er in die neue Parteigruppirung sich nicht fügen
wollte. Mit der hätte er sich schon abgefunden, wenn er auch (wie übrigens
in allen Parteien viele Männer) nicht gerade zu den inbrünstigsten Ver-
ehrern des Blockgebildes gehört haben mag. Aus anderer Ursache war
seine Stellung unhaltbar geworden. Der Minister, der den kühnen Satz
geprägt hatte: „BeM ist keine Tugend, Besitz ist auch meist kein Ver-
diMj^, den sein Gewissen zwang, in tief aus dem Inneren quellenden
Worten immer wieder den auf des Lebens Sonnenseite Pilgernden den
Spiegel vorzuhalten und sie zu einer ethischen Erfassung ihier gesell-
schaftlichen Pflichten aufzurufen, hatte nachgerade allen Kontakt mit einem
Geschlecht verloren, das zunächst einmal gewillt schien, selbstgerecht und
gegenwartfroh dem Tag zu leben und von der Arbeit, die es unter dem
Einfluß anderer Impulse in den Vorjahren für die handarbeitenden
Schichten vollbracht hatte, bei der Sorge für die eigene sich zu erholen.
Graf Posadowsky (kein Staatsmann und wohl überhaupt kein ins Große
Wirkender entgeht diesem Geschick) war an den toten Punkt gelangt. Er
konnte wohl in stiller Studirstube Entwürfe aufhäufen; sie durch das
unruhevolle Meer der Bundesraths- und Reichstagsverhandlungen in den
schützenden Port zu geleiten, bedurfte es anderer (wie die Dinge lagen:
glücklicherer) Hände.
Graf Posadowsky selbst hatte diese Wandlung längst erkannt. Neu-
lich, auf der frankfurter Tagung der Gesellschaft für Soziale Reform, hat er
in frisch zupackender Charakteristik für sie auch den rechten Ausdruck ge-
funden. Er warnte davor, allzu vertrauensselig auf den landläufigen
sozialreformerischen Eiser zu bauen: die schönsten sozialpolitischen An«

regungen, meinte er, kommen von Leuten, die gar nicht die Absicht haben, ihre Vorschlage auch zu verwirklichen. Und unter ihnen sei mehr als Einer, den nur die Sorge um das Mandat veranlasse, sich sozialreformerisch zu drapiren. Man kann den Dingen nicht schärfer, vielleicht auch nicht mitleidloser ins Gesicht leuchten. Einst (manche von den ganz besonders nationalen Barden des Tintenfasses und der Versammlungrede thun es freilich noch heute) pflegten wir uns zu berühmen: der Oant, die spezifisch englische Form gesellschaftlicher Heuchelei, fände auf deutschem Boden keine Statt. Das ist nun bereits seit geraumer Weile durchaus anders geworden. Auch wir kennen die Heuchelei als Massenerscheinung und es verlohnte schon einmal, unser gesellschaftliches und politisches Zusammenleben daraufhin abzusuchen. Die am Meisten verbreitete Form aber (dies Wunder hat das Reichstagswahlrecht bewirkt) ist der sozialpolitische Ocint. Wer, der sein Mandat lieb hat (und sie lieben es Alle, Alle), wird wagen, sich rund und nett und unumwunden als Gegner der Sozialreform zu bekennen? Wer wird in Zeitläuften, da eigentlich nur noch der Bauer (er kann auch Rittergutsbesitzer heißen), der General- und der Arbeitersekretär begründete Aussicht aus einen Neichstagssitz haben, sich unpopulär machen und etwa im Stil des Magisters Tille öffentlich auf den „Sozialmoralismus" schelten? Die Floskel von der „planmäßigen Fortführung einer besonnenen Sozialreform" hört sich immer gut an und verpflichtet am Ende zu nichts. Es fei denn, Jahr um Jahr zum Etat des Inneren Reichsamts ein paar verstiegene Resolutionen anzumelden und sie unter allgemeinster Theilnahmlosigkeit in möglichst abgegrasten Redewendungen zu begründen. Insgeheim aber wächst in weiten Schichten unserer Unternehmerschaft eine Feindsäligkeit gegen jede sozialreformerische Betätigung auf, eine schier gehässige Ablehnung aller Pläne, die auch nur irgendwie damit zusammenhängen, ein tief innerlicher Groll, über dessen Intensität bei gelegentlichen Stichproben man ordentlich erschrickt. Abergläubische Furcht und Herrentrotz reichen einander, scheints, da die Hände und zwingen die sonst so Willensstärken, klar undnüchtern Wägenden in dieGefolgschaft närrischer Schwätzer tillischer Couleur oder charakterloser Streber vom Katheder, die, unter dem Vorgeben, die nationalökonomische Wissenschaft von der Politik zu säubern (was in der Form bei dieser politischen Disziplin nie möglich sein wird), jeder Demagogie Vorspanndienste leisten. Die Anderen aber sind müde geworden; müde und übersättigt von all dem

Deklamiren und Gethue. Finden wohl auch, gewohnt, die Dinge vul-
gärökonomisch anzuschauen, daß anderen Gruppen die Lebensnoth nicht
minder hart auf den Nägeln brennt als dem Handarbeiter, und möchten,
da sie, wie die Meisten von uns, Arbeiterschaft und Sozialdemokratie
gleichsetzen, vermeiden, daß einer mit Recht überall verhaßten politischen
Partei neue Benefizien zugewendet werden.
Für derlei kritische Epochen (das Wort im Sinn des Grafen Saint-
Simon gebraucht) ist Herr von Bethmann-Hollweg just der rechte Mann.
Leute, die ihn kennen und zusammen mit ihm gearbeitet haben, rühmen
die Urbanität seiner Sitten und seine reife, milde Abgeklärtheit in der
Beurtheilung gesellschaftlicher Probleme. Dem wird, auch wer den Staats-
sekretär bisher nur von fern, bei seinem Auftreten in der Oeffentlichkeit,
zu beobachten Gelegenheit hatte, gern zustimmen. Die Pessimisten, die
von dem Einrücken des Herrn von Bethmann in das Reichsamt des
Innern eine neue, durch Humanitas und Bildung ein Wenig gedämpfte
Epoche des Scharfmacherthums datiren zu müssen glaubten, haben sich
getäuscht. Vom Grafen Posadowsky bewahre ich ein Wort, das er in
den Stunden (sie wurden in letzter Zeit immer häufiger), da Verbitterung
über undankbares Mißverstehen und unbillige Angriffe an ihm zehrte,
einmal sprach: „Glauben Sie mir: wer immer an meiner Stelle stehen
wird, er wird keine andere Politik machen können als ich." Das Wort
ist buchstäblich wahr geworden. Auch Herr von Bethmann macht, das
Werk seines Vorgängers so noch nachträglich rechtfertigend, keine andere
Politik als Posadowsky. Er breitet, wie der Graf es nur in seiner
schöpferischsten Periode zu Anfang dieses Jahrzehntes gethan hat, ein
sozialpolitisches Gesetz nach dem anderen vor dem Reichstag aus; und
wenn die Herren von der Rechten auf ihre romantisch-altruistische Art
ihn bedrängen, sich doch, was sie so darunter verstehen, des „Schutzes
der Arbeitwittigen" anzunehmen, gleitet er mit feinem Lächeln behut-
sam darüber hinweg. Und doch steht er innerlich wohl anders zu diesen
Dingen. Graf Posadowsky war ein Kämpfer für die spät erarbeitete
Wahrheit; an ihr hing sein ganzes Herz und sie so laut und so feier-
lich wie nur irgend möglich zu bekennen, war ihm Bedürsniß und Trieb
eines stark ethisch gestimmten Naturells. Von solchem Drang fühlt Herr
von Bethmann sich offenbar frei. Als leiser Skeptiker neigt er wohl über-
haupt zu einer ironischen Weltbetrachtung. Er wird alle diese Dinge, die in
seine Hand gegeben sind, sorglich und gewissenhaft betreuen und er wird

auch die Sozialpolitik fördern, weil er sie, deren Notwendigkeit er in
dem mit dem allgemeinen Wahlrecht ausgestatteten Industriestaat keinen
Augenblick verkennt, in gewissem Umfang für nützlich hält. Aber doch
nur in gewissem Umfang. Ihm fehlt, scheints, der rechte fröhliche (wer
durchaus will, mag auch sagen: der naive) Glaube und neben dem Ja
reckt sich immer wieder, mahnend, zweifelnd, den Eifer mäßigend, das
Aber ihm empor.

Auch Herrn von Bethmann bedeutet, zum Beispiel, das Recht auf
Koalition in dieser auf die nominelle Vertragsfreiheit begründeten Wirth-
schaftordnung etwas Unerläßliches. Aber das Koalitionwesen hat zum
Koalitionzwang geführt und schaudernd spricht der ästhetisch Empfin-
dende von einer „modernen Form des alten menschlichen Heerdenlebens".
Er wird schwerlich eine Hand rühren, damit die Zusatzbestimmungen
der Paragraphen 152 und 153 der Gewerbeordnung, die in Wahiheit
ein Sondervorrecht für den Arbeitgeber stipuliren, beseitigt werden. Ein
anderes Beispiel bieten die Tarifverträge. Die binden zur Zeit schon
mehr als eine halbe Million gewerblicher Arbeiter und schweben den-
noch juristisch in der Luft. Ihre einzige Basis ist die freie Vereinbarung
der kontrahirenden Parteien und deren guter Wille, diese Vereinbarun-
gen zu halten. Aber von einer gesetzlichen Regelung will Herr von
Bethmann nichts hören: man möge die Entwicklung zunächst sich selbst
überlassen. Auch ein Genofsenschaftgesetz habe man erst gemacht, als
die Genossenschaften schon zwanzig Jahre bestanden.

Mit dieser Mischung von leiser Skepsis und zweifelnder Ironie
hat Herr von Bethmann-Hollweg den Ton der Zeit getroffen. Wenn
Graf Posadowsky sprach, stürmten sie in Parlament und Presse wie ein
aufgestörter Bienenschwarm durcheinander. Dem Nachfolger, der so klug
und mild, so urban und freimüthig zum Ja das Aber fügt, nicken sie
verstehend zu und helfen die Frucht aus Posadowskys Saat in die Scheuer
bergen. Nicht auf diese Weise allein, aber doch mit durch sie ist Herr
von Bethmann zu so glücklichen Händen gekommen.

Und nun sollten wir uns allgemach darüber klar zu werden ver-
suchen, warum wir denn überhaupt Sozialpolitik treiben. Man pflegt
von einem utopischen Sozialismus zu reden, indem man die Gesell-
fchaftdichtungen der Owen, Saint-Simon, Fourier, Louis Blanc,Proudhon
der sogenannten Wissenschaftlichkeit der Marx und Engels und ihrer
Kommentatoren und Popularisatoren gegenüberstellt. Ganz ähnlich, scheint

mir, könnte man von einer utopischen Sozialreform sprechen; nur ist
hier die Epoche der Utopisten noch nicht völlig abgeschlossen. Was die
ersten Pfadfinder und Wegbahner auf diesem spröden und undankbaren
Gebiete trieb, war die Sehnsucht nach dem sozialen Frieden. Den glaubten
sie zuversichtlich über diese friedlose Welt heraufführen zu können, wenn
die Menschen nur ein Wenig verständiger würden und ihre Rezepte be-
folgten. Und so empfahlen sie nach einander „Wirtschaftliche Vereine"
und Kooperativgenossenschaften, Gewerkvereine und Einigungämter, ge-
werbliche Sondergerichte und staatliche Zwangverficherung. Das Alles
haben wir nun zum größeren und geringeren Theil, mit mehr oder
weniger Geschick, verwirklicht. Aber den sozialen Frieden haben sie uns
nicht beschicken. Der schwebt noch immer in jenen fernen, fernen Höhen,
wo als Zielpunkte ihres Mühens und Strebens, verheißungvoll win-
kend und doch stets von Neuem zurückweichend, dieser darbenden, hasten-
den Menschheit die Ideale hangen. Und wird dort hangen bleiben. Es
giebt keine Naturgesetze in der Volkswirtschaft; es giebt auch in der
Welt des Willens und dem vom jeweiligen Recht geleiteten und be-
grenzten sozialen Organismus keine Institutionen, die mit der mathe-
matischen Logik unabänderlicher Naturgesetze zu wirken vermöchten. Was
Arbeiterschutz und Versicherungsgesetzgebung uns nicht gebracht haben,
werden auch die Organisationen, die hüben und drüben sich ja nun zu
immer gewaltigeren Massen zusammenballen, nicht bescheren. Und die
Tarifgemeinschaften, so sehr sie sich vielfach bewährt haben und künftig
noch bewähren werden, eben so wenig. In allen menschlichen Instituten
stecken nun einmal die Keime zu Mißbrauch und Mißlingen und immer
noch hat die Praxis, die es mit leidenschaftlichen und nicht durchweg
von den edelsten Trieben bewegten Menschen zu thun hat, Komplikationen
offenbart, an die der fromme Eifer der Theoretiker nicht dachte.
Damit also werden wir uns abzufinden haben: für chiliastische
Hoffnungen hat diese bresthafte Erde keinen Raum. Aber noch hat auch
kein Mensch an das Verschwinden der-Krcmkheiten geglaubt: und trotz-
dem hören unsere Mediziner nicht auf, zu forschen, und die Sanität-
polizei erweitert mit allem Fug von Jahr zu Jahr den Bereich ihrer
Thätigkeit. Nicht viel anders steht es mit der Politik der sozialen Re-
formen. Der soziale Friede ist eine Utopie, und wer von der Sozial-
reform ein Aufhören der Sozialdemokratie erwartet, ist ein kümmer-
licher, engherziger Kärrner. Sozialpolitik will um ihrer selbst willen

(richtiger: um der Volksgesundheit willen, der leiblichen wie der seelischen) getrieben sein. Sie wird schon darum unerläßlich, weil wir sonst gar nicht dem Konstruktionfehler unserer Wirthschaftordnung beikommen könnten, die einen freien Arbeitvertrag annimmt, wo die tatsächliche Ungleichheit der den Vertrag Schließenden jede Freiheit von vorn herein beseitigt. So gesehen, ist es einfach ein Interesse der Allgemeinheit, daß die Millionen, die über keinen anderen Besitz verfügen als über die Kraft ihrer Hände, nicht auf Gedeih und Verderb der Uebermacht überantwortet werden, die, wie Menschenart einmal ist, die Verführung zu Eigensucht und Profitgier leicht in sich schließt.
Nur über die Methoden der Sozialreform könnte, nun die Epoche der Utopie im Verdämmern ist, vielleicht die Diskussion von Neuem eröffnet werden. Wir dehnen unsere staatliche Zwangversicherung immer weiter aus: von der Handarbeiterschaft greift sie, wenn auch zunächst fakultativ, nun schon auf die Mittelschichten über. Wie weit können wir in solchem Beginnen wohl fortfahren, ohne zugleich die Grundlagen unserer wirtschaftlichen Ordnung, die (so haben wir doch gelernt) auf der Selbstoerantwortlichkeit des selbst wirtschaftenden Individuums beruht, mit anzulasten? Und dann, bedeutsamer, zwingender, dringlicher als alle Versicherung: der Arbeiterschutz! Den haben wir bisher zu verwirklichen gesucht, indem wir in mühsäliger und ermüdender Kleinarbeit, oft ohne rechten Zusammenhang mit der Praxis (soll heißen: mit Arbeitgebern und Arbeitnehmern), noch öfter spät, wenn das Leben die Dinge schon selbstthätig zurechtgerückt hatte, ein Gesetzchen an das andere und Novelle zur Novelle fügten. Führte es am Ende nicht eher an Ziel, wenn wir zunächst, studentisch gesprochen, für gute und gleiche Waffen sorgten und der Arbeiterschaft den Boden ebneten, von dem aus sie dann auf dem Weg freier Vereinbarung mit den Unternehmern sich auseinandersetzen könnte? Wobei dann freilich eine Erweiterung des Koalitionrechtes nicht zu umgehen wäre.
Immerhin: Gesetze allein thuns nicht. Auch in Sozialpolitik und SozialerReform bleibt das Beste im freien Verkehr von Mensch zu Mensch zu leisten. Eine Verwaltung, die grundsätzlich und tatsächlich jedem Staatsbürger ohne Unterschied des Standes und der Parteiung mit der selben UnVoreingenommenheit nahte, und eine Gesellschaft, die es eben so machte, könnten Wunder wirken. Wir sollten Alle zusammen versuchen, gerechter zu werden. Uns in die Seelen Derer hineinzuversetzen, die nicht, wie wir, zwischen orientalischen Teppichen und künstlerischem

Hausrath leben und zweimal jährlich in die weite Welt hinausziehen
dürfen; deren ganzes Dasein, von allen Schwankungen der Konjunktur
geschüttelt und geängstigt, sich bei eiserner Disziplin in engen Stein-
mauern abspielt. Gerechter und von Zeit zu Zeit wohl auch etwas höf-
licher. Im Uebrigen: Keine Destillengemüthlichkeit; nur ein Bischen
Takt des Herzens.
Aber ich gebe zu: Das sind Sonntagsgedanken. Heute grollen
wir der Arbeiterschaft, weil die Sozialdemokratie von so verwegener Thor-
heit ist und andere, eigene Nöthe uns auf den Nägeln brennen. Und
Herr von Bethmann, der mit feinem, ein Wenig skeptischen Lächeln
vor dem unentwegt über das schöne Thema „Nun erst recht Sozialpolitik"
redenden Reichstag seine Gaben ausbreitet, ist der Mann der Epoche...
Dr. Richard Bahr.
Herr Bamberger sprach sein Bedauern über unsere „sozialistische Schrulle aus".
Eine sozialistische Schrulle ist vielleicht die ganze Staatseinrichlung. Wenn Jeder a^f
eigeneHand leben könnte, wären vielleichtAlle sehr viel freier- aber auch sehr viel weni-
ger geschützt. DieAlters- undJnvalidenversorgung nennt er „chimärische Pläne". Eine
Chimäre ist die Erfüllung einer Staatspflicht niemals; und als solche erkenne ich sie an:
als eine Gesetzgebungpflicht. Es ist kein erfreuliches Gewerbe, sich einem Kunden gegen-
über, wie der Abgeordnete Bamberger einer ist, diesen staatlichen Schusterdi.nsten zu
widmen, wenn man uns mit Hohn, mit Undank bei wirklichen Anstrengungen behandelt.
Die Herren Abgeordneten sollten den Verbündeten Regirungen entgegenkommen und
ihnen als Pfadsinder in einem unbekannten Land, das zu betreten wir für eine staatliche
Pflicht halten, als Führer nach ihrer Erfahrung und ihrer Ansicht dienen, aber nicht dar-
an zweifeln, daß uns ehrlich darum zu thun ist, den inneren Frieden und namentlich den
Frieden zwischen Arbeit er und Arbeitgeber zu festigen und zu einem Ergebniß zu gelan»
gen, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, auf eine Fortsetzung des Ausnahmege«
setzes, das wir Soziabistengesetz benennen, zu verzichten, ohne das Gemeinwesen da»
durch neuen Gefahren auszusetzen . . . Hat der Staat die Pflicht, für seine hilflosen
Mitbürger zu sorgen, oder hat er sie nicht? Ich behaupte, er hat diese Pflicht. Wenn
man mir sagt: Das ist Sozialismus, so scheue ich Das gar nicht. Es fragt sich: Wo liegt^
die erlaubte Grenze des Staatssozialismus? Ohne einen solchen können wir überhaupt
nicht wirthschasien. Jedes Nrmengesetz ist Sozialismus. Wer den Staatssozialismus
als solchen vollständig verwirft, muß auch die Gesetzgebung der Stein und Hardenberg
verwerfen,muß überhaupt demStaate das Recht absprechen, da, wo sich Gesetz und Recht
zu einer Kette, zu einem Zwang, der unsere freie Athmung hindert, verbinden, mit dem
Messer des Operateurs einzuscheiden und neue und gesunde Zustände herzustellen. Für
mich ist es ganz einerlei, ob diese Theorie Anklang findet; ich thue aus eigenem Antrieb
meine Pflicht, ich halteDies für meine Pflicht und werde dasür kämpfen, so lange ich hier
das Wort nehmen kann.. .DieFreiheit istein vagerBegriff; dieFreiheit, zu verhungern,
kcmnNiemand gebrauchen. Die menschlicheGewohnheit stellt dieBedeutnngder eigenen
Person, die Herrschaft der einzelnen Person und ihren Einfluß über die Allgemeinheit,
unter dem Vorwand, daß die Freiheit es fordere. (Bismarck im Reichstag.)

Begriff, Idee, Ideal.
^Al^Theist lotzischer Richtung und christlicher Färbung freute ich mich, als
DM? JüliusHait in einemUMes^ der mit Worten
und Begriffen, namentlich auch mit dem Gattungbegriff getrieben zu werden
pflegt. LoM hatte ich freilich nicht dazu nöthig, einzusehen, daß es Unsinn
rvar, wenn 1870 in Berichten über mörderische Schlachten resignirt geklagt
wurde: „Der Natur ist es ja nur um die Erhaltung der Gattung zu thun!" Der
Natur? Wer oder was ist diese Dame? Die Wissenschaft kennt nichts als ein
System von Kraftpunkten, Energieträgern, die sich bewegen, wie sie müssen,
aber nichts wollen Wenn Spinoza und Goethe sagen: Dens 3ive natura,
so ist damit ein Wesen angedeutet, das Absichten haben kann. Als christlicher
Geistlicher hatte ich seit Jahren gelehrt, daß die Körperwelt um des zum ewigen
Leben berufenen Menschen willen da ist; von Gattung und Gattungen ist im
populären Religionunterricht keine Rede. Wenr^ Ue ^ntelle^t^ellen WV^?^"
Amein die Gattuna^über das Individuum stellen, dann dürfen sie ft^ niAt
wundern, daß sie weniger Anziehungskraft auf di?"W^ssen "ausüben als die
römische Kirche und die Sozialdemokratie. Für diese Beiden ist der einzelne
Mensch Zweck alles Denkens, UtreKns und Handelns, dem die ewige oder
die zeitliche Glückseligkeit gesichert werden soll Von Lotze brauchte ich nur noch
Zu lernen, daß die persönlichen Geister das einzig Wirkliche, ohne sie demnach
materielle Dinge gar nicht vorhanden sind. Was dahin zu berichtigen ist, daß
doch auch die bewußte Thierseele wirklich ist und dem winzigen Theil des
materiellen Universums Wirklichkeit verleiht, den sie mit ihrem unvollkommenen
Wahrnehmungvermögen in ihr Bewußtsein aufnimmt. Doch haben wir hier
nicht nach der konkretesten Fassung des erkenntnißtheoretischen Idealismus zu
fragen. Die lotzische Fassung gehört nur darum zu unserem Thema, weil die
selben Naturphilosophen, die schon die Gattung über das Individuum stellen,
den Werth des Menschen auch noch durch den Hinweis auf das unendliche
Universum herabzudrücken lieben, so daß es nicht überflüjsig erscheint, daran
zu erinnern, daß dieses Universum ohne den bewußten Geist, den wir vor-
läufig nur als Menschengeist kennen, gar nicht vorhanden ist. Schon der
poetische Apostel Kants hat den Astronomen ins Stammbuch geschrieben:

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen Euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Räume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Das läßt sich, wenn auch nicht schöner, so doch noch kräftiger ausdrücken.
Die Weltkörper bestehen aus den selben Stoffen wie unsere Erde und deren
Atmosphäre. Haftet ein Klümpchen Erde, mit atmosphärischem Niederschlag
gemischt, an unserer Hand oder unserer Hose, so nennen wir es Schmutz. Für
die Werihung des Kothes macht es nun offenbar keinen Unterschied, ob er

erbsengroß ist oder Trillionen Kubikmeilen füllt: Koth bleibt Koih. Werth erhält er nur dadurch, daß er vorläufig die materiellen Bedingungen unserer geistigen Existenz enthäkt, und was seine im supraterrestrischen Weltenraum vertheilten Massen betrifft, so besteht deren Werjh darin, daß sie unsere Erde im Gleichgewicht erhalten, daß sie uns das wundervolle Schauspiel des Sternenhimmels bereiten (Uns! Wem sonst? Die Sterne sehen einander nicht, Hund und Pferd nehmen keine Notiz von ihnen) und daß sie Gegenstand unserer Forschung werden. Wie thöricht, über den gäo- und anthropocentrischen Standpunkt HU spotten! Als"UderMa meIrHaM
einnehmen, KPiger wären^als di^Whnenszener^derIe Mnen. Nicht durch MlNarden Sonnen, sondern nur durch Billionen mit Vernunft begabter Planetenbewohner könnten wir Menschen uns bewogen finden, unsere Selbstschäßung^herabzustimmen. Aber da wir nicht wissen, ob solche Leute cxistiren, so existiren sie nicht ^ür uns.

^ Durch die christliche Werlhung der Persönlichkeit ist man eben auch ohne Lotze gegen den Kult der Begriffe und die Künste der Phrase gefeit. Mit Pflichten gegen lebendige Menschen und mit den Gütern, die diese Menschen brauchen, hat man zu thun; mit nichts sonst. Vaterland? Nation? Freiheit? Gewiß: ein schönes Land, von dem man selbst ein Stück oder wenigstens die Nutznießung befitzt, ist Werth, daß man sich in seiner Vertheidigung totschießen läßt. Und gewiß schätzt der brave Mann sein eigenes Leibesleben geringer als das Wohl seiner Kinder und Kindeskmder und das der Gesammtheit seiner Volksgenossen, zu welchem Wohl auch ein gewisser Grad und eine gewisse Art (Beides nach Zeiten, Orten, Umständen und Kaste verschieden) von Freiheit gehört. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß man der einfachen Redeweise wegen ein die fragliche Güterklasse bezeichnendes Abstraktum wie Freiheit gebraucht, statt jedesmal die Personen zu bezeichnen, denen man ein gewisses Gut zuwenden will. Aber im Auge behalten muß man diese Personen, wenn man nicht der Phrasentaktik zum Opfer fallen will. Von je her haben die Herrschenden und die nach der Herrschaft Strebenden der Masse gepredigt, es sei Pflicht, über der „Sache", der „Idee", einem Abstraktum, die Personen zu vergessen, für jene sich zu opfern; diese „Sache" schreibt der Drahtzieher auf seine Fahne und bringt damit ein paar Tausend Menschen so weit, daß sie sich für diese Fahne, die sein Interesse verhüllt, totschießen lassen. Freiheit, Fortschritt, Aufklärung, Volkswohl, Volksrecht, Völkerverbrüderung schreiben Die zur Linken, Ordnung, Pflicht, Vaterland, Staat, Thron und Altar die zur Rechten auf ihre Fahnen. Der Erfahrene läßt sich durch einen „patriotischen" oder „freisinnigen" Aufruf nicht eher begeistern, als bis er weiß, um wie viele und um welche Personen es sich dabei handelt.

Doch wie ich Lotzeaner gewesen bin, ehe ich den Mikrokosmos gelesen hatte, war ich zugleich auch schon Platoniker, ehe ich Plato kennen lernte (was

Einem bekanntlich auf dem Gymnasium nicht widerfährt). Denke ich nicht
daran, mit Worten, Begriffen und Ideen Götzendienst zu treiben, so bin ich
doch weit entfernt davon, sie für nichts zu achten. Im ersten Vers des Vierten
Evangeliums sieht Hart den großen Denk- und Sehfehler, den er aufdecken
will. Nun bedeutet aber Logos nicht nur das Wort, sondern auch die im Wort
sich offenbarende Vernunft. Kennt Jemand eine vollkommenere Selbstoffen-
barung des Geistes? Sollen wir sie vielleicht bei den Taubstummen suchen?
Freilich: die vollkommenste Offenbarungweise ist das Schaffen; aber Menschen
können nicht schaffen, ohne sich durch die Sprache mit einander zu verständi-
gen; der Dichter, der Verwaltungbeamte, der Staatsmann, der Lehrer schafft
geradezu durch Worte und jedes vernünftige, noth wendige Wort wirkt schöpferisch;
leeres Geschwätz ist gar kein Logos und das Logische, das Unterscheiden, Kom-
biniren, Schematismen, Begnffebilden ist nur eine seiner Tätigkeiten. Der
Vers besagt also: die Substanz der Welt ist vernünftiger Geist und diese
Wcltsubstanz, dieser Logos, heißt es dann weiter, ist Fleisch geworden in einem
menschlichen Individuum. Diesen Menschen, dieses anschaulich gewordene, mit
Händen zu tastende Wort beten die Glaubensgenossen des Evangelisten an,
nicht einen toten Begriff, nicht eine Abstraktion. Als eine solche darf auch die
platonische Idee nicht angesehen werden. Sie ist vielmehr das Erste, das
Schöpferische. Aber das Erste im Sinn ist immer das Letzte in der Erkenntniß;
darum sind die Sokratcker erst durch den Begriff zur Idee gelangt. Doch
Wert üatus voeis, wie sie von den Nominalisten genannt wurden, sind auch
die Begriffe nicht. Reichst Du einem kleinen Jungen statt der versprochenen
Birne eine rohe Kartoffel, so wird er sie, mag er auch Pellkartoffeln ganz
gern essen, mit Entrüstung zurückweisen, obwohl die Kartoffeln auch Erdbirnen
heißen; nicht einen Augenblick wird der Gleichklang der Worte (der freilich
im schleichen „Aperna" verloren geht) den Kleinen irr machen: eme Erdbirne
ist einmal eine Kartoffel und keine Birne, wie eine Katze eine Katze und kein
Sperling ist. Der längst verstorbene schlesische Kirchenkomponist Schnabel hat
für anspruchlose Leute ein komisches Duett „Das Blooseruhr" gedichtet und
komponirt. Ein Bauer, der so dumm ist, wie es in Wirklichkeit gar keinen
giebt, bestellt beim Meister Tischler ein Blaserohr. Dieser nimmt die Bestellung
scheinbar an; „uf de neue Wuche" soll das Ding fertig sein. Wie es der
Bauer abholen kommt, reicht ihm der Meister ein rohes Krummholz. Der Bauer
prüft es auf Stoff, Farbe, Länge, sucht vergebens das Loch; und schließlich
bricht sich die Erkenntniß Bahn: „Dosis wull ooch goar kee Blooseruhr nee?"
„Nu nee", fingt der Meester: „a Blooseruhr is freilich nee." Also sogar der
Dümmste der Dummen erkennt nach längerer Prüfung, daß ein rohes Krumm-
holz kein Blaserohr ist, und es stände schlimm um den menschlichen Verkehr
und das menschliche Schaffen, wenn es anders wäre. Das Zusammenfassen
ähnlicher Wahrnehmungen in einen Begriff, der mit einem Wort bezeichnet

wird, ist also kein beliebiger, sondern ein notwendiger Akt; und es ist voll-
kommen richtig, wenn der Verfasser der Genesis die menschliche Verstands-
thätigkeit (2,19) mit der Benennung der Thiere (wir dürfen die nährenden
Früchte hinzudenken) beginnen läßt. Mag sich der Handwerksmeister, der Händler
mit einem Dummkopf einen Scherz erlauben: gewöhnlich geschieht es höchstens
in Folge eines Versehens, daß der Kunde statt eines Blaserohres ein Krumm-
holz, statt der Birnen Kartoffeln kriegt.
Ehe wir aber ähnliche Dinge in einen Begriff zusammenfassen können,
muß ihre Idee dagewesen sein. Noch nie hat ein Künstler ldieses Wort im
weiten Sinn von arMsx genommen) einen Stuhl, eine Maschine, eine Torte,
einen Smoking, eine Madonna, eine Kirche gebaut, ohne vorher die Idee da-
von im Kopf gehabt zu haben. Wollte auch ein Landschafter, ein Portrait-
maler wirklich weiter nichts als ein Stück körperlicher Wirklichkeit genau ab-
schreiben (was bekanntlich nicht möglich ist), so müßte er doch allermindestens
aus der Landschaft, die er sieht, ein Rechtcck herausschneiden, dcm Abzubilden-
den seine Stellung anweisen: und diese Stellung, dieser Ausschnitt ist seine
Idee. Wird nun eine Idee in einer Anzahl von Exemplaren verwirklicht, so
entsteht eine Gattung (die Unterscheidung von Genus und Spezies geht uns
hier nicht an) und der Beschauer der Exemplare bekommt den Gattungbegriff.
Sollten das Pferd, der Malkäfer, die Rose, der Eichbaum ohne Idee entstanden
sein? Darwin ist ein großer Forscher, dem wir tiefe Einsichten ins Thier- und
Pflanzenleb.n verdanken, aber was man gewöhnlich Darwinismus nennt, Das
bedeutet den Verzicht auf die Vernunft. Wenn man mir sagt, daß aus einem
Eiweißlliwpchen durch nichts als Anpassung an mechanische Stöße, an chemische
Einwirkungen, an die Temperatur der Umgebung und an die Nahrung, die
diese darbietet, endlich durch Ueberleben des Angepaßten die Fülle organischer
Wesen tntst mden sein soll, deren jedes seine charakteristische Gestalt und einen
diese G statt bildenden, unendlich komplizirten inneren Bau hat, so habe ich da-
für nichts als ein herzliches Lacken. Im physikalischen Universum ist jede
Wirkung ihrer Ursache aequivalent. Wo immer wir über das physikalische
Gebiet hinausschauen, sehen wir die Wirkung hinter der Ursache, das Kunst-
werk, zum Beispiel, hinter der Idee des Künstlers zurückbleiben. Der Eich-
baum erscheint uns nicht nur räumlich, sondern auch als das Entfaltete, reich
Gestaltete, gröser als dle Eichel, aber der Potenz nach ist diese, die eine un-
endliche Zahl von Eichbäumen sammt ihren Eicheln zu gebären vermag, das
Größere; und dieses ihr wunderbares Vermögen kann sie nur von einer höchsten
Macht und Weisheit empfangen haben. Nicht die Urdummheit (und Das ist
ein Chaos chemischer Elemente) kann die Mutter des Reichthumcs der Welt
an organischen Gebilden und der Menschenvernunft sein, die ihn bewundert,
ohne ihn anders als im toten Bild nachschaffen zu können. Es ist richtig,
daß uns alle Wiederkäuer verwandt erscheinen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß

alle ihre Arten aus einer Stammform entstanden find. Es ist möglich, daß (nach Haeckels Stammtafel) aus Beutelthieren in der einen Linie Raubthiere und Affen (sammt den Mode- und sonstigen zweihändigen Affen), in der anderen die Nager und die Hufthiere sich entwickelt haben. Möglich, nicht bewiesen, auch nicht beweisbar. Denn Niemand ist dabei gewesen, der es Hütte berichten können. Die Paläontologie beurkundet nur, welche Geschöpfe gleichzeitig und welche nach einander vorhanden gewesen, nicht, wie sie geworden sind. Von den exakten Wissenschaften unterscheiden sich die Phantasiewissenschaften: Kosmologie, Geologie, Biologie (die dadurch inexakt wild, daß sie, statt sich auf gegenwärtige Lebenserscheinungen zu beschränken, Hypothesen über vorgeschichtliche baut), auch dadurch, daß sich Jene nur mit Dem befassen, was vor unseren Augen vorgeht, während Diese zu ergründen versuchen, was vor Jahrmillionen geschehen sein könnte. Also auch diese Verwandlung und so die Abstammung der Placentalthiere von Moneren ist denkbar, aber nicht, ohne daß „das Unbewußte", wie wirs einmal, ohne das Wort besonders glücklich zu finden, mit Eduard von Hartmann nennen wollen, der Entwicklung einen neuen Impuls ertheilt hätte, so oft eine neue charakteristische Foim entstehen sollte, die nicht nur Variation einer schon vorhandenen Form ist, sondern sich deutlich als Verwirklichung einer neuen Idee darstellt. Es läßt sich denken (kommt ja tatsächlich vor), daß ein Auge durch die Lebensverhältnis e des Geschöpfes: Nacht- oder Tagleben, Aufenthalt im Freien oder in einer Höhle, wesentliche Umbildungen erleidet, nicht aber, daß aus einem lichtempfindlichen Hautfleck durch bloße Einwirkung des Lichtes ohne eimn Künstler der kunstvolle Bau des Auges entsteht. Das unergründliche Wunder des organischen Lebens mit seiner Variabilität und Vererbbarkeit einmal vorausgesetzt, verstehen wir recht gut, wie die Haut unter den Tropen schwarz, das Haarkleid im Norden dichter werden kann, auch, wie dmch Jahrtausende langes Waten im Sand die Beine und in ihnen angemessener Art der Hals einer Wiederkäuerart sich verlängern; aber wenn bei der zuletzt angeführten Veränderung die originellen Gestalten der Giraffe, des Kamels herauskommen sollten, müssen sie entworfen und gewollt sein. Wir vermögen den Werdeprozeß nicht zu entschleiern; nur so viel ist uns klar: sollen aus Urzellen Rosen, Eichen, Palmen, Kolibris, Elephanten, Löwen, Menschen werden, so mußten, ehe sie wurden, ihre Ideen in dem unendlichen Geist gelebt haben, der nur in ihnen sich uns kund giebt.

Uebrigens fällt, wenn wir vom Menschengeschlecht reden, der Begriff des Geschlechtes nicht ganz mit dem der Gattung zusammen. „Tisch" ist nur Gattung in dem bisher betrachteten Sinne; „Mensch" ist etwas mehr. Das gesummte Menschengeschlecht macht als Abkömmling eines Stammpaares eine organische Einheit, einen Organismus aus, wie das Gleichgewicht der Geschlechter (hier hat seine dritte Bedeutung) beweist. Bekanntlich ist die Zahl der männlichen Personen im Heirathalter der Zahl der weiblichen un-

gefähr gleich, was, da das Leben die Männlein stärker mitnimmt als die
Fräulein, dadurch erreicht wird, daß mehr Knaben als Mädchen geboren wer-
den, obgleich es im Einzelnen rein zufällig zu sein scheint, ob ein männliches
oder ein weibliches Individuum zur Welt kommt, da in den einen Familien
nur Knaben, in anderen nur Mädchen, in dritten Knaben und Mädchen in
den verschiedensten Zahlenkombinationen geboren werden. Man sieht also,
daß eine organisirende Kraft das ganze Geschlecht durchwaltet und es als eine
Einheit erhält. Noch auffälliger tritt Das in der Kompensation bei Störungen
des Gleichgewichtes ans Licht. Während der männermordenden napoleonischen
Kriege stieg in Frankreich der Uberschuß der Knabengebmten, der dort ge-
wöhnlich 5.3« Prozent beträgt, auf 7,31 Prozent. Es ist etwas Aehnliches
wie das Leben des Bienenvolkes: in jedem Stock richtet sich die Zahl der
Drohnen, der Gebärerinnen (von solchen ist immer nur eine, aber mindestens
eine nöthig und vorhanden), der Arbeiterinnen nach dem jeweiligen Bedarf,
weshalb ein neuerer Bienenforscher, Gerstung, meint, man dürfe die einzelne
Biene nicht als ein selbständiges Individuum ansehen: nur das ganze Bienen-
volk, das er darum „der Bien" nennt, sei ein solches. Znnschm einem Bienen-
volk und dem Menschengeschlecht besteht nun freilich ein großer Unterschied.
Das einzelne Bienlein hat für sich allein wirklich nichts zu bedeuten; es lebt
nur für sein Bienenvolk und dieses für den Haushalt der Natur. Der einzelne
Mensch dagegen ist zwar ins Geschlecht eingegliedert, empfängt von ihm sein
Dasein, kann ohne Hilfe der Geschlechtsgenossen weder leben noch sich ent-
falten, aber jeder einzelne Mensch ist Selbstzweck und das Geschlecht besteht
nur als Mittel, diesen Zweck in einer großen Zahl von Individuen zu ver-
wirklichen. (Goethe würde nicht zugeben, daß die niederen Lebewesen für einen
au^er ihnen liegenden Zweck vorhanden seien: jedes Wesen, meinte er, trage
in seiner eigemn Vollendung den Zweck, den es zu verwirklichen strebe. So-
fern damit geleugnet werden soll, daß das Thier, die Pflanze um des ge*
summten Naturhaushaltes und dieser um des Menschen willen da sei — was
nicht ausschließt, daß dabei das bewußte Lebewesen für den Dienst, den es
leistet, durch angenehme Empfindungen entschädigt wird —, muß ich Das ab-
lehnen. Sofern dagegen die Ansicht zurückgewiesen wird, der Organismus sei
eine Zufallsbildung, ist es gerade Das, was ich hier so stark hervorhebe; Goethe
war bekanntlich sehr glücklich über Blumenbachs Ausdruck: ni8U8 tormativu8,
der genau Das ausdrückte, was er meinte, und es fragt sich nur noch: (wis
68t 13, (M iutitur?) Ein zweiter Unterschied, nicht nur vom „Bien", sondern
von jedem anderen Geschlecht lebender Wesen, besteht in Folgendem. Das
Thier verwirklicht die Idee seines Schöpfers rein passiv; wie es aus dessen Hand
hervorgeht, so ist es, so bleibt es; es müßte denn zu einem neuen Schöpfung-
akt, zur Erzeugung einer neuen Art, verwendet werden. Aber es selbst denkt
nicht daran, sich umzugestalten, sich etwa fertig zu machen, hats auch gar nicht

nöthig, denn es ist fertig, sobald es aus dem Ei oder der Puppe oder dem
Mutterschoß schlüpft; nur zu wachsen braucht es noch: und Das geschieht ohne
fein Zuihun. Nie denkt ein Thier, auch wenn es Hände hat, daran, seine
leibliche Erscheinung zu verändern, sich zu schmücken oder sich zum Schutz gegen
Kälte und Nässe zu kleiden: sein Haarkleid, sein Federschmuck wachsen ihm.
Der Mensch wird zwar auch durch Wachsthum vollendet, aber das Beste an
seiner Vollendung hat er selbst zu leisten: er ist berufen, sich selbst zu vollen-
den durch die mannichfachste Kulturthätigkeit. Ob es auf unserer Erde jemals Ge-
schöpfe von Menschengestalt ohne alle Kultur gegeben hat, wissen wir nicht. Schon
der Menschenberuf bringt mit sich, daß dem Menschen die Idee des Schöpfers,
die er zu verwirklichen hat, bewußt wird; und die ins menschliche Bewußtsein
aufgenommene Idee nennen wir Ideal. Auch das Ideal ist kein Abstraktum:
der „Mensch an sich", der reine Mensch, der nur Mensch im Allgemeinen wäre,
ohne etwas Besonderes zu sein, wie sich ihn die Nationalökonomen und die
Staatstheoretiker des achtzehnten Jahrhunderts dachten, existirt nicht. Aller-
dings giebt es außer der leiblichen Organisation noch Mancherlei, was allen
Menschen gemeinsam ist, eben Das, was den Menschen zum Menschen macht:
daß er seine Wahrnehmungen zu Einsichten verknüpft, daß er nach Gründen
forscht, daß sein Gedächtniß alle Zeiten, sein Weitblick die Welt umspannt,
daß er sich selbst bestimmt, sich Zwecke setzt und die Mittel dazu ordnet, daß
er die Befriedigung seiner animalischen Bedürfnisse regelt, doß er über diese
hinaus eine Unzahl geistiger und Gemüthsbedürfnisse hat und für die Be-
friedigung aller seiner Bedürfnisse arbeitet. Doch Niemand will nur Mensch,
Mensch im Allgemeinen, fondern er will dieser eine ganz klar bestimmte
Mensch sein; was er aus sich und aus seinem Sohn zu machen strebt, ist der
schöne, der gute, der schöngute, der gerechte, der tüchtige, der heilige, der ritter-
liche, der selbstlos tapfere Mensch, der Forscher, der Künstler oder auch nur
der brave Arbeiter. Es giebt Großgeister, in denen mehrere Typen verschmolzen
erscheinen, aber keinen, der sie alle darstellt. Bei den Großgeiftcrn, die welt-
umgestaltend wirken, pflegt die Selbstbestimmung scheinbar zurückzutreten; in
ihren wichtigsten Entschließungen und Tätigkeiten fühlen sie sich „von einem
Dämon" getrieben, weil in ihnen der Weltgrund unmittelbarer und kräftiger
thätig ist als in den gewöhnlichen Menschen; doch eben nur, so weit er ihre
genialen Schöpfungen als Werkzeuge für bestimmte Zwecke gebraucht: im Uebrigen
läßt er sie ihrer Selbstbestimmung und beschränkt sich, wie bei den anderen
Menschen, darauf, sie durch die äußeren Umstände in die Bahn zu bringen,
in der sie sich vorwärts bewegen sollm. Alle diese Ideale nun also sind,
wie gesagt, keine Abstralta, sondern sie find Musterbilder, dargestellt von
lebendigen Personen, die wir aus leibhaftiger Anschauung oder aus ihren
Werken oder aus der Geschichte kennen.

Reiffs. Karl Jentsch.

Das amerikanische judenthum.

aß sich das jüdische Element in Amerika sreier und selbstbewußter entwickelt als in irgendeinem anderen Lande der Welt, wurde durch besondere Verhältnisse bedingt. Zunächst finden wir bei den ersten aus England kommenden Kolonisten und bei den Juden gewisse gemeinsame Züge. Wie die Juden, so hielten sich auch die Puritaner für ein ausgewähltes Volk. Ihre staatliche Gründung war eine Theokratie und ihr Verhültniß zu Gott hatte einen politischen Anstrich. Die strenge Gesetzmäßigkeit dcs Alten Testaments entsprach ihrer Denkart mehr als der in der Gesinnung wurzelnde Gehalt der Evangelien. Dann stimmen aber auch mit den Amerikanern d?r Vergangenheit die der Gegenwart darin überein, daß sie im jüdischen Volk die Träger und Hüter einer reinen Gottesverehrung erblicken. Und wenn der Ausspruch des Präsidenten Eliot von Harvard: „Für die ganze civitisirte Welt war diese Rasse die Quelle der höchsten Ideen von Gott, den Menschen und der Natur" vielleicht nicht ohne Einschränkung angenommen werden dürfte, so hält doch die überwiegende Mehrheit dcs amerikanischen Volkes den Grundgedanken der jüdischen Ethik sür zutreffend, daß die Religion mehr als alles Andere die Moral zu einem festen sittlichen Bewußtsein zu erheben vermöge. So fanden denn die Juden in der Neuen Well volle Glaubensfreiheit und den Genuß aller bürgerlichen und menschlichen Rechte. Und sie haben sich der gastlichen Aufnahme würdig erwiesen.

Die jüdische Einwanderung begann schon im siebenzehnten Jahrhundert mit dem Erscheinen sephardistischer Israeliten aus Portugal, Spanien und Holland. Diese waren durchdrungen vom Geist der portugiesischen Synagogen und hielten und halten die Traditionen der mittelalterlichen jüdischen Wissenschaft ausrecht. Die Vorläufer der deutsch-jüdischen Einwanderung landeten im achtzehnten Jahr« hundert in Amerika. Ihnen folgten im neunzehnten Jahrhundert Schaaren aschke* nasischer Israeliten aus Deutschland, Polen und Litauen. Diese sonderten sich nach ihrer Landsmannschaft ab; und die bayerischen Juden sahen nicht ohne ein gewisses Gefühl der Ueberlegenheit auf die „Hinterberliner" und „Polaken" herab. Eine größere Spaltung wurde jedoch auf religiösem Gebiet bewirkt. Die im achtzehnten Jahrhundert von Moses Mendelssohn angeregte Bewegung hatte zur bürgerlichen Gleichberechtigung geführt. Der hervorragende Denker wurde aber auch zum Führer, der seinen S:ammesgenofsen den Weg aus der Wüste geistiger Befangenheit in das Gelobte Land einer freieren Wcltanschauung zeigte. An dem mächtigen Aufschwung der glänzendsten Geistescpoche Deutschlands nahm auch die jüdische völkerung Theil; und dieses Land wurde zur Wiege der neuen jüdischen Wissenschaft und einer Reform des jüdischen Glaubens.

Die Verfolgung der Juden in Rußland und deren Einwirkung auf slaoischc Lander brachte Israeliten nach Amerika, die gewisse morgenländische Züge reiner bewahrt hatten und zäher an ihren Traditionen hingen als ihre aus Mittel- und Westeuropa eingewanderten Stammesgenosssn. Diese drei Gruppen und die einzelnen Gemeinden verschmolzen sich nicht, traten aber doch in Beziehung zu einander Der Außenwelt gegenüber bildeten sie ein einiges Element, dem aus dem Versuch, den demokratischen Geist des Westens zu erfassen und aus den bestehenden politischen und sozialen Einrichtungen Gewinn zu ziehen, eine gemeinsame

Aufgabe erwuchs. In der Erfüllung humanitärer Pflichten, in der Untersiützung
und Versorgung der zu Hunderttausenden aus Rußland einströmenden ^Neuan.
lömmlinge (New York zählt jetzt sechshunderttausend jüdische Einwohner), ,n der
Befreundung der Einwanderer mit ihrem neuen Wirkungskreis arbeiten portu-
giesische, deutsche und russische Juden Schulter an Schüller und sie dürfen auf groß-
artige Leistungen hinweisen.
Religiös sondert sich das amerikanische Judenihum heute, von geringeren
Unterschieden 0/gesehen, in drei große Gruppen. Die Orthodoxen bestehen zum
Thcil aus Mitgliedern portugiesischer Gemeinden, doch der Mehrzahl nach aus
slavischen Juden. Sie stehen auf dem Boden der talmudisch>rabbinischcn Lehre
und suchen, so gut es die Bedingungen des neuweltlichen Lebens zulassen, in der
strengen Beobachtung des Gesetzes Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse Auch
die Konservativen halten an der überlieferten Lehre fest, haben sich jedoch in Sitte
und Gebrauch amerikanischen Verhältnissen anbequemt. Die Resormirten sind m
das Freilicht der modernen philologischen und theologischen Forschung getreten.
Wie der liberale Protestantismus eine Verinrerlichung des Christenthumes anstrebt,
so kehren die führenden Geister des Judenthumes von dem talmudisch.rabbimschen
Standpunkt eines starren Gesetzeskultus zurück in die Tiefe des prophetischen Gottes-
begriffes und bringen mit ihm die Humanitätideale der neuen Zeit in Verbindung.
Dle Religion tritt aus dem engen Tempel einer unzugänglichen und herrischen
Stammesgottheit in das weite und lichte Heiligthum eines alliebenden Gottes.
In einenr neuerdings erschienenen Werk über die russischen Juden wird die
Ansicht ausgesprochen, daß ihrer in Amerika eine bedeutsame Mission harre. In
Folge ihrer ungewöhnlichen Widerstandskrast, ihres beweglichen Geistes, der in
Berlih ung mit dem Slaventhum sich dessen ungestümen Enthusiasmus angeeignet
habe, seien sie berufen, die Bermittelung zwischen den sephardistischen und den aschke-
nasischen Juden zu übernehmen und dem Judenthum „rhre breitere jüdische Ge-
lehrsamkeit, eine lebenskräftigere Auffassung jüdischer Ideale und ein einigendes
Interesse an jüdischen Weltfragen einzuflößen". Ob hier der Wunsch Vater des
Gedankens ist, ob ein solcher Einfluß wirklich zu erwarten ist, vermag nur die Zu-
kunft zu zeigen. Einstweilen mühen sich die älteren russischen Einwanderer in weit-
gehender Zersplitterung redlich ab, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und den
Glauben und die Gebräuche ihrer Väter hochzuhalten. Die jüngere Generation
aber athmet auf vom Druck der Verfolgung und von der Schmach erzwungener
Absperrung. Sie macht sich die bürgerliche und wirihschastliche Freiheit mit über-
raschendem Erfolg nutzbar, schöpft wissensdurstig aus den überall sprudelnden
Bildungsquellen und emfaltet in Zeitschriften, Vereinen und Versammlungen durch
Wort und Schrlst eine rege ge stige Thätigkeit. Unter der grundverschiedenen Um
gebung, deren treibende Kräfte oft mit mehr Eifer als Einsicht erfaßt werden,
brechen Viele mit der Vergangenheit Vom Geschäft und Handel, die ihr eigenstes
Gebiet waren, gehen Tausende zur Arbeit in der Fabrik oder ans der Farm über.
Von der Orthodoxie wendet sich keine kleine Zahl dem Agnostizismus und Alheis-
mus zu Gestern noch im Zustand drückendster Unfreiheit, bekennt sie sich heute zu
einem politischen Radikalismus, der den Umsturz predigt. Und einzelne Vertreter
die,er Richtung, erfüllt von fanatischen Haß gegen alles Beflehende, suchen den
theoretischen Anarchismus Bakunins in die Praxis zu iibcrtragin Diese Piopa-

ganda dcr That bietet kampflustigen Antisemiten, die allerdings nur in geringer
Zahl vorhanden sind, die erwünschte Veranlassung, das schwerste Geschütz ihrer
Hetzartikel gegen das Judenthum aufzufahren. Wer aber die Verhältnisse vorur-
theittos beurtheilt, wird zugestehen, daß man für die Ausschreitungen Einzelner
nicht den ganzen Stamm verantwortlich machen kann, der sich dmch Gesetzmäßig-
keit und Friedensliebe ausgezeichnet hat, und daß der unvermittelte Uebergang
aus der Knechtschaft in die Freiheit solche Ausbrüche psychologisch eiklären kann.
Wenn man von einer Einwirkurg des Judenthumes auf das öffentliche Leben
und die kulturellen Bestrebungen Amerikas spricht, so muß eine solche unbedingt
den aus Mitteleuropa, besonders aus Deutschland kommenden Einwanderern zu-
erkannt werden. Daß sie, als Angehörige des Handelsvolkes psr tzxoelleneo, die
unvergleichlichen Erwerbsmöglichkeiten der Neuen Welt mit weitschauendem Blick
und findigem Unternehmungsgeist auszunutzen wissen, ist allgemein bekannt. Wir
finden sie auch als Mitglieder der verschiedenen Parteien in den Zweigen staatlicher
wie städtischer Verwaltung in verantwortlichen Stellungen. Sie sitzen auf der Richter-
dank und wirken in den Gesetzgebungen der Einzelstaaten. Als der berühmteste
Führer des Nordens im Bürgerkrieg, General Grant, als Gast in Cincim.ati er-
schien, wurde Rabbi Lilienthal für die Aufgabe erkoren, ihn im Namen der Stadt
zu begrüßen. Dr. Jakobi, der Präsident der medizinischen Hochschule in New
Gork, der Bürgermeister Fleisch mann der Stadt Cincinnati, ein Vertreter des
Staates Colorado im Repräsentantenhaus in Washington und Oskar Strauß, der
unter dem Präsidenten Roosevelt Sekretär des Arbeitwescns der Union war,
sind Juden. In Würdigung der Thatsache, daß ihre bürgerliche Stellung wie ihr
geschäftlicher Erfolg von der Beherrschung neuzeitlicher Bildungelemente abhängt,
zeigen sich die Israeliten in Amerika als Förderer erziehlicher Bestiebuvgen. Sie
stehen als Schulkommifsare und -Räthe im Dienst städtischer Körperschaften und
lehren an Bildunganflalten, an den besten Universitäten und Colleges. Der Vor-
stlher des öffentlichen Vortragswesens in New Amk, der Leiter deS deutschen Un-
terrichts in den städtischen Schulen Milwaukees sind Juden. Der Lehrer Barn-
derger darf als einer der Pioniere des Arbeitunterrichtes in Amerika geltltt und
von der WorKinSmäQ's 80K00!, einer eigenartigen Schöpfung Professor Felix
Adlers in New Jork, ging eine breiiere Auffassung des Bildungideals aus. Die
Juden pflegen überall für die Armen und Bedürftigen ihres Standes zu sorgen.
Sie nehmen aber eben so regen Antheil an den Humanitären Bestrebungen, die
der Allgemeinheit dienen, an der Gründung sozialer Anstalten und freier Kinder-
gärten in den Arbeitervierteln der Großstädte. Sie fördern eifrig Kunst und Wissen«
schuft und bemühen sich, das Deutschthum zu erhalten.
Treu ihrer Vergangenheit, pflegt die Mehrheit der Juden Amerikas, der
Konservativen wie der Reformisten, den religiösen Geist, der den jüdischen Stamm
von je her beseelte. Von den Refonnirten sagt der französische Schnfisteller Henry
Bargy, sie seien „die wahren Vertreter des Judenthumes in Amerika". Jhie Re-
ligion ist ein Deismus und ihr Ritus ein Ausdruck des Gefühlslebens, der die Ge-
genwart mit der Vergangenheit verbindet. S>.ine Hauptaufgabe erblickt cr jedoch
in tatkräftiger Verwixklichung sittlickor Ideen Mt dieser Auffassung nähern die
Juden sich den liberalen christlichen Kuchen. An einer Straßenkreuzung Cincinnatis
steht ein Jsrmlitentempel einer Unitaricrkirche gegenüber. Mehr als einmal

prach der Rabbi in der Kirche der Unitarier und deren Prediger in der Synagoge
Diese Annäherung ist nicht vereinzelt, sondern läßt sich in vielen Fällen wahr-
nehmen. M Cobb meinte, die religiöse Entwicklung der Juden habe sie dem li-
beralen Christenthum zugeführt. Rabbi Silverman entgegnete hierauf die Unitar^r
hätten sich vielmehr dem Judcnthum zugeneigt. In Wirklichkeit stehen Beide, der
jüdische wie der christliche Liberalismus, auf dem Boden der modernen Wissen-
schaft. Sie wandern dem selben Ziele zu, einer Durchgeistigung und Verinnerlichung
des religiösen Lebens und der Verdichtung religiöser Impulse zu einem schaffens-
srohen Wollen, das die sittliche Hebung der Gesammtheit mit aller Macht erstrebt.
Von der neuzeitlichen Nligung, mehr Das zu beachten, was den Religionen
gemeinsam ist, als Das, was sie trennt, hält der englische Essayist Chesterton nicht viel.
So bekrittelte er auch den Kongreß, der in Oxford die Religionen der Welt wissen-
schaftlich erörterte, doch „im Geist der Duldung und Ehrfurcht". Der Grundge-
danke seiner Auslassung ist der, daß eine Religion entweder wahr oder falsch sei
und im zweiten Fall keine Duldung verdiene, sondern bekämpft werden müsse. T as
ist die Sprache dünkelhafter Engherzigkeit, die meint, daß Alles, was uns per-
sönlich nicht glaubhaft erscheint, es auch für Andere nicht sein dürfe, und die
verkennt, wie eil Ringen nach Wahrheit, ein Widerschein des göttlichen LichteS
in allen Religionen, selbst den rohesten, zu erkennen ist.
Doch handelt es sich bei der vielleicht mehr den Verhältnissen als einem be«
wußten Wollen entspringenden Annäherung in Amerika nicht sowohl um Bekennt-
nisse als um gemeinsames Wirken. Und darin stimmt das rcformirte Judenthum
mit dem christlichen Liberalismus überein, daß der Schwerpunkt der Religion weniger
in der Lehre als im Leben liegt. Diese Auffassung bekundet sich in den Predigten
reformirter Rabbis wie in den Schöpfungen, die sie ins Leben gerufen haben.
Rabbi Mise, der Vorkämpfer des reformirten Judenthumes, und sein Mitarbeiter
Dr. Lilienthal geben ihr Ausdruck. Zu ihr bekannte sich die Union israelitischer
Gemeinden auf der Versammlung in Pittsburg. Auf dem Boden dieser Auffassung
stehen die bekanntesten Mitglieder und die Freunde des Vereins fortschrittlicher
Rabbis. Mr diese Männer und ihre Gesinnungsgenossen bedeutet die messianische
Verheißung nicht länger das Erscheinen emes Erlösers sür ihren Stamm, sondern
die Hoffnung auf ein stetiges Fortschreiten und Emporstreben der Menschheit, zu
dem auch das Judenthum nach Kräften beizutragen habe.
Wenn die Leiter des deutschen Judenthumes in Amerika ihren höchsten Berus
in der Lösung ethisch-sozialer Probleme erblicken, so ist die Frage am Platz, ob
ihre Bemühungen erfolgreich sind und insbesondere zu eirer Ausnterzung jener
Eigenschaften führen, die man den Juden, mit Recht oder mit Unrecht, vorwirft. Es
ist klar, daß man bei der Beantwortung dieser Frage nicht die neuen Zuzüglinge
ins Auge fassen darf, die in den letzten Jahrzehnten zu Hunderterttausenden aus
Osteuropa ankamen, sondern die Juden, die in Amerika heimisch geworden stnd.
Da zeigt denn die Kriminalstatistik, daß sie im Verhältniß zu chrer Zahl mit einem
auffällig geringen Prozentsatz an schweren Verbrechen, besonders Gewaltthätigkciten,
betheiligt sind. Ihre Mäßigkeit bewahrt sie vor den Ausschreitnngcn, die an jedcm
Montag in amerikanischen Großstädten hunderte wegen Trunkenheit vor die Polize'--
gerichte führen. Wegen Vergehens gegen das Eigenthum, Hehlerei, Betrug lder
unlauteren Wettbewerbs haben Juden sich nicht öfter zu verantworten als andere

Bürger der Vereinigten Staaten. ^) Kommen sie, wie antisemitische Hetzer behaupten, mit dem Strafgesetz nur deshalb wenig in Konflikt, weil ihre Schlauheit di' 'csetze zu umgehen weih, so waren Verschlagenheit oder Bestechung die einzigen M tl.s, die sie durch Jahrhunderte vor rücksichtloser Ausbeutung und Erpressung sicherten. Vor dem grausamen Uebermuth brutaler Machthaber konnte nur kriechende Unterwürfigkeit bestehen. Und bemerken wir noch ein dreistes Vordrängen, so sollte man nicht vergessen, daß Juden in der Vergangenheit auf dem gewöhnlichen Weg überhaupt nicht vorwärts zu kommen vermochten. Ter Schmutz des Ghetto war das unausbleibliche Ergebniß der Absperrung in engcn Stadtvierteln. Aber auf den freien Boden der Neuen Welt verschwanden diese unangenehmen Züge fast völlig. Die maßlose Habgier Shylocks kam nur in einem Lande und zu einer Zeit vor, in der kaum ein anderer Glanz als das Blinken des Goldes das düstere Heim des Juden erhellte. Mit dem Genuß der Freiheit und aller Menschen- und Bürgerrechte lernte er auch diese Rechte verlheidigen: im Bürgerkrieg kämpften die JudlN für die Erhaltung der Union. Daß die weiblichen Mitglieder der jüdischen Hochfinanz eine auffallende Schaustellung ihres Schmuckes lieben, ist wahr; doch pflegen auch die Damen des amerikanischen Uppertendoms ihre Diamanten nicht in Gewölbe zu verschließen. Gewisse Vorzüge, die man dem jüdischen Stamm von je her zugestand, konnten sich im Westen noch kräftiger entwickeln. Die durch eine lange Reihe von Geschlechtern überlieferte Willensfestigleit und Schärfe des Verstandes brauchte nicht länger der Abwehr der Verfolgung und der Sicherung des bloßen Seins zu dienen, sondern durfte sich in Erinnerung uralter Leistungen würdiger Vorfahren auf den Ausbau der Gemeinde richten und soziale Einrichtungen schaffen, die in ihrer Art mustergillig waren. Mit den Angloamerikanern schätzen die Juden das Leben im häuslichen Kreis hoch. Das Wort, das Gutzkow in seinem bekannten Drama den weisen De Silva zu Uriel Acosta sagen läßt: „Tief in uuserm Volke wurzelt der Zauber der Familie", cs behält auch in der neuen Welt seine Bedeutung. Der materielle Erfolg und die ungebundene Ausübung aller Kräfte auf den verschiedensten Lebensgebieten lassen einen Theil der jüngeren Generation freilich im rajfinirten Genuß des erworbenen Reichthumes den letzten und höchsten Zweck des Seins erblicken. Und ein fast übermüthiges Selbstgefühl verleitet mitunter zu verletzendem Spott gegenüber der religiösen Ueberzeugung Andersdenkender.

Die laute Betonung gewisser Rechte könnte Vorurtheile wiedererwccken, die in Amerika saft entschlummert schienen. Vor einiger Zeit erwähnte eine Lehrerin der öffentlichen Schulen Brooklyns bei einer Weihnachtfeier die Gottheit Chi ifti. Jüdische Schüler der Klasse berichteten Das ihren Eltern, die den Vorfall einem

Abe Ruef, der berüchtigste Meister polnischer Erpressung in Kalifornien, und Morris Haas, der den mit der Anklage der kalifornischen Korruptionisten betrauten Staatsanwalt Henry niederknallte, waren Juden. Doch während sich der Prozeß gegen die Beiden und ihre Mitverbrecher am Goldenen Thor abspielte, brannten in den von einer ausschließlich eingesessenen Bevölkerung bewohnten Südftaaten organisirte Banden von „Nachtreitern" das Eigenthum friedlicher Bürger im Werth von Millionen nieder und erschossen Staatsbeamte, die dieses Eigenthum beschützten. Man hat es hier wie dort mit Ausnahmefällen zu thun, wie solche nur zu einer gewissen Zeit und unter besonderen Verhältnissen vorkommen.

Rabbi mitteilten Der erhob vor der Erziehungbehörde der Stadt Beschwerde
über den Hinweis auf ein religiöses Dogma, der dem Geist und den Vorschriften
der öffentlichen Schulen widerspreche. Mehrere jüdische Blätter sprachen sich in
gleichem Sinn aus. Damit standen sie, wie der Rabbi, formell auf dem Rechts«
standpunkt. Nach dem Gemeinrecht kann der Besitzer eines Grundstückes die Ent-
fernung der seinen Grenzzaun überhängenden Aefte eines nebenan stehenden BaumeS
verlangen. Diese Forderung wird jedoch Keiner stellen, der mit seinem Nachbar
auf gutem Fuß lebt. In der Klasse waren sicherlich auch die Kmder von Unitariern
oder Freidenkern, die auch nicht an die Gottheit Christi glauben. Sie hielten es
jedoch nicht sür angemessen, einer Handlung wegen, die eher auf Unerfahrenheit
oder Uebereifer, als auf beabsichtigte Proselytenmacherei zurückzuführen war, den
Beschwerdeweg anzutreten. Mit einer gleichen Rücksichtnahme des Rabbis wäre
dem Judenthum mehr gedient gewesen als mit der öffentlichen Betonung des Rechts-
standpunktes. So meint denn auch die Wochenschrift „«le^visn Oomvaemt", das
böse Blut, das die Beschwerde gemacht habe, sei ein hoher Preis für die Zurecht-
weisung einer Lehrerin und die modifizirte Wiedergabe eines Weihnachtliedes.
Angesichts einer wachsenden Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, die nicht nur bei
einem Theil Jangisraels, sondern Jungamcrikas überhaupt zu Tage tiitt, spricht
der Schriftleiter des „^msi'ican Ssdrsxv" von einer Pflicht neuweltlicher Israeliten,
das Amerikanerthum zu „judaisiren". Er weift auf die erwähnten verwandten Züge
bei Juden und Puritanern hin, an die dieser Versuch anzuknüpfen hätte. Aber
deren Lebensauffassung hat in der sogenannten Neuengland-Renaissance durch den
umgestaltenden Einfluß altweltlicher Kultur elemente, durch Werke der italienischen
und englischen Dichtung, der deutschen Philosophie und deö französischen Kommu-
nismus eine weitgehende Umwandlung irsahren. Und eine Bewältigung der jetzt
in Amerika bestehenden Krisis hätte mehr an das Neue als an das Alte Testament
anzuknüpfen, und zwar in dem Sinn, in dem die kantische Lehre in Übereinstimmung
mit dem Evangelium die moralische Denkart mehr in das Gesetz hineinträgt als
sie aus diesem ableitet.
Doch es sind zwei andere Fragen, die zur Zeit das amerikanische Juden-
thum in hohem Grade beschäftigen. Die Abschaffung des Sabbaths, den der radi-
kale Rabbi Dr. Isidor Singer einen „altscmitischen Aberglauben" nennt, wird von
verschiedenen Rabbis fortschrittlicher Richtung aus ethischen, sozialen und wirth-
schaftlichen Gründen empfohlen, von der Mehrheit aber bekämpft. Wichtiger er-
scheint die zionistische Bewegung Versteht man darunter den Versuch, in Palästina
Land zu erwerben, auf dem die europäischer Verfolgung entflohenen Juden Kolonien
gründen und in Förderung ihres geistigen und materiellen Wohles der Welt den.
Beweis der Tüchtigkeit ihrer Rasse liefern können, so wird sie von allen ameri-
kanischen Israeliten unterstützt. Erblickt man in ihr aber einen von Gott aus-
gehenden Ruf zur Neugestaltung eines jüdischen Nationalstaates in Palästina, m
dem dis messianische Verheißung ihre Erfüllung finden soll, so wenden sich die Leiter
des liberalen Judenthumes mit aller Entschiedenheit gegen sie. Schon Dr. Mise
betonte widerholl, der Jude dürfe an Patriotismus keinem seiner amerikanischn.
Mitbürger nachstehen. Und von einem Nachfolger Wises rühren die Worte her:
^Die Israeliten sind Amerikaner in Amerika, Engländerin England und Franzosen
in Frankreich. Palästina als zukünftiger Besitz hat keine Anziehung für uns. ES

ist uns nur theuec als die Wiege unseres Glaubens; es ist nicht mehr unser Land.
Un sei Vaterland ist der Ort unserer Geburt, die Nation, die uns schützt, ist unsere Nation."
Als später Or. Shemaryahu Lewin, der als zionistischer Agitator aus Ruß-
land nach Amerika kam, in seinen Reden sagte, der amerikanische Jude dürfe sich
nicht als einen vollen Bürger dieses Landes, sondern nur als geduldeten Fremdling
betrachten, dessen wahre Heimath Palästina sei, wurde diese Zumuthung mit Ent-
rüstung zurückgewiesen. Rabbi Kaufmann Kohler proteftirte heftig nnd sagte, die
zionistische Bewegung sei, wo sie über die Grenzen der Philantropie hinausgehe,
geradezu schädlich, weil sie die Judenheit in ein falsches Licht bringe und Grund
zur Verdächtigung ihrer Vaterlandliebe biete. Auch die deutschen Einwanderer haben
tapfer für die Erhaltung ihres Volksthumes gekämpft. Friedrich Kapp kam in seiner
„Geschichte der Deutschen im Slaat New Jork" zu dem Ergebniß das Deutsch-
thum sei bestimmt, im Amerikanerthum aufzugehen, müsse ihm aber vorher sein
bestes, tüchtigstes Wesen einverleiben. Dann sei eine „geistige Wiederauferstehung"
zu hoffen. Damals widersprachen die Deutschen heftig: heute werden die meisten
wohl finden, daß Kapps Voraussicht richtig war. Eine Anzahl bekannter Juden erblickt
die Zukunft ihres Stammes in Amerika in dem selben Licht. So der englische Novel-
list Zangwill der sich seit längerer Zeit in den Vereinigten Staaien aufhält. In
seinem Drama „Der Schmelztiegel" bezeichnet er ein Aufgehen der Juden im Ameri-
kaners um durch Zwifchenheirath als das voraussichtliche Los seines Stammes. Da-
mit fände, wie so mancher wegemüde Wanderer, auch Israel im großen gasllichenLande
der Freiheit Ruhe und Frieden. Doch diese Ruhe bedeutete den Untergang der Raffe;
und der ist immer etwas Schmerzliches. Kein Wunder, daß deshalb hervorragende
Israeliten der von Zangwill angedeuteten Lösung nicht beizustimmen vermögen. Nun
können zwar die Juden seit der Zerstörung Jerusalems auf eine zweitausendjährige
Geschichte zurückblicken und haben eine beispiellose Zähigkeit in Bewahrung ihrer
Eigenart bewiesen. Dies geschah jedoch unter Aechtung und Verfolgung oder doch
nur Duldung. Aber die Fleischtöpfe Egyptens wurden für die Juden fast gefährlicher
als die babylonische Gefangenschaft. Ob bei dem Aufhören jeglichen äußeren Druckes
die innere Widerstandsfähigkeit auch in vollster Freiheit und im Besitz aller Rechte
sich behaupten läßt, ist eine offene Frage. Gerade die häufigen Proteste gegen Misch-
ehen beweisen, daß der Verschmelzungprozeß schon begonnen hat. In einem newyorker
Blatt stand der Satz: „Es sollte keine Judenstage in diesem Lande geben. Sie ist
unvereinbar mit den Grundsätzen seiner sozialen und politischen Organisation." Sicher
giebt es in Amerika Juden, die diese Ansicht theilen. Danach würde das Wort
Chamberlains von dem „fremden Element", das, „im Besitz seiner nationalen Idee,
seiner nationalen Vergangenheit, seiner nationalen Zukunft, die Berührung mit
anderen Menschen wie eine Verunreinigung empfand und noch heute empfindet",
haltlos erscheinen. Wie man aber auch diese Frage beantworten mag: die Ein-
verleibung eines Stammes in ein freies und mächtiges Volk, die nicht widerstrebend
ertragen, sondern von dem Wirthvolk als eine Bereicherung künftiger Entwickelung-
Möglichkeiten begünstigt wird, ist kein unwürdiges Los. Und in Erinnerung an
denkwürdige Gesetzgeberthaten einer morgenländischen Vorzeit heute an den sozialen
Neugestaltungen des westlichen Freistaates kraftvoll mitwirken zu dürfen: mit diesem
Schicksal könnte Israel wohl zufrieden sein.

Heppenheim. Wilhelm Müller.

).). David.
in Jahr war es her, daß I. I. David starb: da wurde ihm von Freundes-
hand das Denkmal gesetzt. Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien (bei
R. Piper & Co. in München); Ernst Heilborn und Erich Schmidt haben fte ge-
leitet und Erich Schmidt hat dem ersten Band eine von herzlichen Gefühlen ge-
tragene Einleitung mit auf den Weg gegeben. Es wäre zu wünschen, daß diese
Ausgabe wirklich in weite Kreise dringe und David den Bollklang des Namens und
des Ruhmes finde, der ihm in seinem harten, schweren Leben versagt blieb.
Wenn ich das traurige, schmerzenreiche Bild Hillischors sehe, das dem ersten
Band vorangesetzt ist, die Totenmaske eines Lebenden, mit den weit geöffneten
Augen, die in schreckhaftes Nichts zu starren scheinen, mit dem Munde, dessen
Lächeln in der Furche des Schmerzes sich verliert, so denke ich mit Wehmuth an
unsere Kindertage, wo wir in Gärten und auf Wiesen tollten, auf Bäume kletterten
und lustigen Unfug trieben. Denn David war immer, auch als ernster Mann, auch
wenn er gerade mit allen bösen Gewalten zu ringen hatte. Einer, der Tollheit
und Unfug liebte; und Das gab zuweilen einen gar seltsamen Klang. Denn nicht
nur sein ganzes Wesen, nicht nur seine Kunst: auch sein Schicksal steuerte stets
über stürmische Meere nach dunklen Inseln. Aber auf dem schwarzen Schiff saß
mitunter ein Kobold und trieb Unfug in den Raaen. Das bringt mich noch auf
eine eigenthümliche Seite in Davids Wesen, die nicht außer Acht gelassen werden
darf, wenn man ihn als Menschen und Dichter schildern will. David besaß in
höchstem Grade, was man die Wollust des Leidens heißt, den Willen zum Schmerz.
Er züchtete den eigenen Schmerz, er übertrieb sein eigenes Mißgeschick, er lebte
sich, nicht immer mit Recht, in die Rolle des Märtyrers ein. Und als ob er an
selbsterlebtem Mißgeschick und vernichtendem Weh nicht genug zu tragen gehabt
hätte, spann er Fäden innerer Beziehungen von eigenem Leid zu dem anderer
Poeten. Was froh und heiter sich gab, schob er dann von sich und verweilte mit
grimmigem Behagen bei den Leidensftationen dichtender Kollegen der Vergangen-
heit. Ich entsinne mich, wie bitter er es mir bei der gemeinsamen Lecture von
Meyers „Hochzeit des Mönches" verargte, daß ich nicht genug erschüttert war,
als Dante, sein Haupt verhüllend, am Herdfeuer des Oan xrauäs saß und sich
unter der wechselnden Gunst seiner Gönner doch als Heimathlosen fühlte. Seit er
durch Meyer von diesem heimlichen Danteschmerz erfahren, kam er nie anders in
mein Zimmer als mit den getragenen Schritten und dem düsteren Mantelwurf des
Verbannten Es ging ihm schlecht im Leben, bei Gott, es ging ihm schlecht! Doch
hätte ein Anderer mit anderem Temperament aus dem selben Schicksal Funken
des Glückes herauszuschlagen vermocht; denn ihm war beschieden, was nur wenigen
Auserwählten beschieden ist: er fand hingebende, aufopfernde Freunde, er fand
Anerkennung bei den Besten, gerade bei den Männern, deren Zuspruch er wünschte
und ersehnte. In der Neuen Freien Presse sagte Ludwig Speidel, als Davids erste
Gedichte erschienen: „Als Lyriker ist er einer der glücklichen Menschen, die sich blos
auf der Höhe des Talentes zu halten brauchen, um Bedeutendes zu leisten; viel-
leicht auch auf dem Gebiet des Dramas, auf dem sich David mit entschiedener Be-
gabung versucht hat. Also hochgeflogen und nach großen Zielen! Der Adler geht
kein Aas an und fängt keine Mücken." Ich erinmre mich noch des Tages, da

David, das Blatt in der Hand, zu mir stürzte, außer sich vor Freude und Jubel.
Und Speidel blieb ihm bis zu seinem Ende ein treuer Freund und Förderer, Wie
stolz war David auf Erich Schmidts Lob! Aber seine skeptische Natur mißtraute
dem eigenen Glück. Er ließ es nicht gelten, wollte es nicht gelten lassen. Und doch
halte ihm eine gütige Fee noch ein wunderbares Geschenk in die Wiege gelegt: Selbst-
vertrauen David glaubte an sich, glaubte an seine dichterische Sendung an die
höchsten Ziele, an Triumphe und Siege, die ihm kraft seines Talentes beschieden
sein müßten So ging er hin, ein innerlich Ueberreicher, durch die Menge, unge-
duldig, weil sie seinen Reichthum nicht mit offenen Augen sah, ungeberdig, well
er die Ziele nicht rascher erreichte, unwirsch, weil nicht überall Propheten seines
Talentes auftraten Er war seines Unglückes Schmied. Er hieb mit hartem Hammer
selbst auf sein Leben los und schlug es wie sein Herz in blutende Stücke.
Der Hammer war stets sein Handwerkszeug. Er hämmerte seine Prosa, er
trieb seine Verse wie aus hartem Metall, er behaute den Stein seiner Geschichten.
Und oft war es edelster Marmelftein und oft war das Mötall in seiner Hand glühendes
Gold Er war nicht verschwenderisch in seinen Gefühlen, nicht mittheilsam, nicht
hingebend, nicht zärtlich. Wenn ihm doch ein zärtlicher Ton entschlüpfte, dann
folgte die Selbstironie auf dem Fuß. Er verschloß die Weichheit in sich. Und wie
weich und empfänglich sein Gcmüth sein konnte, wie tiefe Furchen das Gefühl ihm
in Herz und Seele schnitt, hat er in seiner Lyrik bewiesen. Der erste Band der
gesammelten Werke giebt eine vorzügliche Sammlung seiner Verse. Da klingt m
allen Tönen das Leitmotiv: „Mein ganzes Leben scheint mir eine tiefbange Klage
und ein Weh." Dieses Weh strömt bald enlsagungooll, bald verzweifelt, bald m
trotziger Empörung und bald von herbstlichen Schauern umwoben aus seiner ge-
marterten Brust. David, dessen Schwerhörigkeit ihm das Leben verbitterte, war
hellhörig für alles Klingen und Singen in der Natur und im Menschenherzen.
Es glückte ihm, die Grenzen des lyrisch Aussprechbaren zu erweitern und eigenste
Laute, die mit keiner anderen Stimme zu verwechseln sind, sich zu schaffen. Seine
Lyrik hat Etwas vom Stürmen der Frühlingsgewässer, die das Eis abwerfen und
befreit zu Thal stürzen. Wie rn jedem Dichter wohnte auch in ihm die Sehnsucht
nach Freiheit, nach innerer Freiheit vor Allem, nach innerer Ruhe, nach dem Frieden
des Gemütes. David liebte das Pathos. Seine Prosa war von schweren Akkorden
getragen und selbst Alltägliches und Gewöhnliches drückte er oft gar feierlich aus.
Eme Weile drohte dieses Pathetische in ihm zur Manier zu erstarren; da mengte
sich das Schicksal in seine Prosa. Um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen
(denn von gedankendichten Versen und schwerblütigen Novellen kann ein deutscher
Poet mit Weib und Kind kaum leben), wurde David Journalist. Er, der sich nur
in der Luft der Renaissance oder auf heimischer, mährischer Scholle wohl fühlte,
der die Großstadt nur aus den spähenden Augen des Beobachters sah, der an dem
Schicksal der kleinen Menschen liebevoll Antheil nimmt, mußte über Politik und
Welthändel schreiben, was ihn herzlich wenig kümmerte. Aber das journalistische
Muß, die Eile des Handwerks machte seine Prosa flüssiger und geschmeidiger
Und in dem vernichtenden Gefühl, durch Lebcnsnoth zu einer ihm völlig unlieb-
samen Beschäftigung herabgewürdigt zu sein, flüchtete er sich aus der Härte des wirk«
lichen Lebens und seinen tausend Beschränktheiten in seiner Seele tiefste Gründe, hing
seinen Träumen und Visionen nach, entzündete die Fackeln seiner heimlichsten Wunder-

lichkeiten, ihürmte wuchtende Probleme auf und balancirte sie auf steilen Gedanken-
zacken. In dieser zweiten Periode seines Lebens errang er als Romanschriftsteller
seine wahrhafte Bedeutung Die harte Schule des Tagschreibers schenkte uns die
vollen Garben seiner Gedichte, die reifen Saftfrüchte seiner Novellen, gab dem
ganzen Menschen und Dichter seine innere Vollendung.
Sein inniges, ich möchte sagen: glühendes Sprachgefühl hat er dem Hai'd-
werk nie geopfert. Er hatte eine fast körperliche Freude daran, das Satzgefüge
kunstvoll zu verschränken, er empfand wie Wenige die verborgenen, fast mystischen
Reize der Syntax. Und er schrieb einmal, was für ihn so durchaus typisch ist:
„Es ist etwas Gothisches in einer schönen deutschen Periode. Verschnörkelung, die
nothwendig ist, und allenthalben eine gleich vertheilte und nicht zu starke Helle."
Sein Stil war sein Schöpfergeheimniß. Er liebte als Dichter das Helldunkel, die
langhinfallenden Schatten des Abends, die Schauer der Dämmerung. Doch immer
blieb er der Poet der sinkenden Sonne. Vor sich sah er die Nachvmit ihren großen,
schweigenden Flügeln. Er war kein Sänger des Morgens, der dem Tag entgegen«
strebt. Ohne es selbst eigentlich recht zu wissen, war er ein Pessimist. Alles Bittere,
Harte, Grausame vetfolgte er bis zu den tragischen Wurzeln. Dafür fand er pracht-
voll dunkle Worte, Klangstimmungen, die sich zu nie vernommenen, feinen, selt-
sam:« Klagelauten und Sprachreizen gestalteten. Er wuchs mit seinem Leid und
mit dem Leiden seiner Menschen. Der Frohsinn, der manchmal aus seiner Dichtung
aufzuckt und einzelne Stellen der Romane überglänztest immer mit Schleiern verhängt.
Man kann nicht liebevoller und gerechter über David urtheilen als Erich
Schmidt in seinen einleitenden Worten. Seine kleine Biographie ist ein Meister-
werk der Silhouette; und auch durch dieses Vorwort, das zugleich ja ein Nachruf
ist, klingt davidische Dämmerstimmung. Es ist selbst in den Ton getaucht, den
Daoid so sehr liebte. Die Bühne, nach der er mit heißem Ringen strebte, versagte
ihm Erfolge; seine Verse, die mit zu dem Schönsten gehören, was das literarische
Oesterreich im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat, waren nur Wenigen bekannt,
seine Romane und Novellen hatten nicht die Auflagenziffer, die von Werken diel
minderer Art erreicht wurden. Dieser Mann des Volkes, der stolz war auf seine
bäuerische Abkunft, der immer den Proletarier liebte und in sich betonte, schrieb
nur sür Aristokraten des Geschmackes.
Es liegt mir fern, hier eine kritische Sichtung der Werke Davids und ihrer
Bedeutung zu geben, nachzuspüren und aufzuweisen, welchen dichterischen Zielen
David zustrebte, von wo er kam, wohin er ging, ob die Konflikte, die er schürzte
und löste, seiner Zeit Bereicherung brachten, ob die Gestalten, die seiner Seele
Tiefe gebar, im Licht bleibend wandeln können. Berufenere als ich werden mit
dem Dichter I. I. David sich auseinandersetzen und ihm seinen Rang zuweisen.
Ich wollte nur meinem lieben Vetter, dem Spielgefährten meiner Kindheit, meinem
eifervollen Lehrer, dem Freund und Berather meiner ganzen Jugend dieses be-
scheidene Erinnerungblatt aus das Grab legen und wünschen, daß zur Wahrheit
werde, was David von sich selbst gesagt hat:

So, kann ich mich dem Größten nicht vergleichen.
An Math und Wahrheit muß ich Keinem weichen.
Und also mein' ich, noch zu künftigen Tagen
Wird Manches, das ich still geschaffen, ragen.

Ernestine Lothar.

Scirocco. *)

s ist sonnenlos und^schwül. Nichtige Wolken; ihr Zug so tief, daß sie auf die
Welt drücken und man meint, keinen freien und herzhaften Athemzug thun
zu können: und so dünn find sie, daß man das Blau des Himmels hinter ihnen
ahnt, das sich uns weigert, und die schöne Sonne, die sie hüllen.

Es regnet nicht. Nur manchmal lösen sich einige Tropfen und klatschen
hart und mit einem vernehmlichen Schlage an die Fensterscheiben. Der Wind hat
ein wunderlich beängstigendes Stöhncn. Er keucht wie ein Müder, der gern rasten
möchte und dem ein Dränger hinter ihm keine Ruhe und kein Weilen vergönnt.
Manchmal muß er dennoch verschnaufen. Dann stehen die Bäume, die eben noch
so gewogt, wie in banger Erwartung des nächsten, stärkeren, unvermeidlichen Stoßes.
Das graue Mauerwerk der alten gethürmten und bewehrten Stadt am Meere
ragt. Die Fluth. di>: sie umspült, hebt und senkt sich in einer Hefligen, verworrenen
und verwirrenden Bewegung. Klippen sind vor dem Strand; da schwillt, flach,
immer steigend, nascht an ihnen, tastet sich am grauen Gestein aufwärts und stürzt
sich endlich in jähem Ansturm darüber wie ein wilder Gießbach Ueber das tiefe
Blau des Meeres sind Silberfäden geworfen, als spänne sie eine Hand von den
Kämmen der Wellen, da sie im Fernen leuchten und herübergrüßen.

Es ist traurige Zeit. Man leidet darunter doppelt, weil man der Sonne
entgegengefahren war und sich um eine begründete Erwartung besrogen fühlt, will
ste hier nicht scheinen. Man hat blaue Schwertchen gesammelt, die ja überall um
die Wälle der alten Festung blühen, und sie sich aufs Zimmer getragen. Das
füllen sie nun mit Nrem schier allzu starken Duft: mit ihren blauen und hellen
Flammen, die an rechten Frühlingshimmel erinnern, wie er sich entschleiert, wenn
die Wolken reißen. Aber sie machen an solchen Tagen nicht fröhlich. Denn man
pflanzt sie so gern auf Gräber, vielleicht aus dem Gefühl, so Elwas bringe Lenz
und Licht in die ewige Nacht.

E5 ist, als lösten sich Schatten von den Wolken und Huschren mit behenden
Füßen durch den verstörten Tag; und hätten ein weinend Stimmchen von der
Stimme des Sturmes und man müsse sehr achten, damit man keines ihr.r ge-
raunten und über die ganze, nackte und erschauernde Seele hingehauchten Worte
überhöre. Sie singen klagend vom Gewesenen, das der Wind verweht hat und dessen
man doch nimmer, ach, nie und nimmer vergessen kann. Ein altes Lied! Aber
nichts auf Erden singt eine neue Weise. Und Der, für den sie angehoben wird,
kann sich ihr nicht entziehen, und sei sie ihm noch so oft ins Herz gegeigt oder
Verhalten geschluchzt worden.

Da waren einmal (Das ist nun lange, so lange ist Das her) zwei Menschen
gewesen. Beide trugen ein stolzes Haupt und einen stolzen Sinn und sie meinten,
ts könne nichts kommen noch ersonnen werden, das Etwas über sie* vermöchte.
Denn schon waren die Versuchungen durchschritten.

Sie hatten einander zufällig gefunden, auf der Flucht vor dem Alltag den
Beide haßten und der sie dennoch stärker in Anspruch nahm, als solchen Naturen
geziemt. Denn sie mußten erwerben und hatten Jedes einen Anhang von allerlei
Leuten denen ste verpflichtet waren. Erst hatten sie einander mit gleichgiltigen

^) Eine Probe aus den Gesammelten Werken Davids, die bei Piper erscheinen.

Augen gesehen. Dann kam ein Grnß, wenn man einander begegnete, aus Höflich-
keit geboten und flüchtig genug erwidert. Dann sah man einander für einen Augen-
blick nach und freute sich unbewußt, wie tüchtig das Andere einherging und n tt
gleichen und ebenmäßigen Schritten der Hohe zustieg. Es kam eine kurze gemein-
same Rast, ganz ungewollt, auf irgendeiner Bank im Grünen. Zu Worten hat e
Keiner Lust. Denn es ging dem Frühling zu und die Birken standen m ihren:
ersten, zarten Grün, das so unsäglich leise auf die blanke Rinde niederwallt wie
der Schleier einer Braut auf ihr weiß und seidig Gewand.
Und der Frühlingsabend ging und alle die Aestchen und die Zweige hoben
sich oder sie nickten, als wüßten sie ein sel,r holdes Geheimniß und bestätigten
es einander ernsthaft und aus unerschütterlichem Vertrauen. Und ein Buchfink, dessen
Kleid sich schon tiefer und leuchtender zu färben begann, probirte ganz für sich
erst ein Gesätzchen, dann eine Strophe, ob er seme Kunst und seine Weise während
der endlosen Winterzeit nicht verlernt habe. Oder eine Amsel schwang sich in dle
Wipfel, ließ die schwarze Brust von der Sonne bescheinen und pfiff ihre Note.
Dies Alles sogen ste in sich und genossen es tief, wie Zwei, die hernach
weitem fronen müssen und zehren vo.i den durchsonnten Tagen, die ihnen d^s
Schicksal inmitten der Hetzjagd und des Erwerbes vergönnt. Immer besser lernten
sie sehen: und so gabs immer Neues' und wenn es nur ein Saum einer Wolke
war, die dem Niedergang zusteuerte und in rolher, weiß- und orangeumgrenzter
Lohe aufglomm; oder an geschützten Stellen, wo das Gras höher aufwuchs, der
Reigen, den der Wind auf den Spitzen der Halme drehte.
Es kamen Regen, so kurz, daß sie keine Verdrießlichkeit werden ließen und
nur jeden Schuß und jedes Blühen segnend feuchteten. Emen schweren Tag hatten
sie durch all die Wochen nicht. Es fiel ihnen nicht einmal auf, daß sie nun immer
gemeinsam gingen oder daß sie einander doch, waren sie einmal, Jedes für sich,
vom Haus fort, irgendwo im Grünen fanden, um beisammen zu bleiben bis sie
sich wieder heimwärts wandten. Das hatte sich so gemacht und war hübsch so.
Sie machten sich keine Gedanken darüber. Kamen wieder einmal Briefe von Hause,
dann werden sie, wie aus einer Abrede, flüchtig und mit Unlust durchflogen und
sorgsam beseitigt. Die mahnten a« Dinge, lie man gern vergessen hatte.
Noch waren die Abende lang. Da saß man denn beisammen, bis es Schlafen^ -
zeit war, und sprach furchtbar ernsthaft und vernünftig, wie eben zwei Menschen,
in deren Leben die Illusion und die Lüge gar keinen Raum mehr haben, die mtt
bloiden Haaren zu jener Einsicht gelangt waren, dahin andere einen viel weiteren
Weg brauchen. Und insgeheim war in ihnen dennoch ein unbeschreibliches Keimen,
das sie wohl vermerkten und von dem sich Rechenschaft zu geben sie sich wohl
hüteten. Und wieder einmal betraf sich Jedes darauf, daß es sich die eigenen
Worte zergliederte und auf ihren letzten Sinn hin untersuchte und über die eigene
Weisheit lachen und lächeln mußte, wie so gar ernsthaft man geworden war oder
sich mindestens benahm und gab.
Manchmal sang sie und er saß am jämmerlich verstimmten Klavier und be<
gleitete ste, so gut es eben ging. Zwei Kerzen brannten und gaben ein recht kümmer-
liches Licht; er beugte den Kopf auf die Taften, so tief er nur konnte, damit er
im Schatten bleibe, den er liebte. Alle Helle vereinigte sich um sie; sie firg sich
in ihren blonden Haaren und legte sich ihr schmeichelnd um die schmalen Wangen,
'd,e sich nun schon mit einer gesünderen Röthe zu färben begannen. TaS weckte

ihm immer ein sonderbares Verlangen. Sie hatte wenig Stimme und wenig Schule,
nur den lebendigen Sinn für Rhythmus und einen Ausdruck der innigsten Sehn-
wch?, den er noch nie so zwingend und weckcnd vernommen. Am Liebsten aber
l ou er sie auf Waldgängen. Da zwitscherte sie heimlich vor sich hin, wie eine
Schwalbe etwa, die sich selbst was vorsingt, und man durfte sie alsdann nicht
stören: sonst war sie verschreckt, als hätte man Erwas an ihr gesehen, das sie
verborgen haben wollte.

Sie dachten nicht der kommenden Tage, nicht einmal, als sie schon immer
andrängender und i ä'her an ihre Einsamkeit pochten. Sie wußten wohl, ohre zu
einander oder auch rur insgeheim ein Wort darüber zu verlieren, daß Köstliches,
Unwiderbringliches aus ihrem Leben scheiden müsse, wenn sich Jedes wieder seiner
Straße Zuwendete. Sie waren Pflichtenmenschen, die immcr getragen hatten, bis
ihnen der Glaube verloren gegangen war, sie könnten mit einem entschiedenen Ruck
all ihre Last hinter sich werfen und aufrecht einherschreiten, deren bester Stolz
eben die Erfüllung alles Dessen war, das'man ihnen aufgebürdet. Und sie waren
Fatalisten. Und so kam ihnen niemals der Gedanke, sie könnten sich an einander binden.

Und der letzte Abend brach für sie an. Sie waren schweigsam. Und wenn
sie mit einander sprechen muhten, so vermied Eins des Anderen Auge. Und sie
stützten den Kopf in die Hände und ihr Blut war ganz in den Schläfen und hämmerte
darin. Und sie blieben wach, so lange wie möglich, nur damit sie einander athmen
hören könnten. Die Kerzen brannten immer niedriger; und ihr gings durch den
Kopf, was wohl geschehen würde, wenn er sie mit plötzlichem Entschluß ausbliese.
Nichts Dergleichen begab sich. Sie boten einander frostige Hände, JedeS sein
Endchen Kerze in der Linken, das sie noch einmal mit seinem armen Leuchten
umgoldete. Sie aber wußte nicht, wie lange und wie rastlos er in seiner Stube
auf und nieder ging, in einem Kampf mit sich, der ihn auf die Knie warf und
den doch kein Ton verrathen durfte; noch ahnte er, wie wach sie auf ihrem Bett
sah, genarrt von ihrem ungestümen und klopfenden Herzen, bis sie sich mit einem
Ruck erhob und die Thür sperrte, um mit fiebernden Augen in die Nacht zu starren.
Draußen aber hatte sich der Südwind erhoben: er stieß mit Macht an die Fenster^
daß sie ächzten, als suche er den Zugang zu ihr.

Am anderen Morgen schieden sie. Die selbe Post brachte sie bis zur Bahn^
Ein kurzer Gruß. Erst suhr sie; er mußte warten und dachte Gedanken, von
denen er sich keine Rechenschaft gab, so verschwommen waren sie. Beide haben
ihren Weg gemacht und ihre Ketten getragen, bis sie von selbst fielen und sie fremd
und verwundert einer Freiheit gegenüberstanden, mit der sie nichts mehr zu be-
ginnen wußten. Tie mit ihnen zu thun bekamen, fanden sie hart und unbillig
und ganz auf den eigenen Vortheil bedacht. Und sie glaubten endlich, sie seien
immer so gewesen und es sei ein närrischer Traum, den sie einmal im Vorfrühling
geträumt, der ja auch in den besonnensten Menschen manchmal unfinnige und vom
Standpunkt der Vernunft durchaus zu mißbilligende BorfttLmgen weckt.

Nur den Scirocco mochten sie nicht; mochten es nicht, wenn es sonnenlos
und schwül war; wenn sich das Meer hob und senkte, andcmsienun jeden Früh»'
ling ihre Erholung suchten. Tann huschten ihnen Schatten durch den Tag und
gewannen Stimmchen von dem Stöhnen des Windes, der immer klagt und niemals
rasten kann. Was er aber beweine und suche? Wer mag es wissen? Vielleicht-
das Viele, Köstliche, das man ewig geglaubt und das er dennoch vertragen.

I. I. David.

Hoffmanns ZVcrk.
E. T. A. Hoffmanns Ausgewählte Werke. Acht Bände. Max Hesse in Leipzig.
Aus dem Vorwort:
Von einer Entwickelung Hoffmanns als Autor läßt sich kaum sprechen. „Ritter
Gluck* (1809), von den unbekannten Jugendarbeiten und von dem unbedeutenden
„Schreiben eines Klostergeistlichen" abgesehen, das erste literarische Produkt d^s
Dreiunddreißigjährigen, ist eine meisterliche Leistung; den „Goldenen Topf" (1814)
als schöngeschlosstnes Ganze hat er nicht mehr übert; offen, wcnn auch Partien
des .Freister" (1819) an Vertiefung des Menschlichen das köstliche „Märchen"
hinter sich lassen, wie sie ja auch in der ganzen deutschen Literatur nicht ihresgleichen
haben. Man könnte vielleicht darauf hinweisen, daß die allerletzten, bereits in der
Todeskrankheit geschriebenen und von dem Gelähmten unter Schmerzen diklirten
Stücke,der anwüchse „MeisterWacht",der mit Callots Lebenssreudigkeit und Diderots
Lebendigkeit entworsine Dialog „Des Vetters Eckfenster" und das großangelegte
Fragment „Der Feind", eine an dem Beweglichen unzewohnte Beruhigung athmen,
und daraus schließen, daß der Dichter nach dem vorläufigen Abschluß des „Kater
Murr" und der .Fragmentarischen Biographie des Kapellmeisters Johannes
Kreisler" den zerstörenden Geist gebannt und sich einer heiter gelassenen Betrachtung
des Lebens, wie sie sich in jene,! grundklarsn Werken spiegelt, dahingegeben habe,
der nur der grausame Tod ein verfrühtes Ende bereitet hätte- doch dieser Schluß
wäre sehr voreilig Erstens finden sich in allen Werken Hoffmanns, auch in den
phantastisch ausschweifendsten^ wie im „Sandmann", den „Elixieren", auch in den
als toll und aberwitzig getadelten, wie dcr moussirenden „Brambilla", dem oft
wie in Raketen zerstäubenden „Meister Floh", solche ruhig-helle Partien, ja, der
größte Theil der in den „Serapionbrüdern" gesammelten Erzählungen ist geradezu
der Typus der „klassischen" deutschen moäerato eon Wotn-Novelle, wie sie nach
romanischem Muster zumal Tieck und der glänzend begabte, nur allzu leichtflüssige
Hauff ausgebildet und weitergesührt haben (der in sich selbst schwelgende Arnim
und der metallisch kalt gehämmerte Kleist stehen außerhalb der Reihe): dann aber
ist von den barocksten Gebilden, ter prachtvoll übermüthigen „Königsbraut", dem
an leuchtender Farbigkeit und sicherer Zeichnung gleich hinterm »Goldenen Topf"
herschrcitenden „ZacheS", der halsbrecherisch kühn jonglirenden „Brambilla", zu
jenen zum Theil wahrhaft altvaterisch beschaulichen Erzählungen keineswegs-ein
„Fortschritt", wie ihn pädagogische Literaturhistoriker mit inappellablem Rothstift
merkend zu konstatiren lieben, sondern es ist eben ein in tausend Facetten funkelnder
Dichter, der sich je nach der Gnade der Eingebung, je nach dem Einfall des Lichtes
so oder anders darstellt. Die Werke sind nichts als Gleichnisse seiner menschlichen
Erscheinung in ihren verschiedenen natürlichen Zuständen.
Die naiv unmittelbaren „KreZsleriana", der etwas zu lang gerathene „Ber-
ganza", der unerschöpfliche „Kater Mur;" hängen zusammen. Es ist kein dichtes
Gewebe, aber die Lücken zerreißen doch nie die Einheit. Ans den „Kreisleriana",
die zunächst außerpersönlichstes bambcrger Detail bringen, wäre etwa „Der voll-
kommene Maschinist" auszuscheiden als ein im Ganzen äutzetliches, wenn auch keines-
Wegs veraltetes Scherzstück: auch die „Nachricht von einem gebildeten jungen Mann",
nimmt lie z'var schon den Philister Murr vorwea, nicht so sehr Kreislorianum,

Motiv als harmlos Verzierung, Triller. Doch nähern sich die in einem flackernden
Presto aus dem Handgelenk gewirbelten „Abenteuer der Silvester-Nacht", wie sie
den schaurigen Ton der.Nachtstücke" anschlagen dem „Kreisler"-Problem, führen
in der persönlichen Einkleidung l„Die Geliebte") sogar Kreisler-Hoffmann selbst
intim wie sonst nur im Berganza aus der leicht an Charnisso angelehnten Fabel
ms Leben, Im düster-majestätischen „Don Juan" (auch der „Don Juan" ist eigent-
lich schon ein „Nachtstück"), noch mehr im großartig/einsachen „Ritter Gluck" bleibt
der Ich-Erzähler, der vielgeliebte .reisende Enthusiast", diskreter, unpersönlicher,
er ist mehr (freilich brillant verwendetes) technisches Mittel als in den Verlauf
verwobene Gestalt. „Klein Zaches" und „Meister Floh" sind nur äußerlich, als
größere Stücke, von den „Serapionbrüdern"' geschieden geblieben. Diese beiden
wunderbaren Märchen, das Juwel der „Phantasiestücke", „Der goldne Tops", die
„Prmzessin Brambilla" und aus den „Serapionbrüdern" „Nußknacker und Mause-
kö.ug",.DaZ fremde Kind" und „Die Königsbraut" bilden die zweite große Gruppe.
Wo ist der infernalische Tausendkünstler von Maler, der die Galerie dieser wir-
belnden Gestalten nachzuzaubern sich unterfinge? Die dritte sind die eigentlichen
Novellen, darunter die bekanntesten und besten, immer wieder mit Achtung gebucht,
„Doge und Dogaresse", „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen", „Das
Fräulein von Scuderi", „Signor Formica", „Die Fermate". „Rath Krefpel"
hat das kreisle; ische, das geistreich grundlegende, Wagner vorahnende Gespräch
„Der Dichter und der Komponist"; sührt die dithyrambischen ästhetischen Bekennt-
nisse der.Kreisleriana" („Beethovens Instrumentalmusik") weiter. Die entzückende
.Brautwahl" aber, die schönste Weihegabe eines Alt« und Ostpreußen an die
märkische Hauptstadt, würde sich trefflich zu den „Abenteuern der Silvester-Nacht"
fügen. Schwächer als fast alle Serapionstücke ist der zezflatternde „Magnetiseur"
in den „Phantasieftücken"; zu den glänzendsten Werken des Virtuosen Hoffmann
aber zählt das „Majorat" (das auch charmante persönliche Erinnerungen an Cora
Halt, an den Großonkel, an die Ostsee enthält). Die wie in Fieberhitze und Fieber»
kälte hin und her geworfenen, magnetisch lockenden, verrucht üppigen „Elixiere des
Ten els" kennt wohl Jeder, dem Hoffmann mehr als ein Name ist (Georg Ellinger
hat sie jüngst kritisch edirt). Einzelne Theile der El'xiere", so der ruhig breithin-
flbeßende erste Abschnitt, gehören zu den Meisterschöpfungen Hoffmanns, zu den
Meisterschöpfungen deutscher Prosa überhaupt. Wenn eine den Genuß steigernde
Einführung in Hoffmanns Wesen zu entwerfen wäre, so verblieben die „Phantasie-
stücke* (ohne „Berganza" und ohne den „Magnetiseur") am verheißenden Ansang.
Dann folgten die durch ihr fragmentarisches Gehaben aufregenden „Lebensansichten
des Katers Murr", die erst den langathmigen „Berganza" genießbarer machen,
weil sie Intensse am Persönlichsten geweckt und, wenn nicht befriedigt, doch so-
gleich gesteigert haben. ES schlössen sich die Kabinelsstücke „Klein Zaches" und
„Meister Floh" an; die Erzählungen der „Scrapionbrüder" gewähren keine neuen
Ausschlüsse, sie zeigen einen vollkommenen epischen Künstler auf der Höhe der
Meisterschaft (die begeisterten Franzosen haben uns ihn erst wieder zeigen müssen
Nun ein paar halblaute Signale und (unwürdige) Weiser.
Was ist das „Kreislerische" in Hoffmanns Werk? Es ist das Persönlichste,
dargebracht unter allerlei Mystifikationen und Vexirpossen, Seitensprüngen und
Entrechats eines schamhaften Bekenners. Jeder Dichter (von den schnöden Literaten

abgesehen, die den ehrlichen Namen sich anmaßen und ohne innerlichen Beruf als behende Erraffer umflatternder Gewandfetzen unberathen-unbesonmnen Leseni durch ihr lautes, aber leeres Gehaben den Geschmack am Echten, Geworden-Gewachsrnen zu eigenem vergänglichem Vortheil verderben), jeder wahrhaftige Dichter schafft im Grunde immer aus Innerlichstem, Eigenstem: er zieht die ganze Welt gleichsam in sich, um sie als Geschaffenes (Poesie) wieder aus sich heraus zu stellen. Sein souveraines Ich ist der Gestalter, Umgestalten Weniger aber als kei irgendeinem anderen Schaffenden ist das Erlebniß vom Werk zu trennen bei dem merkwürdigen Menschen, auf dessen Grabstein die schlicht-bedeulungvollen Worte stehen: ^ausgezeichnet im Amt, als Dichter, als Tonkünftler, als Maler". Seine glößte Dichtung wurzelt in seinem menschlichsten Wesen. Freilich hat auch cr Manches geschahen, das nicht das Geringste zu thun hat mit seinen persönlichen Schicksalen, hat, nament« lich in den letzten Jahren, als ein eben so fruchtbarer wie beliebter Autor eine große Anzahl von Geschichten geschrieben, die kaum die Begierde rege machen könnten, von ihrem Schöpfer mehr als knappe biographische Daten zu erfahren. Aber diese Produkte, obgleich mehrere davon wahren künstlerischen Werth besitzen, besonders die Technik der Novelle zu besonnener Höhe geläutert zeigen, sind durchaus nicht Das, waö sich mit jenem vom Schimmer des Geheimnisses umwobenen Namen verknüpft. Die Werke, die zur Charakteristik Hoffmanns meist, ja, ausschließlich in Bekracht kommen, sind immer wieder unternommene Versuche, das eigene Erleben künstlerisch zu bändigen, Ansätze zu einer großzügigen Deutung deS menschliches Geschickes, wie sie nur einer begnadeten, ahnungvoll-hellseherischen Seele und auch ihr nur in seltenen, fast visionären Augenblicken gelingt. Indem die Künstler ihr höchst persönliches Erleben, zur Form ringend, gestalten, rühren sie zugleich an die tiefsten menschlichen Näthsel. Und dieses bald glockenhelle, bald glockendumpfe Tönen ist es, das wir immer wieder schauernd vernehmen wollen. Dichten heißt nicht nur, „Gerichtstag halten über sich selbst" (Ibsen), dichten heißt auch, das Dasein überwinden durch die Form. Das, was den Dichter auszeichnet, ist eine gesteigerte Auffassung des Lebens. Der Dichter sieht alle Schicksale im Spiegel des eigenen seltsam erhöht und magisch vertieft und er erhebt das Individuelle zum Allgemeinen, indem er es durch die Form herausreißt aus dem unendlichen grauen Gewebe der Zeit. Aber in jedes Künstlers Schaffen gilbt es Werke der Weihe und Werke, die blos die Technik hervorgebracht hat. Der Künstler (und an Hoffmann mag man diesen Begriff bis zum Dämonischen sich beleben sehen) ist potenzirter Mensch und daneben Gestatter, Das heißt Arbeiter, der begnadete Empfänger von bezwingenden Visionen der Welt und ihr gleichsam besessener Verkünder, gleichzeitig aber und immer mehr und mehr im Verlauf der zur Meisterschaft ausstrebenden technischen Betätigung Handwerker im höheren Dienst seiner Mission Dies ist das Zwiespältige in jedem Schöpfer; nur ein spezifischer Ausdruck übrigens des allgemeinen Zwiespaltes der zwischen Gott und Thier mitten hineingestellten Menschennatur. Wer den Zwiespalt nicht immer wieder zum Akkord aufzulösen weiß, ist weder ein ganzer Mensch noch ein ganzer Künstler. Wie die Prinzessin Hedwigs zum Kapellmeister Kreisler sagt: „Nur in dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben aus." Denn wer ihn nie zu bekämpfen gehabt hat, der Ungestörte, der Philister, hat vom Künstlerischen keinen Hauch verspürt.

Dieses ewige Problem wird Hoffmann nicht müde zu bewegen; und in seinem
.„Kreisler" hat er aus intimsten Elementen die Gestalt geschaffen, die es uner-
schöpflich, weil ganz menschlich, verkörpert. Kreiöler ist der stets mit sich selbst streitende
höhere Mensch. Hedwigs ahnt ihn und begreift ihn rasch aus sich selbst heraus;
Julia, die Reine, Milde, Selige, erkennt ihn nicht anders denn im Traum und
im höchsten Traum des Weibes, der Liebe. Denn dem echten Weib ist in der reinen
Liebe den unfehlbare dumpfe Instinkt für das Höchste gegeben. Dem Künstler ver-
stört die irdische Liebe, die er als Mann dem Weib entgegenbringt, die „Liebe des
Künstlers", „das reine Himmelsfeuer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit der«
verblichen Flammen zu vernichten". Kreisler zwischen Hedwiga und Julia: Das ist
das zum Symbolischen erhöhte Schicksal des .guten Musikanten". Das „feindliche
Prinzip" aber läßt es nicht zu, daß es im Erleben deö Künstlers zu der Ruhe
komme, die sein inneres Ohr aus allen Dissonanzen befreiend im Akkord vernimmt.
Das hätte der dritte (ungeschriebene) Theil der großangelegten Kreislerbiographie
zeigen sollen. In den .Abenteuern der Silvesternacht" hat Hoffmann eine Art
Vorstudie geschaffen. Und im „Artushof" kehrt das Thema, geläutert von allen
Schlacken des Persönlichen, aber allzu sehr ins Mittelallerlich-Schablonenhafte und
zauberhaft Tieckische ätherisirt wieder.

Eine geniale Synthese des Themas, echt hoffmannesk paraphrasirt, hat dem
Kenner dieses seltsamsten deutschen Dichters Jacques Offenbach in seiner Oper
„Hoffmanns Erzählungen" dargebracht. Nicht so sehr im Text, der ein geschicktes
Mosaik aus Hoffmanns Gestalten und Elementen bietet und den nur ein erfahrener
Liebhaber Emsts Theodor Amadeus in seinen beständigen Allusionen an das Werk
öes Dichters völlig zu genießen in der Lage ist, sondern in der geisterhaften, me-
lancholischen, alle Mächte der Unterwelt beschwörenden, die Tiefen der Seele aus-
wühlenden und immer wieder in der unendlichen Sehnsucht, die ein Höheres ahnt,
versöhnenden Musik. Und diese Musik ist wahrhaftig Etwas von Hofftnanns Seele,
der inbrünstig nach dem Geisterreich verlangenden, vor dem tückisch im Hinter-
gründe des Daseins kauernden Wahnsinn bangenden, das fratzenhaft Alltägliche
rnit dem Spott des Vereinsamten bekämpfenden Seele des vollkommenen, man möchte
sagen: unrettbaren Künstlers. Immer wieder ist es die Eine, das „Engelsbild, das,
ein süßes, unerforschtes Geheimniß, schweigend ruhte in seiner Brust, sie, die Herr«
liche, die zum Leben gestaltete Ahnung, aus der Seele des Künstlers hervorleuchtet
als Gesang, Bild, Gedicht!" Er sucht sie im Leben; aber der „Dämon", das ^feind-
liche Prinzip" tritt ihm stets in den Weg. Aus ihm selbst erhebt er sich und stellt
Pch ihm Knbesiegbar entgegen, der ewige Widersacher, der Vernichter.

In den „Kreisleriana" ist Künstlers Erdenwallen mit unübertrefflichem Hu-
mor geschildert; dazwischen strahlen die reinsten, leuchtendsten Hymnen an die al-
leinseligmachende Kunst. Der „Kater Murr" malt mit dem verweilenden Pinsel
des Genremalers in behaglicher Satire den bürgerlichen Quietismus. In genialer
Verwirrung find unter diese Dokumente des selbstgefälligen Philifterthumes die
wunderbaren KreiSlerfragmente verstreut. Der „Goldene Topf" stellt, wie später,
um eine Oktave höher und im Tempo beschleunigt, der von scharfem Zeithohn
durchsetzte „Meister Floh", die beiden im „Kater Murr" durch den ironischen Trick
der abwechselnden „Murr"- und „Kreisler"-Stücke getrennten Welten des Philistert-
ums und der Phantasie. Ahnung und Gegenwart auf eine Ebene, von der sich nur

manchmal die anonymen Vertreter der leichteren Sphären ein Wenig erheben. Der Student Anselmus (er sollte berühmt sein wie Werther, wie Wilhelm Meister; feine Seele ist in höherem Grade Ebenbild der Gottheit als die des rationalistisch sich aus kurzem Rausch ernüchternden Wilhelm, dieses armsäligsten aller „Helden"), Anselmus, dem wir im „Zaches" unter anderem Namen wieder begegnen, ist eine besänftigte, vor Allem von jeglicher Anlage zur Ironie freie Ausgabe des Kreisler, sein Ideal vielleicht. Anselmus ist der weltfremde, Kreisler der argwöhnische wehrhafte Künstler. Anselmus ist Kreisler-Hoffmann als Jüngling, da er noch mit Hippel von dem süßen Glück der Freundschaft schwärmte und eine aus der Fern? angebetete „Jnamorata" im scheu knospenden Herzen trug, Kreisler-Hoffmann vor den Enttäuschungen, die ihm ein bald hochbrandendes Leben zugedacht hatte. Immer wieder taucht aus Kreislers purpurnen Dunkelheiten die selige Anselmus-Sehnsucht nach Serpentina, dem goldenen Schlänglein, herauf: „Mit Euch will ich ziehen, Ihr Akkorde! Von Euch getragen, soll sich aller trostlose Schmerz emporrichten zu mir und sich selbst vernichten in meiner eigenen Brust und Eure Stimmen sollen wie himmlische Friedensboten verkünden, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnsucht der ewigen Liebe." Aber immer wieder „regen sich die finsteren Geister, die so oft Macht hatten über ihn, und greifen fchonunglos mit scharfen Krallen in seine wunde Brust." Dann spottet wohl der wundersame Dichter selbst: „Die Freunde behaupteten: die Natur habe bei seiner Organisation ein neues Rezept versucht und der Versuch sei mißlungen, indem seinem überreizbaren Gemüthe, seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie zu wenig Phlegma beigemischt und so das Gleichgewicht zerstört worden, das dem Künstler durchaus nöthig sei, um mit der Welt zu leben und ihr Werk zu dichten." Aber der Ueberreiche hat auch der Welt gegeben, was sie braucht, und ihr in den „Serapionbrüdern" die Werke hinterlassen, an denen sie ihn auf ihre Weise erkannt hat,, der mehr war nls diese „Gaben der Milde".

Wenn die Musik die „Sprache des unbekannten romantischen Geisterreiches", die „in Tönen ausgesprochene Sanskritta der Natur" ist, dann ist Hoffmanns Dichtung ein ganz einzigartiges Ereigniß. Die ohne sonderlich zudringende Wortfülle sich sozusagen aus sich selbst erzeugende Prosa wirkt als eine Parallelerscheinung zur reinen Musik. Diese aus dem Geiste der Musik geborene und in ihren Mitteln wie die einzig erhabene Lyrik durchaus musikalische Dichtung enthält, hört man sie richtig, eine ewige Melodie: die „Ahnung des Ueberstnnlichen". Und so wären dem Magier, der eine Uebereinkunft der Farben, Töne und Düfte" gefunden hat („es kommt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnißvolle Weise durch den Lichtstrahl erzeugt würden und dann sich zu einem wundervollen Konzerte vereinigen müßten") unbewußt das Höchste als Gnadengeschenk zu Theil geworden: seine Kunst hat für ein paar Musikanten die Sprache der ewigen Ahnung selbst. Wie in Hoffmanns herrlichem Märchen Felix und Christlieb das „fremde Kind", er als einen Knaben, sie als ein Mädchen erblicken und wie ihnen der Abgesandte des Feenreiches die ganze Natur belebt, daß sie die Sprache der Bäume und der Büsche, des Baches und der Vögel verstehen, die Anderen nur ein Rauschen, Raunen, Plätschern und Zwitschern ist, so vernimmt der künstlerische Mensch aus den von einem großen Dichter verwendeten Zeichen der gemeinen Worte den großen Einklang der Welt, ein Echo des unhörbaren Sphärengesanges.

Wien. ^ Richard Schaukal.

Ein Reichsbankenamt.
AAz^leder haben zwei Bankfirmen in der Provinz das Zeitliche gesegnet; und
MW mit wachsendem Mißtrauen blickt man auf die Depositenkassen der Groß-
banken. Das ist das Tolle bei der Geschichte: der schwache Bankier draußen beißt
ins Gras und die berliner Banken sollen unter Kontrole gestellt werden. Jedes-
mal, wenn ein kleines Bankhaus fallirt, tauchen die Vorschläge ^zur gesetzlichen
Regelung des Depositenwesens" wieder auf.'' Als ob man schon so angenehme Er-
fahrungen mit der staatlichen Aufsicht über wirthschaftliche Institutionen gemacht
hätte! Im Jahr 1896 wurde zum ersten Mal angeregt, neben dem Depotgesetz
auch eine lex zum Schutz der Depositengläubiger zu schaffen. Die Regirung hat
damals, aus Gründen der Bequemlichkeit, den Borschlag zu den Akten gelegt und
sich, vernünftiger Weise, begnügt, ein unverbindliches Versprechen zu geben. Dann
kam der Plan zu einer Reichsdepositenbank, der sich schließlich zu einem von der
katholisch-agrarischen Partei des Reichstages gestellten Antrag verdünnte, der ReichS-
bank die Möglichkeit der Annahme verzinslicher Depositengelder zu gewähren. Mit
diesem bis auf den heutigen Tag unerfüllt gebliebenen Wunsch habe ich mich vor
zwei Jahren hier beschäftigt. Ein Reichsmonopol fürs Depositengeschäft: dahin ginge,
früh oder spät, dann die Reise. Können die Aktienbanken mit einem vonReiches we»
gen arbeitenden Unternehmen konkurriren? Die Zauberwirkung, die unsere Reichs-
Herrlichkeit auf breite Schichten übt, würde der Reichskaffe gute Zinsen tragen, die
aber, indirekt, von dem gesammten Kontingent der privaten Bankhäuser aufgebracht
werden müßten. Die könnten zusehen, wie sie ihre Dividende herausbekämen. Mit
„soliden" Geschäften jedenfalls nicht. Aehnliche (wenn auch nicht ganz so schlimme)
Wirkungen würde die Erweiterung der Reichsbank zum normalen Depositeninftitut
haben. Dazu kämen Bedenken, die sich auf das Centralnoteninstitut selbst beziehen.
Die Unvereinbarkeit einer gesunden Diskontpolitik mit dem Zwang, Geschäfte zu
machen, um die Depositenzinsen aufzubringen. Die letzte Etape auf dem Marsch
zum Schutz der Depositen hat die Bankenquetekommission gezeigt. Da wurde die
Frage gestellt: ^Empfiehlt eS sich, Maßregeln zur Sicherung der Depositengelder
zu treffen?"; und dieser Punkt der Tagesordnung ist noch nicht erledigt. Die Kom-
mission hat ihre Arbeiten unterbrochen und wird sie vor dem Herbst kaum wieder
ernstlich aufnehmen. Sogar an ein „Reichsaufsichtamt sür das Bankwesen" wird,
wie es heißt, gedacht Das ist der neuste Reformvorschlag. Vielleicht sehen wir
noch emen Staatssekretär des Reichsbankenamtes im Reichstag Propaganda für
Emissionen machon; denn die Bankenrepublik verdient schließlich, von einem eigenen
Staatssekretär geleitet und kontrolirt zu werden. Oder man macht das Aufsicht-
amt zu einem Ressort des Reichskoloniamtes. Da brauchte man sich nach einer
sachverständigen Führung gar nicht erst umzusehen. Der neue Plan ist freilich nicht
besser als die älteren. Zunächst ist jede Reglementirung vom Uedel. Sie gehört
zum eisernen Bestände der Prostitution. Dort dient sie dazu, den Volkskörper vor
ansteckenden Krankheiten zu bewahren. Nun fragt sich, ob die Banken im Allge-
meinen auf ein so tiefes Niveau gerathen sind, daß man nöthig hat, sie unter Kon-
trole zu stellen. Sie zu zwingen, sich in bestimmten kurzen Zwischenräumen einer

ärztlichen Untersuchung zu fügen. Denn die für das Aufsichtamt Schwärmenden wollen, daß die Finanzinstitute regelmäßig eingehende Aufstellungen des jeweiligen Vermögensftandes vorlegen, die den Beschauern ermöglichen, den Status faltenlos vor sich zu sehen. „Unfrisirte Bilanzen": als ob so EtwaS je dagewesen wäre. Die Banken haben geglaubt, mit der Konzession der Zweimonatbilanzen der Er. örterung die Spitze abbrechen zu können. Aber der schöne Trieb, Gutes zu thun, hat wenig genützt: das Aufsichtamt soll trotz Allem Ereigniß werden.

Ich glaube, daß man die Komplizirtheit eines modernen Bankbetriebes unterschätzt, wenn man sich einbildet, durch öffentliche Sontrolorgane den Sicherheitkoeffizienten erhöhen zu können. Abgesehen davon, daß dem Staat jegliche Aktivlegitimation fehlt, sich in Angelegenheiten der Privatwirthschaft einzumischen, besitzen seine Mandatare nicht die Sachkenntnis die von den Berathern gewiegter Geschäftsleute zu fordern wäre. Wie ists denn mit den Staatskommissaren und Bankinspektoren bei den Hypothekenbanken? Ist Jemand so naiv, sich einzubilden, daß die Anwesenheit dieser Kontroleure die Ausnutzung falscher Grundstücktaxen und die Ueberbeleihung gewisser Objekte unmöglich macht? Man hat ja laut betont, die Verhältnisse bei der Bayerischen Bodenkreditanstalt in Würzburg seien durchaus nicht abnorm gewesen. Darlehen von der Art der dort inkriminirten finde man überall in bayerischen und preußischen Landen. Gewiß. Und ein Hypotheken« Pfandbrief ist deshalb noch lange kein Spekulatioupapier. Aber die Staatsbeamten, mögen sie noch so gut geschult sein, reichen für die Beurtheilung geschäftlicher Verhältnisse nicht aus. In Bayern hat man sich darum entschlossen, den Kommissaren wirkliche Fachleute an die Seite zu stellen. Das ists: bei all dem Geschrei nach der Zuchtruthe des Staates kommt man nicht von den Leuten los, die kvntrolirt werden sollen. Aus ihren Reihen müssen die Aufsichtorgane genommen werden; und da entsteht schließlich, wie wir sehen werden, ein oireuws vitio3us. Im Uebrigen ist eine Hypothekenbank von einer Mobiliarkreditbank durch eine ganze Welt getrennt. Dort ein Geschäft, das sich in primitiven Formen, meist automatisch, abwickelt; hier ein Apparat, der immer komplizirter wird. Noch sichtbarer wird der Gegensatz, wenn man das Bankenamt dem Kaiserlichen Aufsichtamt für Privatoersichcrung vergleicht. An dieses Amt haben nämlich die Ideologen auch gedacht. Ohne zu überlegen, welche fundamentale Unterschiede zwischen dem Versicherungsgeschäft und den rein bankmäßigen Transaktionen bestehen. Die Bersicherunganstatten sind Sparkassen. Damit ist Alles gesagt. Da die Spargelder einen der wesentlichen Bestandtheile des Bolksvermögens ausmachen, so sind sie besonderen Schutzes bedürftig. Deshalb haben sich die Versicherunginstitute Vorschriften zu unterwerfen, die den für die Verwaltung der Oeffentlichen Sparkassen geltenden Bestimmungen angepaßt sind. Das Vermögen der Sparkassen stammt aus der breiten Masse des Volkes; es sind die kleinsten Kapitalisten, die ihr Geld diesen Kassen anvertrauen. Deshalb sind hier besondere Schutzvorrichtungen am Platz. Die im Deutschen Reich in den eigentlichen Sparkassen investirten Summen haben im Jahr 1908 einen Gesammtbetrag von mehr als 16 Milliarden Mark erreicht, während die im Betrieb der Banken arbeitenden Depositengelder etwa 8^/2 Milliarden ausmachten. Diese acht Milliarden stammen zum großen Theil aus anderen Kreisen als die Sparkasseneinlagen. Wer sein Geld bar bei der Bank liegen läßt, thut es nicht nur, um Zinsen daraus zu erzielen, sondern, um die Mittel

zum Ankauf von Effekten oder zur Spekulation an der Börse präsent zu haben. Ersparnisse sinds natürlich auch; aber nicht „Nothgroschen", wie bei den Sparkassen. Die Großbanken legen keinen Werth darauf, in den Augen des Publikums als Spartöpfe zu gelten. Nur in der Provinz wird oft noch mit dem Begriff Sparkasse operirt, um Depositengelder anzulocken. Die Provinz liefert überhaupt mehr Material für die Propaganda zu Gunsten einer staatlichen Kontrole als die Haute Lances. Seit dem Zusammenbruch der Leipziger Bank ist man nervös geworden; aber die Aengstlichkeit konnte nicht verhüten, daß der Strom der Depositengelder sich bis in die dunkelften Winkel der Bankenprovinz ergießt. Bei den Insolvenzen, die in großer Zahl der leipziger folgten, haben die getäuschten Hoffnungen der DepositenglSubiger keine kleine Rolle gespielt. Werden solche Erfahrungen durch die Thätigkeit eines Reichskontrolamtes unmöglich gemacht? Der Prozentsatz der fremden Gelder, der in nicht pupillarisch sicheren Firmen arbeitet, ist zum Glück nicht allzu groß. Die Summe der Depositen beträgt bei den berliner Großbanken wohl mindestens 2 Milliarden, da als Depositengelder nicht nur die auf Depositenkonto gebuchten Einlagen zu gelten haben, sondern auch ein Theil der Kreditoren mitzurechnen ist. Das sind beinahe 25 Prozent der Gesammtdeposttensumme. Und nur 10 Prozent etwa, nämlich 870 Millionen, entfallen auf Aktienbanken bis zur Grenze von 10 Millionen Mark Grundkapital. Wie groß der Antheil der Privatfirmen am Depositengeschäft ist, erfährt man nur „vonFall zu Fall"; wenn es zur Insolvenz kommt. So hatte das alte lübecker Bankhaus Luckmann & Soltau, das seine Zahlungen eingestellt hat, 750 000 Mark Depositen. Im Ganzen wird der den Privatbankiers anvertraute Theil der deutschen Spargelder keinen so erheblichen Bruchtheil ausmachen, daß man nicht sagen dürfte, das Gros sei in sicherer Obhut. Soll das Aufsichtamt kein Kasperletheater sein, so müssen sachverständige Personen den Kontroldienst besorgen. Es genügt nicht, daß man banktechnisch geschulte Beamte in die Kontrolftation steckt. Die Praxis langer Jahre kann ein Hojpitiren im Bankgeschäft nicht ersetzen. Die Augen der Beamten müssen also durch die Brillen der Praktiker sehen. Und da sitzt die Hauptschwieiigkeit. Werden zur Unterstützung der Revisoren Bankleute in das Aufsichtamt berufen, so mutz man, um kein Mißtrauen zu wecken, bei der Auswahl dieser Sachverständigen jedes große Institut berücksichtigen. Die Großbanken werden also mit Delegirten aus ihrer Verwaltung vollzählig vertreten sein. Was wäre die Folge dieses Zusammenwirkens? Alle Coulissengeheimnisse würden bekannt. Die natürlichen Schranken, die im Konkurrenzkampf aufgerichtet werden, senken sich vor den vereinigten Blicken der Bankenvertreter; und kein Institut könnte dem anderen Etwas verbergen. Ein Idealzustand im kommunistischen Staat. So weit sind wir aber noch nicht. Deshalb wird der Zwang zur Entschleierung vor dem lüsternen Auge des Nachbars einem Bantleiter nicht allzu viel Reiz bieten. Das Aufsichtamt soll in den Stand gesetzt werden, die Bilanzen bis ins Innerste zu durchforschen; es soll vor gewissen Geschäften um seine Zustimmung ersucht werden und in der Lage sein, die Qualität der Debitoren zu prüfen Die Banken werden bei der Gewährung von Kredit ähnlichen Vorschriften unterstellt sein, wie sie jetzt für die Hypothekenbanken gelten. Und von der Aufsichtbehörde wird künftig der Umfang des Kredits bestimmt werden. Bei all diesen Fragen haben die Fachleute mitzureden; und so wird die Deutsche Bank genau wissen, wie die Kundschaft der Diskontogesellschaft aussieht, und die Darmftädter

Bank wird keine Geheimnisse mehr vor der Handelsgesellschaft haben; alle Institute
werden dann bald nach dem Grundsatz arbeiten: Mss aMirs8. es gont Iss a^ai-
rs3 663 autrss«. An die Stelle der freien Konkurrenz tritt der unlautere Wett«
bewerb; unter dem Schutz des Reiches. Das thut aber nichts; denn erstens ist die
Moral befriedigt und zweitens wissen die Depositengläubiger, daß sie höchstens noch
unter Reichskontrole ihr Geld verlieren können. Aber verlieren können sie es auch künftig.
Nimmt man etwa an, daß die Großen schon heute kein Geschäftsgeheimniß
vor einander haben? Die amtliche Sanktionirung der Topfguckerei schüfe immerhin
einen ganz neuen Zustand. Und waS soll aus dem Aufsichtrath werden, wenn ein Auf.
sichtamt da ist? Zwei Kontrolorgane sind nicht nöthig. Aber das Institut des Auf-
sichtrathes läßt sich nicht durch einen Federstrich beseitigen; es wurzelt in dem Kom-
plex der Beziehungen, die zwischen der Finanz und allen Faktoren des wirtschaftlichen
Lebens bestehen. Hat der Aufsichtrath nicht mehr zu kontroliren, so muß er acquiriren
oder wenigstens repräsentiren. Und wie soll der bessere Schutz der Depositengelder in
praxi erreicht werden? Das Aufsichtamt wird besondere Sicherheiten verlangen; die
können nur in bestimmten Anlagen bestehen. Man wird also fordern, daß ein Prozent-
satz der fremden Gelder in Staatspapieren oder in Hypotheken angelegt werde. Da
aus solchen Reserven nur mäßige Zinsen zu erzielen sind, werden die Banken gezwun«
gen sein, die Vergütung für bare Einlagen zu verringern.Das hätte wahrscheinlich einen
Rückgang der Depositengelder zur Folge; das Geld würde schnell bessere Prositgelegen-
heit suchen. Vielleicht triebe man gerade dadurch einen Theil des Volksvermögens zu
Anlagen zu, vor denen es geschützt werden müßte. Weiter. Um das Betriebskapital
reichlich zu verzinsen, müßten die Banken Entschädigung für den Zwang, den ihnen
das Aufsichtamt auferlegt, finden; also riskante Geschäfte machen. Denn die Kredit-
inftitute sind keine Sparkassen; und jeder Versuch, sie in enge Hürden einzusperren,
mutz zu einem gewaltsamen Ausbruch an den nicht geschützten Stellen führen. Die
beiden Privatfirmen, die jetzt ihre Zahlungen eingestellt haben, M. A. Rosenbaum
in Lippstadt und Luckmann A Soltau in Lübeck, sind an den Schwierigkeiten zu
Grunde gegangen, die der Provinz aus der Konkurrenz entstanden. Rosenbaum
ließ sich in groß angelegte Wechselgeschäfte ein; und die Lübecker hatten ihren Ehr-
geiz an die Aufgabe gesetzt, ein industrielles Unternehmen in eine Aktiengesellschaft
umzuwandeln. Sie überboten mehrere Aktienbanken, die sich um die Durchführung
der Transaktion beworben hatten, und blieben schließlich auf den neu geschaffenen
Papieren sitzen. Könnte das Aufsichtamt solche Fehler verhindern? Es könnte dem
Privatbankier nicht verbieten, Aktiengesellschaften zu gründen; aber verlangen, daß
für die etwa vorhandenen Depositengelder genügende Sicherheit da sei. Schön.
Nun zeigt der Bankier ein Effektenportefeuille und erklärt: „DaS sind die Unter-
lagen der Depositen". Wer will ihn hindern, diese Papiere zu lombardiren oder
als Sicherheit für SpekulationgeschKfte zu hinterlegen? Man kann doch die Gegen-
werthe für die fremden Gelder der Verwaltung der Banken oder Bankiers nicht
ganz entziehen. Das wäre eine Bevormundung, die sich gewiß kein angesehenes
Bankhaus gefallen ließe. Und bei einer Klassirung kämen wir zu einer Aechtungliste.
Müssen wir unsere Depositenbanken durchaus vor dem Ausland diskreditiren?
Das hat uns bisher um sie beneidet. Und die größeren stehen auf ziemlich festen Füßen.
Laoon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein w Berlin.

Berlin, den 29. Msi 1909.
Der Zall ^ge!.

der Nacht vom ersten zum zweiten Februar 1909 wurde in Oranien-
☐bürg, einem Vorort Berlins, der Steinsetzmeister Marschner während
eines Streites erschossen. Eifrig bemächtigte sich die Tagespreffe des Falles.
Der Getötete war ein ehrbarer Handwerksmeister, der Thäter ein adeliger
Referendar. Der Getötete, so hieß es, war als gutmüthig und friedliebend,
der Referendar als roh und gewaltthätig allgemein bekannt. Eine Liebling-
beschäftigung des jungen Herrn war, abends auf dem Heimweg die Laternen
des Städtchens zu zerschießen, wobei er sich als guten Schützen bewährt habe.
Reden, die er unter Freunden geführt habe, bewiesen, daß cr sehnsüchtig den
Augenblick erwartete, der ihm Gelegenheit bot, einen Menschen vor die Pistole
zu fordern. Den Streit, der mit dem Tod Marschners endete, habe er da-
durch provozirt, daß er nach wüstem Gelage mit einigen Kumpanen ohne Er-
laubniß den Schlitten Marschners bestieg; den Eigenthümer, der darüber wüthend
war, habe er nach kurzem Wortwechsel niedergeknallt und dem tötlich Verletzten
dann noch seine Genugthuung darüber ausgesprochen, daß die Kugel so gut ge-
troffen habe Der Thäter wurde noch in der selben Nacht durch die Polizei ver-
haftet. Aber schon am folgenden Tag entließ ihn, nach eingehender Vernehmung,
der die Untersuchung führende Richter aus der Haft. Die Oeffentliche Meinung
tobte; eine solche Milde erschien geradezu als Verbrechen. „Klassenjustiz": so
schallte es aus den Blättern. Die Enthastung schien nur möglich, weil der Thäter
Referendar und selbst von der Zunft Dlrer war, die anklagen und richten. Auch
war er adelig, Sohn eines preußischen Generals und Enkel eines ehemaligen
Kriegsministers. Ein solcher Mann durfte sich in Preußen ungestraft der schlimm«

sten Freoelthat erdreisten. Wäre der Thüter ein einfacher Arbeiter, so säße
er noch hinter den Eisengittern und würde sicher des Mordes angeklagt. Aber
der adelige Referendar: Ja, Themis, Das ist ganz was Anderes!
So heulte der Chorus. Er beruhigte sich erst, als Harry von Igel
wieder verhaftet und vor die Geschworenen gestellt wurde. Zwölf Männer
aus dem Volk waren berufen, über ihn zu Gericht zu fitzen. Von ihnen durfte
man ein gerechtes Urtheil erwarten; für schwersten Rechtsbruch gerechte Sühne.
Aber Seltsames geschah: auch die zwölf Männer aus dem Volk, die geschworen
hatten, unparteiisch und nach bestem Wissen und Gewissen ihren Wahrspruch
zu fällen, entsprachen nicht der von der Okffentlichen Meinung gehegten Er-
wartung. Sie verneinten jede vorsätzliche Schuld des Angeklagten und sprachen
ihn nur der fahrlässigen Tötung schuldig. Der Gerichtshof, dessen Vor-
fitzender schon während der Verhandlung seiner Parteilichkeit dadurch Ausdruck
gegeben haben sollte, daß er den Angeklagten als „Herrn von Igel" anredete,
erkannte auf „nur" vier Monate Gefängniß. Lauter noch als zuvor hallte
nun der Ruf „Klassenjustiz" im deutschen Blätterwald wider. „Aristokraticher
Raufbold", „Wüiherich", „Rowdy": Das waren noch milde Bezeichnungen,
mit denen selbst ernste Blätter den lediglich eines Mangels an Vorsicht schuldig
Gesprochenen bedachten. Der Wahrspruch der Geschworenen und das Urtheil
des Ger chtshofes müßten auch wirklich Staunen erregen, wenn der Sach-
verhalt so gewesen wäre, wie Fama ihn vom ersten Tag erzählt hat und wie
er, trotz allen Gegenbeweisen, noch heute dem öffentlichen Urtheil zu Grund
gelegt zu werden pflegt. Der Fall Igel ist geradezu ein klassisches Beispiel
dafür, wie leicht mit Hilfe der Presse die Oeffentliche Meinung in die Irre
geleitet werden kann und wie schwer es dann ist, sie auf den rechten Weg
zurückzuführen. Diese Beobachtung giebt der Sache eine über das Interesse
am Einzelfall hinausgehende Bedeutung. Deshalb sei zunächst in aller Kürze
der Sachverhalt gezeigt, wie Akten und Zeugenaussagen ihn ergaben.
Der Refeiendar Harry von Igel ist dreiundzwanzig Jahre alt. Alle,
die ihn näher kennen, haben ihm ausnahmelos das Zeugniß eines strebsamen,
ruhigen und bescheidenen, jeder Roheit und Gewaltthätigkeit abgeneigten jungen
Mannes ausgestellt. Seinen Verkehr suchte er eben so im Kreis der Kollegen
wie unter Kaufleuten. Von junkerlichem Hochmuth hat kein Zeuge Etwas
an ihm bemerkt. Als Sohn eines Generals der Infanterie und Enkel des
Staats- und Kriegsministe;s a. D. Bronsart von Schellendorff war er von
Kindheit an mit dem Gebrauch von Schußwaffen vertraut. Emen Revvloer
aber hat er sich erst gekauft, nachdem er als Student in Tübingen nachts
von einem Strolch mit einem Meffer bedroht und verfolgt worden war. Bei
nächtlichen Ausgängen pflegte er seüoem die Waffe in der Tasche zu tragen.
Aus ihr hatte er einmal an Käufers Geburtstag und einmal nach einer anderen

Festlichkeit, als er, gegen seine Gewohnheit, stark gezecht hatte, in menschen-
leerer, fast unbebauter Straße auf Laternen geschossen. Auch hat er einmal
in einem Gespräch über Ehebruch sich für solchen Fall als Freund des Duells
bekannt. Emem Corps oder einer Schlagenden Verbindung hat er niemals
angehört und schon nach sechs Semestern sein Refercndarexsmen gemacht. Sein
Vorgesetzter, der Aufsichtführende Amtsrichter Hemici, bezeichnet ihn als einen
seiner tüchtigsten und strebsamsten Referendare, über den bis zu dem Augen-
blick der That niemals die geringste Klage laut geworden sei.
Das ist, mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, das Charakter-
bild dieses „junkerlichen Rowdy". Und wie sieht seine That aus?
Herr von Igel hatte den Abend in der Wohnung eines befreundeten
Kollegen zusammen mit noch drei anderen Referendaren verbracht. Die Herren
hatten so wenig getrunken, daß an keinem die Folgen irgendwie bemerkbar
waren. Schon gegen elf Uhr gingen sie nach Haus. Auf dem Heimweg be-
gegnete ihnen ein leerer Schlitten, den sie für ein Miethfuhrwerk hielten und
ohne Widerspruch des Kutschers bestiegen. Vor einem in der Nähe befind-
lichen Wirthshaus machte der Schütten Halt. Ein den Referendaren unbe-
kannter Mann (der Steinsetzmeister Marschner) trat vor die Thür und for-
derte die Herren auf, den Schlitten zu verlassen. Sie fragten, ob er nicht zu
miethen sei. Dcr Mann ging sofort auf den Handel ein und verlangte für
eine halbe Stunde zehn, dann sechs Mark. Als auch dieser Preis den wohl
nicht allzu reichlich mit Mammon versehenen Referendaren zu hoch erschien,
verließen sie den Schlitten und gingen zu Fuß weiter. Kein heftiges Wort
war während dieser Zeit zwischen ihnen und dem Eigenthümer des Schlittens
gewechselt worden. Die Referendare hatten die Absicht, in die Wohnung eines
Freundes zu gehen, der kurz vor ihnen den Heimweg angetreten hatte. Sie
schlenderten deshalb noch einige Hundert Meter weiter, beschlossen dann aber,
mit Rücksicht auf die vorgerückte Stunde, von dem geplanten Besuch Abstand
zu nehmen und lieber ins Bett zu gehen. Der Heimweg führte die Drei
wieder an dem Wirthshaus vorüber. Des Zwischenfalles mit dem Schlitten
hatten sie mit keinem Wort mehr gedacht. Da hörten sie, etwa fünfzig Meter
vor dem Wirthshaus, rohe Schimpfreden. Worte wie „dämliche Bengels",
„Lausejungen", „Peitsche um die Ohren schlagen", drangen an ihr Ohr Als
sie näher kamen, erkannten sie in dem Lärmenden den Eigenthümer des Schlittens,
der seine Schimpfreden jetzt direkt gegen sie richtete. Hcmy von Igel, ein
kleiner und schmächtiger Mensch, ging ruhig auf den Mann zu, zog den Hut
und sagte in höflichem Ton (wie von allen Zeugen bestätigt worden ist): „Meinen
Sie uns?" Marschner bejahte und fuhr dann fort: „Gehste nicht weg, dann
kriegste Eme in die Fresse!" Diese Worte hat der eigene Kutscher Marschners
eidlich bekundet. Igel antwortete nicht, sondem ersuchte einen in der Nähe

stehenden Wächter, den Namen des Schimpfers festzustellen. Dieses durch-
aus korrekte Verhalten Igels scheint Marschner, der große Mengen alkoholischer
Getränke zu sich genommen hatte, in sinnlose Wuth versetzt zu haben. Er
erneuerte seine Schimvfreden und Drohungen; als Igel sie sich verbat, ging
Marschner zu Tätlichkeiten über.*) Igel wehrte sich dagegen mit seinem
Stock; verletzt hat er Marschner dabei nicht. Jetzt trat der Wächter dazwischen,
trennte die Streitenden und hielt Marschner fest, um ihn, wie er bekundete,
an weiteren Gewaltthätigkeiten zu Andern. Igel hatte aus dem kurzen Rencontte
eine Sehnenzerrung davongetragen, durch die (nach dem Gutachten des Pro-
fessors Zeller) sein linker Arm zeitweilig außer Gefecht gesetzt war. Der
Spazirstock war ihm entfallen. Zur Abwehr eines etwa erneuten Angriffes
hatte er nur noch eine Hand zur Verfügung. Dieser zweite Angriff ließ nicht
lange auf sich warten. Herr von Igel hatte sich mit Müseler schon zum Fort-
gehen gewendet, als Marschner sich losriß und wiederum auf ihn eindrang,
um ihn iMarschner hat es selbst noch ausgesagt) mit seinem eigenen Stock
zu prügeln. Vor dem neuen Angriff des Tobenden war Igel in sehr schlimmer
Lage. Der linke Arm hing kraftlos herab, der rechte war wehr- und waffen-
los. Der in seinen dicken Dienstmantel gehüllte Wächter hatte wohl nicht
die Kraft, den drohenden Angriff zu hindern. In diesem kritischen Augen-
blick erinnerte sich Igel des Revolvers in seiner linken Brusttasche. Er er-
griff ihn mit der Rechten und hielt ihn mit den Worten: „Halt oder ich
schieße!" dem auf ihn eindringenden Marschner entgegen. Alle Umstehenden
haben die Warnung deutlich gehört; nur Marschner blieb taub und drang
weiter auf Igel ein. Da krachte der Schuß. Auch jetzt noch suchte Marschner
unter Drohungen auf Igel einzudringen, wurde aber von dazwischentretenden
Personen zurückgehalten. Irgendein Wort Igels, das auch nur so zu deuten
wäre, als habe er absichtlich getroffen oder freue sich seiner That, hat Nie-
mand vernommen. Still ist er, nachdem der Schwerverletzte in sichere Obhut
genommen war, nach Haus gegangen und hat dort noch in der selben Nacht
den Borfall so niedergeschrieben, wie er später in allen wesentlichen Punkten
durch die Zeugen bestätigt wurde. Hätte er sich herauslügen wollen, so hätte
er sicher gesagt (Zeit zum Nachdenken hatte er ja), die Waffe habe sich gegen
seinen Willen entladen. Niemand konnte ihm das Gegentheil beweisen. Das
that er aber nicht, sondern erklärte, er habe absichtlich geschossen, doch dm
Angreifer nicht treffen, sondern ihn durch einen Schreckschuß einschüchtern und

*) Der Wächter Birkholz glaubt zwar, daß Igel zuerst angegriffen habe.
Diese Angabe ist aber durch die bestimmte eidliche Aussage des dicht neben Igel
stehenden Referendars Müseler, und durch die Erwägung widerlegt worden, daß
Igel sich bis dahin ruhig und korrekt verhalten, der ihm an Körperkraft und Größe
weit überlegene Marschner aber sofort mit Schlägen gedroht hatte.

von weiterer Gewalttat abhalten wollen. Daß Müseler im Augenblick des
Schuffes die Waffe auf Marschner gerichtet sah, fleht damit nicht in Wider-
spruch; wäre es anders gewesen, so hätte die Kugel ja nicht getroffen. Die
Schußsachverständigen haben die Behauptung Igels mit Rücksicht auf die herrschende
Dunkelheit, die Erregung des Schützen und die Unsicherheit eines aus nicht
gespanntem Revolver abgegebenen Schuffes für durchaus glaubhaft nllärt.
Diesen Tatbestand hat die schwurgerichtliche Verhandlung ergeben. Wäre
er von Anfang an der Oeffentlichkeit bekannt gewesen, so hätte man, bei allem
Mitleid mit dem Getöteten und seiner schuldlosen Familie, gewiß auch dem
jugendlichen Thäter das Mitgefühl nicht verweigert. Ohne eigene Schuld war
er in die Affaire hineingezogen, von Marschner selbst war er Schritt vor
Schritt zum Aeußersten gedrängt worden; den tragischen Abschluß aber hatte,
gegen seinen Willen, ein unglücklicher, wenn auch vielleicht nicht ganz un-
verschuldeter Zufall herbeigeführt. Monate lang Untersuchunghast, die Sorge
um eine gestern noch helle Zukunft und einen fleckenlosen Namen, vier Monate
Gefängniß: ifts nicht der Sühne genug für ein unvorsichtiges, doch in so kri-
tischer Lage, in der Erregung des Augenblickes begreifliches Handeln? Hätte,
wie es Igels Absicht war, die Kugel Marschner gefehlt, schwerlich wäre ihm
aus seinem Verhalten auch nur ein ernster Vorwurf gemacht worden. Das
Tragen der Waffe war durch den nächtlichen Ueberfall in Tübingen unb durch
die unzureichenden Sichel heitoerhä'ltniffe in Oranienburg erklärt, die nach der
eidlichen Aussage des Aufsichtführenden Amtsrichters auch ihn bereits auf den
Gedanken gebracht hatten, auf nächtliche Gänge durch die einsamen Straßen
des Städtchens eine Waffe mitzunehmen. Das Schießen auf die Laternen in
früheren Tagen stand mit der That in keinem Zusammenhang. Die Kluft
zwischen dem Unfug eines bezechten Jünglings und der den Gegenstand des
Verfahrens bildenden That ist so groß, daß bei der Strafzumessung in dem
gegen Igel verkündeten Urtheil dieser Vorfall gar nicht erwähnt worden ist.
Das Gelegenheitwort über das Duell (das übrigens von den Freunden nicht
einmal ernst genommen wurde) deckt sich mit der Anschauung vieler recht ehren-
werthen Männer, insbesondere des Kreises, in dem der Generalssohn erzogen
worden ist. Das Einzige, was ihn ernstlich belasten könnte und was auch
offenbar die Geschworenen zu ihrem Schuldspruch veranlaßt hat, war, daß er,
statt sich ruhig der drohenden Mißhandlung auszusetzen und auf die Hilfe An-
derer zu rechnen oder feig wegzulaufen, mit der Schußwaffe drohte und, als
die Drohung fruchtlos blieb, ihr die That folgen ließ.
Auch hier scheint mir Mancherlei zu erwägen. Wie die Gesetze aller
Kulturnationen, so erkennt auch unser Strafgesetzbuch das Recht der Noth-
wehr an und erklärt Den für straflos, der gegenüber einem unmittelbar be-
vorstehenden rechtswidrigen Angriff das Abwchrmitiel wählt, das zu seiner

Vertheidigung erforderlich ist. Dabei kommt es nicht darauf an, ob der Thäter durch die Flucht sich dem Angriff entziehen könnte. Dem drohenden Unrecht gegenüber besteht ein Recht auf Vertheidigung. Auch dadurch wird das Nothwehrrecht nicht ausgeschloffen, daß durch die Abwehr dem Angreifer ungleich schwerere Nachtheile drohen, als er selbst sie dem Angegriffenen zuzufügen gedenkt. In dieser unbestreitbaren und niemals bestrittenen Rechtslage bleibt die That Igels mindestens aufj der Grenze des rechtlich Erlaubten. Der Richter, der bei solchem Sachverhalt die Freilassung des Referendars verfügte, verdiente wirklich nicht den Vorwurf einer den adeligen Kollegen begünstigenden Parteilichkeit. Mit einem viel größeren Schein von Recht könnte man sagen, die Wiederoerhaftung sei durch die Prcßhetze bewirkt worden und man habe, unter dem Eindruck der Oeffentlichen Meinung, um nur ja den Schein der Parteilichkeit zu meiden, den adeligen Referendar härter angefaßt, als in gleicher Lage Herrn Schulze oder Herrn Müller geschehen würde.

Kurz vor dem Fall Igel kam eine andere Nothwehrhandlung zu meiner Kenntniß. Ein Handwerker hatte seine Geliebte in ihre Wohnung hinaufgeleitet, die im Vierten Stock eines berliner Hauses lag. Ein Hausbewohner war mit seiner Frau den Beiden gefolgt und traf den Rückkehrenden auf der dunklen Treppe. Dort entspann sich ein Wortstreit, der damit endete, daß der Hausbewohner durch das verschlossene Fenster auf die Straße flog sund mit zerbrochenem Genick unten tot liegen blieb. Die Ehefrau des Getöteten behauptete, der Handwerker, ein Mann von ungewöhnlicher Kraft und Körpergröße, habe ihren Mann vor ihren Augen gepackt und durch das offene Fenster auf die Straße geschleudert. Der Handwerker erklärte, der Verunglückte ^sei zufällig durch das geschlossene Fenster gestürzt. Jeder wird zugeben, daß der Fall dieses Handwerkers nicht etwa günstiger als der des Referendars lag. Herr von Igel konnte seine Freilassung nicht einmal gegen das Angebot einer Bürgschaft von zwanzigtausend Mark erreichen; der Handwerker wurde nach dreitägiger Untersuchunghaft gegen eine Kaution von fünfhundert Mark auf freien Fuß gesetzt. Igel wurde wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit^ tötlichem Ausgang vor die Geschworenen gestellt; der Handwerker wurde (weil man im Zweifelsfall immer für den Angeklagten entscheiden müsse) nicht einmal angeklagt. Die Motivirung ließ sich halten; und in der Oeffentlichkeit wurde kein Wort dagegen gesagt. Was aber wäre geschehen, wenn man den adeligen Referendar außer Verfolgung gesetzt hätte? Der Schwurgerichtspräsident ist ja sogar getadelt worden, weil er den Angeklagten „Herrn von Igel" nannte und ihm während der fast fünfzehnstündigen Verhandlung gestattete, sitzen zu bleiben. Selbst die Witzblätter haben sich diesen ungeheuerlichen Vorfall nicht entgehen lassen; als ob in berliner Gerichtssälen der Kasernenhofton üblich sei und gepflegt werden müsse. Leider giebt es Vorsitzende, die die Würde des

Gerichtes besonders gut zu wahren glauben, wenn sie jeden Angeklagten wie
einen überführten Verbrecher behandeln; aber die Mehrheit haben diese ge-
strengen Herren, zu unserem Heil, noch nicht und der als eben so tüchtig wie
menschenfreundlich bekannte Landgerichtsdirektor Warnatsch, der Vorsitzende
im Igel-Prozeß, hat nie zu ihrer Kategorie gehört. Am Tage nach diesem
Prozeß begann vor dem Landgericht I. unter dem Vorsitz des Landgerichts-
direktors Splettstößer ein Giftmordprozeß, in dem der Präsident dem des
Mordversuches geständigen Butterhändler stets die Anrede „Herr Feller" ge-
währte; und die Oeffentlichkeit, die sich doch recht lebhaft für den Fall in-
teresfnte, beachtete diese Thatsache gar nicht (die auch wirklich nicht zu den
selten zu verzeichnenden zählt).
Daß die Presse im Fall Igel so blind Partei ergriff, ist auf verschie-
dene Ursachen zurückzuführen. Von Anfang an ist der Tatbestand tendenziös
entstellt worden. Zuerst wurde behauptet, Igel habe ohne jede Provokation
von dem rechtswidrig bestiegenen Schlitten aus auf Marschner geschossen.
Dann las man, er sei, um Marschner niederzuschießen, nach dem ersten Wort-
wechsel in seine Wohnung geeilt und habe sich von dort erst die Schußwaffe
geholt. Noch wenige Tage vor der Hauptoerhandlung verbreitete in einem
Offenen, an die gesammte berliner Presse versandten Brief der Vertreter der
Familie Marschner die Sätze: „Daß der Thäter nur einen Schreckschuß hat
abgeben wollen, erscheint ausgeschlossen." (Die Sachverständigen haben diese
Möglichkeit bejaht und die Geschworenen haben sie ihrem Wahrspruch zu
Grunde gelegt.) „Es steht nach der eigenen Aussage Igels fest, daß er sich viel-
fach im Pistolenschießen geübt hat und ein leidlich guter Schütze gewesen ist."
(Nach sachverständigem Gutachten bildet das Ueben mit der leicht abzuziehen-
den Pistole nicht die geringste Gewähr für Treffsicherheit mit dem Revolver.)
„Es ist unwahr, daß Igel eine schwere Mißhandlung durch Mcnfchner zu
gewärtigen hatte, zumal Dieser kleiner war als Igel." (Marschner hat selbst
bekundet, daß er Igel mit dessen Stock schlagen wollte; auch war er stärker
und um mehrer Centimeter größer als Igel.) „Von Igel hat in brutaler
Weise zuerst, wie fast allseitig bezeugt wird" (nur Wächter Birkholz hats be-
kundet, Referendar Müseler mit größter Bestimmtheit das Gegentheil be-
schworen), „Rarschner mit seinem Stock über den Kopf und die Schulter geschla-
gen" (Kvpf und Schultern Marschner haben nicht die geringste Sp ur dieser „ brutalen"
Mißhandlung gezelgt.) „In gebückter Stellung und seinem Gegner gegenüber
widerstandsunfähig wurde Marschner von Diesem erschossen" (sämmtliche
Leugen und Sachverständige haben bekundet, daß der Schuß Marschner in
aufrechter, leicht vornübergeneigter Haltung, also beim Eindringen auf Igel
traf). „Feststeht, daß Igel in geradezu frivoler Weise über den Gebrauch der
Schußwaffe zur Vernichtung des menschlichen Lebens gedacht hat" ler hatte

die vorhin erwähnten Sätze über das Duell gesprochen), „während Marschner, wie die Krankenschwester, in deren Armen er gestorben ist, ausdrücklich erklärt hat, ein überaus gutmüthiger Mensch gewesen, der aufs Höchste gereizt werden mußte, um in Aufregung zu gerathen." (Ter Vorfall, bei dem Marschner den Tod fand, illustrirt diese kühne Behauptung.) „Zur Charakteristik des Herrn von Igel diene endlich eine Bemerkung, die er auf die Frage des Verwundeten: Mar es ein Schrotschuß?' gethan hat." (Zwischen Igel und Marschner ist nach dem Schuß kein Wort mehr gewechselt worden). „Von Igel erwiderte mit größter Ruhe: Min, es war eine Kugel und die sitzt fest'." (Herr von Igel hatte auf die Frage eines der Umstehenden, ob cs vielleicht ein Schrotschuß gewesen sei, geantwortet: „Nein, eine Kugel" Daß er die frivolen Worte „und die sitzt fest" hinzugefügt habe, ist Erfindung. Kein einziger der hierfür benannten Zeugen hat die Worte gehört.) Dieser Brief wurde unter dem Namen des Autors, eines berliner Rechtsanwaltes, veröffentlicht und fand Glauben. Noch jetzt stützt sich das Urtheil vielfach nicht auf das Ergebniß der Schwurgerichts Verhandlung^ sondern auf den Brief eines Parteivertreters, auf einen Brief also, in dem fast jede Zeile eine inzwischen als falsch erwiesene Behauptung enthielt.

Der Fall Igel ist für die Oeffentlichkeit erledigt; der Sturm hat ausgetobt und nur manchmal hört man noch einen leisen Nachklang, wenn es zu zeigen gilt, mit wie ungleichen Maßen bei uns auf der Wage der Gerechtigkeit gewogen wird Diese Thatsache ist nicht zu leugnen; sie wird durch die Verschiedenheit der Charaktere und Anschauungen besser als durch die Parteilichkeit Derer erklärt, die das Recht zu finden berufen sind. Jedenfalls ist der Fall Igel, wie ich gezeigt zu haben glaube, am Wenigsten geeignet, Das zu beweisen, was man durch ihn zu beweisen versucht hat. Dagegen lehrt er, daß die Ungerechtigkeit gar oft bei Denen wohnt, die mit den lautesten Tönen über sie klagen, und daß die Oeffentliche Meinung von einem auf falschen Voraussetzungen ruhenden Urtheil nicht minder schwer abzubringen ist als die Strafkammer eines preußischen Landgerichtes.

Rechtsanwalt Dr. Siegfried Löwenstein.

5

Der ruhige, klare, lückenlose Bericht des Verteidigers bedarf keines Zusatzes. Der Thatbestand spricht eindringlich genug. Zunächst also nurnocheinWortüberdieHaupt-Personen des Dramas. General von Igel galt, bis er den Abschied nahm, für einen der klügsten, strategisch und technisch fähigsten Offiziere des deutschen Heeres: und wer ihn kennt, weiß den starken Geist und die vielseitige Bildung des Mannes zu schätzen. Seine Gattin ist die echte Tochter Walters Bronsart von Schellendorf: eine tapfere Seele von musischer Grundstimmung; ein Kllnstlerkopf über einem Preußenherzen. Eine Dame, die sich auchmit der Feder ansehnliche Geltung verschafft hat. Von Hochmuth, Junkerallure, Kastenvorurtheil ist im einfachen Haus dieser Menschen nicht die winzigste Spur öu finden. Eines Abends hören sie, ihrSohn Harry, ein stiller, fleißiger, gescheiterJüngc.

ling, sei verhaftet; habe einen Menschen getötet; komme vor die Geschworenen und werde
Von der Witwe des Getöteten mit einem Civilprozeß bedroht, dessen Erfolg ihm dieAus-
ficht in ein halbwegs behagliches Leben verhängen müßte; noch im Zünftigsten Fall sei an
richterliche oder staatsanwaltliche Thätigkeit kaum mehr zu denken. Jfts nicht genug?
Muß auch das Tatbeftandsbild noch haftig gefälscht, der gute Familienname durch alle
Gossen geschleift werden? Weil der zunge Referendar sich nicht von Einem, dem er nicht
das Allergeringste angethan hatte, schimpfen und prügeln lassen wollte und weil die zu
einem Schreckschuß abgefeuerteKugel den Trunkenen imLebenösitz traf? So unheilvoller
Irrung istjeder Sterbliche ausgesetzt; und unmenschliche Niedertracht nur kann auf einen
in solchen Konflikt Gerathenen St eine und Kothklumpen werfen. Herr vonJgelhatnichts
Schändliches gethan. Mußte er, mit einem zurAbwehr untauglichenrechten Arm, Marsch-
ners Schläge hinnehmen? Er wäre als ein verprügelter Feigling herumgelaufen, die
Kollegen hätten ihn über die Achsel angesehen und vielleicht wäre er aufgefordert worden,
sich einen anderen Wirkenskreis zu suchen. Selbst wenn sichs nicht um den Sohn und
Enkel preußischer Generale gehandelt hätte,der nicht erzogen ward, rüdenSchimpf und
Stockprügel demüthig einzustecken, wäre der Drang nach wirksamer Abwehr begreiflich
gewesen. Der Steinsetzmeister hatte nicht den~mindesten Grund, die Referendare mit
Schmähreden undHieben anzufallen. Wenn ein trunkener Referendar, gar em adeliger, ihn
grundlos beschimpft und mit Stock oder Peitsche bedroht hätte: wäre dem so Gefährdeten
der kräftigste Abwehrversuch von derOeffentlich enMeinung verdacht worden? Wenn einer
der jungen Herren dabei ums Leben gekommen wäre, hätten die Meisten kühl gesagt: Dem
Lümmel ist geschehen, was ihm gebührte; warumließ er einen friedlichen Menschen nicht
ruhig seinen Weg gehen? Friedlich war in unserem Fall auch Herr von Igel; ungemein
höflich sogar noch nach dem ersten Schimpf. Er wandte sich, als guter Staatsbürger und
korrekter Beamter, an das Organ der Obrigkeit, den Wächter Birkholz. Der vermochte
ihn nicht zu schützen. Also neue Mißhandlung, diesmal des Körpers gar, dulden? Ein
Haushund hätte sich mit Pfoten und Zähnen gewehrt. Der Referendar sollte geduldig
stillhalten oder nach dem Hasenpanier greifen. Raufbold und Rauhbein? Ein ruhiger,
ernster Mensch. Aber er hat ja mal das Duell empfohlen. Richtig; für gewisse Fälle, iu
denen das Gesetz nicht die Möglichkeit bietet, den Versuch der Selbsthilfe zu meiden. Er
hat (ungefähr) gesagt: Wenn die Ehre einer geliebten oder auch nur geachteten Frau ver-
letzt worden, wenn in zwei Menschen das Empfinden erwacht ist, daß nur für einen von
ihnen die Erde noch Raum hat, wenn ein so feines, so schmerzlich theures Rechtsgut ver-
nichtet ward, daß die gerichtliche Bestrafung des Verletzers keine Genugtuung böte,nur
ein widriges Gefühl zurückließe, dann ist das Duell unvermeidlich. Auf der Lippe eines
kaum den Kittderjahren entwachsenen Jünglings, eines Soldatensprossen, ein unfaßbar
ruchloser Satz? Aber Herr von Igel hatte auch mal nach Laternen geschossen, um seine
Sicherheit im Zielen zu Zeigen. Dutzende,Hunderte jungerHerren haben Aehnlich es und
Aergeres auf dem Heimweg aus der Kneipe gethan. Doch ein Schamrgerichtssaal hat
seine besondere Optik und Akustik und läßt Alltägliches leicht wie unverzeihlichen Frevel
wirken. Wenn die Laternengeschichte nicht die Stimmung gegen ihn getrübt hätte, wäre
HerrvonJgelwohl freigesprochen,wäre ihm das Recht des in NothwehrHandelnden zu-
erkannt worden. DieGeschworenen fanden ihn schuldig. Untersuchunghaft,Verzicht aufdie
Karriere, vier Monate Gefänglich, vorbestraft: noch immer dünkts die Philisterrachsucht
nicht genug. Der fahrlässigen Tötung schuldig Gesprochene werden fast ausnahmelos be-
gnadigt und auf die Festung geschickt; in Weichselmünde saßen und sitzen Dutzende „Stu-
bengefangener", denen ärgere Fahrlässigkeit nachgewiesen war als dem Referendar. Der
wird geächtet, DieHetze wüthet weiter und im Landtag tischt ein Sozialdemokrat,um den

Juftizminister zu einer Aeußerung (über ein schwebendes Verfahren) zu bestimmen, all die falschen, längst widerlegten Angaben des Parteivertreters auf.Duldet, nebenbei bemerkt die Anwaltkammer in schöner Seelenruhe, daß der Vertreter einer Prozeßpartei vor der Hauptverhandlung die Presse mit Nachrichten überschwemmt, deren Richtigkeit er,selbftwennseinGewiss^
AnwaltkammernichtvelpflichteT,dcnihrerDisziplinargewaltUnterftellteneine Betriebsamkeit zu verbieten, die einem Staatsanwalt niemals gestattet würde? Will man sich endlich nicht auch in der Presse entschließen, Vorgänge, über die vor Gericht verhandelt werden soll, bis zum Gerichtstag ruhen zulassen? Dann hätte man, in unserem Fall, «fahren, daß dem Angeschuldigten auch von dem härtesten Urtheil nur nachgesagt werden konnte, er habe sich über den Grenzbereich des Notwehrrechtes getäuscht. Und die Herren von Gordon und Löwen stein, die ihn verteidigten, wären nicht gezwungen worden, einen wesentlichen Theil ihrer Kmft an den Kampf gegen Phantome zu verzetteln. Wer je irgendwie in einen von müden Nerven als Sensation begrüßten Prozeß verwickelt war, weiß, welche Papierwälle erst zu schleifen sind, ehe das wirkliche Bild des Tatbestandes sichtbar wird. Und wer die Psychologie der Sensationprozesse (über die viel Nützliches zu sagen wäre) beleuchten will, wird leider gerade in dem Fall Igel ein überreichliches Material finden. Solche Prozesse spielen sich beinahe schon auf offenem Markt ab. Fangen aber nicht etwa, wie in verschollenerZeit mancher Prozeß, dem unter offenem Himmel ein ganzes Volk lauschte, am Morgen des Gerichtstages an; sind mit allen Künsten der öffentlich Meinenden längst vorbereitet worden. Wer zuerst kommt, meint zuerst. Wenn die Partei Igel nicht so fest der guten Sache vertraut, sondern früh genug Tantchen pudlio opinioQ gefüttert hätte, wäre ganz Anderes zu lesen gewesen. Ein roher Trunkenbold, der aus gesitteten jungen Leuten, als sie, statt in der Kneipe zu hocken,eine Schlittenfahrt machen wollen, einenunsinnigen Preis herauszuschlagentrachtet und, als es ihm nicht gelingt, zu Verbal- und Realinjurien übergeht. Einem viel kleineren und schwächlicheren Herrn, der ihm ungemein artig entgegentrat, schon eine Sehnenzerrung beigebracht und den Stock entrissen hat, mit dem er ihn nun bedroht. Einen stillen, fleißigen, begabten jungen Juristen aus guter Familie, dem die Vorgesetzten das besteZeugniß geben und den selbst boshafteKlatschsucht nichtzu belastendermag. Daß er einmal, nachdem er vorsorglich festgestellt hatte, daß ringsum kein Mensch zu sehen sei, den Brenner aus einerLaterne herausschoß, ist ein harmloser Studentenulk, wie er sich in kleinen Universitätstädten allnächtlich ereignet. Ueber den Zweikampf hat der Referendar (unter jungenLeutcn, die das Duell nur allzu oft noch für eine von göttlicher und menschlicher Vernunft gewollteJnstitutionhalten) Sätze gesprochenste einem viel reiferen Mann Ehre machen würden. Und gerade dieser ernste Jüngling mußte vor die Pflicht der Nothwehr gestellt werden und erleben, daß der nur als Schreckmittel ge« tmchte Schuß den Angreifer traf, der sich wider Erwarten in diesem Augenblick bewegt hatte. „Gewiß sind die Hinterbliebenen zu beklagen. Wir hören denn auch von zuverlässiger Seite, daß Ihre Excellenz die Frau Generalin von Igel sofort die Witwe Marschneraufgesuchtund inherzlichen MottenihrerTheilnahmeAusdruckgegebenhat. Das unbeirrbare Gefühl der Oeffentlichen Meinung wird sich in diesem Fall aber sicherlich mit dem Thäter solidarisch erklären, den eine verhängn ßvolle Verkettung von Umständen aus den gebahnten Wegen einer aussichtreichen Karriere geworfen hat. Die Roheitdelikte mehren sich in erschreckendem Maß; bald wird in gewissen Gegenden derGroßstadtperi« pherie kein allständig Gekleideter mehr seines Lebens sicher sein. Im Angesicht solcher Zustände müssen wir doch fragen, ob die Gesetzgebung ..." Schön; nur: auch diese Darstellung wäre tendenziös; konntedenSinn der zum Spruch berufenen Richter verwirren.
M.H.

Auf dem Lids.

Auf dem Ado.

MAn blaue Weiten Hab' ich mich verloren
(Dort, wo ich stand, die Welle rauscht und rinnt)
Und die Paläste, meeresfchaumgeboren,
Lern hinter mir in Gold versunken sind.
Versunken wie der Thurm der hundert Glocken
(Laßt nur: Ihr baut ihn doch nicht wieder auf).
Ich weiß, daß Stimmen aus der Tiefe locken.
Doch dringt kein Ton ans Licht zu mir herauf.

II.

Habt Ihr nun doch die Trümmer fortgeräumt
Und grabt Ihr kühn bis in die alten Tiefen?
Ist es für Jene, die den Tag versäumt.
Nicht besser, wenn sie dämmernd unten schliefen?
Glühn einmal noch im Glanz vom Alorgenthau
Die Lilien auf, die feierlichen, schönen?
Hebt sich der Thurm? Und wird den schlanken Bau,
Wie einst, der Engel strahlend wieder krönen?

Die Zukunft.

III.

Doch starrt der Blick gebannt hinaus aufs Meer . . .
Die Wellen murmeln leise mir zu Lützen
Und von der Bucht der Hyazinthen her
Trägt zarter Wind den Frühlingshauch, den süßen.
Auf Silberschwingen leitet mich der Traum
Hinüber zu den blauen Blüthenmatten;
In Duft und Sehnsucht liegt der Sonnenraum
Und goldig zittern drüberhin die Schatten.

IV.

Und wüßt' ich nicht, daß Alles nur ein Traum,
Auf den die Strahlen meiner Seele gluthen,
Ich überwände siegreich Zeit und Raum
Und schritte fest, wie (Christus, auf den Fluthen.
Mein Glaube trüge mich an jenes Land,
Zum stillen Ort von Blüthenpracht und Schweigen;
Ich weiß, ich fände eine blasse Hand . . .
Und das Vergessen träufte von den Zweigen.

V.

Narzissen, Hyazinthen, weiß und blau,
Und auf den Rasen Apfelblüthenregen.
Die Aelche funkeln hell im Sonnenthau,
Wenn Morgenwinde flüsternd sie bewegen.
Au meinen Füßen, feierlich und groß.
Das blaue Meer; und hügelan Typressen.
Mein Haupt liegt blumenüberstreut im Moos . . .
Die Seele athmet blühendes Vergessen.

Auf dem Ado.

VI.

Doch süßer noch als Hyazinthenduft
Ist jener Duft von weichen dunklen Haaren,
Schwül wie der Hauch von mittagsstiller Cuft,
Der fern vom Süden übers Meer gefahren.
Da senken Palmen ihre Blätter tief.
Tief über dunkles, gluthersticktes Schweigen . . .
Wars eine Stimme, die mich leise rief,
Und wollten Cippen heiß sich zu mir neigen?
Doch durch die Träume kommt ein dumpfer Ton
(San Lazzaro, des Alosters Abendglocken).
Die Sonne sank am blassen Himmel schon
Und weithin liegen rings die Lande trocken.
Die Fluth verebbt an diesem Heilgen Brt,
Da sich Verzicht stumm von der Welt geschieden —
Und heimwärts schreit' auch ich zum stillen Port,
Wo müd sich Alles löst in Nacht und Frieden.

Hamburg. Theodor S

VII.

Paul Ernst.

ieber Herr Hürden, in der „Zukunft" vom zehnten April steht ein Auf-
satz von Rudolf Kurtz, „Die junge Generation". Diese Arbeit scheint m«
nach einer Seite so sehr der Korrektur bedürftig, daß ich Sie für einen Appell
an Ihre Leser um Raum bitte.

Es ist nicht meine Absicht, gegen den jungen Bilderstürmer, der, in
Selbstliebe erglühend, diesen Aufsatz geschrieben hat, zu polemisiren. Mir liegt
nur daran, der Wirkung zu wehren, die seine verführerisch bequemen Ideen
auf das allgemeine Uitheil über einen von mir geschätzten lebenden Dichter
üben könnten; ich wünsche, meinen Namen, der den Lesern dieser Blätter nicht
fremd ist, für Paul Ernst, einen der vorzüglichsten geistigen Arbeiter des heuti-
gen Deutschland, einzusetzen, weil der literarische Brauch ihm die Selbstver-
theidigung verbietet. Der lebende Dichter ist in dieser Hinsicht den Toten ge-
genüber im Nachtheil. Schillers und Hebbels Lebenswerk steht dem Deutschen
in jeder Minute sichtbar als ein Ganzes, als etwas objektiv Gewordenes da.
Erlebt man, daß moderne Literatendreistigkeit einen unserer Unsterblichen re-
spektlos anschnaubt, daß eine von den „Vorurtheillosen"*) eingeführte Mode
etwa die Verachtung Schillers dlktirt, daß die maiengrüne Weisheit Unmün-
diger Hebbel zu entthronen sucht, um an seinen Platz geistig verwachsene Kaffee-
hauspoeten zu setzen, so kann mans gehen laffen. Man wird sich vielleicht dabei
der amüsanten Stelle in einem der satirischen berliner Romane von Fritz
Mauthner erinnern, wo ein paar kunstbegeisterte Handlungsgehilfen auf ihrem
nächtlichen Heimweg vom Theateroerein vor Begas' Sch^llerdenkmal auf dem
Gendarmenmarkt verweilen, um im Hochgefühl ihrer Modernität zum Monu-
ment hinaufzuschimpfen. „Oller Schmachtlappen", glaube ich, rufen sie. Die
Mode dieses Jahres, an Hebbel den Vatermord zu verüben, wird vorüber-
gehen. Er und der andere noch größere Friedrich sind selbst im Tode lebendig
genug, um rechts und links Ohrfeigen austheilen zu können. Etwas Anderes
ist es, wenn ein lebender Dichter dem Publikum, das kaum von ihm weiß,
verächtlich gemacht wird. Von Paul Emst wissen erst Wenige; und auch sie
kennen von seinen Dichtungen nur, was der Zufall ihnen in den Weg geführt
hat. Die Dramen dieses schon im Mannesalter Stehenden sind noch nicht auf-
geführt worden (nur Max Martersteig in Köln hat eine rühmliche Ausnahme
gemacht); seine Novellen sind nur wenigen Kennern bekannt; ein Roman ist
kaum schon über die erste Auflage hinaus. Literaturkritiker haben seine Ar-
beiten nie nachdrücklich empfohlen; und rechnete man zu Alledem nun noch
diese neuste kritische Verdächtigung, so wird das von vielen anderen Interessen

*) „Zukunft" vom dreizehnten Februar 1909.

belagerte Publikum sicherlich die Lust verlieren, eine Bekanntschaft zu suchen^
die so wenig Ertrag verspricht.
Solcher Schlußfolgerung möchte ich widersprechen. Ich wünsche, allen
Zukunftlesern, die einiges Vertrauen zu mir haben, Dieses zu sagen: Glaubt
nicht den vierten Theil Dessen, was Euch hier neulich über Paul Ernst ge-
sagt worden ist; mißtraut der dem ersten Blick plausibel scheinenden Logik
eines unreifen Geistes, der seine Leser mit mißverstandenen Begriffen von
Leidenschaft und Sinnlichkeit ködern möchte. Laßt Euch auch nicht verführen,
wenn Goethe gar als Eideshelfer herangezogen wird. Dessen Aussprüche wer-
den von allen Parteien, sogar von orthodoxen Christen benutzt. Wer ihn kennt,
weiß, was ihm näher steht: die tiefe Gründlichkeit Einsts oder der Schüler-
dünkel Dessen, der uns davor warnte; weiß, daß Goethe einer der größten
Kunstdenker war, daß er sich, im Verein mit seinem Freunde, dem nun oer-
achteten Schiller, jede Kunstwirkung klar gemacht hat und über die Grenzen
des Dramas, des Epos und der lyrischen Dichtung Sätze niedergeschrieben
hat, die jeder Hebbeltöler zu verstehen suchen sollte, bevor er an sein blutiges
Handwerk geht. Er wäre heute der Erste, moderne Bakkalaurcusprahlerei zu
züchtigen. Wie es ihm lächerlich war, wenn dumme Menschen Schills gegen
ihn ausspielen wollten, so wäre es ihm widerwärtig gewesen, sich gegen seinen
großen ConfrQre ausspielen zu lassen. Nicht Der handelt in Goelhes Sinn,
der ZuchtlosiMt für Freiheit, den Rausch für Natürlichkeit und Eindrucks-
fülle schon für Kunst nimmt. Zucht, Disziplin, freiwillige Unterordnung unter
das Gesetz des Ovjcktes, die ethische Rhylhmisirung der inneren Unendlichkeit::
Das ist goethisch. Dieses aber ist es eben, was die jungen Vandalen des Neu«
idealismus, die Epigonen des Naturalismus fürchten und darum hassen. Feig
und schwächlich weichen sie vor jeder Disziplin des Denkens und Handelns
zurück. Wenn sie sich nicht weiberhaft in Empsindungskrämpfen winden können,
glauben sie nicht, recht zu leben. Darum hassen sie das Männliche in der
Kunst, beschimpfen die harte Selbsterziehung in Hebbels Natur und verdächti-
gen den Vollkommenheitstrieb in Ernsts Werken.
Die Wahrheit ist, daß Ernst ein starkes natürliches Talent ist, ein
reiner und großer Wille und ein durch besonnene Selbstzucht zu persönlicher
Edelkultur gelangter Könner. Ein Mann und ein Charakter, inmitten der
unmännlichen, charakterschwachen Literatur der Gegenwmt. Schande, daß die
Bühne heute dem S ichten und Sensationellen, dem Gemeinen und Senti-
mentalen, dem Novclllstischen und Lyrischen gehört, daß sie einem Dichter «ie
Ernst aber verschlossen bleibt! Man führe die Stücke dieses Dramatikers würdig
auf; dann erst urthnle man. Wer den Willen zur Alchttektur in Ernsten^
Dramatik als etwas prinzipiell Falsches angreift, soll sich Weiberröcke anziehen.
Es handelt sich hier gar mcht um Grundsätze. Theorie hm, Theorie her! Sie

sind eben so unfruchtbar, wenn sie einseitig von Stil und Form sprechen, wie
wenn sie sür die schrankenlose Sinnlichkeit und Leidenschast des Augenblickes
eintreten. Mir kommt es hier nur auf die Konstatirung der Thatsache an, daß
bei Paul Ernst Kunst und Menschenthum eins sind und daß seine Werke Qua-
lität haben. Ich halte Ernstens Roman „Der schmale Weg zum Glück" für
den besten deutschen Roman dieser Jahre, trotz formalen Mängeln. Ernst hat
Stoffideen darin verschwendet, die für fünfzig Novellen reichen. Und darin sehe
doch wohl nicht nur ich em Kennzeichen von Kraft und Fülle, die hoffen läßt.
Ich glaube, daß einige seiner Novellen neben denen von Kleist genannt zu werden
verdienen, daß die Prosaabhandlungen dieses Dichters zum Reifsten und Klarsten
gehören, was in deutscher Sprache von unserem Geschlecht geschrieben worden
ist, und daß in der Kälte seiner Dramen oft eine Empfindungskraft ist, die
alles dramatische Spielzeug unserer Zeit über den Haufen blasen könnte. Eine
tolstoiartige Natur ist Ernst, durch Anarchismus zu einem höheren Konser-
vativismus hinaufgelangt, nach vielen Zweifeln und schmerzlichem Verzweifeln
im edelsten Sinn fromm geworden. Einer, der den Ruhm nicht mit krank-
haftem Ehrgeiz sucht, sondern der nur produziren will und bleibende Werths
schaffen. Ihn auf Grund einer wohlfeilen Natürlichkeitstheone dem deutschen
Publikum als eine kalte Seele verdächtigen: Das ist, als wollte ich irgend-
einen furiosen jungen Farbenspachtler vom linken Flügel der Sezession über
den endlich gefundenen Meister Hans von Marpes erheben, mit eben der Be-
gründung, die hier neulich gegeben wurde. Daß sich gegen den abseits, in
der Stille arbeitenden Dichter immer wieder Angreifer erheben, ist nur ein Be-
weis dafür, als wie unbequem seine Gegenwart von Geringeren empfunden wird.
Ein besserer Kämpfer, Herbert Eulenburg, hat sich in der „Zukunft"
schon früher mit Hebbel auseinandergesetzt. Ihm hörte man aufmerksamer
zu, denn als Dramatiker sprach er für sich selbst; und er stand kavaliermäßiger
da, grüßte mit bescheidenerer Ehrfurcht seinen Gegner. Glauben nun aber auch
Die aus dem Caf6 Größenwahn sich berufen, vor der stillen Erzieherthätig«
keit der Hebbelnaturen zu warnen, so beweisen sie nur, daß sie selbst dringend
des Erziehers noch bedürfen, daß sie mcht fähig sind, wirre Jugendinstinkte
strenger Zucht zu unterwerfen und daß sie mit all ihren Talenten und Reiz-
famkeiten nur Reflexgeschöpfe sind. Ihnen ist zu wünschen, daß die Noth
des Lebens sie irgendwo in Reihe und Glied stellt. Denn jetzt sind sie nicht
jung und können auch nicht lebendig altern, weil ihnen die Fähigkeit der
natürlichen Hingabe an alles Große und Edle fehlt. Sie haben nicht das
Recht, verantwortlich für die „junge Generation" zu zeichnen; weil sie nicht
genug Liebe haben.

Friedenau. Karl Scheffler.

Entdeckungen.*)

wischen Entdeckung und Erfindung besteht ein Unterschied. Eine Entdeckung
bringt zu Tage, was vorher exiftirte, aber noch nicht bekannt war. Erfinden
heißt: Etwas finden, das bis dahin noch nicht exiftirte. Ich glaube aber, daß
Erfindungen und Entdeckungen ziemlich auf die selbe Weise gemacht werden, wenn
ich auch keinen Anspruch darauf habe, als Elfinder zu sprechen; höchstens in einem
ganz «igen Bezirk.

MancheLeute, wahrscheinlich diemeiften,denken,daß bei einer Entdeckung Alles
wie ein Blitz kommt, daß ein neuer Gedanke plötzlich emporschießt und seine Kon-
zeption dann die^Entdeckung ist. So mag es mitunter ja auch sein. Wir haben
Alle von der Aufgabe gehört, die Archimedes gestellt worden war. Er sollte her-
ausbekommen, ob eine gewisse Krone aus Silber oder aus Gold bestand, ohne sie
im Geringsten zu verletzen; dadurch, daß er sie in der Luft und im Wasser wog,
erfand er das Verfahren, spezifische Gewichte zu bestimmen, denn die Krone verlor,
wenn sie unter Wasser gewogen wurde, an Gewicht so viel, wie das verdrängte
Wasser wog. Dann lief er durch die Straßen von Alexandria und rief: „Heureka"
(ich habe es gefunden). Sein Nachweis, daß die Krone aus Vold bestand, war
eine Entdeckung; aber er erfand die Methode der Dichtebestimmung fester Körper.
Ueberhaupt müssen die Entdecker gewöhnlich auch Erfinder sein, während Erfinder
nicht Entdecker zu sein brauchen.

Zu oft nimmt man an, d«ß die Entdecker wie die Dichter geboren und nicht
gebildet werden. Ich gedenke aber, zu beweisen, daß viele Leute, wenn auch nicht
alle, die Fähigkeit besitzen, Entdeckungen zu machen. Und wenn dieser kurze Auf-
satz Einem die Hoffnung erweckt, daß er Entdeckungen machen kann, und ihn ver-
anlaßt, es zu probiren, so wird meine kleine Mühe überreichlich belohnt sein.

Wie bei jeder anderen Unternehmung, ist auch hier der Anfang klein. Jeder,
der versucht, in Etwas mit genügender Sorgfalt hineinzuschauen, wird dort ein NeueS
sehen. Ein Wasser tropfen, ein Sandkorn, ein Insekt, ein Grashalm: von jedem

5) Die londoner Tagung des Kongresses für Angewandte Chemie lenkt auchLaien-
blicke wieder auf die Persönlichkeit des Präsidenten Sir William Ramsay. Dieser große
Gelehrte und Lehrer hat seit fast dreißig Jahren, seit seine A,beitenüber das Molekular-
volumen der Flüssigkeiten bekannt wurden, auf die Entwickelung der Chemie (und damit
aller Naturwissenschaft) bestimmenden Einfluß geübt. Die „Regel von Ramsay und
Doung", Argon, Helium, Neon, Xenon, Metargon, Lithium, Radium, Elektronen: von
all diesen Begriffen und von manchen anderen ähnlicher Wichtigkeit ist Ramsays Name
untrennbar. Sein Freund Wilhelm Ostwald hat die „biographischen und chemischen
Essays" des schottischen Experimentalforschers jetzt übersetzt undläßt sie, unter dem Titel
„Vergangenes und Künftiges aus der Chemie", in der leipziger Akademischen Verlags-
gesellschaft erjcheinen. Ein wundervolle^Bu^ldem auch der Abschnitt über das Werden
von Entdeckungen pninnmmpn w,,^?)- und koMM^r^MregMö^M^Ärt
ühe^gK. Neben der Untersuchung der Begriffe Elektrizität und Elementüno^K bio-
graphischen Essays über Boyle und Cavendish, Kelvin und Berlhelot wird besonders
die autobiographische Skizze (die in der englischen Ausgabefehlt)unddieunterdieObn-
fläche dringendeStudieüber die„FunktionenderUniversUät"deutscheLeser interessiren.

dieser Dinge wissen wir wirklich nicht sehr viel, wenn Alles darüber gesagt ist.
Zunächst müssen wir natürlich erfahren, was Andere gethan haben. Dafür gehen
wir in die Schule und auf die Universität, lesen Bücher und hören Vorträge.
Bevor wir anfangen, sollten wir mindestens ungefähr wissen, was unsere Borgänger
geleistet haben. Danach gehts dann an das Probiren. Probiren kann man aber auf
zwei Arten. Was ich ausdrücken will, ist am Besten in einer Allegorie gesagt.
Es gibt zwei Arten von Fischern: solche, die Weißlinge fischen, und solche,
die Lachse angeln. Ich behaupte nicht, daß es keine anderen giebt; aber diese
beiden Arten bilden die Pole der fischenden Welt. Die Weißlingfischer find sicher,
daß sie wenigstens EtwaS fangen werden; aber die Fische sind klein, geben kein
besonders schmackhaftes Essen und haben keinen erheblichen Werth; dagegen sind
sie zahlreich und leicht zu fangen. Der Lachsfischer geht dagegen nach einer ganz
anderen Beute, denn der Lachs ist ein werthvollcr Fisch, aber auch so beweglich,
daß der Angler, wenn er seine Angel auswirft, durchaus nicht sicher ist, ob der
Fisch innerhalb ihres Bereiches ist, noch auch selbst, wenn er da ist, ob er die
Fliege nehmen wird. Wenn der Angler Glück hat, ist das Ergebniß groß; und sein
Vergnügen besteht nicht nur darin, daß er den Fisch fängt, sondern auch darin,
daß er mit ihm kämpft, vielleicht eine Stunde oder länger, indem er nach ihm
watet, in wechselnder Hoffnung und Furcht; in der Hoffnung, daß seine Schnur
nicht zerreißen wird, und in der Furcht, daß sie zerreißt oder daß eine haftige
Bewegung ihn den Fisch verlieren läßt. Die meisten Entdecker sind wie die Weiß-
lingfischer: sie gehen dahin, wo sie sicher Etwas fangen werden; aber das Ergebniß
ist nicht erheblich und noch weniger das Vergnügen. Es ist viel reizvoller, Lachse
zu angeln; aber die Möglichkeit ist groß, daß der Angler den Ort des Fisches
nicht richtig beurtheilt; oder daß er eine falsche Fliege angesetzt hat; oder daß
das Wetter ungünstig ist; oder daß hundert andere Dinge, die man nicht voraus-
sehen kann, den Lachs veranlassen werden, an dem Haken vorbeizuschwimmen.
Wir wollen die Allegorie nicht weiter dehnen. Lachse giebt es heute lange
nicht mehr in so großer Zahl wie früher. Weißlinge giebt es vielleicht noch mehr.
Es bedarf also der Uebung und eines guten Auges, um zu wissen, wo Lachse sind
und in welchen Wassern man fischen soll. Nun wollen wir das Bild aufgeben
und historisch werden.
Eins der ersten Räthsel, das Lösung verlangte, war die Natur der Flamme.
Die Alten glaubten, daß sie ein Element sei, nämlich eine Eigenschaft oder viel-
leicht auch ein Bestandtheil der meisten Dinge, vielleicht aller Dinge. Die Flamme,
sagten sie, ist heiß und jedes Ding, das heiß ist, hat Antheil an der Natur der Flamme.
Robert Boyle vermuthete, daß sie ein Beweis für die geschwinde Bewegung
der kleinsten Theilchen sei, aus denen nach seiner Annahme alle Dinge bestanden;
doch war diese Bermuthung, wenn sie auch Dem ziemlich nah kommt, was wir
jetzt als die Wahrheit ansehen, nur ein glücklicher Einfall; denn Boyle hatte keinen
tatsächlichen Grund für seine Annahme. Dann wurde bekannt, daß eine Flamme
erscheint, wenn Etwas brennt, und die Ursache der Verbrennung mußte zunächst
ermittelt werden. Der entscheidende Schritt wurde von Joseph Priestley gethan,
der ein englischer Dissidenten-Priester war, und von Karl Scheele, einem schwedischen
Apotheker, fast genau zu gleicher Zeit. Priestley war ein Lachsfischer; er angelte
überall und fing viele große Fische. Ein solcher war auch Scheele. Sie bemerkten.

daß, wenn gewisse Stoffe erhitzt wurden. Gas oder, wie sie es damals nannten, Luft sich entwickelte; denn man glaubte damals, daß alle Gase, wie wir sie jetzt nennen, nur Modifikationen der gewöhnlichen Luft seien. Eben so wie wir gelegentlich einen angenehmen oder unangenehmen Geruch bemerken und ihn guter oder schlechter Luft zuschreiben, so wurde allgemein angenommen, daß Gase nur eine Art Lust seien mit unangenehmem Geruch und der kuriosen Eigenschaft, brennbar zu sein.

Etwa fünfzehn Jahre vor der Zeit, wo Prieftley und Scheele ihre große Entdeckung des Sauerstoffes machten, des Bestandteiles der Luft, der die Verbrennung unterhält, untersuchte ein schottischer Professor, Joseph Black, die besondere Luftart, die sich entwickelt, wenn Kreide oder Kalkstein erhitzt wird, und er machte die große Entdeckung, daß diese Luft wieder vom Aetzkalk aufgenommen werden kann. Das heißt: von dem Rückstand, der nachbleibt, wenn der Kalkstein erhitzt worden ist, so daß von Neuem Kalkstein gebildet wird. Ferner wog er den Kalkstein, bevor er erhitzt war, maß das Gas und wog den Aetzkalk, nachdem das Gas ausgetrieben worden war, und zuletzt wog er den Kalkstein, der neu gebildet worden war, nachdem der Aetzkalk das Gas wieder aufgenommen halte. Er fand, daß der Aetzkalk gerade um so viel leichter war, als das Gas wog, und er nannte dieses Gas fixe Luft, um die Thatsache auszudrücken, daß es durch den Aetzkalk fixirt oder absorbirt werden konnte und eben so durch ähnliche Stoffe.

Dies war das erste Thor, das für die Untersuchung der Gase aufgethan wurde. Es war eine große Entdeckung, vielleicht die fruchtbarste, die jemals gemacht worden ist: doch muß bemerkt werden, daß Black hiermit nicht zufrieden war, denn er entdeckte, daß die fixe Luft aus Kalkstein von ähnlicher Beschaffenheit war wie Dampf aus Wasser. Wie es nöthig jst, Wasser zu erhitzen, um es in Dampf zu verwandeln, so schien ihm, daß das Kohlenoxyd (um seiner fixen Luft ihren modernen Namen zu geben) ein Gas war durch die Kraft der Wärme oder des Wärmestoffes, den es enthielt. Er stellte sich die Aufgabe, zu entdecken, wie viel Wärme erforderlich ist, um ein bekanntes Gewicht Wasser in Dampf zu verwandeln. Er fand, daß etwa vierundfünfzigmal mehr Wärme hierzu erforderlich ist, als man braucht, um das selbe Gewicht Wasser vom Eispunkt bis zum Siedepunkt zu erhitzen; und doch ist der Dampf nicht heißer als das siedende Wasser. Daher nannte Black diese Wärme die latente Wärme des Stoffes, weil sie in dem Dampf verborgen liegt und das Thermometer nicht beeinflußt. Black machte quantitative Experimente. Das heißt: er machte nicht nur Entdeckungen, fondern bestimmte auch die Mengen, in welchen die Umwandlungen stattfinden.

Nun lag der Weg offen vor Prieftley und Scheele. Sie erhitzten alle möglichen Stoffe. Wenn diese ein Gas entwickelten, so wurde das Gas gesammelt und untersucht; aber weder Prieftley noch Scheele gaben auf die Mengen Acht. Die Methode, Gase zu behandeln, mußte erst noch erfunden werden, und während Scheele seine Gase in Thierblasen auffing, erfand Prieftley seinen Pneumatischen Trog, ein Gesäß voll Wasser mit umgekehrten Töpfen und Flaschen voll Wasser. Von der Retorte, in der die gasgebende Substanz erhitzt wurde, wmde eine Röhre unter die Mündung einer Flasche geführt und dann stieg das Gas in die Flasche hinein und verdrängte daS Wasser. War die Flasche voll, so konnte sie unter Wasser verkorkt werden und man konnte sie herausnehmen, um das Gas zu untersuchen.

Meist müssen Entdeckungen mit Erfindungen verbunden werden. Daher muß, wenn etwas Neues versucht werden soll, zunächst ein Apparat konstruirt werden, der für diesen Zweck dienlich ist. Vielleicht braucht auch nur ein bereits bekannter Apparat geändert zu werden. Deshalb ist es äußerst wichtig, daß der Entdecker ein guter, mit allen möglichen Stoffen vertrauter Handwerker ist; ein Glasbläser, denn die meisten kleinen Apparate werden am Besten aus Glas hergestellt; ein Klempner, denn wenn irgend Etwas von der Art einer Maschine, wie Pumpen oder Röhren, nöthig ist, wird er es am Besten aus Messing machen; ein Töpfer, wenn Gefäße erforderlich sind, die hohe Temperatur aushalten. In den letzten Jahren hat sich Quarzglas aus geschmolzenem Bergkristall als sehr brauchbar erwiesen; es kann in einem Gebläse mit Leuchtgas und Sauerstoff bearbeitet werden.
Aber wir müssen zu der Entdeckung des Sauerstoffes zurückkehren. Prieftley erhitzte Quecksilberoxyd (oder, wie er es nannte, rothen Präzipitat) in einer Retorte und sammelte daS entwickelte Gas. Er fand, daß eine Kohle sehr viel Heller darin brannte als in Lust. Ferner fand er, daß eine Maus darin länger als in dem selben in einer Flasche eingeschlossenen Luftraum leben konnte. So athmete er es selbst und fand, daß es angenehme und erheiternde Wirkung ausübe. Aehnliche Versuche waren von Scheele mit dem selben Ergebniß gemacht worden. Aber Scheele ging viel weiter. Nachdem er bemerkt hatte, daß manche Stoffe die Eigenschaften besitzen, mit verbrennlichen Stoffen, wie Holz, Mehl, Kohle, zu verpuffen oder heftiger zu brennen, wenn sie mit ihnen gemischt waren, erhitzte er diese Stoffe und fand, daß auch sie Sauerftoffgas entwickelten. Unter diesen Stoffen fand sich Mennige, Braunstein, Salpeter und Anderes. Da stellte er das allgemeine Gesetz auf, daß solche Stoffe, die^beimZMischen mit Kohle eine Art Schieß« Pulver bilden, das neue Gas entwickeln, wenn man sie erhitzt. So wurde bekannt, daß die Luft ein Gas enthält, etwa ihren fünften Theil (Scheele sagte, den sechsten Theil), das die Eigenschaft besitzt, verbrennliche Stoffe^mit viel größerer Energie brennen zu lassen. Die Flamme wird durch die Wirkung deö Sauerstoffes, wie das neue Gas später genannt wurde, auf verbrennliche Körper hervorgebracht.
Es würde zuviel Zeit kosten, wenn ich die wunderliche Lehre vom„Phlogiston", einem immateriellen Effluvium, erörtern wollte, von dem man annahm, daß eS entweicht, wenn die Stoffe brennen. Ich kann nur erwähnen, daß Lavoisier, der berühmte französische Chemiker, die richtige Erklärung der Verbrennung gegeben hat, nämlich, daß sie durch die Vereinigung des Sauerstoffes mit dem brennenden Stoff verursacht wird. Lavoisier kann aber nicht zu den großen Entdeckern gerechnet werden; nur als Erklärer von Entdeckungen hat er sich ausgezeichnet.
Henry Cavendish, der seine besten Arbeiten zwischen 1770 und 1790 ausführte, entdeckte die Zusammensetzung des Wassers: daß es nämlich gebildet wird, wenn Sauerstoff und Wasserstoff sich vereinigen, und bestimmte mit großer Genauigkeit die Raumverhältnisse, nach welchen die beiden Gase sich verbinden. Auch unternahm er, zu beweisen, daß Stickstoff ein einfacher Stoff und nicht ein Gemisch ist, indem er elektrische Funken durch ein Gemisch von Stickstoff, dem trägen Beftcmdtheil der Luft, und Sauerstoff gehen ließ. Fast aller Stickstoff verschwand bei dieser Behandlung und nur ein Hundertfünfundzwanzigstel vom Ganzen blieb noch. Bei dem damaligen Zustand der Wissenschaft und mit den unvollkommenen Hilfsmitteln dieser Zeit wäre es ihm kaum möglich gewesen, diesen inaktivenAück-

stand mit dem Argon, einem Gas, das mehr als ein Jahrhundert später entdeckt
worden ift, zu identifiziren. Denn damals war das Spektroskop noch völlig un-
bekannt, das heute daS wichtigste Mittel ist, um Gase und überhaupt Elemente
aller Art zu kennzeichnen und zu unterscheiden. Dies ift ein Beispiel dafür, daß
eine Entdeckung manchmal aus eine Erfindung warten muß, denn es ist fast un-
möglich, eine Entdeckung als solche zu beweisen, selbst wenn es sich um eine wirk-
liche handelt, bevor die Untersuchungmittel dafür erfunden sind.
Wie schon erwähnt wurde, war die wahre Natur der Flamme seit den ülte-
ften Zeiten ein Räthsel gewesen; für ihre Entdeckung hatte sie aber auf Erfindun-
gen zu warten. Wenn ein elektrischer Strom von hoher Spannung, wi<ihn ein
Jnduktionapparat oder eine Elektrisirmaschine erzeugt, durch ein verdünntes Gas
geleitet wird, so entfleht ein eigenthümliches und oft sehr schön 'gefärbtes Licht,
manchmal roth, wie beim Wasserstoff und Neon, manchmal bläulich-weiß wie beim
Kohlmdtoxyd und Krypton, manchmal violetroth wie beim Argon undlStickftoff.
Untersucht man dieses Licht durch ein Prisma oder Spektroskop, so findet Man
eS aus einer Anzahl verschiedener Farben bestehend, durch deren bloße.Vermischung
die Farbe sich bildet, die man mit dem Auge sieht. So kann man leicht zeigen,
daß daslglänzend rothe Spektrum des Wasserstoffes ein zusammengesetzter Effekt
ist; denn das rothe Licht, das hellste, ist gemischt mit blaugrünem und violetem
und dadurch ein Wenig abgestumpft. Ein deutscher Physiker, namenS Plücker, er-
fand in den fünfziger Jahren Röhren, die dieses Licht besonders gut zeigen. Fünf-
undzwanzig Jahre später verbesserte Sir William Crookes mit Unterftützung seines
geschickten Assistenten Mr. Grimmingham die damals exiftirende Form der Luft-
pumpe, die Dr. Hermann Sprengel erfunden hatte, so daß man mit ihrer Hilfe
die Luft viel vollständiger auspumpen konnte, als bis dahin möglich war.
Er fand, daß bei einem viel besseren Vakuum als dem, bei welchem Gase
aufleuchten und ihr Spektrum zeigen, ein hochgespannter elektrischer Strom in der
Röhre eine violete oder grüne Phosphoreszenz verursacht, je nachdem das Glas
der Röhre Blei und Kali oder Kalk und Natron, verbunden mit Kieselsäure, ent-
hält. Außerdem erwies sich die Lage dieses merkwürdigen Phosphoreszenz-Flecks
als abhängig von der Gestalt und Richtung des DrahteS oder der Platte, von der
die negative Elektrizität sich in die Röhre entlud. Bon einem Draht geht das
Leuchten nach allen Richtungen aus, die auf seiner Länge senkrecht stehen, so daß
sich die Theile der Röhre, die den Draht unmittelbar umgeben, mit phosphore-
szirendem Licht erhellen. Wenn aber der Draht in eine Platte ausläuft, so erscheint
das phosphoreszirende Licht hauptsächlich zwischen der Vorderfläche der Platte und
dem positiven Draht der Vakuum-Röhre. Wenn die Platte gekrümmt ift und einen
konkaven metallischen Reflektor bildet, so wird das Licht dieser Entladungen auf
einen Punkt, den Brennpunkt deS Spiegels, konzentrirt. Wenn weiterhin irgend-
ein Gegenstand in diesen Brennpunkt gestellt und der Entladung ausgesetzt wird,
so erhitzt er sich sehr stark. Wenn er von dem Flügel eines kleinen Rades oder
einer Windmühle gebildet ist, so geräth diese in schnelle Drehung, als wenn er
mit undenklich kleinen Kugeln beschossen würde. Crookes nahm an, baß die Gase
bei so starker Verdünnung sich verändern und.ultragasförmig" werden, daß also
eine ZustandsSnderung eintritt, die ungefähr vergleichbar ift dem Uebergang von
EiS in Wasser oder von Wasser in Dampf.

Es ift interessant, sich hier zu erinnern, wie Sir William Crookes auf diese
sehr merkwürdigen Entdeckungen gekommen ift. Er begann damit, daß er das
Spektroskop benutzte, um das farbige Licht zu untersuchen, das von den verschie-
denen Bestandttheilen des Flugftaubes der Schwefelsäure-Kammern ausging, in
denen Schwefelkies (eine Verbindung von Schwefel und Eisen) verbrannt wird.
Schwefelkies war damals, in den sechziger Jahren, als Schwefelquelle für die Ge-
winnung von Schweftlsäure oder Vttriolöl eingeführt worden. Einer von Crookes'
Stoffen zeigte im Spektroskop ein glänzendes grünes Licht: und hieraus schloß er
auf die Anwesenheit eines neuen Elementes, das er „Thallium" nannte, vom Grie-
chischen 9«XXvc, .ein grüner Zweig".
Eine der ersten Aufgaben einem neuen Element gegenüber besteht darin,
sein Aequivalent zu bestimmen, die Gewichtsmenge, in der es mit acht Gewichts-
theilen Sauerstoff sich verbindet. (Die Zahl ist gewühlt worden, weil acht Gewichts-
theile Sauerstoff sich mit einem Gewichtstheil Wasserstoff zu Wasser verbinden.)
Solche Wägungen müssen äußerst genau gemacht werden und daher muß eine Be-
sonderheit erwähnt werden, die alle Wägungen beeinflußt. Die Frage wird oft
als Scherzfrage gestellt: Was wiegt mehr, ein Pfund Federn oder ein Pfund Blei?"
Und die übliche Antwort ist: „Sle wiegen gleich viel." Obwohl Dies im strengsten
Sinn richtig ift (denn ein Psund ist ein Pfund, ob es aus Federn oder aus Blei besteht),
so ergiebt doch eine kleine Ueberlegung, daß, wenn die Federn auf die eine Wag-
schale gelegt werden und das Blei auf die andere, dieses viel weniger Raum ein-
nehmen wird als die Federn; mit anderen Worten: die Federn verdrängen viel
Luft, während das Blei nur wenig verdrängt. Das bedeutet, daß die Luft, welche
die Federn verdrängen, nicht mehr auf der Wagschale ruht; wenn sie noch dort wäre,
?o würden die Federn mehr wiegen. Daher wiegt ein genaues Psund Federn
weniger, als es sollte, nämlich um so viel weniger, wie die verdrängte Luft wiegt.
Um nun diese Schwierigkeit zu überwinden und die entsprechenden ver-
wickelten und ungenauen Rechnungen zu vermeiden, die für die Bestimmung des
wahren Gewichts der in der Luft gewogenen Dinge erforderlich sind, erfand Sir
William Crookes eine Wage, die in einem Kasten eingeschlossen war, der luftleer
gepumpt werden konnte. In diesem leeren Raum entdeckte er, daß, wie es schien,
Licht (tatsächlich aber Wärme) gewisse Gegenstände mehr als andere abzustoßen
scheint. Hierdurch wurde er veranlaßt, mit Vakuum-Röhren zu experimentiren, und
dabei führte er all die schönen Versuche aus, die seinen Namen so berühmt ge-
macht haben. Zugleich erfand er das „Radiometer", ein allerliebstes kleines Spiel-
zeug, um die abstoßende Wirkung der Wärme zu zeigen.
Hier erkennen wir den Gewinn, den es bringen kann, wenn man schwachen
Spuren nachgeht; sie können zu großen und höchst wichtigen Zielen führen. Wenn
Sir William Crookes sich zufrieden gegeben hätte, seine Thalliumverbiudungen in
seiner Bakuumwage zu wägen, wie die meisten anderen Menschen gethan haben
würden, und nicht die Genialität besessen hätte, den Seitenpfad zu verfolgen, so
würde er um viele seiner schönsten Entdeckungen gekommen sein.
Ein weiterer großer Schritt wurde durch den deutschen Physiker Lenard ge-
than, als er fand, daß Crookes' Strahlen (sein „Vinter Zustand der Materie",
von dem er annahm, daß er von dem negativen Pol der sehr stark ausgepumpten
Plücker. Röhre ausgesendet wird) auch aus der Röhre heraustreten könnten, wenn

sie auf ein dünnes Fenster aus.dem leichten und starken Metall Aluminium treffen. Allerdings können sie nicht sehr weit gehen, denn sie werden bald zerstreut. Hier ist eine Entdeckung mit bestimmter Absicht gemacht worden. Professor Lenard wollte entscheiden, ob Crookesftrahlen wirklich einen Strom kleiner Körpercben darstellen oder ob sie Schwingungen, wie die des Lichtes, sind. Sir William Crookes hatte vorher gefunden, daß, wenn ein Magnet der Röhre nahegebracht wmde, der Weg der Strahlen, der sonst gerade ist, gekrümmt erscheint; und Lenard beobachtete, daß, wenn das Aluminium-Fenster so angebracht war, daß ein zwar nicht vollständiges, aber doch fast vollständiges Vakuum an beiden Seiten des Fensters sich befand, die Strahlen von ihrem Weg abgelenkt werden konnten, auch nachdem sie durch das Fenster gegangen waren.

Man mutz sich erinnern, daß die Strahlen selbst nicht sichtbar sind. Man kann nur den Ort erkennen, wo sie auftreffen, da sie dort Phosphoreszenz erzeugen. Prozessor Röntgen, ein berühmter deutscher Physiker, entdeckte, daß, wenn diese Strahlen plötzlich unterbrochen werden, etwa beim Auftreffen auf Glas oder Metall, Strahlen anderer Art entstanden, welche die Fähigkeit haben, eine photographische Platte zu beeinflussen und gewisse Substanzen zum Leuchten zu bringen. Da nun verschiedene Stoffe in sehr verschiedenem Maße die Eigenschaft haben, die Röntgenstrahlen aufzuhalten, so wurde, zum Beispiel, möglich, die Knochen des lebenden Körpers zu photographiren, da das Fleisch für sie verhältnißmüßig durchsichtig ist. Die Knochen werfen, sozusagen, einen Schatten; dieser Schatten der Knochen kann aus eine Platte geworfen werden, die mit phosphorefzirendem Stoff überzogen ist und aufleuchtet, wenn sie den Stoß der Strahlen empfängt. Ich glaube, baß Röntgens Entdeckung aus einer zufälligen Beobachtung entstand, daß die photographische Platte in einer Schachtel, die in der Nähe einer Crookesröhre lag, hernach verschleierte; und auch er war genial genug, diesen Wmk zu verstehen.

Allerdings kommen wir so sehr langsam auf unserer Suche nach einer Erklärung für die Flamme vorwärts. Aber ein weiterer Schritt geschah mit der Entdeckung des Radiums durch Frau Curie.

Das Radium ist ein Metall, dessen Salze beständig „Lenard-Strahlen" oder „CrookeS-Strahlen" aussenden, und es ist nachgewiesen, daß sie während dieser Ausstrahlung Substanz verlieren. Herr Soddy und ich haben dann auch eins von den Produkten eingefangen und gemessen, das vom Radium ausgesendet wird, während es seine Strahlen schießt. ES ist ein Gas, genannt Radium. Emanation. Und dieses Gas zersetzt sich und verwandelt sich zum Theil in daS gasförmige Element Helium, das 5ch 1895 entdeckt habe.

Wührend all Das geschieht, werden gleichzeitig „ß-Strahlen" ausgesendet und man nimmt jetzt allgemein an, daß diese sogenannten Strahlen thatsächlich nur negative Elektrizität und daß sie identisch sind mit Lenards Kathoden-Strahlen.

Ich bin oft gefragt worden: Ist denn nicht die Elektrizität eine Schwingung? Kann denn die Drahtlose Telegraphie erklärt werden durch den Uebergang von kleinen Theilchen oder Körperchen? Die Antwort ist: Elektrizität ist ein Ding; diese kleinen Körper sind Elektrizität, aber wenn sie irgendeinen Körper verlassen, so breitet sich eine Welle wie eine Lichtwelle durch den Aether aus und diese Welle wird für die Drahtlose Telegraphie benutzt.

Man hat gefunden, d«ß Flammen die Fähigkeit besitzen, die Elektrizität zu

leiten, während die Gase unter dem gewöhnlichen Druck sonft sehr gute Isolatoren
sind und, wenn der Strom eine sehr hohe Spannung hat, nur Funken durchlassen. Nun
findet in Flammen ein geschwinder chemischer Borgang statt. Verbindungen brennen:
Das heißt: ihre Bestandteile sind im Begriff, sich mit Sauerstoff zu vereinigen.
Obwohl es nicht sicher ift, daß ^-Strahlen oder, was das Selbe ift. Kor-
Pusteln von Elektrizität während solcher Vorgänge ausgesendet werden, so ift Dies
doch nicht unwahrscheinlich. Zweifellos stoßen sie auf die benachbarten Atome und
versetzen sie in rapide Schwingungen; vielleicht zersprengen sie sogar Moleküle und
veranlassen sie, neue Berbindungformen anzunehmen. Hierbei werden sehr kurze
elektrische Wellen durch den Aether ausgesendet: und diese sind, was wir Licht und
strahlende Wärme nennen.

Es giebt noch einige andere Reihen von Thatsachen, die diese Auffassung -
unterstützen. So kann man kein reines Gas durch Wärme allein rothglühend oder
leuchtend machen. Irgendein chemischer Borgang muß darin stattfinden, damit es
leuchtet. Eben so giebt ein Auerstrumpf, wenn er aus reiner Torerde hergestellt
ift (annähernd reiner, denn absolut reine Stoffe giebt es nicht), nicht viel Licht
beim Erhitzen aus. Wenn aber eine andere Erde, wie Ceroxyd, der Torerde bei-
gemischt ist, so entsteht das wohlbekannte glänzende Licht, wenn der Strumpf durch
den Bunsen-Brenner erhitzt wird. Der Stift einer Nernstlampe besteht hauptsäch-
lich aus Zirkonerde und auch würde durch den Strom nicht zu sehr Hellem Glühen
gebracht, wenn die Zirkonerde nicht eine Spur eines anderen OxydeS enthielte.
In all diesen Fällen haben wir Etwas wie einen chemischen Borgang, wobei zwei-
fellos elektrische Korpuskeln ausgesendet werden, die den Aether in Schwingungen
versetzen und so Licht und Wärme hervorbringen.

Nun kann gefragt werden: Verlieren die Stoffe nicht an Gewicht, wenn
Korpuskeln ausgesendet werden? Professor Landolt in Berlin hat Versuche über
den Gewichtsverlust oder -gewinn angestellt, der möglicher Weise eintritt, wenn
gewogene Stoffmengen, die auf einander chemisch einwirken können, in einem ge-
schlossenen Gefäß vermischt werden. (Später hat Landolt selbst auch bewiesen, daß
keine entdeckbare Gewichtsveränderung stattfindet.)

Bielleicht bewegen sich auch die ausgesandten Korpuskeln nicht sehr schnell
und werden daher von den Wänden des Gefäßes, in dem der Vorgang stattfindet,
aufgenommen; Dies kann auch mit Flammen der Fall sein. Wird aber eine Flamme
einem elektrisch geladenen Gegenstand nahegebracht, so wird dieser entladen. Das
rührt wohl von der Wirkung der elektrischen Korpuskeln auf den geladenen Ge-
genftand her.

Hieraus ergiebt sich, daß wir immer noch nicht mit Sicherheit wissen, waS
eine Flamme ift; aber wir haben den Weg dazu gefunden und die Richtung, in
welcher Experimente anzustellen sind, ist klar. Wer da fragt. Dem wird geant-
wortet. Aber er muß verständige Fragen in bestimmter Ordnung stellen, so daß
die Beantwortung der ersten Frage eine zweite hervorruft und daß der zweiten
eine dritte folgt. Ein solcher Weg führt sicher zu Entdeckungen, von denen die eine
oder die andere auch wichtig werden und zu Erfindungen von größtem praktischen
Werth den Pfad zeigen kann. Denn in der That kann man eine Erfindung oft.de-
finiren als eine Methode, eine Entdeckung nutzbar zu machen.

London. William Ramsay.

Margulia Martinez.*)
der Nacht, als Margulia Martinez auf einem grünbespannten, Vierrädengen
Karren vor den Thoren Prags anlangte, hatte Kaiser Rudolf der Zweite
einen sonderbaren Traum. Er sah sich abends auf einer Wiese, die ganz mit Blumen
besprengt war und die er als die Landschaft am Ufer deszGuadalquivir zu erkennen
glaubte, wo sein Oheim, Karl der Fünfte, an einem Märzmorgen Plötzlich zu Boden ge-
stürzt war. Eine unendliche Musik, halb aus dem Rauschen deS tiefschwarzenZStromes,
halb aus dem Surren und Summen goldener Bienen gemischt, machte die Lust rings
um ihn erbeben. Längs dcs Himmels, der vom Nachtnebel violet gefärbt war, zog eine
Frauenhand, wühlte zackige Sterne auö dem Dunkel und schloß sie zu einem Diadem.
... Des Schläfers Brust hob sich im Traum; seine trockenen Lippen murmelten. Er sah,
wie der Frauenarm von weißen Schultern herwuchs, die zitterten, wie das Rund der
Brüste in die Schlankheit eines unberührten Leibes floß, dessen Duft köstlich war, der
Blüthe beschneiter Pfirsichbäume gleich. Der Athem eines halb geöffneten Mundes
spielte auf seinen Lippen, und während ihm die Göttin den Kronreif um die
Stirn legte, flüsterte sie lächelnd: „Lmperaäor äsl olviäo — Kaiser des Ver-
gessens . .." Von einem Geschrei im Hofe des Palastes erwachte er. Man hielt einen
Haufen protestantischer Bürger zurück, die beim Kaiser Klage führen wollten, weil nachts
zuvor fünftausend Lutheraner mit Weibern und Kindern aus der Steiermark hatten
flüchten müssen. Die Absätze ihrer Schuhe stießen im Takt gegen die gefrorenen
Steinfliesen des Hofes; und von Zeit zu Zeit, trotzdem man ihnen betheuerte,
daß die Majestät noch schlafe, erklang, nne eine Eule, die an die Fensterscheiben
schlägt, ihr Ruf: Zum Kaiser, zum Kaiser! . . Rudolf stand langsam vom Lager
aus. Unter dem flackernden Oellämpchen am Kopfende des Bettes verrichtete er ein
Gebet. Er betete den spanischen Rosenkranz zur Heiligen Jungfrau von Sebastians,
lautlos, mit festverschlossenen Lippen, daß man nichts hören konnte als den schweren
Athem seiner Brust. Als er aufstand, sah er vor den Fenstern weißen Dezember-
nebel ziehen. Das ganze Zimmer schien in eine feuchte, dampfende Wolke gehängt,
die die Schreie der Bürger nur ab und zu für eine Sekunde zerrissen. Von Kälte
geschüttelt, stieß der Kaiser mit dem Fuß in den Kamin; eine rasche Flamme sprang
heraus und warf den Schallen eines Schwertes über die Wand . . . Jetzt mutzte
sich der Hause aus dem Burghof verlaufen haben. Man hörte die Rufe nur noch
von fern, kurz, knackend, wie kleine Nüsse, die man auf der Diele Zertritt. Rudolf
kauerte sich auf dem Schemel vor dem Fenster nieder und lauschte . . . Als der
Lürm völlig verklungen war, schloß er^die Thür Hintersich zu, heizte die Schmelz-
tiegel seines Laboratoriums und sann dem Traumbild des Schlummers nach, bis
die Mittagsstunde gekommen war.
Bei Tische waren acht adelige Feldobristen zu Gast. Einer von ihnen, Graf
Valsassina, erzählte, daß er zugleich mit Margulia Martinez, der spanischen Wahr-
sagerin, durch die Thore Prags gekommen sei. Und man hatte unter Trorrmel-
Eine Probe aus dem Novellenband „Geheimnitzland", den der feine Lyriker
und Sprachkünftler (auch als Prosaiker ist ers) Hans Müller beiEgon Fleische! erscheinen
läßt. Dieses schöne Buch'wird den Autor schneller bekannt machen als die Fülle seiner
lyrischen Jugendernte; wird auch deren besten Garben nun rasch Anerkennung schaffen.

schlag verkündet, daß sie zehn Tage in der Stadt verweilen und in einem Zelt
jenseirs der Moldaubrücke ihre Kunst zeigen werde. Ein anderer, Herr Primislaus
von Rochverg, kannte Margulias Bildniß und bestätigte den^ Ruhm ihrer Schön-
heit - denn auf ihre Lippen hatte der spanische Dichter Armands da Choncha ein
Sonett verfaßt und der Glanz ihres Auges sollte kein geringeres Wunder sein als
ihr prophetisch begnadeter Geist. Die sechs anderen Obristen wollten hinter den
beiden Erzählern nicht zurückstehen; darum schwatzten bald Alle durcheinander,
Einer immer Märchenhafteres, Kühneres als der Andere. So berückend war die
Anmnth der Wahrsagerin, daß in den Gärten von Granada, da sie einst dort lust-
wandelte, die rochen Rosen in den Büschen vor Beschämung erbleichten nnd fort-
an als Schneeroseu weile,blühten. In einer Nacht glitt sie in bekränztem Boot
den Ebro hinab; da begannen die Palmen an den Usern, wie Harsen zu klingen,
und von den Sternen lieselte ein so silbernes Licht auf die Fluth des Stromes,
daß mit einem Mal das ganze schlafende Land ringsum im Schein einer Riesen-
laterne aufzuflimmern schien . . .
Ueber ihren wunderbaren Erzählungen vergaßen die Obristen mehr und mehr
des Kaisers, der, wie immer, allein am Ende der Tasel saß, während der Mahlzeit
kem vernehmliches Wort sprach und, wenn er bedient sein wollte, mit einem Glas-
kiel die Gerichte bezeichnete, die ihm gefielen. Er hatte den grauen, großen Kopf
in die Hände gestützt, schien mit seinen Gedanken weitab von den schwatzhaften
Obnsten zu sein und sah über ihre wackelnden Kahlköpfe weg auf ein bemaltes
Fenster das eme leuchtende, südliche Landschaft mit Zedern und Palmen vorstellte.
Nur einmal, als von Margulias räthselhasten Augen die Rede ging, horchte er
einen Augenblick auf und legte die Hand wie einen Trichter ans Ohr. Beim Mal-
vasier erhob er sich unoermittelt, machte eine Abschiedsbewegung gegen die Kavaliere
und ging, ans den Krückstock gestützt, ins Laboratorium.
Ueder dem Aohlentiegel, von der rothen, flackernden Gluth gewärmt, hing
ein Mantel Er riß ihn mit einer heftigen Bewegung von der Wand, setzte die
Pelzkappe auf den Kopf und stieg über eine geheime Treppe zum Thor hinunter.
Im Niederfteigen klopfte er mit dem Stock prüfend auf jeden Stein; denn es brannte
nur ein Oellicht hinter rothem Glas, und indem man tiefer kam, glitt die Fin-
stermß des Abends wie ein Wesenloses neben Einem über die kalten, glitscherigen
Sinsen. Im Hos lag der Schnee fußhoch; er knirschte unter jedem Schritt, als
würde er von Messern zerschnitten. Der Kaiser hielt sich links, öffnete eine Holz«
thnr die angelehnt war, nnd trat ins Alchemistengäßchen. Rechts und links vom
Wege standen Hüttt n, risng, grau, verwittert, uralte Hexengesichter, denen der Schnee
weiße Nachtmützen in die Stnn gezogen hat. Aber hinter den Fenstern, auf den
Herden, glühten wundersame Feuer auf, die warfen ihre Helle weit in den Abend
und schlangen nm die steinernen Heiligm in den Nischen Mäntel von Pnrpur und
Gold Oft um Mitternacht, wenn die Glocken der Thürme müde wurden und die
fiebernde, aufgeregte Stadt schlief, schlich sich der Kaiser auf geheimen Stufen in
diese Gasse; und kaum war er in einer der Hütten verschwunden: da sprangen die
Flammen an den Wänden empor und in den Kolben sang das Element, schäu-
mend, sprühend, seine uralte, gcheimnißvoll gaukelnde Melodie . . . Heute stand
dem Kaiser der Sinn nach Anderem. Von seinem vertrauten Schritt angelockt,
liefen die Alchemisten an die Fenster und steckten die zerzausten Grauköpse ins

Dunkel ob er nicht bei ihnen eintrete; aber er stieß mit seinem Krückstock gegen
das Pflaster, daß sie in ihrer Arbeit fortfahren und zu den Kesseln zurückkehren
sollten. Er ging rascher als sonst; von der Bewegung geriech sein Leib, trotz der
Kälte, allmählich in einen dampfenden Schweiß. Eine räthselhafte Kraft, ihm selbst
nicht vertraut, die aus seinem Innern aufbrach wie eine siedende Quelle, trieb ihn
mit dumpfer Lockung vorwärts. Der Nachthimmel war ganz schwarz geworden,
durch den Schnee, der lautlos rieselte, glitzerten die Sterne wie Raubthieraugen.
Der Kaiser stieg eine Böschung hinunter; die Stadt breitete sich jetzt vor ihm aus,
jäh aus dem Dunkel tauchend, und da er ihr Gebraus schwellen hörte, war ihm,
als streckte sich ein Riesenarm drohend zum Himmel. Ab und zu, im raschen Vor-
übergehen, stieß ihn Einer an, denn er war ein Fremdling in seinem Reich; ein-
mal hörte er zwei Landsknechte über den närrischen, knauserigen Kaiser schelten.
An der Moldaubrücke schöpfte er Alhem und sah einen Augenblick lang die schwarzen
Wasser fließen; dann brach er auf und ging über den Strom dem Platze zu, wo
um ein Zelt hundert grelle Lichter glänzten und die Menschen sich drängten, vom
Schein der Lampen wunderlich verwandelt.

Margulia Martinez hatte großen Zulauf. Im rieselnden Schnee stand die
Menge, reckte die Hälse nach dem Eingang des Zeltes, stieß sich mit den Ellen-
bogen, schwatzte, gröhlte und warf nach Jedem, der herauskam, gleich einen Sack
voll vrasfelnder Fragen. Es durfte immer nur Einer allein durch das Thor der
Zukunft eintreten, und da dieser Eintritt einen blanken Thaler kostete, oeschied man
sich meist, so gut es ging, mit der Gegenwart, um sich dann desto ungestümer an
die Reichen zu halten, die es besser gehabt hatten. „Nun, sagt doch, wie sieht es
da dlmncn aus? Ist das Weibsbild wirklich so schön? Hört, was er erzählt! Das
Auge ielbst ein Wunder? Warum nicht gar? Augen hat es zu allen Zeiten ge-
geben Ach, und Ihr werdet reich erben? Da seht einmal den Glückspilz! Hat sie
am Ende auch gesagt, wann Eure Frau das nächste Mal zu liegen kommt? Meiner
Treu, hier giebt es Schweinekerle! Haltet das Maul, man versteht bei Eurem Ge-
schnatter das eigene Wort nicht mehr ..." Der Kaiser stand in der Reihe der
Emlatzsuchenden und die Worte schwirrten über seinen Kopf hin wie Kugeln, die
von schmutzigen Knaben geschleudert werden. Ihm war, als lehne er schlaftaumelnd
auf steuerlosem Boot, über rasche, reißende Wasser gleitend, als treibe eine un-
geheure Begier ihn stromabwärts, bis zu tiefen, geheimnißvoll verhüllten Zielen.
. . Er legte, aufathmend, die Hand vor die Augen. Was suchte er? Die Zukunft?
Aber sah er nicht Nacht um Nacht ihr Riesenhaupt aus dem Kreis der Sterne
tauchen? Und stand er als Schüler da, von einem Weibermund den Spruch zu
hören, er, dem Flamme und Schnee, Dunkel und Helle kein Räthsel mehr trugen?
Hatte ihm nicht diese Nacht erst den Schleier von Spaniens unvergessener Schön-
heit gezogen? „Nmpsraäor äsl olviäo, Kaiser des Bergeisens", murmelte er laut-
los: und in einem fremden Lächeln, wie traumberührt, schlössen sich eine Sekunde
lang 5eine Augen . . .

„Vorwärts, zum Henker", schrie sein Hintermann, indem er ihm die Faust
in den Rücken stieß, „soll man auf Euch bis Matthaei am Letzten warten?" Der
Kaiser trat ein. Ein klemer, dicker Kerl mit fliegenden rothtn Schößen kugelte auf
ihn zu, nahm ihm die Pelzkappe und einen Thaler ab und prustete hinter ihm her
wie cm hüpfender Wurstkessel. „Ich Martinez. SeKor, ich Eolombo Martinez, ihr

Vater" . . . Man kam in einen Raum von großer Tiefe. Er war so finster gemacht, daß man mit den Händen tasten mußte, um nicht zu stürzen. Vor sich greifend, spürte der Kaiser einen wagrechten Strick, der das Weitergehen hemmte, und er mußte einen Augenblick sich besinnen, da er mit quälender Deutlichkeit die Vision des Schiffes hatte, wie es schwankte und glitt, schwankte und tieferglitt. Jetzt zuckte ein grünes Licht vor ihm auf. Weit unten. Ein Licht von grellem, erschreckendem Glanz, das auf einem schwebenden Frauenkopf lag, ihn zu durchzittern, aus ihm herauszuschkumen, von jeder seiner Poren grünsilbern niederzutropfen schien. Der Kopf war von fast irrfinniger Schönheit; zwei weitaufgerissene, uferlose A«gen bettelten und drohten her, lockten näher und stießen fort; und in ihrem Rund sammelte sich das grüne Licht langsam, wie moosschillerndes Wasser in einem Becken. Nichts Anderes war zu sehen als der Kopf, tropfend von grünem Licht, und dem Kaiser war, da er hinstarrte, als sähe er das schwebende Traumgesicht der Nacht, zu einer phantastischen Göttlichkeit erhöht. Er war einen Schritt zurückgetreten und blickte regunglos in die Tiefe. „Wer bist Du?" klang es von dort, wo die Augen waren. Der Kaiser hörte nichts. Seine Arme waren ausgebreitet, sein Kopf streckte sich lauschend ins Dunkel vor. Stille. Stille. Nur draußen, sern, tönten Menschenstimmen und ihr dumpfer Gesang schwoll auf und ab, schwankte auf schaukelnden Wogen. Auf schaukelnden Wogen schwankte das Schiff, schwarze Wasser glitten drunter hin und tief, tief unten, in grüner Unendlichkeit, lockte das Licht. O, die Augen! Die Augen wuchsen und drehten sich, wurden zwei Sonne« mit grüngoldenem Glanz, die Sonnen wühlten sich in seinen Leib und brannten zuinnerst in seine Seele; vor ihrer Gluth zerbarst die Kruste seiner Seele und ein Strom heißen Blutes schoß empor, auf dem sein Herz tanzte, wie Glaskugeln im Steigen der Springbrunnen. Nackt, nackt tanzte stin Herz, daß er vor Angst und Wonne schauerte.

„Wer bist Du?" klang es von dort, wo die Augen waren; „sage Deinen Namen, Deinen Stand!" Der Kaiser fuhr über seine Stirn. Wer denn war er? Seit Spaniens Küste hinter seinem Knabevblick versunken war, hatte ihn Keiner je danach gefragt, hatte er Keinem darauf geantwortet ... Er war Einer, der nicht wußte, wie das Wort ,Du^ wohl klingt . . ! Und so ungeheuer war die Last der schweigenden Einsamkeit auf dieser Seele, daß jetzt sein Leib wie unter eisigen Flügeln zusammenschauerte und sein Mund nur hilflos zucken konnte, ohne einen Laut der Antwort hervorzubringen . . . Das grüne Licht erlosch, der Kopf versank. .Caracho", tönte die Stimme der prustenden Kugel von draußen und eine fleischige Hand zog ihn durch den rothen Wollvorhang ans Licht; „wenn Ihr Maulaffen Mhalten wollt, Scüor, müßt Ihr zu Hofe gehen und nicht zu uns. Dort hat man Zeit dafür." Bravo, gröhlten die Leute, deren Füße in dem Schnee sacht einzufrieren begannen. Rudolf nickte, setzte die Pelzkappe auf den Kopf und ging, unverständliche Worte murmelnd, den Weg nach der Moldaubrücke hinunter. Eine Stunde später kam ein kaiserlicher Feldjäger, der die Wahrsagerin Margulia Martinez für den kommenden Abend zum Kaiser in den Palast beschied.

Santa Maria: war Das jetzt eine Angelegenheit! Der alte Colombo sprang die Stufen hinab, schob sich katzbuckelnd zwischen den Leuten durch, ließ seine rothen Schöße im Wind flattern und schrie unaufhörlich mit gurgelnder Stimme: „^inis! ^iiiis öuissiWus für heute, Ihr Herrschaften. Morgen, so Gott will, ein Wieder-

sehen. Ihr Diener, Seüor! Votrs ackmiratsni-, ÄlacZame! Kommen Sie recht viel
wieder, lou^ours 1s vötrs. Addio, Addio! Auf Wiedersehen!" Als sich die Menge
verzogen Hatto, sperrte er die Bude zu, schüttete die eingegangenen Thaler in einen
Ledersack und rief die Familie in aller Eile zu einem Kronrath zusammen. Teufel
auch, da galt es auf der Hut sein! Wenn man nicht unerhört schlau zu Werke
ging, schwatzten morgen abends die Spatzen Margulias Geheimniß von den Dächern.
Und was dann folgte, — o, daran wollte man lieber gar nicht erst denken. Daß
Das aber auch jetzt geschehen sollte! Mitten im besten Verdienst! In dieser schwär-
merischen Stadt Prag, die sich an den Geheimnissen förmlich zu betrinken schien,
wie Nachtschwärmer an ausgekelterten Weinen. Tata ... Mußte man zusehen, wie
mans anstellte. Des Kaisers Ruf nicht zu hören, war ja in aller Ewigkeit aus-
geschlossen . . .
Was aber Margulias Geheimniß betrifft, das Vater Colombo mit der eifer-
süchtigen Gier einer Hyäne hütete, so war sie, deren Worten die halbe Menschheit
gläubig lauschte, in Wahrheit als Taubstumme auf die Welt gekommen. Hinter dem
Vorhang, aus dem der Pythiakopf in überirdisch grüner Beleuchtung hervorsah,
hockte Schwester Bina, klein, rund und kugelig wie der Vater, und während Mar-
gulias Augen mit unergründlichem Glanz auf dem Eintretenden lagen und ihre
Lippen sich öffneten und schloffen, sprach die Dicke in singendem Tonfall Fragen
und alberne Weissagungen. Margulias prophetisches Auge, — bei allen Heiligen:
Das war der Weg zum Erfolg gewesen! Ihr Blick hatte eine unerhörte Magie.
Wenn er mit dem gewissen ängstlichen Bestreben der Taubstummen, zu errathen
und nachzufolgen, zu erhaschen und deutlich zu machen, über ein Gesicht hinflackerte,
sich in einem Gesicht versing, sich förmlich Vollzusaugen schien an Licht und Ein-
drücken, dann gab es Keinen, 'der nicht, im Innersten getroffen, ihr die höhere
Kraft der Weissagung zugetraut hätte.
Zur Zeit, da Vater Colombo noch mit den vier tanzenden Kakadus reiste, führte
er die kleine Margulia eines Tages in den Straßen von Madrid spaziren. Am
Platz der drei Jungfrauen kam ihnen ein' Trupp von Hofkavalieren entgegen
und der Infant selbst, überrascht von der Schönheit des Kindes, ließ den Zug
einen Augenblick halten und seine Sänfte nähertragen. „Wie heißest Du, kleine
Zauberin?" fragte er. Das Kind riß beide Augen auf, starrte der Fremden cm
und hob den rechten Arm in die Höhe, was in der Zeichensprache Colombos so
viel bedeutete wie: Kannitverstan. Im selben Augenblick fausten von einem Dach
her zwei Kugeln durch die Luft, gerade am Kopf des Infanten vorbei, der, der
Geberde des Kindes folgend, sich ein Wenig vorgebeugt hatte. „Gottes Geist ist
über ihr", sagte er mit zitterndem Lachen, als er aus der Sänfte sprang und dem
stammelnden Colombo einen Beutel Goldes in die Hände legte. „Ich sah es gleich
an ihren Augen," Zwei Stunden später wußte ganz Madrid, daß der Infant
durch das prophetische Auge eines Kindes vom Tode errettet worden sei... Seit
diesem Tage war Vater Colombo tiefsinnig. Das Geld klapperte höchst wunderbar
in seiner Tasche; die Sache mit dem Prophetischen Auge wollte ihm überhaupt nicht
mehr aus dem Sinn. Als bald darauf der älteste der vier tanzenden Kakadus
mit Tod abging, sah er darin den Fingerzeig des Schicksals, nun nicht mehr zu
zögern und unverzagt die ihm vorgezeichnete Bahn des Ruhmes zu beschreiten.
Anfangs war die Sache ja einigermaßen mühsälig. Mit der tauben Margulia

sich zu verständigen, ging noch über den Kakadu, und wer aus dem Vielfraß Bina einen Geist machen wollte, Der durfte nicht vom vorletzten Jahr sein. Aber endlich, mit Geduld, Schlägen und Hungernlassen, war man so weit und es brauchte nur noch den göttlichen Vorhang mit dem grasgrünen Licht: dann konnte man sich getrost auf die Reise machen. Dann war aber auch gleich der Erfolg da. Wie närrisch drängten sich die Leute vor den Buden, man konnte der aufgeregten Zeit gar nicht genug thun an Wundern, Hokuspokus und Weissagungen. Und da mutzte jetzt, jetzt mit einem Mal, das Verhängniß so neugierig werden und den grinsenden Kopf durch den Vorhang stecken! ... Die ganze Nacht lang kraute sich Vater Colombo hinter den Ohren. Am Morgen hatte er sich zu dem Wagniß entschlossen: er würde Bina als Dienerin mitnehmen, in einer Galerie des Palastes insgeheim seine Vorrichtungen treffen und statt des grasgrünen Lichtes in Gottes Namen zwei Kerzen anzünden. Was sonst nöthig war, mochte die gnädige Madonna aus eigenem Himmelssegen beisteuern . . .

So nahm zur rechten Stunde die Compagnie wohlgemuth auf dem grünen Karren Platz. Vorn, dem Roß zunächst, saß Bina in Kopftuch und blauer Mantrlle, zwei Zinnleuchter in den Händen tragend, daß sie einer Darstellung der Erdkugel sammt himmlischen Planeten gleichsah. In ihrem Rücken waren die nöthigsten Requisiten dunkel aufgeschichtet, Spruchbücher, Vorhang, Sammet, Draht und Strick, und diese alle wackelten bei jeder Straßenrinne wie ein geheimnihvoller Turban hin und her, worunter die Weisheit aller sieben griechischen Weisen Platz gefunden hätte. Ganz hinten war Margulia einquartirt, auf einem schmalen, mit Gold verzierten Sesselchen und so tief und dicht in wehende, silberfarbige Schleier gehüllt, daß rätselhafter auch die morgenländische Prinzessin ffatmc nicht einherschweben konnte, wenn sie gleich des Khalisen Harun al Raschid leibliche Tochter gewesen wäre. Der Khalif dieser Truppe aber, Vater Colombo, der die Zügel in den Händen hielt, schritt muthig und zuversichtlich neben der gebeugten Schindmähre einher; ja, er schnalzte sogar ein paar Mal übermüthig mit der Peitsche, da der Zug von Haus zu Haus einen überaus schmeichelhaften Zusammenlauf erregte. Aber als man am Thor des Palastes war, gab es einen unerwarteten Widerstand: der Kämmerer, Herr Wolfgang Rumpf, erklärte, Ihre Kaiserliche Majestät hätten nur die Wahrsagerin Margulia Martmez zu sich bestellt und erlaubten keinem anderen Menschen, wer immer er sei, den Eiritt. Vater Colombo schrie, Bina jammerte, Margulia starrte flehend von Einem zum Anderen: dies Alles half nichts. Herr Rumpf nahm das zitternde Mädchen an der Hand und führte es, unter nachsichtig ernstem Zuspruch, drei Stockwerke hinan, bis vor die Thür deS Kaisers.

Es war das Thurmzimmer, in dem Rudolf zur Nachtstunde mit den Sternen Zwiesprache zu halten pflegte. Ein paar Kerzen flackerten gelblich und ließen das Dunkel noch unruhiger erscheinen. Ringsum, wie große gespenstische Einaugen, starrten die Fernrohre in den Raum und längs der Wand war ein Auf und Nieder verschlungener, purpurrother Linien, daß man die Blutadern eines Leibes ausgeschnitten glaubte. Margulia lehnte bebend in der Thür. Ihr Leib, schlank und schmal, flimmerte in dem ungewissen Licht und die kranke Schönheit ihres Kopfes, der sich furchtsam zwischen die Schultern duckte, schien jetzt von der Angst zu einer geisterhaften UnWirklichkeit verwandelt. Langsam, aus dem Dunkel her, sah sie den Kaiser auf sich zukommen. Sie sah ein Gesicht, blasser als Wachs, und zwei Augen,

die von Traurigkeit halb erblindet waren. Da sank sie an ihm nieder und haschte
nach seiner Hand. Aber er zog sie heftig zurück und murmelte: „Ls bisn.
dien. Steht auf..." Sie erhob sich. Sie sah, wie er Etwas sagte. Jetzt machte
er eine Bewegung und wies mit der Hand nach ihr. Sie begriff. Sie sollte nieder-
sitzen. Langsam, mit den Augen an ihn festgeklammert, schob sie sich nach hinten
und kauerte sich in einen Stuhl. Was würde geschehen? Würde er ihre Fragen
erwarten? Und wo warBina, um zu prophezeien? Gewiß, sie hatte keine Rettung.
Wenn sie sich vor dem Kaiser verrieth, würde Vater Colombo sie auf den Rücken
schlagen, bis sie tot Hinsiele. Oh . . . Und von einer müden Kälte durchschauert,
bereit, das Unvermeidliche auf sich zu nehmen, kroch sie lautlos in sich selbst zusammen.
Aber der Kaiser, dem es um ihre Kunst nicht zu thun war, dankte ihr, daß
sie schwieg. Wieder fühlte er das Ungeheure dieses Blickes in sein Herz greifen,
wieder war ihm, als schlössen sich darunter schwarze Kammern auf, worin die ge-
fesselten Quellen feiner Sehnsucht stöhnten. Die ganze Nacht lang, seit er am Abend
vor ihr gestanden, träumte er davon, ihr zu sagen: „Ich bin ganz einsam." Denn
dieser Verlassene, der unter einer Krone ein Menschenleben durchschwieg, sehnte sich
nach nichts so abgöttisch wie nach einem Menschen, zu dem er hinsinken könnte,
vor dem er sich einmal aufschlösse, die Krone und den Purpurinantel abgelhan,
Mund gegen Mund Manchmal, wenn die Dämmerung niederfiel und ein Diener
die Fernrohre an ihren Platz schob, öffnete er jäh die Lippen und sagte: „Weißt
Du, ich bin ganz ..." Aber ein Stöhnen, wort- und klanglos, brach aus seiner
Brust, denn der Stolz schnürte ihm die Kehle zu und er zog mit heftiger Scheu
die Hand zurück, über die der Diener sich gebeugt hatte. Und wie all diese ganz
Einsamen, deren Leben nur noch im Traum wirklich ist, dachte er seiner Erlösung
die wunderlichsten Formen aus. Em greiser Harfner würde kommen und ein so
rührendes Lied fingen, daß er zu ihm sprechen könnte. Oder aus den Sternen
würde ihm der Name einer Frau kund, die seinem Herzschlag lauschen wollte. Oder
er würde im Trauin zwei Augen sehen, wie die Margulias, die ihn erlösten . ..
„Du mußt immer schweigen*, sagte seine Stimme aus dem Dunkel her. „Wenn
Du ganz still bist, ist mir, als wären nur Deine Augen in der Nähe, und ich
spräche mit mir selbst." Margulia sah seine Lippen sich bewegen. Jetzt weiß er
die Wahrheit, dachte sie, zusammengekauert. Wird er mich töten?
Er lehnte am Fenster. Wie ein schwarzes Gewölb stand der Abendhimmel
über seinem Haus, hellsirrend lösten sich von den Erkern die^Reifen von Eis. In
der Runde, dumpf und tief, schwangen Glocken. „Weißt Du", sagte der Kaiser
lautlos, „ich bin ganz einsam ..Und in der Totenstille, da er es sagte, hörte
der Mund der Glocken zu tönen auf. Mchts als Stille war in dem Gemach, als
tränken die Worte, die er gesprochen, den Laut der Stadt in sich, als horchten
die Wände, die reglose Luft, der Raum. „Ich bin so einsam, wie nie ein Mensch
vordem gewesen ist. Und mein pochendes Blut zehrt mich auf." Er stöhnte. Sein
Kopf sank auf die Brust hinab. „Du weißt vielleicht, was Sehnsucht ist. Manch-
mal ist mir, als flöge meine Seele nach unserer Heimath Spanien. Nach der
unendlichen Bläue des Himmels hebe ich die Hände auf und ich beuge mich, ob
die Ströme rauschen, und ich athme, ob die Hyazinthe in den Gärten blüht. Aber
hier ist kein Frühling ... Nachts, wenn die Glocken in ihren Stühlen einschlafen,
schlage ich auf die Knie nieder und frage die Sterne. Aber sie haben keine Am-

wort . . . Manchmal, aus dem Kampf meiner Einsamkeit, schreie ich nach einem
Menschen. Nach Einem, der nichts von mir will, der mir nicht dankt und nicht
flucht, der nur lebt und^den ich spüren könnte, seinen Herzschlag, seine Augen, seine
Hände. Aber Keiner hat mich je gehört . . ." Seine Stimme, wie aus einem
Schacht aufklimmend, wo sie lange in dumpfer Nacht gelegen, befreite sich. „Ich
habe nach ihnen gedürstet, nach ihrem Vertrauen, ihrer Liebe, ungestümer als die
Bettler, die vor meinen Thüren um einen Bissen Brotes betteln. Umsonst. Sie
haben mich nicht gekannt. Sie kennen nur das Kleid! Da bin auch ich hart ge-
worden. Ihr Hilfeschrei kam zu mir herauf, ich stand am Fenster, da, wo Du
mich stehen siehst, ich habe ihn gehört und mein Herz hat sich darunter verkrampft;
aber ich ließ sie ohne Hilfe ziehen. Taufende haben bei Nach: und Grauen ihr
Haus verloren und das Jammern ihrer Wecker, der Ruf der Kinder widerhallttn
in meinem Traum, daß ich aufstöhnend aus dem Bett sprang; aber wenn der
Morgen kam, schloß ich die Thüren hinter mir zu und ließ das Ungeheuerliche
geschehen sein ... Weißt Du, was es heißt, an sich selbst zum Verräther werden,
zusammenzucken vor dem eigenen Schalten, als hetzten die höhnischen Furien hinter
ihm her?" Er athmete auf und wandte sich nach dem Zimmer um. Margulia
saß regunglos in ihrem Stuhl; ihre Augen tranken das spärliche Licht, das von
den Fenstern rieselte. Der Kaiser senkte seine Stimme. „Ich habe nie zu ewem
Menschen von mir gesprochen", sagte er, „denn ich habe keinen gehabt, der mich
liebte. Kannst Du verstehen, wie Das ist? Begreifst Du, was ich geworden bin,
— jetzt, da ich zu Dir gesprochen habe? Und könntest Du mir Deine Hand reichen
und mich einen Augenblick ihre Wärme spüren lassen, könntest Du mich glauben
lassen, daß auch ich ein Mensch bin, nicht elender als die Bettler, die vor meiner
Thür kauern?" Seine Lippen bebten; von stummer Bitte überwältigt, streckte er
die Hand nach ihr aus ins Dunkel. Sie stand auf. Langsam, wie über einen
Steg tastend, kam sie ihm näher . . . Und ihm war, da er jetzt ihre Finger in
die seinen gleiten fühlte, als ströme zum ersten Mal die Wärme menschlichen BluteS
zu ihm über, als umfange ihn rein, mit weichem Arm, die Güte von Verstehen
und Verzeihen. Ein jäh aufwogendes Glücksgefühl machte, daß er die Augen
schloß, und durch beglänztes Dunkel sah er die Göttin des Traumes näherschweben,
schön wie Margulia, und lächelnd den Dornenkranz der Einsamkeit von seiner
Stirn nehmen. . .

Da splitterte die Thür auf und mit gestrknbten Haaren, rothschwitzendem
Gesicht und gespenstisch flatternden Rockschößen stürzte Vater Colombo auf den
Kaiser zu, umklammerte seine Beine und gellte, als stieße der Teufel ihn ins
Genick: „Gnade! Gnade, Seüor! Sie hat keine Schuld. Sie hört Dich nicht. Sie
kann Dir nicht weissagen. Gnade! Sie ist taub! Gnade! Sie ist stumm! Ich
allein bin schuld, ich, Colombo. Ich' habe sie dazu gemacht, weil die Leute es
so haben wollten. Gnade, sie kann nichts dafür! Ich allein! Gnade!" Und
während der Kaiser vor dem Keuchenden wortlos zurückwich, erklärte der Kämmerer
Rumpf im Eintreten, man habe den alten Gaukler am Ende, trotz aller Gewalt,
nicht zurückhalten können. „Ta ta", lallte Vater Colombo, der auf den Knien
umherrutschte und Margulias Schuhe mit seinen zitternden Fingern streichelte,
„sie lebt, mein Zuckerplätzchen, mein armes, süßes, mein Lichtstrahl, mein Kakaduchen,
o ta ta, sie lebt ..Des Kaisers Lippen verzogen sich vor Grauen. „Die Angst

chat ihn närrisch gemacht", sagte Herr Rumpf; „er dachte, Ihre Majestät würde
die Taubheit des Mädchens wahrgenommen haben und es darob züchtigen." Der
Kaiser nickte heftig. „Ja", sagte er, indem er sich mit den HKnden an der Mauer
festhielt, „ich habe die Taubheit wahrgenommen. Aber wie hätte ich züchtigen
sollen, wo Gottes höherer Rathschluß ..." Seine Stimme brach entzwei. Das
totenblasse Gesicht bedeckend, zeigte er nach der Thür. „Allein . . . bleiben . . .
Laßt mich allem ..." Herr Rumpf machte ein Zeichen mit der Hand. Da stand
Bater Colombo von den Knien auf, zog sein rathloses Kind an sich und ließ sich
vom Kämmerer Rumpf den Weg auf die Straße zeigen.
. . . Ueb:r die schrägen Mauern des Thurmzimmers glitt die Nacht. Nur
die großen Einaugen der Fernrohre leuchteten noch in den Raum und auf dem
Herd schwelte ein bläuliches Flämmchen, von der Totenstille genährt. Da war
dem Kaiser, der reglos an der Wand kauerte, als breche ein schauriges Gelächter
durch den Thurm, und er stieß einen Hilferuf aus, gellend, wie die Angstschreie
der gescheuchten Wasservögel klingen. Das Flämmchen tanzte auf dem Herd. „Haft
Du uns entkommen wollen, Kaiser?" sang es. „Hast Du zu Menschen den Weg
gesucht. Du Thor? Menschen sind Gaukler!" „Gaukler, Gaukler", klang es von
den Wänden. .. Und die Fernrohre schoben sich dicht an ihn, bohrten ihr Auge
in seine Seele und fragten: „Weißt Du nicht, daß, wer einsam ist wie Du, sein
Leben lang zu tauben Ohren spricht?" „Sein ganzes Leben lang zu tauben Ohren",
kicherte das Flämmchen.
Bis Mitternacht hörte man den Kaiser rastlos auf- und niederschreiten.
Einmal war dem Diener, der ängstlich an der Thür lauschte, als höre er ein
Schluchzen, heiser und fürchterlich, wie das Keuchen einer aufgerissenen Brust. Dann
wieder blieb Alles still und der Diener legte sich vor der Schwelle feines Herrn
zur Ruhe, um am Morgen zeitig zur Stelle zu fein. Aber als er zur gewohnten
Stunde beim Kaiser eintrat, fand er einen Greis, fremd und mit wirrem Hau?,
der an den Wänden des Zimmers entlang tanzte und mit aufgehobenen Händen,
unter Kichern und Weinen, leise vor sich hinsang: „O ta ta, mein Zuckerplätzchen,
mein Lichtstrahl, mein Kakaduchen, o ta ta . .
Wien. HanS Müller.
HWeulich flüsterte mir Einer geheimnißvoll ins Ohr: „Denken Sie, die O-Bank
STv soll unter den Debitoren 10 Prozent Außenstände bei Terraingeseüschasten
haben! Jsts nicht unerhört, daß Depositengelder zu so riskanten Geschäften der-
wendet werden?" Ich wollte nicht erst widersprechen und sagte einfach: »Bitten
Sie den Reichstag um ein Depositengesetz und kaufen Sie sich eine Aktie der Ii-
Bank, damit Sie in der nächsten Generalversammlung Männertöne reden können."

Finanzreform und
Kredit.

Schön ists natürlich nicht, wenn eine Großbank einen beträchtlichen.Theil der ihr anvertrauten Einlagen als Baugelder verleiht. Noch dazu nicht auf eigene Rechnung, fondern via Terraingesellschaft, die gut und gern ihre 8 Prozent Zinsen dabei verdient und mit protzigen Dividenden die Kämpfer für die Werthzuwachssteuer auf die Schanze ruft. Mit Recht wird über die ungerechte Vertheilung des Zinsenertrages gestöhnt. Die Bank verdient an den ausgeliehenen Geldern höchstens 4 bis 3 Prozent. Das steht nicht im richtigen Verhältniß zu dem Risiko. Obendrein ist der Direktor der Bank einer der HauptaktionKre der Grundstückgesellschaft und hat deshalb kaum die genügende Distanz zu den Depositengeldern seines Instituts. Und schließlich ist der Häuptling des Terrainreiches ein Mann von rauhen Sitten, dems nicht leicht wird, sich Sympathien zu werben. Wie kam die Bank nun zu solchen Geschäften, die nicht etwa unter den eigenen Grundftücktrcmsaktionen figuriren, sondern sich schamhaft hinter der breiten Schürze des Depositenkontos verstecken? Waren persönliche Beziehungen oder allgemeine Verhältnisse dazu bestimmend? Der Ueberschuß des Volksvermögens, der als „jährliche Ersparnisse" der Nation in der Statistik erscheint, ist nicht leicht rentabel unterzubringen. Die Vanken sind gewissermaßen für die Folgen der Überproduktion an Geld verantwortlich. Sie sollen dem Kapitalisten Chancen bieten. Mit fast krankhafter Gier haben sich die Leute auf alle erreichbaren Effekten gestürzt. Die Banken konnten mit den ältesten Ladenhütern aufräumen und mußten schließlich abwinken und den letzten Rest behalten, um die Kontrole über den Markt der für sie wichtigsten Papiere nicht zu verlieren. Die Industrie ist noch steril. Und mit Staatsanleihen allein läßt sich das Dividendenrennen nicht machen. Da kommt man schließlich auf die Liaisons mit den Leuten vom „Bau". Der Werthzuwachsrummel wirkt wie Hefe im Teig. Die Grundftückpastete geht in die Höhe; denn noch ists-Zeit, den Werthzuwachs zu ramschen, bevor der Fiskus sich als Sozius einstellt. Die lange Depression der Wirthschast ist aber nicht allein dem Mangel an Nachfrage zuzuschreiben. Der wäre, Wenns sein müßte, künstlich auszugleichen. Schlimmer ist die Wirkung der Steuerexperimente. Das „Elend der Finanzreform" hat sich zu einer Landplage ausgewachsen. Einst lachte man über die mißglückten Versuche und dachte sich: „Das Reich wird nicht aus den Fugen gehen und am Ende gelingt doch einmal etwas Brauchbares." Heute ist Einem das Lachen vergangen. Selbst durch das dickste Fell hat sich ein Gefühl der Scham über die Impotenz unserer Finanzhelden gestohlen. England hat ein Defizit von 330 Millionen Mark. Der Schatzkanzler legte an dem Tag, da er zum ersten Mal über den Fehlbetrag sprach, ein fertiges F Nanzprogramm vor. Auch John Bull wird sich gegen die w uen Lasten stemmen; schließlich aber wird er doch bezahlen und die Unterbilanz wird verschwinden. Im Deutschen Reich schwatzt man schon über eine Steuer, die im günstigsten Fall 20 Millionen bringen fönnte. Bei 500 Millionen Mark Bedarf und einer Reichs schuld, die inzwischen auf 4^/2 Milliarden angewachsen ist. Nun stelle man sich vor, wie der ewige Lärm im Finanzhaus auf den Wirthschaftorganismus wirken muß. Da hat sich längst eine nsui-ttstksnza vaLomotyria eingestellt, die sich in schwächlicher Unentschlofsenheit äußert. Wie soll der Kaufmann, Händler, Fabrikant disponiren, wenn er nicht weiß, wo der Steuerkörper übermorgen belastet wird? Ob Gas und Elektrizität nicht doch bald drankommen und ob der preußischen Gesellschaftsteuer sich nicht eine Neichsdtvidendensteuer gesellt?

Der Stempel auf „theure" Wohnungen, den die fruchtbare Steuerkommission des Preußischen Landtages beschlossen hat, ift ein Ableger der Werthzuwachssteuer. Fraglich bleibt, ob der erodarras äs riekssss an Wohnungen zum Preis von 1800 Mark aufwärts dadurch verringert werden wird. Schließlich können doch die Baumeister auf Parzellen, die 10 000 Mark pro Quadratruthe kosten, nicht nur Miethkasernen errichten. Unseren Steuersystemen fehlen die geraden Linien; deshalb ift das Risiko für die deutsche Wirtschaft so groß. Zum ersten Mal hörten wir in diesen Tagen von den Berliner Elektrizität werken her eine Empfehlung der Konzentration, eine Warnung vor weiterer Kraftzersplitterung beim Bau von Ueberlandcentralen. Treuhandbanken und „Sachverständige für den Jndustriekredit* zu schaffen, lohnt eben nicht, wenn die Kreditnehmer nicht über den nächsten Tag hinaus disponiren können. Die Gemeinden sollen Elektrizität centralen bauen. Die Elektrobanken geben ihren die Mittel dazu; aber die Kämmerer zögern, weil sie damit rechnen müssen, daß ihnen eine Reichswerlhzuwachsfteuer den Etat kürzt. Nicht Jeder rechnet vielleicht mit so fernen Möglichkeiten; immerhin wird über die Steuer geredet und schon dadurch der Weg zum Entschluß erschwert. Der Kohlenausfuhrzoll, der einst als Maßregel gegen den Terrorismus des Kohlensyndikates empfohlen wurde, läßt sich auch für die Sanirung der Reichsfinanzen empfehlen. Von allen Seiten droht der Industrie Gefahr. Und die Reichsbank ist zu starker Aktion nicht mehr frei genug. Die Leute, denen die Dividenden der Reichsbankaktionäre ein Gräuel sind, gehen mit der Behauptung Hausiren, das Reich habe dem privaten Kapital mit der Abtretung des Notenrechtes ein Millionengeschenk gemacht. Ich habe hier versucht, die Absurdität dieser Beweisführung zu zeigen; und der Reichsbankprüsident Havenstein that die Legende gründlich ab, als in der Kommission zur Berathung der Bankgesetznovelle über die neue Art der Vertheilung des Reingewinnes gesprochen wurde. Die Reversseite zeigt einen Verlust von mehr als 33 Millionen. Diese Summe hat die Reichsbank, durch die zweimalige Erhöhung der Gewinnbetheiligung des Reiches, am Notenprivileg verloren. Dem Reich bringt die Bank mehr als dem Privatkapital; dem auch die ungeheuerliche Steigerung des EffektenbeftandeS recht unangenehm ist. Abermals eine Folge unserer argen Finanzwirrniß.

Die Reichsbank ist bekanntlich verpflichtet, Wechsel der Reichskasse (Schatz, scheine) diskont- und gebührenfrei zu honoriren. Dieser Acceptenhaufe ift in nor« malen Zeiten nie allzu hoch geworden. Jetzt aber schiebt sich das Reich immer aufdringlicher in das Kreditgeschäft der Bank hinein; und der Effektenposten nimmt in der Wochenbilanz breiten Raum ein. Nach dem Ausweis vom siebenten Mai betrug die Summe der Acceptverbindlichkeiten des Reiches bei dem Noteninftitut 488 Millionen. Der Wechsclbestand, der ein Bild der privaten Kreditansprüche giebt, war nur um 311 Millionen größer als das Effektenportefeuille. Ein böseS Mitzverhältniß; am siebenten Mai 1908 hatte die Reichsbank nur 141 Millionen an Effekten und 974 Millionen an Wechseln. Damals betrug die Differenz 833 Mil. lionen; diesmal war sie um 522 Millionen geringer. Die Höhe des Notenumlaufes wird durch die Dienste, die das Institut dem Reich leistet, mitbestimmt; und davon ist wiederum, bis zu einem gewissen Grade, die Diskontpolitik abhängig. Die Frage, ob der amtliche Wechselzinssuß noch niedriger werden soll, ift heute nicht sehr wichtig, weil die Industrie auch von einem nur dreiprozentigen Diskont kaum Nutzen hätte. Ein Haloprozentchen mehr oder weniger: Das macht uns jetzt keine

Konjunktur. Aber die Relchsbank wird in ihrer Pflicht, der Privatwirtschaft zu dienen, durch das aufdringliche Werben der Reichskasse gestört. Man muß bedenken, daß der Bank das Notenrecht keinen Gewinn bringt, um zu verstehen, wie ungerecht die Geringschätzung des dem Institut dienenden Privatkapitals ist. Wollen wir der Verstaatlichung der Reichsbank zusteuern? Die Russische Staatsbank ist uns kein unerreichbares „Ideal" mehr. An der Uebernahme der Schatzwechsel verdient unsere Bank nichts. Je mehr sie ihre Mittel zu solchen Geschäften verwenden muß, desto schmaler werden die Dividenden. Da nun die Antheile, nach dem neuen Modus der Gewinnverteilung, ohnehin schon weniger Erlrag bringen, können sie neue Schmälerungversuche nicht ruhig hinnehmen. Wen soll eine Anlage in ReichSdankantheilen noch reizen? Am Ende dieses Weges dräut die Verstaatlichung.
Wie würde die Schwächung der Reichsbank (durch die Anforderungen des Reiches) auf das Diskontgeschäft der großen Aktienbanken wirken? Ich brauche hier nicht zum hundertsten Mal zu zeigen, daß die privaten Kreditinstitute und die Reichsbank ein fester Ring umschließt, der die Zusammengehörigkeit dieser Bundesstaaten des Kreditreiches/ unter dem Präsidium des Noteninstitutes, ver. bürgt. Wird die CentralstelZe ihrer bedeutsamsten Aufgabe entzogen, dann ist die bundesstaatliche Verfassung bedroht; ist jede Bank sich selbst überlassen und kann im Diskontgeschäft nur noch in beschränktem Umfang auf eine Unterstützung durch die Reichsbank rechnen. Darunter müßte auf die Dauer der Kredit leiden. Die Banken wären gezwungen, sich im Kontokorrentverkehr so zurückzuhalten, wie sie in kritischen Tagen gewöhnt sind. So wäre künftig der Normalpegelstand. Der Wechsel ist das sicherste Domizil für Gelder, die im Vetrieb der Banken arbeiten. Doch ohne Rückhalt bei der Reichsbank ist ein ausgedehnter Wechselverkehr nicht möglich. Die Banken aber sind gezwungen, Geschäfte zu suchen, die ansehnliche Dividenden ermöglichen. Aus Alledem ergiebt sich, daß unsere Bankleiter ein lebhaftes Interesse an der Art haben, wie die „Finanzreform" schließlich zu Stande kommt. Als im Rheinland neulich Finanzmänner und Industrielle beriethen, wurde erwähnt, die breiten Erörterungen der Cteuerfähigkeit müßten schließlich den Kredit der deutschen Unternehmer im Ausland schädigen, weil man bei uns täglich behaupte, die deutschen Gewerbe könnten neue Lasten nicht tragen. Auch sei der deutsche Exporteur, weil er nicht mit langer Sicht disponiren könne, schlechter dran als der fremde Konkurrent. Die „Stimmen des Auslandes" sind nicht immer auf den richtigen Ton gestimmt; jetzt aber sollte man ihnen mit offenem Ohr lauschen. Flauer als bei der Subskription auf die letzte Reichsanleihe war die Betheiligung des Auslandes nie; und die Bedingungen waren doch wesentlich günstiger als bei Britenkonsols und Franzosenrente. Abermals: Folge der Finanzreform; unter normalen Verhältnissen zögert kein Kapitalift vor einem Papier, das ihm fast vier Prozent Zinsen bringt, wenn der Wechselzinsfuß zwischen IV2 und 2Vs Prozent schwankt. Uebrigens hat sich wieder gezeigt, daß die Käufer von Staatspapieren von ihrer Neigung zu vierprozentigen Werthen nicht lassen. DaS Ergebniß der Subskription ließ darüber keinen Zweifel aufkommen. Und an die Rückkehr zum dreieinhalbprozentigen Rententypus wäre höchstens zu denken, wenn der Nachfolger des rasch verbrauchten Herrn Sydow einen brauchbaren Steuerplan hätte oder wenigstens mit rascher Amortisirung der Reichsschuld endlich Ernst machte. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 5. Inni 1909.
Die steuern.
Majorität.
^Konservative, Reichspartei, WirthschaftlicheVereinigung, Centrum und
Polen haben ein Steueiprogramm entworfen und in der Finanzkom-
mission des Reichstages beschlossen. Die auf Bier, Branntwein, Tabak,
Schaumwein lastende Steuer soll erhöht werden; erhöht auch der Tabak-,
Thee', Kaffeezoll. Hauptpunkte des Programms sind ferner: Umsatzsteuer,
Jmmobilienwetthzuwachssteuer.K^
Umsatzsteuer, Streichhölzersteuer, Parfumeurwaarensteuer, Kohlenausfuhr-
zoll. Hinter diesem Programm steken ungefähr zweihnndertvierzig Mitglie-
der des Deutschen Reichetages. Die in dicKommission abgeordneten Heiren
hatten nicht Zeit, geistreich zu sein. Sie wollten vor Pfingsten fertig werden;
den Mahnern beweisen, wie schnell die neue Genossenschaft zu arbeiten ver-
mag; und den Verbündeten Negirungen vor den Brachmondferien zurufen:
Von unskönntJhrdie fünfhundertMillionen morgen haben, dieJhr braucht
und so lange schon sucht. Sie hatten nur gerade Zeit, ihr eigenes Interesse
(das ihrer Klasse, versteht sich) zu bedenken und Alles zu meiden, was den
Grundbesitzern, Baueni,Kleinhandwerkernallzulästigwerdenkönnte Haftig
wurden alte Projekte aus der Bodenkammer geholt, hastig zurechtgebügelt;
und Niemand fragte erst lange, ob das in anderer Stunde Empfohlene, in
andererZone Elprobte auch heute noch, auch für die deutsche Wirtschaft des
Jahres 1909 passe. Morgens und abends vernahm der Bürger, daß ihm neue
Steuerpflicht gebündelt sei; von dem Antrag nicht früher als von dem Beschluß.
Wer ob solcherRuchlosigkeitThränen vergießen will, mag es thun. Nurnützt
2Z

Moralität und Sentimentalität hier noch wenigerals in anderen Bezirken der Politik. Der vor zwei Jahren vom Jubel aller liberalen Gemüther empfangene Reichstag hat eine stärkere agrarische Mehrheit als sein Vorgänger. Und diese Mehrheit vertritt ihrJnteresse ungestümer, als eine dürfte, die morgen vielleicht regiren müßte. Weder Hoffnung noch Furcht, ans Ruder zu kommen: also die Möglichkeit, in der Roth die Verantwortung abzuwälzen. „DasGeld mußte endlich doch einmal geschafft werden. Wir Habens nicht ausgegeben. Unser Plan ist nicht unverändert durchgegangen. Aber wir haben uns um das deutsche Vaterland ein Verdienst erworben.Seitzehn Monaten wird nach fünfhundert Millionen gespähtund geschrien. Wirsind die Einzigen, die den ganzen Betrag anbieten. Wollt Ihr? In acht Tagen kann Alles in Ordnung sein."

Minorität.

Gegen diese Selbstanzeige haben die Liberalen noch nichts Wirksames vorgebracht. Siesind aus derKommisfion geschieden, weil sie sich unhöflich behandelt, dieFindermethode schlecht, die neuen Steuern der Industrie unddem Handel schädlich fanden. Schön. Nun müssen sie Besseres vorschlagen. Der Trieb, mit lauterFaust auf denTisch zu hauen, kam aus richtiger Erkenntniß derVolksstimmung, die, wenigstens in den Städten, derKommisfion höchst ungünstig ist. Davon läßt sich prosttiren; doch nnrDer kanns,derselbsteinen durchführbaren Plan hat. Nationalliberale und Freisinnige, die einander im Zolltarifkampfso hitzig schmähten, müssensich rasch über einSteuerprogramm verständigen, wenn ihreOhnmachtnicht das Gelächter des Gegners herausfordern soll. Noch nicht hundertzehn Mann zusammen; aber das Programm dieser kleinen Schaar kann so vernünftig sein, daß es die klügsten Patrioten erobert. Sputet jetzt auch Ihr Euch ein Bischen! Nur um hundert Millionen handelt sichs noch; vierhundert sind ja gefunden. Und klammert Euch nichtan die Erbanfallfteuer; macht nicht wieder eine Eurer gefährlichen „Prinzipienfragen" draus. In irgendeinerForm kommt diese Steuer; ob heute oder übermorgen, ist einerlei.Jede Möglichkeit zum Rückzug soll man dem Gegner nur da abfchneiden,wo man sicherist, ihn zuvernichten.Jhrfeids nicht. Doch Euer Gegner fühlt sich, trotz demTriumphgeschrei,nicht ganz wohl.DieKonservativm möchten nicht in dieAbhängigkeit vom Centrum gezwungen sein und das Centrum möchte die Option zwischen zwei Mehrheitbildungen zurückgewinnen. Beide fürchten die Nachwirkungen desSieges, den sie gemeinsam ertrachten. Beide wären froh, wenn sie die Nationalliberalen in ihren Concern bekämen. Da ist was zumachen (mag derjetztgeforderte Einlaßpreis auch zu hoch sein: fünfzig Millonen neuerBörsensteuer). Viel. Aber Ihr müßt wissen, was

Ihr wollt; und es denWüthenden und den Unschlüssigen bald sagen. Jhrhabt
starkeTrümpfe und könnteteingroßesSpiel wagen; imKampfoderFriedens-
schlich Euch als die Fraktion der Staatsmänner bewähren. Doch zunächst muß
(nehmts nicht übel) dieFrage beantwortet sein: Was wolltJhr bewilligen?
Regirung.
DiefeAntwort dürfen auch die Regirenden fordern, denen Heydebrands
Concern fünfhundert Millionen anbietet. Mit der Annahme wäre das Ge-
ständnih verbunden, daß die unter Sankt Sydow vereinten Geheimräthe in
zehn Monaten nicht leisten konnten, was sub au5pieÜ8 des Bundes der Land-
wirthe in zehnTagen geleistet ward.Thut nichts: dasGeld klängeimKasten.
Und die Oeffentliche Meinung, die Mehrheitherrfchaft empfiehlt, darf nicht
grollen, wenn der Wille einer Mehrheit Gesetz wird. Warum wenden Indu-
strie und Handel nicht mehr Geld ans Wahlgeschäft und sorgen für klügere
Vertretung in Presse und Parlament? Das Reich braucht die halbe Milli-
arde; braucht sie schnell. Rechts ist sie zu haben. Links wird nur gesagt, aus
welchen Quellen man, in frommer Prinzipientreue, nicht schöpfen will.
Graut davor den Excellentesten so sehr, daß siein bangem Entsetzen die
Hände ringen und stöhnen: „DieLage ist ungeheuer verworren!" (Wörtlich.)
Der Ausdruck ist so klar wie der Gedanke, der ihn gebar. Sah man je Ein-
facheres? Das Wahlverwandte hat sich gefunden. Fraktionen, die genöthigt
werden follten,sich in widernatürlichem Bund zu paaren, haben die altenLager-
genossen aufgesucht. Ihre Stimmenzahl macht sie stark; stärker der bewußte
Einheitwille. „Nirgends ein ausführbarer Plan? Wir haben einen." Jeder
neue müßte sie schwächen. Was wäre aus dem Steuerprogramm des briti-
schen Schatzkanzlers geworden, wenn er den Unionisten gestattet hätte, es zu
durchlöchern und ein neues zu beschließen, dessen Annahme Herrn Asquith .
für immer um seinenKredit brächte? Er blieb fest, ließ nicht lange feilschen:
und bekommt, was er braucht. Das wäre imDeutschenReich nicht schwerer zu
haben. Nach allen Fehlern noch heute. Für Rückblick und Rüge ist jetzt keine
Muße. Noch öffnen den Regnenden sich mindestens drei gangbare Wege.
Erstens: Vertagung der ganzen Sache; nicht nur auf kurze Frist. Die
Verbündeten Regirungen (damit dieHossnung auf den nahenKcmzlerwechsel
nichtzulautdreinrede,empsiehltsicheinedenBundesrathanbestimmteGrund-
sähe bindende Erklärung) sagen offen, daß sie den Reichsbedarf unterschätzt
haben; Stückwerk nichtwollcn; ihrerPfticht nicht zu genügen glauben, wenn
sie das jetzt zu Erlangende einstreichen, das nach zwei, drei Jahren doch nicht
mehr reichen werde; der eitleWunsch, um jeden PreisRechtzubehalten,müffe

schweigen, wo sich dieMöglichkeit bietet, das während der Arbeit Gelernte für
die r68 publica zu nützen. (Prestigeverlust? Geringerer als durch die Ab-
bröckelungwichtigerTheileeines geschäftig angepriesenenPiogrammes.Kein
Verständiger kann dieRegirungtadeln, die zu rechterZeit ihreFehler erkennt
und Besseres zu leisten versucht.) Jsts so lange mit Anleihen gegangen, gehts
auch noch eineWeile. Inzwischen kann Etwas geschaffen werden, das man vor
ernsten Menschen eine Reform nennendarf.Vereinheitlichung derbundesstaat-
lichenSteuersysteme; erst danach könnte eine fürs Reich beschlosseneAuflage
überallgleich wirken. Wenn das Gebälk im WestenhöheralsimOsten,imNor^
den dicker ist als im Süden, müht sich der Pfiffigste vergebens um ein schützendes
Dach.Werunterdemnichtwohnen will, bleibtdraußenund erhält einen Sepa-
ratvertrag; wird bald dann wohlEinlah erbitten. Sind Monopole noch mög-
lich? Kann Bier und Branntwein nicht, obendrein nur der Volksgesundheit
zum Heil, wesentlich mehr bringen, als ihnen jetzt aboerlangt wird? Verbietet
Staatsklugheitnicht, die Luxussteuern (die auch der lüsternsten Gier nieviellie-
fern)ins fastUnerschwinglichezusteigernundJeden.dergroheEinnahmen erar-
beitet hat, wie einen Gauner zu behandeln, aus dem gar nicht genug gezapft wer-
den kann? Sind die englischenZuschlägenichtanständiger,fürFiskusundZahl er
schließlich auch bequemerals das schlecht verhehlteTrachten, dasselbePermö-
gen von allenSeiten zuschmälern? SolchenFragen wäre zunächst die Antwort
zu finden; noch mancher anderen. Dann ein Programm zu beschliehen, dessen
Durchführungnach MenschenermessendemReich fürzehnJahre Ruhe schafft.
Zweitens: Annahme einer Teilzahlung. Vierhundelt Millionen so-
fort, hundert vor Neujahr. Das ist zu haben. Damit könnte das Reich sich
einrichten. KönntesogarFürstBülow heiterenHerzens insneueHeim ziehen.
Drittens: Unzweideutige Bezeichnung der Objekte, denen dieVerbün-
deten Regirungen die hundert Millionen aufbürden, und derer, die sie jetzt
unter keinen Umständen antasten wollen (DieBehauptung, die vierhundert
Millionen bringe die Masse der Knappen und Armen auf, ist demagogischer
Trug; derWohlhabendeträgt sehrbeträchtlichdazubei. Nöthig iftValsonicht,
den „Besitzenden" noch eine Extraruthe zu binden.) Können sie irgendwas
aus-dem Strauß brauchen, den die Finanzkommissson ihnen entgegenhält?
Noch weih es Niemand. Und Alle mühten es wissen. Auch die stärkste Regirung
istnichtverpflichtet, einerzurMitarbeit willigen Majorität erfüllbare Wünsche
zu weigern. Erbanfall- oderQuittungsteuer(die, bei niedrigenSätzen, erträg-
lich wäre und dieKellnernotiz ebenso wie die Annoncenrechnung träfe): wennö
nur den Bedarf deckt. EinenPlan, lieberBundesrath! Jeden halbwegs ver-
nünftigen könnte unbeugsamer Wille vor den Hundstagen durchfetzen.
5

Hochverrat!) in Agram.
AKn Agram spielt sich seit Monaten ein Prozeß ab, der ein halbes Hundert
c^M österreichischer Serben mit dem Tode durch den Strang bedroht. Sie
sind des Hochverrates angeklagt und werden beschuldigt, Gehilfen einer groß-
serbischen Bewegung zu sein, die dem König Peter die von Serben bewohnten
österreichischen Länder zuzubringen bemüht sei. Masaryk sagt, es gebe unter
den österreichischen Serben eine solche hochoerrätherische Bewegung nicht. Ma-
saryk müßte Das wissen. Er kennt diese Dinge sehr gut. Fast alle Jntellek-
kuellen unter den jungen Südslaven sind nämlich Schüler Masaryks. Wenn
ich in Dalmatien einen jungen Menschen von westeuropäischer Gesinnung traf,
ergab sich immer, daß er das Beste seiner Bildung, ja, eigentlich seine ganze
geistige Form Masaryk verdankt.
In Wien ist man jetzt überall der Meinung, es gebe zwar sicher unier
den österreichischen Serben eine solche hochvenätherische Bewegung (weshalb
es nothwendig sei, sich bei Zeiten gegen sie vorzusehen), doch habe man leider
wieder einmal nicht die Richtigen erwischt; die wahren Schuldigen seien ent-
kommen und diese gewiß ganz unschuldigen Leute, die nun bald ein Jahr im
Kerker sitzen, werde man ja schließlich wieder laufen lassen muffen. Einge-
weihte (es ist bei uns ein ganz einträgliches Gewerbe, den Ruf eines Einge-
weihten zu haben, weshalb auch oer Zudrang so groß ist) sagen, die Regirung
habe diesen Prozeß gebraucht, um den Kabineten die Notwendigkeit der An-
nexion Bosniens zu beweisen, und sie könne nun, wo Dies entbehrlich geworden
lei, doch nicht auf einmal den Prozeß einstellen, well dadurch ein schlechtes
Licht auf unsere Rechtspflege geworfen würde, als ob sie sich zu taktischen
Zwecken mißbrauchen ließe. Deshalb sei den Angeklagten, die ja, woran auch
die Eigeweihten nicht zweifeln, natürlich unschuldig seien, einstweilen nicht zu
helfen; sie müssen sich schon noch einige Zeit gedulden.
Der Schein irgendeines Beweises für irgendeinen Schein von Schuld
irgendeines Angeklagten ist in diesem Prozeß bisher noch nicht erbracht wor-
den. Der einzige Zeuge, auf den sich die Anklage berufen kann, ist noch nicht
vernommen worden und es ist sehr unwahrscheinlich, daß man ihn überhaupt
vernehmen wird. Das ist nämlich ein Polizeispitzel Mastic; in seinen Erfin-
dungen von einer so jämmerlichen Phantasie, daß man ihn doch eigentlich noch
mehr bedauern als verachten muß. Russische Beispiele scheinen ihn verwirrt
zu haben und er hätte nun gern einen kleinen Azew gemimt, dre Stimmun-
gen des Verschwörers wie die des Verräthers auskostend, wozu nun aber doch
eine ganz andere inncre Kraft und auch einiger Verstand gehört. Es ist nicht
Lecht begreiflich, wie sich die Regiruyg mit diesem kindischen Spion darauf
einlassen konnte, so lange Zeit Indianer zu spielen.

Die Führung des Prozesses ist ungewöhnlich, selbst nach österreichischen Begriffen. Masaryk hat im Parlament erzählt, der Präsident des Senates sei ein notorischer Trinker. So sieht er auch aus. Ob er es ist, kann ich eben so wenig kontroliren wie die Beschuldigung, er pflege nachts im Cafö Korso betrunken auf die Angeklagten zu schimpfen und mit Drohungen herum zu wütHen. Aber auch in den Verhandlungen selbst hält er mit seinem Urtheil über sie nicht zurück, obwohl er dazu ja noch Zeit hätte. Verurtheilte werden in Europa besser behandelt als diese Angeklagten, deren Schuld doch erst bewiesen werden soll. Der Präsident hat verboten, daß ihnen, wenn sie aus dem Kerker geholt oder wieder in den Kerker gebracht werden, ihre Verteidiger die Hände reichen. Ein Angeklagter wird von seinem Sohn vertheidigt: diesem Vertheidiger hat der Präsident verboten, zu seinem Vater Du zu sagen. Ich bemerke, daß Unmenschlichkeiten dieser Art nicht etwa, wie man argwöhnen könnte, durch unser Gesetz vorgeschrieben sind. Kaum ein Tag vergeht, ohne daß einer der Angeklagten mitten aus der Verhandlung abgeführt und disziplinarisch bestraft wird, weil er sich etwa gegen einen Zeugen gewehrt oder eine Frage, die dem Präsidenten verfänglich scheint, an ihn gerichtet oder auch nur lachend den Kopf geschüttelt hat. Fragen mag der Präsident überhaupt nicht; außer denen, die er selbst oder der Staatsanwalt stellt. Die Vertheidiger läßt er ungern reden. Fast täglich verfällt einer der Vertheidiger einer Ordnungstrafe, meist auch im Grunde nur, weil er unpassend gefragt hat, anders nämlich, als es dem Präsidenten paßt. Auch hält der Präsident für die Vertheidiger noch Überraschungen von ganz besonderer Art bereit; einmal, zum Beispiel, ließ er die Fcau des einen Vertheidigers plötzlich barsch aus dem Saal weisen. Daß die Vertheidiger die Ruhe haben, sich durch das Alles nicht provoziren zu lassen, scheint ihn gegen sie nur immer noch mehr zu erbittern. Und wenn der behende, sehr geschickte, gar nicht wählerische Staatsanwalt dann gelegentlich zu einem Vertheidiger sagt, der Herr Doktor solle nur froh sein, daß er selbst noch nicht unter den Angeklagten sitze, dann nickt der Präsident.

Von den Angeklagten haben mir die meisten den Eindruck gemacht, ganz einfache, sehr harmlose Leute zu sein, die überhaupt gar nicht verstehen können, was man denn eigentlich von ihnen wolle. Sie fühlen sich als gute Serben. Das verhehlen sie gar nicht und es geht ihnen nicht ein, daß Einer, weil er sich zur serbischen Nation bekennt, auf einmal nur deshalb schon verdächtig fein soll, sich zum serbischen Staat zu bekennen. Sie erfahren hier zum ersten Mal, daß man einem guten Serben nicht glaubt, er könne und wolle auch ein guter Oesterreicher sein; und da blicken sie in einer grenzenlosen Verwirrung des Gefühls so hilflos vor sich hin. Denn eben noch, kaum ein paar Jahre ist es her, hat ihre ungarische Regirung doch gerade die guten Serben.

ganz besonders gehegt, gegen die Kroaten. Auch muß man wirklich eine Geschwindigkeit des Verstandes haben, an der es den Meisten unter ihnen doch fehlt, um zu verstehen, daß der Gebrauch der serbischen Schrift, die jeder unserer Serben in der Schule von Staates wegen zu lernen hat, jetzt plötzlich ein Zeichen des Hochverrates sein soll. Nur ganz wenige der Angeklagten können überhaupt begreifen, worüber hier eigentlich verhandelt wird. Diese sehen wie Figuren aus einem Stück von Gorkij oder Andrejew aus. Es sinb Intellektuelle von der russischen Art, mit einer ungeheuren geistigen Gier, sich durch Logik der Welt zu bemächtigen und des menschlichen Elends durch Aufklärung Herr zu werden. Dies mag unrichtig sein; ist doch aber an sich bisher meines Wissens sonst bei uns noch nicht verboten gewesen. Uebrigens ist ihr nationaler Sinn gewiß nur ein Ausdruck wirtschaftlicher Bedürfnisse. Groß-Serbisch oder Groß-Kroatisch: es drängt die Südslaven einfach zusammen, weil sie, vereinzelt, unfähig zur modernen Wirtschaft bleiben, die sie brauchen. Es wäre leicht, gerade dieses Bedürfniß der Politik Aehrenlhals dienstbar zu machen. Aber auf andere Art als durch diesen Prozeß.

Ein Angeklagter wird vorgeführt; er soll die Kroaten Hunde genannt haben. Das wäre nicht freundlich von ihm, und da wir in Oesterreich sind, giebt es ja für Alles ein Gesetz, wonach er auf jeden Fall verurtheilt werden kann. Aber Einen, weil er die Kroaten Hunde genannt hat, gleich des Hochverrates zu zeihen, wäre vielleicht nicht nöthig gewesen. Nun leugnet er aber; er hat die Kroaten gar nicht Hunde genannt. Und erzählt, wie Das eigentlich war. Sie haben, ein paar Kroaten und Serben freundschaftlich beisammen, unter einander gestritten, ob es denn überhaupt einen Unterschied zwischen Kroaten und Serben gebe. Die Gelehrten behaupten ja, daß Dies nur zwei Namen für das selbe Volk seien. Ich selbst bin dieser Meinung auch. Gefühl läßt sich aber schließlich nicht kommandiren und einer Serbin Kind mag nicht plötzlich ein Kroat heißen. Darüber streiten Die nun; und wie es schon geht, wenn Kannengießer streiten: Einer wird bald immer heftiger als der Andere und sie überbieten einander. Dieser Serbe bleibt beharrlich dabei: Ich bin kein Kroat, ich bm ein Serbe! Sein kroatischer Gegner wird wild: Du bist ein Kroat, denn Du lebst in Kroatien und es giebt in Kroatien überhaupt keine Serben! Darauf der verstockte Serbe noch einmal: Ich bin kein Kroat, ich bin ein Serbe! Darauf wieder sein kroatischer Freund, voll Wuth: Du kannst kein Serbe sein, weil Du in Kroatien lebst, und was in Kroatien lebt, ist ein Kroat! Da lacht der Serbe und packt seinen Hund: Da geh her und merk Dirs, Du bist auch ein Kroat, weil Du auch in Kroatien lebst, und was in Kroatien lebt, heißt es doch, ist ein Kroat! Man soll nicht Humor haben. Denn für dieses artzumoQwra acl cnnGin sitzt nun der arme Humorist seit dem Herbst im Kerker und wird wohl noch sitzen, wenn wieder der Herbst kommt-

Ein Anderer, der auch des Hochverrates angeklagt ist, leugnet auch.
Da wird er angefahren: Leugnen Sie nicht! Man sieht es doch: Sie tragen
ja nicht einmal hier vor Gericht eine Kravatte! Und nun wird ein umständ-
licher Beweis geführt, daß der Angeklagte niemals eine Kravatte trägt. Kroate
und Kravatte nämlich; und daraus wird geschlossen: Wer von Kraoatten nichts
Nissen will, will damit sagen, daß er von den Kroaten nichts w.ssen will.
Kann ja sein. Aber es könnte doch auch sein, daß der Angeklagte wirklich nur
einen empfindlichen Hals hat, den er nicht einengen will. Dadurch, daß man
ihm den Strang um den Hals legt, wird Das auch nicht besser werden.
Von einem anderen Angeklagten wird erzählt, er habe zu dem Gendarm,
der kam, um ihn zu verhaften, mit bauernschlauem Trotz gesagt: „So, dann
sage ich gar nichts; wenn Ihr so mit mir umgeht und mich gleich verhaftet,
dann sage ich kein Wort von Allem, was ich weiß, und Ihr sollt nichts er-
fahren, gar nichts!'' Worauf denn der Gendarm, schon sehr froh, endlich doch
Einen erwischt zu haben, der Etwas zu wissen schien, mit ihm zu verhandeln
begann und ihn fragte, was denn nun aber wäre, wenn sie sich, zum Beispiel,
entschlössen, ihn nicht zu verhaften. Worauf der Pfiffige versicherte, daß, wenn
sie ihn nicht verhafteten, Das dann freilich etwas Anderes wäre; dann freilich
könnte er schon reden und Manches sagen; denn man wisse doch Allerlei.
Worauf sie denn schließlich einig wurden, daß er nicht verhaftet werden, aber
dafür, sobald er von seinem Geschäft abkommen könne, gleich in dre Stadt
zum Untersuchungrichter gehen solle, um als Zeuge verhört zu werden. Der
Gendarm ging, der Untersuchungrichter wartete Tag vor Tag; aber der Listige
konnte halt immer von seinem Geschäft noch nicht abkommen. Bis er schließ-
lich die Frechheit so weit trieb, ganz vergnügt in die Stadt zu gehen, um
Etwas zu besorgen, ohne sich aber um den Untersuchungrichter irgendwie zu
kümmern. Da wurde er auf de.r Gasse erkannt, gepackt und vorgeführt: und
nun half ihm doch nichts mehr, weil er im Grund ein ganz ehrlicher Kerl
ist, cknd er mußte gestehen, daß er nichts zu gestehen habe, weil er nichts
wisse und nur gesagt hatte, daß er Etwas wisse, um nicht verhaftet zu wer-
den, weil Dies seinem Geschäft geschadet hätte. Nun muß er es büßen.
Mit den Zeugen haben sie überhaupt kein Glück. Masaryk hat im
Parlament erzählt, daß einer der Zeugen ein abgestrafter Mörder, ein anderer
schon einmal zu achtzehn Monaten verurtheilt worden sei, noch ein anderer
aber sich selbst verwundet habe, um gegen die Angeklagten aussagen zu können.
Andere Zeugen erklären vor Gericht, nichts zu wissen, und wenn ihnen der
Präsident dann aus dem Protokol vorhält, was sie in der Voruntclsuchung
ausgesagt haben, erklären sie, Tics nicht ausgesagt zu haben; das Protolol
scr gefälscht. Vier Zeugen haben Das bisher erklärt. Garz ausdiücklich:
Was im Protokol steht, habe ich nicht gesagt, abcr der Untcisuchungrichter hat

-mir befohlen, das Protokol zu unterzeichnen Da wird der Präsident zornig
und schreit: „Sie verleugnen heute Ihre protokolarischen Aussagen! Sie leisten
einen falschen Cid!" Und einem dieser Zeugen hat er zugerufen: „Sie sind
ein Spetiteur, geben Sie Acht: Sie könnten irgendwohin spedirt werden!"
Und der Staatsanwalt hat einen Zeugen ermahnt: „In der Untersuchung
haben Sie muthiger ausgesagt!" Ein Zeuge hat zu Protokol gegeben, er
habe bei einem der Angeklagten eine hochverräihensche Inschrift gelesen; doch
stellt sich heraus, daß der Zeuge ein Analphabet ist und nicht lesen kann.
Ein Zeuge hat ein hochoerrätherisches Bild gesehen, nämlich das des Königs
Peter; doch stellt sich heraus, daß eS der Gambrinus gewesen ist. Em Zeugs
hat eine Bombe gesehen; doch stellt sich heraus, daß es ein elektrisches Taschen-
fcuerzeug war. Ein Zeuge hat eine serbische Fahne gesehen; nun wird ihm
eine serbische Fahne gezeigt und er erk.art, eine solche Fahne nie gesehen zu
haben, und es stellt sich wirklich heraus, daß er die serbische Fahne gar nicht
kennt. Ein Zeuge hat einen der Angeklagten irgendwo gesehen; als er aber
nun diesen Angeklagten, den er genannt hat, unter den Angeklagten heraus-
suchen soll, kann er es nicht und es stellt sich heraus, daß er ihn nicht kennt.
Wenn dann einmal die Angeklagjen murren, ermahnt sie der Präsident „die
Würde des Gerichtes zu respektiren und sich anständig zu benehmen". Und
ein anderes Mal beschlieht der Senat, einem der Vertheidiger eine Rüge zu
ertheilen, „weil er den Kopf geschüttelt hat, worin der Gerichtshof eine Ge-
ringschätzung erblickt".
Recht sonderbar wird dieser Prozeß doch geführt. Die Partei unserer
freiheitlichen Deutschen aber ist der Meinung, Dies sei eine Angelegenheit,
die ja die Deutschen gar nicht angehe. Bei uns gilt es nämlich für national,
gegen ein Unrecht nur dann zu sein, wenn es an Angehörigen der eigenen
Nation verübt wird. Wird es aber an Angehörigen einer anderen Nation
verübt, so scheint man Dies eher fast als einen nationalen Gewmn anzusehen.
Was Recht, was Unrecht, ist n cht mehr die Frage. Gefragt wird nur noch,
wem es geschieht. Je nach Dem ist man dann dafür oder dagegen. Gar
so deutsch kann ich Das eigentlich nicht finden. Auch unsere Zeitungen meinen,
daß Dies doch eigentlich von keinem allgemeinen Interesse sei. Dies müsse
man schon in Kroatien allein abmachen. Im Fall Dreyfus haben sie nicht
gemeint, daß man Dies in Frankreich allein abmachen müsse.
In Agram aber begnügt man sich damit, alle Dinge, die doit geschehen,
einfach zu dementiren. Dies ist Masaryk geschehen; es kann auch mir passiren.
Ich wäre jedoch eher dafür, lieber diesen ganzen Prozeß zu dementiren.
WitN. Herman Bahr.

Kaplanselend.

m katholischer Geistlicher schreib: mir:
„Treffe ich da kürzlich auf der Eisenbahn zufällig einen evangelischen Amts«
bruder Auf beiden Seiten Freude über das unvermutete Wiedersehen; wie es
alten Mitschülern gehe, die des Berufes Verschiedenheit verschiedene Wege geführt
hat. Wo bist Du jetzt? fragte der Eine. Was Haft Du angefangen? der Andere.
Dauert denn gar nicht so lange, ist das Thema angeschnitten, das uns jetzt Alle
interessirt: Besoldungbesserung. Ist der Unglücksrabe auch noch überzeugt von den
reichen Schätzen, die wir katholischen Geistlichen anhäufen. Ich nenne ihm die Höhe
meines Einkommens. Das will er natürlich nicht glauben. Allmählich erst kann
ich sagen: Vici. Glaubts mir als altem Kommilitonen, kann sich aber doch nicht
recht hineindenken. Als Beweis giebt er mir die Nummer der Norddeutschen All-
gemeinen vom zweiten Mai; auf der ersten Seite steht: gleichfalls zu einer be-
deutsamen Rede nahm am Dinstag aus Anlaß der Besoldungsgesetze Finanzmi«
nister Freiherr von Rheinbaben im preußischen Herrenhaus das Wort Die Staats-
regirung habe ihr Wohlwollen für die Beamten nicht nur mit Worten, sondern
auch mit Thaten bekannt und für die Aufbesserung der Beamten, Lehrer und Geist-
lichen nicht weniger als rund zweihundert Millionen aufgewendet/ Für die Geist-
lichen beider Konfessionen, aber nicht einen rothen Pfennig für die Hilfgeistlichen;
nur für die Pfarrer, bei deren Jnstallirung ja der zahlende Vater Staat ein Wort
mitzureden hat. Und Die es am Nöthigsten haben, gehen leer aus. Diesen Zustand
hat der Generalanwalt des Episkopates, Kardinal Kopp, in der Sitzung des Herren-
hauses selbst als einen ganz unwürdigen bezeichnet. Das Versöhnung athmende
Wort sprach der preußische Finanzminifter in der Sitznng vom fiebenundzwanzig-
sten April; bei der zweiten Berathung der Besoldungvorlagen und Sleuernovellen.
Ein interessantes Moment boten dabei die Parlamentsoerichte. Redet irgendein
Centrumsabgeordneter in irgendeiner Sache, die Parlamentsberichte geben den In-
halt möglichst ausführlich wieder. Diesmal heißts in lakonischer Kürze: ,Der Ge-
setzentwurf betreffend die Besoldung der evangelischen Geistlichen wird ohne Dis-
kussion entsprechend dem Komissioubeschluß in der Fassung des Abgeordnetenhauses
angenommen. Folgt Berathung des Pfarrerbesoldungsgesetzes für die katholischen
Geistlichen/ Lrsvi manu wird reporlert: .Fürstbischof Kardinal Dr. Kopp dankt
dem Professor Loening für sein Eintreten im Interesse der Hilfgeiftlichen in der
letzten Plenarsitzung und beantragt dloc Annahme des Gesetzes. Das Gesetz
wird unverändert angenommen/ Daß das Gesetz debattelos angenommen wird,
ist zu verstehen, nachdem auch die evangelischen Psarrer eben so davongekommen
waren, namentlich aber, nachdem bei Berathung dieses Gesetzes im Abgeordneten-
haus das Centrum erklärt halte, es könne sich auf Debatten nicht einlassen, könne
nur annehmen oder ablehnen, weil die Fassung des Gesetzentwurfes den Wünschen
des Episkopates entspreche. Warum aber nun mit einem Mal diese lakonische Kürze
der Berichterstattung in der Centrumspresse? Damit beileibe keiner der Kapläne
erfahre, daß Kardinal Kopp erklärt hat: ,Jch habe nicht die Absicht, an der Vor-
lage Etwas zu ändern oder Abänderunganträge stellen zu wollen. Die Vorlagt
ist vom anderen Haus und von unserer Kommission angenommen worden und die
kirchlichen Oberen haben ihr zugestimmt. Ich möchte von ganzem Herzen wünschen^

Kaplans elend.
daß sein (Professor Loenings) warmes Eintreten für diese Geistlichen (hilfgeift-
lichen) in der Zukunft auch von Erfolg begleitet sein möge.^ Das sagt der selbe
Mann, der die Interessen des Episkopates im obersten preußischen Haus vertritt
und der in der Dritten Sitzung des Herrenhauses die elende Lage der katholischen
KaplSne mit dem Ehrentitel,ganz unwürdiger Zustand' belegt hatte. Das allseitige
Bravo, das der bzeslauer Eminenz lohnte, klingt wie reiner Hohn. Was hat denn
eigentlich der Hallenser Professor gesagt? Das hat man den Kaplänen wieder wohl-
weislich vorenthalten. Nach dem Stenographischen Bericht hat Loening in der Sitzung
vom achtzehnten März gesagt: ,Zwei dieser Gesetze beziehen sich auf die Unter-
stützung, welche der Staat der Evangelischen und der Katholischen Kirche ange-
deihen läßt, um eine Erhöhung der Gehälter der Pfarrer, der Ruhegehälter und
eine bessere Fürsorge für die Witwen und Waisen der evangelischen Pfarrer in
einer Weise zu ermöglichen, die den Anforderungen der heutigen Zeit entspricht.
Seme Eminenz der Kardinal-Fürstbischof Kopp hat in der gestrigen Sitzung das^
Bedauern ausgesprochen, daß in diesem Gesetzentwurf über die Besoldung der ka-
tholischen Pfarrer nicht auch besondere Summen ausgeworfen sind zur Unter-
stützung der Vikare, und ich kann mich diesem Bedauern nur anschließen. Ich hoffe^
daß die Zeit kommen wird, in welcher der Staat die Möglichkeit haben wird, auch
nach dieser Richtung hin den gerechtfertigten Forderungen der Katholischen Kirche
zu entsprechen.' Allgemeines Bravo, also allgemeine Anerkennung der Gerechtig-
keit dieser Forderungen. Und in das Bravo stimmt Kardinal Kopp mit ein. Auch
er muß unsere Forderung einer zeitgemäßen Besserung der Besoldung als gerecht-
fertigt anerkennen; aber warum hat denn der Führer des Episkopates und Ver-
trauensmann der Regirung nicht auch in den langen Verhandlungen Etwas für
die Hilfgeistlichen zu erreichen versucht, statt sich a priori mit der Regirungvor-
lage einverstanden zu erklären? D« Pfarrer werden besser besoldet; und als es
sich vor wenigen Jahren darum handelte, die Gehälter der Bischöfe und Dom-'
Herren aufzubessern, da war man sogleich damit einverstanden, da hat man sich
nicht gewehrt, denn es galt dem eigenen Beutel: aber wo es sich um Hllfgeist-
liche handelt, die wirklich gar zu oft des Lebens Noth kennen lernen, falls sie nicht
aus eigenen Mitteln zusetzen können, da kennt man keine Fürsorge Die speist man
ab mit schönen- Redensarten, vertröstet sie auf eine bessere ZuZunft, verlangt aber
trotz der traurigen Lage Gehorsam, Ergebenheit, Schweigen. Hnoä licet ^lc>vi . . .
Nun zur Sitzung vom siebenzehnten Mörz. Herr von Buch'Carmzow: ,Ja,
meine Herren, Gehälter erhöhen, zufriedene Menschen schaffen, Wohlthöfen er-
weisen, finde ich, ist ein sehr angenehmes Wer?' eine große That liegt aber
nur dann vor, nnnn man sich entschließt, dafür Opfer zu bringen und, sei es
durch Uebernahme neuer Leistungen oder durch Einschränkung der Ausgaben, in
sparsamer Werse dazu die erforderlichen Mittel aufzubringen.' Schon erhebt sich
der Finanzminister: ,Die Beamten, Lehrer und Geistliche warten sehnlichst auf die
Zulagen, die wir ihnen zugedacht haben. Das Herrenhaus würde sich ein großes
Verdienst um die Sache erwerben, Mennes dem Satze folgen würde: Vis äat c^i
cito «Zat/ Das hätten allerdings die Bischöfe auch bedenken sollen, in deren Namen
Kardinal Kopv sofort antwortete. Er will in Buchs Elegischen' Ton nicht einstimmen.
Dafür aber versteht er meisterhaft, den Baum auf beiden Schultern zu tragen^
Leitet ein mit einem recht artigen Kompliment für die Regirung: ,Jch mache mich also

zum Dolmetsch der dankbarenStimm^ng, welche in den betheiligten Kreisen (doch wohl nur der aufgebesserten Bischöfe, Domherren und Pfarrer) für dieses Vorgehen der Regirung herrscht.' Ein solches Kompliment, dessen innere Wahrheit denn doch mit Recht bestritten werden sann und tatsächlich von vielen Pfarrern bestritten wird, was dem Herrn Kardinal wohl nicht bekannt ist, mutz naturgemäß eine eben so artige Erwiderung finden, die denn auch sofort der Herr Ministeraldirektor von Chappuis mit Geschick gicbt: ,Es ist mir zunächst eine angenehme Pflicht, Seiner Eminenz dem Herrn Kardinal-Fürstbischof von Breslau dcn Dank der Königlichen Staats-regirung für die wohlwollende Beurtheilung aussprechen zu dürfen, welche er den Gesetzentwürfen betreffend die Besoldung der Geistlichen, insbesondere dem für die katholischen Geistlichen, hat zu Theil werden lassen/ Dann stellt der Herr Kar-dinal der R girung das (allerdings stark anzuzweifelnde und historisch widerleg-bare) Zeugnitz aus, daß .die Staatsregirung bei dieser Gelegenheit wie auch bei allen anderen, wo es sich um rein innere kirchliche Angelegenheiten handelte, ihrem Grundsatze gelreu, zunächst die Bischöfe um ihre Anträge gefragt und ihre Wünsche geHort hat. Und die Bischöfe haben sich redlich bemüht, die Rechte und Interessen der ihnen anvertrauten Geistlichen in aller Weise zu vertheidigen' Ja, wenn das Alles so ideal und wahr wäre: warum haben denn da die Bischöfe ihre Hils-geistlichen, für deren Rechte und Interessen sie doch auch verantwortlich sind, so ganz außer Acht gelassen, als sie inkognito in Köln und später in Fulda sich be-mühten, die Rechte und Interessen der ihnen anvertrauten Geiftlichm zu vertheidi-gen? Für die Pfarrer sind sie eingetreten (und die sind doch aus dem Gröbsten heraus): für die Hilfgeiftlichen nicht. Und wenn Kardrral Kopp ,die Stimmung, welche in manchen katholischen Kreisen sich geltend macht, begreift: warum hat er dann nicht versucht, ihr zu wehren, so lange eS noch Zeit war und die Verhand-lungen zwischen Bischöfen und Regirung noch schwebten? Er sagt: ,Der Geistliche wird als Pfarrer schon nach drei Jahren in ein Einkommen von zweitausend Mark gestellt, also drei Jahre nach seiner Ordination/ Wie kommt es denn aber, daß ein Hillgeistlicher zehn, zwölf, ja, fünfzehn Jahre warten muß, che er als Pfarrer angestellt wird, daß er so lange Jahre mit zwölfhundert Mark Nominalgehalt aus-kommen, als Pfarrvikar Jahre lang von fünfzehnhundert Mark sogar einen eigenen Haushalt bestreiten mutz? ,Noch in einem anderen Punkt', fährt der Kardinal fort, ,sind die Wünsche und Hoffnungen sowohl der Bischöfe als der Geistlichen ent-täuscht worden. Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, daß doch Etwas für die sehr schlecht gestellten Hilfgeistlichen geschehen möge. Tie Hilfgeistlichen sind im Laufe der Zeit, während alle anderen Gehaltsverhältnisse sich gebessert haben, auf der selben Gehaltsstufe stehen geblieben. Das ist ein ganz unwürdiger Zu-stand, der in Bezug auf das Gehalt den jungen Geistlichen zugemuthet wird.' dieo, wenn die Bischöfe die Unwürdigfeit dieses kläglichen Zuftandes kennen: warum suchen ste dann nicht nach einer Besserung? Früher hat der Finanzminister einmal vor dieser Frage auf die große Mehrzahl der katholischen Hilfgeistlichen gegenüber denen der evangelischen Kirche hingewiesen. Wer abcr die Verhältnisse der Diözesen genau betrachtet und die vielcn gar nicht o^er doch nur unzulänglich besetzten Stellen in Erwägung ,;i?ht daneben aber die häufigen Klagen aller Bischöfe über Priesterman-gel hört und sieht, welch? Konsequenzen daraus die Bischöfe ziehen (zu Ungunsten einer gesunden EntWickelung des Klerus), Der versteht, warum von den Abiturienten uno deren Eltern die pekuniäre Seite auch gründlich erwogen wird.

Kaplanselend.
Z51
Nominell bekommt der Kaplan 1200 Mark. Davon gehen 750 bis 800 Mar?
ab an den Pfarrer für Beköstigung und Anderes. Bleiben 400 bis 460 Mark. Dafür
ist der Kaplan in vielen Fällen noch verpflichtet, wöchentlich zwei oder drei Messen
xi 0 m6Q8a zu halten, die im Jahre immerhin einen Betrag von 150 bis 200 Mark
(gering gerechnet) ausmachen, so daß der Pfarrer thatsächlich 90^ bis 1000 Mark
für die Unterhaltung emcs Kaplans bekommt. Dazu muß man zählen den jähr"
lichen Ertrag aus den Taufen, Trauungen und Beerdigungen, die der Kaplan vor-
nimmt, während der Pfarrer die dafür fälligen Stolgebühren in seine Tasche gleiten
läßt. Von einer solchen Summe kann ein Pfarrer sehr wohl eimn Hilfgeistlichen
beköstigen, ja, es dürste daraus auch noch eme nicht geringe Beihilfe zu der Er-
holungreise im Sommer oder zur Beschaffung eines reichsortirten Weinlagers oder
zu angenehmer Ansammlung von Kapitalien abfallen. Das ist eine Rechnung, die
kein Blschof oder Pfarrer rechtlich widerlegen kann. Und der Kaplan? Zu semen 400
bls 450 Mark Gehalt kann er aus seinen Meßintentionen jährlich 200 bis 250 Mark
zählen, so daß er auf ein bares Einkommen von 600 bis 800 Mark im Jahr rechnen
kann; ein Mann, der nach Absolvlrung der Gymnasialstudien drei Jahre auf der
Universität oder in einer Philosophisch-Theologischen Lehranstalt und ein weiteres
Jahr im Priesterseminar zubringt. Immer große Kosten, denen keine Einnahmen
entsprechen. In vielen Fällen sind dann von diesem fürstlichen Einkommen, das
ein tüchtiger Großknecht auch bezuhl, Schulden aus der Studienzeit für Bücher
und Anderes zu tilgen; h'.er und da (und gar nicht selten) zählen auch arme Eitern
auf Unterftützurg durch den geistlichen Sohn. Nun rechne man von dieser gc^
waltigen Summe ad die jährlichen Unkosten sur Kleidung, Almosen an Bedurstige,
die immer wieder stch herandrängen, die Bedürfnisse des täglichen Levens^ was
ist dann das Fazit? Nun muß den so reich Besoldeten eine Versetzung Neffen,
vielleicht gar eine solche von einem Ende der Diözese zum anderen; die nicht immer
geringen Umzugtloftcn hat er aus eigener Tasche zu bestreiten: kein Bischof, keine
Behörde nimmt die drückende Last von ihm. Und man darf nicht vergessen, daß
solcher arme Schlucker ost zweimal, za, drei» und viermal in einem Jahr seine Stelle
wechseln muß; ohne die geringste Unterstützung Dem Schräder dleser Zeilen hat
sein Bischof erwidert: ‚UmzugS kosten gewähren wir aus Pcinzip nicht'. Wnd nun
der neugeweihie Geistliche für irgendeine Stelle destinirt, so heißt es, eme an-
gemessene Zimmereinrichtung beschaffen. Wovon? Sehr einfach: hat eis nicht
von Haus, muß ers eben von seinem Gehalt nehmen. Einfachste Konsequenz: er zahlt
Jahr vor Jahr ab. Nun sitzt er acht b's zehn Jahre als Kaplan; dann kanns
ihm glücken, daß er selbständig wi.d. Wenn nicht als Pfarrer, so doch für eine
Reihe von Jahren als Pfarrvikar oder Pfarradminiftralor. Zeqniwr: Beschaffung
vollständigen Haushaltes, Besoldung der Haushälterin, wenn nicht eine Schwester
oder andere Verwandte sich seiner erbarmt; aber er muß doch für deren Unter-
halt auch mitsorgen. Gehalt 1500 Mark. Das spricht Bände. Neue SchuWenwirth«
schaft muß anheben, weil es nicht anders sein kann; Abbezahlung in Raten.' Und
nun harrt er der erlösenden Stunde: /Ich ernenne Sie zum Pfarrer in . . /
Das in Kürze über die pekuniäre Seite. Müßte folgen die Beleuchtung der
Behandlung der Hilfgeistlichen durch Pfarrer und Obere, um das Elend modernen
Sklaventhumes zu zeigen. Genuß giedts unter den Pfarrern weiße Raben; aber
die müssen mit der Laterne gesucht werden. Vom Essen sollen diese Zellen gan^
schweigen. Haushälterin, früher Dienstmagd, nach dem Tote der Haushälterin

Köchin: was soll dabei herauskommen? Hausschlüssel giebts nicht! Abends um
Zehn wird das Haus geschlossen; wer nicht da ist, mutz draußen bleiben. Gar nicht
seltener Fall. Verkehr wird nicht gern gesehen; geht Einer bei Bekannten, sogar
bei Verwandten ein und aus, so fallen unfreundliche Bemerkungen, gehen ungünstige
Berichte an die Behörde. Folgt unwilliger Utas. Entrüstung und Verbitterung
bei dem schuldlos Betroffenen. Auf der einen Seite wird gefordert intensive Arbeit in
den Vereinen, auf der anderen folgt bald ein Dämpfer von hoher Stelle, wenn Einer
sich mehr Mühe giebt, als er im Mindestmaß nöthig hat, und wenn er sich allgemeiner
Beliebtheit erfreut, die dem Pfarrer fehlt. Thätigkeit im Interesse des Volkes, be«
sonders der Lohnarbeiter, wird mit Drohungen, dann mit plötzlicher Versetzung an
einen entlegenen Ort geahndet. Das sind auch Fälle, die kein Bischof bestreiten
kann. Denn (und Das ist das Allerschlimmste) es liegt System in der Sache. Der
Pfarrer bekommt sein Recht; aber der anne Kaplan ist recht- und wehrlos. Man braucht
nicht zu spezialisiren, um diese Behauptung zu beweisen. Differenzen kommen in
jedem Betufe vor; aber selbst das Gericht urtheilt nicht, bevor es den Angeschuldigten
und die von ihm benannten Zeugen verhört hat. Hier aber liegt es anders. Kommt eine
Klage zu höchsten Ohren, so wird zwar der Pfarrer befragt, in keinem Fall aber der
Kaplan. Der hat ». priori Schuld; sr^o anatnemÄ. Davon kann jeder Hilf-
geistliche ein Liedlein singen: aber er darf nicht mucksen: man hält ihm das Schreck-
gespenst des kanonischen Gehorsams vor und erinnert an die kanonischen Konse-
quenzen. Der Beamte, der schuldlos gemaßregelt wird, kann sich öffentlich wehren;
der disziplinirte Offizier quittirt den Dienst; der katholische Geistliche ist für immer
gebrcmdmarkt, wenn er wagen sollte, an der geheiligten Institution des kanoni-
schen Gehorsams zu rütteln, den ersten und allgemeinsten Grundsatz von Recht und
Gerechtlgkeit zur Norm seines Handels Zu machen, auf Naiurrecht und libsrum
arditrwm sich zu stützen. Er fürchtet den Skandal, scheut sich, die Brücke hinter sich
abzubrechen, er bleibt, entrüstet mit Fug und Recht, bleibt, geknechtet von dem un-
bestimmten Begriff deS kanonischen Gehorsams, bleibt, selbst wenn man in seine
persönlichsten Rechte einzugreifen trachtet, — bleibt in seinem Amt. Er thut seinen
Dienst, weil und so weit er muß, innerlich aber verbittert und vergrämt. Hier wäre
kirchliche Reform besonders nöthig, denn gerade hier (es sei offen gesagt) liegt
eine tiefe Wurzel deö vielumstrittenen „Modernismus". Man fülle die Hilfgeist-
lichen (und die haben noch den meisten Idealismus und Enthusiasmus für ihren Be-
ruf, weil sie die Schattenseiten kaum schon zu sehen vermögen) pekuniär besser und bc-
handle sie so, wie der Bi'chos bei Ertheilung der Priesterweihe nach einem Worte
Christi, des großen Menschenfreundes, zu ihnen spricht: ^am non vos ckico «er-
V08, seä amieog. Man behandle sie in der That als ,Oonsrati'6s', man versetze
sie auf einen besseren sozialen Standpunkt: dann wird die Unzufriedenheit, die
Kardinal Kopp in weiten katholischen Kreisen, speziell im jüngeren Klerus, ton«
statirt hat, weichen und neuer Lebensmuth und frische Schaffensfreudigkeit einziehen.
Scharfe Worte Wohl sinds, die ich geschrieben habe; aber voll innerer Wahr-
heit und Berechtigung. Hier und da werden sie Opposition wecken. Tie aber kann den
Tchatbestand nicht wegleugnen. Jeder, dem Gelegenheit und Macht dazu gegeben ist,
bessere und schaffe zufriedene Menschen! Dies aber ward iu redlicher Absicht geschrie-
ben, damit endlich einmal dre Oeffentlichkeit erfahre, in wie trostlos unwürdigem Zn-
stande die katholischen Hilfgeistlichen ein modernes Stlavenleben führen müssen."
5

Die Lehre vom Leben.
Die 5ehre vom Heben.*)
ie vergleichende Naturgeschichte des Thier- und Pflanzenreiches, die paläon-
tologischen Thatsachen, die Entwickelunglehre im engeren Sinn haben den
Boden für Hypothesen gelegt, die unter dem Namen der Deszendenztheorie oder Na-
türlichen Schöpfungsgeschichte große Bedeutung erlangt haben und durch die Polemik
für und wider den Darwinismus und Monismus, durch den Kampf um die Stammes-
Professor Max Rubner ist früh, schon als Siebenunddreißigjähriger, Leiter
5es berliner Hygienischen Institutes und damit Nachfolger Roberts Koch geworden. Die
Berufung zeigte, welche Geltung der Forscher und der Dozent sich in München und in
Marburg erworben hatte; und diese Geltung hat er als berliner Ordinarius noch we-
sentlich erhöht. Von seinen Arbeiten sind natürlich nur die dem Laien zugänglichen über
den Fachkreis hinaus bekannt geworden: das Lehrbuch derHygiene, Monographien über
Kleidung, Nahrung, Krankenhauswesen und Aehnliches. Auch draußen weiß man, daß
die Entwicklung der Bakteriologie diesem Physiologen, der die chemischen Umsetzung.
Produkte durchaus studirt hat. Werthvolles dankt. Er gilt als der Mann, der sich nicht
in sein Laboratorium eingeschlossen hat und die Menschenwelt nur wie durch ein Fern-
glas sieht, sondern sich nicht zu stolz dünkte, für die Hygiene des Alltagslebens zu sor-
gen. Ein Praktiker; kein dürrer Spinner grauer Theorie. Jetzt läßt er (m der leipziger
Akademischen Verlagsgesellschaft) eine Sammlung von Aufsätzen erscheinen, die ihn von
neuer Seite zeigt, die jeder Gebildete, selbst der nicht fachmännisch Geschulte, gern und
mit Natzen lesen wird (und der auch die hier veröffentlichte Schlußbetrachmng entnom-
men ist). «Kraft und Stoff im Haushalt der Natur": so heißt das Buch; der Titel darf
aber nicht mit Büchnerspuk und Vogtschatten schrecken. Die Lehre von der Lebenskraft,
die Beziehungen von Materie und Energie zur lebenden Substanz, die Errährung als
Aeutzerung aktiven Lebens, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft im Organismus,
die Umtäthypothese des Energieverbrauches, die JsodynamiederorganischenNSHrstoffe,
funktionelle Akkomodationen: Das sind ein paar der behandelten Themata. Am Mei-
sten wird vielleicht die Studie über Naturwissenschaft und Philosophie interessiren,in der
Geheimrath Rubner auf knappem Raum Etwas wie ein Glaubensbekenntnitz giebt.
„Was auch immer der fernere Entwicklungsgang der philosophischenBestrebungen sein
mag, Ems ist sicher: kein philosophisches System kann unbekümmert um die moderne
Naturwissenschaft seinen Weg gehen. Die Geschichte der Philosophie lehrt geradezu die
Unfruchtbarkeit solcher Versuche... Der Naturforscher hat durch Sinneswahrnehmung
und durch die Hilfsmittel der experimentellen Wissenschaft die Kenntnisse des wirklichen
Geschehens zu erweitern, das Beobachtete kritisch zu sichten und logisch zu ordnen, zu
Theorien undHypothesen zuformen... Wer von einerOhnmackt der Naturwissenschaft
spricht, weil sie uns Das, was wir heute die letzten Räthsel nennen, nicht löst, und wer
an der Möglichkeit solcher Erkenntnitz zweifelt, ist im Unrecht. Hat nicht die Wissenschaft
uns gezeigt, daß die Substanzen, denenLeben innewohnt,im Wesentlichen überall gleich
find? Daß die Bausteine des Belebten in der äußerlich so ungleich beschaffenen Nahrung
in den gleichcnTypen wiederkehren? Und bietet nicht die moderne Psychologie und Ge-
hirnphysiologie den bedeutungvollen Anfang methodischer Bearbeitung auch dieserkom-
plizirtesten Prozesse?" Kein pessimistischer Philosoph also. Und wer heute den Stand
philosophischer Spekulation erkennen will, mutz ja die Naturforscher um Auskunft bitten.

geschichte des Menschen auch der Laienwelt bekannt geworden sind. Kein Naturforscher, wie seine Stellungnahme im Einzelnen auch sein mag, wird sich der Macht der vergleichenden Thatsachen entziehen und einen Entwicklungsgang der organisirten Welt leugnen wollen.

Die natürliche Entwicklung der Geschöpfe und die offenkundige Verwandtschaft der Thiers, wie sie sich auch heute in Spezies gliedern, hat zur Voraussetzung, daß sie nicht allein in dem anatomischen Bau und den Lebenöäußerungen sich nahestehen, sondern daß auch die inneren Vorgänge, die Zellen, die Lebensprozesse selbst sich mehr oder minder gleichen und einen typischen Entwicklungsgang aufweisen müssen. Wenn wir also die Zellen der verschiedensten Thiere unter einander vergleichen könnten, so müßte man auch eine Natürliche Entwicklungsgeschichte der Zelle schreiben können; denn wenn die Thiere als Ganzes eine Umformung erfahren, erleiden auch die Theile eine solche. Heute sind wir nicht in der Lage, solch ein Unternehmen durchzuführen; bei den bestgekannten Organismen ist die Zellphysiologie der Organe ein unsicheres Gebiet und unseren Forschungmitteln unzugänglich

Setzt man an die Stelle des Wortes Zelle die Erforschung biologischer Eigenschaften der Organismen, so ist das Studium einer solchen Entwicklung in greifbare Nähe gerückt; die Organismen als solche sind äquivalente biologische Werthe, ob einzellig, ob vielzellig, ob aus homogenem Material oder diffcrenzirten Zellen bestehend, so daß, was wir an ihnen erfahren, unter sich vergleichbar ist.

Wer aufmerksam gefolgt ist, wird gesehen haben, wie wir logischer Weise durch die Beobachtungen der Lebensäußerungen der Organinnen zu Schlüssen auf dle innersten Borgänge in den Zellen geführt werden stnd. Die Frage nach der Bewerthung von Mateire und Energie im Haushalt des Lebens hat uns bewiesen, daß wir hier einer Entwicklungsgeschichte der lebenden Substanz, der Grundmaterie alles Lebens gegenüberstehen.

Gewiß: noch ist nicht Alles auf diesem Wege geklärt; manchmal sind wir noch gezwungen, über UnVollkommenheiten hinwegzusehen. Das Lückenhafte liegt nicht in der Unmöglichkeit der Beweise, sondern in dem Umstand begründet, daß man bls jetzt die eminente Bedeutung, die vergleichend physiologische Erforschungen der energetischen Verhältnisse der mutleren Lebensdauer, der Tragzeit und ähnlicher Erscheinungen bei verschiedenen Organismen haben können, gar nicht geahnt hat. Was wissen wir nun über die Eigenschaften der lebenden Substanz, wodurch wir die Möglichkeit gewinnen, uns eine Vorstellung bovin zu machen, daß eine Allen gemeinsame Grundsubstanz sich zu verschiedenen Massen, mit verschiedenen energetischen und sonstigen Eigenschaften umgestaltet hat? Man wird da zunächst Antwort auf die Frage verlangen: Was ist denn das Lebende im Gegensatz zum Toten, wie sieht das Lebende, vom Standpunkt der Mechanik der Atome bcurthcilt, aus? Man will auch wissen, wie denn der Anfang gewesen ist, von dem man die Entwicklung zu rechnen habe. In die.en beiden Punkten versagt unsere Kenntniß. Die Formel des Lebens kennen wir nicht, und wann der Forscher geboren wird, der sie uns entw'cklt, wissen wir nicht. Was wir aber erkannt haben, ist trotz Alledem nicht werthlos. Wir können eine Fülle von Angaben über die besonderen Eigenschaften der lebenden Substanz bieten; mehr, als man bisher wußte. Unsere Stellung ist wie die des Chemikers, der eine Reihe von Eigenschaften emes Stoffes kennt, seine Reaktionen auf andere Körper, dem aber noch die Strukturformel seiner

Substanz unbekannt ist. Die Unkenntniß der Stereochemie des Zuckers hat uns
Jahrzehnte lang nicht gehindert, von seinen chemischen Eigenthümlichkeiten eingehen-
ben Gebrauch zu machen und seine Beziehungen zu anderen Körpern zu verstehen.
Auch wir müssen zunächst noch das Lebende durch seine Reaktionen charak-
ten'lrcn,' nur sind unter diesen Reaktionen biologische Erscheinungen zu begreifen.
Es ist unverständlich, wie man in der Neuzeit immer wieder das Bestreben
betont, das Lebende ausschließlich der Erscheinungweise des Leblosen unterzuord-
nen und m dessen Formen zu zwängen Wozu ist es nothwer.dig, in iQÜOiwiu.
nach Parallelen aus dem Gebiete der unbelebten Natur zu suchen? Auch wer das
Wallen an Kraft und Stoff gelten läßt, darf in dem Lebenden eine Naturerschein-
ung für sich sehen. Lebende Substanzen sind „Körper" oder „Verbindungen' be-
sonderer Art, die deshalb auch ein eigenartiges Studium erfordern und ein un-
geheures Arbeitfeld, noch frisch bebaut, darstellen. Es wäre denkbar, daß der Satz
von der Erhaltung d.r Energie Geltung hätte auch für belebte Systeme, sagt Hertz,
und daß diese dennoch sich unserer Mechanik entzögin
Das Lebende reagirt auf Reize, es zeigt Reaktionen, wie jede andere aus
Materie gesügte Verbindung; diese sind sogar sehr mannichfoch und vor Allem
spezifisch. Sie erschöpfen sich nicht in den Veränderungen durch Wärme- und
Sälteeinflüsse oder in den Umformungen, welche dem Organismus einverleibte
Substanzen erfahren, und in ähnlichen direkt dem Geschehen in der unbelebten Welt
analogen Erscheinungen. Ter komplizirten Konstitution der lebenden Materie ent-
sprechen besondere Eigentümlichkeiten, die andere Verbindungen gar nicht äußern
können. Das Lebende zeigt Anlagen der Vererbung, der Degeneration bei Nicht-
gebrauch von Funktionen, Hebung der Qualität durch Uebung, Erinnerung, Re-
aktion auf mechanische Reize, auf LichtweUen und aus elektrische Einflüsse, es zeigt
blitzschnelle Umsetzungen und langsame, auf Jahre ausgedehnte und nach Hunderten
und Tausenden von Generationen auftretende Atkommadanonvorgänge.
Die biologische Reaktion, die Reaktionen des Lebenden, sind Erscheirmngs-
gruppen, die, aneinandergefügt, das Ganze geben, aber für sich selbst wieder so
viel Eurheit besitzen, daß sie attommodirbar und transferirbar sind. Jede einzelne
dieser „Reaktionen" hat zweifellos ihre besonderen materiellen und energetischen
Grundlagen, die sich immer weiter in die Einzelheiten auflösen lassen; ihr Studium
ist aber auch an sich für den Biologen unentbehrlich Nebenden spezifischen Leöens-
xeaktionen findet man im Organismus natürlich zahllose Vorgänge, auf die un-
sere anderweitigen Erfahrungen an unbelebten Stoffen sofort und in vollster All-
gemeinheit anwendbar sind, so, zum Beispiel, bei den vorbereitenden Arbeuen des
Aufbaues der lebenden Substanz, beim Aufbau der Spallprodukte, bei der Re-
sorption und Sekretion und so weiter.
Für unsere Betrachtungen handelt es sich darum, aus der Vielheit dieser
Erscheinungen die biologischen Eigenschaften der belebten Substanz h^rauszulösln,
welche die gemeinsamen Grundlagen und die Vorbedingung und allgemeinsten Vor-
aussctzungen des Belebtseins sind; und hierüber kann man in der Thal ^chon heule
Auskunft geben.
Ich bin davon ausgegangen, daß Kraft und Sloff in der delebten Welt
Leine anderen Werthe sind als in der unbelebten. Gestützt auf diese bewiesenen
Thatsachen, habe ich die Lebenserscheinungen in ihren Beziehungen zur Materie
und Energie untersucht. Materie und Energie der Nahrung sino für die lebende

Substanz trennbare Dinge und werden auch, jede für sich, zu besonderer Funktion verwandt. Die konsequente Scheidung der materiellen und energetischen Bedeutung der Nahrung hat sich als ein fruchtbares Mittel ermiesen, den Lebensvorgang in seine wichtigsten Grundprozcsse zu zerlegen.
Wie auch Bakterien, Hefen, Wirbellose und Wirbelthiere in dem chemischen Aufbau ihrer Zellen und deren spezifischer Lebensthätlgknt verschieden sein mögen: zwei Grundreaktionen, unlösbar verbunden, zeigt alle lebende Substanz. Zunächst den durch Energiezufuhr dauernd unterhaltenen Kreisprozeß, der mit Verlust von Energie durch Arbeitleistung oder Wärmeproduttion endet. Daneben haben nur den fermentativ wirkenden Zustand der Biorten, der den Nahrungstoff spaltet, die Energieübertragung auf die lebende Substanz unter gleichzeitiger Hemmung der Fermentäußerung, den Verlust an Energie und die Wiederkehr fermentattoer Wirkung und so weiter als Einzelstadien dieses Kreisprozesses bezeichnet. Alles, was Lebens-Sicherung zeigt, hat diesen energetischen Prozeß als Voraussetzung: die ruhende, die arbeitende und die wachsende Zelle. Diese Eigenschaft muß also auch die lebende Substanz gehabt haben, aus der in der Entwickelungreihe die weiteren Lebewesen sich herausgebildet haben. Der energetische Umsatz bei allen Nachkommen ist als Variation primärer Eigenschaften der lebenden Substanz zu betrachten und läßt sich thatsächlich nach Maßgabe unserer Elfahrungen unter den jetzt lebenden Thicren als eine Anpassung an bekannte Größen funktioneller Leistungen betrachten.
Wird irgendeine Zelle oder ein Organismus durch Variation der äußeren, uns bekannten Lebensbedingungen auf die selbe Leistung im biologischen Sinne zurückgeführt, dann verläuft diese LebcnZrealtion so gleichmäßig, so gleichsinnig, daß die selbe Summe von Energie dieje Arbeit bestreitet. Die Art der Arbeit, im Sinn der inneren Struktur der lebenden Substanz betrachtet, muß die selbe sein, wie auch die Organdifferenzirung sein mag und wie sich die übrigen äußeren Formen und Lebenselgenthümlichkeiten der verglichenen Organismen gestaltet haben mögen. Die innere Aehnlichleit der Arbeit dir lebenden Substanz ist eine viel weitergehende als die äußeren Eigenschaften der Organismen.
Die energetisch arbeitende Gruppe ist ein untrennbarer Theil der kleinsten Lebenseinheit, der Bionlen der einzelnen differenzirten Zeven.
Die ungeheuren Ungleichheiten im Energieverbrauch zwischen der stoffspaltenden Kraft einer Bakterienzelle und dem Umsatz der größten Säuger sind nur Variationen der selben Reaktion, die sich der durch die Existenzbedingungen verlangten Mehr- oder Minderarbeit angepatzt hat. Damit ist auch ausgesprochen, daß mit Bezug auf den energetischen Kreisprozeß nicht die geringste Schwierigkeit sich ergiebt, eine gemeinsame Entw cülungreihe und Verwandtschaft der verschiedensten Th'.erspezies anzunehmen.
In diesem energetischen Kreisprozeß von quant tativ so weitgehender Akkommodation liegt doö Triebwerk des akttvm Lebens. Ehe die ledende Substanz nicht Energie aufgenommen hat, empfindet sie nicht, macht le.ne Wahrnehmung; sie sezernirt, bewegt sich und wächst nicht. Leben kann auch latent werden, es kann aber nur wieder geweckt werden durch Energieausnahme und Funktioniren des Kreisprozesses, der eine Aenderung der Molekular-und Atomgruppirung herbeiführt. Die Energiezufuhr ist also das Pueuma und der Archaeus, die Anima der Vorstellungen der Alten. Die zweite GnmdeigelNchaft aller lebenden Substanz, so weit sie erforscht ist, bestehc in einem stäiidigeu Verlust X-Haliiger Substanz der auf ein Zugrunde-

gehen lebender Substanz und auf Verlust durch Leistungen der lebenden Substanz (Sekretionen, Fermentbildung), bei denen Eiweiß oder Aehnliches verbraucht wird, zurückzuführen ist. Die Reaktion zwischen materiellen und energetischen Funktionen ist, so weit man heute sehen kann, konstant; Beide zusammen sind eben das Leben. Ein kleiner Bruchtheil, etwa ein Fünfundzwanzigstel von der Gesammtenergie, die aufgenommen wird, genügt für die materielle Leistung des Lebensvorganges; aber dieser winzige Bruchlheil ist eben so nöthig wie die große Masse des energetischen Bedarfes, denn er ist eben die spezifische Organfunktion und die differenzirteZellarbeit.
Als nothwendiges Korrelat der fortwährenden Zerstörung lebender Substanz ist der Wiederaufbau einzelner Bestand!heile zu betrachten, der von einzekien Elr- menten der Zellen ausgeht, aber keinen echten Wachsthumprozeß darstellt, sondern nur die lebende Substanz einer Zelle auf gleicher Masse zu hallen bestrebt ist: die Rekonstruktion.
Der Hauptaufwand, der im Leben gemacht wird, ist der für den kontinuir- lichen Betrieb des energetischen Kreisprozesses. Das ist das wahre Aequivalent für das Belebtsein überhaupt, für die Existenz aktiven Lebens und für die Masse der Energie, um die das Belebte höher steht als der unbelebte Nährstoff.
In diesen eben geschilderten grundlegenden Vorgängen ist Alles vereinigt, was wir als den einfachsten Lebensvorgang im sogenannten Gleichgewichtszustand betrachten können.
Auf der tiesften Stufe des Lebens haben wir die Einzelligen, die mit außer- ordentlich großem Energieverbrauch ausgestattet sind; ein Urmsterial, aus dem sich recht wohl die weiteren Wesen haben entwickeln können.
Die Richtung, welche die Größe der Leistung in lebender Substanz bei weiterer Ausbildung von Lebewesen genommen haben muß, liegt klar zu Tage.
In der quantitativen energetischen Leistung wurden die Metazoen nicht auf eine höhere Stufe gehoben; im Gegenthoil: das Wesentlichste, was sich weiter voll- zogen haben kann, trägt den Charakter einer Einschränkung dieser urwüchsigen Zersetzungs kraft der Einzelligen.
Die Momente, die zu einer Veränderung der energetischen Umsetzung führten, sind relativ einfach. Die größte Variation bedingt vor Allem die Mafsenzunahme, durch die der Energieverbrauch auf die mannichfschften Stufen gestellt werden kann. Die Zunahme der Masse eines Organismus ist zweifellos ein maßgebender Fort- schritt in der Entwickelung. Die Mehrzeüigkeit findet man schon periodisch bei Einzelligen durch gelegentliche Anlagerung. Hat sie gewisse Stufen der Masse erreicht, so zeigt sich durch Verminderung des relativen Nahrungverbrauches eine steigende Oekonomie der Nahrungmittelverwendung und wahrscheinlich allgemein hierdurch auch daö Prinzip der Lebens Verlängerung.
Die höchste Stuse erreicht die Organisation bei den Warmblütern, hier be- sonders auch in intellektueller Hinsicht. Mit der gleichmäßigen Temperatur ge- langen Perzeption und Empfindungen zu voller Gleichmäßigkeit der Leistungen und klimatischen Schwankungen steht der Warmblüter unabhängig gegenüber. Die Langlebigkeit wird das Unterpfand der Sammlung von individueller Erfahrung und Intelligenz.
Bei meinem Versuch, den allgemeinen Zusammenhang vom Kleinsten bis zum Größten zu erklären, bleibt Manches ungelöst. Wenn cs aber auch nur ge- lungen sein sollte die Ueberzeugung zu fe-ngek'. daß wieder ein Stück des MysnMM,

das unser Leben umgiebt, gefallen ist, so wäre immerhin der Zweck meiner Be-
trachtung voll erreicht.
Und nun noch zur Schilderung des Werdeganges des individuellen Lebens.
Am Einfachsten verläuft das Leben bei den Einzelligen ohne sexuelle Differemzirung;
begrenzt ist bei ihnen die Zellengröße durch die Masse und Eigenschaften des
Kernes. Die Menge des m der Zeiteinheit neugebildelen Zellmaterials aber wird
bestimmt durch die energetische Leistung der lebenden Substanz und den Wachs-
thumsquotiemen. Bei Einzelligen ohne sexuelle Fortpflanzung ist der Wachsthums-
quotient, günstige Ernährungverhälrnisse vorausgesetzt, konstant; sie könnten dah«
die ganze Welt mckt ihren Massen füllen.
Komplizirter ist die Entwickelung bei dm sexuell differenzirten Zellen. Auch
hier hängt die Zellgröhe, die innegehalten wird, von der Kerngröße ab. Das
wichtigste Merkmal ist aber hier die Begrenzung des Wachsthumes, das Entstehen
von Zellenagglomeraten von ungeheurer Ausdehnung, aber mit genau begrenzter
Endgröße des Individuums. Dieser Effekt wird erzielt durch ein mehr oder minder
langdauerndes Massenwachsthum, wobei der Wachsthumsquotient nicht konstant
bleibt, sondern eine fortwährende gleichartige Verminderung erführt.
Die vielseitigsten Eigenschaften in biologischer Hinsicht hat die lebende Suftanz
nach der Befruchtm^. Die Wachsthumseigenschaft entsteht durch die Befruchtung.
Ber den ersten THeilungen haben die Zellon das Material zur Anlage der Organe;
die Organzellen aber haben nur Wachsthumsfähigkeit für die spezifische Organbildung.
Die FoNpflanzungzellen sind bei den Warmblütern und wohl allgemein in
ihnen energetischen Leistungen den elterlichen Zellen annähernd angepaßt. Der
Akt der Befruchtung hebt die Zelleistung dann auf einen maximalen Wachthums-
quotienten, der nun seine Funktion durch Ansatz von lebender Substanz, bethätigt.
Der Befruchtung^?! wird also an sich schon entscheidend für die ganze weitere Ge-
sammtentwtckelung des Organismus bis zu den reifen Thieren, wenn auch nicht
ganz allein entscheidend, da hrersür noch ein weiterer Faktor mit herangezogen
weroen muß: die Intensität des relativen Energieverbrauches. Da wir aber diese
immerhin in Abhängigkeit vom mütterlichen Oiganiömus sehen, kommt der Be-
fruchtung unier diesen Umständen doch die größte Bedeutung zu.
Das energetische Wachthumsa/esctz leitet nach der Geburt die Thiere zu ihrer
definitiven Größe. Der Kreislauf neuer Leistungen kann nach dem Fortpflanzung-
akt beginnen.
Wie sich aus den kleinsten Uranfängen größere Formen bilden und wie sich
diese Formen auf bestimmte Größen beschränken, haben wir nun aus die aller-
einfnchsten Annahmen zurückführen können.
Die Degeneration der Wachsthumssubstanz ist unvermeidlich. Nach der
Jugenzeit beginnt der innere Verfall erst langsam; später beschleunigt er sich.
Jeder energetische Akt und Energieumsatz bringt das Wesen seinem Lebensende
näher. Zur Zeit der menschlichen Pubertät haben wir ein Viertel, bei Schluß
der Wachsthumszeit ein Drittel der Leistungfähigkeit der lebenden Substanz erschöpft.
Wir als Menschen si?ehen auch inmitten der Natur r
Gleich wie Blätter im Wald,
So des Menschen Geschlecht:
Dies wächst und jenes verschwindet. (Homer.)
Wir sehen rings um uns Vertrautes. Was um uns lebt, ist im Wesen

gleich dem eigenen, ein großes Ganzes, ein Zusammengehöriges. Wer will bedauerlich finden, ein Theil dieser WeÜ des Lebenden zu sein? Siumm und M schreitet die Arbeit Tag und Nacht in der Werkstatt des Lebens weiter: hier formt sich ein Thier, dort eine Pflanze. In jedem kleinsten Wesen liegt nicht weniger der Wunderarbeit als im größten. Zwingt uns die Natur nicht wieder zu sich, wenn sich junges Leben hebt und mehrt, in froher Frühlingsfülle das Leben triumphirt und in Mitfreut« an dieser schaffenden Gewalt uns neue Lebenslust und Hoffnung und Thatenlust beseelt? Wir sollen mit und in der Natur leben. Einmal wird es für uns Alle Herbst und Winter. Wir fallen wie welke Blätter vom Lebensbäum; ein natürliches Ereigniß: und doch, wie sehr ftläubt man sich, auch dieses Ende alles Lebens auf sich zu nehmen!

Was hat man auf diesem Gebiet sich nicht für verschiedene Mühe gegeben, um die Natur zu anderen Leistungen zu zwingen! Aber weder Medikamente, Geheimmittel, Injektionen und abenteuerliche Kuren haben jemals Erfolg gehabt noch werden sie je die Naturgesetze umstoßen. Alle Mittel, alle Versuche, unsere alternden Zellen mit verjüngender Kraft Zu versehen, sind eitel; nichts kann den Verfall hemmen. Nur die Befruchtung vermöchte neues Leben zu schaffen. Diese Hilfe ist uns aber versagt; sie gilt nur den Fortpflanzungzellen, der neuen Generation, der Zukunft. Wozu denn klagen um den unvermeidlichen Tod?

„Es ist des Menschen würdig, was im Lauf der Natur liegt, auch natürlich zu nehmen.* (Wilhelm von Humboldt) Und haben wir denn als Menschen irgendeinen Grund, mit unserem Geschick unzufrieden zu sein? Wir theilen mit allen sexuell Differcnzirten das Los der Sterblichkeit. Aber wenn wir unsere Existenz mit dem der uns doch sonst nahestehenden Säuger vergleichen, so sehen wir, daß unsere Lebensgrundlage eine außergewöhnlich bevorzugte ist, daß unsere lebende Substanz eine viermal so große Lebenszähigkeit besitzt, daß wir also einer erstaunlichen Langlebigkeit uns erfreuen.

Die Natur hat uns nicht nur den Tod gegeben, sondern auch die Fortpflanzungskrast; in den nachkommenden Generationen leben wir weiter, verjüngt, aber auch zu allen Leiden und Freuden bestimmt, die uns zu Theil geworden sind. Jeder giebt von seiner geistigen Errungenschaft ein Erbe weiter; der Eine durch Erziehung und Belehrung oft nur im engen Kreis, der Mann der Wissenschaft, indem er, was er erworben, der ganzen Welt zum Geschenk macht. In einem Kulturvolk stirbt kein Gedanke; wenn er Allen zu Gebot steht, wird das Errungene auf den geistigen Boden verpflanzt, der zur weiteren Entwickelung der geeignetste ist. So wird alles Wissen stets neu geprüft und gewinnt an Richtigkeit und Sicherheit. Der geistige Fortschritt und die Erkermtniß der Wahrheit ift so sicherer gestellt, als wenn Alles nur engeres Erbe der Kinder wäre. Seien wir also d-ankbar für die Gabe der Natur, für unsere Langlebigkeit; und mögen wir stets bedenken, daß es in vielen Fällen nur an uns liegt, diese Gunst zu genießen, indem wir das Geschenk der Natur weise schonen und Pflegen! Das ganze Geheimniß, sein Leben zu verlängern, besteht darin, es nicht zu verkürzen. (Feuchtcrsleben.) Geben wir der Gesundheitpflege, was zu geben nöthig ift: dann wird das Leben arbeitreich, froh, genußreich und lang sein. Und wenn dann die Sonne de« Lebens sinkt, so werden wir sagen können: ^Jch gehe froh zur RuHe."

Professor Dr. Max Rubner.

Hermann Htehr.

er neue Roman von Hermann Stehr ist bei S. Fischer in Berlin unter dem Titel „Drei Nächte" erschienen. Bis zum Bekanntwerden des Romans „Der begrabene Gott" erregte das künstlerische Schaffen Stehrs eher die Aufmerksamkeit Derer, die erkannten, welche leidenschaftlichen Kräfte in diesem Künstler wirken, als den Dank der anspruchsvollen Genießer. Nicht ohne Berechtigung: denn diese Arbeiten tragen das Gepräge eines eigenen und beziehungreichen Lebens, das die Gluth und Inbrunst der heißen Kämpfe um sein junges Werk für künstlerische Resultate hält. Dies ist eine beinahe regelmäßige Entwickelungerscheinung jedes bedeutsamen Sentiments, die natürliche Folge der notwendigen Thatsache, daß die Seele des jungen Künstlers den Werth der persönlichen Beziehung zum Gegenstand überschätzt. Bis mit dem Wachsen einer starken Persönlichkeit aus dieser überreichen Beziehungfülle das liebreiche Verständniß für das erwählte Material entsteht. Und mit ihm das weittragende Bedürfniß nach dessen Gestaltung. Darum bin ich wenig geneigt, an die lebendige Dauer frühzeitiger und allzu rascher Entwickelungen zu glauben; die organische Bewältigung der treibenden Leidenschaft, das blühende Chaos eines reichen Gemüthes bedürfen nothwendig der Zeit. Der fruchtbare Ordnungsinn, dieser wunderbare Takt für das Erforderliche im Aufnehmen, der jeden Künstler auszeichnet, erfordern zu ihrer Vollendung innere Erfahrung und Gelegenheit, zu vergleichen.

In diesem Sinn gehört das Schaffen, das den beiden großen Romanen Stehrs vorangeht, in seine Entwickelungzeit. Aus der Fülle ungeordneter und phantastischer Eindrücke blinkt oft das ruhige Leuchten einer frühen Erfüllung und ich glaube, daß Vielen, die vielleicht persönliche Beziehungen zu manchen Geschehnissen dieser Werke haben, starke und tiefe Eindrücke daraus bleiben werden. Zum Besten aus jener Zeit gehört die kleine Erzählung „Das letzte Kind", die, legendenhaft verwoben, mit der herben Süße eines alten Märchens die Himmelfahrt einer Kinderseele darstellt, die der Schmerz der Eltern in ihr ewiges Licht trägt. Dieser Schmerz ist von so wilder, beinahe fanatischer Inbrunst, daß seine Wirkung überwältigt wie ein furchtbares persönliches Unheil. Es klingt wie lautes, stürmisches Weinen aus den Seiten, die Worte sind ganz durchtränkt von übergroßer Traurigkeit und schneidend wirkt der allzu herbe Kontrast zwischen der lichten Freude des entschlafenen Kindes, das an der Hand eines freundlichen Engels das Thor des Himmels findet, und dem irdischen Jammer der verarmten Mutter, deren Elend Niemand heilen kann als der Tod, der es bereitet.

Später erschien „Der begrabene Gott". Hugo von Hofmannsthal war
der Erste, der in irgendeiner Tageszeitung eine unkritische Kritik von so halt-
loser Begeisterung veröffentlichte, daß auch die Harmlosesten^mißtrauisch wurden.
Und doch hatte er Recht. Nur war er mit den empfangenen Eindrücken von
sympathischer Hilflosigkeit; aber er brauchte einmal als Vergleich ein schönes
Bild, das ich nicht vergessen habe. Er sah eine vom Kampf verwüstete Straße,
deren Bäume bis an ihre Kronen mit Blut bespritzt waren, und unter ihnen
die erstarrten Angesichter vieler Toten, über die hin ein Heller Frühlingsmorgen
seine Sonne goß, durch junges Grün, aus dem der unbeirrte und liebliche
Gesang der Vögel scholl. Em Lächeln dieser Wahrheit ruht über dem „Be-
grabenen Gott", Etwas von jener barmherzigen Unbeirrbarkeit der Natur, die
oft so unbarmherzig scheint. Eine Herzenssachlichkeit der Darstellung, die
allerdings eigentlich eine Kraft des Schaffenden ist, die vorausgesetzt werden
darf, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt. Der entscheidende Werth dieses
Romanes aber liegt darin, daß Stehr darin gelungen ist, den Beziehungreich-
thum semes Gemüthes zum ersten Mal in der Gestaltung eines Charakters
in große, bedeutsame Zusammenhänge zu bringen. Die früher an das Be-
liebige beinahe vergeudete Leidenschaftlichkeit seiner Gestaltungskraft erschuf
hier künstlerisch vollkommen die Geschichte eines Menschendaseins, eingefügt in
das gesetzmäßige Walten des Weltwesens, ein Menschenschicksal im großen Sinn,
weil alle Erlebnisse psychologisch nothwendige Folgen der Wesensbeschaffenheit
der Heldin sind und weil alles Leid eine Folge des hohen Werthes dieses
Daseins ist, das im Tod eine neue, ewige Hoffnung beschließt.

Der neue Roman nun, der „Drei Nächte" heißt, ist die Jugendgeschichte
eines Außergewöhnlichen, der sein Schicksal, von frühster Kindheit an, in drei
langen Nächten einem Freunde erzählt. Was außerhalb dieser Erzählung liegt,
was sie einleitet und ausführt, ist eher gefälliges Beiwerk, das eine äußer-
liche Situation schafft, als daß es in engerem Zusammenhang mit den Be-
richten des Helden steht. Aber seine Erzählung selbst ist das Vollkommenste,
was in unserer Zeit über die Entwickelung eines Knaben zum Mann ge-
schrieben worden ist. Wie Viele haben es nicht versucht! Wie Manches ver-
danken wir den Besten unter ihnen! So Emil Strauß, dessen „Freund Hein"
wir lieben, und Hans Brandenburg, der uns den „Erich Westenkott" geschrieben
hat. Aber in den meisten dieser Geschichten einer Jugend ist die umständliche
Ausführung entweder belanglos oder Alles ist mit beharrlicher Tendenz von
irgendeiner bestimmten Lebensanschauung aus einseitig gesehen Die rührende
und schöne Knabengestalt des „Freund Hein" steht schon tief in den Schatten
des Todes, als die ersten Lebenskräfte sie bestürmen, und „Erich Westenkott"
flüchtet in eine tötliche Blinddarmentzündung, bevor die raschen Gluthen seiner
Jugend ihm den ganzen Beziehungreichthum seines lieben Wesens offenbart

haben. Bei Beiden (und bei den meisten ihrer Leidensgefährten) ist eine
Lebensunfähigkeit aus hoher Tugend, mit einem bezwingenden Lächeln des
Autors an den Leser, viel eher vorausgesetzt als bewiesen. Unfruchtbare und
zuletzt schicksallose Künstlernaturen sind dargestellt; und gewiß läßt sich da
eine Fülle von Leben und Leiden der Kindheit offenbaren, aber auch nicht
viel mehr. Und meist sind «ir gezwungen, Werth oder Nothwendigkeit der
einzelnen Erscheinungen einfach deshalb zu glauben, weil keine Lebensdauer
sie uns in Schicksal und Vollendung bestätigt.

Wie aus den umdunkelten Farben und aus den lichten Nebeln, die die
wehenden Grenzen der Vergangenheit verhüllen, hebt das junge Dasein des
Knaben sich aus der Erinnerung des Erzählenden in Stehrs Roman. Es ift
wunderschön, mit welchem Takte des Stils der Autor vermeidet, das Halb-
bewutztsein und die traumhafte Versunkenheit des Kindes aus dem Bekannten
zu ergänzen. Das Bewußtsein und das Verständniß für die Kindlichkeit ist
ein Borrecht der Gereiften, keine Eigenart einer ungetrübten Jugendlichkeit.
Und so, ganz benommen vom einfältigen Licht des Erwachens, öffnen sich in
diesem Buch langsam zwei Kinderaugen über den Schmerzen der Erde. Die
sterbende Schwester, selbst noch ein Kind, schläft für den erstaunten Knaben
über den Blüthenkränzen ein, die sie für ihr gemeinsames Spiel geflochten
hatte. Für den Knaben ist es nicht der Tod. Nur die blassen Hände der müden
Schwester rühm aus in den Blumen, wie die gebrochenen Blumen in ihrem
Schoß ruhen, und ihr geneigtes Geficht über Beiden erduldet den Frühling,
wie ihn die Blüthen erduldet haben. Auch im Sarg noch schläft für ihn die
Schwester; und dies Bewußtsein begleitet ihn treu durch den schmerzhaften
Sturm und durch die bitteren Kämpfe seiner wilden, dunklen Jugend. Ueber-
all, mit seiner schüchternen und gescholtenen Sehnsucht, wacht seine Schwester
wieder für ihn auf. Die warme Innigkeit und die helle Lieblichkeit dieser
Darstellungen kann ich nicht schildern, auch nicht die Meisterschaft, womit der
Künstler langsam die tiefen Schatten des ererbten Verhängnisses über daö
Licht der ersten scheuen Hoffnungen heraufsteigen läßt. Es sind der dunkle
Groll und die leidenschaftliche Bitterkeit der Großmutter, die schon seinen
Eltern und nun auch ihm das Dasein verfinstern. Der Emfalt der Eltern
erscheint der Geist der Gestorbenen als verhängnißvvller nächtiger Spuk; der
reifende Knabe fühlt bald, daß das Erbtheil der Toten ihm tief im Blut
wirkt. Er weiß, wie sie einst nach einem Leben voll grausamster Enttäuschun-
gen begraben wurde: „Sie lag ja nicht ergeben, wie Andere, da unten, son-
dern zu Allem bereit mit lauernd weiten Augen, das Kreuz wie einen Hammer
in der gefausteten Hand, hockte sie gleich einem argwöhnischen Wächter in ihrer
Erdnische und verfolgte Alles mit unbestechlich bitteren Augen, was oben im
Licht vorging . ." Mit seiner Hellsichtigkeit für die Abhängigkeit vom empfan-

genen Blut läßt Stehr diese grauenvollen, ungeschloffenen Augen der Toten
auf der Lebenskraft und auf dem Thatendrang des Heranwachsenden ruhen.
Meisterlich glüht dies äußere Bild auf im Licht der tieferen Wahrheit, die es
verkündet. Unter den zornig fordernden Augen dieser vom Leben grausam
Enttäuschten scheint keine Freude und kein Erfolg sich dem reichen Herzen ihres
Erben gesellen zu wollen. Und dennoch lebt er seine schwere Jugend im un-
erkannten Segen der versöhnenden Kraft der Natur. Seme empfindsame Seele
wird durchpflügt von jeder Bitierniß, die ein reiner Sinn und ein aufrich-
tiges Herz nur immer erdulden müssen, und wächst darunter. Die kluge, ein-
fache und klare Art der Darstellung, deren Maß und Takt zum künstlerisch
Vollkommensten gehört, was ich kenne, verleiht allen Erscheinungen eine tiefe,
warme Eindringlichkeit uno Fülle, die immer ohne Rückhalt unserem Herzen
begegnet. In diesem Verständnitz für das Wesen seines Materials, der Sprache,
steht Stehr einem Theil der neuen Generation mit einer Unabhängigkeit und
Kraft gegenüber, die in ihrer ruhigen Größe beinahe vernichtend ist. Gabriele
d'Annunzio ist der schillernde Götze, der, über das Hemmniß der fremden
Sprache hinweg, seinen falschen Prophetengelst verwirrend über die allzu Em-
pfindsamen schickt. Das Unheilige seines Könnens werden nur die Stärksten
erkennen, deren Halt im Glühen des eigenen Herzens ruht Dieser leidende
Meister der Selbsttäuschung lehrte den Redestrom über das Herz hinführen,
statt ihn hindurchzuleiten. Den sichersten Beweis für die innere Untreue dieses
Entflammten bieten seine geradezu schmerzhaften Geschmacklosigkeiten, die wie
ein grelles Kreischen seine gut verkappten Entgleisungen meistens dort ver-
rathen, wo sein flackernder Ueberschwang einer Vollendung harrt. Ich er-
wähne ihn bei dieser Gelegenheit, weil ich in Hermann Stehr den stärksten
Gegensatz zu solcher Wesensbeschaffenheit erblicke. Stehr wird im Bezeichnen-
den seiner Art nie Nachahmer finden. Manches läßt sich erlernen, nur eben
Gemüth nicht. Dieser Besitz in aller hellen Herrlichkeit großen Verstehens ist
Stehrs einsames Vorrecht in unserer lauten, raschen Zeit. Ruhig führt er die
kühnste Hoffnung über die tausend Möglichkeiten, die das Wesen seines Helden
giebt, zu ihrem nothwendigen Beschluß. Er wird Alles gut hinausführen:
Das lst unsere Freude und unser reicher Genuß schon nach den ersten Schön-
heiten, die wir finden Eme selige Ahnung begleitet unseren suchenden Sinn
durch dies Buch, durch dessen klare Traurigkeit ein Zittern jener lichten Wun-
der geht, die hinter der Menschenfinsterniß blühen. So war es immer schon;
so wächst der Mohn im Korn; so schallt der Gesang der Vögcl am Morgen;
so tröstet uns Ermüdete die blaue Nacht. Die reinsten Segnungen eines voll-
kommenen Kunstwerkes sind unser Theil

Die herrlichen Gestalten der Eltern des Helden dürfen nicht uner-
wähnt bleiben; noch darfs die organisch wahre Art, in der die bürgerlich be--

schränkten Tugenden der Eltern im Sohn wiederkehren, aber hinüberaehoben in
den Bereich einer bewußten Seelenkraft. Was einst die ängstliche und charakter-
voll beschwerte Furcht des Vaters war, seiner Bürgerpflicht redlich zu genügen,
ist beim Sohn zum Verlangen geworden nach dem ewigen Bürgerrecht im
Reich einer unbefleckten Unschuld des Herzens. Wundervoll ist die Gestalt
der Mutter, die bis an ihren Tod, herb und treu, ein duldendes Kind, ihr
Leid auf sich nimmt und ihre arme bittere Pflicht heilig spricht. Sie ver-
macht dem Sohn ihre besten Güter, ihren Kinderfinn und ihre fruchtbare Ein-
falt der treucn Liebe, aber auch den dunklen Hang, die Schatten der Ver-
gangenheit auf jede neue Hoffnung zu leiten.
Eigenartig und bezeichnend für das Wesen des Romans ist die That.
fache, daß beim Helden die Beziehungen zur Frau beinahe als nebensächlich
erscheinen. Rasch versunkene Andeutungen und eine kleine hoffnungarme Epi-
sode: Das ist Alles. Ueber das Ende des Buches schweift da der Blick in
die Zukunft, die sein Held sucht, und läßt vermuthen, daß dieses Leben, wohl-
geschickt zu jedem Kampf, in einem neuen Werk seiner Vollendung harrt. Wir
warten in Hoffnung.
Capri. Waldemar Bonsels.
5ex Richthofen.
Mann hatte einen Kessel entliehen und gab ihn mit einem Loch zurück;
dem Richter erklärte er dann: „Erstens habe ich überhaupt keinen Kessel
bekommen; zweitens hatte der Kessel schon ein Loch, als ich ihn bekam; drittens
habe ich den Kessel ohne Loch zurückgegeben." Die alte Geschichte rft in der Finanz-
kommission jetzt modermstrt worden. Die Konservativen sagen nämlich: „Erstens
wollten wir den Werthzuwachs der Börsenpapiere nicht besteuern; zweitens haben
wir den Antrag, den Werthzuwachs der Effekten zu besteuern, zurückgezogen; drit«
tens wollen wir nicht den Werthzuwachs, sondern den Kurswerth besteuern." Das
ist der Sinn des Antrages Richlhofen und Genoffen. Das Echo, das er weckte,
war laut genug. Börsen, Handelskammern, Bankierverbände haben ihre Garden
ausgeboten, um gegen die Feinde des mobilen Kapitals mobil zu machen. Zuerst
erschienen die Aelteften der Berliner Kaufmannschaft mit einer geharnischten Rede
für die Olynthier auf dem Plan. Die drastische Ablehnung des ersten konserva-
tiven Vorschlages, der die Namen Di-. Roesicke und Graf Westarp trug, schemt
die Borkämpfer für das ungetrübte Glück der Kersäitas .jaesus zu äußerstem Wider-
stand gereizt zu haben; denn der Antrag Richthofen ist eine vermehrte und ver«
böserte Auflage des ersten Entwurfes. Der rechnete auf rund 50 Millionen Mark
aus der Besteuerung des Wertzuwachses von Effekton. Der zweite Entwurf will
90 Millionen einbringen. Strafe muß sein. „Haben Euch 50 nicht gepaßt, so zahlt

Ä0" Zwischen Eins und Zwei lag ein Zeitraum von knapp vier Wochen; und am neunzehnten Mai wurde der Antrag Richthofen mit einer konservativ-klerikal-soz aldemokratischen Mehrheit angenommen. Das „Geschrei" der Börse mag manchmal an die biblische Sage vom Reichen Jüngling erinnert haben; heute ist der Lärm recht ernft zu nehmen. Die bequeme und dilettantische Auffassung, daß der Born der Börse unerschöpflich sei, war niemals schlechter begründet. Seit dem Jahr 1896 ist die Börse ein verstimmtes Instrument Weil sie die Evolution des Kapitals, die Ergänzung neuer Werthe (und die Vernichtung bestehender) besonders sichtbar macht, sind die Augen stets nur auf diese eine Provinz des Geldreiches gerichtet. Da, heißts, fließt das Gold in die Säcke; da muß die Schüssel Hinhalten, wer Etwas ergattern will. In Wirklichkeit sind nur 15 Prozent deS deutschen VolksvermögmS in Werthpapieren angelegt: höchstens 15; mindestens 60 Prozent der Gesammtsumme von ^50 Milliarden stecken in Grundbesitz und Hypotheken. Dazu kommen die Sparkasse»gelder, die etwa 11 Milliarden Mark betragen. Die werden eben so wenig von der neuen Steuer getroffen wie die Immobilien mit ihrem Zubehör. Nur ein kleiner Theil des deutschen Vermögens soll also die neue Last tragen. Aber gerade der Theil, in dem daS stärkste Leben pulst. Herz und Gehirn des Wrrthschaftkörpers. Und warum sucht man die Quellen der wirtschaftlichen EntWickelung SU verstopfen? Weil die Börse zu ihnen gehört und weil es verdienstlich ist, dem Jobbergesindel, den frechen Spekulanten, den KurFfälschern und Buchmachern ans Leben zu gehen, wo immer man sie packen kann. „Die vorgeschlagene Besteuerung der Papiere lehnt sich genau an die in Frankreich als loi äs transunLsioQ in Geltung befindliche Besteuerung an. Zwar soll der Umlauf der Werthpapiere gefaßt werden. Das geschieht aber, um BeZäftigungen des Verkehrs zu vermeiden, in der Form einer quotisirten Abgabe. Der Aussteller der Werthpapiere soll jährlich einen nach dem Kurswerth des emittirten Kapitals zu berechnenden Steuersatz bezahlen, wobei der Kurswerth nach dem Durchschnitt des vergangenen Kalenderjahres festgesetzt werden soll. Der Aussteller soll dann berechtigt sein, den ausgelegten Satz von den Inhabern der Werthpapiere einzuziehen. Die einzig mögliche Gelegenheit dazu ist die Auszahlung der Zinsen und Dividenden/' Der Künder dieses Dysangeliums war Graf Westarp. Und die Behandlung der ausländischen Papiere? Der fremde Emittent soll im Inland einen Vertreter ernennen, der für die Erledigung der Steuerangelegenheit zu sorgen hat; wird diese Pflicht nicht erfüllt, so wird das Papier nicht zum Börsenhandel zugelassen; und für die nicht zugelassenen Effekten soll d» Schlußnotenstempel verzehnfacht worden. Die Fiktion, daß es sich um eine quotisirte Besteuerung des Um« satzes handle, wird durch einen abgestuften Tarif aufrechterhalten. Die Sätze schwanken zwischen 1 und 5 Promille; die zum Börsenterminhandel zugelassenen Papiere werden höher besteuert als die per Kasse gehandelten. Diese feine Unterscheidung bietet die Möglichkeit, die in der Börsengesetznovelle gewährte Wiederzulassung deS Termingeschäftes in ihrer Wirkung zu schmälern. Die Börsengegner schenken nichts: sie waren mal nett und kommen jetzt mit der Gegenrechnung. Der Vergleich mit Frankreich ist gewaltsam herbeigezogen. Was geht uns Frankreich an? Sieht der deutsche Wirthfchaftkörper wie der französische, die berliner Börse wie die pariser ans? Werden in Paris 1200 DimdeAdenpspiere notirt wie in Berlin? Nächstens wird man uns nach russischem Muster besteuern. Weiter:

„Zwar soll der Umlauf der Wertpapiere gefaßt werden: in Wirklichkeit aber wird>
er nicht gefaßt." Er ist wirklich nicht das Steuerobjekt. Besteuert wird. Iah,
vvr Jahr, der Karswerth der cm den Börsen notirten Papiere. Der hat mit dem
Umsatz nur so weit zu thun, wie er durch ihn mitbestimmt wird. Nicht ausschließ-
lich; denn der Kurs ändert sich oft, ohne daß nur ein Stück des Papiers umgesetzt
worden ist. Bei Nachfrage ohne Angebot und vies versa. Die Steuer bemht
also auf dem Kurs Sie trifft einen Segment aus dem Kreis deS deutschen Bolks-
dermögens; nur der Besitzer von Werthpapieren soll dem Fiskus steuern. Befreit
von der Steuer sind die Renten und Schuldverschreibungen des Reiches und der
Bundesstaaten. Dieses Privilegium soll dem deutschen RentenmarK nützen Von
der Höhe des „Kurswerthes" ist die Ergiebigkeit der neuen Steuer abhängig. Senkt
sich die Quecksilbersäule am Barometer des Aktienhauses, so macht Fiskus schlechte Ge-
schäfte. Jfts aber klug, die Schuldverschreibungen des Reiches und der Bundesstaaten
frei zu lassen? Warum soll ein Mann, der feine Spargroschen in Pfandbriefen an-
gelegt hat, schlechter gestellt sein als der Besitzer von Reichsanleihe oder Konsols?
Viele kleine Kapitalisten ziehen Schuldverschreibungen de? Hypothekenbanken oder
sicherer Jndustriegesellschaften unseren Staattpapieren vor. Fast sind wir ja so
weit, daß wir für den Ankauf deutscher Anleihen Prämien gewähren müssen; ob
dem Flskus die Sonderbehandlung deutscher Renten Vortheil bringen wird, ift
aber höchst zweifelhaft. Alte Lehre: verbotene Frucht schmeckt immer am Besten.
Auf beiden Seiten ift das voraussichtliche Ergebnih der neuen Steuer er-
rechnet worden; natürlich ging man von grundverschiedenen Tendenzen aus. Die
um Richthosen wollen zeigen, wie hoch die Steuereimer sich mit Dividendenmilch
füllen Werder. Die Geschädigten suchen den Umfang des Verluftes cm Lebenskraft
vachzuweisen. Zu den üppigsten Resultaten gelangten die Nationalökonomen deS
Centrums die eine Beute von fast 200 Millionen Mark vom mobilen Kapital zu
errsffen hoffen. Die Anderen Welsen nach, daß die Deutsche Bank etwa 154 Mil-
lionen, die DistVmlozesellschaft 960 0(0 Mark, die Dresdener und die Darmstädter
Bank je 8M0O0 Mark, die Berliner Handelsgesellschaft etwa 600 000 Mark zu
zahlen hätten. Unter solchen Ausgaben müßte die Dividende leiden. Die Aktien-
dank zahlt heute schon doppelte Steuer: durch das neue Gesetz würde die Last ver-
dreifacht. DaS träfe aber auch die im Portefeuille ruhenden Werthpapiere; man
dürfte also mit Fug von einer sechsfachen Steuer reden. Den Retord schüfe die
dualistische Hypothekenbank. Nämlich: dreifache Belastung des Aktienkapitals, ein-
fache Besteuerung der Pfandbriefe, dreifache Abgabe auf die im Portefeuille liegende«
AKien und einfache Steuer auf die unter den Beständen geführten Schuldver-
schreibungen. So zinst, zum Beispiel, daS im Betrieb eines bayerischen Pfandbrief-
Institutes arbeitende Kapital der Reichs- und Staatskasse achtmal. Bayern hat
noch keine „Einkommensteuer" der Aktiengesellschaften und Aktionär«; die Doppel-
steuerung, die auch dort besteht, erscheint als Gewerbesteuer und Kapitalrentensteuer.
Wie eS um die Gerechtigkeit bei der praktischen Durchführung des neuen Planes
bestellt wäre, davon kann man sich, auf Grund der (noch immer unzureichenden)
Aktienstatiftik, einen Begriff machen. Der für die Fixirung der Abgabe erforder-
liche Kurs soll durch ein Heer von Beamten festgestellt werden. Ist es möglich,
in absehbarer Zeit ein Gremium von Leuten zusammenzubringen, die genü-
gende Sachkenntniß besitzen, um wenigstens die ärgsten Mißgriffe zu vermeiden?

Und da man diese Leute anständig bezahlen müßte, ginge ein nicht geringer Theil der neuen Staatseinnahmen m Gehältern auf. Wo bleibt da die Pflicht zu strengerer Sparsamkeit? Daß die Notirung der Werthpapiere oft unregelmäßig ist; daß manche Effekten Wochen und Monate lang nicht notrrt werden; daß das Wiedererscheinen des Kurses vielfach auf Willkür und spekulative Mächlerei zurückzuführen ist, die mit dem inneren Werth des Papiers und der tatsächlichen Entwickelung des Geschäftes nicht das Mindeste zu thun haben: Das kümmert unsere Steuerdilettanten mcht. Ihnen ists um den Effekt zu thun. Details sind überflüssig; könnten Einen am Ende auf den Gedanken bringen: Was wir besteuern wollen, ift Schall und Rauch; ein Gebilde der Phantusie. „Wir wollen unmoralische Kurstreibereien bekämpfen und wünschen doch von Herzen, daß die Steuer auf den Kurs guten Ertrag bringe." Das sind vespasianische Grundsätze. Theoretisch gegen die Unsittlichkeit der Börsenspekulation; praktisch zur Ausbeutung der Unmoral bereit. Die „Notirung" des Papiers ift die Voraussetzung für die Erhebung der Steuer. Gewiß. Und die Folge wird sein, daß die Zahl der nicht zum Börsenhandel angemeldeten Effekten, der „Papiere ohne Börsenkurs", zunimmt. Sehr zum Schaden des Publikums, dem die offizielle Börsennotiz die Beurtheilung des Marktwertes ermöglicht. Der Aktienfabrikant würde das Auge der Zulassung stelle nicht mehr zu scheuen haben; denn die Kotirungsteuer liefert ihm den Vorwand, die Einführung der Papiere in den Börsenhandel nicht zu beantragen. Aber d:e Erfinder des neuen Enleignungplancs haben ja auch an die Flucht vor der Börsennotirung gedacht; deshalb soll für die nicht zum Börsenhandel zugelassenen Werthpapiere der Schlußnotenftempel verzehnfacht werden. So ist vor jeden Nothausgang ein Posten gestellt Trotzdem wird es gelingen, den Fiskus Zu betrügen. Wo Der sich in wirthschaftliche Angelegenheiten eingemischt hat, gabs Gestank. Die Börse hat gewiß einen guten Magen; aber die neue Speise aus der Küche der Konservativen wild sie nicht verdauen. Und welcher starke Finanzmann in England, Amerika oder sonstwo wird noch auf eine Betheiligung der deutschen Börsen an seinen Emissionen Werth legen? Die Agrarier werden sagen: „Gut, dann bekommen wirkeine fremden Effekten mehr inö Land und können den eigenen Acker ordentlich pflügen." Aber der Welshandel fordert von den Börsen, daß sie internationale Märkte seien; und die „finanzielle Kriegbereitfchaft", von der die Konservativen sprechen, so oft sie gegen Börse oder Reichsbank Etwas vorbringen, bedingt daS Halten emes an» fehnlichen Stocks ausländischer Wertpapiere. Berlin müßte ohne die mternationalen Beziehungen zur Rinnfteinbörse herabsinken. Noch Elns: Wie stellt sich Herr von Rheinbabm zum Angriff der Brigade Richthofen? Die Aktiengesellschaften gehören doch zu den Lieblingen des preußischen Fiskus. Ende Oktober 1908 wurde der Elüwurf einer neuen Gesellschaftsteuer vorgelegt. Die Regirung hat ihn einstweilen zurückgezogen und will erst bei der endgiltigen Regelung der preußischen Einkommensteuer wieder davon reden. Herr von Rheinbaben wollte aus den Aktiengesellschaften den doppelten Steuerertrag ziehen. Wenn nun das Reich aber die letzten Fettaugen von der Suppe geschöpft hat? Und Preußen ist nicht mehr der schmunzelnde Elsenbahnrentner der Wonnejahre. Im Herrenhaus sprach der Finanzminister neulich: ^Die finanzielle Situation in Preußen ist durchaus ernst." Durchaus. Soll trotzdem der Wrrthschaftkörpcr unfähigen Aerzten ausgeliefert werden? Ladon.

Vier Briefe.
in Richler schreibt mir:
„Im Preußischen Landtag ist wieder einmal ein Justizminister einer bean-
tragten Besserstellung der Richter und Staatsanwälte entgegengetreten. Kurz vorher
war der sächsische Justizminister für seine (übrigens besser als die preußischen ge-
stellten) Richter eingetreten und hatte sein Portefeuille damit aufs Spiel gesetzt.
Und weshalb der Standpunkt des preußischen Ministers? Weil das Prinzip des
Richterbesoldungsgesetzes entgegenstehe Wie sieht denn nun dieses Prinzip eigent-
lich aus, das von dm doch wohl dazu berufenen Richlern bisher noch keiner her-
ausfand? Wortlaut, Begründung und Landtagsoerhandlungen über das Gesetz
geben nicht das geringste Recht zu der Deuturg des Ministers Und wenn dieses
Recht bestünde: müßte es auch für immer bestehen bleiben? Nach der auf Einwände
gegebenen ausdrücklichen Zusicherung der Regirung sollte das Gesetz vom mun-
undzwanzigsten Mai 1907 nur eine vorläufige Gehaltsregulirung sein (zum Zweck
der Einführung der nur noch den Richtern vorenthaltenen Dienftaltersstufen), nicht
eine Gehaltserhöhung, die eben so ausdrücklich mit der allgemeinen Gehaltsauf-
besserung in Aussicht gestellt war. Richter und Abgeordnete haben Das als ein
ernstes Versprechen aufgefaßt, das die Schädigung von fünf Siebenteln der Richter
und Staatsanwälte, die zum Theil nie den recht mageren Ausgleich auf den zwei
obersten Stufen erreichen werden, annehmbar erscheinen ließ. Viele von diesen
fünf Siebenteln sind auf ihrer jetzigen Stufe bis zu neunhundert Mark durch die
zwölf- bis achtzehnmonatige Zurückdatirung im Gehalt geschädigt und eben so-
für den Fall der Pension Eine nennenswerthe Mehrausgabe im Etat ist, wenn
überhaupt, nur für das UebergangSjahr erwachsen. Dennoch muthcte man gerade
Richtern zu, ein mit Schaden verbundenes Provisorium als ein gerechtes oder
günstiges Definitivum anzunehmen und dazu erhöhte Steuern (mit Wegsall des
Privilegs) zu tragen. Dabei ist die angebliche Gleichstellung anderer Beamten
mit den Richtern im hellen Licht der Wirklichkeit eine wesentliche Besserstellung.
Denn die anderen Beamten der Klasse 39 haben wesentlich kürzere Studien- und'
Vorbereitungzeit, gelangen viel früher zu kommissarischer und endgiliiger Anstellung,
früher auch zum ersten und zu jedem höheren Besoldungoienstalter mit entsprechender
Pensionfähigkeit; sie haben Nebeneinnahmen und andere Vortheile, die mit ihrer
Stellung zusammenhängen und die dem Richter mit Recht versagt sind. Der Jurist
braucht fast eben so viele Semester zum Referendar wie der Philologe zum Ober-
lehrer (in Sachsen und Bayern eben so viele); er hat fast täglich über Freiheit und
Existenz verantwortlich zu entscheiden und mehrmals in jeder Woche bis in den
Abend, oft bis in die Nacht hinein zu sitzen und sich mit gewandten Rechtsanwälten
zu messen. So gehts in jedem Jahr elf Monate lang. Daß die Richter schlechter
als andere Beamten der Klaffen 39 und 40 gestellt wurden, ließ sich also selbst
mit dem Prinzip des Herrn Justizministers nicht rechtfertigen. Der Verlust (Ge-
halt und Wohnungsgeld) betrug im Vergleich mit den Oberlehrern in den ersten
siebenundzwanzig Jahren eiwa für Richter und Staatsanwälte ungefähr fünfund-
zwanzigtausend Mark. Seit ihrer Trennung von der Verwaltung, mit der sie völlig
gleich stand, war die Justiz hart an die Grenze der Subalternbeamten gelangt.
Ein Anfangsgehalt von dreitausendsechshundertMark,mit dem ein Richter sich mit An-

stand und mit offenen Augen in der Welt, die er beurtheilen soll, bewegen kann:
diese Forderung war dock wohl nickt unbescheiden; der englische N,chter bekommt
nicht unter dreißigtausend Mark. Mit Rücksicht auf die bevor steherde Verwaltung-
reform', doch mit rückwirkender Kraft, wollte man außer den Oberreg rungräthen
und anderen g'h?bcnen Rathen (Klasse 39, 49) noch neue „gehobene" Stellen von
Regirungräthen (ie eine auf zwei andere) schaffen und den Inhabern sechshundert
Mark pensionfähige Gehaltszulage geben. Warum nicht Mit Rücksicht auf die Re-
form des gesamrnlen bürgerlichen Rechtes, auf die Civllprozeß- und Strafprozeß-
reform' auch einem Drittel der Rechter und Staatsanwälte? Etwas ist ja geschehen.
Aber noch lange nicht genug. Und die oorisnles werden sich zu fragen haben, ob sie
mtt ihren ^Prinzipien' nicht am Ende ter Justiz alle brauchbaren Kräfte entziehen/"
Von Jagdinteressenten kam lvor der Herabsetzung des Stempels) dieser Blies:
„Auf der Suche nach Steuerquellen hat der preußische Finanzminister dem
Abgeordnetenhaus einen Entwurf zur Aenderung des Steuergesetzes vom ein-
unddreitzigften Juli l895 zugehen lassen und darin auch eine höhere Besteuerung
der Jagdpachtverträge und eine Erhöhung der Jagdscheingedüdr vorgeschlagen.
Die Jahresjagdscheine sollen, statt, wie bisher, 15. künftig 22,50 Mark kosten,
also um fünfzig Prozent erhöht werden. Frei von allen Gebühren sollen
die Jagdscheine der Staatsforstbeamten und derjenigen Privatforftbeamten sein,
die auf Grund des Z 23 des Forstdiebstahlgesetzes vom fünfzehnten April 1679
vereidet sind. Gegen diese Besteuerung und Erhöhung der Jahresjagdscheine müssen
wir Einspruch erheben. Die Jagd wird nicht nur von reichen Leuten, sondern auch
von vielen dem Mittelstand Angehörigen, von Ärzten, Anwälten, Industriellen und
Gewerbetreibenden ausgeübt. Von Vielen wird die Jagd nicht als Sport, sondern,
zur Erholung und als Ausgleich und zur Erhaltung der im Kampf deS Lebens uber-
müßig angestrengten Nerven benutzt. Schon aus diesem Grund sollte die Aus-
übung der Jagd nicht erschwert und breiten Schichten des Mittelstandes unmöglich
gemacht werden. Befremden aber muh, dah die sehr wohlhabenden Kreise von
dieser Gelderhebung völlig unberührt bleiben sollen. Privatjäger können nur von
größeren Grundbesitzern und von reichenLeuten gehalten werden Diese erreichen durch
die Vereidigung auf das Forftdiedstahlgesetz Beamtcneigenschaft. Staat und Ge-
sellschaft hat von der Haltung von Privatforstbeamten keinerlei Nutzen. Nutzen
hat nur Der davon, der diese Beamten anstellen kann. Darum ist irgendein Grunb
zu freier Hergabe der Jagdscheine an diese Beamte nicht ersichtlich. Ist eine Er-
höhung der JagdscheingeMr im Interesse des Vaterlandes nothwendig, dann müssen
auch alle Jagdausübenden gleichmäßig herangezogen wenden. Soast müßte man
wirklich glauben, daß in unserem Vaterland« der Großgrundbesitz auf Kosten der
anderen Stände besonders nachsichtig behandelt wird. Auch bedarf die Besteuerung
der Jagdpachtverträge mtt 10 Prozent bei Verträgen über 300 Mark, die dem
Staat ein Einkommen von 1400 000 Mark bringen sollen, der ernstesten Nach-
prüfung. In der Nachweisung wird die Summe von Jagdpachtverträgen auf
17 938 194 Mark für Preußen angegeben; davon sollen 3100 397 für Jagden
unter 300 Mark vorhanden sein, so daß 14 M 797 Mark der in Aussicht genom-
menen Besteuerung unterliegen. Die mit 17 938194 Mark angegebene Summe
stellt zweifellos nicht den vollen Pachtwerth der Jagden dar. Nicht eingeschlossen
in diese Summe find die Werlhe für die Jagden der Großgrundbesitzer und der

Besitzer, die ihre Jagd nicht verpachtet haben. Soll eine gleichmäßige Besteuerung der Jagden erfolgen, so müßten die Jagdbezirke dieser Besitzer nach der in der Gegend für ähnliche Jagden bezahlten Preise mitveranschlagt und zur Besteuerung mit herangezogen werden. Es ist ein offenes Geheimniß, wie wenig gerade von Großgrundbesitzern an Steuern gezahlt wird. Bei der Veranlagung dieser Herren we den die Jagderträgnisse, wenn überhaupt, mit den Kosten für die Haltung der Forftbeamien ausgeglichen. Der Privatforstbeamte ist aber nicht nur Jäger; seine Hauptthätigkeit gilt, wie die der StaatSforstbeamten, der Anlage von Forfttulturen, der Nutzung der Schläge und Aehnlichem. Deshalb ist es auch nicht richtig, wenn die Jagdnutzung bei dem Emkommen der Besitzer nicht berücksichtigt wird. Will man aber von einem Jagdsport bei Jagdpächtern reden, dann soll man auch den selben Begriff bei den Besitzern und Großgrundbesitzern in dem selben Maß zur Anwendung bringen und auch hier diesen Sport besteuern. Wird in der selben Weise 'wie bei Pachtjagden der Jagdbesitz geschätzt, dann dürfte sich der Jahresbetrag für Jagden auf etwa 35 0^0 000 Mark erhöhen. Aber noch andere Gründe sprechen gegen eine zehnprozentige Besteuerung der Jagdpachtverträge. Amtlich wird nachgewiesen, daß die Jagden in der Nähe der großen Städte besonders hoch im Preis stehen, und sie werden als LuMsjqgden bezeichnet. Jeder der mit den Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß an die Nähe der Großstadt der Gewerbetreibende, der Arzt, Rechtsanwalt und Lehrer gebunden ist. Mangel an freier Zeit zwingt Hn, seine Jagd möglichst in der Nähe seines Wohnortes auszuüben. Da ist denn die Nachfrage nach Jagden größer als daß Angebot und werden Preise gezahlt, die in keinem Verhältmß zum Jagdergebniß stehen. Der geringe Ertrag wird namentlich dann eintreten, wenn der Jagdpächter ein Heger und waldgerechter Jäger ift. Nur reiche Leute können sich weit vom Wohnort liegende Jagden pachten; und da die den Städten fernen Jagdgründe im Verhältmß billiger sind, trifft die beabsichtigte Steuer den an die Oertlichkeit gebundenen, nicht so kapitalkräftigen Jäger doppelt schwer. Gerade in diesen Kreisen aber finden wir einen sehr großen Theil waidgerechter Jäger. Schaltet man diese Männer durch unerschwingliche Steuern von der Jagd ganz aus, dann wird sie wieder, wie in mittelalterlicher Zeit, ein Vorrecht der oberen Zehntausend. Geradezu verderblich aber müßte die Besteuerung der Jagdpachtverträge wirken, wenn der gesetzlichen Bestimmung rückwirkende Kraft gegeben würde. Tie Jagdpächter würden mit Recht für die Dauer ihrer laufenden Verträge die Zahlung der Steuern verweigern, namentlich da, wo die Jagdpachtsumme in gar keinem Verhältniß zu dem Pachtertrag steht. Die Leidtragenden wären in diesem Fall die Verpächter, also meist Gemeinden."

Der Brief eines Ingenieurs:

„In einer Zeit, da noch immer die Mär von den glänzenden Aussichten verbreitet ist, die dem Ingenieur unserer Tage winken, scheint es nicht unberechtigt, noch einmal auf die mißliche Lage hinzuweisen, in die das Gros dieses Standes gelangt ist. Was nützt es Einem in den Alles verschlingenden Großkapitalgesellschaften, wenn man eigene brauchbare Ideen hat? Man soll gar kerne haben, sondern sich auf die Ausführung von Aufträgen beschränken. Was nützen durch Gesetz sanktionirte Rechte, wenn das der Koalition, das die wirthschaftliche Lage der Ingenieure heute gebieterisch fordert, genommen oder unwirksam gemacht wird? Der Druck solcher Verhältnisse lastet schwerer als auf dem kaufmännischen auf dem technischen Be«

muten, der ein langes und theures Studium hinter sich hat. Die soziale Stellung
ber Ingenieure ift leidlich angesehen; aber sie werden meist so schlecht bezahlt,
daß sie nicht auftreten können wie andere Vertreter akademischer Berufe. Und
auch die Behandlung läßt oft berechtigte Wünsche unerfüllt. Mancher Ingenieur
^ft geneigt, seinen Beruf zu verleugnen, und schämt sich geradezu, sich als solchen
in der Gefellschaft zu erkennen zu geben. Wer wundert sich darüber noch, wenn
er hört, daß der Direktor eines großen Unternehmens einft erklärte, ihm sei ein
tüchtiger Portier mehr Werth als ein Dutzend Ingenieure? Und dem Angestellten,
der nach solchen Kränkungen des Standesbewußtseins der Unzufriedenheit gar zu
lauten Ausdruck giebt, weift man einfach die Thür. Was soll er dann beginnen
gegenüber der Macht des ,von den Unternehmern geübten Koalitionrechtes', die
ihm jede neue Anstellung ungemein erschwert? Duckt er sich aber, wie die meisten
thun, um als fleißiger und zufriedener Beamter zu gelten, so wird er bald um
die trübe Erfahrung reicher sein, daß auch auf diesem Gebiet Vetternschaft wich-
tiger ist als tüchtige Leistung. Und in Großbetrieben sind die Abtheilungchefs
oft so eifersüchtig auf einander, hüten sie ihre werthvolle Position so ängstlich, daß
jeder Angestellte, der allzu viel Eifer zeigt oder sich gar für die Angelegenheiten
des Nachbars interesstrt, ihr Mißtrauen erregt. Daher auch die Geheimnißkrämerei
und der gereizte Verkehrston der Bureaux unter einander, der oft über das unter
gebildeten Menschen Uebsiche weit hinausgeht. Und mit den Herren Chefs ift auch
nicht immer gut Kirschen essen, hört mal zu!

Direktor: Sie sind um eine Gehaltserhöhung eingekommen, Herr Ingenieur;
die von Ihnen verlangte Summe ist aber zu hoch.

Ingenieur: Das kann ich nicht finden.

Direktor: Wir gewähren ja alljährlich Gehaltzulagen, doch müssen die
Leistungen auch entsprechend sein Das trifft in Ihrem Fall nicht zu.

Ingenieur: Können Sie darüber urtheilen? Sie sind nicht Fachmann.

Direktor: Doch. Ich habe ja Ohren. Niemand nennt Ihren Namen im
Werk; man spricht ja überhaupt nicht von Ihnen. In allen Abtheilungen müßte
er aber genannt werden. Und wir können bei dieser Konjunktur keine hohen
Zulagen gewähren. Auch sind Sie ja von Haus nicht schlecht gestellt. Sie er-
halten monatlichen Zuschuß; der wäre auch bei der von Ihnen verlangten Zulage
noch noch wendig, wenn auch vielleicht nicht in gleicher Höhe wie bisher.

Ingenieur: Ihre spionirenden Vertrauensmänner haben in diesem Fall
zuverlässig gearbeitet. Unsere Firma scheint ja darauf auszugehen, finanziell gut
situirte Beamte anzustellen; oder verheirathete, die nicht viel zuzusetzen haben und
denen durch ihre Familie die Bewegungfreiheit genommen ift. Die find geduldig
und ausdauernd; und die Anderen rechnen es sich zur Ehre an, bei der Firma en-
gagirt zu sein. Mit der Konjunktur kanns nicht so schlimm stehen; wir liefern ja
kaum weniger Fabrikate als in der besten Zeit.

Direktor: Sie wissen eben «icht, wie schlecht die Preise heute sind.

Ingenieur: Das ist allerdings eine andere Frage. Doch werden Sie mir
zugeben, daß es nicht unbedingt nothwendig ift, zu jedem Preis, selbst mit Verlust,
unsere Fabrikate loszuschlagen, nur damit das We,k beschäftigt sei. Dadurch wird
ja schließlich doch nur erreicht, daß es mit diesen Fabrikaten eben so geht wie mit
denen anderer Abtheilungen unserer Firma. Deren Erzeugnisse wurden lange zu

Preisen abgesetzt, denen keine Konkurrenzfirma nachkommen konnte. Sie waren?
aber auch schlechter als alle anderen. Heute sind diese Abtheilungen anderen Firmen
nicht mehr so überlegen. Die leisten noch Tüchtigstes und fabriziren nicht schlechter^
aber billiger als früher. Auch ist die Konkurrenz gerade dabei, die von uns ge-
schaffenen Kartelle zu sprengen, unter deren Schutz unsere Preise bisher florirten.
Direktor: Sie halten sich wohl für sehr orientirt in unseren Werken?
Welche Beziehungen haben Sie denn zu den anderen Abtheilungen?
Ingenieur: Meine Verbindungen sind nicht auf unsere Werke beschränkt;
sie reichen auch bis zu Instituten, über deren Kenntniß unserer industriellen und
kommerziellen Angelegenheiten kein Zweifel aufkommen kann. Mir scheint jetzt bei-
nahe, daß Herr Riedler in einem Theil seines Vortrags über die .EntWickelung
deS technischen Studiums" besonders an unsere Gesellschaft gedacht hat. Das Streben,
AbtheilungchefS der Konkurrenzfirmen unter allen möglichen Versprechungen zu uns
zu locken, wird auf die Dauer nicht nützen. Sie fühlen sich bei uns nicht wohl
und laufen bei der ersten Gelegenheit wieder weg. Hier ist, offen gesagt, nicht nur
das Gehalt unzureichend; auch sonst ist Grund genug zur Unzufriedenheit.
Direktor: Sie verlangen aber zu viel. Sie wurden vor zwei Jahren als
Hilfsbeamter mit dem bei uns üblichen Anfangsgehalt für Hochschulingenieure an-
gestellt und haben nach einem Jahr schon eine Zulage von I6V3 Prozent erhalten.
Ingenieur: Das stimmt. Ich habe leider zwei Jahre lang für ein elendes
Gehalt gearbeitet. Ohne auf die Klassifizirung der Beamten hingewiesen worden
zu sein, wurde ich in die zweite Klaffe des Beamtenstandes eingereiht und erst acht
Tage nach meinem Dienstantritt erfuhr ich aus dem Anftellungschreiben, daß ich
in die zweite Klasse gehöre. Der dagegen eingelegte Protest war vergeblich. Das
«ir damals gegebene Versprechen einer baldigen Beförderung ist heute, nach zwei.
Jahren, noch nicht eingelöst.
Direktor: Sie verlangen jetzt eine Zulage, die um 60 Prozent höher seil?
soll als die des vorigen Jahres, außerdem Aufrücken zum Vollbeamten, womit
eine Steigerung Ihres Gehaltes um 33^ Prozent verbunden wäre. So hohe Zu-
lagen wurden bisher mcht bewilligt. Erklären Sie sich mit der Beförderung zum
Vollbeamten zufriedengestellt!
Ingenieur: Das bedeutet eine Aufbesserung um nur 5 Prozent, die durch
die um den selben Betrag erhöhte Gratifikation bedingt wäre.
Direktor: Allerdings wurde im vorigen Jahr den Hilfsbeamten Gratis^
kation gewährt. Sie haben aber keinen Anspruch darauf. Na, wir wollen unK
auf die Hälfte ewigen. Oder überlassen Sie es einfach meinem Ermessen; dann
können Sie ja noch immer thun, was Ihnen gefällt. Trauen Sie mir etwa nicht?
Ingenieur: Ich habe weder zu Mißtrauen noch zu Vertrauen Grund. Ich
kenne Sie ja nicht. Aber für Chicanen, wie sie selbst gegen alte Beamte beliebt
sind, bin ich kein taugliches Objekt. Außerdem schachere ich nicht mit Ihnen um
die Gehaltserhöhung. Ich bestehe auf meiner Forderung. Guten Morgen.
Dieser Dialog ist nicht phantastischen Ursprungs. Die darin nur einem
Bedrängten in den Mund gelegten Worte sind allerdings aus den Unterhandlungen
mehrerer bei verschiedenen Gelegenheiten und bei verschiedenen Firmen zusammen,
gestellt. Ich fürchte, daß die Zahl der jungen Leute, die sich unter eigenen Ent.
behrungen und Familienopfern für diesen Beruf vorbereiten^ bald kleiner werden wird.

Der Ingenieur wirds erst besser haben, wenn der Kapitalift einsehen lernt, daß
ohne tüchtigen Menschennachwuchs auch die Jnduftrierente verkümmern muß."
Ein Kaufmann schreibt mir:
Die Hausse in Otavi-Antheilen ift unbegreiflich; und noch unverständlich er
ift: daß dieser Uebertreibung nicht von autorisirter Seite entgegengetreten und da.
mit dem Verlust großer Theile des deutschen Vermögens vorgebeugt wird.
Die Gesellschaft hat im letzten Jahr ungefähr doppelt so viel Erz wie im
Borjahr gefördert. Im Jahr 1907 hatte sie laut Bilanz aus dem Bergbau einen
Gewinn von 1 298 731,01 Mark erzielt. Aus dem Bahnbetrieb war ein Gewinn
von 2 125 603,19, zusammen 3 424 234,20 erzielt worden. Nach unwidersprochenen
Zeitungnachrichten wird die Bahn, der hauptsächlich ernährende Theil der Gesellschaft, verstaatlicht werden und von der Ankaufsmnme wird das Reich 18 Millionen zur Rückzahlung an die Antheilinhaber verwenden, bei 200 000 Vntheilen
also 90 Mark per Stück zurückzahlen. Nach den Statuten beziehen die Antheilin-Haber auf d^s eingezahlte Kapital 6 Prozent Vorzugsdividende, «ach Rückzahlung
von 90 Prozent dieses Kapitals also nur auf die verbleibenden 10 Prozent. Die
Ankaufsumme, die das Reich zahlt, beträgt 22 Millionen. Nach der letzten Bilanz
ergab das Bankkonto einen Reingewinn von 2 123 503, also eine ungefähr zehnprozentige Verzinsung des Ankaufspreises. Die Bahn ift für dreißig Jahre an die
Otavi'Gesellschaft verpachtet gegen Zahlung eines Pachtzinses von 6 Prozent.
Ueber die Tarifpolitik der Pächterin verlautet nichts; doch ift anzunehmen, daß
der Gewinn der Otavi aus dem Bahnbetrieb auf einen gewissen Prozentsatz beschränkt ist und daß bei steigender Rentabilität die Frachtraten reduzirt werden
müssen. Wenn man annimmt, daß das Reich der Otavi einen Gewinn von 4 Prozent gestattet, so würde er auf 22 Millionen 880 000 Mark betragen. Ein höherer
Gewinn aus der Pachtung würde unwirthschaftlich sein und den Zweck der Verstaatlichung illusorisch machen. Die Verstaatlichung kann doch nur bezwecken, der
Allgemeinheit billige Frachtraten zu sichern und hierdurch die durch die Bahn aufgeschlossenen Distrikte zu heben. Danach ift anzunehmen, daß, abgesehen von den
vorerwähnten (geschätzten) 880 000 Mark Gewinn aus dem Bahnbetrieb, die Dividende allein aus dem Bergbau bezahlt werden muß. Unter der Boraussetzung,
daß diese Angaben richtig sind, ergiebt sich für den Besitzer der Otavi-Antheile und
Genutzscheine bei einem angenommenen Erwerbungskurs von 230 für die Antheile
und 130 für den Genußschein die folgende Verzinsung des Anlagekapitals:
Otavi-Antheile nominell 100 Mark Kurswerth angenommen mit 2S0 Mark
gleich 230 Prozent. Nach Abzug der Rückzahlung von 90 Prozent verbleiben nominell 10 Mark per Antheil mit einem Kurswerth von 140 Mark gleich 1400 Prozent. Genußscheine: Kurswerth angenommen mit 130 Mar?.
Berechnung der Verzinsung.
Gewinn auf Bcchnpachtkonto angenommen mit 880 000 Mark
Gewinn auf Bergbaukonto „ „ 2 500 000 „
(letzter gezeigter Gewinn) Total 3 380 000 Mark
auf Bergbau 1 298 731 Mark
Abzuziehen find 15 Prozent für Reservefonds, Tantieme, Asfekuranzrcservefonds und Vortrag . . 507 000 Mark
Bleiben zu verteilen 2 873 000 Mark

^. Antheile. Nommalwerth 2 000 000 Mark erhalten Vor-
zngsdividende von 5 Prozent 100 000Mart auf den
Nominalwerth von 10 Mark bar 0,50 Mark
Superdividende 50 Prozent von 2 773 000 Mark
gleich 1 386 500 Mark oder auf 200 000 Stück Antheile
per Stück bar 6,94 „
per Antbeil bar Totaldividende 7,44 Mark
in Prozenten auf das Nominaltapital von 10 Mark
gleich 74,4 Prozent
auf den Einstandswerth von 140 Mark gleich .... 5,31 „
ö. Genußscheine
200 000 Stück Genußscheine theilen sich in . . . 1 286 500 — Mark
Dividende in Bar per Genuß schein 6,94 „
inProzenten ans denEinstandsw^rth von 130Mark
gleich 5,34 Prozent

Die normale Verzinsung für koloniale Papiere beträgt mindestens 10 Prozent, da bei diesen Unternehmungen stets das größere Risiko berücksichtigt werden muß. Dieses Risiko besteht hauptsächlich in der Möglichkeit des Auftretens von Unruhen, Arbeitermangel, Seuchen, Dürren und bei Minen in der Erschöpfung des Erzkörpers. Diese normale Verzinsung von 10 Prozent auf den angenommenen Einftandswerth der Otavi-Antheile und Genußscheine kann erst erzielt werden, wenn das Unternehmen 5 100 000 Mark zur Ausschüttung bringen kann. Einstweilen scheint die Gesellschaft noch lange nicht in der Lage zu sein, Dividenden von dieser Höhe Vertheilen zu können.

Dem Vernehmen nach sollen große Theile der Antheile und Genußscheine in die am Wenigsten kapitalkräftigen Gruppen des deutschen Volkes gelangt sein. Es heißt, daß kleine Commis, Handwerker und ähnliche Leute die glücklichen Erwerber find. Bielfach wird eine weitere Steigerung des Kurses bis auf 250 Mark per Antheil erwartet. Es ist dringend zu erhoffen, daß die Gesellschaft meine Darstellung eingehend und in verbindlicher Form widerlegt. Die Antheile waren zum großen Theil im Besitz der LoiitK ^.frieau Oompan^ in London, einer Gesellschaft, die zu den berühmten Kolonialgründungen des Dr. Scharlach gehört und für die EntWickelung der deutschen Kolonie bisher so gut wie nichts geleistet hat. Diese Gesellschaft hat, nach ihrem Geschäftsbericht, einen großen Theil ihres Besitzes an Otavi-Antheilen und Genußscheinen in diesem Jahre abgestoßen. ES wäre höchst bedauerlich und volkswirthschastlich unverantwortlich, wenn die deutsche Otavi-Sesellschaft mit ihrem Sitz in Berlin geduldet hätte, daß diese englische Gesellschaft die Kurse trieb, um ihren Besitz gut zu realisiren, und wenn deutsches Geld in die Kassen dieser fremden, der Entwickelung der deutschen Kolonie nur hinderlichen Gesellschaft geflossen wäre. Die Otavi-Gesellschaft ist, wie manche englische Gründung, wohl schon bei der Geburt so gründlich verwässert worden, daß nur die Gründer einen Vortheil einheimsen konnten und die späteren Besitzer der Papiere zu den jetzigen Kursen entweder ihr Geld verlieren oder sich, nach der künstlichen Treiberei, mit einer durchaus unangemessenen Verzinsung begnügen müßten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Hartxm :n Berlm. — Verlag der Sskunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 12. Juni 1909.
Holstein.
Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn Zeugen
(Hub der Sohn des Tndeus an),
Der für seine Hausaitäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

HlMroßbeerenstrsße 40. Dicht am Kreuzberg. Kleinbürgerhäuser, Klein-
□bürgerläden. Fünf Minuten davon, schon in der Aorkstrahe, poltert,
kreischt,protzt dasneueBerlin im Stuckpomp. Hier, zwischen derHagelberger-
und derKreuzbergftraße,ifts still. Altberlin. Kein Bierpalazzo, kein Prunkla-
den. Enge Kutscherkneipen ;derBäckermeister, der für drei, vierGästeSitzgele-
genheitbietet,Napfkuchen,Windbeutel,Sahnenbaisers bereit hält, auck,wenns
verlangt wird, Kaffee kochen läßt, nennt sich nur schüchtern Konditor. Sogar
Grünkramkeller giebts da noch, vor denen, auf dem Pflaster, Kartoffeln, Kohl,
Mohrrüben, Aepfel stehen. Die Strähne der Telephondrähte ist dünn und
das Surren des Straßenbahndrahtes dringt nur sacht in die graue Stille; wird
im Sommer vom Rauschen des Wasserfalles übertönt, der schäumend durch
den Viktoriapark stürzt. Wer vor Nummer 40 steht, sieht die weihen Gischt-
kämmchen. Das vornehmste Haus in der Runde. Altfränkisch vornehm; wie
man vorfünfzigJahren baute. Nach der Gewöhnung von heute eng und düster.
Auf den Steinfliesen, die zur Hausthür hinaufführen, purzelt dem Einlaß

Heischenden einPförtnerskindentgegen;undderZufammenstohwecktdie Lach, lust der Spielkameraden. Ein paar Holzstufen. Links den Klingelstrang ziehen. Eine schmächtige Frau mit weißem Haar und freundlich schweigsamem Gefichtsausdruck öffnet. Frau Röber, die treuste, zuverlässigste Schaffnerin. Dieläßt keinen Unwillkommenen hinein; istdurch diepsiffigsteReporterkunst nicht ins Schwatzen zu bringen. Ein schmaler Korridor, der kaum zum Umdrehen Raum gewährt. Drei Zimmerchen. Alte, ganz schlichte Möbel, die auf den Westberliner wie Urvater Hausrath wirken.Nur dasAllernöthigste.Jm Arbeit- und Wohnzimmer ein Schreibtisch, eine winzige Bibliothek, Photographien und andere Erinnerungzeichen. Im Schlafzimmer das Bett eines Försters oderLandlehrers; daneben, auf dem Nachttischchen, einLeuchter mit Kerze. Nirgends die leiseste Ahnung von Luxus und Ueppigkeit. Kachelöfen. Petroleumlampen. Kein Gas. Kein Telephon.Und doch wars in dieser Parterrewohnungbehaglich. An Winterabenden besonders, wenn dichteVorhänge vergessen ließen, daß draußen, hinter der nächsten Ecke, das Leben derProles brande. Wie in einer Provinzstadt wars dann- bei einem feinen Beamten, dem des Dienstes immer gleichgestellte Uhr ein Junggesellenleben lang ins Ohr getickt hat und der sich nach denBureaustundsn in reinlicher Einsamkeit an dem Bewußtsein röstet, dem Weltgetriebe, den Welthändeln meilenfern bleiben zu dürfen. Gern aber den Besucher, dessen Wesensart ihm paßt, davon erzählen hört; wie von Wichtigem, Bedeutendem, das weit hinter dem Pflichtenkreis des Hausherrn liegt. Doch just hier, in diesem südwestlichen Winkel der Reichshauptstadt, war der PulsdeutscherPolitik hörbarer alssonft irgendwo. Hohe und höchste Würdenträger kamen ins altfränkisch vornehme Haus. Der Kanzler, Staatssekretäre, Botschafter, Geheimräthe; Fürsten und Grasen; alteEdelfrauenund Großfinanzherren; auch ausderSchichtder Subalternen ward manchmal ein Bewährter zugelassen. In dieseParterrewohnung lieferte das Postamt 8 VV 47 gewiß die interessantesten Briefe. „Seiner Excellenz dem Herrn Wirklichen Geheimen Rath Baron Fritz von Holstein." Der wohnte hier; hatte sich aus dem neuberlinischen Getos hierher gerettet, als auch in der anhalt-dessauischen Enklave zwischen den Westbahnhöfen,die so lange, dicht neben den Brennpunkten des Strahenlebens, kleinstädtisch blieb, der Menschenspülicht ihm lästig wurde. Zu vieleKanzleiräthe, Souterrainschreiber, Krämerkinder, Spazirmädchen (in diesem merkwürdigen Revier hält mancherHausbesitzer, manche ehrsameFamilie sich nur durch den hohen Miethzins, den eine vomErtrag der Prostitution sich redlich Nährende zahlt). Was brauchte er? Luft, Ruhe, Sauberkeit. Noch in seiner Kranken»

stube wars niemals dumpf oder muffig, ärgerte nie ein StSubchen das Auge; fast lautlos kam und ging dieSchaffnerin; und von den unbebauten Flächen des Kreuzbergbezirkes weht selbst an schwülen Tagen erträgliche Luft in die Nachbarschaft. Bis ins Auswärtige Amt war der Weg freilich weit. Um so besser: die Rath Suchenden fielen ihm nicht allzu oft ins Haus und er muhte schon morgens die Beine rühren. Gehen war ihm die besteFreude. Er konnte, mußteSwndenlang alleinlaufen, hatte auf solchem Marsch die brauchbarsten Einfälle und kam noch als Siebenziger aus der Großbeerenftraße gar nicht selten zu Fuh in die Grunewaldkolonie. Zum Stubenhocker taugte er nicht. Wäre am Liebsten Soldat geworden und stöhnte, da die Eltern den jungen Friedrich August Karl Ferdinand Julius, der rasch in die Oberklassen des Köllenischen Gymnasiums geklettert war, zum Juristen bestimmten. Fünfziger Jahre.
Die Armee hat noch nicht das Ansehen, daS Wilhelm undRoon, Bismarck und Moltke ihr später warben; die Erinnerung an 1806 ist nicht verblaßt, die Achtundvierziger haben sie „Soldateska" verschrien und der güterlose Adel ersehnt seinen Söhnen einen lohnenderen Beruf als des Offiziers. Holstein wäre sicher ein guterRegimentskommandeur(kein ganz bequemer wohl, doch einer vonernstemPflichtbewuhtsein) geworden, hätte aucheineGeneralstabsabtheilung mit weiser Umsicht geleitet und es am Ende zum Generalquartiermeister, vielleicht gar zur Nachfolge Moltkes gebracht. (Auf dem versailler Bild, das die Beamten der Reichskanzlei in der Felduniform zeigt, sieht der bärtige ^unge Herr Diplomat gar nicht militärisch aus.) Im Feuer zu führen: Das war seinerWünsche höchstesZiel. DenVerzicht fühlte er immer wie eine alte Wunde, diebei schlechtemWetterbrennt. DerAuskultator am Kammergericht mußte dieZähne zusammenbeißen, um nicht laut zu ächzen. Dann aber gings, schon im zweiundzwanzigstenLebensjahr, auf den umdunsteten Olympos der Diplomatie. Da gabs zu sehen, zu erleben, zu fechten. Fürs Vaterland; auch ohneDegen und bunten Rock. Daß er für denZwang zu blinderSubordination nicht geboren sei, gestand der Alternde selbst schmunzelnd in den Stunden ruhiger Rückschau. DerVater hatte wohl doch denrichtigenWeg gewählt. Im engen Gelatz der Großbeerenftraße war die Excellenz ein großmächtiger Herr, der vor Keinem je den Rücken zum Katzenbuckel krümmte; wars, trotz den drei Vorgesetzten, auch im Amtszimmer; amKönigsplatz wäre der Chef noch untergeben gewesen. Und zu oft genannt worden. Viel zu oft für Holsteins Geschmack. Dessen Mann war Blumcnthal, von dem Bismarck gesagt hat: „DieZeitungen nennen seinenNamen nie,trotzdem er in der kronprinzlichen Armee Stabschef ist und um die Leitung des Krieges sich fast eben so

große Verdienste erworben hat wie Moltke." So hatte Holstein es gern gehabt. Nur von den Kennern wollte er beachtet und richtig geschätzt sein. Vor den Anderen im tiefsten Dunkel geborgen. Die Mahnung, im Schatten zu leben, warihmgewißderliebsteSchluß epikurischer Weisheit. SeinerWünsche höchstes Ziel: im Feuer zu führen und denBlicken doch unerreichbar zu bleiben. Eigensinniger Wille zur Macht in der Seele eines Empfindsamen, der grelles Licht nicht verträgt und unter öffentlicher Kritik wie unter frecherEntschleierung seiner Scham erschauert: ein politisch und psychologischschwieriger Fall. In der Arbeitstube war dem Wanderluftigen schließlich doch am Wohlsten; blieb seine wahre Heimath. In den Glanz höfischen Lebens zog es ihn nicht. Allzu rasch verdorrt da die innere Freiheit. Den Rath, die persönliche Gunst des allerhöchsten Herrn zu suchen, hätte er wohl mit dem Wort abgeehnt, das Schillers Kürassier in Wallensteins Lager spricht:

Mögen Die sich sein Joch aufladen.
Die mitessen von seinen Gnaden,
Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh und als die Schmerzen
Und wofür wir uns halten in unserm Herzen.

Wir: die Beamten. „Wer anders macht ihn als seine Soldaten zu dem großmächtigen Potentaten?" Die Civilsoldaten in der Schreibstube. Der Mann, der so gern den Rock des Königs getragen hätte, fühlte sich stolz als Beamten. Wurde noch mit weißemHaar wild, wenn Parlament oder Presse dieLeistung derBeamtenschaft herabsetzte oder gar empfahl, den Ersatz hinter derBureauschranke zu suchen. „Das fehlte noch, daß man uns dieLeute kopfscheu macht, um ihr Ansehen, den Haupttheil ihrer Löhnung, bringt und irgendeinem Bankier Ehren zukommen läßt, die unsere Besten kaum in einem langen Leben erreichen." Nicht einmal das Auswärtige Amt, an dem er selbst doch viel zu rügen fand und von dessen Vertretern er nur drei noch zu sich ließ, durfte man draußen tadeln. Und der Staatssekretär, d er ihm vorher mindestens das kleinste der möglichen Nebe! schien, hatte (wie Graf Posadowsky feit der Opferung Woedtkes) bei ihm verspielt, seit er nicht mit der erhofften Entschlossenheit für sein Amt eingetreten war. „An den Beamten liegts nicht; die Leute sollen erst mal nachsehen, ob anderswo so anständig gearbeitet wird." Ein demLeben und dessen vielfach einander schneidenden Kreisen imGrunde dochFerner, Fremdersprichtso.Holsteinhattevielerlebt.Diestärksten Staats« männer und Diplomaten zweier Me»schenalter im Hausrock gesehen. Gort« schakow undThiers,D'ZsraeliundCavour;dasGewimmelderMittelwüchsi-

gen; und in Deutschland von Schleinitz, Robert Goltz und Harry Arnim bis zu
den Gesandten von übermorgen Jeden, der irgendwo als Rad oder Radchen
der Maschine eingefügt war. Als Dreiundzwanzigjähriger ist er Bismarcks
Jüngster in Petersburg (schon dort, unter Schloezer, Arbeiter, nicht nobel
bummelnder Attache) und erhorcht die ersten Vorbereitungen zum Kampf
um die deutsche Vormacht. London, Washington; während einer Pause, die
ein dienstlicherKonflikt bewirkt, Jagdfahrten durch Nordamerika. Stille Ar-
beit in Preußens Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten. Im Großen
Jahr ruft der Bundeskanzler ihn nach Versailles und läßt ihn die Feder
führen, als es, nach den Verhandlungen mitThiers undFavre, zum Abschluß
kommt. (DasTintenfaß und die Feder, die für die Urkunde des Präliminar-
friedens vom sechsundzwanzigsten Februar 1871 benutzt worden waren, hat
Holstein Jahrzehntelang aufbewahrt underst,als er den Abend nahen fühlte,
verschenkt.) Er bleibt in Paris, hilft Arnim stürzen und wird 1876 nach Ber-
Im geholt. War er nicht reich genug, um an dieLeitung einer Mission denken
zu können, oder sah er früh ein, daß er ins abgesperrte Dunkel der Centrale
besser passe als auf ein weithin fichtbares Gipfelchen? Nur zu Ferienreisen
hat erBerlin noch verlassen. 1876 bis 1906: dreißig Jahre im Auswärtigen
Amt. Intimer Verkehr fast nur mit beamteter Menschheit (civiler und mili-
tärischer); und die Gewöhnung, mit den Besuchern beinahe nur über die in
feinFach gehörigen Dinge zu sprechen. DieHerrenvon Bleichröder, von Men-
delssohn, vonSchwabach bat er wohl kaum je, ihm von der Entwickelung des Fi-
nanzwesens zu erzählen. Wozu? Das war nicht seine Sache. Dafür mochten An«
deresorgen.JedesHirn,dachte er,faßtnureinebestimmteMengeWissensstoffs;
und wenn ich meins mit anderem Kram überlaste, bleibt für den politischen
nichtdernöthige Platz. DieFinanzhäuptersolltenihmberichten,was sie ausPe-
tersburg, London, Parisgehörthatten;eine von derAmtsstubeaus mchtwshr-
nehmbareSpiegelungderEreignissezeigen;undvernehmen,wasanderStaats-
spitze für heute und morgen gewünscht werde. Holstein wollte nicht veralten;
mühte sich, in seinem Bereich die Evolution zu erkennen: und merkte doch nicht,
wie dieWelt(waswir so nennen) sich wandelte und mit welcherunheimlichen
Schnelleringsum dieGrenzen der Macht verrückt wurden. Ich glaube nicht, daß
er Japans Armuth je als die, wie im alten Preußen, zur Expansion drängende
Kraft in seinen Kalkül eingestellt hat; da stand nur: StarkesHeer, leistung-
fähige Flotte, vorsichtig tapfere Geschäftsleitung. Den Franzosen traute er,
als Jswolskij in Paris war, den Entschluß zu einer Aktivität zu, die der Gläu-
biger der Russen, Türken, Serben, Bulgaren sich inOrientwirrniß unter allen

Umständen versagen mußte. Hof, Regirung, Armee: andere Faktoren dünkten ihn für seine Rechnung nicht wichtig. Daß Diplomatenberichte nicht viel über Wirtschaft und Stimmung der Völker brachten, fand er nicht tadelnswerth. Wird anderswo etwa fleißiger gearbeitet? Gewiß nicht; nur da und dort, wo die wirtschaftlich Kraftigsten den Tshin entthront und sich die Prokura verschafft haben, vielleicht praktischer und nach modernerer Methode. SolcheRede hätte Holstein höchstens von Einem hingenommen, den er „übern Durchschnitt" schätzte; und wäre auch vor Dessen Wort ungeduldig geworden („kribbelig", sagte er, dessen Sprache manchmal anFontane erinnerte). Dann senkte sich das sonst aufwärts spähende Haupt und die Finger trommelten auf dieStuhllehne, krallten sich in den Handteller oderflatterten auf und nieder, wie in hastigem Wechselspiel derStreck- und Beugemuskeln. Unddann,wenn derAnderegeendet hatte,kamswohlleise: „Sie mögenRecht haben; aber mir hülfe es nicht mehr, wenn ichs anders sehen lernte." Eigenfinnig war er; nicht eitel. Erpicht, seinen Willen durchzusetzen; niemals, bekannt werden zu lassen, daß er den Entschluß erwirkt habe. Darauf zu verzichten, hatte das lange Beamtenleben ihn gewöhnt. In seiner Stellung war er nur möglich, wenn er den Chefs allen Ruhm lieh. Ob ers immer leicht getragen hat? In den letzten dreiLuftren gewiß: da wußten dieZünftigen doch, deutsche und fremde, wer die Sachen mache. Vorher? Bismarcks Gehilfen mußten sich mit dem Ruf brauchbarer Handlanger bescheiden. Daß Dem im Wesentlichen Einer helfen könne, wollte selbst die Zunftwelt nicht glauben. Dem giebts der Herr im Schlaf. Holstein hat ihn fanatisch bewundert; von der ersten Stunde an. Als Bismarck, nach der babelsberger Audienz, am zweiundzwanzigsten September 1862 zum Ministerpräsidenten ernannt worden war, meinte noch Schloezer (später der Treuste der Treuen), die Führer der Landtagsopposition, die Vincke, Twesten, Sybel und Genossen, würden ihn klein kriegen. „Otto ist kein Charakter. Und Otto lügt zu gern." Holstein glaubte an Bismarcks Stern. Bis in die letzteStunde? In der zweitenHälfte der achtzigerJahre fand er ihn matter,feinePolitik nicht einfach,feine Taktik nicht stetig genug und witterte in der mißtrauischen Abneigung von Oesterreich eine Gefahr. DereaucKemarsleZ coa!iti0N3,derdemKanzlerdieNächte verdarb, quälte den Geheimen Rath nicht. Und die russische Rückversicherung schien ihm fast ein Verrath an dem Geist des austro-deutschen Bündnisfes. „Etwas Greifbares ist davon nicht zu erwarten; und wenns herauskommt, find wir als falscheKerle blamirt." Stets im Schatten des Riesen sich ducken: leicht ists nicht für einen Mann von stolzem Selbständigkeitsdrang. Der möchte

Holstein.
manchmal dochfein eigenes Denken und Wollen Ereigniß werden sehen. Hun-
dertmal aber hatHolstein emphatisch betheuert, er habe nie Bismarcks Rück-
tritt gewünscht noch je gar zum Sturz des Titanen mitgewirkt. Als er merkte,
wie ringsum Minen gelegt wurden, beschwor er Herbert, den Vater schnell
nach Berlin zu rufen; sonst sei die Explosion unvermeidlich. Doch der Fürst
kam zu spät aus dem Sachsenwald auf den Kampfplatz. Als der Kaiser über die
„Lektionen" klagte, die derAlte ihm vorZubörern aufzwinge, schrieb Holstein
imKrankenbettmitBleistifteinenlangenBriefanHerbert. S.D. möge S.M.
Alles, was er für nöthig halte, schonunglos sagen; aber unter vier Augen; vor
den Ministern vertrage es derKaiser, bei seinem Temperament, nun einmal
nicht. (In demKronrath, der sich mit dem Ausstande der westfälischenBerg-
arbeiter beschäftigte, hatteBismarck sehr schroff gesprochen.) Ob dieserBrief
dem Kanzler vorgelegt worden ist, hat der Absender nie erfahren. Herbertsprach
nicht darüber; und für jeden neuen Schwichtigungversuch wars bald zu spät.
Bismarck ging,Caprivi kam und Herbert wollte nicht bleiben. Trotz Holsteins
drängendem Rath. „S.M. wird Sie wie ein rohes Ei behandeln. Schon um
Ihren Vater nicht noch mehr zu reizen. Der wird Ihnen natürlich jedeFrage
beantworten; und am Ende kommt er wieder zurück. Ihre Stellung kann also
nur besser werden. Sie werden hier wie einStatthalter regnen." Vergebens.
DerVater hatte, alsWilhelm ihn bat, Herbert zuzureden, mitOctavios Wort
erwidert: „Mein Sohn ist mündig." (DerGedanke, den Aeltesten alsGeisel
in Berlin zu lassen und dadurch zu ängstlicher Rücksicht gezwungen zu sein,
lächelte ihm wohl nicht.) DerSohnsprach: „Ich stehe und falle mit meinem
Vater." Und schied auch von Holstein m offener Feindschaft. Der hatte Ca-
privi bestimmt, im Schloß gegen die Verlängerung des russischen Assekuranz-
vertrages zu sprechen. (Schuwalow drängte: also durfte man nicht zaudern.)
DerKaiser ist rasch gewonnen.Nunsollennoch dieSachverständigen desAus-
wärtigen Amtes gehört werden. Wo ist der Vertrag? Holstein Huiweiler als
Gegner des Planes bekannt war, nichtnutgearbeitet und giebt die Frage an den
Kanzleidirektor weiter.DerbringtdemKanzlerdasDokument.DieHSuptlinge
der Politischen Abtheilung werdenzusammengerufen, aufgefordert,ihrVotum
schriftlich zu geben: und Alle (auch General von Schweinitz,der Botfchafter)stnd
für dieAblehnung desRusfenantrages.Als derStaatssekretär Graf Bismarck
insAmt kommt,ist dieSache erledigt.JohannensheftigerSohnmachtHerrn
vonHolstein (der auf Herberls W
bezogen hat) eine Szene. „Siekonnten diese Dummheit doch verhindern. Aber
Sie scheinen mich ein Bischen früh für einentotenMannzu halten." DerGe-

Heimrath antwortet, er habe nicht dieMacht,demKanzlerdieAusführungsei-
nerAbsichten zu wehren. (AlserdemkühlerenBilldenAuftrittschildert,meint
Der gleichmüthig: „Ob der alteEsel denVertrag zweiTage früher oder spä-
ter sah, ist doch ganz egal." Holstein läßtsich seitdem denGlauben nicht aus-
reden, Herbert sei nur deshalb so wüthend geworden, weil er, auf Befehl des
Vaters, die letzten Tage seines Amtslebens zur Erneuung des Vertrages be-
nutzen wollte, von dem dann dem Grafen Schuwalow nichts mehr abzuhan-
deln war.) Keine Brücke führt über die Kluft. Herbert, der dem Aelteren eng
befreundet gewesen war, beschränkt sich fortan auf kühlen Gruß, diskutirt die
Frage seines Bleibens nicht mehr und geht ohneAbschied von Holstein. Der
im Hause Bismarcks nun als Verräther und Erzfeind verschrien wird.
War ers wirklich? Er hob die Schultern, sah blicklos über die Brille
weg und sagte, wenns einmalnöthig werde, könne er durch einen hohen Haufen
^intimer Briefe beweisen, was ihn der Familie und der Person des Kanzlers
allmählich entfremdet und wie er in den Wochen der Krisis gehandelt habe.
So lange ers vermeiden könne, wolle er diesen „weltgeschichtlichen Staub"
nicht aufwühlen. Daß er im März 1890 nicht aus dem Amt schied, kann ihm
kein Gerechter verargen; hat auch Bismarck ihm nie zugemuthet. Blieb nicht
Schloezer, nicht selbst Wilhelm Bismarck im Dienst? Ein Mann, der dieAr-
beit liebt und noch nützen zu können hofft. Ein Preuße, der sich dem König
bis zur letzten Fleischfaser angelobt hat.Undwars dennnichtgut,wenn wenig-
stens Einer blieb, der das Geschäft bis in den hintersten Winkel kannte? Der
nur der ro8 pudliea nach bester Kraft dienen wollte und für sich nichts mehr
erstrebte? Holstein fühlte die Gefahr; fühlte,daß man ihm denWunsch nach-
sagen werde„über den Reckenleib desGestürzten hinweg auf dieHöhe zu klet-
tern: und erklärte drum, daß er ein höheres Amt nicht annehmen werde. Die-
serVerzicht, wähnte er, müsse Allen genügen.Für sich wollte erjanichts; ent-
zog sich sogar der nahen Möglichkeit, in den Kreis des Kaifers zu kommen
(weil er die Psyche des „Vorgesetzten" kannte und sofort merkte, daß solcher
Verkehr dem Staatssekretär Marschall nicht behagen würde). Wahn. Daß der
GeheimeRath nicht nach Titeln und Würden lüstern sei, wußte Jeder. War er
nun aber nicht am Kiel seines Sehnens? Vor ihm Dilettanten ohne Kennt-
niß und Erfahrung. Neben ihm nur Paul Hatzfeldt (der Freund) undRado-
witz (der Feind) als Träger der Tradition. Endlich dieGelegenheit, de cwnnsr
Lli mesttro; endlich, zu zeigen, was er aus Eigenem vermag. „So hat ers seij
Jahren gewollt; konnte es aber erst haben, wenn die beiden Bismarck tot oder
geächtet waren." Jubelstimmung des Herrnlosen Zauberlehrlings:

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben?
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.

Der alte Meister ist nicht heimgekehrt; ob die Roth auch noch größer ward als imWogenschwall der Besendespotie. Und dem Meisterspieler istkein Wunder gelungen. Weil er eben nur ein Lehrling war und zwar Worte und Brauch merken, den Genius aber, der die Geister befreit und bändigt, nicht herbeizwingen konnte? Oder weil er auch nach des Meisters Weggang in der Küche nichtnach seinem Willen schalten durfte? So sah ers sollten Alle es sehen. „Für Diejenigen, welche das innere Getriebe unserer auswärtigenPolitik kennen, bedarf die Behauptung, daß ich allemal die entscheidende Instanz war, keinerWiderlegung.Esist,zumBeispiel,genugfambekannt, auch über das Auswärtige Amt hinaus, daß ich keinerlei Antheil hatte an der Vorbereitung jener Gruppe von politischen Handlungen, welche von der Kritik vielfach als Ursachen des englisch-franzöfifchen Zusammenschlusses vom April 1904 angesehen worden sind: ich meine das Krügertelegramm, das Bagdadbahnprojekt und die antienglischen Reden im Deutschen Reichstag. In jedem einzelnen dieserFälle sahich michvor einer vollendetenoderdoch eingeleiteten Thatsache, vor einer bereits vollzogenenWeichenstellung.Jch spreche hiermit keine Anficht aus, sondern konstatire nur, wie weit ich davon entfernt war, der deutschenPolitik dieRichtungzu weisen." Dasschrieb er mir vordreiJahren;und hatte die Beispiele klug gewählt. Der an den Präsidenten Krüger gerichteten Depesche hätte erfreilich niezugestimmt. In dem Jameson Raid keinen Grund zuso jähemKurswechsel gefunden. Sechs Monate vorher hat, an Bord des englischenFIaggschiffes^^O^ISOversissiV, WilhelmimRock desBritenadmirals gesagt: „Ich kann Sie versichern, daß einer der schönsten Tage meines Lebens, den ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe, jener Tag war, an dem ich die Mittelmeerflotte inspizirte, an Bord des.DreaclnouM' stieg und meine Flagge zum ersten Mal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur Admiral Ihrer Flotte, sondern ich bin auch derEnkel der mächtigen Königin von England. Ich möchte meinen Gefühlen und den Gefühlen meiner Offiziere Ausdruck verleihen ... und trinke auf das Wohl der britischen Flotte, ihrer Admirale und Offiziere." Am dritten Januar 1906 kommt er, den die steife Haltung Salisburys verstimmt hat, mit militärischem Gefolge ins Kanzler-

Haus und fordert, daß für die von der Uebermacht bedrohten Buren sofort Etwas geschehe. Der rathlose Onkel Chlodwig ruft den Staatssekretär (der als Redner das Reich ja schon im burischen Südafrika engagirt hat). Herr von Marschall ruft den Kolonialdirektor Paul Kayser, der den nach langem Hin undHervereinbartenWortlaut der Depesche redigirensoll. Derzusolcher Arbeit Berufene wäre Holstein gewesen; der beste Stilist. Der wäre am Ende aber explodirt; spornstreichs, statt sich zufügen, aus dem Amt gelaufen. Hebt, da ers hört, in Hellem Zorn die Hände gen Himmel. „,Ohne an dieHilfe befreundeter Mächte zu appelliren': Das heißt doch deutlich, daß wirgegen England zuhabenwären! WiekonntenSiediesenSatzdurchlassen?" DerStaatslekretär: „ Sie Wördens begreifen, wenn Sie wüßten, was geplant war und was wirmitdemKompromih verhindern mußten." Als derBritenleu aufbrüllte, sprach Holstein: Da habt Jhrs nun. Mit seinem Willen wäre auch die Bagdadbahn („der trockeneWeg nach Indien") nie als politische Angelegenheit, als Reichsgeschäftbehandeltworden.Underwuhtenicht,daßGrafBülow (der seine Reden über internationale Politik mit ihm zu entwerfen und in den Grundlinien festzulegen pflegte) im Reichstag einen Passus einfügen werde, der England und insbesondere dessen Kolonialminister verstimmen muhte. Alles richtig. Daß die „allemal entscheidende Instanz" nicht in der Wilhelmstrahe zu suchen war, brauchte die Selbstverteidigung nicht zu erweisen. Dort aber wies Holstein die Richtung. Das hat kein deutscher, kein fremder Diplomat je bezweifelt. DieHerren Chefs verstanden von dem Geschäftnicht vielund waren aufDen angewiesen, der, rompu au metier, desHandelns Solgen errechnen konnte. Dah er seinen Willennichtdurchzusetzen vermöge, hat, noch unter dem alten Herrn, selbst Bismarck, der doch für allmächtig galt, oft bestöhnt. Die Kausalität ist in politischen Dingen fast immer schwer zu erkennen. Die Politik, sagtLagarde, „webt sich langsam und aus sehr verschiedenen Fäden. Kein Bericht wird je darüber sprechen, ob ein Minister mit so oder so viel Mühe eine störrige Mähre von Fürsten zurechtgeritten hat, bevor er sie aus der Reitbahn auf die Strohe lieh, ob ein Fürst gern so und so viele Nachkommen der Makkabäer in seiner Nähe duldete, warum der und jenerVertrag abgeschlossen wurde." Wer willgardieGrenzen des Gebietes ermessen, aufdem ein mit greifbarer Verantwortung nicht Bebürdeter für denGang der Ereignisse, für Geschehen und Unterlassen vor der Geschichteverantwortlich zumachenwäre? Holstein hat oft geirrt; besonders schlimm, als er, in der Schicksalsstunde, da für eineWeile wenigstensderSchein derKontinuität gewahrtwerden mußte, zu brüsker Abkehr von Ruhland rieth. Oft aber find ihm Fehler zugeschrieben worden, die keine waren oder die nicht in sein Schuldbuch gehör-

ten. Daß er 1899 und 1901 vor flinker Annahme der Bündnihvorschlage
Chamberlains, später vor den offiziösen Angeboten der Hansen und Betzoldt
warnte, war vernunftig. „Wer mit dem Teufel aus einerSchüssel essen will,
muß einen langen Löffel haben": von diesem Gedanken ging Ehamberlain
aus, als er inLeicefter denDreibund empfahl, der Deutschland und „die bei-
den großenZweige des Angelsachsenstammes" umfassensollte. Der c^vil war
ihm der Gossudar aller Neuffen. Gegen das Zarenreich und die Französische
Republik, wo während desBurenkrieges dieWuth der bretonifchen Wölfe mit
lautem Gebell erwacht war und die alte Königin täglich wie eine Vettel ge-
scholten wurde, sollte Deutschland die Waffe liefern. Die Bereitschaft schon
hätte Britaniens strategischeStellung gebessert und die Möglichkeit profitab-
ler Verhandlung mit Petersburg und Paris geboten. Daswarder Hauptzweck
des Planes; dessen Erstnner auf Wilhelms Wunsch baute, nach dem proburi-
schen Telegramm die Britenliebe im Sturm zurückzuerobern. Für ein halt-
bares Bündniß mit der Leistung entsprechender Gegenleistung wäre weder
Eduard noch Salisbury, der, wenn ftchs um einen großen Gegenstand han-
delte, hinter derGreisenfasfade noch recht lebhaft werden konnte, zu haben ge-
wesen; auch in beiden Häusern des Parlaments kaum eine Mehrheit. Daß
Holstein nicht in dieFalle tappte, nicht damals schon den Bärendem Walfisch
zutrieb, müßten Deutsche ihm danken. Nicht minder, daß er pariser Guirlanden
zurückwies, seitDelcasse seinem (nicht aufdringlichen) Werben inOftafienso
unhöflich ausgewichen war. Und Marokko? Ist das Urtheil gerecht, das ihn,
in diesem traurigen Handel nur ihn, als Rädelsführer verdammt?
Wir konnten uns 1899 mit England (vielleicht) geg enFrankreich, 1901
mit Frankreich und Spanien sicher gegen England über Marokko verständi-
gen. Daß beideOfferten abgelehntwurden, war klug. Die deutsche Interessen-
sphäre durfte nicht dicht ans Mittelmeer grenzen; und das Scherifenreich mußte
als Zankapfel zwischen den Westmächten liegen bleiben. Unser hastiger Flotten-
bau und die ungestümen Versuche, denJslam zu gewinnen, wecken inLondon
neues Mißtrauen. Eduard undLansdowne, Delcasse und Cambon trachten,
die Erinnerung an Faschoda und den Burenlärm aus dem Gedächtniß zu
tilgen. Die Frucht dieses Mühens, das franko-britische Kolonialabkommen
vom achten April 1904, wird in Berlin ohne Aerger betrachtet. Der glimmt
erst auf, als im Reichstag dem Kanzler lässige Schwachheit und Mangel an
Nationalgefühl vorgeworfen wird. Als Der auf Uilaub geht, schärft er, mit
einem Fuß schon im Wagen, dem Begleiter noch ein: „Achten Sie mir, bittte,
besonders auf Marokko. Das, lieber Holstein, ist mir jetzt die Hauptsache."
Jetzt; im Lenz hat er den Hofgeneralen widersprochen, die dem Kaiser eine

Landung an der Berbernküste empfahlen. Nur von der spanischen Seite her ist der Aprilvertrag nun noch zu durchlöchern. Doch England ist in Madrid zu stark (oderRadowitz, wie Holstein behauptet, zu schwach): am dritten Ok^ tober unterzeichnen Delcasfe und Del Muni das arr^nAement. kraneo-es-päAnol.Nichtsmehrzu machen? Holsteinwill noch immernichtglauben, daß England das Westsultanat, das ihm seit NelsonsTagen stets so wichtig schien, im Ernst aufgegeben habe; lieber, daß Frankreich dupirt, um den Preis des Verzichtes auf Egypten geprellt werden solle. Aber für die Ausführung der neu auftauchenden Pläne und Plänchen ist er eben so wenig verantwortlich wie für die Initiative. „Bis Ende Februar 1906, wo meine Marokko-Thätigkeit aufhörte, trugen alle wichtigeren unter den von mir veranlaßten Direktiven nicht nur die Unterschrift des Reichskanzlers, sondern waren vorher auch meistens eingehend mit ihm erörtert worden... DieserSachverhalt berechtigt mich, die Behauptung, daß ich in irgendeiner Phase der Marokkofrage andere als die vom Reichskanzler bezeichneten Ziele verfolgt oder andere als die von ihm genehmigten Mittel angewandt habe, für freie Erfindung, für gänzlich unwahr zu erklären". Das hat er am neunzehnten Oktober 1907 in der „Zukunft" gesagt. Er war für dieLandung inTanger, nicht für die Rede (und hatte einen Nervenchoc, als er las, was Wilhelm gesagt habe). War gegen den Verständigungvorschlag, den Rouvier in Karlsruhe und in Berlin durch Privatpersonen machen ließ. „Weil wir denKaiser doch nicht desavouiren, ein paar Wochen nach der Rede, in der er erklärte, nur mit dem souverainen Sultan verhandeln zu wollen, nicht mit Frankreich verhandeln konnten. "War für dieKonferenz.weil in seinem Hirn dieUeberzeugung lebte, daß wir mit tapferer Politik den Britenconcern zu besiegen vermochten. Gab das Dezernat ab, als auf solche Politik nicht mehr zu hoffen war. Und taumelte dennoch, wie ein Schweroerwundeter, als am zwölften März 1906 der Rückzugbefohlen wurde.DasAlles wardhier oft erörtert, oft beseufzt. Nachher Hat7 er mit dem Kanzler nie wieder über Marokko gesprochen. Die Behauptung, er habe in der Zeit der Casablancockrisis gehetzt und den Abschluß des Vertrages bekämpft, ist als unwahr erweislich. Einen Vertrag, den sein Freund Kiderlen entwarf und (in Gemeinschaft mitHerrn Jules Cambon) ausarbeitete, hätte er niemals bekämpft. War aber auch aus sachlichen Gründen für die Einigung: dieserAcker verhieß ja keinarmesHälmchen mehr. DieEreignisfe haben ihm Recht gegeben; von der AlgefirasaZte bis zum Schiedsspruch im Haag: eine schwarze Serie. Ich kann den MMN nicht tadeln, der dem Deutschen Reich die Kraft zutraute, sich allein durchs Dickicht zu schlagen. (Marokko: dieses Kapitel hat erselbst geschrieben; nichtnur dieses. Der

HistorikerdarfoondemNachlaß,demgefpeichertenBrieffchatzHolfteinsMan-
ches erwarten. Familie Bismarck, Paul Hatzfeld!, Abelen, Schloezer, Bucher,
Hohenlohe, Waldersee, Eulenburg, Bülow, Mühlberg, Monis, Marschall,
Stumm,Tattenbach: keineschlechtenKorrespondenten.UndwenndievonHol-
stein geschriebenen Briefe gesammelt würden, wärs für den Politiker und für
den Psychologen eine Fundgrube von selten erschautem Umfang; auch für
den Stilgourmet, der nur Wortkunst schlürfen will.Denn dieserGeheimrath
hatte von Bismarck schreiben gelernt; klar, kraftvoll und höllisch persönlich.)
Er hoffte wohl, in den Sielen sterben zu können; und auch ihn hat, wie
Bismarck, diese Hoffnung getrogen. UnterBernhardBülow konnte er sich ja
ganz sicher wähnen. Den hatte derVater(„die HeiligeKraft" :so hieß derpom-
pös behendeStaatssekretärimAmt) ihm ansHerz gelegt. „NehmenSie sich
meines Jungen einBischen an, wenn ich tot bin!" Und der alternde Fritz war
der Vermächtnihpflicht treu geblieben. Bernhard konnte nicht klagen. Bu-
karest-Rom: ein hübscher Sprung für Einen, den, da er in seinen amtlichen
Berichten verwerthete, was rumänische Globetrotter brühwarm aus Paris ge-
bracht hatten, der boshafte Graf Münster einen „flüchtigen Beobachter an der
unteren Donau" nannte. Nach Berlin hat ihn Phili gebracht, nichtHolstein.
Der sagte: „Wenn Sie mal Kanzler werden wollen, bleiben Sie lieberweg; als
Staatssekrelär des AuswSrtigenhatnochKeinerSeide gesponnen." DochPhi-
lisSinn warnichtzuerweichen,deritalienischeKochentschloß sichnacheinigem
Zaudern, der Herrschaft „insElend" zu folgen; und der neue Staatssekretär
hatte bald die dankbarste Rolle (und den besten Einbläser) im Reich. Als er
Kanzler wurde, bot erHerrn vonHolstein das Staatssekretariat an. Nein. Zu
geringeKenntniß handelspolitischerGeschäfte und zu wenig Vertrauen in die
rhetorische Schlagfertigkeit. Nein; trotzdem der Kanzler ihm die ganze Last
der Repräsentation abnehmen wollte. Bis zu der derb motivirten Trennung
von Philipp Eulenburg (dessen wiener Botschafterpolitik Holstein zuerst
„phantastisch", dann, gröber, ,,operettenhaft"nannte) ging Alles glatt. Seit-
dem wurde dem Kaiser ins Ohr geraunt, der Alte, der dem Wink der Maje-
stät stets ausgewichen war, sei ein weltfremder Dickschädel und staubig ver-
steinerter Bureaukrat. Obendrein noch ein fanatischerFeind Frankreichs. (Die
dümmste von allen Mären. Holstein hat französische Kultur, Literatur und
Verkehrsform beinahe leidenschaftlich geliebt undist mit den Staatsmännern
der Republik, vonThierS und Gambetta bis aufCourcel undHanotaux, auch
in schwierigen Momenten gut ausgekommen.) Jedenfalls ein unbequemer
Passagier. Den man am Liebsten, um den Gesprächsstoff zu entgiften, Herrn
Delcasse nachschickte. Aber Bülow hat diese Entlassung schon dem Fürsten

HerbertBismarck geweigert, an dessen freundlicher Meinung ihm damals doch
lag. Abwarten. Dieser Reizbare schafft sicher selbst die Gelegenheit. Richtig.
Im Herbst 1905 findet er, das Preßbureau lasse ihn schmählich im Stich;
lancire schon lange nichts Wirksames über Marokko. Der Leiter, Geheim-
rath Hammann, wird gestellt und erwidert ruhig, die Oessentliche Mein-
ung scheine ihm für diese Sache noch nicht reif und vorsichtige Zurückhaltung
deshalb nöthig. „Flausen!" Derweiße Hitzkopf schmettert einAbschiedsgesuch
(das dritte) in die Reichskanzlei. Unmöglicher Zustand. Er habe zwar nicht
denTitel, durch Lebensalter undErfahrung aber das Ansehen eines Direktors
der PolitischenAbtheilung erworben und sei mit den Kollegen bisher immer
fertig geworden. (Aberfragt mich nur nicht, wie, wisperten die HeinzelmSnn-
lein des Hauses.) Wenn ein aus demZeitungdienst übernommener Herr nun
auf einem Separatfeuer kochen und sichihmnicht fügenwolle, kehredasChaos
wieder. Er oder ich. Entweder wird das Prcßbureau, als ein Theil der Poli-
tischen Abtheilung, mir unterstellt oder ich bin hier überflüssig. Der Kanzler
kenntseinen altenGönner.Jmmergleich dieFlammeausdemDachsirst. Wozu
sich die Weihnacht verderben? Unterm Baumfindet Holstein einenRemedur
verheißenden Brief. Und acht Tage danach ist die Verfügung „raus", die
Seiner Excellenz die ganze Politische Abtheilung unterstellt; also auch das
Preßbureau. Der störrige Hammann muh sich bei ihm melden. „Das hat er
mir nicht vergessen; mich seitdem gehaßt und seine Meute immer wieder ge-
gen mich losgelassen." Wirklich? DerPrehdezernent war wohl selbst einklei-
ner Holstein geworden; kümmerte sich so ziemlich um Alles, nicht etwa nur
um die Zeitungschreiber, und hatte viel mehr Macht, als sein Titel verrieth.
Auch seinen Kopf für sich. Als Bönhase derZunft verdächtig; aber des Chefs
rechte Hand (die, versteht sich, nicht wissen darf, was die linke thut). Diebei-
den Geheimen mußten eines Tages zusammenstoßen. Der Alte sagte dem
Jüngeren nach, er sei nur ein Polizistentalent ohne Ahnung vom politischen
Geschäft; der Jüngere demAlten, er treibe den Kanzler in Konflikte, die nur
einRiese durchfechten könne, und klage nachdem erstenHagelschauer oderKa-
nonenfchuß dann über die ungeheuerlichen Angriffe, denen er schuldlos ausge-
setzt sei. Einstweilen hatHolsteingesiegt.SchlachtoderScharmützel?Hinterder
Front lauert ein stärkerer Feind. Wo ist die schöne Zeit, da Troubadour,
Aufternfreund, Spätzle in Eintracht wandelten? Herr von Kiderlen wegen
allzu kräftigerWitze von Philipp dem Guten oben denunzirt und in Ungnade
aus dem engsten Cirkel verbannt. Holstein der Schwarze Mann des Hofes.
Nur der Troubadour schlägt noch die Laute. Seine wiener Berichte waren
so ins Abenteuerliche ausgeschweift, daß auch der Kaiser sie in sarkastischen

Randbemerkungen verspottete und nicht nur Privatgründe das Scheiden aus
der Karriere erzwangen. Aber auch im Ruhestand ist der Fürst zu Eulenburg
und Hertefeld nicht müßig; noch gar ohnmächtig. Graf UnikoGroeben,Ra-
dolins Erster Sekretär, hat ihm aus Paris geschrieben, so langeHolstein mit-
wirke, sei an Frieden nicht zu denken; bei dem Namen schwelle dem Gallier-
hahnvorWuthderKamm.Dasbestätigen, mitsorgenvoller Miene, dieHerren
AlbertHonorius von Monaco und Raymond Lecomte. Einer, der so innig den
Frieden herbeisehnt wie der Liebenberger, darfs nicht verschweigen. Das Ab-
schiedsgesuch desWirklichenGeheimenist ja noch nichterledigt.Erselbft bittet
Bülow, es liegen zulassen, bis entschieden sei, werRichthofens Nachfolger wer«
de. Herr vonTschirschky kommt. Der hat den Kin^maKer der deutschen Diplo-
matie vorher zwar mit äußerster Devotion behandelt und ihm nach Delcassss
Fall in Worten andächtiger Bewunderung zu den Erfolgen seiner Marokko-
polüik gratulirt. Weih jetzt aber, was die Glocke geschlagen hat. Zeder Zoll
ein Vorgesetzer. „Das erträgt Holstein nicht." Die Rechnung stimmte. Ca-
privi und Marschall, Hohenlohe und Bülow: er hatte sie alle klein gesehen
und sah sie dann groß. Gestern noch überlegen, fasteinumschmeichelterLord-
Proteltor;heuteGehilfe,der versuchen muß, den Chef allmählich zu überzeu-
gen. Sechzehn Jahre lang hat ers getragen; noch der Höchste, dachte er, hat
einen Allerhöchsten über sich und muß thun, als sei er öer Handlanger eines
erhabenen Herrn. Die vom Handwerk wissen doch, wie und von wem es ge-
macht wird.Tschirschky als Erzieher zu demüthigerUnterordnung: Das trug
er nicht. Auch ein Sanfterer hätte nicht auf den Wink dieser in Hamburg und
Luxemburg gcbildetenStaatsmännlichkeitapportirt.AmzweitenAprilschreibt
er an den Kanzler: „Das Auswärtige Amt ist fürHerrn vonTfchnschky und
mich zu eng." Bitte um Genehmigung des Abschiedsgesuches aus der Weih-
nachtwochc. Langes intimes Gespräch mit dem Fürsten Bülow, der drängend
räth, auszuharren. Am nächsten Tag aber einenBriefbekommt,in demHolstein
ihm mittheilt, daß er ein Duplikat des Abschiedsgesuches an das Auswärtige
Amt geschickt habe; „weil es sür meine Würde und Ihre Ruhe das Beste ist,
ein Ende zu machen". Noch einmal versucht der Kanzler, das Gesuch aufzu-
halten; läßt das Original vom Geheimrath Scheefer einschließen und dem
neuenHerrn drüben sagen, daß erspersönlich erledigen werde. Erst als er röch-
elnd imBett liegt,wird es vorgesucht; und in derOsterwoche demWirklichen
Geheimen Rath Baron vonHolstein der erbetene Abschied inGnaden bewilligt.
Von zehn Diplomaten schwören mindestens acht daraus, Saß Bülow
froh war, den unbequemen Mahner los zu sein. Der kränkliche Tschirschky,
sagen sie, hätte um keinen Preis gewagt, vom ersten Tag seiner neuen Herr«

lichkeit an wider den erkennbaren Willen des Kanzlers zu handeln. Der Fürst
hat betheuert, daß er Holstein halten wollte. Der hat ihm geglaubt und für
seinen Sturz dieTrias Eulenburg^Hammann Tfchirfchky verantwortlich ge-
macht. Der Liebenberger gab, als er ihn stellen ließ, sein großes Ehrenwort.
„Nie! Wie ist es nur möglich, mir Solches zuzutrauen!" Ein Pistolenduell?
Das fehlte gerade noch. Trotz dem Grauen Staar konnte der Rabbiate ja
treffen. Lieber mehrte der Sänger und Held seine Jnjuriensammlung durch
einen Brief, in dem Holstein ihn einen „erbärmlichen Menschen" nannte.
... Am achten Mai 1909 istHolstein gestorben. Wenn er heute noch lebte,
würde er mitJünglingseifer(und, glaube ich, mitnie gekanntem Staunen) die
leisen Versuche beobachten, zwischen Japan und der Türkei Fäden zu knüpfen
und den Britenconcern durch die Verbündung zweier Asiatenmächte zu stär-
ken, die Rußland auf beiden Flanken bedrohen. (Zu stärken? Shintoisten und
Mohammedaner, die dem erstenBIicknichts gemeinsamzu haben scheinen als
Christenhaß und allenfalls ^mpaUue (ts peau, könnten eines Tages auch der
„kleinen Insel", derenSonneRosebery selbstvonröthlichenNebeln verhängt
sieht, die Bedingungen eines Vertrages diktiren: denn gegen ihre vereinten
Horden wäre Indien nichtlangezuhalten.EinThema,demdiedeutscheStaats«
Mannschaft nachdenken sollte.) Näher läge der Excellenz freilich eine andere
Sorge. Nur jetzt keinbrünstigesTrachtennach Russenzärtlichkeit! Solche Ge-
fühle sindaus einerslavischenDemokratiesürunsnicht zuholen. WiUNikolai
Alexandrowitsch mitWilhelm plaudern: gut. Wir sind höflicheLeute; haben
aber nicht das Bedürfniß, uns an wankendeMauernzulehnen.Und wären so
unklug wie in den dunkelsten Stunden der nachbismärckischen Aera, wenn wir
Franz Ferdinand undAehrenthal kopfscheu machten. Wir haben kein Kinder-
spektakel hinter uns, sondern einen harten Kampf um das deutsche Ansehen.
Soll das wieder schrumpfen, weil Nikolais Majestät lächelnd zu winken geruht
und wir selig auf die eben nochumwölkte Höheemporstarren? Wir habenop-
tirt, wie wir mußten: für Oesterreich; was diesmal hieß: für das Germanen-
recht auf Selbständigkeit und vernünftige Expansion. Das winzigste Getändel
mit Denen, die uns gestern einkreisen und lähmen wollten, kann uns den ein«
zigen Bundesgenossen entfremden. Je länger wir kühl bleiben, desto größer
wird in Ost und West die Gier nach Geschäftsabschlüssen mit dem Deutschen
Reich. Also keine Aufbauschung des Schärenereignisses. Das gestern Erlebte
kann sich morgen wiederholen. Noch ist in Südosteuropa das Drama nicht zu
Ende gespielt. Nach der Pause kommen die Akte „Kreta" und „Bulgarien".
Holstein hatDeutschlands Sieg noch erlebt; nach langem Weh Deutsch-
lands Befreiung als eine kaum noch erhoffte Freude empfunden. Hatte ers

nicht immer gesagt? Daß man kein Genie braucht, um mit vier Millionen
Soldaten, den besten auf dem Erdrund, anständige und leidlich rentirende
Politik zu machen, nur Muth und Nervenruhe? Genau so wäre es in Alge-
snaö gekommen,wenn wir, statt auf dieSäusler zu hören, tapfer durchgehal-
ten hätten. Werkonnte denn den Tanz mit uns wagen? England ohneLandsieer
und mitveraltetem Schiffsgeschütz?Frankreich mitderUlanenpanikvon 1905?
Ruhland ohne Anleihe und mit der noch gährenden Duma? AufEinschüch-
terung wars abgesehen; und der Bluff gelang nur, weil wir weich wurden.
Vorbei. DieScharte istnunja halb ausgewetzt. Den Zweiflern bewiesen, was
deutscher Wille, noch bei schlechtem Wetter, vermag. Und der Verabschiedete
hatte dazu mitgewirkt. In dem harzer Dammhaus, in das er, weil nur für
einen Logirgaft drin Raum war, so gern einkehrte, schrieb er den langen
Brief, der den Kanzler in feierlichem Ton mahnte, diesmal sich nicht von der
Stange wegdiängen zu lassen und dem Kaiser, dem Preußenkönig rückhalt-
los zu sagen, welcher Einsatz auch für ihn auf dem Spielbrett stehe. Er em-
pfahl Herrn von Kiderlen, der sich nicht nur alsOrientspezialisten bewährte.
Entlaxvte den eitlen Stümper Jswolskij auf allen Schleichwegen. Und hatte
endlich wiederArbeit, die demPatrioten nichtzurQualward. Nochim Kran-
kenbett, bei knapper, dem Magen wenig, dem Gaumen nichts bietenderKoft,
konfernte und schrieb er eifrig. Der Leib welkte; der Geist schien verjüngt.
Erst nach derEntlasfung hatte er <„wei! ich im Amt nichtZeit zu unnöthigem
Aergerhatte")BismarcksBuch gelesen. Das halfjetztzu einem stillmTrmmph.
„Fast alles über Nußland, Oesterreich und den Balkan Gesagte ist übelholt
oder war schon damals falsch; und Unsereiner wird wie ein Schuljunge her-
untergeputzt, weil er daneben gehauen hat? Daß esnichtunterallen Umstän-
den dumm ist, mit Oesterreich gegen Rußland zu gehen, sieht heute doch ein
Kind. Und was habe ich wegen diescrUeberzeugung auszustehen gehabt!" Ein
Jammer, daß er just in diesem Lenz die Knochen nicht rühren konnte. Doch
dieErinnerung an alteFchler, wirkliche oderzugeschriebene, durfte schweigen.
Auch im Herzen desKönigs. Der aber rief dem toten DienerkemWorl
ins Grab nach; schmückte den Sarg des Royalisten nicht mit dem Kranz, den
er jeder Dutzendexcellenz spendct.(Warum?Davon wird zu leden sein, wenn
der Blick sich vom Amtsbezirk aufHolsteins außerdienstlichenWandeluy^d auf
dieTragikseincs Erlebens wendet) Doch in diefemBrettergehäus ruhte Einer,
der in schwerem Siechthum erst so recht glücklich geworden, erst vom letzten
Bett aus an das Ziel des Jugendsehnens gelangt war: im Feuer zu führen
und dem Auge, der schnüffelnden Spähsucht doch unerreichbar zu bleiben.

Kunst fürs Volk.
der anonyme Briefe und Karten bin ich gar nickt böse; die Wriib, tie
e aus ihnen spricht, macht mir Spatz und sie haben den Vorzug, daß
man sie nicht beantwotten kann, also auch nicht zu beantworten braucht. Neulich
haben mcine Aufsätze in der „unmoralischen Zukunft" einen wackeren Deutsch-
amerikaner erzürnt (warum liest er die „Zukunft", wenn er sie als unmoralisch
haßt?), der mich für ein Prachtexemplar von Bornirtheit erklärt, weil ich mir
einbildete, olle Weisheit mit löffeln gefressen zu haben. Ach nein, Das thae
ich nicht. Wenn wir unsere Lagen tauschen könnten (ich weiß nicht, was der
Herr ist, aber das Tauschen übers Waffer ist ja jetzt Mode), so würde er die
Kobolde kennen lernen, die Unsereins bald zwingen, bald verlocken, über Themata
aus verschiedenen Gebieten zu schreiben Schickt mir da, zum Beispiel. Otto
Julius Brerdaum sein Uhdebüchlein, doch wahrscheinlich in der Erwartung,
daß ich Etwas darüber saqen werde. Als ob ich dazu Beruf hätte! Zwar
der Umstand, daß die Abhandlungen der heutigen Kunstschriftsteller für mich
Chinesisch oder, wie die Französinnen vor fünfziq Jahren sagten, Metaphysik
sind, würde mich nicht geniren. Die der alten Aesthetiker, die ich in meiner
Jugend zu lesen pflegte, habe ich ganz gut verstanden und den Grundsatz
1'art. pour 1'art, (wird daraus 1 art, pour Ie8 linllicmaii-os, so nimmts dir
Maler nicht übel^, lasse ich nicht gelten. Ich meine, schöne Bilder und gute
Musik sind wie die Aepfel und Birnen und andere gute Gottesgaben sür
Alle da, die Freude daran haben, und in den modernen Kulturvölkern sind
Dos wohl alle nicht ganz dummen und ganz stumpfsinnigen Menschen. In
Mittelalter war die Kunst Volkskunst, denn es gab fast keine anderen Kunst-
werke als die Kirchen und ihren Schmuck, deren vornehmster dieöiblia paupsrum
war (Aehnliches gilt von der Kunst aller alten Heidenvölker); und heute ist
sie es wieder, denn das Familienjournal und wohlfeile Photographien tragen
Reproduktwnen der Kunstwerke in jede Arbeiterstube. Freilich leider nur schwarze
(der trotz allen Fortschritten noch spärliche und unvollkommene Buntdruck ist
vor'äusig nicht zu rechnen), die namentlich bei Landschaften nicht genügen.
(Unterschriften wie „Morgenstimmung im März" oder „Abcndstimmung im
November" klingen lächerlich unter einem schwarzen Bild, weil es die Farbe
ist, was die Tages- und Jahreszeiten erkennen läßt) Warum also, wenn
die Kunst für die Masfe da ist, sollte nicht Jeder aus der Masse sagen dürfen,
was ihm an den Biloern, die er zu sehen bekommt, gefällt oder mißfällt?
Aber gesehen haben muß man sie natürlich, ehe man darüber spricht: und
.daran fehlts bei mir. Die alten Meister habe ich ja in Museen kennen ge-
lernt, wenn auch nicht studirt, aber seit mehr als zehn Jahren habe ich keine
größere Ausstellung neuerer Kunst mehr gesehen. Ich besuche nur alljährlich

einmal die kleine Ausstellung eines breslauer Kunsthändlers. Da finde ich
nun zwar jedesmal ein paar hübsch" Sachen, aber das Meiste darin ist so,
d iß mir das Urtheil der Fliegenden Blätter und des Kaisers über die moderne
Malerei zutreffend erscheinen würde, wenn diese Lokalausstellungen ein richtiges
Mmiaturbild der Gesamtproduktion wären, ivas sie hoffentlich nicht find.
Winkelmann und Lessing haben die Grenzen der schönen Künste zu eng
gezogen ; doch wirtlich scböne Künste sollen sie bleiben, scllen das Eemüth erfreuen
und das Dasein verschönen Dazu ist nicht nöthig, daß sie uns lauter Engel
und Götter vorführen, die auf die Dauer langweilig werden wie alles Ein-
tönige. Der Künstler soll also hineingreifen, wie in die Natu-, so ins bunte,
volle Menschenleben. Aber nicht überall, wo mcm Beide packt, sind sie inter-
essant und nicht alles Interessante ist eifreulich Des Uninteressanten und
des Unerfreulichen bedrängt uns genug in der Wirklichkeit; dem Künstler,
der es r.ns da reproduzirt, wo wir uns davon erholen wollen, sind wir nicht
dankbar Das Alltägliche und Gemeine, sogar das Häßliche verschmähen wir
an sich noch nicht; wenn aus dem unschönen Gesicht eine schöne Seele, aus
eine Gruppe gewöhnlicher Menschen ein Ereigniß von Bedeutung spricht, er-
klären wir uns für befriedigt. Und wenn zum Milieu, in das jenes Geficht
gehölt oder in dem sich der Vorgang abspielt, fahles Erdreich oder Pfützen
gehören oder wenn es eine armsälige Wohnung, vielleicht gar ein Kerker
mit einem Strohbündel ist, so nehmen wir diesen unvermeidlichen Zubehör
mtt hin, eben so wie die Kleidung, die in solchen Fällen natürlich nicht aus
Prachtgewändern bestehen kann. Für sich allein jedoch ist solcher Zubehör
kein Gegenstand der Kunst. Arbeiterhosen und Düngerhaufen mögen so virtuos
gemalt sein, daß sich Damen davor die Nasen zuhcrlten und die Haufen von
Schweinen beschnüffelt werden; Objekte der schönen Kunst find sie nicht. Es
wäre der Gipfel der Dummheit, wenn ein Millionär, nur um mit dem Namen
berühmter Meister und mit den bezahlten hohen Preisen zu prunken, seinen
Speisesaal mit solchen Geschmacklosigkeiten verunzierte, statt ihn mit Festbildern
^ 1a Veronese zu schmücken' Bei modernen Landschastbildern frage ich mich
oft, wo manche moderne Maler Ihre Augen haben, daß sie schlechthin Reiz-
loses kornren, statt in einer beliebigen Gegend unseres deutschen Gebirges oder
eines Waldes, eines Parkes in der Ebene ein beliebiges Stück aus der Land-
schaft, die sie vor Augen haben, herauszuschneiden. Wollen sie sich die Mühe
dcs Herausschneidens ersparen, so kann ihnen der Fensterrahmen einer Sommer-
laude den Dienst erweisen. Manchmal mag die Sucht, etwas noch nie Da-
gewesenes zu schaffen, die Ui fache der Geschmacklosigkeit sein So sah ich in
Bieslau ein kleines Bild, das nichts cnthnlt als einen ganz unbedeutenden
Mann, wie man sich ihn als Staffage gefallen läßt, von dem man jedoch
nicht begreifen konnte, wie er zu der Ehre, für sich allein emgerahmt zu werden,

gekommen sei. Das Einzige, was die Wahl des Gegenstandes, freilich nur
für Sonderlinge, rechtfertigen konnte, war der Umstand, daß ex im Gesicht
und auf dem Ro-ck himmelblaue, rubinrothe und violete Flecke hatte, also
wahrscheinlich bei der Aufnahme hinter einem mit eingesetzten bunten Scheibchen
versehenen Fenster gestanden hat. Jeder vernünftige Mzler hätte doch sein
Modell in eine geeignetere Beleuchtung postirt
Gewiß will ich die Kunst nicht zu einem Mittel des Amüsements er.
niedrigen; sie soll nicht nur erheitern, sondern auch erheben und veredeln,
was sie natürlich als schlecht realistische (guten Realismus findet man sogar
bei Raffael, in seinen Portraits) erst recht nicht kann. Und dieser Ansicht ist
auch Bierbaum. „Wäre unsere Zeit wirklich künstlerisch, so würden unsere
Kunstausstellungen nicht das Gepräge rastlosen Experimentirens zeigen, sondern
Inseln der klaren Ruhe sein und jedes Bild lüde zur Andacht heute nickt
weniger ein als in den Zeiten, da die Kunst der Andacht diente. Andacht
aber ist Sammlung der Smne und des Gemüthes auf Etwas, das sich über
das gemeine Leben erhebt." Er führt einen Maler und einen Kunstgelehrten
ein, die ihm Beide vordozirt haben. Der Maler lehrt in den Ussizien: dieze
alte Kunst ist wunder soll, aber sie ist tot; in dieser Weise weiter malen: Das
wäre Leichenschändung Wirklich? Der Herr meint doch ohne Zweifel, der
Glaube sei tot, aus dem diese Bilder entstanden sind und in dcm sie an»
dächtig betrachtet winden. Das ist aber ein Jrrthum; dieser Glaube lebt
heute noch in Millionen Herzen, ist nicht Heuchelei, wie Die behaupten, die
ihn nicht haben, also auch nicht verstehen, und darum ist es keine Leichen-
schändung, wenn Maler heute Altarbilder liefern, sondein berechtigte Fort-
setzung der alten Malweise. Freilich können die modernen Kirchenbilder keine
ungeheure Wirkung haben, weil sie ja nur neue Exemplare einer in Tausenden
von Exernplaren vorhandenen alten Gattung sind. Aber welche Gattung lst
nicht alt? Darum gebe ich dem Kunstgelehrten Bicrbaums Recht, der kurz
dekretirt: Moderne Malerei giebt es nicht! Bierbaum findet die Behauptung
zu radikal; sie ist jedoch nur etwas ungenau Natürl ch giebt es moderne
Malerei; gerade heute wird ja genug gemalt Aber es giebt keine moderne
Malerei in dem Smn, daß etwas Neues, in kemer früheren Periode Dage-
wesenes produzirt würde, das man als modern von allem Allen deutlich unter-
scheiden könnte. Zu den biblischen Bildern des M ttelalters und der Renaissance
und den Göltein, Portraits und Gesellschaftbildern dcr Renaissance sind die
französischen, italienischen un) niederländischen Landschaften und die Werke
der niederländischen Genre- und Thiermaler nebst denen der Archltekturmaler
gekommen und auf diese Kategorien bleiben wir beschränkt, wenn nicht etwa
unsere Luftschiffer auf den Mars gelangen und dort eine neue Kategorie von
Wesen entdecken. Was als neu gerühmt wird, sind Techniken, d e der Laie,

also der Durchschnittsgenießer, nicht sieht und deren Beschreibung in AbHand'
!una/n er nicht versteht, oder Wunderlichkeiten, wie die vorher erwähnten:
^ r Muih, Dinge zu malen, die wir Laien in Übereinstimmung mit den alten
Mistern nicht für malenswerth halten. Wir sind einem Landschafter schon
dankbar, wenn er mit einigem Erfolg Wouvermann oder auch nur dem Grafen
Kalk euth nachahmt, verlangen nichts Besseres und halten es für unoeznünftig,
etwas Anderes zu verlangen, weil doch eben die Natur nichts Anderes bietet.
Nur das Kulturleben bietet neue Stoffe: neue Baualten, neue gesellige Ver-
anstaltungen, neue Ereignisse. Das wird ja nun von den Photographen und
d?n Kientops noch fleißiger benutzt als von den Malern; und wir sind dafür
dankbar, mag dabei auch die Kunst in unkünstleriiches Kopiren der Wirklich-
keit zur Unterhaltung und Belehrung übergehen. Pedanterie in dieser Be-
ziehung wäre übel angebracht; es ist keine Sünde, sich Zeppelins Luftschiffe
oder Bülow auf Norderney oder Fräulein Decmond anzusehen, wenn auch
Keins der Drei weder in nawra noch in der Kopie auf Kunstwerth im
ästhetischen Smn Anspruch machen kann. Es giebt keine moderne Kunst, weil
alle Möglichkeiten d r Bildenden Künste erschöpft sind. Von der Skulptur
gilt Das in noch höherem Grade, weil ihr Gebiet noch enger begrenzt ist als
das der Malerei. Mit den Stiefeln, Hosen, Uniformen und Kragen in Erz
und Marmor geräth man ins Meißener Po zellan und ins Panoptikum (die
Sctöpferin des Achilleions wür^e sich im Grabe umdrehen, wenn sie ihre Pelenne
m Budapest zu sehen verdammt würde) und aus dem eigentlichen Gegenstände
der Plastlk, dem nackten Menschenleib, haben die Alten und die Renaissance-
künstler schon Alles herausgeholt, was an Schönheit drin steckt. Den Neueren
bleibt nichts übrig als Anwendung des Alten in neuen Kombinationen für
Ruhmes- und Grabdenkmäler und Fassadensckmuck. Um die Poesie im Allge-
meinen stehts nicht viel und um die Lyrik im Besonderen gar nicht besser.
Wenn man sich in der Jugend mit Goethe, Uhland und Geibel ausgeschwärmt
hat, verachtet man später auf alle Neueren, die Liebe und Triebe reimen oder
Ungereimtes zusammenphantasiren. Und ich meine, wenn ein junger Mensch
von heuie mit irgendeinem neueren Lyriker anfängt und später erst einen der
Großen liest, wird tr Den eben so fad finden, wie ich die Neueren finde.
Am begrenzten Stoff und an der begrenzten Empsindungfähigkeit des Lesers
licgts, nicht am Dichter. Wenn die neuen Novellisten genießbar bleiben, so
haben sie Das der unerschöpflichen Stofffülle des modernen Lebens zu ver-
danken; künstlerische Auffassung und künstlerische Gestaltungskraft bleiben natür-
lich unumgängliche Voraussetzung; der rohe Stoff kann nur dem allerrohsten
Geschmack genügen.
Nun hat Bierbaum allerdings Recht, wenn er Uhde den Ruhm zu-
spucht, etwas Neues geschaffen zu haben. Zufällig habe ich wenigstens eins

von den Bildern dieses Meisters im Original gesehen („Komm, Herr Jesus,
sei unser Gast") und es Hai mich lief ergriffen. Aber er hat damit keine neue
Bahn eröffnet, auf der ganz allgemein zu einer neuen Kunst weitergeschritten
werden könnte. Auch Bierbaum meint, Uhde habe Etwas gethan, „das nie
vor ?hm geschehen ist und kaum je wieder geschehen wird". Was thut er?
E s ßt statt eines Pestalozzi den Herrn Jesus in eine Kleinkinderschule („Läget
lne ziindlein zu nur kommen"), er läßt statt eines wandernden Handwerks-
burschen den Herrn Jesus von einer armen Familie zum Mittagessen einge-
laden werden, er bietet uns die Niederkunft einer beliebigen armen Frau als
die Heilige stacht dar. Das ist ein genialer Emfall, der tiefen Sinn und
hohe Bedeutung hat, aber es bleibt eine Schöpfung dni ^enor^-, es kann
Nicht Norm einer Schule werden; es geht nicht an, nun überall, wo im ge-
wöhnlichen Leben und bei schlichten Leuten unseres Volkes etwas Gutes, Großes,
Schönes geschieht, den Herrn Jesus hineinzub.ingm; Nachahmung wäre Ent«
weihung und geschmacklos. Bierbaum zeig! schön r, als ich es vermöchte, daß
Uhdes Kunst oeutsche Kunst ist lderen Unterschied von romanischer besteht
bekanntlich darin, daß fte auch ohne sinnliche Formenschönhelt Seelenschönheit
auszudrücken vermag) und daß sie protestantische Kunst ist. Dieses in einem
doppelten Sinn. Den einen, den goethischen, übergehe ich Was den anderen
betrifft, so gefällt mir nur das Wort nicht, obwohl es der beinahe vierhundert-
jährige Sprachgebrauch geheiligt hat. Protestantische Religion ist eine eoiUr^-
dicuio in Äc^'eew, denn im Protestiren ist kein Mensch religiös. Religion ist die
aüerpositivste Position und Protesiiren ist Neqation. Gewiß muß der Luther-
aner, der Caloinist protestiren, wenn Karl V. oder Ludwig XIV. seinem
Glauben Gewalt anlhun will, aber ganz das Selbe thut der Katholik einer
Königin Elisabeth, einem Zaren Nikolaus, heutigen deutschen und französiscten
Kulturkämpfern gegenüber. Was Bierbaum meint, nenne ich evangelisches, in-
nerliches Christentum, gegenüber dem äußerlichen, historisch gewordenen; und
jenes repräsentirt Vincenz von Paul so gut wie der Gründer des Waisen-
hauses zu Halle und der des Rauhen Hauses bei Hamburg, wenn auch aller-
dings die zweite Art Chrtstenthum sich großartiger und prächtiger als irgendwo
in der römischen Kirche entfaltet hat. Alle die Christusgestalten vor Uhde,
schreibt Bierbaum, „erzählen und erheben den siegenden Heiland, auch wenn
sie ihn rn der ganzen Qual des Schmerzenmannes und als Leichnam darstellen.
Eins ist Allen gemein: daß sie auf unsichtbarem Spruchbande jenen Wahl-
spruch Karls des Großen verkünden: ,0tii'isw8 vwcit, Ow'isms i-o^nul,
Odristus trwWpdM/ Aus Uhdes Evangelienbüoern vernehmen wir diesen
Ruf nicht: Das haben die Klerikalen jederlei Schattirung sofort gespürt. Dieser
Christus kommt nicht als herrschender König, sondern als abgesetzter. Hier
schmettert keine Fanfare, jauchzt kein Lied der Zuversicht, schwärmt keine noch

in Wunden selige Liebe; hie? wird ein melancholisches deutsches Märchen erzählt: das ,Es war einmal' eines großen Königs der Liebe, der vergeblich starb, obwohl man seinem Leichnam königliche Ehren erwies und aus seinem Kreuz ein Siegeszeichen mackte." Wirklich abgesetzt? Wirklich vergebens? W'rklich nur ein Märchen? (Rein formell angesehen, sind Uhdes Cristusbilder allerdings Märchenbilder). Zwei Seiten vorher hat Bierbaum geschrieben: „Zu wissen, daß ein solcher Mensch gelebt hat, zu wissen, daß das Leben und Wirken eines solchen Menschen, der keine Macht besaß außer der seines Gemüthes, umgestaltend auf die ganze Gesittung des Theils der Menschheit qewirkt hat, zu dem wir geboren: Das ist eme Gewißheit, die einen religiös angelegten Künstler mächtig ergreifen mag." Und wenn Uhde nun seinen Christus in eine heutige Kleinkmderschule setzt, bekennt er da nicht, daß es Christi Geist und L'ebeskraft ist. die in Männern wie Vincen; von Paul, August Hermann Francke, Pestalozzi, Wichern fortwirkt? Und wie könnte Christus fortwirken, wenn ihn nicht die Kiiche, so sehr sie ihn entstellt und gemltzbraucht haben mag, doch lebendig erhalten hätte? Die innerliche ermngellscke (bei diesem Wort denke ich natürlich nicht an die königlich preußische evang/lischlluthenscke Landeskirche) und die äußerliche weltgeschichtlich gewordene Kirche schließen einander mcht aus, sondern sie sin) nur eme besondere Seite des polaren Gegensatze?, auf dem alles irdische Leben beruht. Das Geistige baut sich seinen Leib, ohne den es nicht wirksam werden kann, und der Leib verfällt durch Verkalkung dem Tode, wenn der Geist entVeicht, statt in ihm bleibend immer wieder die Erstarrung, der er zustrebt, zu überwinden.

Daß das Christenthum sogar in Frankreich noch nicht tot ist, beweisen einzelne Eroberungen, die es dort immer noch macht. Allerdings ist die Be» kehrung von berühmten Aestheien meist nur eine edlere Fonn des Riesenkatzenjammers, dem die (oft noch recht jungen) Lebegreise von Geist und Gemüth auf die Dauer nicht entgehen können, da wir Heutigen nun einmal die Nerven der Renaissancemenschen nicht mehr aufbringen; aber wenn cin solcher Mensch, statt zu verlumpen oder im Irrenhaus zu sterben, mit Hilfe des Glaubens sich den Frieden der Seele und frische Schaffenskraft erobert, so bewegt Das doch eben die Lebenskraft der Religion; und im Fall von Huysmcms (den ich nur aus der bei Kirchheim erschienenen Bwqraphie von Johannes Jörgensen kenne) auch die Lebenskraft d?r christlichen Kunst. Sein starkes Schönheitbedürfnitz hat die Bekehrung angebalmt, die dann ein geschickter Beichtvater aus dem Aesthetischen ins Moralische überführle. Da Huysmans ein durchaus subjektiver Dichter war, sind seine Romane autobiographische Dokumente, in denen sich die Stadien seiner Bekehrung verfolgen lassen. Anfangs ist er ganz Realist und Naturalist: Paus, wie es leibt und lebt, mit all seinem Wirrwarr?-seinem Glanz, seinem Elend und all seinem Schmutz: Das ist das Schöne.

Eines Tages aber zerrinnt die Illusion. Ausgetretene Stiefel, abgetragene
Hosen und die solchem Aeußeren entsprechenden moralischen Herrlichkeitln:
da'an ist wirklich nichts Schönes! Eines Abends geräth Huysmans in eine
Kcr^e; die Musik ergreift ihn, besonders eine „blonde, schmachtige Knaben-
stimme". (Ohne solche Abgeschmacktheiten thuts nun einmal ein „Moderner"
nicht). Aesthet bleckt er auch als Gläubiger Er verherrlicht die christliche Archi-
tektur, singt begeistert das Lob Grünwalds und ärgert seine Brüder und
Schwestern im Glauben durch eine durchaus nicht schmeichelhafte Schilderung
des in jeder Beziehung grundsätzlichen Lourdcs. Das Häßliche gilt ihm als
Beleidigung Gottes und die Schönheit der katholischen Liturgie beweist ihm
die Wahrhert des katholischen Glaubens. „Der Glaube, der eine solche musi-
kalische Sicherheit geschaffen hat, kann nicht Jrrthum sein." Ich halte den
Gedanken, der hier angedeutet wird, für richtig, möchte ihn aber etwas deut-
licher ausdrücken. Wenn gleich die ersten drei oder vier Takte emes Kirchen-
liedes, eines Kyrie, eines Tonstückes von Beethoven (denn Beethovens MusiL
ist religiöse, heilige Musik) in eine Stimmung versetzen, in der etwas Ge-
. meines, Häßliches, Niedriges zu denken oder zu empfinden unmöglich wäre,
so erweis: sich das Heilige, das sich in dieser Musik kundgiebt, als eine ReaK'
tä'j, als eine im höchsten Grade wirksame und mächtige Realität. Diese reale
Macht aber existirt nirgends als in der christlichen Welt. Auch die Musik der
intellektuell, technisch, vielleicht sogar moralisch uns gleichstehenden Japaner ist
nur eine jämmerliche Katzenmusik; und die Musik der alten Griechen kernen
wir eben so wenig wie den Barden- und Schlachtgesang unserer germamschcn
Vorfahren, auf den wir daraus schließen können, daß die Italiener den Ge-
sang einiger Franken, die Karl der Große nach Rom mitgebracht hatte, mit
dem. Gepolter eines Wagens auf einer Knüppelbrücke verglichen. Damit rst
- die Realität jener höheren Welt bewiesen, die uns vom Christenthum erschlossen
wrro, aber natürlich nicht die Wahrheit der Dogmen ein^r einzelnen Kirche,
die jedoch auch mcht für beoeutunglos oder für falsch angesehen zu werden
brauchen; sie sind verschiedene Darstellungen der einen Realität, denen die
Modulationen ihrer musikalischen Ausdrucksweisen entsprechen im gregorianischen
Gesang, m den Kompositionen Palestrinas, des österreichischen Dreigestirns,
Bachs, Handels, Mendelssohns, Richard Wugmrs (der, wie sein Tannhäuser,
zwischen dem Benusberge und dem Kreuze hig und herschwankt).
Ein moderner AesthetlKr, den ich verstehe, rst Karl Scheffler. In seiner
vortrefflichen Studie „Die Frau und die Kunst" erklärt er, warum der Frau
die künstlerische Schöpferkraft versagt ist und versagt bleiben muß und daß
dieser Mangel nicht ihre Inferiorität beweist, ihr nicht zur Unehre, sondern
zur höchsten Ehre gereicht. Der Künstler macht in seinem Werk die Welt-
harmonie, die Einheit der in der Wirklichkeit auseinandergerissen scheinenden

Glieder fichtbar. Der Mann, den seine Natur zu einseitigem Wirken zwingt, dedarf der Kunst und schafft für sich und für die anderen Männer Kunstwerke, um sich den Glauben zu sichern, daß er das Ganze nicht verliert, wenn er es auch m seiner Einseitigkeit nicht unmittelbar besitzen kann. Das Weib bedarf der Kunst nicht und bat nur ein schwaches Verständnitz dafür, weil sie von Natur Harmonie ist, sich nicht erst ein Abbild der Harmonie künstlich zu schaffen braucht. Was Scheffler in der Begründung und Ausführung dieses Gecankens über das Wesen der beiden Geschlechter und gegen die verrückten Emanzipatlonbestrebungen mancher Weiber sagt (die vielmehr ein Streben nach der härtesten Knechtschaft find), gehört zum Schönsten und Tiefsten, das je über diese beiden Gegenstände geschrieben worden ist.

Neues werden unsere Nachkommen noch viel erleben in den Gebieten der Wissenschaft, der Technik, der Volkswirtschaft, der sozialen Gestaltungen, aber kaum noch irgendwas im Gebiete der schönen Künste. Das braucht sie uns nicht zu verleiden und die Schaffenskraft der Künstler nicht zu lähmen. Je häßlicher das Leben in mancher Beziehung wird, desto mehr bedarf es dcr Verschönerung, und je schwerer es drückt, desto mehr bedürfen seine Träger der Erheiteiung und Erhebung. Und da der Mensch doch auch in dieser Sphäre nach Abwechselung verlangt, so haben die Künstler solche zu schaffen, wenn si' auch nur Variationen von Altbekanntem hervorbringen. Fortschritte sind noch möglich und sogar sehr wünschenswerlh in der Technik, die der Reproduktion dient. Wie schön wäre es, wenn uns die Familienjournale Farben« drucke darböten, die das Original beinahe ersetzten! Die schwarzen Bilder, die ihren eigenen Reiz haben (wie wunderbar haben ältere Kupferstecher in ganzen Reihen von Studien die Schönhetten eines einzelnen Oelgemäldes zur Anschauung gebracht!), dürsten dadurch freilich nicht verdrängt werden

Neisse. Karl Jentsch

LH

Oie Fee der Freiheit.

ie h eß Vera; nach dcr Fürstin in e.nem deutschen Kolportageroman. Es war ein Name, der so gut war wie ein Pathengeschenk und in den die Eltern die ganze Freigiebigkcit ihrer Herzen gelegt hatten. Er würde ihr nie im Wege sein, wenn sie Aussicht hätte, Etwas im Leben zu erreichen. Irgendeine Verpflichtung sich mit einem Fürsten zu verhenathen, war mit dem Namen durchaus nicht verbunden Sie war nur so süß gewesen, diese Fürstin: und dann hatte sie em Schönhenfleckchen auf einer Seite des Halses gehabt, genau so wie Vera Das war das Ganze; wenn man nicht mit dem blinden Traum rechnen will, den Niemand kennt und der doch Alles trägt u:.d erhält.

Etwas Anderes konnte cö auch vernünftiger Weise nicht sein. Vera war dazu geboren, die Plage Anderer auf sich zu nehmen. Das war eine Bestimmung.

dre Gottes weiser Nachschlich schon vor Erschaffung der Welt verfügt zu haben
schien. Veras Kindheit war eine lange, mühsälige Erziehung zu dem Beruf, Denen
auf der anderen Seite zu dienen; nur durch tägliche Gewöhnung konnte man sich
vielleicht der Auszeichnung würdig machen, dereinst das Kindergeschrei und die
wachen Nächte für die richtigen Mütter übernehmen zu dürfen. Vielleicht; denn
cs ist nicht so einfach, ohne Weiteres aus dem Schmutz heraus in die vornehm e
Welt zu kommen. Diese Frage konnte Einen im Athem holten; schon in der Wiege
gelangte Beifall und Tadel als Meinungsäußerung der fernen Herrschaften zu der
kleinen Vera und in ihr ganzes Kinderdasein klang sws das Wort: Auf diese Art,
Kind, wirft Du nie einen Platz behalten! Oder: So ists gut; so wird einmal ein
tüchtiges Dienstmädchen aus Dir? Sie wurde auserzogen in der großen, einfachen
Erkcnntniß Dessen, was der Armuth frommt und opferte willig von dem Ihrigen,
was verlangt wurde; ja, sie klagte nicht einmal mehr üder Mißgeschick, seit ihr be-
deutet worden war, daß die Damen das Heulen in ^er Küche nicht vertragen können.
Durch den ewigen Hinweis auf die „Herrschaft" kam es wie ein Schicksal
über sie; der Beruf, zu dem sie sich vorbereitete, wurde etwas so Großes und Ver«
antwortungvolles wie das Hüten eines Heiligthums Sie schauderte ein Wemg bei
dem Gedanken und legte willig ihr ganzes Kmdergcwicht in die Schale, die ihre
Bestimmung trug Ihre Mutter hatte ja selbst gedrern, deren Mutter auch und
wahrscheinlich so fort alle Ahnen in aufsteigender Linie, so lange die Welt stand.
Ehe sie noch selbst eine „Herrschaft" gesehen, war sie vollauf vertraut mit allen Launen
und Eigenschaften dieser göttlichen Wesen. Sie wußte auch, daß das Ganze gar
nicht so entsetzlich sein müsse, wenn man nur schwieg und sein Bestes that.
So ausgerüstet, vollendete sie ihr vierzehntes Jahr und trat ins Leben hin-
aus, geläutert und fest in dem Verständniß, daß all ihre eigenen Forderungen
gleich Null und all die Pflichten, d.e am Horizont erschienen, zwar ungeheuer schwer,
aber von ihr zu erfüllen waren. Wer sie in dieser Periode ihres Lebens sah, muß
gestehen, daß sie trotz manchen Schwächen etwvs Unvergleichliches war: ein seelen-
g i es, pflichtgetreues kleines Wesen, dessen Grundeigen chaft die stete Bereit will ig-
ten war. Andere zu schonen und sich selbst zu belasten Ein unentwickeltes Kn d,
das mit der entsagenden Weisheit eines Greises seine Sorgen so grünolich für sich
zu behalten verstand, daß man fast den Emdruck erhielt, es habe überhaupt keine.
Sie sah auch immer so hübsch froh und zufrieden aus. Und vor Allem war sie
so gut mit den Kindern.

Wo sie geboren wurde, ist gleichgültig. Sie drängte, wie alle Armen, ans
Licht, und wenn sie nicht in der Hauptstadt geboren war, so fand sie doch bald
den Weg dorthin. Das Leben, fand sie nun, packte sie durchaus nicht so hart an,
wie sie erwartet hatte. Wenn deiner von den Nächsten es sah, kniff die Freude
ein armes Dienstmädchen in die jungen Wangen und flüsterte ihr thörichte Dinge
ins Ohr; die jungen Götter des Lichts ließen die für sie Bestimmten sitzen, um
sich den Träumen der Einsamen zu gesellen und die Finsterniß um sie her mit
heiligen, der Familie trotzenden Ehegelöbnissen zu füllen.

Und nun mußte es gerade so ärgerlich und so höchst merkwürdig zugehen,
daß Vera, die selbst vom Morgen aller Zeiten an aus.e: sehen ward, der Anderen
Sklavin zu sein, eines Tages das Kmd der Freiheit unter dem Herzen trug Kein
Wunder, daß der Vater des Kindes vorzog, sie im Stich zu lassen. Unter dem

Vorwand, daß sie eine freche Dirne fei, die ihn verleitet habe, machte er sich un-
sichtbar und ließ sie für das Uebrige sorgen. Als ein Kind, das sie noch war,
wnsue sie vorläufig von nichts, sondern freute sich nur ihres Lebens. Sie stellte
nach keiner Seite hin Ansprüche, sondern nahm dankbar entgegen, was rhr zu Tyeil
wurde, und war ganz kindisch benommen von dem Lohn, der wie ein Goldregen
in arme Hände fiel. Ohne das Ziel klar zu sehen, schaffte sie sich, Stück vor Stück,
Alles an, was man braucht, um sich in die festlich gekleidete Menge mischen zu
können, die, Paar um Paar, in Cirkus und Skalacheater wandert. Und eims Tages
hatte sie, was dazugehört: nur noch nicht die Freiheit.
Durch ihre ganze Kindheit hatte es unaufhörlich geklungen: Wenn Du
ein gutts Mädchen bist und Allcs thuft, was man Dir befiehlt, ohne ?u rcnson-
niren, dann darfst Du vielleicht nachmittags Deine Wäsche nachsehen und an Sonn-
tagen morgens rasch in die Kirche lausen, während die Gnädige Deine Arbeit über-
nimmt. Wir haben uns immer so aufgeführt, daß wir wie zur Familie gehörig
behandelt wurden und die abgelegten Kleider der Herrschaft tragen durften.
Vera wußte das Alles ja, auch ohne daß es gesagt wurde; in ihr armes
Heim wars als Tradition eingehämmert. Noch während sie zu Haus war, kam
manchmal eine alte Dame, die Großmutter besuchte und „Sie" zu ihr sagto: Groß-
mutter knixle dann, so hinfällig sie war, und sagte „Euer Gnaden". Das gab der
Armuth des Hauses einen gewissen Glanz, einen Widerschein des reichen Sonnen-
glanzes der Gnade. Und sie hatte mit ihrem Theil treulich dazu beigetragen: an-
ders konnte es ja nicht sein. Das war nun mal ihr Schicksal
^ Eines Tages aber geschah das Unfaßliche, daß sie alle guten Traditionen
über den Haufen warf und sowohl Erbtheil als Kinderlehr? von sich abströme.
Em Sonnenstäubchen hatte sie befruchtend getroffen z_nd sie trug ihre arm sälige,
Hoffnung unter dem Herzen, allein für sich selbst, ohne Stütz? von irgendeiner
Seite und dennoch vergnügt und festlich gestimmt. Darin lag etwas Halsstmriges,
das sich jeder Erklärung entzog. Ein armes Kind, das bisher gutartig war und
das volle Vertrauen der Herrschaft genoß, geht plötzlich hin und verdirbt sich selbst
Alles, einer fixen Idee zu Liebe. Sie wollte sich selbst ihr Gut und Schlecht zu-
messen, auf die Gefahr, dabei zu verlieren: und verlieren mußte sie ja, wenn man
die Sache nach der Gesindeverordnung und dem freien Übereinkommen berechnete.
Nur als ein wunderlicher Anfall von Größenwahn wars zu erklären (die bittere
Armulh im Elternhaus mochte schuld sein), daß sie die dünne selbstgekaufte Jacke
der kostbaren, von der Frau abgelegten vorzog und sich lieber in ihrem be»
scheidenen Kämirurchen nach ihrem eigenen Kopf einrichtete, als daß sie in der Familie
das Aschenbrödel machte Aber schließlich wars ja für sie selbst am Schlimmsten Auf
die Anderen konnte es nur drollig wirken, wie sie ihre winzige Eigenperzönlickkett
so pietätvoll hegte, als habe sie plötzlich entdeckt, daß sie von altemNdel sei.
Mit der guten, halbkameradschaftllchen Umgangsform, die das wahre Vcr
hältniß so hübsch verdeckte, war es nun vorbei. Vera wünschte es selbst und mar-
kirte zuerst die neue Stellung; es schien, sie finde eine Genugtuung darin, ihre
Dienereigenschaft immer zu unterstreichen. Bisher hatte sie Alles von der Güte
ihrer Herrschaft angenommen und viele Vergünstigungen erlangt, die ihr nicht zu-
kamen; sie konnte sich zu jeder Tageszeit ein Freistündchen erbitten und, wenn sie
entbehrlich war, der Bewilligung sicher sein. Mir einem Mal verzichtete die Un-

dankbare auf das Alles und erreichte als Ersatz dafür einen einzigen fielen Abend ^
in der Woche, der aber ganz ihr gehörte, so daß Niemand auf Gottes Erde als
sie dnüber zu bestimmen hatte. Und darauf eben kam es an; sie mochte ihrer
He>!,chaft diesen Abend gern schenken, aber sie sollten sie darum bitten wie um
einen Dienst. Vera, der es vorausbestimmt gewesen war, Anderen zu dienen, war
zum ersten Mal m die Lage gekommen, freiwillig Dienste erweisen zu können; sie
hatte sich das Recht erkämpfe aus eigener Machtvollkommenheit Nein sagen zu
können. S.e war zu hilsbereit, um es wirklich zu thun; aber es war immerhin
schö i zu w ssen daß die Gnädige, selbst wenn sie an diesem Abend ein Klem«s
bekäme, nicht so ohne Weiteres sagen konnte: Vera bleib zu Haus! Daß sie es
als eine Gefälligkeit von ihr erbitten mußte. Vera war an einer Stelle unanwft,
bar geworden; dafür opferte sie freudig Alles und meinte, noch zu gewinnen
Ail ihrem Freiabend aber schroirete sie ins hellste Licht hinaus: am Liebsten
untcr die Eingänge zu den großen Vergnügunglokalen. Da stellte sie sich geduU iz
hin, starrte ins Licht und wartete, bis sie so glücklich war, ihren weichen Arm
m,ter de« dc!s jungen Mannes stecken zu können, ohne den es für ein Dienstmädchen
keire rechte Freude giebt. Im Winter ist der Eingang zum Cirkus ein günstiger
Allsstellungort für Einen, der über wenig Zeit verfügt; im Sommer muh man
eine der Parkalleen aufsuchen. Da steht man in der Reihe und lauscht der Musik,
während Soldaten und andere junge Bursche unter den Laternen auf und abgehen
und ihre Wahl treffen.
Ein unsicheres Dasein ist es. Vera fing das Glück und verlor es wieder.
Mehc als einmal. Mit nur einem freien Abend wöchentlich war es fast undenkbar,
einen Jüngling festzuhalten, der ja jeden Abend zu seiner Verfügung hat; er ward
der Sache leicht satt und schenkte das Cirkusbillet und seinen ritterlichen Schutz
dann einer Anderen, die es besser hatte. Meist zog sich an solchen Tagen auch
noch das Mittagessen hinaus, und kam sie endlich fort, so war es zu spät, nm
ihn aufzusacken Da mußte sie sich denn zu einem anderen Jüngling mit Clikus-
billet schlagen, um doch ein Bischen ins Leben hinauszukommen.
So oft sie knapp vor Tisch hinablief, um die letzten Ingredienzien zum
Mittagsmahl zu kaufen, flatterte es vor ihren neidischen Augen von Gesckäfts-
damen, die auf dem Heimweg waren. Sie sind frei, der Abend gehört ihnen von
sechs Uhr an, ihrer rst das Leben, alle vornehmen Herren sehen innen nack; sie
beherrschen für eine Weile den Korso ausschließlich. Unter ihnen soll sogar Eine
sein, die mit einem jungen Grafen geht; und sie ist gar nicht schöner als die An-
deren. Er holt sie vom Geschäft ab und begleitet sie durch die Stadt, bei hell
lichtem Tage! Vera sah sich in den Spiegel und zog Vergleiche. Sie wollte Laden-
fräulein werden. Ja, sie war unstreitig der Stellung gewachsen, wenn sie nur erst nicht
mehr bei der Gasflamme zu stehen brauchte, wenn das Haar auf einer Seite zu-
rückgekämmt wurde und das Schwarze von der Herdbürste von den Fingern ab-
ging. Und mit ihrer neuen Jacke! Sie durfte den ganzen Korso hinabgehen, ohne
die Augen niederschlagen zu müssen Sie kündigte sofort den Dienst und ging in der
letzten Zeit, zum Aerger der Frau, in der Küche mit Handschuhen umher. Dann
bat sie um die Erlaubniß zum Ausgang, „um einen ncuen Platz zu suchen" (drei-
mal, wie das Gesetz es vorschrieb); putzte sich auf und suchte ein altes Stickmuster-
t.lch aus der Schulzeit hervor. Da gab es Hexenstich, Kreuzstich, Lückensaum,

golhische Buchstaben, ein ganzes kleines handgeftickte ABC. Das sollte ihr
den nöthigen Schubs geben.
Und so war es bestimmt: Vera wollte Handstickerin werden, weil sie nun
einmal das Mustertuch zeigen konnte (als Probe Dessen, was sie n e erlernt hatte).
Waren etwa nicht von ihr selbst die Zacken an ihrem Einsegnunghemd geschlungen?
Mit eigener Hand hatte sie die über ein Zwei-Oere-Stück gezeichnet und jeden
Stich selbst gemacht.
Sie ging in eins der großen Geschäfte und vei langte, den Chef zu sprechen.
Er betrachtete das Tuch, dann noch ein Taschentuch, an dem sie kürzlich Namen
und Hohlsaum genäht hatte, und unterdrückte ein Lächeln. Er war ein gebildeter
Mann (vielleicht allzu gebildet für Veras Welt) und sagte: „Das ist ja sehr sckön;
können Sie auch zeichnen?"
Vera hauchte in heiserer Freude ihr Ja hinaus; sie dachte an das Zwei-
Oerc-Stück und an die Zacken. Des Scheines halber ließ er sie es mit ein paar
Epheublältern versuchen; sie kratzte Etwas hin, das einem zerbrochenen Haarkamm
glich, und lächelte ihn mtt bestrickender Zuversicht an.
„Na, Das ist ja recht gut", sagte der Chef zögernd. „Aber warum wollen Sie
eigentlich Ihre Lebensstellung wechseln?" Er kannte diese armen Nachtschwärmer
so gut, die irgendwo aus dem Dunkel daherkamen und so lange blind an das
erleuchtete Glas prallten, bis sie tot Herabsielen. Alles Ucberredcn war hier hoff-
nunglos und seine Worte klangen auch zunächst wie ein Seufzer äber die Schwielig«
keit, heutzutage em Dienstmädchen zu halten. „Man verdient ja viel mehr in der
Stellung, die Sie haben; aber Sie haben vielleicht Neigung -u Handarbeiten?"
„Ja", erwiderte Vera arglos; „und man ist 10 gebunden im Dienst" Na,
augenblicklich fei zwar kein Bedarf für sie, aber der Chef werde sie m Erinnerung
behalten. Er erhielt ihre Adresse.
Von diesem Tag an ging Vera mit klopfendem Herzen umher. Sie zählle
die Tage, obwohl sie nicht wußte, wie viele von ihnen m Ungewißheit lagen; so
oft der Postlwte klingelte, glauble sie, es gelte ihr; und meldete sich der Zweifel,
so wiederholte sie sich nur die freundlichen Worte des Chefs. Sie stand mit einem
Bein schon außerhalb ihres Tagewerkes, war jede Minute bereit, aufzubrechen,
wurde ihrer Arbeit mehr und mehr überdrüssig und begann, unverläßlich zu werden.
Sie erhielt die Kündigung, sandle dem Chef ihre neue Adresse, Verdöselte die Arbeit
und wartete. Wieder wurde ihr zum nächsten Monat gekündig!; sie sandte wieder
die Adresse und wartete; in etilem Zustand wunderlicher Starrheit.
Eines Tages konnte sie nicht mehr Draußen war Frühling Sie lief von
ihrem Platz fort, miethete ein Zimmerchen und stürzte sich hinaus in das Ge-
wimmel der klcmm gefeierten Jackenmädchen. Einen Monat brachte sie so zu,
trat von früh bis spät den Asphal:, bot sich vergebens in den Geschäften an, war
jeden Abend im Cirkus. Als der Monat um war, hatte sie noch das Meiste von
ihrer Ehre übrig, jedenfalls zu viel, um davon leben zu können; aber der Spar«
Pfennig war aufgezehrt und em großer Theil der Garderobe im Versatzamt.
Da gab sie es auf, sich mit den Ladenfräulein zu messen, und erkannte
niedergeschlagen, daß auch ein geringeres Maß an Glück genügen könne. Eine
Weile dachte sie daran, Haushälterin bei einem älteren Herrn zu werden; und da

sie hübsch war, bot sich ihr rasch ein Platz Aber im letzten Augenblick bangte
ibr 5avor, alle KonseauenSen der Stellung auf sich zu nehmen.

Wot l stand ihr der Rückweg zu Vergangenheit und Herrschaften offen; aber
sie wollte auf ihre Freiheit nicht verzichten. Es war das theuer erkaufte Kind
ihres arm,äugen Daseins und sie wachte darüber wie eine verlassene Mutter, die
zu jedem Op er bereit ist. Und emcs Tages schloß wie von selbst das Fabrik-
thor sich hinter ihr.

In der inneren Stadt zcigte sie sich nicht mehr; die Jacke war so schlissig
und zerknüllt und sah aus, als werde sie abends als Nachtjacke gebraucht. Das
Haar war dünn und wollte sich nicht recht krausen. Und auch das Gesicht war
dünn An Selbstkritik fehlte es ihr nicht. Aber sie sah ihren Traum verwirk-
licht: „Freiheit von sechs Uhr an"; und sie schwelgte von Sechs bis Acht in dem
lebhaften Gewimmel froher Menschen.

Im Sommer verlegte die Jugend ihren Korso auf den Kapellenweg bis
zum Rondeau hinaus. Auch hier giebt es vornehm gekleidete Herren mit frisch
gebügelten Cylindern Em^r von ihnen winde der Auserkorene. Em Grafensohn
war er zwar nicht, aber er hatte in einer Dilettantenkomoedie im Volkshaus hen
Grafen gegeben. Damals wohnte Vera im eigenenDachkämmerchen am Frederikssund'
weg. Dann aber bekam sie das Kind und mußte über den Hof zu einer armen
Familie, die schon oiele Kmder zu hüten hatte.

Der Graf glitt rasch aus ihrem Dasein. Und von nun an verbrachte sie
ihre Abende damit, draußen, wo die Stadt in Felder übergeht, an den kalten Ecken
zu stehen und auf Fcederik zu warten; meist vergebens. Zum letzten Mal sah ich
sie da in einer Weihnacht. Sie stand Stunden lang vor einer Kellerkneipe, zitternd
vor Kälte und Kummer, in der Hoffnung, einen Schimmer von ihm zu erhaschen
uid ihn in ihr armsäliges Nest mit heimzuziehen. Die Jacke existirte noch, konnte
aber nicht geschlossen werden. Vera war hochschwanger Und Frederik war ihrer
müde geworden und zog den Keller vor; von Zeit zu Zeit sandte er einen Lpüher
hinauf, um zu sehen, ob sie nicht schon abgezogen sei.

So sind ihre „freien Abende"; die würde sie aber nicht opfern und wieder
einen Platz nehmen; in all ihrem Elend sieht sie voll Verachtung auf die Ver-
gangenheit zurück. Viele haben ihr Mitleid gezeigt und sich bemüht, sie zur Ver-
nunft zu bringen, aber ihr ist nicht beizukommen. Tie Freiheit hat ihr kein Wohl-
ergehen geschenkt; dies vaterlose Kind der Liebe hat sie vielmehr bis auf den letzten
Faden geplündert. Aber eben deshalb liebt sie es wahnwitzig, mit Augen, die
von Selbstverzehrung glühen; wie eine verhungerte Wölfin brütet sie, nach allen
Seiten fleischend, über ihrem halbverkommenen Jungen. Selbst Frederik wagt
nicht, dies fremde Wesen aus dem Nest zu schleudern.

Ihre Tochter wird nicht m>: schweren Traditionen belastet sein. Sie soll
nicht hinaus, um zu dienen. Das steht fest Sie wächst auf unter den Bedingungen,
die nun einmal die der unehelichen Kinder sind. Und eines Tagcs erwacht sie
vielleicht zu der bitteren Erkenntniß, daß sie ohne Vater auf die Welt gekommen
ist und ihre eigene Mutter auffressen mußte, um sich einen Weg zu rnhnen.

Kopenhagen. Martin Andersen Nexö.

Trost.

as ist so wunderschön und fremd,
Daß von der offnen stolzen Welt
Dein Aug', und blickts auch ungehemmt,
5ich nur das lichte Land behält.

Am Wege blüht der Hollerstrauch,
Die weißen Hügel sind ganz nah,
Da Vir von einem süßen Hauch
Das erste, tiefe Gluck geschah.

Das macht: es hat Dein lautes Herz
Dies Glück so bang und hold bewegt,
Daß wälderein und hügelwärts
Es nur die lichten Träume trägt.

Gehst Du in fremden Ländern auch:
Da Dir das erste Glück geschah,
Am N)ege blüht der Hollerstrauch,
Die weißen Hügel sind ganz nah.

Wien. Ernst Lothar.

«25

Auswanderung.*)

lNs der schmerzlichsten Probleme sür zwei von drei im Mitteleuropäischen Wirthschaftverein vertretenen Staaten, Oesterreich und Ungarn, ist die Auöwanderungfrage. Aus Oesterielch'Ungarn wandern mindestens dreihunderttausend Menschen jährlich Übers Meer und eben so groß Vder ncch größer ist die Zahl der Saisonwanderer, die vom Standpunkt des die Leistungen der ihm Angehörigen einbüßenden Staates wie vom Standpunkt des im Ausland Erwerb suchenden Individuums auch als Auswanderer gelten müssen. Auswanderer nenne ich Jeden, der sich auf unbestimmte Zctt aus der Heimath entfernt mit der Absicht, im Ausland seinen Lebensunterhalt zu suchen, und die ihn begießenden oder ihm dahin nachfolgenden Familienangehörigen.

Wahrend man in Dcuychland einen prinzipiellen Unterschied zwischen Auswanderung S6Q811 stricto, die dort eine beneidenswerth geringe Rolle spielt, und der Saisonwanderung macht, die in Teutschland ja nicht als Ab-, sondern als Zuwanderung auftritt, rann ich vom Standpunkt eines Arbeitersport- und Auswanderungstaatcs, wie cS Oesterreich leider in hohem Maße ist, zwischen diesen beiden Kategorien keinen grundsätzlichen Unter>chied anerkennen und mutz deshalb

^) Fragmente aus einem B orttag, den der Vicepräsident der krakauer Gesellschaft für soziale Wissenschaften im Mitteleuropäischen Wnthschaftverem gehalten hat.

von beiden sprechen, da beiden sowohl das Schutzbedürfniß des Individuums nie
die Staatseinbutze an Arbeitskraft gemeinsam ist. Da übrigens die östkrreichilche
Amerika-Wanderung sich zum großen Theil als Auswanderung mit Rückkehrabn^ t
darstellt, so fällt auch das letzte Merkmal, die Reise über See, das früher als für die
Unterscheidung zwischen Aus- und Abwanderung maßgebend angenommen wind".
Zwischen dem Staat, der Arbeiter liefert, und dem, der sie d irch Arbeit-
gelegenheit überhaupt oder durch günstigere Arbeitbedingungen an sich zieht, Ge-
steht ein natürlicher Interessengegensatz, analog dem zwischen Arbeitnehmer und
Arbeitgeber. Wie es Pflicht einer in die Zukunft schauenden Sozialpolitik sein
mutz, diesen natürlich-n Interessengegensatz zwischen den-einzelnen BcvöZkerung.5-
klassen innerhalb des selben Staates zu mildern, so muß es auch Aufgabe der
Wissenschaft und der sie pflegenden internationalen Vereine, insbesondere des Mttlel-
europäischen Wirthschaftvereins sein, zur Milderung bestehender Gegensätze zwiscken
den einzelnen Staaten und Nationen beizutragen. Viel geschieht schon, wenn man
sich dieser Gegensätze bewußt wird und Verbältnisse anbahnt, die den Interessen
beider Theile möglichst Rechnung zu tragen suchen. Die nothwendige Verständi-
gung wird da^n der Thatsachenerforschung zu folgen haben.
Ein Arbeiterexportstaat muß die Tendenz haben, durch Hebung der Pro-
duktionkrafs, des inneren Konsums und der Volksbildung bei den oft von d?n
Agenten zur Auswanderung verleiteten Analphabeten die Zahl der Auswanderer
auf ein Mmdermaß wirklich Neberzähliger zu beschränken und der Düngung frem-
den Bodens durch die tüchtigsten Kräfte des eigenen Volk^thumes ein Ziel zu sitzen.
Doch darf sich dieser Slaat der Einsicht nicht verschließen, daß in der Au^wnu«
derung (insbesondere der auf kürzere Zeil) eine Schule wirthschaftlrchen A^rt-
schrrttes gegeben rst, der schließlich dem Heimathland nutzt, und er muß, bis sich seme
wirthschaftlrchen Verhältnisse gehoben haben, die Auswanderung als ein Sio er-
heitventil, als einen no^hwk-ndigen Beitrag zur Abschwächung sozialer Gegensätze
und als ein günstiges Mittel, wenn auch von zeitliche Dauer, anscy^n, den le m
heutigen Stande der Industrie und Landmirthschaft Unbeschäftigten lohnende Arbeit
zu verschaffen. Ist nach längerer Anstrengung das wirtschaftliche Niveau des
Arbeiterexportstaates gehoben, was nie in raschem Tempo, sondern immer nur
allmählich erfolgt dann ftnd die Arbeilerimportstaaten, da immer neue Völker auf
der Bildfläcke des internationalen Verkehrs erschienen, inzwischen mit Arbeitern
anderer Staden und Völ'er versorgt worden und die Eifindungen der Technik
haben daneben das B"dürfniß nach einer größeren Anzahl von Arbeitern wohl 5uch
herabgemindert, politische Ereignisse haben vielleicht die Grenzen der Staaten ver-
schoben, so daß si? eine jähe Staanatwn ihrer Versorgung mit ausländischen Ar-
Heilkräften und Ansiedlern wohl in keinem Fall zu befürchten haben.
Ist ein Staat in der ungünstigen Lage, etwa and rthalb Prozent seiner Be-
völkerung an das Ausland abzugeben, wie es in Oesterreich-Ungarn der Fall ist,
so muß er sowohl vom Standpunkt der sozialen Fürsorge für sie wie auch vom
Standpunkt der Hoffnung, s:e jemals zurückzugewinreu und ihre Kräfte für die
eigene Zukunft zu verwerthen, zwischen verschiedenen Einwanderer, und Arbeitc:-
importstaaten unterscheiden. Offenbar tritt der wirtschaftliche Gegensatz zwi 5en
Export« und Jmportstaat um so stärker hervor, je weniger Aussicht für den Ex-
portstaat vorhanden ist, seine konnationalen Arbeitkräfte zurückzugewinnen, je

größeren Gefahren ihr Leben oder ihre Gesundheit durch Klimawechsel, ungewohnt intensive Arbeit, insbesondere Akkordarbeit ausgesetzt ist, je ungünstiger das materielle Ergebniß ihrer Lohnarbeit ausfällt, das oft ja noch durch unproduktiven Vermittler- und Agentengewinn reduzirt wird, und je mehr ihre Moral und ihr Wohlergehen durch böses Beispiel, Verführung, allgemeine Rechtsunficherheit in ihrem neuen Milieu untergraben werden.

Die Einführung des zeitweiligen Aufenthaltsverbotes für einen Theil österreichischer Saisonarbeiter in Deutschland und der ihnen hierdurch zugefügte weitere wirthschaftliche Nachtheil, daß sie im Fall einer Verunglückung für immer in der Höhe einer dreijährigen Rente abgefunden werden, als ob sie freiwillig Deutschland verlassen hätten, die Aberkennung der Unfallentschädigung für die in Oesterreich zurückgebliebenen Witwen und Waisen verunglückter auftro-polnischer Landarbeiter, die Monopolisirung des Arbeiterbezuges aus Oesterreich'Ungarn und Ruhland in einer nicht nur von wirtschaftlichen Tendenzen geleiteten Institution und die Unterstützung österreichischer, nicht einmal konzesfionirter Privatagenten niedrigster Sorte unter Ausschluß der österreichischen öffentlichen ArbeitvermittelungSmter, der Zwang zur Ausstellung von Lkgitimationpapieren, und zwar in besonderen Farben nach den einzelnen Nationen, schließlich die Zuweisung der Azbeiter bei Überschreitung der Grenze an im Voraus bestimmte Arbmg-eber und die darin enthaltene offenbare Einschränkung ihres freien Verfügungrechtes: solche Mittel sind nicht geeignet, staatliche Interessengegensätze zu mildern. Ist auch das zeitweilige Aufenthaltsverbot eher aus national-politischen Rücksichten begreiflich, so kann der wirthschaftliche Schade, der seine Folge ist, nämlich der Wegfall der vollen Unfallversicherungrente, gewiß in keinem Fall berechtigt erscheinen. Der die Einführung der Legitim ationpapi er e angeblich begründende häufige Kontraktbruch der polnischen Saisonarbeiter würde gewiß seltener werden oder ganz verschwinden, wenn angesehene Institutionen sich nicht galizischer Privatvermittler bedienen würden, die durch Versorgung der Arbeiter mit auf verschiedene Namen lautende Arbeitbücher, durch Zureden und Agitationen sie in den meisten Fällen erst zum Kontraktbruch verleiten, um sie dann gegen nochmalige Beziehung der Vermittelungsgebühren an neue Arbeitgeber zu verschachern. Die Schuld trägt also der Vermittler; und gestraft werden die Arbeiter. Man will den leichtsinnigen und die Landwirthschaft wirklich empfindlich schädigenden Kontraktbruch bekämpfen und bindet tatsächlich den Arbeiter an die Scholle, weil doch das theoretisch ihm zuerkannte Recht auf nachträgliche Lösung deS Arbeitvertrages so viele Plackereien und Schwierigkeiten bei seiner Realifirung für ihn nach sich zieht (die durch Unkenntnih seiner Sprache und durch nationalen Antagonismus noch verschärft werden), daß es nur selten in der alltäglichen Wirklichkeit ausgeübt werden dürfte.

Wer daher eine ehrliche Verständigung und Annäherung der einzelnen Nationen und Staaten oder wenigstens einen erträglichen moäuZ vivsnäi im gemeinschaftlichen Interesse herbeiwünscht, muß die soeben flüchtig erwähnten Versuche wirthschaftlicher Sonderbehandlung als eben so viele Hindernisse erkennen.

Was soll nun in den Grenzen der Möglichkeit geschehen, um für die Ar^ beiterexportstaaten das Minimum zu leisten, das sie in ihrem Lebensinteresse anzustreben gezwungen sind? Bot Allem muß in Oesterreich der öffentliche Arbeitnachweis entsprechend ausgebaut werden. Die einzelnen Aemter muß man mit einer gut

honorirten und auf der'Höhe soziale« Bildung stehenden Beamtenelile besetzen und-
sie müssen, zum Zweck des Austausches von Angebots- und Nachfragemeldungen,
nach KrolSndern gruppirt und mit einem Reichsarbeitamt an der Spitze in engen
Zusammenhang gebracht werden und das ganze Geschäft der Arbeitvermittelung
nach dem Ausland und zum großen Theil wohl auch im Inland in die Hand
nehmen. In den Arbeiterimportländer« muß, sowohl in deren eigenem wtrthschaft-
lichen Interesse wie auch im richtig verstandenen nationalen, der Bezug der Arbeiter
aus dem Ausland ausschließlich durch Bermittelung der öffentlichen Arbeitnachweis^
Smter im Nachbarstaat erfolgen, damit endlich das betrügerische und ausbeutende
Privatagententhum ausgeschaltet werde. Daneben müssen die Arbeiterimportländer
im eigenen Interesse alle wirthschastlichen Benachtheiligungen der ausländischen
Arbeiter, die ihnen doch als anerkannte Arbeitkräfte wünschenswerth sind, ver-
meiden und bestehende Ausnahmegesetze aufheben.

Für den Arbeiterexportftaat bleibt noch eine Aufgabe, an der aber auch di5
Jmportstaaten mittelbar interessirt sind. Ein österreichisches Auswandererschutz-
gesetz könnte bewirken, daß große Massen bisher über See gelockter Arbeiter im.
Lande blieben und sowohl zur Verwendung im Inneren des Staates wie im Aus-
land (besonders in Deutschland) frei würden. Eine in Oesterreich unter ministe»
rieller Oberaufsicht zu gründende und durch die diplomatischen Vertreter informirte,
wenn auch von einem privaten Verein geleitete Centralauskunftstelle würde über
Arbeit« und Ansiedelungsgelegenheit im Ausland Auskunft geben und ein Reichs-
auswanderungamt die Ausführung des Schutzgesetzes überwachen und leiten.

Sehr wichtig sind zwei Momente, die bei der Regelung der Auswanderung-
frage für Oesterreich in Betracht kämen. Nach dem deutschen Gesetz vom neunten
Juni 1897 dürfen Wehrpflichtige nur befördert werden, wenn sie eine Entlassung-
urkunde oder ein Zeugnitz der Ersatzkommission haben, worin bescheinigt ist, daß
ihrer Auswanderung aus dem Grunde der Wehrpflicht kein Hinderniß entgegen-
steht. Diese Bestimmung (Z 23 a) gilt auch sür Ausländer, wie die Textirung der
Paragraphen 23 a und d im Gegensatz zu e beweift, in dem nur von Reichsang--
hörigen die Rede ist. Auch hat sich die preußische Regirung in den Paragraphens
13, 14 und 17 der noch zu Recht bestehenden Kartellkonvention vom zehnten Fe-
bruar 1831 ausdrücklich unserer Regirung gegenüber verpflichtet, die Beförderung
der Flucht unserer Militärpflichtigen oder deren Verführung zur Flucht eben so
wie die der eigenen Staatsangehörigen unter Strafe zu stellen. Trotzdem ist die Be-
förderung österreichischer und ungarischer Wehrpflichtigen in Hamburg und Bremen
alltäglich. In den Prospekten des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika«
Linie wird nur zwischen Deutschen und Nichtdeutschen unterschieden und von der
zweiten Kategorie kein dem Paragraphen 23 «. genügendes Papier verlangt. Ist
meine Interpretation der gesetzlichen Bestimmungen richtig, dann müßte an die
beiden großen deutschen Gesellschaften eine klare Rechtsbelehrung ergehen. Ferner
ist noch von der Auswanderung flach Brasilien zu reden. Während die Beförde^
rung deutscher Auswanderer nach Brasilien aus die drei Südftaaten beschränkt ist,
werben deutsche Agenten in Oesterreich für den Staat Sao Paolo, der die Be-
förderungskosten ganz oder zum Theil auf sich genommen hat, Landwirthe (da der
Boden dort für österreichische Auswanderer zu theuer ist, eigentlich Plantagen-
arbeiter). Allerdings widerspricht dieses Votgehen nicht dem Text des Pars-

graphen 23 o, der seinen Schutz auf Reichsangehörige beschränkt; aber dm freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland würde die gesetzliche Ausdehnung des Paragraphen 23c auf alle Auswanderer ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit entsprechen. Die schlechte Behandlung, der niedrige und oft in „vales" (Anweisungen) an den Kaufmann gezahlte Lohn, die hohen Lebensmittelpreise, das dem mitteleuropäischen Arbeiter schwer erträgliche Slima auf den Kaffeeplantagen Sao Paolos: Das Alles empfiehlt den Schritt, zu dem ich rathe.

Es hieße die Bedeutung der Auswanderungfrage verkennen, wollten wir bei diesem Resultat stehen bleiben und die Internationalitüt des großen Problems vergessen. Aus sozial-politischen und aus sozial-ethischen Gründen ist es nöthig, zwischen allen Staaten, für welche die europäische, vielleicht auch die chinesische und ostindische Kuliaus Wanderung in Frage kommt, internationale Verträge anzubahnen, in denen gemeinschaftliche Grundsätze der Auswanderung- und Einwanderungstatiftik festgelegt würden, da die bisherigen, nach verschiedenen Methoden gefundenen statistischen Daten keinen genügenden Aufschluß bieten und in^ einigen für unsere Frage besonders wichtigen Staaten, wie Oesterreich.Ungarn, Brasilien, Argentinien, Rußland und den BalkanlSndern, die offizielle Statistik noch in den Kinderschuhen - steckt oder politischen Sonderinterefsen dienstbar gemacht wird.

In diesen Verträgen müßte die Lieferung von angeworbenen Arbeitern nach dem Ausland, wo sie nicht schon verboten ist, ausschließlich öffentlichen Arbeitvermittlunganstalten vorbehalten und bis zur allgemeinen Durchführung dieses Grundsatzes die strengste Kontrole der Privatagenten gesichert werden. Ferner müßte man die Bedingungen der Rechtsverbindlichkeit von im Ausland ausgestellten öffentlichen Urkunden (Geburt-, Tauf-, Trau- und Totenscheinen) für daS Inland vereinfachen. Auf diesem für das Privatrecht, insbesondere das Erb- und Eherecht, die Militärstellungpflicht und Anderes so wichtigen Gebiet sehen sich, weils ihnen an als vollkommen glaubwürdig anerkannten Urkundtn fehlt, die im Ausland, insbesondere in Amerika Geborenen, doch nach Oesterreich Zuständigen bei ihrer Rückkehr oft beträchtlichem EchadenZausgesetzt.

Will man einen Gedanken verwirklichen und seine Ausführung überwachen, so gehört dazu mehr als augenblickliche Begeisterung, «ehr als eine internationale Konferenz von Staatsmännern, wie sie Roofevelt vorschlug, mehr als ein wissenschaftlicher Kongreß: es bedarf der einheitlichen und ausdauernden Leitung durch ein alle Bemühungen, Kenntnisse und erftrebenswerthe Gedanken zusammenfassendes internationales Institut. Das hätte in unserem Fall die Ausgabe, genaue Informationen von den Auswanderungämtern der verschiedenen Staaten über die Lage der Auswanderer in den einzelnen Ländern, über die dort geltenden Gesetze, Lohnhöhe, Lebensunterhalt, Fauna und Flora zu sammeln und internationale Vereinbarungen vorzubereiten, die dem hier skizzirten Gedankengang einstweilen wenigstens halbwegs entsprechen. Von den Staaten Europas und vielleicht auch der Union gemeinsam erhalten, würde ein solches Institut zu vernünftiger Besiedelung der Erde auf bisher unbewohnten, ungeheuren Flächen beitrogen und durch seine Forschungen Zugleich der Vergleichenden Rlchtswissenschast, der Völkerkunde und den NaturwifsenschaftenZzu dienen berufen sein.

Krakau. Dr. Leopold Caro.

Kohlenzoll.

men Kohlenausfuhrzoll haben deutsche Agrarier schon oft gefordert; mehr wohl
in der Abficht, das Kohlensyndikat zu strafen, als in dem Wunsch, dem Staat
zu helfen. Der Preispolitik des mächtigsten deutschen Jnduftriekartells sollte ein
Weg gewiesen werden, den es freiwillig nicht beschreiten wollte. Der deutsche Hütten-
bescher und Fabrikant stöhnt seit Jahren über hohe Kohlenpreise; das Syndikat
erklärt, daran sei die Steigerung der Selbstkosten schuld. Die Arbeiterlöhne und
das Grubenholz verzehren immer mehr Geld. Also muß man durch Einschränkung
der Förderung den Schaden zu mindern versuchen, den Konjunkturschwankungen brin-
gen könnten. Preisreduktionen würden die Dividenden kürzen. Daß aber gerade
die Konservativen dem Syndikat vorwerfen, es sei den Beweis dafür schuldig ge«
blieben, daß seine Dispositionen auf die Lage des Marktes und auf die Interessen
der Verbraucher ^gebührende" Rücksicht nehmen, ist ein guter Witz. Die Zöllner
sollten den Syndikaten nicht gar z« scharf den Text lesen; denn ohne ihre Schutz-
politik hinter hohen Mauern wären die privaten Monopolträger nicht so kräftig
gediehen. In der Verwaltung des Kohlensyndikates sitzen gescheite und erfahrene
Männer. Wer wollte einem Emil Kirdorf die Verdienste absprechen? Trotzdem
beweisen die Thatsachen, daß diese klugen Wahrer ihrer Interessen nicht immer
richtig disponirt haben. Da ist, zum Beiipiel, der Geschäftsbericht für das Jahr
1907, in dem daS Syndikat sagt: „Will man wirthschaftgeographischen Verhält-
nissen nicht mehr die Bedeutung beimessen, die ihnen nach allgemeinen volkswirth-
schaftlichen Begriffen zukommt, will man statt Dessen die Theorie aufstellen, daß
die deutsche Kohle dem deutschen Markt, natürlich auch der deutsche Markt der
deutschen Kohle erhalten bleiben muß, so ist es, folgerichtig, als unzulässig zu er-
achten, daß, zu« Beispiel, an der Deckung des Kohlenbedarfes unserer Reichshaupt-
ftadt England noch mit etwa 1,10 Millionen Tonnen jährlich betheiligt ist gegen-
über etwa 480 000 Tonnen, die von Westfalen geliefert werden; daß ferner von
dem Kvhlenumschlag Hamburgs in Höhe von etwa 7,50 Millionen Tonnen jähr-
lich mehr als zwei Drittel auf die englische und weniger als Millionen Tonnen
auf die deutsche Kohle entfallen. Weite Gebiete von Hannover und des mittleren
Deutschlands find leichter der englischen Kohle zugänglich als der deutschen." So
klagten die Herren vor etwa einem Jahr; und sie forderten vom Staat eine Er-
Mäßigung der Frachtsätze, besonders vom Kohlenrevier nach Berlin, auf daß der
fremden Konkurrenz der Markt genommen werden könne. Ringsum wurde ge-
lächelt. Warum dringt denn die fremde Kohle immer tiefer ins deutsche Gebiet?
Weil sie billiger ist als das deutsche Produkt. Wer ist schuld daran? Das Kohlen-
syndikat (und der FiskuS, der mit seinen Kohlenpreisen auch auf den Pfaden des
Geizhalses wandelt). Da ist ein Fehler in der Rechnung der Syndikatsherren. Im
Jahr 1908 ist der Import fremder Kohle zwar von 13,73 (1907) auf 11,66 Mil-
lionen Tonnen zurückgegangen. Das war aber nicht die Folge eines künstlichen
Eingriffes, sondern der schwächeren Konjunktur. Auch in dem Geschäftsbericht für
1908 vertheidigt das Syndikar die Richtigkeit seines Verhaltens und betont, daß
die Pflege des Exports nöthig war, weil der steigenden Kohlenförderung sonst in
schlechten Zeiten Nicht der entsprechende Absatz zu sichern sei. Hätte der deutsche
Bergbau im Jahr 1908 nicht 21 Millionen Tonnen Kohle (im Werth von200Mil-

lionen Mark) im Ausland abgesetzt, so wären viele Zechenarbeiter entlassen worden. Das klingt überzeugend. Nun aber weiter: die Kohlenförder»ng im Deutschen Reich hat (1908) 148,62 Millionen Tonnen betragen; das Inland hat 139,23 Millionen Tonnen verbraucht; also konnten 9 Millionen exportirt werden. In Wirklichkeit sind 21 Millionen Tonnen ausgeführt worden. Dem Konsum blieben also 12 Millionen Tonnen weniger, als er brauchte. Dieses Quantum mutzte durch den Import fremder Kohle gedeckt werden. Da ift zwischen den Worten und den Thaten der Essener ein Widerspruch. Denn den deutschen Verbrauchern sind Kohlen entzogen worden, die das Ausland billiger bekam, als im Inland möglich war.
Soll der Ausfuhrzoll nun den Abnehmern oder der Reichskasse nützen? Die Antwort auf diese Frage ist wichtig. Wenn nämlich die Sohlenpreise im Inland herabgedrückt werden sollen, so muß die Ausfuhr zurückgehen; soll aber der Exportzoll den Reichssäckel füllen, dann darf die Ausfuhr nicht sinken. DaS mutz auch der Reichstag einsehen. Die Finanzkommission wollte zunächst nur eine Einnahme von 25 bis SO Millionen Mark auf dem Papier haben. Die 25 Millionen, die die Erdschaften bringen sollten, müssen im tiefsten Schacht verschwinden; der Förderkorb aber bringt Ersatz zu Tage. Der Fiskus soll mit dem Syndikat gemeinsame Sache machen und mit ihm über die dummen Kerle lachen, die da glauben, es gehe um ihre Preise. Das heißt: dem Syndikat würde das Lachen bald vergehen. Seine Mitglieder sind von ungleichem Wesen und Werth. Abgesehen von den bekannten Gegensätzen zwischen Hütten- und Reinen Zechen, ist die. finanzielle Struktur und die Ergiebigkeit verschieden. Wenn daS Syndikat die Parole ausgiebt: „Der Zoll von I Mark für die Tonne wird auf den Konsum abgewälzt; zu diesem Zweck sind neue Produktioneinschränkungen, bei unverminderter Ausfuhr, vorzunehmen", werden viele Mitglieder sich gegen den Befehl auflehnen, weil das im Betrieb investirte Kapital nicht der Gefahr der Ertraglosigkeit ausgesetzt werden darf. Durch Aktien, Schuldverschreibungen und Hypotheken find dem Bergbau immer neue Mittel zugeführt worden; die Verpflichtungen gegenüber den Geldgebern sind schon keine Mittelgebirge mehr, mit bequemen PaßübergSngen, sondern Hochalpen. Dem »mobilen Kapital" soll zwar von Staates wegen nur das Matz von Achtung entgegengebracht werden, das nothwendig ift, um die Bereitwilligkeit zu neuen Steuerspenden zu sichern; aber daS Kapital hat das Recht, sich zu wehren: und so darf man sich auf schroffe Opposition mancher Bergwerkgesellschaften gefaßt machen, die vielleicht die Syndikatsfesseln sprengen werden. Der Industrie könnte Das nur erwünscht sein, da sie billige Kohlen bekäme; für die Zechen aber wäre es arg. Das ift leicht zu erkennen. Die Harpener Bergbaugesellschaft muß jetzt neue Aktien ausgeben. Das Kapital soll von 80 auf 85 Millionen erhöht werden (erst im vorigen Jahr stieg es auf 80). Geht die Kotirungfteuer durch, so hat Harpen für Aktien und Schuldverschreibungen etwa 300 000 Mark im Jahr zu zahlen. Die Gesellschaft ift mit 7V2 Millionen Tonnen Kohlen am Syndikat betheiligt. Die Förderung betrug etwa 7 Millionen Tonnen. Ist davon 1 Million exportirt worden (die Ausfuhr betrug 1908 rund 14 Prozent der deutschen Gesammtförderung), so brächte der Ausfuhrzoll eine Million. Mit der Kotirungfteuer wären es 1,30 Millionen, die von der Dividende abzuziehen wären. Solche Wirkungen hat unsere Kohleninduftrie von Ausfuhrzoll und Kotirungfteuer zu erwarten.
Die deutsche Sohleninduftrie braucht die AuSfuhrmöglichkeit. Wenn voll

produzirt wird (ohne FördereinschrKnkung), ift daS Ergebniß größer, als der Bedarf fordert. Der NothauSgang über die Grenze darf also nicht gesperrt werden. Eine wirkliche Kohlenknappheit hat sich erst einmal gezeigt (in den Jahren 1907/08); in normalen Jahren produzirt Deutschland mehr Kohle, als es braucht. Welche Er. fahrungen hat denn England mit dem Kohlenaussuhrzoll gemacht, den der Schatzkanzler Sir Michael Hicksbeach 1903. durchsetzte? Im Jahr 1906 wurde der Zoll wieder auf. gehoben. Der Transvaalkrieg hatte die Bilanz aus dem Gleichgewicht gebracht und man mußte neue Einnahmen haben. Der Zoll wurde auf 1 Shilling für die Tonne beziffert. In den Absatzgebieten, die England unbestritten beherrscht, ließ der Export nicht nach; die Preise wurden erhöht und den Zoll hatte der Verbraucher zu tragen. DaS war auf den Märkten, die unter internationaler Konkurrenz stehen (Holland, Belgien, Frankreich), nicht möglich. Hier wirkte der Ausfuhrzoll wie eine Prämie zu Gunsten des ausländische« Produzenten. Die britische Aussuhr ging zurück und die fremden Konkurrenten, besonders Deutschland, gewannen an Boden. Der^Zoll wird entweder also auf den Verbraucher abgeladen oder vom Exporteur getragen, der dadurch an Konkurrenzfähigkeit verliert und von den fremden Märkten verdrängt wird. Die deutsche Industrie, so weit sie auf den Vezug von Sohle (für Koks gilt, WntAtis Wutanäis, natürlich daS Selbe) angewiesen ift, hat in erster Linie mit der Abwälzung des Zolls zu rechnen. Am ersten Oktober 1908 sind die Kohlenausfuhrtarife beseitigt worden. Man wollte die Kohlennoth mildern und das Syndikat zu einer weniger harten Preispolitik bestimmm. Nur etwa zehn Prozent der gesammten Ausfuhr sollten getroffen werden; trotzdem wartete^man gespannt auf die Wirkung, die diese erste staatliche Korrektur der Syndikatspolitik haben werde. Im Jahr 1908 ist der Export nicht zurückgegangen, sondern gestiegen. jDabei ift zu bedenken, daß die Ausnahmetarife erst seit einem Vierteljahr beseitigt waren und daß vor dem Termin der Aufhebung die Ausfuhr natürlich besonders stark forcirt wurde. Wichtiger ist die beträchtliche Steigerung des Kohlenexportes, die wir jetzt sehen. Im April 1909 hob sich die Ausfuhr von Steinkohle um 2,70 Millionen Doppelcentner- besonders v«l ging nach Belgien und Holland. Das Syndikat hat nicht nachgegeben und die Wichtigkeit der von England bestrittenen Märkte (Belgien und Holland) für die deutsche Kohlenindustrie ift erwiesen. Der würde es, wenn man ihr einen Ausfuhrzoll um den Hals legte, ähnlich ergehen wie England nach 1901. Als vor einigen Monaten in Sachsen eine Kohlensteuer vorgeschlagen wurde, waren unter dim zahlreichen Gegnern auch Konservative. Und das Industrieland Sachsen würde durch einen Ausfuhrzoll nicht weniger leiden als durch eine Kohlensteuer. Ein Kohlenausfuhrzoll wäre eine fiskalische Maßregel, die auf wirthschaft- und h indelspolitische Faktoren keine Rücksicht nimmt und nicht einmal als Strafmittel gegen das Syndikat zu empfehlen wäre. Deutschland hat auch nicht, wie England vielleicht, mit einer nahen Erschöpfung seiner Kohlenlager zu rechnen und braucht deshalb den Export nicht einzuschränken, um das Land vor Kohlennoth zu schützen. Und wenn unser Ausfuhrzoll vom Ausland mit Exportprämien bekämpft würde? Könnten wir dann noch konkurriren? Was sollte die deutsche Industrie mit einem smdarrag äs ricksss an Kohlen und Koks anfangen, wenn die Konjunktur ihr nicht die Möglichkeit bietet, alles Brennmaterial zu verwenden? Dann liegt das Gelo unfruchtbar auf den Halden; und wir haben auch heute noch immer nicht so viel, daß wir uns den Luxus solcher Trockenlegung von Betriebskapital leisten dürfen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Bcrlag der Zukunft w Berlin-
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 19. Juni 1909.
Holstein.
uz)
Goethe: Es gab eine Zlil, wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit
zurück war, daß man die Meinung aUgeniein verbreitet fand,dcr Kukuk
sei nur im Sommer ein Kukuk, im Winter aber ein Raubvogel.
Eckermann: Diese Ansicht existirt im Volke auch jetzt noch. Man gebraucht deri guten
Vogel als dasGleichniß desschänd!ichstenUnda«kes.Jch kenne Lcute,
dissich dieseAbsurditäten durchausnicht ausreden lassen und diedar-
aisofefthängenwieanirgendeinemArtikel ihres christlichenGlaubens.
Goethe: Die Herren Ornitholozen sind wahrscheinlich froh, wänn sie irgend-
einen eigenthümlichenVogelnur einigermaßen schicklich untergebracht
haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und sich um
die von beschränkten Menschen gemachten Fächer wenig kümmert.
Eckermann: Der Kukuk ist ein Vogel für sich, mit so scharf ausgesprochener In-
dividualität wie einer. Wir wissen von ihm, daß er richl selbst brütet,
sondern sein El in das Nest irgendeines anderen Vogels legt.
Goethe: Alles,was ich über ihngehörthabe,giebt mir fürdiescn merkwürdigen
Vogel ein großcs Interesse. Er ist eine höchst problematische Namr,
ein offenbares Geheimnitz, aber trotzdem schwer zu lösen, weil cs so
offenbar ist. Bei wie vielen Dingen finden wir ms in dem selben Fall Z
W^or drei Jahren halte ich zum ersten Mal ausführlich über Holstein ge-
schrieben (derim Lenz, ^
detwordenwar).JHnderGr^
duTremblay,dendieGeschichtealsPaterFoscphkmntundderimDunkelnfünf-
*) S. „Zuümst" vom zwölsw, Juni 1909.

zehn Jahre lang die internationalePolitikFrankreichs leitete. „Holstein war
noch weniger eitel als der Provinzial derTouraine und fühlte sich eigentlich nur
in seinem Winkel wohl. Er wollte nicht fichtbar sein, nicht genannt werden.
War unglücklich, vom Aerger krank, wenn sein Name einmal in die Presse
kam. Ihm genügte die Wirkens Möglichkeit und das Bewußtsein der Macht.
Die hatte er. Len6 <zm lawit den« vixit...War dieses Leben, das sich dem
Blick so scheu immer barg, glücklich zu preisen? Herr von Holstein ist ansZiel
seines Wunsches gelangt: er hat geherrscht, in seinem Winkel alle Wonnen der
Macht ausgeschlürft und sich manchmal als den Mann des Schicksals gefühlt.
Ringsum aber wohl auch den lauernden Haß; und nah dem Herzen brannte
es oft wie eine hautlose Stelle. Unter Blinden war dieser Einäugige König.
Wenn er heute aber zurückschaut.' wo liegen seine Reiche? Deutschlands in-
ternationalePolitik war nie schlechter, ihr Ertrag nie dürftiger als in den drei
Lustren holsteinischer Herrschaft. Als Bismmck ging, war Frankreich, als
Holstein ging, Deutschland vereinsamt. Kein Reich also erobert, keine nützlich
fortwnkendeTradition geschaffen; und kein warmes Heim in Menschenherzen
gefunden." Einem heldischen Riesen ähnelte der Portraitirte nicht;doch we'
niger noch einemKnirps. Eine schlackigePersönlichkeit war dargestellt, deren
großes und im Großen nicht unedlesWollen nicht vom rechten Schöpfergeist
bedient wurde. Der erste Widerhall kam aus der Kanzleiregion. „In einem
PunktistJhrNrtheilHerrnvonHolsteinnichtgerechtgeworden.DieUntergebe-
nenhaterimmergutbehandelt. Hochfahrendwarernie. Er hatManchemge-
holfenundhinterläßtbei uns deshalbdas besteAndenken." SechsWochenda-
nach kam vonHolsteineinBrief,dcramachtzehntenAugust 1906 hierveröffent'
licht wurde. Ueber die Bismmck-Katastrophe wolle er nicht sprechen, ehe der
dritteBand der „Gedanken und Erinnerungen" erschienen sei. „Wann Das ge-
schehen wird, ahneich nicht; falls ich vorher aus dem Lebenscheiden sollte, werde
ich einerkompetentenPersönlichkeit den Auftrag zurücklassen, das nach Lage der
Dinge etwa geeignet oder nothwendig Erscheinende aus meinem Nachlaß zu
veröffentlichen. Mir ist gesagt worden, daß auch von anderenSeiten auf die-
senZeitpunkt gewartet wird."(Dabei dachteerzunächstanWaldersees Witwe
und an Boetticher; wußte aber nicht, daß dem Fürsten Guido Henckel von
Donnersmarck das Bestimmungrecht über den gefürchteten dritten Band zu-
gefallen ist.) Der Hauptzweck desBriefes war wohl, den Verdacht abzuweh-
ren, er habe der internationalen Politik des Deutschen Reiches die Richtung
gewiesenund,, direkte oder indirekte Beziehungen zuSeiner Majestätgehabt".
Der erkennbarste Zweck. Der Gestürzte, um den sich von d^n superi damals

kaum Jemand kümmerte, ertrug das Bewußtsein der Ohnmacht wohl nicht
und wollte beweisen, daß er noch nicht abgethan sei; mit dem Amt nicht jede
Wirkensmöglichkeitverlorenhabe.(„Siehabenmich ausdemAmtgebrachtund
mir dann doch wieder zuMacht verholfen": sagte er schmunzelnd späteroftzu
mir.) Drum kam er, zum ersten Mal ungezwungen, ans Licht. Warum gerade
zu mir? Weil ich dieLeute, die er für seine schlimmsten Feinde hielt, Philipp
Eulenburg und Herrn von Tschirschky, grausam angegriffen und weil er am
eigenen Leib erlebt hatte, daß solcheAngriffe nicht immer, wie sonst mancher
im Holzpapiergelände unternommene, zu belächeln seien. Die höfliche, in
allem Historisch-Sachlichen aber auffeftem Anrergrund beharrende Antwort,
die ich im selben Heft seinemBrief gab, schloß mit den Sätzen: „Nie hat ein
GeschichtenträgermichgegenSiezuhetzenverfuchtzichhabeJhnendieQuellen,
aus denen ich schöpfte, gezeigt und bin zujedernoch erwünschten Auskunft be-
reit. Daß mein Portraitirversuch in manchem Zug unähnlich blieb, ist zu
fürchten. Was läge dran?WürdeJhrBismarckbild meinem gleichen?Taines
Bonaparte schien dem Prinzen Jerome eine erbärmliche Karikatur; und das
Portrait, das dem Original gefällt, ist nicht immer das ehrlichste. Ich habe
mich um gerechtes Urtheil bemüht. Doch selbst blindeste Ungerechtigkeitbraucht
den hellen Sinn Eurer Excellenz nicht zu umwölken. Sie sind jetzt ja frei,
keinem durch Zufallsgunst Erhöhten mehr unterthan; und können, mit der
Frische des Geistes, für die der Stil Ihres Briefes zeugt, Freund und Feind
lehren, wie ein aufrechter, des politischen Geschäftes kundiger, von keinem
Dickicht zu schreckender Mann seinem Vaterlande dient."
Vier^ehnTage danach fragte ein gescheiterund nobel empfindender Mann,
den ich schon lange hochschätzte: „MöchtenSie sich nicht mal bei mir mitHol-
stein aussprechen? Ihm scheint daran zu liegen." Gern. Der erste Eindruck:
ein Professor. Ziemlich groß und hager. Dunkler, unmodischer Jacketanzug
und breite Wanderstiefel. Der Kopf, mit dem kahlen Vorderschädel und der
weit vorspringenden, ein Bischen zu dicken Nase über dem dichten Weißbart,
eines Büchermenschen. So lange er die Brille trug. Wenn er sie abgenommen
hatte, kam die Energie und die Feinheit des unbewachsenen Kopftheiles zu
deutlicherem Ausdruck. Jedenfalls: kein geschniegelter Diplomat. Und: im
neunundsechzigsten Lebensjahr noch kein Greis. Firn wie ein Fünfziger. We-
gen Altersschwäche konnten sieDen nicht penfionirt haben. Der arbeitete sicher
noch mehr alsKanzler und Staatssekretär zusammen; mehr und rascher.Und
marschirte, zur Erholung, dann nach Tempelhof oder Paulsborn. Während
der ersten Minuten waren wir Beide etwas steif und genirt. Dann ging er

aufs Ganze. „Hier bin ich; sehen Sie mich genau an und beantworten sich
dann die Frage, ob ich dem Bild gleiche, das Ihnen in Bismarcks Haus ge-
zeigt worden ist. Ohne Sie hätten meine Feinde mich nicht untergekriegt; aber
dah Sie dem größten Mann d?s Jahrhunderts glaubten, kann Ihnen ja kein
vernünftigerMensch nachtragen." Damit war unter dasVergangene ein Strich
gezogen. Und wir kamen einander schnell nah. Gingen noch am selben heißen
Mittag eine Stunde lang durch schattige Parkstraßen. Seitdem hat er mich
oft besucht; wenn er nicht krank war, mindestens einmal in jederWoche.Und
in jeder kam wenigstens ein Brief. Er respektirte d!e Arbeitleistung so sehr,
daß er mir nicht erlaubte, ihm den weiten Weg zu sparen „Das fehlte noch!
Ich habe auf der Welt nichts mehr zu thun und Sie arbeiten fürZehn. Nein:
ich komme an Ihren etwas freieren Tagen, lasse mich ruhig abweisen, wenns
Ihnen nickt paßt, und bestehe darauf, daß Sie in der Hausjacke neben mir
fitzen. Haben Sie mal gar nichts Besseres vor und sagen sich bei mir an, so
bin ich dankbar. Aber Ceremonien giebts fürunsnicht." Dabeiists geblieben.
Am achten Märzkam erzumletztenMal.NacheinpaarTropfenmildenRoth-
weins hatte er Magenbeschwerden und einen Krampfhustenanfall; mußte sich
hinlegen, schien aber nach einem Weilchen leidlich erholt und konntebis an die
HaltestellederStraßenbahngehen. EinWagen? „Danke/'Danach haterseine
Wohnung nichtwieder verlassen.Dortsaßichmanchmal noch anseinemBett.
Wir haben uns im Lauf der Jahre ernsthaft befreundet und er hat mir
vieleBeweise tiefer Sympathie gegeben. Die Erinnerung darf denBlicknicht
blenden. Doch Holstein war anders, als er mir von Weitem gezeigt worden
war. Nicht größer: sauberer und aus feinerem Stoff. Bismarcks Psychologie
entfleischte den Menschen; nahm ihm die Polyphonie des Empfindens und
Trachtens und suchte all sein Handeln aus einer Willensdominante zu erklä-
ren. Holstein war ihm der Mann des Dunkels. Einer, der Jeden für einen
Kujon hält und denkt: Wenn ich ihm kein Bein stelle, stellt er mir eins. Der
Raubvogel, der, weil er nicht selbst brüten kann, seine Eier heimlich in fremde
Nester legt. „Eigentlich war er mehr Arnims Schüler als meiner. Nur im Sou-
terrain zubrauchen. FleckeaufderinnerenJris." Ein sanfter KritikerwarBis-
marcknie. Aus Frankfurt Hat er1857 an Gerlach geschrieben: „DieFähigkeit,
Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein
Fehler meinesAuges,.daß es schärfer fürSchwächen als für Vorzüge ist." So
blieb er; immer geneigt, die Mängel (auch an sich selbst) stärker zu betonen
als die guten Eigenschaften. Wenn man ihn nach einem seiner Mitarbeiter
fragte, wurden sicherzuerstdieGrenzenderFähigkeitunddesWollensgezogen;

das Lob der Leistung tröpfelte dann vielleicht nach.Zum Entzücken wars, die
hohe, höflicheStimme Todesurtheile sprechen zu hören. Und den Freund des
Ehepaares Lebbin hatten Herbert und Bucher (nachKeudell und Reuß) ihm
Endlich verleidet.Holsteinwaranders,alsihnderGewaltige sah KeinSchöp-
fergeist.NichtderMann,dasSchicksaleinerNation zu gestalten.Nicht aus einem
Guß;inmanchemZugeineproblematifcheNatur(solcheNaturen, sagtGoethe,
„wird man in Diktionären, Bibliotheken, Nekrologen selten mit Gründlich-
keit und Billigkeit dargestellt finden"). Ungemein mißtrauisch und empfind-
lich: und doch von heiterem Wesensgnmdton VomWirbel bis zur Zehe von
politischer Leidenschaft erfüllt: und doch von fast kindhafter Freude an den
kleinen Alttagsgenüssen des Daseins. Just diese ^0,6 vivr^ hatte ich ihm
nicht zugetraut. Einen finster blickendenDuodezalba zu finden erwartet; „eine
langfüßige, schmalleibigeKreuzspinne, die vomFrahnichtfeistwird undrecht
dünneFädenzieht, aber destozähere." Und fand einen untermWeihhaarnoch
Munteren, der das süße Leben, die schöne, freundliche Gewohnheit des Da-
seins und Wirkens egmontisch liebte. StillenLaubwaldund buntbestickteWie-
sen; Spazirgänge unter märkischen Kiefern oder auf dürrem Sandfeld hin-
ter deichten Häusern der Großstadt. Schmackhafte Speise und einen edlen
Tropfen. Gespräche mit ernsten Männern und grazilen oder klugen Frauen.
Ermußtefich1907schon kasteien,gingnurnoch in fünfHäuser(wenn erficher
war, keinen Fremden zu treffen) und das Mahl, das ihm im engen Eßzim-
merchen aufgetischt wurde, war karger und schlichter servirt als eines Bank-
buchhalters. Noch aber gefiel ihm Allerlei. „Jedes Frühjahr das ersteThier-
gartengrün; oder wenn in Werder die Kirschen blühn; zu Pfingsten Kalmus
und Birkenreiser; der alte Moltke, der alteKaiser." So ^ungefähr) konnte er
mit Fontane sprechen. Und auch dem Schwedter fehlte, wie dem Neurup-
piner, beinahe völlig der Sinn fürFeierlichkeit. „Machthaber allerArten und
Grade, vom Hof, von der Börse, von der Parade, .Damens' mit und ohne
Schnitzer, Portiers, Hauswirthe, Hausbesitzer: ich konnte mich Allen bequem
bequemen, aber feierlich konm' ich sie nicht nehmen." Der Mann bequemen
Bequemens war Holstein freilich nicht. Doch Einer, in den das Dichterherz
des gascognischen Märkers sich veiliebt hätte. Nicht nur klug: auch kultivirt.
Nichtnur witzig: auch männlichen Humors voll. Wie herzlich konnte erlachenz
wie mußtemanüberihnlachen,wennersichseIbstzumBestenhieltoderEinen,
den er erlebt hatte, dnb karikirte! „Der hat sich, bis er die reiche Frau fand,
furchtbar gequält und davon Schwielen an der Seele bekommen." „Der hat
so viele Lügen über die Lippen gebracht, daß er jetzt aus dem Mund riecht."

Aergeres. Verlogenheit war ihm ein GrSuel. Von Paul Hatzfeld! (den er
unter allen Diplomaten amMeisten liebte und dessen Bild der am Schreib-
tisch Sitzende stets vorm Auge hatte) sagte er oft: „Der hat nie ein unwahr-
haftigesWortgesprochen." Und dieserTugend rühmte er sichselbft; nurdieser»
(Die von der Amtspflicht erzwungene UnWahrhaftigkeit fiel in den Bereich
der reservatio ^aeobea; Manchen, der sich ihm intim verbunden wähnte,
hat noch der Verabschiedete „wie einen fremden Diplomaten behandelt".)
Von der galanten Seile zeigen ihn schon Hatzfeldts Briefe; und noch dem
Greisenden waranzumerken,wie viel und wie gern ermitDamenverkehrt hatte.
Erwarwohlimnrermehr Qmi cZe5 kemmes als Komme ^ temmes gewesen;
der Archenferge, der die von der Sündfluth Bedrohten aufnahm und tröstete.
Galant im altenStil; wie einRitter,der sich vor demDamenrecht beugtund
doch nie zum Boudoiraufwärter verzwergt. Auch mit Kindern konnte er reden;
lustig und ernst. Das hätte der Holstein bismärckischer Zeichnung nicht ver-
mocht. Das kann nur Einer, dessen Herzensschrein Güte einschließt. Und der
Hagestolz war bei den Kindern so beliebt wie bei deren Müttern.
Ein Plaudertalent, wie mans in Norddeutschland kaum noch findet.
Er hatte viel erlebt, manches Gute gelesen und setzte die Worte wie ein in
Doudans und Schopenhauers Schule Erzogener. Wer so anmuthiger Kunst
spröd widerstand, wurdevon dem Patriotismus des Manneshingerissen. „Die
leidenschaftliche Vaterlandliebe des Bürgers entsteht aus der Gefammtheit
derLeidenschaften, die Gott ins Menschenherz gepflanzt hat: Liebe fürs eigene
Selbst und Entschlossenheit zur Verteidigung des heiligen Rechtes auf einen
Platz an der Sonne, das mit ihm geboren ward; Liebe für die Familie, das
engste Vaterland, das nicht über den Herzschlag derKinderhinausreicht. Va-
ter und Mutter,Weib und Kind,Blut und Sprache, EhreundErbtheil, Würde
undHabe,Meer und Gebirg, Sitte und Gesetz, Himmel und Erde: dasAUes
umfaßt die Vaterlandliebe. Unter allen edlen Leidenschaften ist sie die mäch»
tigste,weilinihralleanderenenthalten sind; und nur von ihrhat die Mensch-
heit übermenschliche Leistung zu hoffen." Nie habe ich den Rhythmus dieser
SätzeLamartines starker empfunden als in der Zeit des Verkehres mit Hol»
stein. Der liebtePeußen, liebte das Deutsche Reich wie eine Mutter und wie
eineBraut.War bereit, Alles fürsVaterland hinzugeben. Das ihm mitknau»
sernder Hand doch und mit mürrischer Miene lohnte. Ein Leben lang unter-
geben; ein Sold, mit dem sich nur knapp auskommen ließ; ruhmlose Arbeit
und Tag vor Tag den Hundejungenärger im Amt. Herr über den ganzen
Apparat der Reichsdiplomatie, unermüdlich am Werk, bis ins innerste We-

fensfaltchen reinlich und in seiner stolzen Armuth niemals unzufrieden: auf
solches Gewächs darf der deutsche Boden sich was einbilden. Das sollten die
anderen Länder ihm erst nachmachen. Holstein hat denTroft, den er ersehnte,
gefunden: mit seinem Menschenarm dasRad desWeltverhangnisses gedreht
und gehemmt. Wäre aber auch als obskurer Geheimrath dem Vaterland mit
Haut und Haar verschrieben gewesen; unter keinen Umständen ein gallischer
for^iormmre, der, nach BonapartesWort, statt desStolzes dieEitelkeit in
sich nährt, Pfründen und Reinprofite erlauert und das Staatsamt mehr liebt
als denStaat. Er knirschte, wenn er einen Fehler nichthindern konnte; fühlte
Körperschmerz, wenn er Etwas las, das ihm dem Reich schädlich schien; und
hätte Einen, der dreist für fremde
Rad verdammt. Sein Instinkt für das dem Reich Nothwendige warnichtun-
fehlbar. wie Bismarcks. Als Der sich, auf dem Weg nach Reval, mit dem
preußischen Konsul im Wecker Rathskeller festgekneipt hatteund am nächsten
Morgen, mit einem in der Wasserwiege geschaukeltenKater, aus dem gläsernen
Bullenauge derKabine müd auf die See blinzelte, sah er gleich, daß da nicht
der richtige Kurs gesteuert werde. Schlüpfte, mit schwindligem Kopf, in die
Kleider, kletterte auf Deck und sprach: „MitJhrerNavigation ftimmts nicht,
Kapitän." „Wieso denn?" „Mit diesemKurs kommenSie niemals nach Re-
val." „Willich auch garnicht,Herr;fondernnachHull." DersanftBezechtewar
im Dunkel aufs falsche Schiff gerathen; hatte, trotzdem er zum ersten Mal
auf See war und den Katzenjammer in allen Gliedern spürte, sofort aber ge-
merkt, daß mit dieserSteuerung nicht an seinZiel zukommen sei. (Keins von
den lleinstenGeniewundern,scheintmir.) Holstein hatsmanchmalzu spätge-
merkt; auch nüchtern, von keiner Passion berauscht und in oft durchsichtetem
Fahrwasser. Doch dasZiel, das ihn lohnend dünkie, stets mitinbrünstigerSeele
gesucht. Wie ers erreichte? Auf jeder gangbaren Straße; oder auf Umwegen
durch stinkende WinkelgSßchen. Oum iwis est Iicilus, oliam m<xNa 5unl
licita, meinte er (der Busenbaum und Pascal gewiß nicht kannte); der pa-
triotischeZweckheiligtjedesMittel.Otto Bismarckals Reichsfeind verschreien,
Herbert Bismarck auf englischem Preßpapier anschwärzen, Vater und Sohn
mit Spionen umstellen: was das Vaterland heischt, muß geschehen. Die ha-
ben ja auch nie Einen geschont; und aus den Provinzialbriefen winkt die tröst-
liche Kunde: „IVouZ corrisseons 1e vie« äu mo^on par la purolo cle la.
im." Alle Politiker, die was erwirken wollten, haben so gedacht und gehan-
delt; vor und nach Macchiavelli. Zum Verbrechen wird eine schlimme That
erst, wenn festgestellt ist, daß sie nichtvonderNothwendigkeiterzwungenwar:

dozirte Napoleon, da man ihn mit dem Schatten des Herzogs von Enghien
zu schiecken versuchte. Und Fritz von Preußen war nicht wählerischer alsFritz
von Holstein. „Wenns nicht anders geht, müssen wir eben Schelme sein."
Wie eine Braut und wie eine Mutter hat Holstein dieHeimath geliebt.
Die kennt derBräutigam, derSohn selten bis ins Innerste; sieht sie aus lie-
bendemAuge oft schöner, aus ängstlichem oft wohl auch schwächer, als sieist-
ahnt nicht, welche Schutz- und Trutzmöglichkeit sie in sich trägt. So wars hier.
„Von innerer Politik verstehe ich gar nichts": Das sprach der Wirkliche Ge-
heime Rathin bescheidenerRuheaus. Alsichszum ersten Mal hörte, dachte ich:
Er übertreibt- meint nur, daß er sich aus diesem Gebiet nichtganzso sicher fühle
wie im Zunftbereich der Diplomatie. Nein: er wußte wirklich nichts davon.
Nichts von der Verwaltung, denGesetzen, Finanzen, Klasseninteressen, Par-
teien. Hatte sich nur um dieWehrmacht, Armee und Marine, gekümmertund
sah nur in den Fraktionen, die dafür nicht dasNöthigebewilligten, Feinde des
Reiches (und, versteht sich, in Polen,Welfen, Dänen, die ihm Auslandsvor-
posten aus deutscher Erde schienen und denen er deshalb nicht die kleinste Le-
benserleichterung gönnte). Nach derReichstagsauflösungvomdreizehntenDe-
zember 1906 kam er mit derFrage: „Ist diese Wendung gegen das Centrum
nun ein guter oder schlechter Gedanke des armenBülow?" (So nannte er ihn
oft; fand desKanzlers Lagehöchst unbequem undwareifernd bemüht,ihnvor
allzu hartem Angriff zuwahren.)War bald überzeugt, daß dervonkeinem Ge-
nius geleitete Freund im besten Fall siegen werde wie Pyrrhus in Apulien über
dieRömer; aufAskulum müsse Beneventum folgen und Herr Erzberger, trotz
denTriumphgesängen des Evangelischen Bundes, rasch zumCuriusDentatus
erstarken. Auch über die Möglichkeit einer Reichsfinanzresorm hatte er keine
Meinung; bekannte sich nur, „in einem gepfefferten Brief", dem Kanzler als
Gegner der Nachlaßsteuer. Von derEntwickelung deutscherWirthschaft, ihrer
Kraft, Werihzeugerleistung, Relation zu der andererGrohstaaten war kaum
ein Dämmern ihm ins Bewußtsein gedrungen. Spezialist fürs Auswärtige.
Wohl der Letzte seiner Art; auch wer ihn bewundert, muh es wünschen. Wie
kann Einem, der Bau und Leben der Staatttörper nicht bis in die tiefste
Wurzelfaser kennt, im internationalen Geschäft Dauerbares gelingen? Der
nicht sieht, daß in Großbritanien das stürmischeSehnen nach ausreichendem
Schutz undAbsatz derProduktion diepapiernenParteiunterschiedeschonmor-
gen vielleicht wegwirbeln kann? Daß in Rußland nicht sürFrciheit und Men-
schenrecht, sondern gegen den rückständigen Kommunismus der Wirtschaft
gestritten wird? Daß Frankreich, das alte Ejpnünentnland der Menschheit-

Geschichte, der Wahl zwischenAnarcho-Sozkalismus undDiktatur nicht lange
mehr auszuweichen vermag? Alle Balkanpolitik ökonomisch, von Wien, Bu-
karest, Sofia, Konstantinopel aus, determinirt sein muß? Die Vereinigten
Staaten sich für dieJndustrieauefuhr rüsten und Panzerschiffe bauen, um auf
unbefestigten Märkten Abnahme zu erzwingen? Die Zeit derHof-undKanz-
leidiplomatie ist unwiederbringlich dahin. Bismarck war von Genies Gnaden
Ällumfasser. Holstein, den man nicht Bureaukraten schelten darf, hatzufpät er-
kanntem wie viel stärker das geliebteVaterland war, als ers geträumt hatte.
Spezialist. Auch da nichtimrechtenSinnschöpferisch. Ganz ungemein
begabt aber für die Ausnützung fremder Fehler, die Ausmünzung fremder
Gedanken. Blitzschnell errechnete er dann jede Möglichkeit, hatte ein Bäcker-
dutzend historischer Beispiele an der Hand und fegte mit dem Hauch feines
beredten Mundes jedenZweifel hinweg. Als erimvorigenHocksommer hörte,
König Eduard habe in IschlFranzJofeph ersucht, in denBriteneoncern ein-
zutreten und denVerbündeten in Berlin zurVerständigungüber den Flotten-
bau aufzufordern, und habe auf beide Bitten eine freundlich, doch bestimmt ab-
lehnendeAntwort bekommen, jauchzte sein altes Herz. Nun muhteAlles sich,
Alles wenden. Der alte Kaiser hat gesagt: „Da habe ich mir einen Feind
gemacht; aber ich konntenichtanders." Eduard ist ärgerlich abgereist und mit
Memenceau dann in fast kurwidrigen Zank gerathen. „Wenn wir jetzt nicht
wieder weich werden, verfehlt die Einkreisung ihren Zweck." Tag und Nacht
besann er, wie hier zu ermuntern, dort zu schwichtigen sei. Und war mit fei-
nem Plan im Gröbstcn fertig, als der bosnischeLSrm anfing. Nachher hat er
die Detailarbeit desKanzlers sehr gelobt. „Er hat wirklich ein paar hübsche
Einfälle gehabt und ich wüßte nicht, wers heute besser machen könnte." Sah
denHimmelbeinaheoffen. Nur: dieFlotte! Die war die bitterste Sorge seiner
letzten Lebensjahre. So lange wir in dem jetzt beliebtcnTempo weiterbaucn,
gehts weder mit der internationalen Politik noch mitden Finanzen vorwärts.
Wir brauchen nur Unterseeboote, Minen, kleine Kreuzer, Torpedos, Zerstö-
rer; Technikerwaffen undKüstenschutz. WirmüssenunsmitEngland verstän-
digen, in würdiger Grohmachtruhe natürlich, und dürfen nichtwarten, bis die
Sache vordiehaagerJnstanzgebrachtist, wo wirmajorisirtodermindestensins
Unrecht gesetzt werden. (Was hätte er gesagt, wenn das Echo der Preßkonfe-
renzreden noch in seinOhr gelangtwäre? BalfourundAsquith, Roberts und
Haldane, Lansdowne und Grcy: höchste Zeit zu stolzem Entschluß. Wenn er
gehört hätte, dah nun auchOefteneich und Italien zu hastigem Bau theurer
Dreadnoughts gezwungen werden? „Das beste Mittel, ihnen den Dreibund

zu verekeln. Noch eine Liebäugelei mit den Russen, deren Gefühle Lamsdorff, Cassini, Jswolskij uns doch verrathen haben, am Ende gar ein Versprechen sür Persien: und wir sind wieder, wo wir nach Algesiras waren.") Wer ihm vom Flottenverein sprach,wurdemiteinemzolnigdreinschmetternden Marsch heimgeschickt. Der Marinesekretär Tirpitz war ihm ein Unheilbringer. Und wo in Presse und Parlament für Schlachtschiffe agitirt wurde, witterte er Panzerplattenlieferanten, Werftaktionare und andere Profitjäger dahinter. So war er. Traute dem anders Denkenden das gewissenloseste Handeln zu. Bis an die Grenze des Landesverrates; und darüber hinaus. Jeder Artikel, der ihm mißfiel, war dasWerk tückischer Wichte, die meist denSchreiber nur vorgeschickt hatten und hinter dem PapierwaU die Wirkung abwarteten. WaS gegen ihn in dieZeitungen glissirt wurde, kam ausnahmelos von Hammann. Der beherrschte dasHolzpapier des Erdballs, ^ic et ubiqne. Auch wenn alle Jndiziendagegenzeugten.Erließstchs nicht ausreden. Und lernte doch nie begreifen, wie Einer so infam sein könne,auchihmhählicheMotive anzusinnen. „GewissenGeistern muh man ihreJdiotismenlassen",sprichtderfrohnalürliche Sohn der Frau Rath. Der Qualm der Schwarzen Küche setzt sich nicht nur in die Kleider. Selbst Bismarcks majestätischer Menschenverstand war solchen Zwangsvorstellungen zugänglich.Jhm hieh derFliegengott, Verderber, Lügner Holstein (manchmal auch Boetticher); dem Wirklichen Geheimen hieß er in allen Gauen des Reiches Hammann. Alles wiederholtsich nurim Leben; mir warsoftnichtleicht,beidieserWiederholung ernstzubleiben; auf der Mundharmonika ruhigdasStück zu hören, das dieOrgel insOhr gedröhnt hatte. Für den Humor der Sache hatte Holstein keinen Sinn. Half sich mitspitzemWitzausderVerlegenheit. „SiehabeneinesehrangenehmeArt, mir anzudeuten,daß ichallerwenigstenszurHälfteverrücktbin. Schön. MeinSpinat wird ohnehin kalt, wenn ich mich nicht spute. Aber daß Sie mich für eigensinnigausgegeben haben, ist stark; imVergleich mitJhnenbin ichja ein nachgiebigerBackfisch. Na, eines Tages werden Sie mir sämmtlicheJnjurien abbitten und einsehen, daß ich noch meine fünf Sinne hatte. GlaubenSie denn, daßdieSchimpfereiaufHerrnHardenohnedenSegenvomPreßbureausolchen Umfang angenommen hätte? Das find zu neun Zehnteln doch Leute, die Hammann einfach kommen läßt und mm <?8 lehrt, wenn ihm was von ihnen nichtgefällt."DerGrollwarverrauchtunderkonntewiederlachen.Amnächsten Tag kam dann sicher ein Brief. „Sieglauben dochnichtetwa, daß ichSicaufhetzen will? Damit käme ich bei Ihnen an den Rechten. Meine Chefs habe ich von Zeit zu Zeit doch einmal überzeugt; bei Ihnen nützt nichts. Uebngens

möchte ich auch gar nicht, daß Sie auf solcherHasenjagd Ihre Zeit verlieren.
Sie haben zu Ihren Feinden noch meine, ich habe zu meinen noch Ihre be-
kommen. Ich kann es aushalten und für Sie ist mir nicht bang. Aber..
Oterum c?n86o. Dennoch glaube ich nicht, daß es ihn freuen würde, den
gehaßten Preßdezernenten als einen des Meineides (in einer von den Eroten
in heißer Stunde geweihten Sache) Angeschuldigten vor dem Schwurgericht
zu sehen. Obwohl er der sanften Stimme des Mitleids nur selten lauschte.
Zu zorniger Beschwerde hatte er freilich Grund. Längst aus dem Amt,
ohne die unersetzliche Akteneinsicht, mit rüstigem Geist zuträgemMüßiggang
verurtheilt: und doch derTürkenkopf auf derSchießbudenstange,nach dem je-
der Bummelschütze zielt. „Herr vonHolstein ist anAllem schuld. Will Krieg
gegen Frankreich. Läßt uns mit England nicht in Ordnung kommen. Hat den
stillen Philosophen Tschirschky rachsüchtig weggebissen. Den Feldzug gegen
Eulenburg und Genossen angezettelt Machtnoch immer Alles. Arbeitet heim-
lich halbe Tage lang in der Wilhelmstraße. Bombardirt den Kanzler mit
Briefen. Und zweimal war Bülow in diesem Monat bei ihm." Der dickste
Schwaden flieg aus den Blättern auf, deren Leiter mit Bettlerdevotion um
seine Mitarbeit geworben und, statt der ergierten „Enthüllungen", unzwei-
deutigeAbsagenbekommen hatten (vielleicht werdendieBriefenochoerüffent-
licht). Dasnahm erhin. Noch leichteren Herzens, was die FeindeDeutschlands
gegen ihn sagten; er hätte von sich selbst schlecht gedacht, wenn ervonTardieu
und kleineren Franzengeistern gelobt worden wäre. Ein einziges Mal konnte
ich ihn zu einer Abwehr der ärgsten Entstellung bringen - er diktirte dem klu-
gen Vertreter des ,,^t'n" sein Glaubensbekenntniß und hat sich der Wirk-
ung lange gefreut. Eher kränkte ihn, daß er in England als schlechter Kerl
hingestellt wurde - in Berlin war er anglophil gescholten worden und unver-
drossen doch bei dem mühsamen Versuch geblieben, die anglo-deutsche Zwie-
tracht auszujäten. Eulenburg? Auch da war er ohne Schuld und Fehl. Den
Fürstenverachtete er,hatteihm seine„Erbärmlichkeit"vonMann zuMann vor-
gehalten und sprach offen überall aus, daß er m der Beseitigung dieses Schäd-
lings den besten Dienst sehe, der dem Reich und dem Kaiser geleistet werden
könne.Aber derKampf hatte längst ja(seit1893) begonnen, als Holsteinmich
kennenlernte; er konnte mir nichtsNeues sagen,hattenicht den winzigsten Be-
weis undsah mein Material erst,alsich,nachdemmünchenerProzeß,durch die
Zeugenpslicht gezwungen war, es dem Untersuchungrichter vorzulegen. Nicht
einmal den Nam en Lecomte hat er mir genannt (trotzdem er damit den Wunsch
eines ihm Wichtigen erfüllt hätte); und als ich ihn nannte, wurde er bleich:

Weiler wußte, daß nun kein Pardon mehr gegeben werde. In der schwersten
Zeit ist er wie ein älterer Freund an meiner Seite geblieben. An der Strate-
gie und Taktik des Kampfes aber hat er nicht mehr mitgewirkt als irgendein
Mann auf der Straße. In vielenZeitungen stand es anders. Da war ich das
Werkzeug seinerNache. „Das soll Siegegen michaufbringen", sagteer. „Man
hofft, daß Siesich mitJhrem gefährlichenTemperamentgegen dieVerdäcktig-
ung Ihrer Selbständigkeit wehren und von mir lossagen werden. Dann wird
auf mich eingehauen. Sie, lieber Freund, müssen thun, was Ihnen das tak-
tischRichtige scheint. Mir macht das Geschrei nichts. Mich betrübtnur, daß ich
Ihnen nicht helfen kann. Meine Hautjuckt jedesmal, wenn ich als angeblicher
Freund des münchener und wienerPhili angeprangert werd^.AlsJhrPartei-
gänger: meinetwegenjedenTag dreimal. Wenn manaber,wieSie, ganz allein
gegen unnennbareMächte kämpft, dievierReichskanzlernwiderstandenhaben,
ists nicht angenehm, sich Konsorten andichten zu lassen." Bis ins Ohr des
Kaisers war dieLüge gedrungen, Holstein habe mir dieWaffen geliefert und
Amtsgeheimnisse ausgeplaudert. Der zuverlässige Monarchist, der seinen
Kaiser niemals, auch nicht im Märzsturm von 189^, in Stich gelassen, der
kaiserlichen Ingerenz nur engere Grenzen gewünscht hatte, galt als Verrälher.
Als tot, in der Stille eingesargt, unrühmlich bestaltet. Ehe er starb.
Das Erlebniß dieser Prozeßjahre hat die Kraft des Siebenzigers ge-
brochen. „Sie werden sich erholen; ich nicht mehr." Unter Qualen verlernte
er den Glauben, der so lange fest wie ein Fels gewesen war. Den Glauben an
die Rechtspflege, den Mannesmuth hoher und höchster Staatsbeamten, die
ehrliche Noblesse seiner Konservativen Partei; in den ftnstterstenStundenfast
den Glauben an das alte Preußen. „Hat der Süden wirklich eine bessere Ju-
stiz? Dann müssen wir uns schämen." Er vergrämte sich; fragte, wofür er
vierzigJahre lang gefochten habe; wurde morsch und anfällig. In den Beinen
fühlte ers zuerst. Krampfadern; allerleischmerzhafteSymptome, die Greisen«
brand fürchten ließen. Auf weite Wanderungen hieß es verzichten. Im Zim-
mer sitzen oderliegen, Umschläge machen, die Deckeum die Beine wickeln; schon
eine Straßenbahnfahrt rächte sich meist. Nur ein halbes Leben noch. Dann
wurdeder Magenrebellisch.BehieltnurBreiunddieleichtestenSpeisen.Schied
Blut aus. Geschwüre? DerLeib magerte ab; dieHändeschrumpften und wur-
den runzelig. Das sah nach Magenkrebs aus. Herrin. Gninfeld, sein treuer
Arzt,tvöstete ihn: solcheMagenblutungen seien bei älterenLeuten mit verkalkten
Adein nicht so selten und keine ernsteGefahr. Holstein lebte gern; und wollte
ürum hoffen.Gespräche über das Swapgeschäft waren im Krankenarrest bei-

nahe seine einzige Freude. Und demKanzler wurde in derPresse und amHof
genau nachgerechnet, wie oft er nach dem Leidenden sah. Waren die Pausen
zu kurz: „Holsteinmacht wiederAlles." Was diePsycheüber denKörper ver-
mag, lehrte die Orientkrisis die Freunde des alten Herrn erkennen. Munterer
als je war er, auch wenn er nicht an die Luft durfte. Hatte endlich wiederAr-
beit und konnte mit sachverständigem Rath wirken Nicht nur durch unver-
bindlicheBriefe an Botschafter oder Dezernenten, die ihm, halb ausHöflich^
keit, noch Manches mitgetheilt hatten. Jetzt wurde er gefragt und hatte zu
antworten. Und gerade dieSache,die ermitberieth, ging gut. UnterderAbend-
sonne schien er aufzublühen. Der Kaiser hatte die Zeichen der Zeit erkannt
und dieHoffnung, dasDeutscheReich einschüchtern zu können, war gewichen.
Ein Jahr doppelter Ernte. Auch der letzte Bluff Jswoljkijs verpufft; Ruß-
land giebt nach. So lange hatte der Kraftreft gereicht. Nun wird der Herz-
schlag matter, Husten und Athemnoth schlimmer; muß mit Stärkungmitteln
nachgeholfen werden. JmschmalenBettschien erfleischlos. Und lag geduldige
nahm das Tränklein, den Brei und sprach über die Lebensmöglichkeiten des
Vaterlandes. Als der Kanzler, nach langer Pause (im Amt und im Reichstag
war gewiß viel zu thun), für denTag vor seinerAbrcife nach Venedig wieder
angemeldet war, ließ der Kranke sich, nach einem schweren Anfall, Kampher
einspritzen und sprach dann wohl eineStunde zu dem aufhorchenden Freunde^
der sein höchsterChef geworden war. „Es war so Etwas wie mein politisches
Testament. AlsdasNöthigsteheraus war,schloh ich: ,Nunbinichfeitig. Aber
ich glaube: ich bin fürimmerfertig/" ErhatdenKanzlernichtwiedergesehen..
Hat auch sein letztes Ei in ein fremdes Nest gelegt.

Wenn des Liedes Stimmen s^weigcn
Von dem übcrwundnen Mann,
^ So will ich für Hektorn zeugen
(Hub der Sohn des Tydcus an),
Ter für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort.
A^ch in Feindes Munde fort
Lebt ihm slincs Namens Eh?e

... Ein Patriot, der beim Siegelest nicht noch am Tag tiefster Trauer
vergessen sein darf. Die Menschen, seufzt Goethe, „kennen einander nicht leicht,
selbst mit dem besten Willen und Vorsatz; nun tritt noch der böse Wille hin-
zu, der Alles entstellt". Dieser ward nicht erkannt. In ihm war mehr Güte,
war höhereAcktung desMenschenwerthes, als der besteWilleFerner ihm zu-
trauen mochte. DieSumme seinerFehler war nicht kiein. Und die Pflichtzur

Wahrhaftigkeit, die erso oft als die edelstepries,würdeschmahlichverletzt,wenn
man diese Summe feig zu kleinem trachtete. Die Fehler Eines, dem ein ins
Tra goedienreich hineinlangendes Erleben beschieden war. Eines, der nie allein,
nach dem Inbegriff seines Meinens und WollenS, entscheiden durfte; immer
erst mindestens einen Anderen (oft genug wohl von geringerer Intelligenz
und Erfahrung) überzeugen mußte. Der zwischen seinem Meister und seinem
Kaiser wählen sollte und den dieses Schicksalzermalmte, daesendlichihndoch
auf ein Gipfelchen hob; als den Legendenjudas des deutschen Heilands den
Mißtrauisch sten, unter Mißtrauen Frö stelnd en fortleben lieh. Der nie die Last,
niedieLustvollerVeranlwortlichkeitkannteunddrumtollkühn manchmalmehr
wagte als ein sichtbar Wirkender, der zur Rechenschaft gezogen werden kann.
EinsensitiverDraufgänger,demimGetümmeldieNervenversagten.Derselbft
denvorherübersehenenVorgesetzten dann schalt, weil erihn im Drang schutzlos
lasse. Ein altpreuhischerRoyalist, demdieStandartedesHerrndasPalladion
war, der auch seinemKönig sich amEnde des Lebens aber widerwillig entfremde-
te und überdemGrabheiligerLiebe^
sinniger, tapferer, im Fleiß nie erlahmender, uneigennütziger Mann, der sich
von Keinem was schenken ließ, die Spende, die er den Aermeren reichlich zumaß,
sich vom Mund absparte, nie sich in Hochmuth reckte, auf dem Nachbargebietje-
deLeistungbescheiden anerkannte, streng aufSauberkeit hielt; undimZorndie
Wesensfugen sprengen Mwollen schien, wennihn,derJahrzehnte hindurch von
früh bis spät in derSchwarzenKüche gewirthschaftet hatte, Einer ausUnrath
witternden Nüstern beroch. Einer problematifchenNaturin manchemZug ähn-
lich; keinerLage völlig gewachsen und von keiner ganzbefriedigt Vorgesetzter
will, Untergebener kann er nicht sein. Unter hitzendem Licht würde der Brand
aufdem hautlosen Bruflfleckunerträglich.Der Untergebene wird durch Mangel
an Duckmäuserfügsamkeitjedem Chef einmal lästig. Fritz vonHolstein ist ge-
schmäht worden, weilerin schlafferFriedenszeit an das letzte Mittel der Völker,
der Fürsten zu mahnen wagte; weil ihm, wie seinem Liebling Schiller, die
Nation nichtswürdig schien, die an ihre Ehre nicht freudig ihr Alles setzt. Er
hat an Deutschland geglaubt und, als er, zum ersten und letzten Mal, dem
Blick unerreichbar, im Feuer führte, mit diesem frommen Glauben gesiegt.
Hell klang da aus der Greisenkehle der Ruf durchs Land. Jsts nicht vielleicht
gut für ihn, daß er nach diesem Sonnentag starb? Den neuen Winter nicht
mehr sah? Er wäre dem bösenVorsatz wieder der lauernde Raubvogelgewor-
^den. Und die Spätsommerfruchtseines Hirnes hätte ein fremder Wille bebrütet.

An die Jugend.
möchte Euch zum Abschied (in meinen Jahren ist jedes Wiedersehen zu-
gleich ein Abschied) kurz sagen, wie wir, meiner Meinung nach, leben müssen,
damit unser Leben nicht, wie es jetzt den meisten Menschen volkommt, schlecht und
traurig verläuft, sondern damit es so ist, wie Gott wünscht und wie wir Alle
ivünsch:n, nämlich glücklich und froh, wie es sein soll.
Alles kommt darauf an, wie man sein Leben ausfaßt. Wenn ich mein Leben
so auffasse, daß es mir (dem Johann, Peter, der Marie) in meinem Körper ge-
geben ist und daß Alles darauf hinausläuft, diesem Ick, dem Johann, Peter, der
Marie, möglichst viel Freude, Vergnügen, Glück zu verschaffen, so wird das Leben
stets und unter allen Umständen unglücklich und schlimm verlaufen. Weil Alles,
was ich für mich erstrebe, jeder Andere für sich ei strebt. Und da Jeder nach mög-
lichst viel Glück trachtet, dieses Glück aber für alle Menschen das selbe ist, so reicht
<es niemals für alle. Wenn Jeder für sich lebt, ist gar nicht zu vermeiden, daß
Einer dem Anderen Etwas wegnimmt; daß Alle gegeneinander kämpfen, einander
hassen und unglücklich machen. Selbst wenn die Menschen erreichen, wonach sie
streben, können sie doch niemals genug bekommen, haben Angst, man könne ihnen
5as Erlangte wegnehmen, und beneiden Alle, die erreicht haben, wonach sie trachteten.
Wenn Jeder sein Leben in seinen Körper verlegt, muß dieses Leben un-
glücklich sein. So ist es jetzt bei all diesen Leuten. Es soll aber nicht so, soll
nicht unglücklich sein. Das Leben ist uns zum Glück gegeben. Damit es aber so
sei, müssen die Menschen einsehen, daß unser wirkliches Leben nicht in unserem
Körper ist; und daß unser Glück nicht darin besteht, zu thun, was der Körper
will, sondern zu thun, was der Geist verlangt, der in allen Menschen lebt. Dieser
Geist aber verlangt Glück für sich, den Geist. Und da der Geist in allen Menschen
der selbe ist, verlangt er das Glück aller Menschen. Allen Menschen Glück wünschen,
heißt aber, alle Menschen lieben. Daran kann uns Niemand und nichts hindern.
Je mehr Einer liebt, deflo freier und froher wird sein Leben.
Die Sache ist alsö die, daß man trotz allen Bemühungen nicht fertig bringt,
seinem Kö?per zu Gefallen zu leben, weil man Das, was er verlangt, nicht immer
erreichen kann; und selbst wenn man es erreickt, muß man mit Anderen kämpsen.
Dem Geist, der Seele kann man immer zu Gefallen leben, weil die Seele nur
Liebe braucht und weil man der Liebe wegen mit Keinem zu kämpfen genöthigt
ist. Je mehr man liebt, desto näher kommt man den Anderen. Warum also nicht
lieben? Jeder wird nicht nur selbst um so froher und glücklicher, je mehr er liebt,
sondern er macht auch Andere um so froher und glücklicher.
Das also wollte ich Euch, meine lieben Freunde, zum Abschied sagen; wollte
Euch sagen, was alle heiligen und weisen Männer, was Christus und alle Weisen
der Welt Euch gelehrt haben, nämlich: daß unser Leben unglücklich durch uns selbst
ist; daß die Macht, die uns ins Leben gesandt hat und die wir Gott nennen, uns'
nicht gesandt hat, damit wir uns quälen, sondern, damit wir das Glück erlangen,
nach dem wir Alle trachten, und daß wir das uns bestimmte Glück nur dann nicht
erlangen, wenn wir das Leben nicht so auffassen, wie wir müssen, und nicht Das
^thun, was wir thun müssen.
So aber klagen wir über das Leben, behaupten, 5s sei schlecht eingerichtet.

und bedenken nicht, daß nicht unser Leben schlecht eingerichtet ist, sondern, datz wir nicht Das lhun, was w'.r thnn müssen. Es ist gerade so, wie wenn ein Säufer darüber klagt, daß es so viele Wirthshäuscr giebt, während die vielen Wirths-Häuser doch nur bestehen können, weil es so viele Säufer giebt.

Das Leben ist den Menschen gegeben, damit sie glücklich seien; sie müssen sich dieses Glück nur auch aneignen. Wenn die Menschen nur in Liebe und nicht in Haß lebten, wäre das Leben Aller ein ununterbrochenes Glück.

Jetzt heißt es überall, unser Leben sei schlecht und unglücklich, weil es schlecht eingerichtet sei; man brauche die schlechten Einrichtungen nur in gute umzuändern: dann werde auch unser Leben gut. Liebe Freunde, glaubt Das nicht! Glaubt nicht, daß diese oder jene Einrichtung Euer Leben schlechter oder besser machen kann. Ich will gar nicht davon reden, daß alle Leute, die sich um die besten Lebens-einrichtungen bemühen, unter einander uneinig sind und streiten. Die Einen schlagen, eine Lebenseinrichtung als die beste vor, die Anderen erklären sie für die aller-schlechteste und für gut nur ihre, die noch Andere wiederum spottschlecht nennen. Und gäbe cs eine allerbeste Lebenseinrichtung: wie soll man denn bewirken, daß die Menschen danach leben, wenn sie an ein schlechtes Leben gewöhnt sind und es gern haben? Thatsächlich sind wir jetzt an ein schlechtes Lcbm gewöhnt, haben cs gern^ sagen aber, wir würden gut leben, wenn die Lebcnseinrichtung gut wäre. Wie ist wohl eine gute Lebenseinr'chtung möglich, wenn die Menschen schlecht sind? Zunächst müßten die Menschen selbst besser werden. Man verspricht Euch ein gutes Leben, wenn Ihr, die Ihr ein so schlechtes Leben führt, auch noch gegen Menschen kämpft, sie mit Gewalt unterwerft, sogar tötet, um diese gute Lebens« einrichtung herbeizuführen. Das heißt: man verspricht Euch ein gutes Leben, wenu Ihr selbst noch schlechter werdet, als Ihr jetzt seid. Glaubt nicht daran, liebe Freunde! Es giebt nur ein Mittel, daö Leben zu bessern: die Menschen müssen selbst besser werden.

Euer Glück und das Glück Aller liegt niemals in einer sündhaften, auf Ge-walt gegründeten Lebenseinrichtung, sondern in der Sorge für Euer Seelenheil. Nur durch diese Fürsorge für seine Seele erreicht jeder einzelne Mensch und die Oesammtheit das größtmögliche Glück und die beste L.benseinrichtung, die man sich nur wünschen kann. Das wahre Glück, das jedes Menschenherz sucht, liegt nicht in irgendeiner zukünftigen, durch Gewalt aufrechtzuerhaltenden Einrichtung^ sondern Jeder kann es sofort, überall, in jeder Minute des Lebens und sogar dlA Todes durch Liebe erlangen.

Dieses Glück ward uns schon vor Jahrhunderten gegeben; die Menschen haben es aber nicht verstanden und nicht angenommen. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo wir gar nicht mehr anders können, wo wir es annehmen müssen; erstens, weil der Unsinn und die Leiden unseres Lebens uns dahin gebracht haben, daß dieses Leben einfach unerträglich wird; zweitens, weil die Lehre Christi jetzt so klar geworden ist, daß wir uns zu ihr bekennen müssen- Unser Hell erreichen wir nur durch die. Einsicht, daß unser wahres Leben nicht in unserem Körper ruht, sondern in dem göttlichen Geist, der in uns lebt, und daß wir deshalb alle Bemühungen, die wir. früher auf die Verbesserung unseres körperlichen Lebens gerichtet haben, jetzt auf das allein wichtige und notwendige Werk richten müssen: daß Jeder in sich die Liebe nicht nur zu Denen, die uns lieben, sondern, wie Christus sagt, zu allen

Menschen, besonders zu Denen, die uns fremd sind und die uns hassen, wecken und
stärken muß. Heute ist unser Leben hiervon so weit entfernt, daß im ersten Augen-
bllck ein Ueberrragen aller jetzt auf weltliche Dinge gerichteten Bemühungen auf das
ei,?e unsichtbare und ungewohnte Werk der Liebe zu allen Menschen unmöglich scheint.
Das scheint aber nur so: die Liebe zu allen Menschen, sogar zu Denen, die
uns hassen, ist der Menschenseele nicht so fern wie Haß und Kampf gegen den
Nächsten. Die Aenderung der Lebensauffassung ist nicht unmöglich; unmöglich ist
die Fortdauer des Kampfes Aller gegen Alle, den wir jetzt führen. Nur diese
Aenderung kann die Menschen von der Noth erlösen, die sie jetzt leiden, und des-
halb muß diese Aenderung früh oder später kommen.
Liebe Freunde, wozu, warum quält Ihr Euch? Bedenkc doch, daß Euch das
größte Glück bestimmt ist und erwerbt es Euch! Alles liezt an Euch. Es ift so
leicht, so einfach und macht so viel Freude.
Hier wenden die Leidenden Armen und Bedrückten vielleicht ein: „Das mag
für die Reichen und Herrschenden ganz gut sein. Die können ihren Feind leicht
lieben, wenn sie ihn in ihrer Macht haben! Aber für uns, die Leidenden, Bedrückten,
ist es schwer." Das ist richt richtig.
-Liebe Freunde, die Lebensauffassung müssen die Herrschenden und Reichen
eben so ändern wie die Bedrückten und Armen. Und für die Armen ist es leichter
als für die Reichen. Die Armen brauchen nur nichls zu thun, was gegen die Ge-
bote der Liebe verstößt, nur nicht an Gewaltthaten mitzuwirken: dann verschwindet
Alles, was der Liebe im Wege ist, von selbst. Für die Reichen ist es schwieriger,
das Evangelium der Liebe anzunehmen und zu befolgen. Sie müssen, um diesem
Evangelium zu gehorchen, auf die Verführungen, die Macht und Reichthum mit
sich bringen, verzichten. Und Das wird ihnen schwer. Die Armen und Bedrückten
ober brauchen nur keine neue Gewalt anzuwenden und, was die Hauptsache ift, an
der alten nicht mitzuwirken.
Wie der einzelne Mensch wächst, wächst auch die Menschheit. In ihr wächst
das Bewußtsein der Liebe. Dieses hat in unserer Zeit schon eime Höhe erreicht, die
uns erkennen lehrt, daß die Liebe uns retten und die Grundlage unseres Lebens
werden mutz. Was wir jetzt erblicken, sind die letzten Zuckungen eines sterbenden
Zeitalters, das auf Gewalt und Bosheit, nicht auf Liebe gegründet war. Bald
wird Jeder merken, daß all diese Kämpfe, dieser ganze Haß und all diese auf
Gewalt gegründeten Einrichtungen unsinniger Lug und Trug sind, die zu nichts
Anderem als zu immer größerem Unglück führen. Bald wird Jeder mer'en, daß
das einzige, einfachste und erreichbarste Rettungmittel uns von dem Bewußtsein
geboten wird: das Grundprinzip des Lebens Aller ist die Liebe.
Nach einer Legende war der Apostel Johannes im höchsten Alter ganz von
einem Gefühl erfüllt und gab ihm stets mit den selben Worten Ausdruck „Kinder,
liebet einander!" Das war der Rath eines Mannes, der bis an die äußerste Grenze
des Lebens gelangt war. Genau so muß sich das Leben der Menschheil äußern,
die bis zu einer gewissen Grenze gelangt ist.
Ist ja Alles so einfach, so klar! Man lebt: Das heißt: man wird geboren,
wächst, reift, vergreist und stirbt. Kann wirklich der Zweck unseres Lebens in uns
selbst liegen? Sicher nicht. „Was ist Das eigemlich?" fragt man sich. „Was
bin ich denn?" Und die Antwort lautet: „Ein Wesen, das liebt." Zuerst scheint

es, als ob man nur sich liebe. Aber man braucht nur Etwas länger in der Welt
zu sein und ein Wenig nachzudenken, so sieht man ein, daß es mit der Liebe
zu sich selbst, dem Wesen, das durchs Leben geht und stirbt, nichts ist. Daß diese
Liebe keinen Zweck hat. Man fkhlt, daß man sich lieben muß und liebt. Indem
man aber sich selbst liebt, fühlt man zugleich, daß der Gegenstand der Liebe un-
würdig ist. Aufhören, zu lieben: Das kann man nicht. Denn die Liebe ist das
Leben. Was soll also werden? Man liebt Andere, Verwandte, Freunde, Wesen,
die wieder lieben. Anfangs scheint Das zu genügen. Aber erstens sind all diese
Menschen unvollkommen, zweitens verändern sie sich und drittens sterben sie. Wen
soll man also lieben? Es giebt nur eine Antwort: man muß Alle lieben muß
die Grundlage aller Liebe, muß die Liebe, muß Gott lieben. Nicht der bestimmten
Person wegen muß nian lieben, nicht seiner selbst ttxgen, sondern der Liebe wegen.
Das braucht man nur zu begreifen: dann verschwindet mit einem Mal alles
Böse aus dem Leben und das Leben wird klar und heiter.
„Das wäre schön", sagen die Leute; „Wenns nur Alle thäten So aber
lüust eS darauf hinaus, daß ich der Liebe lebe, daß ich den Anderen Alles hin-
gebe, während Die für sich und ihren Leib leben. Was wird dann aus mir und
meiner Familie, aus Denen, die ich liebe, die ich lieben mutz? Geredet wird.über
die Liebe schon lange; doch Niemand handelt, wie er redet. Das kann auch Niemand.
Sein Leben der Liebe widmen könnte man nur, wenn alle Menschen wie durch ein
Wunder bereitet würden, das weltliche, körperliche Leben in ein geistiges, göttliches zu
wandeln. Aber dieses Wunder geschieht nicht und deshalb bleibts bei Worten ohne
That." So sprechen Leute, die sich bei ihrem falschen gewohnten Leben beruhigen.
Sie sprechen so, wissen aber in der Tiefe ihres Herzens, daß sie Unrecht haben^
daß ihr Urtheil verkehrt ist. Es ist verkehrt, weil eine Aenderung des Lebens
Aller nur bei Vortheilen im weltlichen, körperlichen Leben nöthig ist, nicht aber
im geistigen: der Liebe zu Golt und Menschen. Die Ltebe verschafft dem Menschen
Glück nicht durch ihre Folgen, sondern durch sich selbst; verschafft es ihm ganz
unabhängig von Dem, was andere Menschen thun und was überhaupt in der
Außenwelt geschieht. Die Liebe bringt dadurch Glück, daß Jemand, der liebt, mit
Gott vereinigt wird und nichts für sich wünscht, sondern Alles, was er Hai, selbst
sein Leben, für Andere hingeben will und in dieser Hingabe an Gott sein Glück
findet. Deshalb kann Alles, was andere Leute thun, und Alles, was in dir Welt
geschieht, auf sein Thun keinen Einfluß haben. Lieben heißt: sich Gott hingeben;
thun, was Gott will; Gott aber ist die Liebe, Gvtt will Allen Gutes und kann
also nicht wollen, daß Jemand, der seine Gebote erfüllt, zu Grunde gehe. Einer,
der recht liebt, geht auch unter Nichtliobenden nicht zu Grunde. Und selbst wenn
er, wie Christus am Kreuz, unter Menschen umkommt, so ist sein Tod eine Freude
für ihn und ein bedeutsames Werk für die Anderen; nicht aber traurig und nichtig,
wie der Tod weltlicher Leute. Die Ausrede, daß man sich nicht ganz der Liebe
wldme, weil es nicht Alle thun, man also allem bliebe, ist unklug und häßlich.
Wird denn Einer, der arbeiten muß, um sich und seme Kmder zu ernähren, es
nicht thun, weil Andere nicht arbeiten?
Liebe Freunde, laßt uns unser Leben an die Vermehrung der Liebe in un5
setzen, mag die Welt gehen, wie sie will, ist zu sagen: wie es ihr von oben bestimmt
Wird. Wenn wir so handeln, erlangen wir das größte Glück für uns selbst und
thun Anderen so viel Gutes, wie wir nur können.

Nun noch ein Wort, liebe Freunde. Von keinem Werke kann man wissen,
ob es^ gut oder schlecht ist, wenn man es nicht im Leben erprobt hat. Wenn man
einem Landmann sagt, es sei gut, den Roggen in Reihen zu säen, oder einem
Imker, Bienenkörbe mit Rähmchen zu machen, so wird ein verständiger Land-
mann und Bienenzüchter, um zu erfahren, ob der Rath zu befolgen sei, einen Ver-
such machen und danach handeln. So ifts such mit dem Leben. Um zu erfahren,
wie weit die Lehre von der Liebe im Leben anwendbar: sei, müßt Ihr sie erproben.
Macht den Versuch. Verpflichtet Euch, eine Weile alle Gebote der Liebe
zu befolgen. Lebt so, daß Ihr bei jedem Thun zunächst daran denkt, alle Menschen,
Diebe, Trunkenbolde, rohe Vorgesetzte oder Untergebene, zu lieben, daß Ihr zu-
nächst daran denkt, was ihnen nöthig sei, nicht aber Euch. Und wenn Ihr so
gelebt habt, fragt Euch: War Das schwer? Haben wir uns verschlechtert oder
unser Leben verbessert? Und dann entscheidet, je nach der Er fahrung lehre, ob
thätige Liebe Glück und Segen bringt oder nicht. Probirt es aus, bemüht Euch,
statt dem Beleidiger Böses mit Bösem zu vergelten, statt Einen, der ein schlechtes
Leben führt, hinter seinem Rücken zu schelten, bemüht Euch, statt Dessen BöfeS
mit Gutem zu vergelten, nichts Schlechtes über einen Menschen zu sagen, selbst
mit dem Vieh, dem Hund nicht roh umzugehen, sondern gut und freundlich; lebt
so einen Tag, zwei Tage oder mehr (nur zur Probe): und vergleicht Euren Seelen-
zustand in dieser Zeit mit dem früheren. Macht den Versuch: und Ihr werdet
sehen, wie die finstere, trübe Stimmung einer fröhlichen weicht. Lebt so eine
zweite und dritte Woche: und Ihr werdet sehen, wie Eure seelische Heiterkeit zu-
nimmt und Euer Schaffen gedeiht. Macht den Versuch, liebe Freunde: und Ihr
werdet sehen, daß das Evangelium der Liebe nicht nur Worte bringt, sondern den
Ruf zur Allen nächsten, Allen verständlichen. Allen notwendigen That.

Jasnaja Poljana, 1909. Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Arbeit und ^piel.*)

ist eine stetige, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Thätigkeit „Spiel
EMs ist die freithätige Darlebung des Inneren." Wenn wir diese beiden Aus-
sprüche vergleichen, so erscheint Arbeit als Gegensatz des Spieles. Und es ist nicht
zu leugnen, daß hier ein Gegensatz vorliegt, namentlich, wenn wir die Arbeit nur
als den Fluch betrachten, im Schweiße des Angesichtes unser Brot zu verdienen.
Wie aber, wenn wir sie als ein Erziehungmittel auffassen, als eine Strafe, die
einen Segen enthält?

Wer die Arbeit nur als das Mittel ansieht, das der Zwang der Verhältnisse
ihm auferlegt. Der wird noch heute das Wort, mit dem der Mensch aus dem
Paradies getrieben worden, nicht als Segen empfinden. Aber so gewiß der Thätig-
keitStneb im Kinde sich regt, ohne daß es von dem Zwang der Verhältnisse, sein
Brot zu verdinen, getrieben wird, so gewiß können wir den Thätigkeit-, den Schaffens-
trieb als Triebfeder zur Arbeit bei den Menschen voraussetzen.

5) Eine Probe aus dem Buch .Was ich vonFröbel lernte und lehrte", das Frau
Dr. Goldschmidt in der leipziger Akademischen Verlags Gesellschaft erscheinen läßt.

Die Natur bot dem Menschen die Nahrung auch ohne Arbeit Das nomadische Umherschweifen gab immer einen anderen Boden mit neuen Pflanzen und Früchten. Regte sich im Menschen nicht der schöpferische, der Thätigkeitstrieb, so Hütte er gelebt und hätte sich fortgepflanzt wie andere Lebewesen. Daß in unseren heutigen Kulturverhältnissen dieser eigentliche Ausgangspunkt, von dem aus die Arbeit des Menschen betrachtet weiden mutz, nicht deutlich erkennbar uns entgegentritt, daß unsere Kultur oft das Wort „Wohlthat wird Plage" bestätigt, darf unsere Auffassung nicht beeinflussen. Wir müssen wiederholen: das Kind, das uns vielfach Repräsentant des Naturzustandes der Gesammlheit ist, zeigt uns deutlich den schöpferischen Trieb des Menschen ohne jeden Nebenzweck

Wir können keine Triebe schaffen, wir können sie nur leiten, bilden, ent« wickeln, auch unterdiücken; bisher hat weder die Selbfterziehung der Menschheit (die Kultur) noch die Erziehungwissenschaft (Pädagogik) diese Aufgabe bewältigt.

Fröbel faßt die Arbeit des Menschen als schöpferischen Trieb auf, nicht, weil er Idealist ist, sondern, weil er, wie jeder Forscher, in die Gesetze der Entwickelung einzudringen strebte. In seiner Menschenerziehung heißt es: „Erniedrigend, nur zu dulden, nicht zu verbreiten, ist der Gedanke, als arbeite, schaffe der Mensch nur darum, seinen Körper, seine Hülle zu erhalten, sich Brot, Haus und Kleidung zu erwerben. Nein, der Mensch schafft ursprünglich und eigentlich nur, damit das in ihm liegende Geistige, Göttliche sich außer ihm gestalte und er so sein eigenes, göttliches Wesen und das Wesen Gottes erkenne." So aufgefaßt, wird sich der Zusammenhang zwischen Arbeit und Spiel natürlich ergeben. Auch die Arbeit ist die freithätige Darlebung des Inneren, die bei dem Kinde sich im Spiel zeigt. „Was ist denn das Spiel der Kleinen? Es ist das Spiel des Lebens selbst, nur in seinen Anfängen"

Die landläufige Meirung das Kind spiele, weil es noch nicht arbeiten kann, hat der Erkenntnis) Platz gemocht, daß des Kindes Spiel seine Arbeit ist. Das Kird spielt, um die Zeit zu benutzen, nicht, um sie zu vertreiben. Wenn wir bedenken, daß das Kind, außer in den physischen Funktionen der Nahrunaaufnahme, der Verdauung und des Schläft s, sein Wesen nur im Spiel offenbaren kann, dann müssen wir diesem Spiel für die Entwickelung semer geistigen, gemMHUchen und sittlichen Anlagen eine große Bedeutung zuerkennen.

„Spielen, Spiel ist die höchste Stufe der Kindheilentwickclung, denn es ist die freithätige Dar lebung des Inneren, die Darstellung des Inneren aus Notwendigkeit und Bedürfniß des Inneren s-elbst. Spiel ist das reinste, geistigste Erzeugnrß des Menschen auf dieser Stufe und ist zugleich das Vorbild und Nachbild des gesummten Menschenlebens. Die Quellen alles Guten ruhen in ihm, gehen aus ihm hervor: em Kind, das tüchtig, selbstthäiig still, ausdauernd, ausdauernd bis zur körperlichen Ermüdung spielt, wird gewiß auch em tüchtiger, stiller, ausdauernder. Fremd- und Eigenw^hl mit Aufopserung befördernder Mensch Ist nicht die schönste Erscheinung des Kmderlebens dieser Zeit das spielende Kind, das in >einem Spiel ganz aufgehende Kmd?" Und weiter sagt Fröbel: „Dem ruhigen, durchdringenden Blick des echten Menschenkenners liegt in dem freithätig gewählten Spiel des Kmdes dessen künftiges inneres Leben offenbar vor Augen. Die Spiele dieses Allers sind die Herzblätter des ganzen künftigen Lebens, denn der ganze Mensch entwickelt sich in ihnen, in seinen feinsten Anlagen, rn fernem

inneren Sein. Das ganze künftige Leben des Menschen hat in diesem Lebens-
zeitraum seine Quelle Das Kind soll im Spiel und durch das Spiel ein zu ihm
sprechendes Erziehungbuch zur Beachtung für sich selbst, finden."
Der Gedanke, daß das Spiel des Kindes und Spiele überhaupt eine sehr
große Bedeumng haben, datirt nicht von Fröbel' er ist so alt wie unsere Kultur.
Namentlich ist es das griechische Volk, bei dem wir so deutlich auch dann die
Harmonie seines Lebens erkennen, daß seine Spiele „Feste", religiöse Feste waren
und daß selbst ein so strenger Gesetzgeber wie Lykurg sür die Spartaner Tänze
und gymnastische Uebungen anordnete. Plato hat bereits Spiele für Kinder vor-
geschlagen, die denen Fröbels ähnlich sind. Er sagt: „Vom dritten Jahr an biete
man dem Kind Spiele, die diesem Alter angemessen sind, woraus ma'N auf den
künftigen Beruf schließen könne; spielend lassen sich auch manche Kenntnisse und
Fertigkeiten beibringen, namentlich solche, die sich auf die Geometrie beziehen."
Plato hält die Spiele der Kinder für so wichtig, daß er meint, man dürfe sie nicht
verändern, weil sonst ein veränderlicher Charakter erzeugt werde, der leicht selbst die
gesetzliche Ordnung im Staat gefährdet.
Die Erkennmiß des Spieltriebes als des schöpferischen, als des höchsten
Triebes, der uns Menschen geworden, führt uns zu der Einsicht, daß die Menge
fertiger Spielsachen, die wir dem Kinde geben, nicht nur deshalb schlechte Spiel-
mittel sind, weil sie zum Zerstören reizen, sondern, weil sie die Schaffensfreudig«
keit stören. Wenn wir emen Erwachsenen, der in sich schöpferische Kraft fühlt,
zwingen, nur die Werke Anderer in sich aufzunehmen, wenn wir ihm keine Zeit
gönnen, seiner inneren Schaffenslust zu genügen, dann lohen wir, daß Unmuth,
Verstimmung, V?rdüsterung sich leiner bemächtigen. Das Kmd ist sich selbst nicht
klar und kann sich nicht dagegen sträuben, daß ihm Etwas aufgedrängt wird, das
seiner Natur, seinem inneren Wesen widerspricht. Uns aber mag diese Erkenntniß
von dem Schaffenstrieb auch für die späteren Stufen geistiger EntWickelung ein
Fingerzeig sein Wer vermag zu berechnen, wie viel schöpferische Kraft durch Auf-
nehmen Dessen, was wir nicht verarbeiten können, verloren geht? Denn nicht nur
für die Kindheitstufe ist der Ausspruch Fröbels zu beherzigen: „Nicht, was der
Mensch aufnimmt, sondern, was er auS sich heraus gestaltet, Das giebt ihm seine
Bedeutung und seinen Werth."
„Das Streben des Menschen in der frühesten Kindheit ist höher und kräftiger
als das der meisten Menschen im späteren Alter- die geistige Kraft in ihrer unbe-
wußten frühesten Zeit hat gewiß eine innere Stärke, von welcher wir Erwachsenen
und Bewußten uns keine Vorstellung machen können." Bedeutsam ist Fröbels
Ausspruch über den Gewinn, den die Erwachsenen von der Beobachtung des Kindes-
lebens und seiner Spiele haben tönnen: „Der Erwachsene erblickt dadurch wie in
einem Spiegel die ihm selbst ferne, die ihm nicht anschaubare eigene Kindheit, die
ja der Mensch, wie sein eigenes Angesicht, nicht selbst sehen kann, sondern in einem
Spiegel schauen muß. Durch die Beobachtung der Kinder, der Kindheit wird der
Mensch sich selbst und ihm sein Leben klar; es kommt Einheit in dieses Leben."
Wir können das Prinzip, das die Spielmethode Fröbels beherrscht, in die
Worte fassen: Der Spieltrieb des Kindes ist sein Thätigkeit-, sein Schaffenstrieb
und zeigt die Kulturtriebe des Menschen in ihren Ansängen
^ Henriette Goldschmidt.

Rainer Maria Rilke, l
ch kenne Rilke seit seinem ersten Buch, seit seinen „Larenop.cn", icr.nc
seinen ganzen Weg; aber nun sehe ich auch sein Ziel. Er ist sür uns,
die nach ihm kamen, der größte Verführer gewesen, größer noch als Hofmanns-
thal. Doch nur in seinen früheren Büchern, als seinem süßen Silbenfall noch
eine Manier eigen war. Nur die Manier ist gefährlich, nicht die ausgeglichene
Kunstanschauung; nur die Emsigkeit, nicht die Harmonie; Heine, nicht Goethe.
Jetzt hat er seine Manier, all dieses erkünstelte Assoniren und Alliteriren, ab-
gethan und kann Führer sein, nicht Verführer nur. Gewiß hat ihn gerade
seine Manier erst der Erkenntmß seines Zieles nähergebracht, wie ja jede Ein-
seitigkeit, Uebertreibung in der Kunst von Nutzen sein kann, wenn man in
ihr nicht befangen bleibt. Das Wesen seiner Kunst ist nun klar enthüllt.
Noch vor zwei, drei Jahren hätte ich darauf geschworen, daß in der
Lyrik der musikalische Gehalt Alles sei. Wie Verlaine darauf schwor. Ge-
dichte waren mir nichts als musikalische Formeln in Worten. Kunst fürs Ohr.
Kunst für metaphysische Bedürfnisse. Jeder Vers Rilkes bestätigte Das. Jeder
seiner Verse war ein Bogenstrich auf zart sordinirter, melancholisch tönender
Geige. Worte, Begriffe, die ihre Sachlichkeit abzulegen schienen, die sich in
Melodien verflüchtigten, ganz in Musik auflösten. Diese Kunst bedurfte eines
nur engen Reiches. Die Sehnsucht und der Stolz der Mädchen« Königinnen,
die Demuth der Engel, die Schmerzseligkeit Mariae. Nicht auf die Weite
des Umkreises kam es an, sondern auf die Fülle der musikalischen Variationen,
auf immer neuen Schmelz der Laute.
In den letzten Büchern Rilkes ist nun eine vollständige Wandlung.
Diese letzten Bücher haben mich überzeugt, daß die Lyrik eben so Wirkungen
der Malerei, ja, der Plastik wie der Musik zu erreichen vermag. Ihre geistigen,
sensuellen Wirkungen. Daß sie das Wort als Material wie Thon oder Marmor
oder wie Stift und Farbe behandeln, aus dem Wort nicht nur musikalische
Nuancen, sondern Reflexe des Lichtes und der Bewegung locken kann.
Solche Kunst hat Können zur Voraussetzung. Unbewutztheit, Intuition
genügt solchem Gelingen nicht Solche Kunst will Vertrautheit mit allen Kräften
der Sprache, mit allen ihren Schlichen und Finessen, mit allen ihren Zwischen-
und Untertönen, allen ihren Deutigkeiten und Raffinements. Will technische
Meisterschaft als Voraussetzung, unbegrenzte Beherrschung des Materials. Sie
versagt sich dem Dilettanten ganz, der in der Lyrik sich bisher ohne Schranken
tummeln konnte, weil Ueberschwang allein schon als Poesie galt. Ihre Sirenge,
ihre Vollkommenheit, ihre Souverainetät wehrt ihn ab. Sie will erarbeitet
sein. Der Ernst, mit dem Rilke mir erzählte, wie er im <Iar6w 663 ?1anws
ein Thier betrachtet, wie er täglich zu ihm zurückkehrt und cs anschaut, um

das Bild in all seiner unmittelbaren Lebendigkeit, in knappsten und kenn-
zeichnendsten Zügen zu bannen, dieser Ernst des arbeitenden, knetenden, meißeln-
den, formenden Künstlers ist mir unvergeßlich.

Die Lyrik kehrt hier wieder zur Sachlichkeit zurück. Sie hat seit Langem
nichts als Reflexe wiedergegeben. Gefühls- und Gedankenreflexe. Die Dinge
waren nur Anreger. Die Stimmungen, die sie dem Dichter mittheilten, die
Gemüthszustände, in die sie ihn versetzten, waren die Hauptsache. Die Lyrik
ist die subjektivste der Künste: und die Dichter verhüllten die Dinge mit ihrer
Persönlichkeit, mit ihrer Subjektivität, daß man nur die Gegenwart der Dinge
ahnte, ihren Dust nur witterte, ihr Leuchten nur schimmern sah; aber man
schaute sie nicht. Nicht die Natur sah man durch ein Temperament, denn
Natur und Temperament hatten die Rollen vertauscht: die Naiur war ein
Transparent geworden, durch dessen vernebelte Scheiben man das Temperament
sah. Die Dinge sprachen nicht direkt aus den Versen, traten aus ihnen nicht
unmittelbar hervor. Man verwechselte Sachlichkeit mit Nüchternheit und fürchtete sie.

Den Schleier, der auf den Dingen lag, hat Rilke gehoben, Wie die
malenden Impressionisten nähert er sich der immer bewegten Natur. Sie ist
nackt wie Gott. Ihre Erscheinungen selbst, nicht die Zustände, die sie aus-
lösen, sucht er einzufangen. Nicht das Subjekt: das Objekt rückt er in das
Licht. Wird seine Kunst dadurch etwa unpersönlich? Hier erlebt man das
ewig Geltende: wo die Persönlichkeit vorhanden ist, verleugnet sie sich nie-
mals in ihren Schöpfungen. Rilkes stilistische Struktur, die Wahl seiner
Vergleiche, das Uebergleiten der Verse, das Aufklingen der Reime wird man
nicht verkennen. Besonders seine Anschaulichkeit nicht.

Im ^aräin äu Lux sind oui-F hat er „Das Karoufsell" gedichtet. Ein
Karoussell, das sich dreht und kreist; nichts mehr. Auf einem Hirsch ein kleines
Mädchen, aus einem Löwen ein Junge, auf schaukelnden Pferden größere
Mädchen; „und dann und wann ein weißer Elephant".

„Ein Roth, ein Grün, ein Grau vorbeigesendet,
ein kleines, kaum begonnenes Profil.
Und manches Mal ein Lächeln hergewendet
an dieses athemlose blinde Spiel."

Nichts mehr. Und doch kommt mir vor, als wäre nie ein pariserischercs Ge-
dicht geschrieben worden. Man weiß: da ist ein ganz bestimmtes Karouffell.
Und es steht in der leichten, flimmernden, immer von leisem Rausch ange-
hauchten Luft dieser Stadt, deren Leben selbst ein athemloses blindes Spiel
zu sein scheint. Rilke beschreibt eine „Spanische Tänzerin". Man sieht diesen
Tanz, der zuckende Flamme ist, hört das stachelnde Klappern der Kastagnetten,
fängt die herrisch hochmüthige Geberde und zuletzt das süß grüßende Lächeln
auf. Die ganze Pracht der Rasse lodert in den Versen. Er schildert in dem
Gedicht „Der letzte Graf von Brederode entzieht sich türkischer Gefangenschaft"
eines Helden Flucht:

„Bis der Fluß
aufrauschte nah und blitzend. Ein Entschluß
hob ihn sammt seiner Noth und machte ihn
wieder zum Knaben fürstlichen Geblütes.
Ein Lächeln adeliger Frauen goß
noch einmal Süßigkeit in sein verfrühtes,
vollendetes Gesicht. Er zwang sein Rotz,
groß wie sein Herz zu gehn, sem blutdmchglühtes:
es trug ihn in den Strom wie in sein Schloß."
Sieht man nicht diese straffe Bewegung, die das Pferd in den Fluß führte
das heroisch stolze Sterben Zweier? Er beschreibt den „Fahnenträger", der
die Fahne feierlich und liebevoll vor sich trägt, wie eine Frau. Er ist der
Muth und die Treue selbst; er darf sie nicht verlassen. Nur in der Schlacht
„dann darf er sie abreißen von dem Stocke,
als riß' er sie aus ihrem Mädchcmhum,
um sie zu halten unterm Waffenrocke."
„Die Erblindende" beschreibt er, zuerst, wie sie ihre Tasse faßt, ein Wenig
anders als die Anderen, dann ihr Lächeln, „es that fast weh", zuletzt ihr
Gehen durch die Zimmer
„als wäre Etwas noch nicht überstiegen,
und doch: als ob, nach einem Uebergang,
sie nicht mehr gehen würde, sondern fliegen."
Den „Panther" hinter Gitterstäben:
„Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht."
Niemals ist der Rhythmus eines Katzenleibes mit so sicheren Strichen errafft
worden. Dann aber die serenen Züge der Venus, die aus den Wellen steigt,
die unsicheren Schritte Eurydikes . . . Eine Flucht von Bildern und Gestalten,
deren Schönheit strahlt. Sie strahlt von Nacktheit, von Reinheit, von unver-
rvischtem Leben. Sie ist aus der Realität geschöpft; ein erhobener Verismus.
Gewiß stilisirt, was aber die Unmittelbarkeit nicht abschwächt, sondern steigert.
Jede Kunst, die dem Wesentlichen nachgeht, gelangt zur Stilisirung.
Was ehemals Melodie war, Wohllaut und nichts als Wohllaut, ist
nun Linie, Bewegung. Und da alle Harmonie, auch die der Formen, Musik
ist, ist auch hier wieder Musik; Musik, mcht nur Wohllaut. Das Singen
der Dinge selbst, nicht das Singen über die Dinge. Nicht die „beseelte" Natur,
sondern die Seele der Natur selbst. Die Andacht vor dem Traum ist eine
Andacht vor den Dingen geworden.*)
Wien. Camill Hoffmann.
*) Rilkes „Neue Gedichte" sind im leipziger Jnsclverlag erschienen.
5

Brigantaggio.*)

WMnter den Großmächten dieser Erde ist vielleicht eine der größten die Macht
☐
SA? der Gewohnheit. Was hätte man in Mitteleuropa zu reden gehabt, wie
v-ele Spalten hätten die Blätter den Zuschriften ihrer Abonnenten gewidmet, wenn
Das vorgefallen wäre, was ich in Reggio am letzten Abend meines dortigen Aus-
entHaltes erlebte! Und was thaten die Leute in Reggio?
Ich war just eingeschlafen (und habe einm leichten Schlaf: Das gebe ich
zu). Aber auch wenn ich mitten im tiefsten Schlummer gelegen hätte, ich hätte
aufwachen müssen. Ich fuhr auf und rief? ,.(^0S3.?^ Antwort gab mir der wüfte
Kloppertanz meines gesammten Wa'chgeschirres; und als nun noch mein Bett mit
mir heftig zu turnen begann, zweifelte ich nicht mehr: Das war em niedliches
kteines Ergeben, vielleicht dir Vorbote eines großen. Es fiel mir aber nicht ein,
aufzustehen, Alarm zu schlagen, zu stieben. Es war ja friedlich still ringsum.
Keiner schien sich um das Bebchen zu tummem. Eme Viertelstunde lang lag ich
und warte!e, ob nun gewaltige Slöße kämen und Reggrs wieder einmal wankte.
Nlchts. Im Warten schlief ich gemüthsruhig em und schlummerte süß, bis mich
der Hausknecht um halb sieben Uhr morgens weckte. Ich fragte sogleich, was
denn nach Elf losgewesen, ob er nichts vom ^teri-ernoto" oerspürt habe. O Dn
heilige Großmacht dir Gewohnheit; er ahnte nichts? Oder hatte ich m'ch ge-
täuscht? War ich einem Traum zum Opfer gefallen? Den bejahrten Kutscher, der
mich und me n Gepäck zum Bahnhof brachte, fragte ich bang. Aber der Ehren-
mann wußte, was sich begeben hatte; es war also doch kein Traum gewesen.
Mit bemüthlichem Lachen erzählte er:
„Ja, es war ein Erdstoß, aber so wenig! Im Süden, g^en Capo Spartl-
vcnto, hat man es stärker gespürt. Die Herren Reisenden, dte gerade mit dem Zug
ankamen, haben erzählt, daß sie es ordentlich in den Wigons gefühlt haben."
Nun jr: damtt man sich in Regglo aufrege, muß ?s schon ärger kommen;
faustdick. Die Großmacht der Gewohnheit thuts Ich aber verließ um acht Uhr
R^gqio nnt dem verpflichtenden Bewußtsein, daß diese Stadt mir während meines
kurzen Aufenthaltes das „Beste" geboten, das sie zu outen hatte.
Und nun gmgs die Westküste auswärts. Das Land ze'gte sich u-.ir als
blüthenr,ichen und früchteschweren Garten. In lichtem Gochschein blinkten aus dem
Laubwerk Hunderter von Bäumen Riescneitronen, dunkelgoldig glühten die Kugeln
d'r Orangenfrüchte, Maulbeerbäume schwenkten ihre langstieligen Blätter, Man-
deln wurden geerntet, junge Felgen zeigten schüchtern ihr trefdunkles Grün und
ül.er dem Wall der Pelargonien prangten in feurigerem Roth Granatblüthen an
den Aesten. Nnd i nmer im Westen die kaum bewegte See, die der großen Halb-
insel Geschichien von der kleineren Ir.jel dort drüben raunend erzählte und ver-
rachensch drüben das gleiche Spiel trieb.
Scilla! D^n Ausruf des Namens empfand ich geradezu wie ein Ereigmß.
So tief auch das Interesse für Weltgeschichte in mir wurzelt: ich svürte so recht,
daß die Mythen, die man in jungen Jahren aufnimmt viel, viel stärker in Geist
Aus dem im wiener Verlag .Lumen" erscheinenden rllustrirten Buch „Armes
Kalabrien!", das den Verfasser des Rom ans. Christus nichtJesus^ inneuemLicht zeigt.

und Herz nachhallen als die Historie. Der Anblick des sagenumwobenen Felsens,
den häufige Erdbeben und Wogenprall bereits arg abbröckelten, an dessen linler
Flanke das Fischerstädtchen hinangebaut ist und dessen Haupt das schon etwos
ruinenhafte Schloß der Prinzen Ruffo di Scilla krönt, ist so malerisch, daß er
nicht ernüchtert und die Phantasie ertötet. Ich blickte und träumte; und es that
mir leid, daß d?r Zug so rasch die Station verließ.
Das Bild wechselte. Sizilien entschwand den Blicken und endlos breitete stcki
das Meer; landeinwärts machte der Fruchtgarten Bergwänden Platz, die scharf
ausstiegen und bis an die Bahn hezabreichtcn, die ost unter einem Bergfuß durch
dunkle Wölbungen schlüpfen mußte. Me diese Bergwände stiegen in kleinen
Terrassen auf, deren senkrechte Wändchen gemauert waren und deren schmale Platt-
formen je eine Rebenreihe trugen. Dos sah zierlich und kunstvoll aus.
„Bagnara!" verkündete der Kondukteur, öffnete die Thür meines Abtheils
und rlef einen Tcäger herbei. Ich war, nach nur anderthalbftündiger Fahrt, schon
an meinem vorläufigen Ziel angelangt. Das Handgepäck ließ ich auf dem Bahn-
hof zurück und gmg, vom Träger geführt, von emem unaufhörlich seine Dienste
anbietenden Kutscher ohne Pferd und Wagen gefolgt, zu dem Mann, an den mich
der freundliche Vicekonsul in Reggio gewiesen hatte, auf daß ich mir Rath hole
in Sachen Aspromonte. Der Bagnarese lag krank darnieder, empfing mich jedoch.
Ich übergab ihm das Empfehlungsschreiben und that, neben dem Krankenlager sitzend,
meine Ansichten kund. Männliche und weibliche Familienmitglieder in verschiedenen
Altersstufen versammelten sich und es wurde Kriegsrath gehalten. Auch der Kutscher,
der eingetreten war, detheiligte sich und wurde schließlich, nachdem ich von seiner
Forderung zehn Lire abgezogen hatte, zu seiner vollsten Zufriedenheit in meine
Dienste genommen. Zuerst sollte er mich von Bagnara auf den Eliasberg führen,
dann von dort nach St. Eufemia, einem kleinen Nest am Fuß des Aspromonte.
> Einen besseren und leichteren Weg auf den nahezu zweitausend Meter hohen Mortalto,
den höchsten Gipfel des Aspromontegebirges, als den über Bagnara-Eufemia g'ebt
es nicht. Aber mein erstes Ziel war ja nun der Eliasberg, dieser noch nicht sechs«
.hundert Meter zählende Zwerg. Mit den besten Wünschen für baldige Genesung
und mit allseitiger Danksagung schied ich aus dem Haus meines Berathers. Sieh
.da: an der Schwelle saß noch mein Träger. Welche rührende Anhänglichkeit! Sie
ward belohnt, wie eigentlich jede Tugend es werden müßte, und trug eine kleine
Silbersrucht. Der Kutscher eilte in den Stall voraus und gab dem Träger in
unverständlicher Mundart an, wo mau ihn finden würde. Jenem mir noch rätsel-
haften Ort schritt ich letzt zu. hinter mir der Träger mit dem vom Bahnhof ge-
holten Handgepäck. „Rechts" oder „links" oder „geradeaus": ganz wie er kom-
mandirte, ging ich und schämte mich nicht einmal eines Kommandanten, der mbst
seiner Bloß'üßigkeit noch zahllose andere bedenkliche Kleidungdefckte aufzuweisen
hatte. Ein geradezu wüster Kerl. Aber ich parirte. Aufwärts gingen wir; den
Drt Bagnara, der nicht so klein ist wie schmutzig und schmerzhast gepflastert, stiegen
wir empor. Seit ich in Kalabrien einzog, vergaß ich fast, daß eS Orte giebt, die
nicht an Bergeswänden oder auf Hügelrücken aufgebaut sind. Wäre Bagnara als
,ebene Fläche nur geraden Straßen vor mir aufgetaucht, ich hätte mich maßlos

gewundert und mich fern von Kalabrien geglaubt. Bergauf, bergauf, bis mir der
Gepäck tragende Führer ein „Halt" gebot. Aha: da stand richtig auch schon der
Kutsher neben einem Wägelchen. Ach, wie sah das Fuhrwerk aus! Da frommten
alle Künste, die der „Wasserer" nun spielen ließ, so gut wie nichts. Der Staub
zwar wich; doch Alter und Gebrechen blieben. Nun, viel besser hatte das Fahr-
zeugs das mich von Rimini nach San Marino bracht, auch nicht ausgesehen; und
di<Fahrt war doch genußreich gewesen, wenigstens für Auge und für Herz. Und
heute war ich wahrhaftig entschlossen, meinem Ziel zu Liebe alles Bö^e in den
Kauf zu nehmen.
Zweispännig gings jetzt auf den Monte Elia; allerdings langsam. Eine
andere Gangart als einen raschen Schritt erlebte ich bei diesem Pferdepaar nie,
weder auf ansteigenden noch auf ebenen noch auch auf abwärts führenden Straßen.
Vorläufig allerdings konnte ich ein anderes Tempo als einen langsamen Schritt
auch nicht verlangen. Steilwand sich der Weg zwischen den Häusern des scheinbar
endlosen Bagnara empor. Ein Prachtkerl von einem kalabreier Fächer, der vor
einem der Häuser auf einem Sessel saß und sich mit einer Schaar anderer unter-
hielt, siel mir unter den Typen besonders auf. Eine nervige, lehnige Gestalt, wie
aus Holz geschnitzt, ein kupferbraunes Antlitz, aus dem em von weihen Brauen
umrahmtes Augenpaar scharf und kühn blickte. Die gestrickte blaue Mütze, die. als
flaches Biereck das Haupt deckte und hinten ftrumpfartig in den Nacken fiel, stand
ihm prächtig und das Gewehr, das ihm von der Schul'er hing, war eins mit
ihm. Das war ccht Kalabrien.
Als die Häuser Bagnaras endlich vom Wegrand schwanden, traten die Reben-
terl assen an ihre Stelle. Rechts blickte ich zu ihnen empor, links, meerwärts, auf
sie hinunter. Der blaue Spiegel lag schon tief unter mir und hier und dort sah
ich durch Schluchten auf ihn hinab. Die Sonne brannte unbarmherzig, als wir
den hochgelegenen Ort Pellegrina erreichten, dem der cypressenreiche FciedhofBagnaras
gegenüber liegt. Zur Stillung meines Durstes, den der heiße Staub immer neu
anfachte, feuchtete ich Lippen und Kehle fast unablässig mit den Mispeln, von denen
ich mir'in Bagnara in Ermangelung von Orangen einige Dutzend'gekauft hatte.
Wer kaum lag Pellegrina hinter mir, da schwand jäh die Sonne und der Himmel
begann, sich mit leichtem Weißgewölk zu umziehen. Ich stellte bedauernd fest, daß
auch über Sizilicns Bergen ein dünner Schleier lag und im äußersten Westen das
Meer wie hinter einem Spinnennetz sich barg. Ich fürchtete, in leeres Grau zu
blicken, wenn der Gipfel deS Eliasberges einmal erreicht war Inzwischen hatte
der Wagen abermals eine kleine Ortschaft durchfahren. Die Straße wurde ebener.
Die weinbewachsenen Hänge waren verschwunden, das lichte, gelbgrüne Laub junger
Edelkastanien schimmerte mir überall entgegen. Der Kutscher, der um meine Bildung
sehr besorgt war und nicht aufgehört hatte, jede Ortschaft, jeden Berg, Alles, was
in den Gesichtskreis trat, bei Namen zu nennen, erklärte, daß wir nun die .eoi-ona"
erreicht hätten. I^a corona, die breite Plattform, welche den Gipfel, die Krone
des nicht ganz sechshundert Me!er hohen Berges bildet, hatte ich schon früher
einmal erblickt, als ich auf der Spitze des Leuchtturmes von Furo auf Siziliens
äußerster Nordostspitze stand und meine Augen die Küste Kalabriens suchten. Der
Wächter dort hatte mir damals von der Bedeutung erzählt, die vor Zeiten diese
Plattform hatte; und nun, da sie erreicht war, hörte ich nochmals das selbe »Es

war einmal". Nämlich: es war einmal cin driAavta^iO in Kalabrien und es
war einmal auf dieser Höhe des Monte Elia einer der Hauptsitze der Räuber.
Als die Eisenbahn noch nicht gebaut war und Alle, die von irgendeiner an der
Westküste Italiens gelegenen Stadt nach Villa San Giovanni, nach Reggio, nach
Sizilien wollten, die Fahrstraße benutzen mußten, da war eine goldene Zeit für
die Wegelagerer auf dem Eliasberg. Denn eö gab nur den einen Weg, nur die
eine Slraße, die knapp am Berg vorüberführte und noch führt. Dann kam für
die Räuber die Zeit des Kampfes auf Tod und Leben und dann begann es eben
zu heißen: „Es war einmal". Wahrhaftig: da war erstorbene Vergangenheit. Die
Menschen, die jetzt hier oben die kleinen, aus Dürrholz, Zweigen und trockenem
Reisig erbauten Hüttchen bewohnten, diese niederen, a:msäligen Behausungen, die
sie nur Weidethieren theilten, waren, falls sie etwa den einstigen Herren und Raub-
rittern von der ^oi'OQ«." entstammten, gänzlich aus der Art geschlagen. Höflich
grüßten sie, tief zogen sie die Käppchen und streckten mir nicht einmal verlangend
die Hände entgegen.

Der Kutscher brachte die Pferde zum Stehen (was übrigens leichter war
als das Gegcntheü), wies nur einen Fußpfad, der meerwätts abzweigte und 'ehr
sanft anstieg, und belehrte mich, daß ich nun immer demKirchlein zuschreiten müsse
und in zehn bis fünfzch i Mmmen mein Ziel erreicht habm würde Ich sprang
aus dem Wagen und schlug die angegebene Richtung ein; schr tt auf dem klemen
Weg dahin, der ein Wenig höckerreich begann, bald aber bequem weiterführte.
Zwischen den niederen bunien Blüihen und kleimn Farnkräutern an beiden Seiten
des Pfades gaukelten Zahl!o,e Schmetterlinge; Füchse und Heckenwettzlinge, stahl-
blaue Heuchel- und prächtig gelbe Aurora-Falter wiegten sich im Schaukelretgen
und ich begrüßte mtt wahrhast kindlicher Freude einen Bienenschwärmer, der neben
mir aufflog. Bienenschwärme! 1 Als Knabe hatte ich für diesen seltenen Schwärmer
geschwärmt, aber trotz aller Sehnsucht und Mühe außer in aufgespießtem Zustand
Nlemals einen erblickt. Dazu brachte ich es erst jetzt, fern von der Hennath und
fern von der Kindheit

Vom kleinen Ellaskirchlein trennten mich nun noch wenige Hundert Schritte:
Ich hielt die Augen fest auf den Bau gerichtet und wehrte ihnen, nach lmks oder
nach rechts abzuschweifen. Ich wollte denBltck von dort oben voll genießen, den
ganzen auf einmal, und mich Überraichen lassen. Erst überraschte mich ein anderer
Anblick. Zwischen Kirche und Bergeörand gewahrte ich eine Gestalt, die völlig
einem Einsiedler glich, wie Märchen- und Legendenbilder ihn darstellen. Ein langes,
schwarzes Gewand, ein wallender, weißer Bart, dunkle Brillen, ein schwarzes
Käppchen und in einer Hand ein langer weißer Stab. Wie der Mann so dastand,
bot er wahrhaftig ein malerisches Bild. Ich hotte die Kirche versperrt und einsam
gewähnt und kemem Menschen hier zu finden gedacht. Die Vorbildung, die ich
durch meinen Wigenlenker genossen hatte, war also nicht lückenlos. Ich hatte nur
erfahren, daß am Ostermontag hier oben zu Ehren des Propheten ecn mit Tanz,
Musik und anderen irdischen und vom Satan erfundenen Lustbarkeiun verbundenes
Fest stattfinde, ein „ckivertimsQw", zu dem aus der engeren und weiteren Um-
gebung viel Volk zusammenströme, daß aber ansonsten das Kirchlem verödet stehe.
Das stimmte also nicht. Ich war jetzt dem Haus und dem Märchenemsiedel nah
gekommen. Für ihn nahm mein Interesse mit jedem Schntt ab. Das war kein

frommer Mönch in der Kutte der Entsagung, sondern ein weihenloser Laie, der
nur ein aus der Entfernung wirksames langes Kleidungftück trug und wohl nur
in raffinirter Berechnung sich hergerichtet hatte: mit Mantel, Kappe und Bart.
Egentlich also doch ein abgeklärter, ein weltweiser Mann. Er begrüßte mich mit
frommem Anstand und ich wußte, daß er mich schon auf die zu gewärtigende
„mnrieiä" hm einschätzte. Elwa fünfzig Schritte vor dem Kirchlein, hart am
Bergrand, sah ich ein kleines Mauerstück ragen, das drei Holzkreuze krönten. Ueber
Ackerland, drnch Lupinenkiee hindurch lenkte ich unverzüglich den Schritt dorthin,
vom Weißbatt langsam gefolgt. Und nun sandte ich die Blicke hinab und ins
Wette, um die gerühmte Aussicht zu genießen. Tie Sonne hatte sich wenige Minuten
früher nochmals durchgerungen und beleuchtete Meer und Land. Aber den Schleier,
der die Liparrschen Inseln und den Stromboli verhüllte, vermochte sie nicht zu
zerreißen Doch war der Blick, der sich mir bot, trotzdem noch herrlich. Was
das Auge entzückte, waren nicht die zwei beträchtlichen Stücke sizilranischen
Küstenlandes; die kalabrische Küste, die weithin unter mir sichtbar ward mit
ihren Städtchen, Bäumen, Bergen, Hügeln, Hainen und Straßen, war ein reiz-
voller Anblick. Zumal die am Nordfutz des Elissberges hingebaute Stadr Palmi
mit ihren vielen Häusern, deren jedes ich genau sah, mrt ibren Oliven- und Orangen-
Hamen fesselte daS Auge. Und das große Stück ebenen Landes, das sich nord- und
ostwärts an diese Stadt schließt, lag weit gebreitet und ich konnte jede Bodenfalte
unterscheiden Gräser und Bäume gaben dem Boden ein dunkelgrünes Kleid; aber
dort, wo es vom Meer bespült ward, trug das Kleid einen Saum; em schmaler
Silberstreis f^ßte es schimmernd ein. Denn silbern sah im Sonnenlichte der graue
Ufersand aus. Ich saß lange auf der Bank, die an der dem Meere zugewandten
Seite der kleinen Mauer errichtet ist, und freute mich, daß ich den Weg hierher nahm
Das Männchen, das sich neben mir niedergelassen und schon mehrmals
ein OrientirungsgesprKch einzuleiten versucht hatte, von mir aber schnöde um Ruhe
gebeten worden war, sah schließlich den Augenblick gekommen, da ich dem Rede-
wechsel zugänglicher erschien. Seine erste That war, daß er aus einem Kärtchen
ein buntes Bild deS Elias zog und es mir reichte. Ich legte es in mein Notiz-
buch, ohne eine Bemerkung über die künstlerischen Vorzüge der Darstellung fallen
zu lassen, und leitete das Gespräch nach meinem Ermessen. So erfuhr ich denn,
daß außer am Ostersonntag noch am zwanzigsten Juli, dem Eliastag, hier großes
»äivGrt.imsQto" stattfinde, daß allsonmäglich von Palmi ein Priester komme, um
die Messe zu lesen, und daß der alte Mann dann mmistrire und im Uebrigen von
Almosen lebe, die er sich in Palnu hole oder hier oben erwarte. Das verlieh ihm
in meinen Augen eine gewisse Aehnlichke.it mit Elias selbst, der ja auch dasaß und
auf das Brot wartete, das Gott ihm durch einen Raben zu senden pflegte. Im
Kirchlein saß der Rabe aus Holz geschnitzt und schwarz gestrichen auch richtig zu
Füßen der Holzftatue dis Propheten. Dieser trug zum Schutz vor Fliegen einen
Organtinschleier über dem Antlitz und in der einen Hand das ihn charaklerisirende
Feuerschwert, das leider keine größere Wirkung erzielte als eine gedrehte rothe
Wachskerze. Nachdem der Weihbart den Propheten, ich den Raben und eine kleine
Münze das Brot gespielt hatten, schieden wir freundschaftlich und ich schlug wieder
den Fußweg ein, an dessen Ende rch den harrenden Wagen finden mußte. Da,
kaum dreihundert Schritte unter dem Kirchlein, begegnete ich einem Bauernpaar.

Der hochgewachsene Mann, der den Typus und die Gestalt jenes bewaffneten Fischers-
ha>l.-, trug einen Stock, wie ihn der alte Ministrant getragen, nur erheblich oiöer.
Das Weib wsr breit und stämmig und mit einem Buckelkorö versehen. Ich war
schon an dem Paare vorübergekommen, als der Mann, der bei meinem Anblick
sogleich mit dem Weibe eifrig zu flüstern begonnen hatte mich plötzlich anrief.
«S^noria!^ (So redeten mich die Leute in diesen Gegenden an, also etwa:
‚Euer Gnaden'.)
Ich blieb stehen und fragte den Mann, was er wünsche. Die linke Hand
hielt ich in der nahen Rocktasche, in der sich, seit ich den Wagen verlassen hatte,
etwas Schweres befand.
Der Mann richtete an mich eine Frage, die ich der Mundart wegen nicht
recht verstand, bis die Frau sie wiederholte. Da begriff ich, daß ich gefragt wor-
den war, ob ich allein sei.
Das war eme etwas seltsame Anknüpfung. Wie ein Blitz durchfuhr es mich:
„Da ist eS!" Diesem „Es", auf das ich ja im Geheimen wartete, wollte ich um
keinen Preis aus dem Wege gehen. Eifrig nickte ich. „Ja, ich bin ganz allein hier,"
versicherte ich. Die Begleiterin in der Tasche machte mich sicher.
Kaum hatte ich die Worte gesprochen, als die Entfernung zwischen mir und
dem Mann auch schon schwand. Während ich stehen blieb, sprang der Andere mit
großen Sätzen auf mich zu und sein erhobener Arm schwang über dem Haupt
den derben, langen Stock. Das war unverkennbar ein Angriff. Das hieß: „Schlag/
nieder und raub aus!" Schnell aber war ich um einen Schritt zurückgetreten und
meine Hand hatte die Waffe gezogen, die ich mit ausgestrecktem Arm dem drohend
Nahenden entgegenhielt.
„Achtung! Ich schieße", rief ich laut und bestimmt.
Das Weib, daS stehen geblieben war, schrie irgendwas; und der Mann, er-
nüchtert durch Das, was er sah und vernahm, hielt jäh inne und ließ den Stock
sinken Aus etwa zwölf Schritte standen wir einander gegenüber.
„Nun?" fragte ich.
Der Mann zog, ohne sich vom Fleck zu rühren, ehrerbietig die Mütze und
sprach Etwas. Da ich nicht gleich verstand, hieß ich chn seine Worte wiederholen
und erkannte nun die höfliche Frage, od der Wagen unten mir gehöre. Ich gab
heiter lachend eine bejahende Auskunft und setzte mit dem landesüblichen Gruß
„Ltats mi duono!^ meinen Weg fort, die bewaffnete Hand wieder in der Rockasche.
Die Gesichter des Ehepaares konnte ich leider nicht mehr betrachten, da eine Weg-
biegung mir den Anblick raubte.
Um halb zwei Uhr nahm mich der Kutscher wieder in Empfang und setzte
seine Rosse in langsame Bewegung. Jetzt gings über das Plateau zurück und dann
sanft abwärts. Die Kegelspitzen der Berge und Hügel mit ihren Weinterrafsen.
lagen unter mir und dann neben mir. Bei Pellegrina bogen wir gegen Eufemia
ab. Seit ich Reggio verlassen hatte, seit dem Frühstücks trank, den kein Backwerk
verschönte, war noch nichts Genießbares über meine Lippen gekommen außerdem
Saft der Mispeln. Ich war hungrig und erkundigte mich in Pellegrina nach Eiern.
Diese gab es wohl, aber in keinem Haus ein Feuer, um sie hart zu sieden. MW

wurde gesagt, daß ich da wohl zwanzig bis dreißig Minuten warten müßte, denrt
„Feuer mache man nicht so rasch" Da verzichtete ich und beschloß, mit dem Essen
zu warten, bis ich Eufemia erreicht hätte, w) es, wie mir der Rosselenker sagte,
einen Gasthof gab, noch dazu einen, der den schönen unl> stolzen Namen „^IberZo
^pi-oniont.s" trug.
Wled:r fuhr ich auf einer Bergstraße mit wechselndem Ausblick aufs Meer
dahin. Den letzten solchen Ausblick auf diesem Wege gewährten breite Lücken zwi-
schen dem Blattwerk eines Kastamenwäldchens. Ich sah genau auf die Spitze von
Faro hinüber; und da gedachte ich auf einmal lebhaft eines Hammerhais, den ich
im Hafen von Messina gesehen hatte. Es war allerdings kein wirklicher gewesen,
sondern ein aus Segeltuch geformter, der als Schlffszelchen einen Dampfer schmückte.
Genau so, als läge dort unten im Meer, der Küste Italiens gegenüber, ein mythen-
haft riesiger Hammerhai, dessen Kopf Faro und die bcidm sichtbaren Stücke der
Nord, und der Ost-Küste der Insel bildeten, genau so sah ich Sizilien von hier.
Und ich mußte daran denken, daß dort drüben, dem Seeungeheuer Scylla gegen-
über, der Sitz des Ungeheuers Charybdis war. Ob nicht etwa gleich mir einmal
Jemand den Kopf des Hammerhais erb.ickte? Wie enlftehen Sagen und Märchen,
wie Götter und Dämonen?
Aber nun ging es landeinwärts; das Meer war verschwunden mit all seinen-
Gottern und Ungeheuern. Gerade und eben sah ich ein großes Stück der Fahr-
straße vor mir Den Blick begrenzte die hohe Bergwand, um deren willen ich
dieses Weges fuhr. An großgewachsenen Eicken, Eschen, Akazien und Buchen vor-
bei. Dann bergab: und da lag San Eufemia, mein nächstes Fahrtziel. Der Ort
schien mir, so lange ich ihn von fern sah, ganz und g ir nicht so übel. Die rothen
Dächer leuchteten und der Häuser gab es viele. ,.^.U)6rS0 ^spi-Omorits^: wirklich
ein verführerisch schöner Klang. Mein Kutscher lenkte jetzt meine Gedanken und
das Gespräch auf seine materiellen Interessen und machte mir einen Vorschlag,
den ich der Ueberlegung Werth fand. Er wollte warten, bis ich von der Bergtour
zurückgekommen sei, und mich dann nach Bagnara bis zum Bahnhof zurückführen.
Ueber den Preis einigten wir uns nach dem unvermeidlichen Handeln, das durch
die landesübliche Ueberforderung zum Gebot gemacht wird, und ich blieb mit meinem
(etwa die Hälfte des Verlangten betragenden) Gegenangebot natürlich Sieger. Doch
schloß ich noch keineswegs fest ab. Denn ich wollte erst einmal genau wissen, ob
und wie ich die Bergtour machen könne und wie lange sie dauern werde. Mehr
als einen Tag wollte der Kutscker nämlich nicht um den von mir gebotenen Preis
im Ort matten; und drängen wollte ich mich doch auch nicht lassen. Endlich
wurde also besprochen und beschlossen, daß der Führer der „cai-ro^a." einen Führer
der „vsttui-a" (so wird dort das Rcitthier, der ruulo, genannt) mir gleich zur
Stelle schaffe und daß dann Alles endgillig festgelegt werden solle.
Da war der Ort auch schon erreicht Schon? Es war eine halbe Stunde
nach vier Uhr und mein Magen war über sein unfreiwilliges Fasten empört. Armer
Magen! Er ahnte nicht . . . Doch: jetzt ahnte er schon; denn da hielt der Wagen,
vor dem , ^Idei-Zo ^8pr0M0nts."
Wien. Friedrich Wcrncr van Oester^tt.
LH

Cyck Sc Straffer.
Schicksal der Lederfabrik Eyck & Strasser in Berlin ist beinahe eben so
viel besprochen worden wi? die Reichssinanzreform Und doch war eigentlich
kei.l Anlaß, sich umLeben oder Sterben einer Firma mit zwei Millionen Mark Aktien-
kapital mit besonderem Eifer zu kümmern. Freilich: zum ersten Mal waren Arbeiter
für die Generalversammlung mobil gemacht worden: sie sollten selbst sehen, welche
Mühe man für ihr Wohl aufwende. Auch dieser Theil der Jnszenirung blieb aber
wirkunglos Die Berliner Handelsgesellschaft bestand, als Hauptgläubigerin, auf
ihren Forderungen: und so mußte der Konkurs angemeldet werden. Der Handels-
gesellschaft sind Borwürfe jeglicher Art gemacht worden. Leichtfinnige Kreditge-
währung, schrankenloser Egoismus; und so weiter Irgendwo las ich sogar, eS
sei ein Fehler in der Organisation, daß die Handelsgesellschaft nur einen Sitz habe.
Als ob es nicht viel einfacher wäre, dem Beispiel der anderen Banken zu folgen
und jede einigermaßen belebte Straße mit einer prunkvoll aufgemachten Depositen-
kasse zu zieren! Warum ein zwanzig« oder dreißigfach geteilter Betrieb leichter
als ein centralisirter zu übersehen sein soll, hat der Kritiker nicht verrsthen. Als
die Gemüther sich beruhigt hatten, nahm man einige Vorwürfe zurück. Nicht alle;
man ließ, der Sicherheit halber. Etwas hängen. Die Handelsgesellschaft hat an
die Lederfabrik eine Forderung von 3,15 Millionen, für die sie sich Waaren ver-
pfänden ließ Außerdem war eine hypothekarisch sichergestellte Summe von 1,05 Mil-
lionen als Garantie gedacht. Die Kalkulation der vorhandenen Lederbestände hatte
keine haltbare Basis. Die Vorräthe wurden zu hohen Preisen bilanzirt; sonst wäre
die geforderte Sicherheit nicht zu erreichen gewesen. Dolus oder falsche Beurtheilung
der Konjunktur: Das wird noch festzustellen sein. Der Ledermarkt hat viele Hoff-
nungen enttäucht; der Tendenzumschwung mag die Katastrophe bei Eyck H Strasser
verschuldet haben (in die übrigens die seit vierzig Jahren in Ehren bestehende Hand-
schuhfabrik von Cohn in Johanngeorgenstadt mit hineingezogen worden ist).
Mußte die Berliner Handelsgesellschaft wissen, wie faul es in der Firma
Eyck & Strasser aussah, und durfte sie ihr so hohen Kredit geben? Im Auf-
sichtrath der Lederfabrik saß, als Vertreter der Handelsgesellschaft, Kommerzien-
rath Behrens. Besser wäre es gewesen, wenn auf diesem Platz ein Geschäftsinhaber
der Bank gesessen hätte. Aber die Herren, die den Bankdirektoren alljährlich die
Ueberfülle von Aufsichtrathsftellen ankreiden, dürften eigentlich nicht fordern, daß
die Bank im Aufsichtrath jedes Unternehmens, dem sie Kredit gewährt, vertreten
sei. Bei der Schlußabrechnung hat die Handelsgesellschaft sich jedenfalls konsequent
gezeigt. Sie lehnte die in der Gennerslversammlung beschlossene Einigung ab,
weil ihr die gebotenen Garantien nicht genügten. Sie hatte sich die Auswahl der
Personen, die ihr Sicherheit leisten sollten, selbst vorbehalten und ließ, mit Recht,
die Garanten nicht von der Gegenpartei bezeichnen. Der Konkurs mußte also an-
gemeldet werden. Karl Fürstenberg ist nicht der Mann, der sich Vorschriften machen
läßt oder ungerechten Tadel sanftmüthig hinnimmt. Wenn ihm eine Sache einmal
verekelt worden ist, mag er nichts mehr damit zu thun haben Die Sanirung der Leder-
fabrik wäre wohl möglich gewesen, wenn die öffentliche Kritik die Angelegenheit m<t
mehr Sachlichkeit und mit weniger Temperament behandelt hätte. Die dem Auf-
sichtrath gewährte Decharge soll angefochten werden. Man behauptet, der General-

Versammlung sei die Decharge der meisten Aufsichtrathsmitglieder „abgenöthigt" worden, um Regreß ansprüche zu vereiteln. Da nicht sanirt wird, möchte man wenigstens Schadensersatz erlangen; vermuthlich werden sich also die Gerichte mit der letzten Generalversammlung und deren ZwischenMen zu beschäftigen haben.
Läßt sich an derKontrole der Aktiengesellschaften Wesentliches bessern? Die alte Frage. Die Grenze zwischen Leitung und Aussicht darf nicht verschoben worden, da sonst die Zuverlässigkeit der geschäftlichen Dispositionen leidet. Tie Duettion muß sich ein gewisses Maß von Selbständigkeit wahren. Eine Bank, die einer Gesellschaft Kredit giebt, kann sich in deren Geschäfte nicht allzu tief einmischen und muß den Betrieb der Direktion überlassen. Soll eine Bank nur einzelnen Industrie* zweigen mit Kredit aufhelfen? Dann hättenS nur die Schweren In du ftien sEisen und Kohle) gut. Im Mitteleuropäischen Wirthschaftverein wurde neulich über die mangelhafte Organisation des Kredütes sür die Mittel- und Kleininduftrie geklagt und eine Mooernisirung verlangt. Mehr Kredit also, nicht weniger, für die Kleinen. Die Lederfabrik Eyck& Strasser gehörte nicht zur Klasse der Großindustrie. Durfte die Handelsgesellschaft sich deshalb vich t mit ihr einlassen? Gerade diese Bank ist sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Jnduflriekundschaft; sie hatte aber keinen Grund, prinzipiell die Verbindung mit einer Ledsrfabrik abzulehnen, die ein Jahrzehnt lang recht anständige Dividenden gegeben hatte. Wie soll der Seldbcdarf der nicht zur Gruppe der Schweren Industrie gehörenden Branchen befriedigt werden, wenn die Aktienbanken nicht für sie sorgen dürfen? Vertrauensmänner (so wurde einmal vor« geschlagen) sollen den Banken alle zur Beurtheilung der Kreditwürdigkeit erforderlichen Unterlagen lieseln.Das müßtenLeute von gründlicher BranchenZenntniß seinzfür jeden Industriezweig wäre also ein Spezialberather nöthig. Solche Treuhänder wären theuer; und dürfte man sie für unrichtige Auskunft verantwortlich machen?
Daß die Industrie ohne die Banken nicht auskommen kann, hat wieder der Fall der Laurahütte gelehrt. Die veröffentlichte einen sehr ungünstigen Ausweis über ihr drittes Quartal und vermied jede Schönfärberei. Da sie in der Montanindustrie vornan steht, hat ihr Bericht symptomatische Bedeutung. Die Sache hätte aber noch viel schlimmer ausgesehen, wenn die Gesellschaft genöthigt gewesen wäre, an den Geldmarkt zu appelliren. Schon wurde mit der Emission neuer Aktien oder Schuldverschreibungen gerechnet. Die Verwaltung erklärte aber, daß die Kosten der notwendigen Neubauten durch Bankkredit, der auf mehrere Jahre fest zugesagt sei, gedeckt werden sollen. Ein Glück im Unglück: nun brauchen in ungünstiger Zeit nicht neue Papiere herausgebracht zu werden. Da sieht man, was gerade in mageren Jahren der Bankkredit sür die Industrie bedeutet.
Der Berliner Handelsgesellschaft ist im Fall Ehck & Strasser auch zugemuthet worden, auf die von ihr girirten Obligationen besondere Rücksicht zu nehmen. ES handelt sich um eine 4Z4prozentige (zu 105 rückzahlbare) Anleihe von 1 Million Mark, die im Mai 1905 zu 102,80 an die Börse kam und zur Umwandlung eines TheileS der Bankschuld diente. Solche Transaktionen sind durchaus nicht selten und an sich nicht zu tadeln. Die Handelsgesellschaft hat also ihren Aktionären nicht Etwas angethan, das eine besondere Erklärung forderte. Die Schuldverschreibutt» gen tragen ihren Namen und ein Theil liegt wohl im Portefeuille der Bank. Wer aus Prinzip gegen industrielle Schuldverschreibungen ist, kann sich auch mit deren hypothekarischer Sicherstellung nicht begnügen. Er betrachtet die Jnduftrieobligation

als Jnduftriepapier und beurtheilt ihren Werth nach den Ausfichten des Sondern
gebieteS, dem sie entstammen. Garz sicher sind ja auch die Obligationäre ihres Geldes
nicht; und sie können nicht, wie die Aktionäre, die Geschäftsführung beeinflussen-
die Generalversammlung ift ihnen nicht zugänglich. Die Wirkung di<ses Abstinenz^
zwanges wird besonders da fichtbar, wo das Obligationenkapital größer ist als
das Stammkapital. Man hat daran gedacht, das Auffichtamt für Privatversiche»
rung auf die Hypothekenbanken auszudehnen und eine besondere Abtheilung für
Jndustrieobligationen zu schaffen. Der Gesammtbetrag dieser Papiere ift auf rund
2^2 Milliarden Mark zu beziffern; genug für eine besondere Kontrolftation. DaS
Aufsichtamt hätte die Qualität der Sicherheiten zu prüfen und darüber zu wachen^
daß den Obligationären schädliche Veränderungen ausgeschloffen sind. Da das
Aufsichtamt sich im Versicherungbetlieb bewährt und das Geschäft nicht gestört hat,
braucht man kaum zu fürchten, daß die öffentliche Kontrole der Jnduftrieobliga-
tionen notwendige Finanztransaktionen erschweren würde; die Verbreitung solcher
Papiere würde eher erleichtert. Oder soll man die Obligationäre in die General-
Versammlung lassen? Den Aktionären hat das Zutrittsrecht noch nicht viel genützt.
Gerade im Fall Eyck & Straffer ift ja wieder darüber geklagt worden, daß die
Aktionäre von großen Engagements zu spät hören. Indemnität sei, da man M
die Generalversammlung ja eine Mehrheit schaffen könne, stets zu erreichen. Mit
gewissen Unzulänglichkeiten des Attienwesens muß man sich einstweilen eben ab-
finden. Der Machtbereich der Verwaltung ist durch statutarische Bestimmungen zu
begrenzen; aber welche Direktion läßt sich hinter solchen Schranken halten? Oft
ist rascher Entschluß nöthig. Soll erst die Generalversammlung befragt und eine
geheim zu haltende Transaktion der Oeffentlichkeit ausgetischt werden? DaS könnte
in vielen Fällen schaden. Die Pflicht, Geschäftsgeheimnisse dem Blick des Kon-
kurrenten zu bergen, wird ja im Interesse des Aktionärs erfüllt. Würde der Ab«-
schlutz jeder Hypothek, die Aufnahme jeder Anleihe und jeder Bankkreditwunsch in?
der Generalversammlung erörtert, dann käme manche Gesellschaft in arge Verlegen-
heit. Der Aktionär kennt auch die Einzelheiten des Betriebes zu wenig, um drin-
genden Fsrderungen der Direktion widersprechen zu können. Die „Publizität"
mildert wohl einzelne Schroffheiten im Regiment der Aktie; sie kann aber niemals
auS der Oligarchie eine Demokratie machen und das Risiko ganz ausschalten^
Das Gezeter, das jedesmal anhebt, wenn eine Großbank an einer Geschäfts^
Verbindung Verluste erlebt, ist beinahe schon spaßhaft. Die Direktoren werden so
ungefähr wie Idioten oder Lumpen behandelt. Wenn die Geschäfte ohne Risiko'zu
machen wären, könnte jeder Tischlermeister, sogar jeder Staatssekretär Bankdirek-
tor sein. Daß leine Feuerversicherung-Gesellschaft mal für einen Brandschaden auf-
kommen muß, gilt als natürlich. Der Bankdirektor aber, dessen Institut von dem Ks---
pital, das sich so üppig verzinst, an einem wider Erwarten fehlschlagenden Geschäft 1
oder 2 Prozent verliert, wird angebrüllt, als gehöre er von Rechtes wegen auf den
Scheiterhaufen. Können die Banken denn immer nur verdienen? Kann Das irgend-
ein Geschäftsmann? Irren wir Wirthschaftkritiker niemals? ... Was lehrt also der
Fall Eyck <K Strasser? Saufe nie Aktien eines Unternehmens, dessen Branche Du
nicht kennst: und hüte Dich besonders vor Papieren, die keinen großen Markt haben.
Ladon.

Jngenieurnoth.

^in Großindustrieller schreibt mir:
Sehr geehrter Herr Härder,, im vorletzten Heft der „Zukunft" veröffentlichten Sie auf die Bitte eines Ingenieurs einen Brief, den man nicht beachten würde, wenn er nicht gerade in einer so prominenten Wochenschrift erschienen wäre, den man aber an dieser Stelle nicht unwidersprochen lassen darf. Am Schluß war zwar gesagt, daß die geschilderte Unterhaltung aus verschiedenen Gesprächen zusammengetragen sei; jede Bemerkung darin ifiaber so ungehörig und so sehr gegen alle Disziplin, daß ich als Direktor den jungen Mann (er ist, wie er sagt, vor zwei Jahren von der Hochschule abgegangen) sofort entlassen würde. Duldet aber ein Direktor solche Sprache eines seiner jungen Ingenieure, dann würde ich als Aufsichtrathsmitglied dafür sorgen, daß dieser Direktor als gänzlich unfähig zur Leitung eines Geschäfts oder einer Fabrik so schnell wie möglich entfernt werde. So viel über die Frage der Disziplin. Zur Sache selbst möchte ich bemerken, daß heute die Techniker nach Absolvirung der Hochschule beim Eintritt in die Praxis gewöhnlich im Monat hundertfünfzig Mark Anfangsgehalt bekommen. Die Leistungen sind dafür zunächst gleich Null. Denn natürlich dauert es ziemlich lange, bis diese jungen Herren von der Praxis eine Ahnung, bis sie auch nur die geringste Routine erlangt haben, bis sie überhaupt wissen, was in dem Ressort, in dem sie arbeiten, oder gar in der ganzen Fabrik, in der sie beschäftigt sind, vorgeht. Um dem Concern, dem sie angehören, auch nur das Geringste leisten zu können, müssen die jungen Leute die Zusammenhänge von Konstruktion, Fabrikation, Projekt und Verkauf wenigstens oberflächlich kennen und es gehört viel Zeit, Ruhe und Interesse der Borgesetzten dazu, die vielen Jrrthümer und Fehler geduldig hinzunehmen. Im Hinblick auf solche Leistung scheint mir eine Erhöhung des Gehaltes (schon nach dem ersten Jahr) um 16'/z°/s, also auf 2100 Mark, durchaus nicht zu niedrig.
Wie kindlich ist die Schlußbemerkung! Wie wenig weiß der junge Mann, wie es in der Industrie aussieht! Alle Direktoren, Prokuristen und Ressortchefs in der Industrie haben nur eunen Wunsch: sich tüchtige Mitarbeiter heranzuziehen; sie ermüden nicht, ihr jüngeres Personal immer wieder zu prüfen und zu beobachten,, um zu erkennen, wo sie Einen als besonders tüchtig herausnehmen und vorwärtsbringen können. In der Industrie sind thatsachlich ja. stets sehr viele gute Stellungen zu besetzen, für die es an qualifizirten Bewerbern fehlt. Auf Gehaßt wird gar nicht gesehen und ich könnte Ihnen große Gesellschaften nennen, in denen Posten mit zehn« bis dreißigwusend Mark Einkommen sünffach und zehnfach zu besetzen sind, aber nicht besetzt werden können, weil die richtigen Menschen fehlen. Ist Ihr Briefschreider ein tüchtiger Mann (nach seinem Brief bezweifle ichs freilich), so wird es ihm nicht schwer werden, seine Vorgesetzten auf sich aufmerksam zu machen und andere, minder tüchtige Beamte zu überflügeln. Die Wahnvorstellung, daß die Leiter großer Gesellschaften heutzutage ihre Beamten drücken, gewissenlos ausbeuten und nicht aufkommen lassen, sollte nachgerade doch auö einigermaßen hellen Köpfen verbannt werden. Wir Alle, Direktoren und Ressortchefs, sind froh, wenn wir brauchbare Beamte haben, thun alles Mögliche, um sie so zufrieden zu machen, daß sie keine Lust haben, von uns weg zu anderen Unternehmern zu gehen, und sreuen unS, wie eines uns persönlich beschiedenon Glückes, des Tages, an dem wir unter den Angestellten Einen finden, der für den Posten eines Gesellschaftleiters geeignet erscheint. Daß uns diese Freude noch immer allzu selten beschert wird, ist jedenfalls nicht unsere Schuld.

Prozeß Moltke wider Harden.
m einundzwanzigsten April habe ich (wie hier schon am Schluß des Prozehberichtes vom ersten Mai mitgetheilt wurde) an den Herrn Generallieutenant z. D. Grasen Kuno Moltke geschrieben:
Eurer Excellenz
theile ich das Folgende mit:
Auf Ihren Wunsch und im Vertrauen auf eine loyale Durchführung des imLauf derletztenWochenaufJhre Anregung Vereinbarten habe ich am ein» undzwanzigsten März meinen Namen unter die Erklärung gesetzt, die Sie am Neunzehnten unterzeichnet hatten und die wir, mit einem gemeinsamen Begleitschreiben, amzweiundjwanzigstenMärz der Königlichen Staatsanwaltschaft eingereicht haben.
Ihr Herr Prozeßvertreter wird Ihnen bestätigen, daß ich in der Hauptverhandlung das dem Menschenmaß Erreichbare geleiftethabe, um eineschonende Behandlung der Sache und der Person zu ermöglichen und dadurch Eurer Excellenz Schmerzliches zu ersparen. Durch Ihr Verhalten haben Sie mir die Fortsetzung dieser Taktik unmöglich gemacht und mich zugleich von der Verantwortung für alles Weitere entbürdet. Ich bin an das Vereinbartenicht mehr gebunden und habe heute an die Königliche Staatsanwaltschaft geschrieben:
„Der Kömglichen Staatsanwaltschaft beehre ich mich mitzutheilen, daß ich nach den gestrigenAussagen des Grafen Kuno von Moltke von den beiden am zweiundzwanzigstenMärzder Königlichen Staatsanwaltschaft eingereichten Erklärungen meinen Namen zurückziehe und mich von den darm ausgesprochenen Wünschen lossage. Ich ersuche den Herrn Ersten Staatsanwalt, diese Mittheilung unverzüglich dem einstweilen zuständigen Gericht,oer Vierten Strafkammer am Königlichen Landgericht I Berlin, zugänglich zu machen."
In vorzüglicher Hochachtung
Harden.
Am selben Tag stellte ich den Antrag, das Urtheil der Vierten Strafkammer vom Reichsgericht revidirenzu lassen. Die Verhandlung sollte in Leipzig am fünften Juli stattfinden. Am zwölften Juni wurde mir der folgende Brief übersandt:
„Seiner Hochwohlgeboren Herrn Maximilian Harden.
Eurer Hochwohlgeboren
theile ich, in Beantwortung Ihres Briefes vom einundzwanzigsten April, Folgendes mit:
Sämmtliche von meinem Anwalt, Herrn Justizrath Dr. Sello, vor Gericht abgegebenen Erklärungen entsprechen meinen Intentionen und dem von mir unterzeichneten Vergleich. Auch ich habe in meiner Vernehmung zum Ausdruck bringen wollen, daß in den streitigen Artikeln der ‚Zukunft' der bewußte Vorwurf nicht gemacht worden ist. Wenn meine in der Erregung vor Gericht gemachte Aussage die Auslegung zulassen sollte, als ob ich mich nicht streng an den wohlerwogenen Wortlaut und Sinn des Vergleiches gehalten hätte, wie Dies in der Beweisaufnahme Euer Hochwohlgeboren in loyaler Weise gethan haben, so bedaure ich Dies und kann nur wiederholen, d«tz Dies meiner Absicht nicht entsprach.
Diese Erklärung läßt mich annehmen, daß auch Euer Hochwohlgeboren sich wieder auf den Boden des Vergleiches stellen und die Angelegenheit als erledigt ansehen werden. I
Mit vorzüglichster Hochachtung
Graf Moltke."
Diese (zur Veröffentlichung bestimmte) Erklärung genügt mir. UmihrenWunsch zu erfüllen, habe ich am fünfzehnten Juni dem Zweiten Strafsenat des Reichsgerichtes mitgetheilt, daß ich auf die Revision des Urtbeils vom zwanzigsten April verzichte. M.H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin-

Berlin, den 26. Juni 1909.
Sonnenwende.
Die Standarte.
Granitklippen und Sckaren hat, im Finifchen Meerbusen, der
Deutsche Kaiser den Herrn aller Neuffen besucht. Wie im Juli des Jah-
res 1905; des Jahres von Portsmouth. Damals warNikolaiAlexandrowitsch
auf dem „Polarstern",jetzt auf der „Standarte" in den Archipelagus gekörnt
men. Und wieder wurde, wie vor vierJahren, mit unbedächtigerSchnelle der
Frage, wessen Wunsch dieZusammenkunft erwirkt habe, die Antwort gesucht
und gefunden. Wieder bei uns laut in alleLüfte geschrien: Wirwarens nicht?
Warum? Muß auch im Leben desDeutschen Reiches sich Alles denn wieder-
holen? Nach dem ersten Schärenbesuch, als Witte in Paris mit Rothschild
und Rouvier die Milliardenanlcihe vorbereitete, sagte ich hier: „Wenn Ni-
kolai denBesuch erbeten hatte, durfte maus nicht durch alleGafsen tuten. An-
stand undKlugheit riethen von einemGerede ab, dessenZweck nur sein konnte,
den Gossudar in die Rolle eines Bittstellers zu erniedern. Die Herren der
Wilhelmstraße mußten ihrer Preßkundschaft empfehlen, sich bei der Frage
nach der Vaterschaft nicht aufzuhalten. Mine der beiden möglichen Antrvor-
ten liegt auf dem Weg unserer Interessen. Lassen wirs lieber bei der ^sns-
r^tio Und wenn die westmächtigenKollegen zetern, fragenSie
nur mit höflich verhüllterJronie, ob man drüben seinerSache ganz sicher sei,
und fügen hinzu,uns verbiete das natürlichsteTaktgefühl die Erörterung die«
ser privatcnFrage/Das war nicht gar so schwer zu treffen." Wurde aberauch
diesmal nicht getroffen. Ganz so schlimm wars jetzt freilich nicht.Denn Ruh-

land ist nicht mehr vereinsamt und den gutenNika stellt sich heute wo hl kaum
Einer als einen Nachbarsbesuche Erbettelnden vor. Immerhin konnte das
Prehgezänk über die Paternität derBesuchsabsicht zwischen Berlin und Lon-
don vermieden werden. Uebersetzt folcheStaatsaktion doch in dieGewohnheit
Eures Alltagslebens. Herr Knusemüller schreibt, er hoffe, Herrn Pechschulze
bald einmal wiederzusehen. Der antwortet, er theile diese Hoffnung und werde
sich freuen, wenn feineReise nach Merseburg dem inHalle lebenden Gevatter
die Gelegenheit biete, ihn aufzusuchen. Von wem nun „der Wunsch ausge-
gangen ist", mag ein Magister lobesam entscheiden. Etwas mehr Würde,
liebe Herren! Und etwas mehr Verständniß für die Psyche der Gekrönten.
Deren Ofsizialreden find gut, sind mindestens unschädlich, wenn sie (ein pa-
riser Possenschreiber hats neulich wieder erwähnt) den für Geburtstage ein-
gelernten Deklamationen achtjährigerKinder ähneln. („DiealteFreundschaft
unsererHäuser; derWunsch,denFrieden zu erhalten- diezuversichtlicheHoss-
nung, daß von diesem Tag an ...") Die sprechen, wenn sie einander wieder-
sehen, viel seltener, als der Bürger wähnt, von hoher Politik; meist von der
engeren und weiteren Familie, von Reiseplänen, Jagdfahrten, Festen und
dem lästigen DienstbotenärgerimStaatsgebäude. EinephonographischeAuf-
nahme solcher Gespräche würde neben den offiziösen Berichten zu recht lusti-
ger Wirkung kommen. „Alle wichtigenFragen derWeltpolitik wurden in den
Unterhaltungen der Monarchen berührt und besonders ausführlich die Pro-
bleme behandelt, die im Osmanenreich, aufKreta und inPersten aufgetaucht
sind.In allen Punkten wurdedie erfreulichsteUebereinstimmung festgestellt."
Aus dem Trichter schallts anders. „Meine Zweite hat sich zum Geburtstag
gewünscht, dah der langweilige Stolypin den Papa nicht mehr so oft stören
dürfe." „Der^neuUicKsIin ist längst übertroffen." „Natürlich verkauftLeo-
pold seineKunstsachen nur, damit nachher nicht der ganzeKitt als National-
cigenthum eingezogen werden kann." „BeiVicky Spanienmußesbald soweit
sein." „Die arme Alix England klagte im Winter sehr über Rheuma."
NützensolcheBesuche?KatharinaRomanownaDaschkow(Woronzows
Tochter, die in den Jakobinertagen der Petersburger Akademre der Wissen-
schaften prästdiren durfte) hielt von den Reisen der Monarchenüberhauptnicht
viel; und hatte an zweiHöfenErfahrung gesammelt, als sie schrieb: „Gerade
ein kluger, gebildeter und beredterHerrscher bringt, auch wenn er sich ernsthaft
bemüht, richtig zu sehen und gerecht zu urtheilen, aus fremden Landern fast
immer falsche Ansichten heim. Man zeigt ihm ja jeden Gegenstand nur von
der hübschen Seite. Alles, was man ihn sehen läßt, muß glänzen; und dieser
Glanz trügt denBetrachter. Noch eineandereGefahrbedrohtreisendeKönige

And Kronprinzen. Um sie anzufangen, spenden die Fremden ihnen, was an
Weihrauch und Schmeichelkunst irgend erreichbarist; und die an solche Atmo-
sphäre Gewöhnten wollen zu Haus dann von den Unterthanen vergöttert
werden. Deshalb würde ich so erlauchtenPerfonen niemals Reifen in fremde
Länder empfehlen, fondern ihnen rathen, ohne den Pomp, der ihrem Rang
ja gebührt, die Unterthanen aber zu fruchtlosen Ausgaben zwingt, durch die
Provinzen ihres eigenen Landes zu reisen und den Zustand der Verwaltung
und die Interessen der Bewohner gründlich zu erforschen." Diese Hofdame
der großen Katharina war nüchterner als unsere Chronisten. Denen wird
jede Begegnung zweier Monarchen zurWeltwende. 1905: Mitternachtvisite
bei Bjoerkoe; zwei Mahlzeiten auf dem „Polarstern"; bald nach der zweiten
entschwindet die ?0>arjL8!ma dem sichtenden Blick der „Hohenzollern" am
Horizont. Felsenfeste Freundschaft. Bis in Algesiras die Binde vom Auge
fällt. 1907: dreitägiger Besuch Nikolais in Swinemünde; achtundzwanzig
Kriegsschiffe (vor Cowes wird Eduard am ersten Augusttag eine andere Ar-
mada vorführen) und die rednerische Verheißung raschen Flottenausbaues.
Innigste Interessengemeinschaft; unser Handel wird, trotzdem Prohibitiv-
zoll, der Deutschlands Hauptindustrien ins Zarenreich getrieben hat, kostbare
Herbstfrucht pflücken. DieFreudeheult so laut, daß HerrJswolskij, aus Angst
vor einer londoner oder pariser Rüge, in seinem weiten Preßbereich den ea-
meiere e888ntiellem6nt familiär- c!e I'entr^vue betonen läßt. Reval, Bos-
nien, der serbische Georg in Petersburg, die Intervention des Grafen Pour«
tales für Oesterreich'Ungarn: ist die Erinnerung an dieseZeicheninnigster In-
teressengemeinschaft schon verblaßt? Was soll danach der zweite Nordarchi-
Pelbesuch uns bescheren? Beim ersten durfte man noch hoffen, Rußland von
Frankreich loszueisen, das im ostasiatischen Krieg plötzlich sein Herbergerrecht
als einesneutralen Staates so seltsam gedeutet und dadurch Roschdestwenskijs
Fassadenflotte ins Verderben getrieben hatte; oder beide nations J.j1i6e8 et
amies in den mitteleuropäischen Concern zu ziehen. Deutschland,.Rußland,
dieHabsburgermonarchie, Frankreich, Italien (das dann keinen Grund mehr
hätte, sich aus dem Joch alter Verträge zu sehnen): Das wäre der Bund der
Kontinentalmächte, der unübersteigbareWall gegen britische Drohung; und
die Zelle, in der eine Europäerwirthschaft entstehen könnte. Vorbei. Fürs
Erste sind die Westmächte dem Neussenreich unentbehrlich. Sie geben ihm
Gcld,schützenesvorJapan und demJslam und gestatten ihminPersien jede
Verletzung des vor zwei Jahren feierlich besiegelten Vertrages. Und wir ha-
ben nicht meh«nit der Neigung und Abneigung eines Selbstherrschers zu
rechnen, sondern mit der Stimmung des russischen Slavengewimmels. (Da-

ran dachte Wilhelm wohl, als er in seinem Trinkspruch den Weg pries, auf
dem Nikolais „Weisheit" das Volk vorwärts führe.) Diese Stimmung war
uns nie so feindlich wie jetzt; nicht in Aksakows noch in Gortschakows Tagen.
Ein winziges Häuflein besinnt dieVerständigung mit dem Deutschen Reich;
wäre sogar bereit, ihm aus dem Rossijskoje Gossudarstwo die polnischen
Weichselgouvernements gegen guten Preis abzutreten (worüber sich, da wir
ein besser lohnendes Kolonialgebiet kaum finden könnten, in allem Ernst re-
den liehe). Ein Häuflein ohne Einfluhmöglichkeit. Die Masse wüthet gegen
Deutschland. Leise und laut. Gebildete und Bauern. Absolutisten und Ver-
fasfungmänner. Das melden, aus den verschiedensten Schichten und Guberna-
torien, alle Berichte. Einst war der Deutschenhaß das Sonderrecht der Pan-
slavisten, der Altrussen aus Karamsins und Katkows Schule; seit der letzten
Orientkrisis hat er auch die der Konstitutionell-Demokratischen Partei lKa-
deten) Anhangenden verseucht. Nikolai durfte nicht wagen, den Deutschen
Kaiser auf russisches Festland zuladen; hättesonsthäßlicheDemonstrationen
erlebt. Ganz offen wird beim Traktir und im Kasino derWunsch nach einem
Krieg gegen Deutschland ausgesprochen, der das Rusfenprestige wiederher-
stellen und dem Slavendrang ein Ventil öffnen werde. Aehnliches war zu er-
warten; ist hier oft vorausgesagt worden, wenn unsere öffentlich Meinenden
sich für die Freiheit und das Menschenrecht desRussen schwärmend erhitzten.
Ein Zar kann, eine slavische Demokratie niemals dem DeutschenReich auf?
richtig befreundetsein.Vom WortbiszurThatistimHirnklimasolcherMensch-
heit freilich der Weg noch länger als anderswo. Für uns aber auch noch weniger
als amTag derbismärckischenGeneralabrechnung Anlaß,umLiebezu betteln.
Die Landsleute Nikolais des Zweiten wollen uns hassen. Unsere Losung kann
nur lauten wie Nikolais des Ersten: ^loli ms lem^ere!

Der Zar, dems in seinem goldenenKäsig nachgerade wohl allzu stickig
wurde, will die Könige von England und Italien, den Präsidenten derFran-
zösischen Republik, vielleicht auch (wenn Herrn Jswolskij die Furcht vor der
Veröffentlichung der im vorigen Herbst an Aehrenthal geschriebenen Briefe
zu solchem Rathe drängt) den alten Kaiser Franz Joseph besuchen. Konnte
die Interview mit Wilhelm also gar nicht vermeiden. An Gesprächsstoff wird
es nirgends fehlen; auch an solchem nicht, der überdas Familiäre noch hinaus-
reicht Kreta ist für das der dänisch-glücksburgischen Hellenendynastie nah
verwandte HausHolstein-Gottorp ja fast eine Familienangelegenheit, Wird
Nußland sein Wachtschiff und das Truppenfähnlein von Kreta Heimrufen,
die dünneFiktiontürkischerOberherrschaftdamit noch mehrschwächen und die
graeko-slavischen Glaubensbrüder zur Angliederung der Insel ernmthigen?

Möglich, daß man in Cowes dazu rath.Die kretische Sudabai ist die vorletzte
Etape auf dem Weg von Gibraltar nach PortSaid, dem wichtigen Weg vom
Atlantischen in den Indischen Ozean. Auch in dieser Bai und ihrem bequemen
Hasen möchte England herrschen. Das wäre zu erreichen, wenn die Schutz-
mächte ihre Trüppchen aus Kreta zurückzögen und den türkenfeindlichen In-
sulanern so dasZeichen zu offenem Aufruhr gäben. Die „liberalen" Berather
des Sultans Mohammed (einer Puppe, die man dem Volk zeigt, die aber
nicht mitreden darf, auch, trotz der Khalifenweihe, aus dumpfer Blödheit nicht
mehr erwachen wird) müssen dann gegen Griechenland mobilmachen; wären
wahrscheinlich der Gelegenheit froh, die ihnen erlaubte, sich als die Vertreter
eines tapferen Nationalbewußtseins zu erweisen, die das Osmanenerbe nicht
schmälern lassen. Ein turkoc griechischer Krieg, dem der lüstern nach Make-
donien lugende Bulgarenzar sicher nicht müßig zusähe, böte einem Britenge-
schwader denbilligsten Vorwand zur Landung in derSudabai. Nur wird Sir
Edward Grey kaum Lust haben, das Odium dieses unabsehbaren Handels auf
lich zu nehmen. DieTage von 1895, woSalisbury den Deutschen Kaiser für
die Zerstückung der Türkei zu gewinnen suchte, liegen weit hinter uns.Groh-
britanien weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe Indien zu halten
vermag, und wird sich voroffener Kränkung des mitJapan äugelnden Islam
hüten. Rußland vorschicken? Das ginge. Doch die „Standarte" wird auf
ihrer Rundfahrt auch vor Cherbourg ankern; und die an der Wahrung der
mediterranischen Machtverhältnisse interessirtenFranzosen werden wohl von
einem Schritt abrathen, dessen Hall in Makedonien, Albanien, Tripolis ein
Europens Ruhe störendes Echo wecken könnte. Läßt Rußland seine Schild-
wache auf Kreta, dann werden die anderen Schutzmächte sichs dreimal über-
legen, ehe sie ihr Kontingent zurückrufen. Die Insel ist heute schon fast selb-
ständig und die türkische Suzerainetät nicht vielmehr als ein schönerWahn;
der aber zerrisse, wenn die Signatarmächte, die Unterzeichner der Verträge
von Paris und Berlin ihre Jnselposten, die Bürgen derOsmanenherrlichkeit,
einzögen. Das nur von hellenischer Wehrmacht noch geschützte Eiland wäre
eine vonder listigenBritanialeichtzuerraffendeBeute.Das müßteselbst dem
mit Eitelkeit hypothekarisch überlasteten Hirn des Staatsmannes Jswolskij
einleuchten.AmEnde meint er,demPartner,der sich inPersien einstweilen so ge-
fättig zeigt,einenGegendie^
scheint,über die derKaisermachtin derVerfassung gezogcneGrenze nicht mehr
hinauszutrachten)hatin denSchärm
ms längere! Auf Deutsch: Wirsind bereit. Das steht auf unserer Standarte.
Muß in weithin fichtbaren Lettern drauf stehen. Micke! würde wieder

der alte ldol ol fortune, wenn er fein Friedensbedürfniß ausspreitete und'
den Verdacht nährte, er sehne sich in den franko.russischen Bund. Unter der
ersten Bedrohung mitWaffengewalt hat derConcern der Einkreisungmächte
gewankt. Diese Lehre darf nicht verloren sein. Einer der schädlichsten Fehler
deutscher Politik war, daß sie unzuverlässig schien, ohne von so argemSchein
je Nutzen zu haben. Wer diese schreckende Spur aus dem Gedächtniß harkt,
hilftnur zu neuer Enttäuschung. Das laute Gerede über die Finenbusenfreund-
schafthatschongeschadet. Zum ersten Mal seitdem serbo-bosnischen Hader hat
diewienerPressewiederRußland auf die mürzstegerStraßezulocken versucht.
Und in London war Graf Mensdorff (den Franz Joseph im Aerger des vorigen
Winters den zweiten Botschafter Englands am österreichischen Hof nannte)
wohlrechtemsig. Dennwirhören, daß Eduard nach Marienbad geht, und dürf-
ten nicht staunen, wennseinWunsch erfülltwürde:inPolaodergarinJschl,auf
dem Schauplatz seiner ersten Diplomatenniederlage, sich neben Franz Joseph
undNikolaialsdenFriedensstifterbejubelnzulasfen.BaronAehrenthalwillfür
jedenFall gedeckt sein. Aus demGefühl solcher Pflicht stammt wohl auch seine
Absicht, HerrnClemenceauinKarlsbadzubesuchen.Frankreichhat in Serbien
viel Geld angelegt, auch die in Berlin emittirten Papiere an sich gezogen und
müßie für seine Zinsen zittern, wenn die Exportwirthschast desSerbenstaates
gedrosselt würde. Muß also beschwichtigt werden. Bewilligt Aehrenthal den
Serben einen annehmbaren Handelsvertrag und erleichtert ihnen obendrein
durch einen transbosnischen Schienenstrang, der den Weg nach Ragusa kürzt,
die Ausfuhr, dann brauchtFrankreich dem Bau einer von Siebenbürgen über
rumänisches und bulgarisches Gebiet nach Saloniki führenden Bahn nichtzu
widersprechen.Trotzdem sieSerbienumgehen unddieHauptstraßedesaustro-
orientalischen Verkehres von den Thälern derMorawa und desWardar wei-
ter nach Ost schieben würde. Bulgariens Handel wäre dann durch serbische
Krisen und Kriege nicht mehr gehemmt; und Zar Ferdinand rief neulich seine
beiden Minister wohl nicht nach Wien, um ihnen die Meisterkunst der Pau-
lowa oder Luegers unterirdische Nothdurftstätten zu zeigen. Franko-öster-
reichischesOrientabkommen ohne denUmweg über Petersburg: da würde ein
Neues. Aehrenthal kennt die Russen genau. Hat sie niemals überschätzt.
Wenn sieihre Wuth an uns auslassen wollen, werden sie uns gerüstet fin-
den. HerrJswolskij mag vor den Briten mit der Gewißheit prahlen, daß ein
Krieg gegen das Deutsche Reich in Rußland populär wäre. In England ein
mit der Waffe zu führender nur in der Gruppe des von Nelsonlorber träu-
menden AdmiralsJohn Fisher. Der möchte losschlagen, ehe es zu spät wird;
heute lieber als morgen. Weil er weiß, wie Britanien im Bann des vorur«

theilenden Wahnes, als Dreadnoughtbauer unerreichbar zu sein, selbst seine älteren Marinetheile entwerthet hat. Sein (und Eduards) Gegner, der nur als Agitator noch, nicht als Admiral mehr aktive Sir Charles Beresford, ist nicht sür Krieg, sondern für eine Milliardenanleihe, die dm raschenBau von anderthalb Dutzend Dreadnoughts des größten und schnellsten Typs ermöglicht und mit diesem Vorsprung Englands maritimeWeltstellungsichert. Solchen Strömungen entzieht sich auf britischem Boden nur ein Bruchtheil der Arbeiterpartei und das letzte Aufgebot der Friedenöquäker. Und in Deutschland leben Leute, die mit ernster Miene von der Möglichkeit reden, der Kaiser könne imHochsommer oderHerbst wieder nach England gehen (schon der Besuch des Kronprinzen beim Großonkel wäre politisch einschlimmerFehler).' Leute, die sich noch immer an Angelntischen füttern und tränken lassen und die überschwängliche Rednerei der Reicke und Genossen anhören, ohne zu erröthen. Andere, denen Englands „Furchtsamkeit" billigen Stoff zu taktlosen Witzen liefert. Wollen wir uns nie in diePolitik mündiger Völker gewöhnen? Auch dem blödesten Auge ist die Nutzlosigkeit derVerbrüderungfchmäuse erwiesen; wer heute noch mitschmaustundmitschwatzt,fündigtgegendiePflicht zu nationaler Selbstachtung. Wir können gegen England Krieg führen (den nicht der König wünscht, sondern eine Tories,Gladstonianer und Sozialisten vereinende Partei, und dessen Gefahr nach Eduards Tod noch näher wäre) oderuns mitEngland über den Flottenstatus verständigen. Ein Drittes giebt es nicht; denn auch Beresfords Plan brächte ja Krieg: finanziellen, der für uns noch gefährlicheres ein mit der Waffe auszufechtender wäre. Die Männer, die von dem Versuch würdiger Verständigung abrathen, bürden sich ungeheure Verantwortung auf. Den Briten dämmert die Erkenntmß, daß sie mit all ihrerpsiffigenKunst die Bürgschaft für ihren Weltreichsbesch nicht erlangt haben. Marokko ganz, Persien halb verloren, Japan in leisem Geflüster mit der Türkei; und die Seeherrschaft von Deutschland und von den Vereinigten Staaten bedroht. Wir könnten viel erreichen, viel mehr, als 1899 und 1901 zu haben war. und, wenn wir Britanien auch noch das Belgiererbe am Kongo ließen, in Europa uns den Hegemonenrang sichern (der Dänen und Niederländer bald wohl den Nutzen enger Verbündung mit dem Deutschen Reich erkennen lehrte). England sein Erworbenes, Arabien, den Kongo und die Weltmeere; Deutschland, als europäischer Vormacht, das Recht, nach Oft und Nordwest seine Grenzen zu dehnen: nur auf solcher Basis ist die Verständigung möglich. Ist so aber heute noch durchzusetzen. Und was wäre dann derSpuk eines von Rußland tollkühn unternommenen Krieges? Von tapferen Augen beiTageslicht besehen: dieGewihheit,dasPhantomfranzösischerGroßmacht

endlich zu vernichten. Wir sind bereit. Wer dem Versuch anglo-deutscher Verständigung widerspricht und mit dem selben Athem dennoch den Frieden predigt, kann nur beweisen, daß ihn die Möglichkeit einer Niederlage auf dem Schlachtfeld mehr schreckt als der sichere Ruin durch unerträgliche Rüstung.

Reichsfinanz.

Die Antwort auf die Frage nach dem Verhältniß zu England bestimmt auch die künftige Gestaltung des Reichshaushaltes. Und wer überdie Reichsfinanzen spricht, muß den Blick über die Schlagbäume derHeimath hinausgeschickt haben. Das größte Landheer, eine Schlachtflotte ersten Ranges und die wuchtigste Soziallast: solche Bürde wird auf die Länge dem Stärksten lästig. (Achtunddreißig Jahre Armee-und Marinebudget; und keinenBlutstropfen vergossen. Obs die Enkel nicht wie methodische Tollheit anwittern wird?)KommtnochdieWirkungdervonMacKinley,Chamberlain,Beresford geschriebenen Rezepte hinzu, unterbietender Zankeeexport von Kohle, Eisen, Stahl, Absperrung der Märkte des Ki-eÄterLsitainodermindeftensErschwerungderdeutschenEinfuhr,mitdem Aufwand allerKräftebeschleunigterDreadnoughtbau,dannmüssenwirum die Entwickelung unserer Jndustriemachtund Handelsgeltung ernstlich bangen. (Schon deshalb ist, so häßlich der Wochenstubenwirwarausfah,dieGeburtdesHanfabundesalseineHoffnungzubegrüßen. Gescheite Männer werden sich bei ertraglosen Scheltreden gegen die Agrarier nicht lange .aufhalten, sondern durch Sammlung der Elemente, deren Arbeit das in den letzten zwei Jahrzehnten Errungene allein zu danken ist, die Vorbedingungen klugerWirthschaftexpanfion zu sichern versuchen. Nur derBlick auf solches Ziel, nicht auf Steuerscharmützel und Zungendreschleistung, kann ProduzentenundZwischenhändler, Schutzzöllner und Manchesterleute, Großbetriebsherren und Handwerker zusammenhalten.) Daß Herr Sydow mehr fordern muß als die Kollegen Lloyd George, Caillaux und Bilinfti, ist ein warnendes Zeichen. Und wie weit wir auf dem alten Weg mit der jetzt verlangten halben Milliarde kämen, kann ein Schulkind errechnen. GrafPosadowsky, der vor dem Freiherrn von Thielmann im Neichsschatzamt saß, hat gesagt, Sydow habe um zweihundert Millionen zu wenig gefordert.

Noch sind die fünfhundertimNeichstag nicht bewilligt. Und dieZünftigen schwadroniren von schweren Stunden und ernsten Tagen. Stockblinde empfehlen gar,denNeichstagaufzulösen. Alsob einhalbWegsgewissenhaftcs Bundesrats Mitglied für den Plan stimmen könnte, mit einer Steuerparole gegen Konservative, Centrum, Sozialdemokratie, Kleingeweibepartei in die Wahlschlacht zu ziehen. Das Centrum würde kaum einen Sitz verlieren, die

-Konservative Partei im schlimmsten Fall zwanzig; sicheren Gewinn würde,
aus dem Besitz der für Haupt- und Stichwahl zersplitternden Bourgeoisie,
nur die Sozialdemokratie einheimsen. Wenn der Rath nicht nur als Bluff
wirken sollte, ist der Vater des Auflösungplanes als ein armes Tröpflein er-
wiesen. Kosten, Lärm und Koth eines Wahlkampfes, weil Regirung und
Mehrheit mit einem Neuntel des verlangten Betrages noch nicht im Reinen
sind? Morgenkönnen sies sein: wenn die Regnenden klug sind und ihren libe-
ralenAnhangnichtvonderLeine lassen. DerneueTag heischt neueTaktik. Vor
ein paarWochen konnte einrobuster KanzlerdemBorussenadeldes Reichstages
drohen: JhrbekommtinPreußen das Massenrecht auf direkte Wahl, im Reich
eine demgewandeltenVertretungbedürfnißangepaßte Wahlkreiseintheilung,
Ihr verliert den Landrath alsWahlmacher und Steuerinstanz und für immer
das Vorrecht auf die besten Verwaltungstellen, wenn Ihr nicht vor dem Tag
der Entscheidung einschwenkt. Das hätte manchenHuf traben gelehrt. Jnzwi-
^ chen hat das Centrum aber die Unterzeichnung des Assekuranzvertrages erwirkt
und Herr vonHeydebrand „seinenStall gereinigt" (solche Bilder liebt dieser
starke Politiken köpf). Mit der Faust ist nichts mehrzu erstreiten. Und das mo-
notone Gezeter über „agrarische Begehrlichkeit" bleibt eben so unwirksam
wie der Rückfall in die Kulturkämpferpositur. Was kann geschehen?
Was geschehen muß. Unbefangen Zuschauenden scheinen die Stunden
nicht so schwer, die Tage nicht so ernst wie Einem, der auf bröckelndem Block
vereinsamt ist. Scheint der Geschäftsabschluß näher und leichter alsje vorher.
Weil erst jetzt die Rabattmöglichkeit geboten ist. Vier Fünftel der Geldforde-
rung sind fast imTrockenen.Vernunftund Vorsichtempfahlen, dem Reich (das
im Grunde ja ein abstrahirter Begriff ist, nicht eine in eigener Körperhülle
!ebendePersönlichkeit)jedesRecht auf direkte Steuern zu versagen und,wenn
man die indirekt einzutreibenden nicht bis zu der jetzt nöthigenHöhe bringen
wollte, dasFehlendedenMatrikularbeiträgenzuzuschreiben. Dazuhatteman
nicht denMuth. DieGewöhnungin den aufMassenbeifall angewiesenen Cae-
sarismus entband das Schlagwort: „HundertMillionen muß derBesitz tra-
gen." (Der, versteht sich, auch von den vierhundert den Hauptttheilträgt; Tabak,
alkoholischenTrank, allerlei Luxusfutter theurer bezahlen und den Lohn dem
erhöhten Existenzminimum anpassen muß.) Auch davon ist, nach dem großen
Drusch, ein Drittel bequem zu haben. Und was noch streitig? Den Kohlm-
ausfuhrzoll, die Besteuerung des Mühlenumsatzes und der Effektenkotirung
Zönnen die Verbündeten Regirungen in der ihnen zugemutheten Form nicht
annehmen. Auf diesem Gelände also in gleichemSchrittundTrittmitdenNa-
^ionalliberalen marschiren. Sie dürfen aber auch nicht ohne äußeren Zwang

dieErbanfallsteueraufgeben,fürdiegestern vordenWachtstubenällzulautdie
Trommel gerührt worden ist. Schlüpft sie, wider Erwarten, beim Hammel-
sprung noch durch: wunderschön. Wird sie abgelehnt: soll dann der Bundes-
rath erklären, nun sei der casus belli gegeben und kein Friede mehrmöglich?
Das wäreausbündigeThorheit.Das kann einNationa!liberaler,den dasGe-
schwätz noch nicht um seineVernunft gebracht hat, nicht fordern DieErban-
fallsteuer mag gerecht oder ungerecht, nützlich oderschädlich sein (ich halte mich
nicht für sachverständig): etwas spezifisch Liberales ist an ihr mit der schärf-
sten Lupe nicht wahrzunehmen. Liberale haben sie heftig bekämpft. Auch der
Kanzler (dem sie, als er vonGodefroy fünf Millionen geerbthatte,w ohl mcht
als ein Meisterwerk derGerechtigkeit erschienen wäre) und der preußische Fi-
nanzminister. Zwei große Parteien wollen sie nicht; sehen in ihr den ersten
Vorstoß in den Bereich der Vermögenskonfiskation; sagen, in jeder Finanz-
klemme werde man, unter Massendruck, flink die Steuersätze ei höhen. Eine
Mehrheit. Und Anerkennung des MajoritStrechtes ist doch das Lebensgesetz
aller Parlamente. Die Mehrheit (die Parteien also, die in den dreißig Jah-
ren seit 1879 gemeinsam schon recht ersprießliche Gesetzgeberarbeit geleistet
haben) verzichtet auf Kohlenexportzoll,Mühlenumsatz- und Kotirungsteuer;
wenn sie später nicht Aerger ernten will, auch auf die Verteuerung vonKaf-
fee und Thee,die doch den Teufel Kohol verdrängensollen, undaufdenKlein-
quark der Seifen-, Mundwasser-, Zahnpulversteuer. Dafür opfern die Na-
tionalliberalcn das Idol der Erbanfallsteuer und widersprechen nicht, wenn
die Zuckersteuer auf alter Höhe bleibt, der Umsatzstempel etwas theurer wird
(die Großbanken können uns jeden Tag eine höhere Schlußnotenprovifion
abfordern), Checks und Wechsel, außer den nur auf drei Monate laufenden,
besteuert werden (den Dioidendentribut heischt Herr von Rheinbaben ja für
Preußen; nur deshalb geht er gegen die Kotirungsteuer so scharf ins Zeug).
Das wäre ein glattes,reinlichesGeschäft, das keinem Kontrahenten Grund zu
Klage gäbe. Damit wäre der Reichsbedarf fürs Erste gedeckt. Konservative,
Reichspartei, Wirtschaftliche Vereinigung, Centrum und Polen wären da-
für noch heute zuhabenund dieVerbündetenRegirungen könntenzustimmen,
wenn dieNationalliberalen sich der Mehrheit anschlössen. Sind sie so schlecht
geführt, in ihrer Angst vomLinken so dichtumgarnt, daß sie zaudern, gar, wie
jetzt in der Zeitung steht, die Entscheidung an das Schicksal der Erb anfallsteuer
binden können? Ob Kinder und Ehefrauen das vom Vater, vom Mann Er-
erbte versteuern: Das hat mit liberalen Grundsätzen nicht das Allergeringste
zu thun. Der hitzigste Kaplan, der wildeste Wangenheimer könnte sich in
diesen Steuerplan verlieben. Bismarck hätte ihn ingrimmig befehdet und der

Industriekapitän Kirdorf hält ihn für schädlich. Die einzige neue Steuer^
die den Grundbesitz trifft? Nur ein Bruchtheilchen, sagt Ihr ja selbst. Vom
Schicksal dieserSteuer die Entscheidung über das ganzeBündel abhängig zu
machen, wäre ruchlos und dumm. Noch dürfen die Nationalliberalen zustim-
men. Ihren Wählern und ihrer Amme, der Industrie, mit gutenl Gewissen
dannfagen: Unser Verdienst ist, daß Kohle, Mehl, Papierkotirung, Kaffee und
Reinigungmittel von arger Belastung frei bleiben. Sind sie klug genug, nicht
klug zu sein, dann mußderBundesrath(nicht:der Kanzler)sich aufdieserBa-
sis mit derMehrheit verständigen. Die hat, gerade nach liberaler Auffassung^
das Recht, ihren Willen zur Geltung zu bringen. Spart Eure Sentimentali-
täten! Das Gegrein täuscht nicht darüber, daß die Heydebrand, Müller aus
Fulda, Erzberger schlauere Politiker und fähigere Führer sind als die Basser-
mann, Wiemer, Schräder. Die Ausgaben hat Euer Leichtsinn bewilligt. Jetzt
kommt die Rechnung. Sputet Euch unterm Auge des Auslandes! Und merkt
Euch, daß die echte, die dauerbare Reichssinanzreform nur durch eine reiflich
besonnene Wandlung der internationalen Politik erwirkt werden kann.
Der Bundesrath muß sich mit der Mehrheit verständigen; nicht der
Kanzler. Der hat Sonderwünsche. Möchte sein Blocksgebild (das alte anti-
römische Kartell, dem die Freisinnsreste angekittet wurden) erhalten oder auf
den Trümmern das Amtliche segnen. Dessen Privatwunsch darf nicht ent-
scheiden. „SoUngeheures lasse ich mirnichtansinnen": dea^ ssesle; für
Einen, der doch kaumüber den Winter bliebe, nicht mal einOpfer. Im Reich
anders als in Preußen regiren, im Reichstag die Leute ächten, die im mün-
chener, karlsruher, stuttgarterLandtag denTon angeben: Das ging einWeil«
chen; geht länger nicht. Das Reich, heißts, braucht fünfhundert Millionen;
jede Mehrheit, die sie aus sauberer, nicht schnell versickernder Quelle schöpft,
muß willkommen sein. DenAUzuklugen ist, nebenbei, noch zu sagen, daß sie
den Abgang des Kanzlers nur durch den Entschluß zu einer vernünftigen
Steuervertheilung beschleunigen. Die Hastprodukte der Kommisston würde
er überleben. Wenn der Bundesrath fürKohle, Kotirung, Mühlenumfatz die
Erbfteuer hingeben muß. hat derKanzler nur dieWahl: sofort, als Besiegter,
oder nach einer Anstandspause, als Mitwüker des Sieges, zu verschwinden.
Hammann.
Ob FürstBülow vor dieserWahl bebt? DerGrund, auf dem er baute,
wankt; und ringsum brechen dieStützen. Die dürre, vomTrübsalwinkelüber
Gemeinplätze auf Gipfel der Selbstzufriedenheit kletterndeFunirede, die nur
wenig der Sache Dienliches brachte, schloß mit dem Satz: „Wenn ich mich

überzeugen sollte, daß meine Person der Sache entgegensteht, daß ein Anderer leichter ansZiel gelangen würde, oder wenn sich dieVerhältnissein einer Richtung entwickeln sollten, die ich nicht mitmachen kann, will und werde, so wird es mir auch möglich sein, den Träger der Krone von der Opportunität meines Rücktrittes zu überzeugen; und dann wird mein Wunsch, daß mein Nachfolger Erfolge erzielt, eben soehrlich fein, wieesmeine Arbeit im Dienste des Landes war." Schade, daß dieses behende und gepflegte Talent, dem besonders auf den Gebieten innererPolitik so Manches gelang, sich vom Applausbedürfnißvelleitenließ,denDernburgbluffmitzumachenund den Landsleuten für das Bekenntniß zu einer Weltanschauung auszugeben. Die Dezembertage desJahres 1906 haben ihn, den vomJubel der Blinden Umbrausten,schlimmer geschwächt als die fühlbaren Mängel der von ihm zu verantwortenden internationalen Politik. Aus diesen Mängeln hat er gelernt und die Diplomatengeschicklichkeit insStaatsmännischezuweiten gestrebt. (DerUnterschied des in diesen Aemtern zu Leistenden ist nicht unbeträchtlicher als die Distanz zwischen der Arbeit einesDepositenkafsenvorstehers undeinesBankdirektors.) Doch er saß auf einem künstlich zum Fels gemörtelten Häufchen, das keine ernste Belastungprobe bestehen konnte. Nun ist er fast einsam. Den besten Subalternen, ders durch seine Tüchtigkeit vom Militäranwärter zum Geheimen Regirungrath gebracht hatte, mußte der von eklem Gewisper Verärgerte wegschicken (als Generalkonsul nach Trieft; was nicht ganz wenig ist). Holstein, der Freund und Nothhelfer, starb. Und gegen den Wirklichen Geheimen Legation Rath Dr. Hamm ann, den Preßbureauchef, hat das Königliche Landgericht I Berlin das Hauptverfahren wegen Meineides eröffnet.

Ich kenne den Mann nicht; habe ihn nie gesehen.Doch denEmpfindenden kann die Jäheit des Glückswechsels auch erschüttern, wenn sie einen ihm Fremden niederwirft. Jsts nicht grausig, daß der Name des Mannes, den vor drei Monaten noch nichtJournalisten nur, den auch Botschafter und Staatssekretäre als den im Auswärtigen Amt Schoens Mächtigsten umschmeichelten, jetzttäglich nebendemPhilippsEulenburginderZeijungsteht?Mahntesnicht schriller als die Totenglocke an die Vergänglichkeit alles Irdischen? Ich kenne denThatbestand, auf den das Strafverfahren gestützt wird,scitJahren. Viele kennen ihn eben so lange. Nicht Einer, von dem ich weiß, hat eine Kriminalgefahr darin erblickt. Nur den Umriß. Frau Lucie Schmitz trennt sich im Juli Z900vonihremEhemann,dem bekanntenArchitektenundPlastikcrProfessor Dl-.-Jng.BrunoSchmitz, und nimmt ihrebcidenKinder mit, denmderVater ein (von derMutternachfreiemErmessenzuverwaltendes) Kapitalvon zweihunderttausend Mark .schenkt. Der Ehestreit vergiftet sich und im Scheidung.

Prozeß beschuldigt der Mann die Frau, mit seinem Freund Hammann, der
1899 seine Frau verloren hat und vier Söhne erzieht, die Ehe gebrochen zu
haben. Die Beschuldigte giebt nur zu, daß sie sich nach der Lösung der Ehe-
gemeinschaft dem Freund geschenkt habe. Am zwanzigsten Juli 1902 wirb
durch Gerichtsspruch die unhaltbare Ehe geschieden; „auf Klage und Wider-
klage", denen in letzter Stunde ein Parteienoergleich gefolgt war. Geldkon-
flikte tauchen auf, neueCioilprozesfebeginnen; und der Professor, dessen Wuth
ins Erbarmunglose wächst, behauptet, Frau Lucie habe die übernommene
Pflicht zur Keuschheit verletzt und sei drum jedes Rechtsanspruches auf Ver-
mögen und Kinder verlustig. Die Angegriffene giebt dem Vormundschaftge-
richt die an Eides Statt geltende Erklärung, daß sie solche Pflicht niemals über-
nommen, seit dem Sommer 1902 aberkeinemMannangehötthabe. Indem
Streit ums Geld wird Geheimrath Hammann als Zeuge vors Landgerichtll
geladen Er kommt nicht; beruft sich auf das schriftliche Zeugnih der Frau,,
dessen Angaben er nur bestätigen könne; aber nicht wolle, weil er die Absicht,
ihn in einen dem Beamten unerträglichenSkandal hineinzuziehen, vereiteln
möchte. Schmitz widersprichtund das Gericht ladetHammannzueinemneuen
Termin. Am siebenzehntenOktober 1903 wird er von einem Landrichterunter
demZeugeneid vernommen. Beschwört,daßesseitdemSeptember1902zwar
zu Leidenschaftausbrüchen, doch nie zu „Beiwohnung" gekommen sei. Und
erlaubtdemRichter nicht, diesesWortdurch ein gebräuchlicheres („Geschlechts-
verkehr") zu ersetzen. Weigert dem Anwalt des Gegners dieAntwort auf eine
tieferinsSexualreich dringendeFrage. Am neunzehnten Oktober 1903 kommt
ein von Schmidt Beauftragter zu ihm und berichtet: Der Professor hat die
Wohnung der Frau belauern, denFußbodendurchbohrenlassen und kann nun
durch Thatzeugen die von Hammann eidlichbestrittene Beiwohnung erweisen.
ZornigeReden, neueVergleiche, Streit um die beidenTöchter aus Schmitzens
Ehe. Im April 1904 heiralhetHammann Frau LucieSchnntz, geborene Ge-
nelli, und nimmt deren Töchter zu seinen Söhnen ins Haus. Seitdem bedroht
der Professor ihn mit Strafanzeigen und Disziplinarmaßregeln. Auf beiden
Seiten steigert die Wuth sich ins Wüste. Schmitz beschuldigt die Mutter seiner
Kinder, FrauLucie deren Vater der häßlichsten Dinge; und den beiden Män-
nern scheint inRedeundSchrift das gröbsteSchimpfwortgcgen einandcrnoch
nicht grob genug. Schmitz hatte am vierundzwanzigsten April 1904 eine aus-
führlich begründeteStrafanzeige geschrieben, die aber erst vier Jahre später, zu-
nächst vonHammann, der sich eine Abschrift verschafft hatte, derStaatsanwalK
schaft eingercichtwordenzu sein scheint. DerBeschcidiftvom sechsundzwanzig-
sten Novemberdatirtund von Jsenbielunterfchrieben. „DcrNachweis daß Sie

bei Ihrer Aussage die Eidespflicht Verletzthaben, läßt sich nicht führen; ich habe
das Verfahren deshalb, mangels ausreichenden Beweises, eingestellt." Lange
Begründung. Auch Jsenbiels Nachfolger am Landgericht I und Jsenbiels
Vertreter in den Geschäften der Generalstaatsanwaltschaft erklären, daß sie
Zewen Grund zum Einschreiten sehen. Letzte Instanz ist dasKammergericht.
Dessen Strafsenat findet Anlaß zum Zweifel an HammünnsGlaubwürdig-
keit und fordert die Eröffnung der Voruntersuchung. Die leitet Landgerichts-
rath Schmidt. Der will selbst sehen, ob die Ueberführung durch den Augen-
schein möglich wäre, setzt einen Lokaltermin an,rekonstruirt den vondenZeu,
gen geschilderten Vorgang: und stellt fest, daß sie nicht gesehen haben können,
was sie gesehen zu haben behaupten. In einem langen Schriftsatz, der kein
Verdachtsmoment übergeht, wird abermals die Einstellung des Verfahrens
beantragt. Der Referent derzuständigen Beschlußkammer ist für den Antrag,
wird aber überstimmt; und das Hauptverfahren eröffnet (dem sich nun der
Beschwerdeführer Schmitz als vertretbarer Nebenkläger anschließen kann).
Geheimrath Hammann hat diese „ungeheuerlicheFügung" dem „herr-
schenden formalen Schematismus" zugeschrieben, „der leidernichtnurinPa-
pier, sondern auch in Menschenfleisch arbeitet". In der Norddeutschen Allge-
meinen Zeitung, die zur Herabsetzung preußischer Rechtspflege bisher nicht
benutzt wurde. Daß dem Gehetzten, Gevehmten die Galle überlief, ist begreif-
lich. Doch er irrt. Was ihn ungeheuerlich dünkt, ist alltäglich; von dem Fa-
brikbetrieb unseres Gerichtswesens nicht zu trennen. Vielleicht sollte justjetzt,
nach Eulenburg, um jedenPreis derSchein allzu milder Mandarinenbehand-
lung gemieden werden. Nielleicht fürchtete dieBefchlußkammer einen rügen-
den Eingriffes dem Angeschuldigten mißtrauenden Strafsenates und ließ dar-
um den Ruhm des Wahrheitfinders gern den „unabhängigen Männern aus
dem Volk", die als Thatrichter beeidet werden. Einerlei. Unter jedem Mono
reifeninMoabitsolcheBeschlüsse.DerPreßdezernent wird freigesprochen. Ein
viel Unklügerer hätte in solcher Lage, ohne den allerwinzigsten Grund, nicht
wissentlich Falsches beschworen;ohneGrund: denn fürGeldanspruchund sitt-
liche Geltung war diese Aussage ihm selbst und der geliebten Frau nicht gün-
stiger, als dasBekenntniß desBeischlafes gewesen wäre. DieRückkehr insein
interessantes Amt wird die liebe Sexualheuchelei aber dem Mann wohl sperren,
den diese Strafsache vor demBlick eines natürlich Fühlenden doch nichtbema-
Zelt.Erhatgethan,was abertausend Anderethaten: einWeib, dem erfein Leben
verbinden wollte, gierig an sich gerissen, daseineSinnekeuchendnachihrriefen,
und den Richter das intime Grenzgekos nur ahnen lassen. Sein Eid kann nicht
gestraft werden. Doch er ließ sich ertappen. Siehe: den Reinen schauderts;

Kaiser und Dichter.
le Beziehungen Wilhelms des Zweiten zur zeitgenössischen Dichtung sind nicht ganz so klar wie die zur modernen Bildenden Kunst. Man weiß nicht viel mehr davon, als daß er ven den Franzosen Ohnet, von den Deutschen Laufs schätzt. Lilien cron erhält von ihm ein Jahresgehalt, aber es ist durchaus nicht sicher, ob dieser Umstand, der einer Fürsprache des Grafen Kuno Moltke zu danken ist, wirkliche Kenntniß der Werke des holsteinischen Barons zur Voraussetzung hat odcr ob der Flügeladjutant dem Kaiser nicht nur die prononcirt preußisch-loyalen Mllitärstücke des Kombattantcn von 1866 und 70/71 vorgelegt hat (unter Hinweis darauf, daß Liliencron in beiden Kriegen verwundet worden ist).
Jede weitere Belehrung über Das, was Seiner Majestät von mooeiner deutscher Poesie gefällt, wird uns also willkommen sein müssen. Deshalb verdient, bekannt zu werden, daß Wilhelm der Zweite einen in Buenos Aires lebenden Deutschen namens Leo Mirau für würdig gehalten Hai, ihm auf diplomatischem Wege sein Wohlgefallen an seinen Versen ausdrücken zu lassen. Der „Argentinische Volksbote" berichtet:
„Kaiser und Dichter.
Eme Ehrung besonderer Art ist dem bekannten Buchhändler Leo Mirau widerfahren. Seine Excellenz der Deutsche Gesandte Herr von Waldthausen hatte ihn gestern mittags in sein Hotel gebeten und theilte ihm mit, wie Seine Majestät den Deutschen Kaiser seine,Lieder ans weiter Ferne- erfreut haben, die Herr Mirau zu Weihnachten herausgab und Seiner Majestät zum Geburtstag übersandte. Excellenz von Waldthausen hob hervor, daß gerade die deutsche Gesinnung, welche sich in den Liedern offenbart. Seiner Majestät besonders gefallen habe und Höchstdero dem Herrn Reichskanzler Austrag gegeben, dem Verfasser seine hohe Anerkennung durch die Kaiserliche Gesandtschaft in Buenos Aires auszusprechen. Herr Mirau erwiderte, daß die Anerkennung, die Seme Majestät ihm spende, nicht so sehr ihm wie allen Deutschen im Auslande gelte, welche im Gedlänge des Lebens nicht vergessen, die deutsche Muttersprache in Prosa und Dichtung zu pflegen, und daß in der rückhaltlosen Anerkennung der Kunst die eminent hohe Gesinnung des Kaisers als friedliebender Herrscher sich widerspiegele. WohZgemuth schieden Minister und Dichter mit einem warmen Händedruck."
Und wie dichtet Herr Mirau? So:
Mein Kaiser.
Lieder singt man überall:
Solls mir nicht gelingen.
Zu der großen Liederzahl
Auch ein Lied zu singen?
Und ich ging fürbaß und sang,
Sang mit lautem Schalle,

WieS mir in dem Herzen klang.
Meine Lceder alle.
Mancher lobte meinen Sang,
Mancher dünkt sich weiser;
Doch des Liedes höhern Klang,
Den gab ihm mein Kaiser.
Herlschertugend, die ihn ziert,
Fürst ans deutschem Stamme,
Adlerflug — im Herzen schürt
Der Begeisterung Flamme.
Flammen, die zu Herzen gehn
Und von Herzen kommen.
Lernt man diese recht verstehn,
Wirds Mdeutschland frommen!
Dieses Gedicht steht als „Vorwort" gesondert für sich. Die übrigen, ^
in Reihe und Glied, sind aber eben so schön. Erstes Beispiel: .
Der Freiwillige.
Freiwilliger bin i>ch in dem Heere,
Zum fünften Regiment gezählt,
Und darin ruht nun meine Ehre,
Ob auch die Uebung mir noch fehlt;
Ich brauche nur ein Jahr zu dienen,
Das ist mir lieb, doch nicht Begehr;
Doch daß ich kann freiwillig dienen.
Das rechne mir zur hohen Ehr'?
Freiwillig heißt ja frei und willig,
Die Freiheit selbst mein Kaiser ehrt;
Gern thue ich, was recht und billig,
Doch mehr von mir auch nicht begehrt!
Wer kann des Thrones Freiheit schützen.
Wenn ihm die eigne Freiheit fehlt?
Wie können Wohl Befehle nützen,
Wenn Ihr Unbilliges befehlt?
Ich bin Freiwilliger im Heere,
Zum fünften Regiment gezählt.
Und darin ruht nun meine Ehre,
Ob auch die Uebung mir noch fehlt.
Freiwillig heißt ja frei und willig,
Die Freiheit selbst mein Kaiser ehrt:
Gern thue ick, was recht und billig,
Doch mehr von mir auch nicht begehrt!

Gleich darauf ertönt ein
Schlachtlied.
Auf einem Schlachtfeld sterben!
Wie mutz Das herrlich sein.
Wenn sich die Wolken färben
Im Abendsonnenschein.
Musik hat intoniret
Ein Lied von Kampf und Tod;
Das Bataillon chargiret.
Die Erde färbt sich roth.
Es steigen Engel nieder
Herab in Kampfesnoth
Und die gefallenen Brüder
Erlöst der Heldentod.
Der Sieg ist bald entschieden.
Das Glück geht uns zur Hand
Und darauf wird es Frieden:
Heil Dir, mein Vaterland!
Doch der Buchhändler vom Boulevard CaUao in Buenos Aires (wo
seine Lieder^ bestellen kann) hat nicht nur loyale und heroische Saiten
der Leyer, sondern auch minnigliche. Auch da llingt es schön:
Unvergleichlich:
Mein Lieb, Du gleichst dem Palmenwald
An Schönheit, Hoheit und Gestalt;
Der Ceder gleichst Du am Libanon,
Dem goldnen Tempel des Salomon;
Du gleichst dem jugendlich fliehenden Reh,
Tu gleichst dem reinsten Blüthenschnee;
Du gleichst dem ersten Veilchenduft,
Der sinneberauschenden Frühlingsluft;
Du gleichst dem muthig schnaubenden Rotz,
Dem Feldherrn gleichst Du und seinem Troß;
Du gleichst dem mächtigsten Volke im Reich:
Nur Dir, mein Lieb, kommt Niemand gleich!
Aber auch in der Liebe denkt er entschieden national:
Im Case zu Stambul.
Chadra Chalmas, schwarzes Mädel,
Latz Dein schelmisch Lachen sein
Oder ich hau' Dir den Schädel
Mit der Wasserpfcife ein.

Weiße Zähne, rothe Lippen,
Schwarze Wang' und dunkles Aug',
Kann ich Dir am Munde nippen,
Wenn ick meinen Mokka saug'?
Du erheuchelst stilles Sehnen,
Eine Brust voll Liebesschmerz,
Chadra Chalmas, Deine Thränen
Weichen nicht mein hartes Herz.
Chadra Chalmas, Deine Liebe
Duftet wie ein Rosenblatt:
Chadra Chalmas, Deine Triebe
Kenne ich und bin sie satt.
Chadra Chalmas, Deine Treue
Ist ein leerer Wortschall mir,
Denn ich schwör' es Dir aufs.Neue:
Keinen Cent geb' ich dafür.
Chadra Chalmas, laß das Fächeln,
Stille Deinen Liebestrieb:
Denn er gleicht doch nicht dem Lächeln
Meiner liliengleichen Lieb!
Herr Mirau ist viel gereist. Und nicht ohne Bereicherung seiner Poesie.
Ein „Abend auf der Akropolis" gab ihm ein Gedicht ein, dessen ersteSirovhe lautet:
Der Wind streicht durch die Hallen
Auf der Akropolis;
Die Götter sind gefallen
Wie einst Themistoklis.
Eine andere griechische Strophe geht so:
Wie bist Du so gesunken.
Seit Sokrates Dich sah,
Als Phidias freudetrunken
Schuf seine Athens.
Beim „Abschied von Italien" spielt ihm die Begeisterung einen bösen
Streich: er reimt auf Italien Lilien. Diese poetische Freiheit geht entschieden
zu weit. Liest man jedoch ein Gedicht, wie „Der Vesuv", so begreift man,
daß ein Temperament wie Leo Mirau sich nicht um Vokale kümmern kann:
Neapels Drachen zu besiegen,
Zog ich hinaus mit hohem Muth.
Ich habe den Vesuv bestiegen
Als übermüthig junges Blut.

Den Gipfel habe ich erklommen.
Den Blick zum Krater hingewandt;
Ich habe ihn mit Sturm genommen.
Ob auch die Lava mich verbrannt.
Ob mich bedrohten Wolken, Winde,
Nach seinem Schlünde ging mein Blick
Trotz Feuergraben, heißer Rinde . . .
Voran! Ich schaute nicht zurück!
An seines Kraters weiter Runde
Stand keuchend ich nach schwerem Ritt,
Indessen tief im Kraterfchlunde
Laut hämmerte der Feuerschmied.
Vesuv, wie gleichst Du meinem Herzen?
Vesuv, wie gleichst Du meiner Brust!
Drin hämmert auch in Liebes schmerzen
Ein andrer Schmied mit Schadenlust!
Werver kann die Gluth seiner Seele auch dämpfen und sichMn drücken
zu ruhiger Schilderung hingeben. Dann entstehen Bilder wie:
Der Pincio zu Rom.
Täglich zur Nachmittagsftunoe
Giebt sich Rom ein Stelldichein
Auf des Pincio weiter Runde
Scharenweise und allein.
Luftig, ja, beinah verschrien
Tanzt der Italiener schnell
Nach dem Takt der Melodien
Verdis seine Tarantell'.
Kinder jubeln, schrein und singen
Voller Lust und Munterkeit;
Vögel zwitschern drein und fingen
Märchen sich aus alter Zeit-
Einsam zieht so mancher Weise.
Eingekehrt in sich allein
Seines Denkens stille Kreise
Bei der Sonne Abendschein.
Auf des Pincio alter Mauer
Lehn' auch ich zur Abendstund':
Seh' in heilig frommem Schauer
Roms geschichtlich' Hintergrund,

Bis die Sonne blutig strahlend
Hinter dem Sankt Peter steht.
Einmal noch die Zinnen malend
Goldig . . . und dann untergeht!
Ein Gegenstück dazu aus der Heimath:
Die Marienkirche.
Danzig, meine Vaterstadt,
Kirchen und Kapellen hat;
Doch die schönste ist von allen.
Die am Meisten mir gefallen.
Wird Marienkirch' genannt,
Hochgeschätzt im Vaterland.
Die Umgebung Danzigs gleicht
Stambul und Neapel leicht.
Erscheint sie uns im Frühlingskleide,
Blumen gleich wie Sammt und Seide;
Palmen gleich am Weichselstrom
Erhebt sich der Mariendom!
Ueber Kuppeln, Zinnen her
Ragt sie aus dem Häusermeer:
Baudenkmal aus frommer Zeit,
Zeuge für die Ewigkeit.
Die Marienkirche hat
Danzig, meine Vaterstadt.
Herr Mirau scheint aber nicht nur aus Danzig, sondern auch aus Langenau gebürtig zu sein. Wenigstens, so weit das Gedicht Giltigkeit hat, das sich „Mein Langenau" nennt; eine Perle der Heimathkunst:
An der Weichsel Strand
Liegt mein Heimathland;
Meine Wiege stand
An Dorfesrand,
Wo die Au so grün
Und die Linden blühn;
Dahin, dahin möcht ich ziehn!
Denn auf weiter Au
Ich nichts lieber schau
Als die Heimath Langenau!
Lieblich schauen dort
Bäume aus dem Ort,
Die in seinem Schoß
Stehen klein und groß;
Gärten schließen fein
Haus und Hof mit ein.

Hingestreckt im Sonnenschein.
Ja, auf grüner Au
Ich nichts lieber schau
Als die Heimath Langenau!
An des Dorfes Fuß
Schlingt sich Bahn und Fluß,
Wo die Wäscherin
Spannt Linnen hin;
Wo das Wasser blitzt
Mit der Angel sitzt
Knabe vor dem Wind geschützt.
Ich nichts lieber schau
Als die Heimath Langenau!
Winters, wenn es schneit.
Und zur Sommerszeit,
Wenn die Sonne brennt
Am Firmament,
Manches junge Paar
Liebt sich treu und wahr;
Und so bleib' es immerdar!
Drum auf grüner Au
Ich nichts lieber schau
Als die Heimaih Langenau!

Der Band enthält noch viele Perlen. Seien wir genügsam und schließen wir mit der, die den poeta lanreaML vom Boulevard Callao auch als Geschichtphilosophen zeigt:

Der kölner Dom.
Wer hat ihn aufgebauet.
Den hehren Gottesdom
Das Denkmal großer Zeiten
Am heilig' deutschen Strom?
Als Flauenlreu noch blühte
Und deutsche Redlichkeit,
Da baut' man ihn als Denkmal
Der deutschen Frömmigkeit.
Die guten Sitten schwanden.
Das Deutsche Reich zeifiel
Durch PseudoPhilosophen
Mit ihrem falschen Spiel.
Als dann die Kaiserkrone
Geschwunden war vom Rhein,

Da schliefen auch die Bauten
Am kölner Dome ein.
Da kam ein guter König
Bon milder Sinnesart
Und hat Zum Weiterbauen
Das Voll um sich geschaart.
Und als das Werk vollendet
Sich spiegelte im Rhein,
Da setzie Gott auch wieder
Den Deutschen Kaiser ein!
Spinnen wir diese Philosophie weiter aus, so gelangen wir zu der nicht
ganz gleichgiltigen Erkenntniß, daß ohne die Vollendung des kölner Domes
Herr Leo Mirau nun und nimmer vom Gesandten des Deutschen Kaifers eine
Botschaft vernommen hätte, die der Kanzler des Deutschen Reiches im Aller-
höchsten Auftrag von Berlin nach Buenos Aires gelangen ließ.
Dresden. Otto Julius Bierbaum.
n jedem anderen Kulturstaat wäre es unmöglich, in jedem anderen Land
würde man wohl Haarkünstlern, Oberkellnern und Cirkusreitern, nicht
einem ästhetisch verfeinerten Professor ein solches Sprachgemengsel verzeihen.
„Voila tont, up to äate, tont «omins nous; elegante Farben, char-
manter Autor, aparte Nuancen, gentilere Empfindung. Embarasfirt, important,
eine Croute, Deroute. Changiren, lanciren, goutiren, brilliren, penibel, outrirt,
Importeur, Affaire, Negligeance, Nonchalance, Marchand-Amateur." Nicht in
der eilig hingeworfenen Plauderei eines abgehetzten Berichterstatters ist Dies
und Aehnlickes zu lesen: das soeben erschiene Werk ist ein ernstes und wagt,
ein kunstk.' chzchw.ches ^rod von einer ncuen Seite anzupacken; der Ver-
fasser setzt seinen Ruf aufs Spiel und Uttel, seine Ansichten „wenigstens
als sehr überlegt zu betrachten". Mit Ausnahme des versagenden Sprach-
gefühles ist das Buch gut geschrieben; ein angenehmer Stil, oft leicht dahin-
fließend, oft markig. Geradezu vollendet schön, einfach und vornehm ist die
Ausstattung; von erlesenem Geschmack der Einband, mustergiltig der Druck,

Was wir gestatten.

die Anordnung, die Verkeilung. Es war eine^physische Frcude, diese satt,
rothen Bände in den Händen zu halten, es war ein Stolz, dieses Werk zu
besitzen. Dann, beim Lesen, fast auf jeder Seite ein körperliches Mißbehagen,
als würde daneben gesungen, als würde Einem Speisen auf fettfleckreichem
Tischtuch vorgesetzt, als führe Jemand mit einem Schieferstist senkrecht über
die Tafel. Und ich frage mich: Wie ist Das möglich?
Die deutsche Sprache hat eine viel größere Wortfülle als die französische
und bietet an neuen Ausdrucksmöglichkeiten wahrlich genug. Die Fähigkeit,
anschauliche Wortverbindungen zu schaffen, ist ihr beneideter Vorzug. Natür-
lich hat auch die reichste Sprache hier und da weniger günstige Prägungen
eines Begriffes als die anderer Länder. Die einander entsprechenden Worte
decken sich nur zum Theil; darauf bezuht die Schwie:igkeit, die Kunst einer
Übersetzung. Einem Franzosen, der Deutsch und Englisch behe:rscht, würden
beim Schreiben oft klarere, lebendigere Worte aus den anderen Sprachen ein-
fallen. Das unbestreitbar bessere Wort, auch wo^es im Französischen ver-
ständlich wäre, läßt er weg, denn er weiß, daß es dem Satz nicht nützt, sondern
schadet, daß jeder fremde Laut die Klangreinheit zerstört. Mit glücklichen
Modellirungen ist das Französische^verschwenderisch ausgestattet. Ich bin nicht
sicher, ob derKunftprofeffor, den ich^meine, mir in der Kenntniß dieser Sprache
überlegen ist; mehr bewundemund lieben kann er sie nicht. Ehren wir ihren
durchsichtigen Glanz, ih:e geschliffene Feinheit, indem wir von^ihr lernen;
mit entliehenen Brocken schänden wir^nur die eigene Sprache.^ Das veredelt
nicht, als gösse man kostbar femigen Wein in ein noch junges, dünnes Gewächs.
Das wirlt wie ein Tropfen Tinte in eimm Glas Milch: der Trank wird schmutzig.
Gewiß ist es bequem, halbwegs eingebürgerte Ausdrücke wie „Couliffe",
„desperat", „Retouche", „Pose", „frappant" zu benutzen. Wer seine Sprache
liebt, giebt sich die kleine Mühe, sucht und findet den richtigen Ausdruck.
Unter der übergroßen Fülle der von meiner Hand angestrichenen Worte ift
mM^M^^dLA gewM wurde, weil der Schreiber einer Wiederholung^, einem
ungefälligen HleichZIang ausweichen wollte: o^br^chtSHerade das Fremdwort
emen Mißton hervor. So etwa (es klingt unwahrscheinlich): ..Eleven entliefen".
Eine dem Werths entsprechende Aufnahme ist dem Buch gewordenT^Man
lobt es überall. Mit Recht. Aber leidet denn Niemand unter des Verfassers
unerklärlichem Versagen auf diesem^einen Gebiet künstlerischer Empfindung,
achtet Keiner darauf? Nur^in Teutschland konnte Das geschehen. Bei uns
kommen neunhunderin^.iundncunzig Musik liebende Menschen auf Einen, der
sich an dem Klang, an der Reinheit des Wortes erfreut.
Marie von Bunsen.
LS

Gedichte.*)
Annabel Tee.

^^st ein Königreich an des Meeres Strand,
Da war es, da lebte sie —
kang, lang ist es her — und sie fei Euch genannt
Mit dem Namen Annabel Tee.
Und ihr Leben und Denken war ganz gebannt
In Liebe — und mich liebte sie.
In dem Königreich an des Meeres Strand
Ein Kind noch war ich und war sie,
Doch wir liebten mit Liebe, die mehr war denn Dies —
Ich und meine Annabel Lee —
Mit Liebe, daß strahlende Seraphim
Begehrten mich und sie.
Und Das war der Grund, daß vor Iahren und Jahr
Eine Wolke winde spie,
Die frostig durchfuhren am Meeresstrand
Meine schöne Annabel Lee;
Und ihre hochedele Sippe kam
Und — ach! — man entführte mir sie,
Um sie einzuschließen in Gruft und Grab,
Meine schöne Annabel Lee.
Die Engel, nicht halb so glücklich wie wir,
waren neidisch auf mich und auf sie.
Ja: Das war der Grund (und Alle im Land,
Sie wissen, vergessen es nie),
Daß der Nachtwmd so rauh aus der Wolke fuhr
Und mordete Annabel Lee.
Weit stärker doch war nnsre Liebe als die
Von Allen, die älter als wir —
von Manchen, die weiser als wir —
Und die Engel in Höhen vermögen es nie
Und die Teufel in Tiefen nie,
Nie können sie trennen die Seelen von mir
Und der schönen Annabel Lee.

5) Bei Georg Müller in München erscheint eine neue, stattliche Ausgabe von
PoeS Gedichten. Herr Theodor Etzel hat sie übersetzt. Hoffentlich gewinnt der starke
Dichter der Neuen Welt auch bei uns nun noch mehr Freunde. Von der besonderen,
sorgsamen Art der Uebersetzung sollen drei Proben eine Vorstellung geben.

Kein Mondenlicht blinkt, das nicht Träume mir bringt
von der schönen Annabel Tee,
Zedes Sternlein, das steigt, hell die Augen mir zeigt,
Von der schönen Annabel Lee;
Und so jede Nacht lieg' zur Seite ich sacht
Meinem Lieb, meinem Leben in bräutlicher Pracht.
Im Grabe, da küsse ich sie,
Im Grabe, da küsse ich sie.

Gebet.

Am Morgen, am Mittag, im Abendlicht
vernahmst Du, Maria, mein Lobgedicht.
In Tust und Leid, in Wonne und weh,
Gott-Multer, auch fernerhin mit mir geh!
Als strahlende Stunden heiter entwichen
Und keine Molken den Himmel durchstrichen,
Führtest Du gnädig die Seele mir
Hin zu den Deinen, hin zu Dir.
Nun, da Schicksalsftürme schrecken,
'Dunkel mein Heute, mein Gestern bedecken,
Laß mein Morgen strahlend scheinen
Im holden Hoffen auf Dich und die Deinen.

An das Wissen.

wissen! Du wahre Tochter alter Seit!
Du, deren Auge ändert alle Dinge:
Ein Geier, der das Herz benagt und weit
Ausbreitet des Realen träge Schwinge!
wie sollte Dich der Dichter lieben? wie
Dich weise nennen, die Du so voll Tücke
Den kühnen Himmelsflug ihm hemmst und nie
Den Sternenpfad ihm gönnst zu seinem Glücke?
Triebst Du Diana nicht von ihrem wagen
Und die Dryade aus dem Walde fort
Zu glücklicherm Gestirn, geschützteren Ort?
Und Haft die Nymphe aus der Fluth getragen
Und nahmst dem Elfenvolk und mir den Traum
Im Sommergras beim Tamarindenbaum?

Ldgar Allan Poe.

Anzeigen.
Paul Scheerbart: Kater-Poesie. Ernst Rowohlt in Leizig.
Dem Dichter Paul Schl erbart, der vor zwanzig Jahren dos ersteseiner (bis jetzt) vierundzwanzig Bücher herausgab, ist der äußere Ersolg versagt geblieben. Woran liegt Das? Am deutschen Lesepublikum, das es liebt, jeden Autor auf eine bestimmte Note festzulegen, und dem es nicht gelingen will, Scheerbarts Note richtig zu erkennen. Man merkt, daß hinter seinen Lustigkeiten eine tiefe Weltauffassung steckt, ein Wissen um letzte Wahrheiten; aber man stößt sich an seinem Lachen, an seinen grotesken Einfällen, die dem schwerfälligen Deutschen mit dem „Ernst" der scheerbartischen Probleme nicht vereinbar scheinen. Sie merken nicht, daß sein Humor (Scheerbart ist unter den lebenden deutschen Dichtern der einzige wirkiche Humorist im Sinn Sternes und Jean Pauls) die praktische Anwendung seiner Lebensanschauung ist. Scheerbarts Phantasie, deren Umfang keine Grenzen hat, bewegt sich im Außerirdischen, im Kosmisch-Zeitlosen. Die kleinen Dinge der Erde dünken -ihn unsagbar komisch gegenüber der unausdenkbaren Größe der Welt. Traurigkeit ist ihm Erdenschwere. Darum wählt er die ausgelassenste Sprache und die luftigsten Symbole für Das, waö ihm heilig tst. Das Kleben am Erdboden aber, das Wichtignehmen der irdischen Beziehungen verhöhnt er mit blutigem Spott. (Daher auch seine ‚Anti-Erotik".) Aus diesem Gemisch von anbetender Weltverehrung und schallendlachender Erdironie setzt sich Scheerbarts Humor zusammen; und diese scheinbare Gegensätzlichkeit in seinem Innern versperrt ihm das Verftändniß bei den Deutschen, die Scherz, Satire und Ironie wohl zu schätzen wissen, aber deren tieferer Bedeutung, dem Humor, mit ahnungloser Fremdheit gegenüberstehen. Zum ersten Mal publizirt jetzt Scheerbart ein Bersbuch, das er in richtiger Erkeuntniß seiner europäischen Lessr „Kater-Poesie" nennt. Wer Scheerbart nicht kennt, wird in diesen Gedichten in der That nur Kater-Poesie finden, Ulkverse, die einen fidelen Kreis unterhalten können. Wer aber Scheerbarts Werk im Ganzen kennt. Der findet auch hier, selbst im aböiruftesten Blödsinn noch, die „tiefere Bedeutung" heraus. Selbst im „Jndianerlied", in dem der Dichter mit Denen abrechnet, die seinen Geist nicht verstehen, die seine Bücher nicht kaufen, die ihn selbst, einen unserer feinsten und onginellsten Dichter, in erbärmlichster Noth darben lassen.
München. Erich Mühsam.
Stilanalysen als Einführung in die japanische Malerei. Mit 24 Lichtdrucken. Oesterheld <K Co., Berlin.
Was wird in Europa in so vielen Fällen unter japanischer Malerei verstanden? Meist steckt hinter dem Begriffe nur die Kenntniß und die Werthschätzung einiger Farbenholzschntttte. Mit Kiyonobu, Harunobu, Utamaro, Hiroshige, Hokusai und deren Anhang beginnt und endet die Anschauung. Man forscht nicht nach den Wurzeln, nicht nach der EntWickelung. Dabei bieten Kind« und Mannesalter dev japanischen Malerei die reinsten Ergebnisse der fremden Kultur. In meiner Einführung kommen die soeben genannten Namen überhaupt nicht vor. In der That dürften sie an dem prächtigen Baum der japanischen Malerei kaum bemerkbare Blättchen sein. Ich habe versucht, Wurzeln, Stamm und Ache ein Wenig bloszulegen. Mit der religiös-hieratischen buddhistisch-japanischen Malerei im siebenten

und achten Jahrhundert ift begonnen. Dann folgt die so unendlich bunte, bewegung-
frohe und lebenumfassende Kunst des frühen Mittelalters, eine unerschöpfliche Fund-
stätte altjapanifcher Sitten und Gebräuche. Dann das späte Mittelalter, daS im
Bann der Meister aus der Zeit von Chinas Sungdynastie steht, deren Kultur einen
Höhepunkt in der Gntwickelung menschlichen Geistes bedeutet. Tief beseelte Land-
schaften erscheinen nun zum ersten Mal in Japans Kunst. Die Blüthe der feinen
impressionistischen Schwarzweißkunst bricht an. Auf der Basis dieser Kunstricht-
ungen setzen, erst um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts, die Perioden ein,
deren Schöpfungen in Europa zu einem Theil jetzt so sehr bekannt geworden sind.
Aber auch diese dürften ohne die deutliche Vorstellung des Vergangenen im Grunde
unverständlich sein. Eben so wie die modernere Kunst Europas ohne die Kenntniß
der Gothik und Renaissance niemals wirklich tief erfaßt werden könnte. Seit Be-
ginn des siebenzehnten Jahrhunderts blühen übrigens nicht nur die Schulen, aus
denen die Meister des Farbenholzschnittes hervorgegangen sind. Andere Stile gehen
kraftvoll nebenher: so ein dekorativer, vielleicht dem europäischen Rokoko vergleich-
bar, und ein barocker, der sich einer der Wirklichkeit möglichst nahen Bewältigung des
Gesehenen widmet So viel vom Historischen. Aber mir lag vor Alle« daran, die
Stilprinzipien der japanischen Schulen in ihren Verschiedenheiten und Gemeinsam-
keiten zu beleuchten. Ich habe mich um die japanischen Lösungen der Raum-
Farben-, Bewegung' und Linienprobleme bemuht. Nur der Anfang konnte gemacht
werden, da fast jegliche Vorarbeit fehlt. Erst wenn die japanische Kunst ein voll-
wichtiges Glied der Weltkunstgeschichte bilden wird, erst wenn man ihre Meister-
werke bei Foimulirung ästhetischer Gesetze nicht mehr übersehen darf, ift hier Aus-
führlicheres zu leisten. Aus allen Zeiten japanischer Malerei habe ich typische Bei-
spiele zur Analyse ausgewählt. Da wird von der starren Linien spräche und der
weltenfernen Erhabenheit der altbuddhistischen Malerei gesprochen, von der euro-
päischer Gewohnheit geradezu entgegengesetzten Perspektive der mittelalterlichen Il-
lustratoren mit ihrer Freude an überraschenden Bewegungen; ich versuche, den Zu-
sammenhang zwischen chinesischer Kalligraphie und der chinesisch beeinflußten Malerei
aus der Zeit der AMagashogune aufzuzeigen. Alle diese Untersuchungen sind heute
leichter geworden durch die wunderbaren Sammelwerke, in denen die Japaner ihre
Kunst der staunenden Welt offenbarten. Diese Publikationen, vor Allem die «ToKKa"
und die „Lslseteä Nslies japari^se ^.rt". liegen in den Bibliotheken der
größeren deutschen Museen aus.

Halensce. ^ Dr. pdil. William Cohn.

Dl! darfst ehebrechen! Eine moralische Geschichte. Verlag von Erich Reiß
in Berlin.Westmd.

Ich möchte, daß dieses kurze Büchlein von möglichst Vielen gelesen würde,
nicht nur von „allen guten Ehemännern", denen es gewidmet ist, sondern auch
von allen guten Ehefrauen und solchen, die es sein oder werden wollen. Es ist
in ihm versucht worden, au einem möglichst keuschen Beispiel die ideale Thorheit
(„Lügen" nannte der alte ehrliche Ibsen so Etwas) der absoluten Treue des Mannes
in der Ehe «.dsm-äuiQ zu führen Nicht Libertinage sollte, wie in den Romauen
der jungen Russen, in diesem Büchlein gepredigt werden; sein böser Titel heißt:
„Du darsft", nicht: ^Du sollst ehebrechen!" Auch daß die strenge, reine Monogamie

im Zusammenleben der Geschlechter nach wie vor .das Ideal" sein und bleiben
soll, wird hier nicht angefochten noch die Notwendigkeit von konventionellen Lügen
im Gesellschaftleben bestritten. Die Ehe als eine staatliche Institution bedarf nach
außen hin deS Nimbus der völligen Monogamie; und was hilft es, sich über
Heuchelei zu entrüsten, wenn eben die Gesellschaft als Staat diese Heuchelei verlangt
und gesetzlich stabilirt? Diese Schrift will die Ehe nur mit Rücksicht auf die Beiden,
die sie vereinen soll, betrachten und will darum, dem Leben nachgehend, die un-
bedingte Treue als sittliche Forderung in der Ehe um ihren Kredit und ihr An-
sehen bringen und statt ihrer die unbedingte Freundschaft zwischen Ehegatten als
Grundstein für eine glückliche Ehe legen und verlangen. Unter Ehegatten versteht
dieses Büchlein zwei freie Menschen, Mann und Weib, die Jahre, ja, Jahrzehnte
lang möglichst glücklich zusammenleben wollen, ohne ihre Eigenart aufzugeben oder
zu opfern. Daß der Ehebruch der Frau dieses glückliche Freundschaftverhältniß
meist trüben, ja, zerstören wird, weil er Folgen zeitigt oder jedenfalls jeden Augen-
blick zeitigen kann, ist eine vom Standpunkt der Gleichberechtigung der Geschlechter
vielleicht beklagenswerthe, aber in der Wirklichkeit heute bestehende Thatsache. Wer
daran Etwas ändern will. Der muß auf den Boden des Mutterrechts zurückkehren,
auf den wir am Ende wieder in kommenden Jahrhunderten gelangen. Für unser
Leben heute jedoch sind Dies noch Utopien und als solche unpraktisch und unfrucht-
bar. Daß aber der Ehebruch des Mannes, wenn er passirt ist, das Freundschaftver-
hältniß zwischen Mann und Weib in der Ehe nicht dauernd vernichten soll, indem
er dem Mann einen Makel und der Frau eine Waffe giebt: Das soll diese kurze
„moralische Geschichte" lehren. Und soll damit helfen, die geringe Zahl der glücklichen
Ehen in Deutschland zu vermehren und die banalen Qualen der gewöhnlichsten Ehe-
zwistigkeiten („qusrsUes allsmanäss" nennt sie der beste Kenner unserer Schwächen,
der Franzose) zu vermindern, indem es ihren wichtigsten Grund wegzuräumen versucht.

Kaiserswerth am Rhein. Herbert Eulenberg.

Parade«Gala-Vorstellung", wie es im Jargon der Manege so schön
„s^s heißt. Jnszenirt vom Reichskanzler Fürsten Bülow, dargestellt von zwölf
hervorragenden Mitgliedern der Hoffinanz und Großindustrie. Der Cirkus Schu-
mann sieht recht häßlich aus; er ist zwischen die alten Häuser des csulrrtior latiri
geschoben und hat keine Front. Ein Cirkus gehört auf einen freien Platz; aber
die Stätte, wo einst Ozeana Renz ihre Triumphe feierte, sollte ursprünglich den
profanen Zwecken einer Markthalle dienen. Das war Strousbergs Plan; schließ-
lich ist ein Cirkus draus geworden. Dahin riefen am zwölften Juni Riesenplakate:
„Oeffentliche Kundgebung zur Reichssinanzreform." Die Tribüne war zur Königs-
loge gewandelt. Dort thronten die Herren der Millionen. Geheimrath Rießer prä-
fidirte. Das klangvolle Pathos des geistlichen Oberhirten der deutschen Banken
und Bankiers fügte sich schön in die Rolle des Heerrufers. Gewaltig dröhnte die
Rede und hell schmetterte der Beifall. Auf diesen Ton waren alle Reden gestimmt;
bis auf eine. Die hielt Herr Emil Kirdorf aus Gelsenkirchen. Der brachte trockene
Ziffern, die aus der Bilanz seiner Gesellschaft stammten. Deren durch Steuern

LH

Hansa.

und soziale Pflichten bedrängte Lage wollte erzeigen. KeineMttmentale Arbeiter-
Politik, sonst fressen wir uns selbst auf. So ungefähr war der.Nefram. Der paßte
natürlich nicht zu der Stimmung: „Es braust ein Ruf wie^Donnerhall"; und'Kir-
dorf machte Fiasko. Aber seine Rede war eigentlich die vernünftigste, die man
gehört hat. Emil Kirdorf bleibt stets ein Aufrechter. Und läßt sich nicht von den
Wogen der Begeisterung ins Land Utopia tragen. Trotzdem wird auch er .cm die
als gut erkannte Sache den letzten Hauch von Roß und Mann setzen" (wie Herr Ge-
heimrath Emil Jacob, wohl in seliger Erinnerung an den vorwärtsbringenden Spe-
diteurberuf, wundervoll sagte). Nur liegt dem Gelsenkirchener mit der harten Sprache
der Wohllaut der Phrase nicht so parat mieden gewandten berliner Toaftrednern.
Das Ergebniß der Protestkundgebung war zunächst die Gründung des „Hansa-
bundes für Gewerbe, Handel und Industrie". Sein Zweck soll sein: .Im gemein-
samen Interesse der drei genannten Stände alle gegen dieselben (so ftehts leider in
der Resolution) gerichteten Angriffe und Schädigungen abzuwehren; ferner positive,
zum Schutz dieser Stände dienende Vorschläge zu machen; und auf Ausgleichung
von Gegensätzen in den eigenen Reihen hinzuwirken." Der Hauptzweck war na-
türlich, eine Kampfesorganifation gegen den Bund der Landwirthe zu schaffen.
Hie Schumann, hie Buschmann! Am ach zehnten Februar 1893 wurde im berliner
Tivolisaal der agrarische Bund gestiftet. Damals schwang Caprivi das Szepter;
ihm galt der Haß der Agrarier; den Reichskanzler machten sie für das Sinken
der Getreidepreise verantwortlich. „Wir müssen aushören, zu klagen: wir müssen
schreien? Wir müssen schreien, daß es das ganze Volk hört, daß es in die Par-
lamente und Ministerien dringt; wir müssen schreien, daß es bis an die Stufen
deS Thrones vernommen wird!" So stand es im Aufruf des Gutspächters Rup-
recht an die Bauern. Und der Bauernbund ist mächtig geworden. Doch die Hybris
packte die Agrarier; im Steuerkampf ließen sie es auf eine Kraftprobe ankommen.
Und Bülow sagte: „Genug." Die antiazrarische Liga ist mit Wissen und Willen
der Verbündeten Regirungen geschaffen worden. Die Träger tönender Titel und
funkelnder Orden hätten ihrer loyalen Gesinnung kein Opfer zugemuthet; sie wußten:
diesmal gehts mit dem Kanzler gegen die Opposition.^ I
„Durch eigene Kraft und durch Verträge mit mächtigen Fürsten verstand
eS die Hansa, sich gegen die Neberfälle und Angriffe der Raubritter zu schützen und
sich von allen lästigen, den Verkehr hemmenden Rechten und Mißbräuchen zu be-
freien" : so heißt es von dem alten Hansabund, der im Mittelalter den Handel schützte.
Vornan standen die Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig; aber die
Macht der Hansa umfaßte den gesummten Handel zu Wasser und zu Land. Im
Westen der Stahlhof in London, im Norden Wisby auf Gotland, im Osten der
Petershof in Nowgorod: die Vorposten deS großen Städtebundes. Wahrung ge-
sicherter Fahrt auf Land und See; schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitig-
keiten zwischen einzelnen Bundesstädten; Aufrechterhaltung der Ruhe im Inneren
der Städte: Das war das Programm des Hansabundes. Handel und Schiffahrt
gediehen; und der Bund kämpfte mit scharfen Waffen gegen alle Konkurrenz. Die
Hansemänner des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts waren kriegerische Kauf-
leute. Aristokraten, die von den demokratischen Zünften nichts wissen wollten (der
neue Hansabund vereinigt Großindustrie und Handwerk, als ob es nie einen Gegen-
satz zwischen Großkapital und Kleinbetrieb gegeben hätte). Aber die Einigkeit hielt
nickt lanae Bald stritten die Städte wider einander, weil eine eisersüchtig auf die

Privilegien der anderen war. Lübeck hielt sich am Längsten. Dann fiel eine Stadt nach der anderen vom Bunde ab. Zuerst die Niederländer, später England und die deutschen Vorposten. 1627 war der letzte Hansetag. Der „kömgliche Kaufmann" verschwand und an seine Stelle traten das Reich und die Landesfürsten, die sich um kaufmännische Interessen nicht kümmerten. Der stolze Handelsherr, der als Bundesgenosse im Kriege gesucht wurde, sank zum „Krämer" herab. Mit der politischen Bedeutung des Kaufmannes war es vorbei. Die Hansa war eigentlich also die erste und letzte politische Organisation des Handels. Hier waren die Kaufleute SubM der Politik; seitdem sind sie nur noch Objekt der Staatskunst gewesen. Die Wahl des Namens Hansa könnte also eine besondere Tendenz des neuen Bundes andeuten. Will man die Tage der Wittenberg und Wullenweber wieder aufleben lassen und dem Handel zu königlichen Ehren verhelfen? Oder ist auch dieser Name nur Schall und Rauch? Die That muß es lehren. Die wollen wir abwarten.
Die alte Hansa ging an der Zwietracht ihrer Mitglieder zu Grunde. Daran sollen die neuen Hanseaten denken. Der neue Bund umschließt die heterogensten Elemente: Großindustrie und Handwerk; Prinzipale und Angestellte; Hochfinanz und Kleinbankiers; Industrie und Zwischenhandel; Schutzzöllner und Freihändler. Können die Feinde von gestern Freunde werden? Der Gedanke des Zusammenschlusses ist gut. Man kann eine so starke Organisation wie den Bund der Landwirthe nur mit gleichen oder ähnlichen Waffen bekämpfen; aber eS fragt sich, ob die Fundamente der Trutzfestung nicht zu breit angelegt sind. Die Städte schließen sich gegen das Land Zusammen. Gut. Aber auf dem Lcmd gebietet nur ein Stand (der Gegensatz zwischen Großgrundbesitz und Bauernschaft wird im Kampf um die agrarische Vorherrschaft kaum fichtbar) und die wirthschaftlichen Faktoren des städtischen Bodens sondern sich in viele Gruppen. Wer hat den Hansabund begründet? JndemVerzeichniß der Handelskammern, Korporationen, Verbände und Vereine stehen ungefähr vierhundert Namen. Nur ein kleiner Theil war im Cirkus Schumann offiziell verireten; die anderen haben sich mit dem Vorgehen gegen die Steueranträge des konseroativ'klerikalen Kartells wohl solidarisch erklärt. Die sechstausend Simultanwähler aber waren zum großen Theil Angestellte der Banken, denen der freie Sonnabendnachmittag Gelegenheit zur Bekundung ihres Interesses an der Reichssinanzreform Kot. Für die Richtigkeit dieser Vermuthung läßt sich ein ziemlich gewichtiges Argument anführen: als der Vorsitzende deS Deutschen Bankbeamtenvereins erklärte, die Angestellten marschirten mit ihren Chefs, antwortete der lauteste Beifall. Und neben mir hörte ich ein bekanntes Mitglied der berliner Hochfinanz zu seinem Hamburger Nachbar sagen: „Da zeigt sich, wer heute den Ausschlag giebt." Die Gründung des neuen Bundes war freilich nur ein symbolischer Akt; denn die feste Struktur soll das Gebilde erst noch bekommen. Möge sie wirklich fest und dauerhaft werden! Einstweilen erfahren wir, daß eine „überaus rührige Thütigkeit" entwickelt wird und daß aus allen Theilen des Deutschen Reiches, von allen politischen Parteien, aus allen Kreisen des Handels und Gewerbes Zustimmung und Beitritt erklärt worden ist. Die in Handel und Industrie thätigen Frauen (mehr als zwei Millionen) verwahren sich gegen den Versuch, sie zu „Heloten der Arbeit" zu stempeln, und verlangen, daß man sie als „gleichberechtigte Mitglieder" in den Hansabund aufnehme. Alles sehr schön; wohin aber geht die Reise? Sicher ist nur, daß der Arbeiter andere Ziele hat als der Unternehmer; daß er seine Abhängigkeit von der Dividende noch nicht erkannt hat und sich deshalb um Kotirungsteuer und alle

anderen Besitzsteuern wenig kümmert; daß in seinen Augen der Hansabund nur
ein neuer Arbeitgeberband ist. Wer hat die Proteftversammlung einberufen? Der
Centralverbaud der deutschenBankiers und der Centralverband deutscher Industriellen.
Das sind Vertretungen, die Sonderinteressen zu wahren haben. Unter ihrer Aegide
aber soll Einigkeit im Kampf gegen die Agrarier herrschen. Wird Das möglich
sein? Eine umfassende Organisation der Unternehmer gegen den Terrorismus der
Arbeiterverbände wäre nützlich; ein Jnteresfentruft, der Prinzipale und Angestellte
umfaßt, muß seine Lebensfähigkeit und Wehrmacht erst beweisen.
Wenn der neue Hansabund sich darauf beschränkt, praktische Politik zu treiben,
so kann er Nützliches Nucken. Er mag schreien, daß es das ganze Volk hört; daß
es in die Parlamente und Ministerien dringt; daß es an den Stufen des Thrones
widerhallt: wie Handel, Gewerbe und Industrie bei Seite geschoben worden sind
durch eine Partei, die nicht den dritten Theil des deutschen Volkes hinter sich hat.
Mit zähem Fleiß und ernstestem Aufwand geistiger und physischer Kraft ist das Ge«
bäude der deutschen Industrie errichtet worden. Nicht die Agrarier haben Deutsch-
land zur wirtschaftlichen Weltmacht erhoben, sondern die Leute, die in den Par-
lamenten als quÄQtit^ »s^Ii^eadle betrachtet werden. Man sehe nach, wie viele
Vertreter von Handel und Industrie m Reichstag und Landtagen sitzen, und be-
rechne das Verhältniß der parlamentarischen Vertretung zu der Bedeutung der
drei genannten wirtschaftlichen Gruppen. Das Resultat ist beschämend. Welche
Demüthigungen haben die Kaufleute geduldet, ehe ste zu schreien anfingen! Der
Geschäftsmann sagte: „Ich habe keine Zeit, mich um solchen Mumpitz wie die
Politik Zu kümmern. Mögen die Dinge gehen, wie sie wollen; ich habe von mei-
nem Geschäft den Kopf voll genug." Das ist der Manchesterstandpunkt, der den
Agrariern den Erfolg so leicht gemacht hat. Je indifferenter der Händler und Jn-
dustriemann sich zeigte, desto schärfer ging der Bund der Landwirthe ins Zeug; und
Börse, Handel, Industrie und Gewerbe hatten die Kosten ihrer Passivität zu tragen.
Nun soll es genug sein des grausamen Spiels. Der Hansabund soll den
von ihm vertretenen Ständen die ihnen gebührende Achtung erzwingen. Er muß
zunächst das Verständniß für die Leistungen von Handel und Industrie verbrei-
tern. Der Ausgleich des Gegensatzes in seinen eigenen Reihen wird ihm nicht ge-
lingen. Innungen und gewerbliche Verbände können nicht mit Syndikaten der Groß-
industrie an einem Strang ziehen. Hat Herr Kirdorf, als Vorsitzender des Rheinisch«
Westfälischen Kohlensyndikates, nicht ganz andere Interessen alSHerrEmil Rathenau,
der Generaldirektor der A E'G, oder Herr Nrtmann, der Direktor der Ludwigs-
hafener Walzmühle? Können Kohlenproduzenten und Kohlenverbraucher überhaupt
gemeinsame Sache machen? Kann der Verband deutscher Detailgeschäste mit den
Waarenhäusern in der selben Front stehen? Man kann Oel und Wasser nicht mi-
schen; aber Beides in einem Glas vereinigen. Das muß das Prinzip des Hansa-
bundes sein: keinefruchtlosen Versuche, gewaltsamHarmonien herzustellen; aber Einig-
keit, wo es sich um die Abwehr agrarischer Vorstöße handelt. Herrn Rathenau,
der in der Cirkusversammlung mit zu leiser Stimme sprach, wurde zugerufen:
„Mehr Strom." Diesen Zuruf sollten alle drei „Hansaftände" hören. Mehr Strom;
mehr Energie in der Abwehr aller schädlichen Ungebühr. Das brauchen die Drei. Wenn
der Hansabund die Grenzen seiner Wirkens Möglichkeit richtig erkennt und sich in die-
sem Bezirk kräftig regt, wird er Nutzen stiften. Schweift er aber ins Utopische, so
wird von ihm nur die Erinnerung an eine Cirkuspantomime bleiben. Ladon.

wirthschaftbelastung^)
as gemeinsame Vorgehen zur Abwehrunwirthfchaftlicher Belastung ist erfreulich.
Deshalb die Veranlassung (bedenkliche Anträge der Reichsfinanzkommission) fast
willkommen. Abwehr am Nöthigsten für Bergwerks-und Hüttenindustrie („schwere"),na-
mentlich Bergwerke. Deren Belastung ganz besonders schwer durch bedenklich zuneh-
mende unmittelbare Lasten (Steuern und Kosten der Arbeiterfürsorge); aber noch mehr
durch die mittelbaren Lasten, die eine übertriebene und falsch verstandene soziale Gesetz-
gebung und berg- und gewerbepolizeiliche Bestimmungen ihr auferlegen.
An Zahlen, möglichst knapp, meiner Gesellschaft (der Gelsenkirchener Bergwerks.
Aktien»Gesellschaft) will ich die bedenkliche Steigerung dieser Lasten zu zeigen suchen.
Die GBAG gehört zum günstigeren Durchschnitt des niederrheinisch-westfklischen
Kohlenrevieres; die Zahlen vieler anderen Gesellschaften und GewerZ schaften ergeben ein
noch trüberes Bild. Die Gesammtlasten der GBAG an Staats-, Gemeinde-und an-
deren Steuern betrugen nebst den durch die soziale Gesetzgebung bewirkte«:
im ersten Jahr 1873 Mk. 104 235,92 oder 4,63 Vo des Reingewinns
1880 „ 173 106,70 „ 16,24«/«
1890 „ 742 813,32 „ 18,38 «/o
1900 „ 2 228 528,77 „ 23,64 Vo
1907 „ 6 004 020,39 „ 34,76«/«
1903 „ 7 065 595,43 „ 54,13«/°
also 1908 gegen 1907 rund 1060 000 Mark mehr bei fast unveränderlicher Erzeugung
und Arbeiterzahl, während bei den Steigerungen der vorher genannten Zeitabschnitte
5) In der Versammlung, deren Ergebniß die Gründung des Hansabundes war,
hat auch der Geheime Kommerzienrath Emil Kirdorf gesprochen, der dem Kohlensyn-
dikat und der Gelsenkirchener Bergwerks«Aktiengesellschaft vorsitzt. Nicht so gesprochen,
wiees der inden Cirkus Schumann gepferchten Menge gefiel. Nichtmitdem Bazarpathos
der Jacob und ähnlicher „Volkswirthe" (die das Volk doch nie bewirthet haben). Solche
Nichtsalsrcdner, die zuerst Geld gehäuft haben, seitdem Herumschwatzen, in Ministerien
für sich und ihre Klienten sorgen, die widrigste Personalreklame treiben und die beste
Sache kompromittiren,fanden „stürmischen"(noch netter klingt: „nicht k nden wollenden")
Beifall. Der stärksteOrganisatordeutscherJndustriewurdedurchhöhnendeZwischenrufe
und Zischen gröblich gemahnt,sein e ungefällige Rede zu schließen. Ein böses Om en. Wenn
eine Agrarierversammlung den Geheimrath Adolf Wagner niederschreit, wirds, alsein
pöbelhaftes Verbrechen, in der liberalen Presse hart gerügt. Daß Bankbeamte und Händ-
ler den Geheimrath Emil Kirdorf unanständig behandeln, ist nur natürlich. Erstens:
Leiter des Kohlensyndikates, von dem man immer gehört hat, daß es die deutscheNation
schnöd bewuchere. (Tollten dieLeiter, die hellflenKöpfc unseres Großgewerbes, wirklich
nicht so weitsichtig sein wie der jüngste Redakteur irgendeines Handelstheiles?) Zwei-
tens: Bergherr. (Ist er zwar nicht, sondern in Gelsenkirchen mit Gehalt und Tantieme
angestellt; gegen Einen, den man in die Front der frech einsäckelnden Schlotjunker reiht,
polemisirt sich aber bequemer.) Drittens: nicht „voll und ganz" für die Erb an fall st euer
(in der seit acht bis zehn Wochen jeglicher wahrhaft liberale Mann in Stadt und Land
doch dasSchibboleth erkenrcn muß: das erlösendeWort, das, auch wenn der ganz dazu
passende Begriff fehlt, den Ephraimiten durch die Steuerfurt Hilst). Und viertens gar
Gegner einer „dem Bewußtsein des christlichenStcmtes genügenden Sozialreform." In

für die Gesammlzahlen die Vermehrung der Arbeiterzahl zu berücksichtigen ist. Betrachtet man die gewaltige Steigerung im letzten Jahr, so wird noch greller beleuchtet, wie dieseLaften der sozialen Pflichten fürdengesammten niedezrhemisch-westfälischen Bergbau gestiegen sind, wenn ich nach dem Bericht des Vorstandes der Sektion L der Knoppschaft-Berufsgenossenschast für 1908 anführe, daß diese Lasten im Jahr 1908 betrugen 40 044 991,31 Mark gegen^9 174176,54 Mark, also in einem Jahr rund 11 000 000 Mark mehr, die zum weit überwiegenden Theil durch die neugeregelten Knappschaftsatzungsn entstanden sind. Solche Erscheinung sollte warnen vor leichiherzigen Gesetzesänderungen, Wieste die vorgelegteReichsversicherungordnungplant,gegen die nurnachdrücklich Einspruch erhoben werden kann. .
Lege ich der Lastenlerechnungmeiner Gesellschaft aber die Vermehrung der Steuern zu Grunde, die durch den fünfzigprozentigen Landesfteuerzufchlag und die durchweg erhöhten Gemeindeumlagen im laufenden Jahr eintritt, so würden sich für 1908 633 655,84 Mark oder 4,09 Prozent des Reingewinns mehr ergeben haben; fetze ich ferner hinzu den Einfluß einer Kotirungfteuer (gegen die wir hier nachdrücklich Einspruch erheben und die nicht, wie ihre Urheber darstellen, eine Besteuerung des mobilen Kapitals, fondern nach der Art ihrer Erhebung eine weitere Belastung der wirthschaftlichen Betriebe fein würde) mit 740 000 Mark oder bei unserem vom ersten Januar 1910 an arbeitenden erhöhten Kapital von 156 Millionen mit 866 750 Mark, so ergiebt sich eine weitere Abgabenlast von 5,67 oder 6,65 Prozent des Reingewinnes. Mühte dieGBAG außerdem den beantragten Kohlenausfuhrzoll auf sich nehmen, so würden die Lasten weiter um 1 099 051 Mark oder 8,43 Prozent steigen. Ein Jahr mit den Ergebnissen des bie Wolfsschlucht! Herr Kirdorf ist der schlichteste, ernsteste, bedürsnißloseste Mann, der sich erdenken läßt. Sein Leben ist Arbeit; der ländlichen Ruhe auf dem Streithsf, wo er sich, bei Mülheim, fast wie ein wohlhabender Landwirth angesiedelt hat, wird er kaum sroh. Glaubt ein Verständiger, daß dieser Mann, ders nicht einmalzn wirklich großem Vermögen gebracht hat, für seine Tasche, seine Tantiemen sorgt, wenn er vor einer Sozialpolitik warnt, die dem deutschen Gewerbe schließlich die Konkurrenzfähigkeit schmälern müßte? Verkennt ein nicht völlig Blinder, daß solche Männer, die rastlos neue, lohnende Arbeitgelegenheit schaffen, für Deutschland wichtiger sind als Profefssren, Redner und Schreiber, die aus Anderer Beutel die Mthsäligen und Beladencn füttern und entlasten wollen? Der Lorber, der dem Sozialreformator lohnt, hängt heut so niedrig, daß der SpazirgKnger ihn ohne Anstrengung pflücken kann. Und wir sollten uns, mag unser Glaube auch in andere Richtung streben, eines Mannes freuen, der denMuth hat, einer an demagogische Schmeichelrede gewöhnten Masfe rüZhaltl-os seine Meinung zu sagen. Sollten stolz auf einen Mann sein, der, statt nach Schätzen und Ehren zu gieren, sich mitderSingularehre bcscheidet, der deutschenJnduftriegegenFeindschaft und Kurzficht den Weg in lichte Zukunft zu bahnen. Da Airdorfs Rede in den meisten Zeitungberichten ins Unverständliche verkürzt war und besonders seine Ziffern (die beweisen, welche ungeheureLastStaatund Gemeinde einer Aktiengesellschaft aufbürden) mir ernster Beachtung Werth scheinen, habe ich den Geheimrath ersucht, mir den Text zur Veröffentlichung zu schicken. Er hats gethan und demBegleitbriefden Satz hinzugefügt: »Am Schluß der Rede, deren Entwurf ich Ihnen sende, habe ich mich gegen die Erbanfall-Peuer gewandt, der ich eine Vermögenssteuer vorziehen würde, abererklärt, daß ich trotzdem für die der Versammlung vorgelegte Resolution stimmen werde,weilderen Wirkung durch Widerspruch oder Stimmenthaltung geschwächt werden könnte."

Jahres 1908 winde also, nach Maßgabe der bestehenden Steuer- und anderen Gesetze
und der jetzt geplante«Steuern, derGBAG eine Abgabenlast von 53,18 V« ^ 4,09-j-
5,67 ^- 8 43 72,37 Prozent deS Reingewinnes auferlegen. Wenn man den Gewinn
des Jahres 1908 um die eingetretenen und drohenden vermehrten Lasten verringert,
würde der Prozentsatz der Gesammtlasten 88,46 Prozent betragen.
Solche Zahlen enthalten wohl an sich die deutlichste Warnung vor weiterer Be^
laftung der wirtschaftlichen Betriebe dieser Art.
Zur Frage des Kohlenausfuhrzolles will ich nur kurz die Zahlen ergänzend an-
führen, die sich nach der Ausfuhr des Rheinisch Westfälischen Kohlensyndikates sür dieses
und nach der gescunmtendeutschenKohlen-und Brennstoff-AuSfuhr im Jahr 1908 erge-
ben würden. Das Kohlensyndikat würde 14 212 500 Mark, der gesammte Kohlenberg-
bau 28 033 842 Mark zu zahlen haben. So lange die niederrheinisch-westfSlische Kohlen-
induftrie geeinigt bleibt, müßte sie diese Last in dem Umfang, wie sie zur Aufrechterhaltung
ihrer Betriebe die Ausfuhr nicht entbehren kann, auf den Jnlandsverbrauch abwälzen,
was eine Vertheuerung der im unbestrittenen Gebiet abgesetzten Erzeugnisse um 3^
Pfennig auf die Tonneergeben würde. Müßte die Kohleninduftrie bei Verfall des Kohlen-
syndikates solche Last neben den geplanten und bestehenden, immer noch wachsenden
Lasten ganz auf sich nehmen, so würde unweigerlich ein großer Theil der Zechen erliegen
und damit eine Weitgreisende wirthschaftliche Nothlage eintreten. Bei der Verhältnis
mäßig günstig arbeitenden G B A G ist der Unterschied zwischen den reinen Verkaufs-
preisen und den nackten Gewinnungskosten ohne jede Amortisation oder AehnlicheS,t>er
trotz dem früher bestandenen vernichtenden Wettbewerb im Durchschnitt der Jahre immer
noch über 3 Mark für die Tonne betrug, in den letzten vier Jahren trotz dem Schutz deA
Syndikates auf 2,40 Mark im Durchschnitt zurückgegangen; die Selbstkosten sind von
4,78 Mark, dem Durchschnitt derJahre 1873 bis 1880, auf 8,39 (imDurchschnitt der letzten,
vier Jahre) gestiegen. Zu betonen ist hierbei noch, daß die in Folge der maßlosen, unbe«
rechtigten Angriffe, die in der Zeit de? Kohlennoth gegen das Kohlensyudikat gerichtet
worden sind, beschlossenen Maßnahmen des staatlichen Wettbewerbes und vor Allem
diegegendas Syndikat gerichteteTarifpolitikunsererIndustrie schwereWundenschlSgt^
ohne dem Staat und dem sonstigen Wirthschaftleben irgendwelche Vortheile zu bieten.
Betrachtet man diese ungeheuerlichen Lasten, die auf der Industrie, besonders
auf der BergwerkSinduftrie ruhen und die bei andauerndem wirtschaftlichen Nieder^
gang zu einem schweren Nothftand führen müssen, so kann an der Berechtigung, dringend'
vor urbedachten weiteren Lasten zu warnen, nicht gezweifelt werden. Gewarnt werden
muß auch vor weiteren gesetzlichen Bestimmungen der angeblichen Arbeiterfürsorge, die
Erschwerungen,Beeinträchtigung und Vertheuerung derBetriebe ohne praktischenNutzen
bringen. Ein traurige« Zeichen war für uns das neuste Gesetz über „die Sicherheitmän»
ner"; einmüthig sprach sich der Bergbau dagegen aus; er fürchtet von diesem «esetz
schwere soziale Gefahr und Vertheuerung der Betriede. Der Kampf um die Seele der
Arbeiter hat unS auch dieses Gesetz gebracht. Mit solcher Stimmung, und Gefühlspoliti5
vernichten wir die Blüthe unseres Wirthschaftlebens; eine unüberlegte, übertriebene
Arbeiterfürsorge schlägt in das Gegcntheil um; sie vernichtet die beste Fürsorge: loh-
nende Arbeitgelegenheit. Eine unbedachte, den wirthschaftliche« Verhältnissen nichts
Rechnung tragende Steuerpolitik aber wird die Quellen zum Versiechen bringen, aus
denen Staat und Gemeinden die größten Einnahmen schöpften.
Rheinelbe-Belstnkirchen. Emil Kirdorf.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Hardcn in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin-
Druck von G. Bernstein in Berlin.